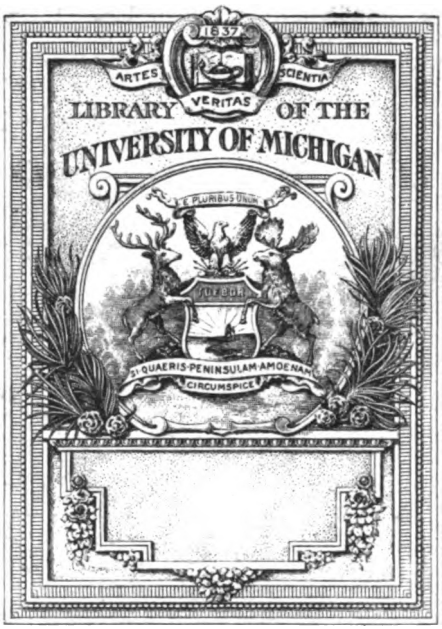
B 1,037,311

Digitized by Google



Digitized by Google

330.6
P94

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertunddreizehnter Band.

Juli bis September 1903.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1903.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

des

113. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Borée, Mittelalterliche Menschen	101
Budde, K., Wilhelm Steinhausen	10
Delbrück, H., Luxemburg 1871	151
—„— Besprechung von Sombart, Der moderne Kapitalismus. — Die deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert	333
Fiedler, H. A., Das amerikanische Unterrichtswesen	177
Goedeckemeyer, A., Die Staatslehre des Thomas von Aquino	398
Hasbach, W., Aus dem französischen Hochschulunterricht	119
Hölzel, M., Ueber Friedrich List	420
Jaeger, G., Die politischen Ideen Luthers und ihr Einfluß auf die innere Entwicklung Deutschlands	210
Koepp, Fr., Aristoteles und Alexander	83
Korwan, A., Besprechung von Ziegler, Das Wesen der Kultur	317
Lendenfeld, R. von, Ueber die Bewegungsorgane der Thiere	443
Luckwaldt, F., Besprechung von Felix Salomon, William Pitt	146
Matthias, Th., Replik zu Sandvoß Bd. 112 Heft III S. 533	152
Metz, A., Besprechung von Bastier, La mère de Goethe	322
Nebe, A., Die Krösussage	459
O. P., Nationalliberale Jugend	381
Rohrbach, P., Besprechung von Hugo Grothe, Auf türkischer Erde	142
—„— Besprechung von Morawitz, Die Türkei im Spiegel ihrer Finanzen	350
—„— Besprechung von Lepsius, Ex Oriente Lux	357
—„— Besprechung von Wagner, Lehrbuch der Geographie	358
—„— Besprechung von Wegener, Deutschland im Stillen Ozean	360
Sacerdote, G., Giosuè Carducci	32
Sandvoß, F., Zur Goethewissenschaft	559
Schacht, H., Besprechung von H. Meyer, Die Eisenbahnen im tropischen Afrika	560
—„— Untersuchungen über die Lage der Angestellten und Arbeiter in den Verkehrsgewerben	564
—„— Jüdische Statistik	567
Schmidt, F. J., Besprechung von Michaelis, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe	140
—„— Besprechung von Natorp, Platos Ideenlehre	550
Schneider, K. C., Vitalismus	276
Schneidewin, M., Der Papst und die Religion	393
Schroeder, O., Vier Gebote	1
Stetten-Buchenbach, L. von, Vom Ende der Reichsritterschaft	481
Schubring, Die Natur in der Kunst	304

149047

Digitized by Google

Besprochene Werke.

Seite

Bastier, La mère de Goethe 322
Gräf, Hans Gerhard, Goethe, Ueber seine Dichtungen 559
Grothe, Hugo, Auf türkischer Erde 142
Lepsius, Johannes, Ex Oriente Lux 357
Meyer, Hans, Die Eisenbahnen im tropischen Afrika 560
Michaelis, Carl, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe 140
Morawitz, Charles, Die Türkei im Spiegel ihrer Finanzen 350
Natorp, Paul, Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus 550
Nossig, Alfred, Jüdische Statistik 567
Rosen, Felix, Die Natur in der Kunst 304
Salomon, Felix, William Pitt 146
Sombart, Werner, Der moderne Kapitalismus; — Die deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert 333
Untersuchungen über die Lage der Angestellten und Arbeiter in den Verkehrsgewerben 564
Wagner, Hermann, Lehrbuch der Geographie 358
Wegener, Georg, Deutschland im Stillen Ocean 360
Ziegler, Das Wesen der Kultur 317

Politische Korrespondenz.

Seite

Rohrbach, P., Ein geheimes Protokoll des russischen Reichsraths über die Finanzen 153
Delbrück, Der Königsmord in Serbien. Oesterreich-Ungarn. Die deutschen Wahlen 161
* Aus Oesterreich 362
Delbrück, Die sozialdemokratische Gefahr. Reform des Reichstagswahlrechts. Reform des Landtagswahlrechts. Klassenjustiz. Papstwahl 369
O. P., Nationalliberale Jugend 381

Digitized by Google

Vier Gebote.

Von

Otto Schroeder.

Das erste Wort, das vom Himmel her den jungen Erdenbürger grüßt, aus frischen Morgenwolken schallt es hernieder: Sei!

Aus welchem Reich die Seele aufgetaucht ist, in welches sie einmal zurücksinken muß, ist ein Geheimniß. Wir glauben Ewigkeit alles Lebens, einen großen, immer bewegten Strom. Wir fühlen seine Kraft und seine Milde. Auch unser bewußteres Sein weiß sich von ihm getragen und gespeist.

Nicht so unverfälscht als Pflanzenkeim und junges Thier oder gar als das Salz aus der Erdentiefe, kommen wir an das Licht der Welt; größere Fähigkeit zum Guten und zum Bösen empfangen mit dem Blut und mit dem Nervenmark wir von unsern Eltern.

Doch einen neuen Ansatz zum Guten bedeutet jeder neu geborene Mensch. Die Mängel der Eltern erscheinen aufgewogen in den Kindern ihrer Lust und Liebe. Mit frischeren Augen schaut die junge Seele in die eben mit ihr sich verjüngende Welt.

Und ist es nicht gerade jetzt wieder, als riefe das scheidende Geschlecht dem heraufsteigenden zu: Seid stärker und klüger und besser und glücklicher als wir! vor Allem: Seid stärker! Die kommenden Jahrhunderte fordern mehr Kräfte als alle früheren, festere und feinere Nerven, ein festeres und ausdauernderes Herz, festeren und reineren Willen. Die Arbeit, die das kommende Alter zu leisten hat, ist vielfältiger und schwerer: es wird ein Wettlaufen sein, wie nie zuvor, auf dem ganzen Erdball, in und zwischen den übervölkerten Ländern; wer nicht mitläuft, wird überrannt. Und ein Aufräumen beginnt unter der Ueberlieferung der Jahrtausende, langsam, unaufhaltsam, — auch die falschen Propheten, die, flach und roh, gegen alle Ueberlieferung sich auflehnen, werden den majestätischen Gang der Geschichte nicht aufhalten —, eine Uebersetzung vollzieht sich uralter Texte in eine ganz neue Sprache; wer hier nicht zu folgen vermag, der bleibt am Wege liegen.

Digitized by Google

Aber auch die Arbeitsluſt iſt allgemeiner heute denn je: man hat begriffen, Nordeuropa und Nordamerika haben es zuerſt begriffen, wie Geſundheit Leibes und der Seele nur aus der Arbeit fließt.

Was irgend den beſonderen Kräften gemäß iſt, das bis an die Grenzen leiblichen und ſeeliſchen Vermögens treiben zu dürfen, iſt Leben, iſt das Glück. Bei ſolcher Arbeit hört man in ſich und in den Dingen verborgene Quellen rauſchen, lernt man ſich verlieren und gewinnen, erfährt man, ob man etwas taugt, ob man iſt.

Der wahrhaft Seiende wurzelt tief in dem Untergrund alles Seins. Er iſt ein großer Empfänger und kann daher ein großer Geber ſein. Aber er iſt empfänglich nur für das ihm Gemäße; darum iſt er immer er ſelbſt und einzig.

Nicht zwei Kinder der ſelben Eltern ſind in ihren Anlagen völlig gleich. Darum bedeutet jeder neu geborene Menſch einen Anſatz auch zu einer neuen Perſönlichkeit, zu einer Individualität. Während des Heranwachſens freilich bildet bei den Meiſten ſich neben der Steigerung einzelner Fertigkeiten eine Verkümmerung edlerer Seelenkräfte heraus: Tyrannen und Knechte, Streber und Schwärmer, Philiſter und Phariſäer ſind mannigfache Abarten des Typus Untermenſch; einer herzhaften Regung des Gemüths iſt Keiner von ihnen fähig, Keiner von ihnen iſt.

Der völlig zu ſich ſelber gekommene Menſch iſt eine glückliche Vereinigung ſtärkſter Gegenſätze: uralt, als ein Widerhall von Jahrtauſenden, und doch ganz jung, eine geſchloſſene Perſönlichkeit und doch nicht fertig, einſeitig und rund, komplizirt und einfach. Was er auch angreife, er greift es mit ganzer Seele an; ſo thut er Alles, was er thut, auf ſeine Weiſe, und iſt genau genommen nur mit ſich ſelbſt vergleichbar.

Das ſchließt nicht aus, daß gewiſſe große Züge allen noch ſo ſtark unterſchiedenen Individualitäten gemeinſam ſind. Der echte Menſch iſt tapfer und ſtolz, großmüthig und freigebig, — lauter weit in die Urzeit zurückreichende Tugenden, deren die Kultur ſich nicht entäußern kann, ohne zugleich ſich ihres Adels zu entäußern.

Nur der ſeines Adels ſich bewußte Menſch iſt; nur er kann ohne Selbſterniedrigung ſich unterordnen, nur er kann grenzenlos lieben, nur er, auch nach den bitterſten Erfahrungen noch, wie ein Kind vertrauen.

SEI.

Digitized by Google

Individualitäten wachsen nicht wild; aber auch wer sie geradeswegs züchten wollte, würde nur Unkraut ernten: aus lange willig geübter Unterordnung ringen sie sich mit Naturgewalt empor.

Im Schatten der Autorität gedeiht die werdende Seele, bis sie reif wird, aus eigener oder fremder Erfahrung selber sich die Gesetze abzulesen, die nichts mehr über sich dulden.

Den überlieferten Formen des Fühlens und Denkens zu entwachsen giebt es nur ein Mittel: hineinwachsen. Das gilt für den Einzelnen wie für die gesammte Kultur. Der Humus der Jahrhunderte hegt und nährt überall die junge Pflanzung in seinem warmen Schoß.

Feste Regeln überheben den Neuling des Lebens der barbarischen Nöthigung, ganz von vorn anzufangen; mit dem Joche, das sie dem Unmündigen auflegen, gönnen sie ihm Freiheit von einer zur Zeit untragbaren Verantwortung.

Im Anfange des Werdens, aber oft genug auch später, ist Zwang Wohlthat, am meisten freilich unbemerkter Zwang, in liebender Gemeinschaft, der Familie, der Kameraden, der Freunde. Enger fröhlicher Verkehr entwickelt in der jugendwarmen Seele leicht alle die zarten geselligen Organe, ohne die Niemand Andern etwas sein, Niemand zu gesundem Selbstbewußtsein kommen kann; ein engbegrenzter Pflichtenkreis lehrt Selbstzucht und Selbstvertrauen. Drum, wer noch nicht ist, der diene, bis er stark werde zur Herrschaft über sich und Andere.

Wer ist, er dient, weil er nicht anders kann; und mehr als Andere dienend herrscht er.

Es dient auch das Lastthier, vom Packknecht getrieben, auch das Werkzeug in Meisters Hand, auch die Elemente dienen, vom Menschen in seinen Dienst gezwungen, selbst das Böse muß überall dem Guten Vorspanndienste leisten — wenn das Wort nicht zu schade für sie ist: brauchbar sind sie; und ihre Brauchbarkeit ist ihr einziges Sein. Der wahrhaft Seiende dient, wie ein Fürst: seine Art zu sein ist sein vornehmster Dienst.

Nicht Unterordnung an sich hat ja sittlichen Werth, wohl aber die freiwillige Einordnung in den großen Zusammenhang alles Geschehens; und eben dieses Zusammenhanges ist der reif gewordene Mensch sich am tiefsten bewußt.

Jeder isolirten Kraft droht von innen die Gefahr unfruchtbaren Selbstgenusses. Der Raufbold, der Schöngeist, der Säulenheilige, sie befriedigen einen Kitzel, das ist Alles. Es sind Sackgassen, durch die nicht der volle Strom des Lebens rinnt.

Digitized by Google

Der Sohn des Lebens will in seinen Werken weiterleben. Was er pflanzt, soll auf dem gegebenen Boden fortwachsen können und Frucht bringen; sein Selbst ist ihm heilig, aber Selbstsucht verächtlich.

Wer den Reichthum des Lebens in sich und um sich spürt, der weiß auch, daß Einer nicht Alles kann, daß Jeder auf Mitarbeiter angewiesen ist, und begreift wohl, daß in dieser verworrenen Welt der Redliche dem Redlichen muß vertrauen können. Was er von Andern erwartet, er müßte nicht er selber sein, wenn er nicht der Erste wäre, es zu leisten.

Wer ist, läßt Andere gelten; wer in ehrlichem Ringen sich ein eigenes Selbst erwarb, der achtet die Rechte jedes anderen ehrlich errungenen Selbst; er schont auch, in Erinnerung an die kaum überstandenen Gefahren, die noch Selbstlosen. Edler Stolz übt Gerechtigkeit.

Es kennt der Edelmann auch das Unedle im Menschen, in sich wie in den Andern, so verschieden immer das Mischungsverhältniß sei. Er weiß, die Masseninstinkte der Gesellschaft und die Machtgelüste der Einzelnen sind nur durch Gesetze zu bändigen, denen auch er sich fügen muß: seine Blutsverwandtschaft mit Allem, was auf Erden athmet, macht ihn mithaftbar. Ja für Alles, was um ihn her geschieht, für alle Noth und alle Schuld weiß er sich mitverantwortlich.

So hilft er tragen, wo er kann, weil er kann; so dient er, ein Völlig-Freier.

DIENE.

Ihre höchste, freilich auch gefährlichste Kraft entfaltet die Seele da, wo sie mit allen ihren Fasern über sich hinauslangt. Das thut sie mit jeder leidenschaftlichen Hingebung an das, was sie über sich sucht oder anerkennt, am stärksten in der Liebesleidenschaft. Gerade in der tiefgehenden Bewegung, die mit der Entstehung und Weiterpflanzung des Lebens zusammenhängt, gerade, wo mit einer Sicherheit, wie nie zuvor und nachher nie wieder, sie das Gefühl hat, die Krone des Lebens zu tragen, ist sie auch am ersten freudig bereit, das Leben hinzugeben. Alles in Ehren, was jemals der Freund dem Freunde, der treueste Diener seinem Herrn, der Hirt seiner Heerde zu opfern willig war, es verschwindet vor dem, was in unbedingter, blitzartig, mit elementarer Allgewalt sich vollziehender Hingabe Liebende für einander zu thun und zu leiden bereit sind, vollends vor dem, was eine Mutter für das ersehnte, von dem geliebten Mann ihr erzeugte Kind.

Digitized by Google

Was dem Liebenden das Geliebte, was der Mutter das Kind, das ist dem Manne sein Lebenswerk, sobald er sich in den Dienst eines Unendlichen gestellt fühlt, nenn er es Gewissen, Ehre, Wahrheit, oder wie er wolle.

In dem Thun und Trachten derer, die ein Lebenswerk haben, enthüllt sich zu allererst etwas von dem ewigen Sinn des Lebens. Sie sind an dem Leibe der Menschheit die eigentlichen Empfindungs- und Bewegungsorgane. In ihrer Verehrung und, wem es gegeben ist, im Kampf mit ihnen wachse der Werdende empor, lern er sein Begehren steigern und läutern, lern er sich sehnen: eines stark- und feinfühligen Sehnens, eines nachhaltigen, das Gemeine gründlich abstreifenden Aufschwungs der Seele fähig ist nur der echte und reife Sohn des Lebens.

Grundsätzliche Verachtung des Lebens schafft eine kranke Phantasie und immer wieder ein sauersüßes Hinschielen nach den niedrigsten Lebensbethätigungen. Nur aus herzhafter und kluger Bejahung des Lebens erwächst das Verlangen und die Bereitschaft, kost es, was es wolle, wie den eigenen, so fremden Lebensgehalt zu steigern, erblüht die Fähigkeit, zu lieben.

Der Schwächling, der sittliche Weichling kommt nicht leicht hinaus über die Angst um sich. Er schwelgt in seinem Leiden; als höchste Liebesthat fordert er von sich und Anderen, mehr spielend als aufrichtig, Mitleiden. Im Grunde seines Herzens ist er grausamer als das Raubthier, das schlecht und recht seinen Hunger stillt.

Nur das ungebrochene Gefühl der Verwandtschaft mit allem Edeln, was auf Erden ist und war, der Bundesgenossenschaft mit den Besten unseres Volkes, unserer Zeit, mit den wahrhaft Großen und Tüchtigen, deren Lebensarbeit unsere Jugend nährte, giebt uns Muth, einer Welt von Niedrigkeit und Falschheit um uns und in uns zu trotzen, und Hoffnung, dereinst auch Nachfolge zu finden.

Solcher heimlichen Helfer hat, wer am geistigen Leben theilnehmen will, viele nöthig. Keinem, man stelle sich wie man wolle, ganz entbehrlich und auf irgend eine Weise Jedem zugänglich ist Jesus von Nazareth, der Todfeind aller Selbstzufriedenen, ein König im Reiche der Sehnsucht, der bis zuletzt Fühlung behielt mit dem kerngesunden und in aller Armuth reichen Seelenleben der Schichten, aus denen er stammte.

Wer jung am Sarge seines Vaters stand, wer in trüber Stunde wohl an das Grab eines Freundes, einer Schwester

Digitized by Google

flüchtete, wer in höchster Steigerung des Sehnens die verklärte Gestalt eines geliebten Wesens heraufbeschwor und mit ihr eine beruhigende und stärkende Zwiesprache hielt, der hat einen Vorschmack von dem, was es heißt Religion haben, eine eigene und deshalb dem, der sie hat, alleinseligmachende Religion, über die er mit Niemand streiten mag. mit Niemand auch nur reden außer denen, die er lieb hat.

Echte Religion holt ihre Maßstäbe, ihre Kraft und ihre Hoffnung aus einem Reiche, das in den unendlichen Untergründen der Wirklichkeit wurzelnd über alle Wirklichkeit unendlich hinausragt. Die Wirklichkeit, soweit sie durch Beobachtung sich feststellen läßt, ist ihr trostlos. Die Unruh und Mühsal des Erdendaseins, die Seltenheit einer echten, alle Mühsal aufwiegenden Freude, die Kürze und Hinfälligkeit des Einzellebens und ganzer großmächtiger Reiche, das Uebermaß von Stumpfsinn und Trägheit, von Bosheit und Schwäche, die Minderzahl der Guten und die Ohnmacht, oft auch Unkraft, der Einsichtigen, die schreienden Mißklänge unverdienten Gewinns und unverschuldeten Leidens, dies und vieles Andere — der Mißklänge im eigenen Innern einmal zu geschweigen — sind Wirklichkeiten, mit denen der Zuschauer des Lebens sich achselzuckend oder überlegen lächelnd abfinden mag; wer das Leben herzhaft liebt und deshalb nicht aufhören kann, trotz Allem niemals aufhören kann, einen ewigen Sinn des Lebens zu glauben, der ersehnt, der hofft, nicht in einer märchenhaften Zukunft, wo es keine Mühen und Pflichten, keine Noth und keinen Streit mehr gäbe, nicht in einem unklar erträumten Jenseits, das eines Tages anfinge, um darnach nimmer zu enden, noch weniger natürlich in völliger Verneinung des Lebens, sondern, eben auf dieser sonnigen Erde, Heraufführung eines Lebens, das auch unendlich gesteigerten Ansprüchen noch lebenswerth erscheine. Die Aufgabe ist ganz diesseitig, aber, wie das Sehnen, unendlich.

Frömmigkeit ist unbedingte Bereitschaft, aus allen Kräften an der allgemeinen Erhöhung des Lebensgehalts mitzuwirken, im Vertrauen auf den Urquell des Lebens, auf seine Unerschöpflichkeit und reine Güte. Die Frömmigkeit des ernsten Arbeiters, der, sei es noch so dunkel, fühlt, was er dem Schweiße der Väter verdankt, und was er ihrem und seinem ungestillten Sehnen schuldig ist, wird die gesunkene Religion wiederherstellen, wird Glauben, Hoffnung und Liebe zu ungeahnten Ehren bringen.

SEHNE DICH.

Digitized by Google

Die Schreckgestalten roherer Religionen, das Fratzenhafte und Gespenstische, das Tückische und Rachsüchtige in den religiösen Vorstellungen ist allgemach wohl überwunden; doch immer wird noch jede große Gemüthsoffenbarung ein Medusenantlitz tragen, eine Schönheit, die schaudern macht.

Das ist nun nicht für Jedermann: dem bildungssatten Weltkinde werden die Seufzer und schweren Gedanken der Großen zu einer angenehmen kleinen Nervenerschütterung, zum Spielzeug; dem Phantasielosen sind Wahrheit nur die einzelnen Geschehnisse und die Naturgesetze; Dichtung und alle Kunst sind ihm Zierrath und Zeitvertreib, Religion ist gut für Kranke, für Kinder, für das Volk!

Aber auch, die sich Diener an der Wahrheit nennen, haben nicht alle zu ihr ein persönliches Verhältniß. Wer die Wahrheit hat, ohne eine Vorstellung, wie die Erkenntniß zu Stande kam, dem gilt sie leicht als die Wahrheit schlechthin, als etwas Fertiges und Abgeschlossenes, das er nur sorgfältig vor jeder Regung neuen Lebens zu schützen habe: man darf ihn dann wohl einen Kettenhund der Wahrheit nennen.

Aber es giebt doch auch viele ehrliche Diener der Wahrheit, die selber keine Wahrheitsucher sind, aber wohl einmal unter ihren heiligen Schauern erbebten, und die nun treu das Empfangene weitergeben, es entwickelnd und recht eigentlich erst lebensfähig machend.

Der Suchende ringt mit der Wahrheit, bis sie ihn segne. Er will zulernen und muß immerfort umlernen. Und je mehr sich ihm von der Wahrheit enthüllt, desto schmerzlicher muß er erfahren, wie viel ihm verborgen bleibt, bis er in Ehrfurcht sich bescheiden lernt vor dem Ewig-Unbekannten, dem Ewig-Unbegreiflichen.

Der redlich Suchende fühlt sich immer nur heilsam enttäuscht. Ganz sich selbst überlassen, wird das Sehnen zu entnervendem Rausch, dem alsbald eine gräßliche, oft die Flügel der Seele dauernd lähmende Ernüchterung folgt.

Aug in Auge mit dem, was der unermüdlich forschende Geist immer von Neuem der Wirklichkeit entnimmt, hat das Sehnen sich alles lebensfeindlichen Dichtens und Trachtens zu entschlagen und seine weltüberwindende Kraft erst zu bewähren.

Träumerisches Versenken in das, was wir nicht haben können, bringt uns noch um das, was wir haben. Liebendes Sehnen entzündet sich nur an dem was ist, so, wie es ist, und gedeiht nur

Digitized by Google

bei inniger Vertrautheit mit den großen und namentlich den kleinen Zügen eines bescheidenen Ausschnitts der Wirklichkeit.

Es ist der Fluch schwacher Köpfe, sich an Aufgaben zu wagen, denen sie nicht gewachsen sind: über bodenlosem Reden und ziellosem Grübeln verlieren sie Jugend und Leben, versäumen sie, zu thun, wozu sie berufen sind. Das ist neben dem ältesten aller Laster, der noch aus vorhistorischen Zeiten stammenden Trägheit, mit der es im Grunde wohl eines und das selbe ist, die Hauptursache, aus der überall so viel lohnende, so viel nothwendige Arbeit ungethan bleibt, so viel in der Erde liegendes Gold ungemünzt, so viel Oedland in Wissen und Können der Menschen unbebaut, so viel dringende Noth in Staat und Gesellschaft ungekehrt.

Die Menschheit wird, so lange sie Mark in ihren Knochen spürt, im verschärften Gefühl ihrer Grenzen nur desto muthiger sich auf das werfen, was sie kann, um nun auch wirklich zu leisten, was sie kann. Und je mehr sie sich als eine große, uralte, ewig sich verjüngende Kulturgemeinde fühlt, desto leichter werden sich die Spannungen in ihrem Innern lösen, desto eher wird sie mit erneuter Zuversicht, ein Reich der Klarheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Liebe glauben.

In den großen Fragen der Menschheit haben wir es wohl gelernt, uns zu bescheiden: wir wären froh, wenn zunächst jede Nation sich als eine Kulturgemeinschaft fühlte; selbst das hat überall noch gute Wege. Der Einzelne, der seiner Hoffnungen eine nach der anderen scheitern sieht, oder der sonstwie seiner Schranken schmerzlich inne wird, bescheidet sich viel schwerer.

Wem herzhaftes Sehnen, wem Dienen und wahrhaftes Sein versagt blieb, der verzichtet, matt und dumpf, oder, wie es von jeher die bloß verneinenden Geister thaten, zähneknirschend und fluchend. Doch wem es gelang, sich ganz in seine Gewalt zu bekommen, wem es vergönnt war, in einem edeln, den ganzen Menschen fordernden Dienst eine Erhöhung seines Werthes zu spüren, wem die hehren Wunschgestalten des Gemüths mehr sind als leeres Spiel, dem können Welt und Schicksal, Entbehrung und Tod nichts anhaben: eben indem er sich bescheidet, hat er Frieden.

Sich ausleben hieß ihm ja immer nur sich einleben in engere Gemeinschaft mit dem Geiste, der aus der Freude geboren durch Leid und Schmerzen sich zu reineren Freuden emporringt; aus der tief gefühlten Verbindung mit diesem Geist allein erwuchs ihm das Bewußtsein, theil zu haben an wahrhaftem Sein.

Digitized by Google

Sein ganzes Leben war Hingebung an das, was ihm ein Höheres war; diese freiwillige Unterordnung adelte und beugte seinen Stolz: darum wird ihm auch sich aufzugeben weniger Ueberwindung kosten, als dem, der kaum etwas aufzugeben hat.

Je straffer, Zeit seines Lebens, in heiliger Unrast ihm die Fibern der Seele gespannt waren, desto süßer mag ihm, wann er seine Stunde gekommen fühlt, die Ruhe schmecken. Mit sich und mit der Seele seiner unendlichen Welt hat er wohl Frieden; ob auch mit der wirklichen Welt, wie er sie zurückläßt —?

Die streitbare Zunft, in deren Bekämpfung Jesus lebte und starb, hat seither das Feld nicht geräumt; eben mit seiner Lehre, scheint es, hat sie sich über den Erdball verbreitet, und täglich wiederholt sie, im Kleinen, ihre Kreuzigungen. Nicht jeder Gekreuzigte mag dann langmüthig genug sein, den eingeschworenen Feinden echten Lebens immer wieder zu verzeihen; es könnte wohl einer ihnen auch ein unsanfteres Wort zurufen: „Ihr habt es wieder einmal vollbracht; das ist die Art, von der ihr nicht lassen könnt. Wann wird der kommen, der die Otternbrut vernichtet?“

Sich selbst verleugnen wird kein Redlicher; im Leben nicht, und viel weniger noch im Sterben. Dem wahrhaften Menschen sagt es das unzerstörbare, weil ewigkeitgenährte, wirklichkeitgestählte Lebensgefühl, daß seine Art erst recht nicht auszurotten ist.

Ob dann auf der Höhe des Lebens, ob tief unten am Abstieg ihn das Wort ereile, das ihm selber keinen neuen Tag mehr verheißt, wie unter den Schauern des Morgenwinds, ehe noch am Himmel das Frühroth heraufzieht, mag es die ruhig hoffende Seele vernehmen:

BESCHEIDE DICH.

Digitized by Google

Wilhelm Steinhausen.

Ein Vortrag.*)

Von

Karl Budde.

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Wenn bei der ersten Ankündigung meines heutigen Vortrags mancher unter den hier Anwesenden erstaunt gefragt hätte: „Wer ist denn Wilhelm Steinhausen?“ so würde mich das einerseits durchaus nicht Wunder nehmen, und andererseits wäre mir damit ein Wunsch erfüllt. Ich dürfte mich nicht darüber wundern, weil ich selber erst vor wenigen Jahren das erste Wort über Steinhausen hörte — obendrein nur durch einen glücklichen Zufall — obgleich der Meister schon sein 56. Jahr vollendet hat und seine erste Arbeit vor 33 Jahren erschienen ist. Und freuen würde ich mich darüber, weil es mir die Hauptvoraussetzung für die Uebernahme dieses Vortrags gewesen ist. Denn vor einer hochgebildeten Zuhörerschaft über einen Künstler zu reden, der Allen geläufig wäre, sodaß die Aufgabe darauf hinausliefe, sein bisheriges Verständniß zu vertiefen, neue, höhere Gesichtspunkte zu eröffnen, eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen, das würde ich, selbst Laie auf diesem Gebiete, nicht auf mich genommen haben. Aber den ersten Zugang zu einem noch kaum bekannten Künstler eröffnen, Muth und Lust zur Vertiefung in seine Werke anzuregen, das mochte gewagt sein. Ich habe mich um so eher dazu entschlossen, da es sich um einen Künstler handelt, der vorwiegend das Gebiet der religiösen Kunst sich erwählt hat, einen Künstler, in dem ich in gewissem Sinne einen hervorragenden Fachgenossen verehren muß. Denn er ist Bibelausleger, so gut wie wir es sind, und leicht mag seine Auslegung manches Mal richtiger und tiefer sein als die unserige, weil

*) Gehalten in der Aula der Universität Marburg am 22. Januar 1902.

Digitized by Google

sie wirksamer ist. Aber ich greife schon dem Ergebniß vor. So will ich denn lieber ohne Weiteres den Gegenstand selbst bei seinen Anfängen in Angriff nehmen.

Steinhausens äußeres Leben ist bald erzählt. Er wurde am 2. Februar 1846 zu Sorau in der Niederlausitz geboren, der jüngste von den fünf Söhnen eines preußischen Regimentsarztes. Im Jahre 1850 wurde der Vater nach Berlin versetzt, fünf Jahre später starb er und hinterließ seinen Jüngsten als neunjährigen Knaben. Die übrigen Brüder waren schon ausgeflogen oder verließen doch bald das Elternhaus. Sie sind alle hervorragend tüchtige Menschen geworden; Heinrich, der älteste, der den Beruf eines Pfarrers erwählte, hat sich als Dichter einen Namen gemacht; seine Erzählung Irmela besonders, die der Bruder mit schönen Bildern geschmückt hat, dürfte manchem bekannt sein. Wilhelm Steinhausen blieb allein bei der Mutter in Berlin, ein zarter, ja schwächlicher Knabe, der nun auch nach Geist und Gemüth durch diese Vereinsamung inmitten der Großstadt und den steten Verkehr mit der Mutter stark und einseitig beeinflußt wurde. So entwickelte er sich zu einer stillen, träumerischen, ungemein zart empfindenden Natur. Schon früh trat seine künstlerische Begabung so entschieden hervor, daß die Mutter seinem Wunsche, Maler zu werden, nachgeben mußte. Mit 17 Jahren, im Jahre 1863, bezog er die Berliner Akademie, von 1866 an setzte er das Studium in Karlsruhe fort. In Berlin entbehrte er ganz der Wohlthat bedeutender Lehrer; in Karlsruhe bot ihm wohl der geistvolle Landschafter Schirmer am meisten. Ein gewisser Zug zarter Romantik weist heute noch bei Steinhausen auf ihn zurück. Unter den Meistern der näheren und ferneren Vergangenheit fühlt er selbst sich vor Allem verpflichtet einem Cornelius und Rembrandt, und der Dritte im Bunde unter diesen sehr ungleichen Vorbildern ist Ludwig Richter. Zu ihm, in sein Tusculum Loschwitz, pilgerte er 1870 und verbrachte längere Zeit in seiner Nähe. Zwar konnte der halberblindete Meister ihn für die Ausübung seiner Kunst nichts mehr lehren, aber im persönlichen Verkehr verstärkte sich noch der tiefe Eindruck, den der junge Künstler von ihm erhalten, und befestigten sich die Grundsätze, die ihn zu Richter hingezogen hatten. Unter den Mitstrebenden gewann Hans Thoma, mit dem der Lauf seines Lebens ihn immer wieder zusammenführte, den größten Einfluß auf ihn, nicht ohne selbst wiederum Steinhausens Schuldner zu werden. Ein Berliner Reisestipendium führte ihn 1871 nach

Digitized by Google

Italien; aber er genoß dort die Natur weit mehr als die Kunst und brachte nur einen einzigen nachhaltigen künstlerischen Eindruck zurück, den der Fresken Giottos. Noch heute steht er unter dem wachsenden Einfluß dieses großen Meisters der fernen Vergangenheit. Jahre wirklicher Noth folgten. Trotz unausgesetzten Schaffens, in München, in Berlin, konnte Steinhausen es nicht zu klingenden Erfolgen bringen; auf den großen Kunstausstellungen begegneten seine Werke hartnäckiger Ablehnung. Da brachte das Jahr 1876 ihm einen größeren Auftrag in Frankfurt a. M.; weitere folgten. So schlug er langsam Wurzel und wurde dann dauernd dort heimisch. Nach elfjährigem Brautstand konnte er 1880 seine geliebte Gattin heimführen, und der junge Hausstand wurde mit sechs blühenden Kindern gesegnet. Allmählich löste er größere und größere Aufgaben, auch auswärts, wie in Hamburg, Wernigerode, St. Veit bei Wien; es kam auch der Orden, es kam der Professortitel zu seiner Zeit — aber der weiteren Oeffentlichkeit blieb er nach wie vor unbekannt. Das kann nun anders werden, ein württembergischer Pfarrer hat uns auf den letzten Weihnachtstisch ein Buch gelegt, das in der Weise der beliebt gewordenen Künstlermonographien das Werk des Meisters an der Hand eines erläuternden Textes in einer großen Zahl genügender Nachbildungen zur Anschauung bringt.*) Trügen nicht alle Zeichen, so hat diese schöne Veröffentlichung wie ein Blitz eingeschlagen, und man wird sich mit der Empfehlung Wilhelm Steinhausens beeilen müssen, wenn man nicht Lust hat, Eulen nach Athen zu tragen.

Daß ein bedeutender Künstler lange verkannt wird, ist gewiß nichts Unerhörtes; aber jedenfalls bietet diese Erfahrung stets ein anziehendes Problem. Angesichts der von Steinhausen besonders verehrten Meister, deren Namen wir aufgeführt haben, insbesondere Cornelius und Ludwig Richter, möchte man meinen, daß er der Zeit nachgehinkt, an veralteten Vorbildern hängen geblieben wäre. Wie wenig das der Fall ist, wie er vielmehr vielfach der Prophet kommender Bewegungen und Bestrebungen gewesen ist, läßt sich im Kleinen und im Großen leicht nachweisen. Nur einige handgreifliche Beispiele will ich anführen. Ein hochentwickelter Zweig der heutigen Kunstlehre und Kunstübung besteht in dem Gewinnen von Kunstformen unmittelbar aus der lebendigen Natur, aus Pflanzen

*) David Koch, Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler. Heilbronn 1902. Preis 3 Mark. Ich führe unten regelmäßig die Seiten an, auf denen sich Nachbildungen der hier besprochenen Kunstwerke finden.

Digitized by Google

und Thieren — man braucht dafür nur die Namen Seder und Haeckel zu nennen. Auf denselben Wegen finden wir Steinhausen bereits vor mehr als dreißig Jahren mit geradezu entzückenden Leistungen*); aber die Zeit dafür war noch nicht gekommen, man belächelte auf den Ausstellungen solche Kleinigkeitskrämerei. Dem Buchschmuck wendet sich heute die Aufmerksamkeit der Kunstwelt in früher nicht geahntem Maße zu. Unter den Ersten, die darauf großes Gewicht legten, war die Deutsche Goethe-Gesellschaft; seit langen Jahren freute ich mich bei jedem neuen Bande ihrer Jahrbücher im Voraus schon auf neue Muster der köstlichen Kopfleisten und Schlußstücke. Erst Koch lehrte mich, daß sie sammt und sonders von Steinhausen gezeichnet sind. Zu dem Neuesten vom Tage, nach langem Schlafe wieder erwacht, gehört die Meisterlithographie; gerade mit ihrer Hilfe vornehmlich hofft man eine rechte Volks- und Heimathkunst zu begründen, die weite Kreise zu durchdringen und für edle, vornehme Kunst zu gewinnen vermöchte. Auch hier hat Steinhausen Ziel und Mittel zugleich schon vor vollen dreißig Jahren aufgegriffen: er ist geradezu und unwidersprochen dafür der erste Bahnbrecher gewesen, allen Uebrigen um viele Jahre voraus. So hat er vielfach die bösen Zeiten durchkämpfen müssen für Bestrebungen, die heute an der Tagesordnung sind und die größte Anerkennung finden.

Auch in zu geringem oder zu eng begrenztem Können darf man den Grund eines so langen vergeblichen Ringens nicht suchen. Steinhausen beherrscht in gleichem Maße die beiden Fächer, auf denen alle große Malerei beruht, die Landschaft und das Porträt. Das letztere hat ihn in schlechten Zeiten oft genug ernähren müssen, und mit unglaublicher Leichtigkeit schafft er bis in die neueste Zeit wahrhafte Massen von Bildnissen in allen Verfahren, durchgängig von schlichter, unbedingter Wahrheit und sprechender Lebendigkeit. Seine Selbstporträts allein würden genügen, ihm einen hohen Rang zu sichern. Die Landschaft spielt in seinen Arbeiten von Anfang an eine große Rolle. Schon das kleine Buch „Ausgewählte Gedichte von Clemens Brentano“**) vom Jahre 1874 mit seinen ziemlich mangelhaften Holzschnittwiedergaben zeigt, wie er es versteht, der Landschaft den Mund aufzuthun, sie einstimmen zu lassen in jede Stimmung des Menschen und dadurch eine mächtig gesteigerte Wirkung zu erzielen. Und dabei begegnet uns nichts

*) Koch, S. 14, 37.
**) Berlin, G. Grote.

Digitized by Google

Kleinliches, sondern überall nur großzügige Landschaft. Das Ausschlaggebende allein wird betont, der gewollte Eindruck unfehlbar sicher erzielt.

Aber Steinhausen gab eben und giebt noch heute nicht seine Kunst, noch weniger Kunststücke, und sein Angebot nach der Nachfrage einrichten, wäre das Letzte, wozu er sich verstehen würde. Er giebt vielmehr nichts als sich selbst, als seine Persönlichkeit. Die aber ist so eigenartig bedingt, so schlicht und unscheinbar, so herb trotz aller Freundlichkeit, so bescheiden zugleich und doch so anspruchsvoll, daß man es wohl begreift, wenn man sich nicht um ihn riß, sondern den Sonderling seine einsamen Wege gehen ließ. Zwei Kreise sind es, die Steinhausen ganz in ihrem Banne halten und die Grenzen seiner Persönlichkeit ziehen, das Haus und der Himmel, die zeitliche und die ewige Heimath. Er ist sich vollkommen bewußt, daß seine Kunst von der Kinderstube ausgeht, ja er setzt dasselbe von jedem echten Künstler voraus. In einem Vortrage „Was ist deutsche Kunst?", den er zu Anfang des verflossenen Jahres in Frankfurt hielt, sagt er: „Jede Kunst ist ein Erinnern . . . Welche Gegenstände aber, welche Eindrücke hafteten am festesten in unserer Seele, welche hinterließen die tiefsten Spuren? Doch wohl die, welche wir in unserer Kindheit empfinden . . . In dies Kinderparadies führt uns jede echte Kunst zurück. Sie ist Spiel und Ernst zugleich." Das enge, ja ausschließliche Verhältniß seiner Kinderjahre zu der Mutter, die ihn erzog, klingt durch solche Aeußerungen hindurch. Für die alte Mutter schuf er sein erstes kleines Werk, die sechs Bibellesezeichen vom Jahre 1869*), und die gemeinsame Arbeit der Brüder Heinrich und Wilhelm, „Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn" von 1870, wurde der inzwischen Verstorbenen mit rührenden Dichterworten zugeeignet. Als er nach langer Wartezeit endlich seine Braut heimführt, da fühlt er sich, wie ein hübsches Blatt von seiner Hand**) es launig darstellt, erlöst von allem Wust und Druck und Leid. Sofort wirkt dies Gefühl zurück auf seine Kunst, in dem ruhigen Ausspruch: „Nicht mehr aus der Welt, sondern aus dem Hause. Es muß ja alle Kunst aus dem Erlebten kommen." Und wirklich ergießt sich nun ein wahrer Strom der Hauskunst im engsten Sinne. Den vollen Eindruck davon erhält nur der, der Steinhausens Heim in der Wolfgangstraße in Frankfurt betritt.

*) Verlag von H. Gesenius, Halle.
**) Koch S. 54.

Digitized by Google

Die Familienzimmer bilden eine einzige große Gemäldegalerie. An der Hauptwand des ersten Zimmers, recht im Mittelpunkt, ein kleines Bildchen der theuren Mutter, die keines von den Enkelkindern mehr gekannt hat. Rings herum in immer neuen Aufnahmen die Hausfrau, schier aus jedem Jahre der Ehe; die Kinder, mit der Mutter oder ohne sie, allein oder in Gruppen, in allen Alters- und Entwicklungsstufen; hie und da auch einmal der Vater mit dabei. Das leuchtet und strahlt von allen Wänden, daß man mitten im Gespräch immer wieder die Augen dazu erheben muß. Handelt es sich hier um Bilder aus dem Hause für das Haus, die, nur ein einziges Mal mit dem Pinsel festgehalten, eine Hauschronik für den eigenen Besitz bilden, so tritt doch der Strom des Glücks, der da drinnen fluthet, ganz unmerklich über die Schwelle, und endlich begleiten die vertrauten Gestalten seiner Lieben den Meister überall, wohin er den Fuß setzt. Noch stand der Christbaum, als ich sein Haus zuerst betrat; in seinen Zweigen schwebten Engel, die der Vater gemalt und ausgeschnitten hatte, und unten vor dem Baume stand als Transparent, für diesen Zweck erdacht, die kindlich-einfache Anbetung der Heiligen Drei Könige, die ich Ihnen in der farbigen Lithographie darbieten konnte.*) Aehnlicher Gelegenheit entsprang das köstliche Blatt in Braun mit goldenen Lichtern „Wir wollen ihm die Krippe schmücken", auf dem im Vordergrund die ganze Schaar der sechs Kinder des Meisters, in treuster Aehnlichkeit nach dem Leben, sich anschickt, beim Christkind anzuklopfen, während im Hintergrunde die Heiligen Drei Könige in eigener Person durch den Wald heranreiten.**) Der ältesten Tochter zur Konfirmation zeichnete Steinhausen das dreigetheilte Blatt, auf dem in der Mitte Christus der gute Hirte das verlorene Lamm sucht, während links der Gekreuzigte, rechts der Auferstandene dargestellt ist.***) In der eigenen Kinderstube hielt der junge Vater die 37 Zeichnungen fest, die er, mit wenigen Strichen nur, ganz flüchtig umrissen, auf den Stein brachte. Koch giebt einige verkleinerte Proben davon unter dem Titel „Mutterglück".†) Für die Kinder waren an müßigen Winterabenden die Schneewittchenbilder entworfen, als der Gevatter Hoff sie aufspürte, Verslein dazu schmiedete und darauf bestand, daß sie im Holzschnitt

*) Vergl. Koch S. 89.
**) Koch S. 60.
***) Koch S. 61.
†) S. 7.

Digitized by Google

veröffentlicht würden. Freilich ist auf dem langen Wege bis zu dem Abdruck, den ich hier vorlegen konnte*), sehr viel verloren gegangen. Steinhausens Handzeichnungen, in Tusche ausgeführt und leicht farbig getönt, haben einen Zauber, den man hier nicht wiederfindet.

Nun sind dies Alles eigentlich nur Verletzungen des Hausgeheimnisses. Aber auch wo der Meister unmittelbar für die Oeffentlichkeit arbeitet, schafft er doch aus dem Hause und dem Kreise der Seinigen, bewußt und vielleicht oft unbewußt. Wie schon 1870 in der „Geschichte der Geburt unseres Herrn", auf dem Bilde „Zug zum Christkinde" **) im Mittelpunkte seine Mutter an der Krücke schleicht, gestützt und geführt von dem treuen Ebenbilde seiner Braut, so findet man später die Züge seiner Gattin und seiner Kinder überall wieder. Im Jahre 1883 malte er den Musiksaal des Architekten Ravenstein in Frankfurt am Gärtnerweg aus und schuf darin neben den Gestalten aus Schneewittchen, die die Decke einnehmen, ein selbsterdachtes Kunstmärchen, Frau Poesie im Rosenhag, vom Ritter der Kunst entführt. Auf dem letzten Bogenfelde sieht man in herrlicher Landschaft den Ritter mit der geraubten Schönen fernab davonsprengen, hinter ihm her aber rennt in vergeblichem Wettlauf ein kurzes, wenig proportionirtes Männlein, den Schlapphut auf dem Kopf, die riesige Mappe unter dem Arm, den Stift in der Hand — wer Steinhausen kennt, bleibt keinen Augenblick im Zweifel, mit wem er es zu thun hat. Es ist aber auch gar kein Wunder, daß er dem Ritter seinen Raub nicht gönnt, ist es doch des Malers angetrautes Weib. Jeder kann das sehen, wenn er sie aus der Nähe betrachtet, wo sie noch friedlich im Rosenhag sitzt.***) Und die kleinsten der Engel, die rings herum spielen, zum Küssen wahr und schön gemalt, stammen ebenso aus Steinhausens Kinderstube. So sind auch auf den religiösen Bildern die edlen, aber keineswegs regelmäßigen Züge seiner Gattin oft wiederzufinden. Die Madonna auf der schon erwähnten Anbetung der Könige giebt sie genau wieder, die kräftig geschwungene Nase, das etwas zu hohe, wenig hervortretende Kinn. Ein schlichtes, äußerst ähnliches Bildniß seiner Gattin bietet auch die wundervolle Lithographie Maria mit dem Jesuskinde, grün mit weiß aufgehöht,

*) Wie es Schneewittchen bei den sieben Zwergen erging. Frankfurt a. M., Johannes Alt.

**) Koch S. 22.

***) Koch S. 67.

Digitized by Google

die ich ebenfalls heute vorlegen kann.*) Koch nennt sie „Mutterglück", faßt sie also lediglich als Porträt auf; aber ungezählte „Madonnen" gehen nicht um den kleinsten Schritt über das hinaus, was hier geboten wird. Ebenso begegnen wir Steinhausens Gattin in der Maria des herrlichen Bildes „Martha und Maria" und in der Maria Magdalena der vier evangelischen Heiligen, beidemal in ganz leichter, aber außerordentlich feiner Abwandlung.**) Und seine Kinder finden wir heute in seinen religiösen Bildern auch nicht mehr bloß auf dem Mutterarm; der reiche Jüngling der schönen Lithographie trägt unverkennbar die Züge seines ältesten Sohnes. Man hat Steinhausen einmal diese Auslegung seines Grundsatzes, nur Erlebtes zu schildern, in recht handgreiflicher Weise quittirt, als man 1883 einen wundervollen Entwurf zum Glasfenster für eine Taufkapelle***) zurückwies, weil in dem linken Flügel des inneren Hauptbildes *sein* Weib im schlichten Hauskleide von heut zu Tage *ihr* Kindlein Jesu dem Kinderfreunde darbringt. Eine unbegreifliche Engherzigkeit und Steifheit! Aber doch liegt in dieser ausdrücklichen Ablehnung nur ein bezeichnender Einzelfall vor, der die stillschweigende allgemeine Ablehnung vor der Oeffentkeit verstehen lehrt. Man will eben weit überwiegend in der religiösen Kunst kein Bekenntniß des Künstlers: fordert das doch ein Bekenntniß des Beschauers zu seiner Ergänzung heraus. Man will abgeklärte epische Darstellung, die Erzählung von Vorgängen, die sich einst da und da ereignet haben. Die hört man an, man bemüht sich auch wohl, sich aus seiner eigenen, ganz verschiedenen Gegenwart und Verfassung dahinein zu versetzen; aber selbst mitten darin, handelnde Person zu sein, das empfindet man als unbehaglich, als ein zudringliches Ansinnen.

Für Steinhausen ist aber gerade das das Natürlichste von der Welt; weit entfernt, uns lästig werden zu wollen, ist er sich vielmehr bewußt, aus dem innersten Drange des deutschen Gemüths heraus so und nicht anders reden zu müssen. In seinem Vortrag „Was ist deutsche Kunst?" sieht er im eigentlichen Mittelpunkte von deren Eigenart das Verlangen, das Bedürfniß, das Kleinste mit dem Größten, das Wirkliche mit dem Geträumten, das Sinnliche mit dem Geistigen, das Endliche mit dem Unendlichen — alle diese Gegensätze führt er selbst an — in Verbindung zu bringen.

*) Koch S. 58.
**) Koch S. 47, 87.
***) Koch S. 59.

Digitized by Google

So ist ihm aus dem Haus in den Himmel, von den Seinen zu Jesu, zu Gott nur ein Schritt, oder eigentlich gar keiner. — Schwerlich hat Steinhausen die Welt je wieder so verblüfft, ja fast beleidigt, wie mit seiner großen Federzeichnung „Christus predigt auf dem See", die er 1875 in Berlin auf die Ausstellung brachte.*) Weit, unabsehbar dehnt sich die Wasserfläche, nirgends taucht am Horizont das kleinste Stückchen trockenes Land auf: nicht der, nein die See. In zahllosen, geradezu geometrisch abgezirkelten Radien ausstrahlend, senkt sich die Sonnenscheibe dem Wasserspiegel zu. Ganz vorn, dicht vor uns, sodaß auch kein Uferstreif sichtbar wird, sitzt Christus allein im Nachen, die Hände erhoben, in einer Redepause herausblickend. Ein von mir besonders hochgeschätzter, Steinhausen sehr geneigter Kunstverständiger hat kürzlich gegen dieses Bild wie gegen das ganz entsprechende aus der neuesten Zeit, den Christus der Bergpredigt, Einspruch erhoben. „Jesus auf dem Berge predigend, so fragt er, allein, ohne Zuhörer? — Wenigstens zu einer Kunst fürs Volk gehören diese Bilder nicht mehr." Ich glaube doch, ja erst recht. Mir selbst wenigstens ist das beim Anschauen jener Bergpredigt**) vollkommen klar geworden. Wozu die Zuhörer malen, wenn sie davorstehen? Wir selber sind's. Wie Jesus uns aus dem Bilde anblickt, so redet er zu uns. Und wie sollten wir seine Rede nicht hören, da wir jedes Wort wissen, was er sagt? Ist es doch auch nicht Armuth an Typen, was Steinhausen zwänge, die Züge der Seinen in den religiösen Bildern immer wieder anzubringen, sondern das schlichte Bewußtsein, daß sie dahin gehören, daß sie sind „in dem, das ihres Vaters ist". Dasselbe nimmt er von uns an, die wir seine Bilder beschauen; aber malen kann er uns nicht, weil er uns nicht kennt, und braucht es nicht erst, weil wir ja da sind, ihm sein Bild ohnedies ergänzen — zur Noth sogar wider Willen, denn Christus hat auch unwillige Zuhörer gehabt.

Man wird einwenden, das sei keine Kunst mehr. Wenigstens gewiß keine voraussetzungslose; von dem schönen Grundsatz l'art pour l'art kann da keine Rede sein. Aber den kennt Steinhausen auch nicht. Wieder wie etwas Selbstverständliches, für das er die Zustimmung Aller voraussetzt, sagt er in seinem schon erwähnten Vortrag: „Und noch Etwas steht groß vor der Seele des Künstlers:

*) Koch S. 45.

**) Jetzt als farbiger Steindruck „Christus lehrend" bei R. Voigtländer in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Nichts kannst du verbergen, deine Sache wird in deinem Bilde, deinem Werke verhandelt; darum aber, um dich selbst geben zu können, ohne einer Anklage gewärtig zu sein, mußt du selbst dich rein fühlen, deiner Verantwortung bewußt. Denn jeder Künstler ist entweder ein Wohlthäter oder ein Verführer des Volkes." Das ist bei ihm nicht etwa eine neue Erkenntniß, eine Errungenschaft erst des gesetzten Alters. Schon dreißig Jahre früher, als er von Ludwig Richter Abschied genommen, schreibt er: „Wir redeten, wie beglückend es sei, zu denken, daß man Anderen mit seiner Kunst wohlthun könne. Ja, ein Künstler muß auch ein Wohlthäter sein." Ich bin bisher dieser Auffassung, die den Künstler zum berufenen, zum geborenen Prediger macht, nirgends sonst auf dem Gebiete der Kunst in gleicher Entschiedenheit und Selbstverständlichkeit begegnet, außer bei Deutschlands Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Bei ihr kann man das Dutzend von Gedichten voll machen, in denen sie diese Auffassung lehrt, das Hundert, in denen sie sie mit vollem Bewußtsein übt. Und überlegt man es recht, so kann es gar nicht anders sein. Der Kunst ist eine besondere Gewalt über das menschliche Herz gegeben, sie erhebt den Anspruch und besitzt die Macht, hinzureißen, zu gewinnen, zu überreden. Wem es nun nicht gleichgiltig scheint, nach welcher Richtung das geschieht, nach welchem Ziele hin das Herz des Genießenden gezogen wird, der muß die Kunst für die rechten Ziele in Eid und Pflicht nehmen, kann auch auf ihre Mitwirkung dazu nicht verzichten, weil er ihren Einfluß durch nichts zu ersetzen vermag. Für den Christen lautet danach ihr Wahlspruch unausweichlich: „Die Kunst für das Reich Gottes!" und das ist der, den wir bei Steinhausen überall verkörpert sehen. Es versteht sich von selbst, daß solch ein Grundsatz nicht engherzig gehandhabt werden, noch mehr, daß man ihn nicht mit Vorschriften oder gar mit Gewaltmaßregeln zur Geltung bringen darf; aber seine Berechtigung darf man dem Christen nicht bestreiten.

Nun werden sicherlich mit Steinhausen viele Künstler sich als Prediger fühlen, sei es dieses, sei es jenes Evangeliums; aber wenige dürften es ihm an Gewissenhaftigkeit, an selbstlosem Eifer, an Anspannung aller Kräfte in diesem Berufe gleichthun. Alles liegt ihm an der Wirkung der Predigt, an deren persönlicher Aneignung. Das sieht man deutlich schon an der Wahl seiner Stoffe. Weit überwiegend handelt es sich um Auftritte, um Augenblicke, die sonst noch niemals oder nur sehr selten dargestellt sind. Es

Digitized by Google

ist, als wenn er den großen Handlungen und Begebenheiten geflissentlich aus dem Wege ginge, um sich auf die Augenblicke tiefer Bewegung, besonders einer innerlichen Entscheidung zu werfen, die das Hauptmaß der seelischen Arbeit in sich bergen. Schon das Jugendwerk „Die Geschichte der Geburt unseres Herrn" liefert dafür merkwürdige Beispiele; die ganze folgende Zeit bietet sie in Ueberfülle. Unter dem frischen Eindrucke der Fresken Giottos, im Jahre 1874, entstand das mäßig große Aquarell „Nach dem Abendmahl", bis vor Kurzem die schönste Zierde des Erkerzimmers eines alten herrschaftlichen Hauses in Frankfurt.*) Judas ist schon hinaus; der Heiland und die elf Jünger haben sich von der Abendmahlstafel erhoben, um den Gang nach Gethsemane anzutreten. Eben wollen Jesus und Johannes den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzen, die unmittelbar ins Freie führt; still drängen sich hinter ihnen, dem Beschauer näher, die übrigen Jünger in zwei Gruppen zusammen. Alle wissen oder ahnen, daß sie einer schicksalsschweren Stunde entgegengehen; im Gesicht, in der Haltung eines Jeden spiegelt sich die tiefe, innere Betheiligung, ohne doch irgendwo gewaltsam hervorzubrechen. Der feierlich kahle, gewölbte Raum, der leere, weißgedeckte Tisch im Vordergrund, der Ausblick durch die große Bogenthür in die schweigende Nacht, aus der sich der Gipfel des Oelbergs den Heraustretenden entgegendrängt — Alles vertieft die gedrückte, schmerzerfüllte Stimmung. Wie verschieden und doch wie gleich der Sache nach das große Oelgemälde „Emmaus" aus derselben Zeit.**) Nicht am Tische, beim Brodbrechen mit den Jüngern vereint, finden wir Jesus, wie Rembrandt und so viele Andere die schöne Geschichte festgehalten haben. Sie sind noch draußen; in weiter, hügeliger Abendlandschaft winkt rechts ganz nahe die Hütte der beiden Wanderer. Eben will Jesus sich von ihnen wenden; wenn sie nicht sogleich sehr in ihn dringen, kommen sie um den unaussprechlichen Segen, der ihnen zugedacht ist. Wunderbar versetzt uns das Bild in ihre Seele, wie sie, in der Tiefe bewegt von den Gesprächen, die sie geführt, den Herrn festhalten und mit Jakob sprechen möchten: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Aehnlich wieder die Lithographie, die ich aushängen konnte, ein gewiß noch nie dargestellter Hergang, die Erscheinung des Auferstandenen nach Marc. 16, 12: „Darnach, da

*) Koch, S. 51, das Original im Besitz von Fräulein B. Bertholdt in Frankfurt.

**) Koch, S. 41.

Digitized by Google

zween aus ihnen wandelten, offenbarte er sich unter einer andern Gestalt, da sie aufs Feld gingen." Fassungs- und sprachlos, wie im Boden festgewurzelt, stieren die Beiden die Heilandserscheinung an. Augenscheinlich will sie nicht mit ihnen reden, sondern wird gleich wieder verschwunden sein. Aber wir ahnen, wie sich dann die Spannung bei ihnen lösen wird, wie sie fortstürzen, um voll Stolz und Freude kundzuthun, was ihnen widerfahren ist. Ueppig, im vollen Frühlingsschmuck, belebt von See und Fluß, breitet sich hinter ihnen die weite Landschaft; ganz vorn am Wegrand blühen die Himmelsschlüssel. Das ist Schriftauslegung, und wahrlich nicht die schlechteste; wir wissen nun ganz genau, warum das Evangelium so wortkarg ist.

Ich darf es bei diesen Beispielen bewenden lassen, da Sie bei Koch weitere in ausreichender Zahl finden werden. Aber es muß von Steinhausens Predigt, d. i. zugleich von seinem Christenthum, noch ein Weiteres betont werden, das mit dem Letztgesagten eng zusammenhängt. Vor allen anderen seelischen Entscheidungen und fast einzig und allein predigt er in seinen Werken die endgiltige Entscheidung: für oder gegen Jesum Christum. Sein Christenthum ist eigenthümlich herber, ernster Art: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern" scheint als Losungswort darüber zu stehen. Die schönen Lithographien „Der reiche Jüngling" und „Der Größte im Himmelreich"*) beantworten uns die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" Daneben schildert Steinhausen immer wieder die Rettung aus tiefem Verderben, und selbst in dem körperlichen Leiden, bei der Heilung des Blindgeborenen**), bei der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit ahnen wir, wie leibliche und geistige Noth, leibliche und geistige Hilfe in einem geheimnißvollen inneren Zusammenhang stehen. Das Gleichniß vom verlorenen Sohn und das vom barmherzigen Samariter sind gleichsam die beiden Pole, um die sich die großen Darstellungen Steinhausens bewegen; nicht umsonst hat er sie wiederholt geschildert. Eine Vierzahl von Tempera-Bildern, je zwei biblische Männer und Frauen im Brustbild, heißen nach seiner eigenen Benennung „Die vier evangelischen Heiligen"; es sind der Schächer am Kreuz, Zachäus im Baume, Maria Magdalena mit der Salbenbüchse und das kananäische Weib, das Hündlein, mit dem sie sich vergleicht,

*) Leipzig, bei Breitkopf und Härtel; letztere bei Koch S. 91.

**) Ebendort, Koch S. 99.

Digitized by Google

im Arme haltend.*) Die Angst um Sündenvergebung, der Durst nach Heil, das schamvolle Bewußtsein der Schuld, der heischende Glaube können nicht ergreifender dargestellt werden. Was ihnen Allen gemein ist, ist das Bekenntniß des eigenen Unwerths und damit das Bedürfniß der Gnade. Das ist ihm evangelische Heiligkeit. An der Wand des St. Theobaldistiftes in Wernigerode, die er ausmalen sollte, hat Steinhausen zwei Bilder mit einander vereinigt.**) In dem oberen auf den Spruch: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", sehen wir zu dem Kreuze Christi in der Mitte von rechts und links alle die herzupilgern, denen der Heiland bei seinen Lebzeiten geholfen hat: den Hauptmann von Kapernaum mit seinem Knechte und das kananäische Weib mit seiner Tochter, den Gichtbrüchigen und den Blindgeborenen, Maria Magdalena und die Ehebrecherin und Andere mehr. Das untere Bild mit der Aufschrift: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen" muthet uns an wie eine Darstellung des Abendmahls, und das soll es auch. Da sitzt der Heiland mit den Hungrigen und Durstigen unserer Tage, aus den Geringsten des Volkes, genau ebenso zu Tische wie sonst mit seinen Aposteln, und es kommen ihrer von rechts und links noch immer mehr herzu, auch solche, die sich nicht mit zu setzen wagen, sondern sich nur auf den Boden werfen mögen und ihr Angesicht verhüllen. Aber keineswegs Alle, die herzukommen, dürfen wir für grobe Sünder halten: sie sind Sünder, wie wir Alle es sind, vielleicht dadurch noch uns weit überlegen, daß sie es wissen, und daß sie härter am Leben zu tragen haben, als viele unter uns. — Sie meinen, meine verehrten Zuhörer, jetzt predige ich, nicht Steinhausen; aber man versuche es nur, solch ein Bild treu auszulegen, ohne zu predigen. Ist doch mit den wenigen Andeutungen, die ich gegeben, sein Inhalt noch nicht annähernd erschöpft. Dies großartige Bild zeigt auch den Heiland in besonders wohlthuender Gestalt, ruhige, schöne Züge, auf denen die Freundlichkeit des Wirthes, die Seligkeit des Gebens zu lesen steht. Das ist nicht überall bei Steinhausen so; schwerlich giebt es viele Künstler, die diese heiligen Züge so durchzukneten wagen wie er. Tieftraurig, abgearbeitet, vergrämt, gealtert geradezu sehen wir bei ihm den Heiland unter dem Eindruck der end- und namenlosen Noth seiner Brüder. Gerade das verleiht

*) Im Besitz von Fräulein R. Livingston, Frankfurt; bei Koch S. 42, 78, 87, 88.

**) Koch S. 81, die einzelnen S. 83, 85.

Digitized by Google

oft genug Steinhausens Darstellungen ihre tiefe Ueberzeugungskraft. Abstoßend fast wirkt zunächst sein Christus auf dem See; aber immer wieder müssen wir zu ihm zurück, bis wir in seinem Gesichte den Spiegel unserer Seele sehen. Besonders ergreifend ist eine kleine Reihe von großen Darstellungen, zuerst in Aquarell ausgeführt, von denen ich nur eines hier in einer großen und, ein wenig abweichend, in einer kleinen Lithographie vorführen kann.*) Es stellt Jesu Ausspruch dar: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege." In erschütternder Weise zeigt es des Heilands Vereinsamung, sein Leid. Ich weiß nur noch von einem Meister, den diese scheinbar so unmalerische Stelle zu einer künstlerischen Wiedergabe angeregt hat: es ist eine der mächtigsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, Alfred Rethel.

Durch die Bevorzugung solcher Stoffe verengt Steinhausen nothwendig den Kreis seiner Zuhörer um ein ganz Beträchtliches. Die meisten Kunstverständigen und Kunstliebhaber wenden sich wohl ab mit einem „Das ist eine harte Rede; wer mag sie hören", und selbst denjenigen unter ihnen, die überzeugte Christen sind, kann man es nicht verdenken, wenn sie auch die Seligkeit des Evangeliums zu sehen wünschen, und zwar nicht bloß bei der Weihnacht. Aber im Mittelpunkt des Evangeliums steht darum Steinhausens Kunst doch, und was sie giebt, das giebt sie echt und ganz. Er wird und muß sich das christliche Haus erobern.

In den letzten Jahren ist seine Zeit in angestrengter Arbeit der Jugend, der Schule gewidmet gewesen. Ihm war von der Staatsregierung die Aufgabe übertragen worden, die Aula des neuen Kaiser Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt mit Wandbildern zu schmücken. In der kurzen Zeit von zwei Jahren hat er sie gelöst; vor wenigen Monaten erst sind die fertigen Bilder enthüllt worden. Sie bilden jetzt eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Stadt; da das Gebäude dicht am Ostbahnhof gelegen ist, vom Hauptbahnhof aus mit der elektrischen Bahn leicht zu erreichen, erfordern sie nur einen geringen Zeitaufwand. Sie sind so bezeichnend für Steinhausens Eigenart, insbesondere deren heute erreichte Ausprägung, daß ich es wagen will, sie aus dem frischen

*) Koch S. 124. Die anderen dieser Reihe, alle im Besitz von Fräulein Bertholdt, bei Koch S. 96, 107, 108, 109.

Digitized by Google

Eindruck zu schildern. Von Allem, was über die fünf Hauptbilder hinausgeht*), kann ich selbst nur aus der Erinnerung reden. Der Raum, ein langer Saal, von mäßiger Breite und Höhe, läuft längs der Straße, und während so die eine lange Wand durch eine fast ununterbrochene Reihe mächtiger Fenster sehr viel Licht einläßt, bietet die gegenüberliegende, innere, eine ganz ununterbrochene Wandfläche. Sie trägt Steinhausens Bilder. Zum Gegenstand hat er die Bergpredigt gewählt, wir hörten schon, in wie wenig historischem Sinne, da er uns, oder besser Schüler und Lehrer, als Statisten mitspielen, die Stelle von Jesu Hörern einnehmen läßt. So stehen wir denn vor dem mittleren der fünf großen Bilder und sehen da Jesum in grüner Landschaft auf einem Rasenhügel inmitten blühenden Haidekrauts sitzen und zu uns reden. Und was er redet, das hat Fleisch und Blut angenommen und umgiebt ihn zur Rechten und zur Linken, Bilderrede neben Bilderrede: die bildliche Rede ist zu redenden Bildern geworden. Der Anfang liegt nicht rechts vom Beschauer aus, am Eingang des Saales, wie Koch meint, sondern links, das ist vorne im Saal, wo das Rednerpult steht. In fahlem Lichte liegen die zwei Bilder dieser linken Hälfte, die den Eintritt ins Leben und dessen Gefahren schildern; in tiefen, satten Tönen schließen sich rechts von dem lehrenden Heiland die der anderen Hälfte an, die den Ausgang des Lebens und seinen Ertrag zum Gegenstand haben. Zwei Hauptdarstellungen hat Steinhausen auf jedem dieser großen Bilder vereinigt; hie und da birgt der landschaftliche Hintergrund noch weitere Worte. In voller Uebereinstimmung mit der wissenschaftlichen Forschung hat der Meister keineswegs nur die drei Kapitel im Anfang des Matthäusevangeliums benutzt, sondern ähnliche Stoffe aus dem Lukasevangelium wiederholt zur Ergänzung herangezogen. Ueberhaupt wird man ihm weises Verfahren bei der Auswahl nachrühmen müssen. Er vermeidet, was unmittelbare Einzelanweisung für das Leben ist, wie den Unterricht zum richtigen Beten, die Auslegung und Vertiefung der Gebote. Und von den Bilderreden übergeht er, was sich nicht darstellen läßt, ohne zum fahlen Rebus zu werden, wie das Salz der Erde, das Licht unter dem Scheffel; dagegen wählt er mit Bedacht, was den größten erziehlichen Werth hat. Die erste Bildfläche ist besonders reich besetzt. Zuerst hören

*) Vergl. diese bei Koch S. 113, 115, 116, 118, 119. Das Mittelbild ist jetzt, wie schon oben bemerkt, in farbigem Steindruck erschienen; eine farbige Wiedergabe des ganzen Werkes ist in Vorbereitung.

Digitized by Google

wir das Wort „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen.“*) Wir sehen einen jungen Mann, die Tracht scheint anzudeuten, daß er hinaus will in die Welt, um sein Glück zu machen. Auf dem Rande einer Grube sitzend lauscht er gespannt auf die Lehren eines hageren Greises, der mit Eifer auf ihn einredet. Der aber sieht nicht, wie neben ihm der Dieb in die Truhe greift, in der er seine Schätze in der Erde vergraben will. Hinter ihm beschaut ein Weib ihren kostbaren Schmuck im Spiegel. Habsucht, Unredlichkeit, Hoffart und Eitelkeit als die Gefahren des Besitzes. Und dicht daneben ertönt es „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!“**) Drei Mann hoch stehen sie neben einander, jeder sein besonderes Orakel hinausschreiend oder geheimnißvoll lispelnd, und hinter ihnen her sind zwei Wölfe hervorgehuscht, die sich zänkisch ihre Beute zu mißgönnen scheinen. Im Hintergrunde des Bildes sehen wir links, fest und unerschütterlich, das bescheidene Haus auf dem Fels, während an dessen Fuße das Haus, auf Sand gebaut, in hellen Flammen steht und seine Bewohner entsetzt von der Stätte flüchten.***) Rechts aber, näher dem Beschauer, erhebt sich, noch im Gerüst, aber verlassen von den Bauleuten, der unvollendete Thurm aus Luk. 14, von dessen Bauherrn es heißt „er kann's nicht hinausführen“; davor stehen die Leute und weisen mit Fingern darauf, damit dem Schaden der Spott nicht fehlt. Ein gescheitertes Leben und ein halbes, gebrochenes! Das zweite Bild bringt die volle Entscheidung: „Niemand kann zween Herren dienen.“†) Wie Herkules am Scheidewege steht ein Jüngling zwischen zwei Königen, die seinen Dienst begehren, dem Könige des Himmelreichs und dem Könige Mammon, dessen stolze Veste hinter ihm auf dem Berge winkt. Eben wendet sich der Jüngling von diesem ab, und wir dürfen hoffen, daß er sich für die stille Größe des Königs zu seiner Rechten entscheidet, der Christi Züge trägt. „Sorget nicht!“††) so mahnt die zweite Hälfte des Bildes, das grundlegende Wort für das Leben auf seiner Höhe. Ein Ackersmann sitzt, das Haupt in

*) Matth. 6, 20.
**) C. 7, 15.
***) C. 7, 24—27. Das Haus sollte von Wasser und Wind einstürzen; die Unmöglichkeit, das weit im Hintergrunde anschaulich zu machen, bewog den Künstler, vom Texte abzuweichen.
†) C. 6, 24.
††) V. 25 ff.

Digitized by Google

die Hand gestützt, am Rande des kahlen, dürren Feldes, zwischen dem feiernden Pfluge und einem verdorrten Baumgerippe. Aber „Sehet die Vögel unter dem Himmel an!“ so fährt der Heiland fort. Dicht neben dem Sorgenden trägt eine junge Mutter, sicherlich des Sorgenden Weib, bleich und mager, dürftig gekleidet, aber doch glücklich in dem Schatze, der ihr geschenkt ist, ihr Kindlein hinaus und läßt es emporschauen zu den Vögeln und zu dem Baume, der seine Zweige im vollen Blüthenschnee über ihnen ausstreckt. „Seid ihr denn nicht mehr denn sie?“

Weit einfacher und geschlossener, der Sache entsprechend, sind die beiden Bilder zur Rechten, die Ertrag und Ausgang des Lebens schildern. Das erste stellt einen üppigen Baumgarten dar: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“*) Links sammeln ein Gärtner und zwei flinke Mägde die Aepfel ein und schichten sie in die Körbe, unter Leitung des Herren des Gartens, Christus, nach dem sie sich umsehen. Der aber prüft junge Bäumchen ernst auf ihre Frucht, und vor ihm steht der Gärtner mit der Axt auf der Schulter und spricht: „Herr, laß ihn noch dies Jahr!“**) Und durch das offene Thor im Zaun sieht man das Holz der Bäume, die nicht gute Frucht getragen, herzubringen zu dem Feuer, das sie verzehren soll. — So ruft denn das letzte Bild uns zu „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen!“***) Es führt uns in die Wachthalle einer Burg, in der man des Herren Rückkehr erwartet. Hoch heben einige die Fackeln, zwei stehen am Fenster und verkünden seine Ankunft, ein Schwergewappneter, die Hand am Schwertgriff, schaut ihm entgegen; andere Knechte aber sitzen schlafend da. Nur ein Gewölbepfeiler trennt dies Gemach von einem anderen, ganz schmalen Raum, in dem ein enges Portal in einen langen, wenig erhellten, gewundenen und ansteigenden Gang führt. In seiner Pforte, den rechten Fuß auf der ersten Stufe, steht eine erhabene Engelgestalt; die Augen des ernsten Antlitzes gesenkt, die Linke warnend erhoben, weist er mit der Rechten in den dunklen Gang und scheint sich anzuschicken, uns als Führer zu dienen: „Gehet ein durch die enge Pforte!“†) Malerisch betrachtet darf man vielleicht dieses fünfte Bild als das wirksamste von allen bezeichnen.

*) C. 7, 16 ff.
**) Luc. 13, 8.
***) Luc. 12, 35—37.
†) Matth. 7, 13. 14.

Digitized by Google

Das ist der Schluß der großen Bilder, nicht des ganzen Werks. Unter ihnen her zieht sich ein dreigetheilter Sockel. Links und rechts in je zwei Bildbreiten das Gleichniß vom barmherzigen Samariter und dem verlorenen Sohn, in weit sich dehnender, entzückender Heimathslandschaft, in der sich nach der Weise des Mittelalters alle Einzelauftritte der Geschichte nach einander abspielen. Das sind Bilder vom höchsten Reiz, die mit ihrer schönen, kräftigen Farbenwirkung die obere Reihe aufs Wirksamste heben. Zwischen ihnen, unter dem Mittelbilde, Christus bei den Jüngern im Schiff, im Sturm auf dem See, ein düsterer Gegensatz nach den Seiten wie nach oben hin. Endlich hat der Meister auf die vier gemalten Pilaster, die die fünf Bilder trennen, das Gleichniß von dem vielerlei Acker vertheilt, von dem Samen, der auf den Weg, auf den Fels, unter die Dornen und auf das gute Land fiel. Je eine Mädchengestalt versinnbildlicht die Aufnahme im Menschenherzen; allerlei Blumen, Ranken und Thierlein spielen geheimnißvoll mit. So sind die Bilderreden umklammert von der ernsten Mahnung für alle Hörer, d. i. Beschauer, daß sie sich denen beigesellen mögen, die das gehörte Wort behalten in einem feinen, guten Herzen und Frucht bringen in Geduld. Und hoch oben in der Krönung der Pilaster winken wiederum die vier evangelischen Heiligen, der Schächer am Kreuz, der Zöllner Zachäus, Maria Magdalena, das kananäische Weib. Leider ist hier der Raum so knapp, daß sie wenig zur Geltung kommen und wohl nur von dem verstanden werden, dem die volleren Darstellungen bekannt sind. Mit den drei Bildern des Sockels vereint, geben sie der vergebenden und erlösenden Liebe des Heilands Ausdruck, der Wahrheit, daß es nie zu spät ist, ihn anzurufen und umzukehren von einem verderblichen Wandel. Der ganze Kreis ist damit durchmessen.

Wir sind es heute gewohnt, Bilderreihen durch aufgesetzte Inschriften erläutert zu sehen. Diese ganze Wand trägt nur eine einzige Inschrift: über dem Mittelbilde steht ein schlichtes „Und er lehrte sie", der Einführung der Bergpredigt entnommen. Aber sollten nicht gerade diese Bilder der Erläuterung ganz besonders bedürfen? Ist nicht das Aeußerste darin gewagt, gegen alle Gebote und Warnungen der Kunstlehre? In der Mitte der Heiland als Gestalt von Fleisch und Bein, neben ihm verkörpert seine Worte und Bilder, unter ihm ein wirklicher Auftritt aus seinem Leben, daneben wieder Gleichnißreden mit handelnden Personen? Ist es erlaubt, in solchem Umfang Dinge zu malen, die sich nicht selbst

Digitized by Google

erläutern, und vollends Wirkliches und Gedachtes in den verschiedensten Ausprägungen so bunt auf derselben Wand zu vereinigen? Ich meine, die That selbst, ihr Gelingen, beweist die Zulässigkeit. Aber allerdings gehörte dazu eine unerläßliche Voraussetzung. Dem Beschauer muß die Bergpredigt, müssen die Gleichnißreden des Herrn in Fleisch und Blut übergegangen sein, die Gestalten seiner Bilderreden müssen in ihm derart Form und Leben gewonnen haben, daß er sich kaum wundern würde, wenn sie ihm auf der Straße und im Kämmerlein leibhaftig entgegenträten. Das durfte der Künstler für diese Worte und für diese Zuschauerschaft, eine lernbegierige christliche Jugend sammt ihren Lehrern, voraussetzen, und wo er sich darin irrte, da wäre es hohe Zeit, daß es nachgeholt würde. Es wäre schwer, für diesen Ort einen passenderen Schmuck zu erdenken: hier redet ein liebender und sorgender Vater, dem das zeitliche und ewige Wohl der eigenen Kinder als das höchste Ziel seiner Lebensarbeit vorschwebt. Man darf sich darüber freuen, daß die Staatsbehörde sich Angesichts dieses Werkes entschlossen hat, Steinhausen auch die Ausmalung der beiden Schmalwände zu übertragen; den Gegenstand soll das klassische Alterthum liefern. Mit Spannung müssen wir dem Ergebniß entgegensehen.*)

Wenn Steinhausen heute von uns genommen würde, so besäßen wir in den Wandbildern des Kaiser Friedrich-Gymnasiums den Gipfel und die Summa seiner Kunst. Wir hoffen in guter Zuversicht, daß er sein letztes Wort noch längst nicht gesprochen hat, daß ihm vielmehr noch viele Jahre gesegneten Schaffens vergönnt sein werden. Was haben wir wohl noch von ihm zu erwarten? Er ist nicht nur ein denkender, nein geradezu ein grübelnder Künstler, der sich in steter Gährung und Entwicklung befindet. Das gilt ganz besonders von seiner religiösen Kunst, weil sie der Ertrag eines lebendigen, persönlichen Christenthums ist, und zwar eines Christenthums von sehr bestimmter, eigenartiger Färbung. Biblischen Pietismus hat man sich gewöhnt, diese Ausgestaltung zu nennen; Johann Tobias Beck in Tübingen war in unserer Zeit bis vor etwa fünfundzwanzig Jahren ihr hervorragendster, fast ihr einziger akademischer Vertreter. Wenig oder gar nichts gilt dieser An-

*) Heute darf ich verrathen, daß die Kartons der Vollendung entgegenreifen und die Arbeit an den Fresken bald beginnen wird. Sie werden der Größe nach hinter den Bildern der Hauptwand zurücktreten, in ihrem Inhalt das klassische Alterthum als ein Ahnen der ewigen Wahrheit und ein Sehnen nach ihr, als Weissagung auf Christum gleichsam, begreifen.

Digitized by Google

schauung die Kirche, ebensowenig die Geschichte. Das Wort allein, das Bibelwort, hat Werth, es giebt die Antwort auf alle Fragen, es ist die wirkende Kraft zu allem Guten. Und zwar als solches, ohne Kritik, fast ohne Auswahl. Zu ihm müssen wir mit jedem Anliegen unsere Zuflucht nehmen, aus ihm unmittelbar schöpfen. Darin liegt zunächst ein starker Hinweis auf die Person Jesu, des verkörperten, des Fleisch gewordenen Wortes. Wir sahen schon vielfach, wie das bei Steinhausen hervortritt; aber eigenthümlich berührt es doch, zu sehen, wie ihm als Maler der Heiland fast vollständig an Gottes Stelle tritt. Das Evangelium sagt: „Ich bin der rechte Weinstock, und mein Vater ein Weingärtner", und auch der Herr des Gartens, der Frucht sucht am Feigenbaume, ist Gott. Bei Steinhausen aber finden wir Christum als den Weingärtner, ihn als den Herrn, der Frucht sucht. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon", sagt der Heiland; auf Steinhausens Bild aber trägt der König des Himmelreichs unverkennbar des Heilands Züge, und ebenso der Vater auf dem Entwurfe des Schlußbildes zum Gleichniß vom verlorenen Sohn, den ich ausstellen konnte. Das alles ist immerhin nicht ganz ohne biblische Grundlage, weil Christus selbst das Weltgericht für sich in Anspruch nimmt, und diese Bilder doch zu uns reden, den Kindern einer Zeit, hinter der des Heilands irdischer Wandel längst abgeschlossen daliegt. Aber noch einen Schritt weiter führt uns ein besonders schönes, großes Oelbild von 1897, das ich nur aus Nachbildungen kenne: „Christus die Felder segnend."*) Auf einem Rasenhügel sitzt er da, die Hände segnend erhoben über lachende, sprossende Gefilde; eben haben sie den himmlischen Segen empfangen, wie der Regenbogen beweist, der sich über ihnen wölbt. Auch die Schafe, die hinter ihm lagern, scheinen von des Heilands Segen ihr Theil hinzunehmen. Das hat kein biblisches Vorbild noch Zeugniß; hier ist Gottes Werk unmittelbar Jesu übertragen. Wer das echtdeutsche Tischgebet „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheeret hast", von Herzen beten oder beten lassen kann, in der ersten Hälfte das Vorrecht der Jünger von Emmaus sich erflehend, in der zweiten bekennend, daß er als Wiedergeborener Jesu Christi Alles, auch das irdische Gut, auch des Leibes Nahrung, von ihm neu empfängt, der mag auch dies Bild nachempfinden. Aber eine eigenthümliche Mystik liegt doch darüber, und die läßt sich bei Steinhausen noch um ein gutes Stück weiter

*) Koch S. 110.

Digitized by Google

verfolgen. Aus seinem eigenen Munde weiß ich, daß er manchmal auch Christi Gestalt hinzustellen sich scheut und sich nur mit Widerstreben dazu entschließt: „das Wort, das Wort allein!", das möchte er malen können. Und daraus erschließt sich uns vielleicht das Verständniß seiner Landschaftsmalerei. Reine Landschaften, ohne irgend ein lebendes Wesen, hat er gerade in der allerletzten Zeit in Menge geschaffen, ganz gegen die Art seiner jüngeren Jahre. Meisterhaft gemalt, die Wahrheit selbst, bieten sie doch wenig Abwechselung. Alles heimathliche, schlichte Gegenden, aus der Wetterau, dem Taunus, dem Odenwald, dem Hügellande bei Wien, nichts Gewaltiges, nichts Außergewöhnliches darin: lauschige Waldwinkel, Fluren und Himmel, hie und da fern in der Mulde ein Dörfchen liegend, alles im Schmuck des Frühlings oder Sommers, meist in milder Beleuchtung, öfter mit starker Betonung des zum Regen geballten Gewölks. Es ist, als wenn man nur die beiden Worte „Friede" und „Segen" herauslesen sollte. Ein Wort aus Steinhausens Vortrag „Was ist deutsche Kunst?" mag uns den Schlüssel dazu bieten. „Für diese Liebe zur Landschaftsmalerei", sagt er, „mag der Grund sein, daß sie unfähig ist, das Gemeine, die niederen Leidenschaften auszudrücken, daß wir also zu ihr mit reinem Gemüthe flüchten können, dem lyrischen, weichen Klang unserer Seele folgend." So spricht der Künstler zu der großen Schaar seiner Genossen, Leuten verschiedenster Richtung, ihm näher oder ferner stehend. Schwerlich geht man fehl, wenn man das für einen engeren Kreis, für des Meisters eigenes Empfinden, in etwas andere Worte umsetzt. Seit ich in seiner Werkstatt und in Frankfurter Häusern eine große Zahl dieser Landschaften gesehen, summten mir, so oft ich daran dachte, erst leise und undeutlich, dann immer vernehmlicher und aufdringlicher durch den Sinn Worte eines altdeutschen Gedichtes aus dem 12. Jahrhundert, aus dem Eingang des Anno-Liedes:

Der Monde und die Sonne,
Die geben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
Sie gebären Frost und Hitze so stark;
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug;
Die Wolken tragen den Regenguß,
Nieder wenden Wasser ihren Fluß;
Mit Blumen zieren sich die Land',
Mit Laube decket sich der Wald;

Digitized by Google

Das Wild hält inne seinen Gang,
Schöne ist der Vögel Sang:
Ein jeglich Ding die Art noch hat,
Die ihme Gott zu Anfang gab:
Und nur die zwei Geschöpfe,
Die er erschuf die besten,
Die verkehrten sich in argen Wahn,
Davon hub alles Leid sich an.

Die Menschen und die himmlischen Geisterwesen sind gefallen, die Natur ist Gott treu geblieben. Das scheint auch Steinhausens Gedanke. Wer Gott in einem reinen, ungetrübten Spiegel sehen will, der suche ihn im Worte Gottes und in der Natur. Daher der geheimnißvolle innere Zusammenhang zwischen Christus und der Natur, seine Verwandtschaft mit dem grünenden Felde. So hat Friedrich Naumann Recht, wenn er bei Steinhausen von symbolischer Landschaft redet: auch mit ihr will er predigen, sie redet ihm schier lauter, als Menschen es vermögen.

Wir aber, die Steinhausen zuhören und gerne von ihm gelehrt und erquickt wären, wir haben alle Ursache, zu wünschen, daß er sich auf so verschlungenen, einsamen Wegen nicht verlieren möchte. Er soll unter uns bleiben, Mensch unter Menschen, mit seinem Herzen voll Liebe. Er soll uns den Heiland selber zeigen, nicht nur das vergeistigte Wort; denn von Angesicht zu Angesicht, durch sein Thun und Wandeln wollen wir von Jesu lernen, so wie seine Jünger es gethan. Das beste Mittel aber, Steinhausen dabei zu erhalten, ihm die rechte Freudigkeit zu geben, um weiter dem deutschen Hause und dem deutschen Volke wohlzuthun mit seiner Kunst, das haben wir in der Hand. Wir brauchen nur seinem Alter zu spenden, was der Jüngling und Mann entbehren mußte, den Beifall und Dank des Herzens. Wir brauchen es nur deutlich zu sagen und zu beweisen, daß wir seiner bedürfen und nach seinen Gaben begehren. Dann wird er sicherlich aus allen Träumen erwachen, um stillfreundlich und emsig, wie es seine Art ist, ans Werk zu gehen und zu wirken, solange es Tag ist.

Digitized by Google

Giosuè Carducci.

Von

Gustavo Sacerdote.

Gegen Ende des Jahres 1856, in jener Morgenröthe der politischen Wiedergeburt Italiens und in jener Abenddämmerung der literarischen Romantik, wohnte die gebildete toskanische Welt einem seltsamen Kampf zwischen Kritikern und Dichtern bei. Es war ein fröhliches übermüthiges Scharmützel, doch zugleich auch ein Vorbote jenes heißen, erbitterten Kampfes, der einige Jahre später um die literarischen Ideale Italiens ausbrach. Für einen der Streiter war es auch das erste in einer langen Reihe von Treffen, die ihn endlich zu einem vollständigen, unbestrittenen Siege führen sollten.

Auf der einen Seite stand das zweite Geschlecht der Romantiker. Der Stern Giovanni Pratis, dieses wahren und großen Dichters, dem Italien und die Kunst so manche echte, glänzende Perle einer schwungvollen Lyrik verdankt, war schon im Verblassen, nachdem auch er in die weichliche Süßlichkeit der neuen Romantiker verfallen war. Um ihn herum sang und klagte eine Menge kleinerer Dichter von nichts als Kastellaninnen, Rittern und Mondschein, von Seufzern und Thränen und Ohnmachtsanfällen.

Gegen diese Romantiker, sie zu hetzen und anzugreifen, waren einige junge Studenten dreist und verwegen in die Schranken getreten. Es waren alles erst zwanzigjährige Jünglinge oder kaum darüber. Brennend vor Vaterlandsliebe, begeistert für die klassische Schönheit, unruhig, kampflustig, das Herz und das Ohr noch immer erfüllt von dem Echo der blutigen Schlachten von 1848 und 1849, träumten sie von nichts als von neuen Kriegen, sehnten sie sich nur nach neuen Erhebungen. Die Befreiung Italiens war ihr höchstes Ideal; und während die Katastrophe von Novara (1849) jene Befreiung noch weit hinausschob, suchten sie eine Zuflucht in der Literatur, der einzigen Waffe, die die gebundenen Hände der Italiener

Digitized by Google

noch handhaben konnten. In der Literatur haßten sie Alles, was nicht von reinem Italianismus beseelt war, Alles, wo neben dem Ideal der Kunst nicht auch das Ideal des Vaterlandes einen Platz hatte, oder dieses nicht sogar über jenes gestellt wurde. Der weinerlichen, schmachtenden Poesie der Romantiker wollten sie durch eine gesunde, männliche, kräftige Kunst ein Ende machen. Sie liebten nicht Manzoni, den damaligen Beherrscher der italienischen Literatur, weil es in seinen „Verlobten" ebenso wie in seinen Gedichten zu viel Religion, zu viel Ergebung giebt. Sie mochten nichts wissen von seinen Nachahmern. Sie hatten geradezu einen Haß gegen Alles was fremd war. „Die Liebe zur italienischen Sprache — schreibt Giuseppe Chiarini, einer von diesen neuen Klassikern — und die Liebe zum Vaterland durchdrangen sich gegenseitig .... Und da die Romantik eine fremde Lehre war, ... so verurtheilten wir a priori die ganze Romantik als eine geistige Knechtschaft."

Es war eine Uebertreibung; aber sie war umso natürlicher in jenen Zeiten, wo ganz Italien so viel Liebe und so viel Haß durchglühte. Wer hätte sonst der Maßlosigkeit jener unbekannten Jünglinge Beachtung geschenkt, die sich gegen die damals herrschende Kunstrichtung unversehens erhoben? Als sie aber voller Kühnheit und Begeisterung die erste Schlacht lieferten, als sie ihre Ideen kundgaben und ihre rücksichtslosen Schmähungen von den Wirthshäusern aus, wo sie zusammenkamen, mitten in das Publikum hineinschleuderten, da brach um sie herum ein allgemeiner, von ihnen kaum vorhergesehener, vielleicht auch unerhoffter Aufruhr los.

Sie hatten ihre Gedanken zuerst einem kleinen Büchlein anvertraut, das zum Verfasser Torquato Gargani hatte, ihren „Marat", wie sie ihn nannten, den intransigentesten Klassiker unter ihnen. Das Büchlein hatten sie „Diceria su i poeti odiernissimi — Gerede über die allermodernsten Dichter" betitelt. Als dann die toskanische literarische Welt die jungen Kämpfer mit allem erdenklichen Spott und Hohn überschüttete, da ließen sie sich keineswegs ins Bockshorn jagen. Vielmehr schritten sie von Neuem zum Sturme, mit noch größerer Keckheit, mit noch lärmenderem Uebermuth; und im November desselben Jahres 1856 erhielten die Romantiker eine zweite Lektion, eine „Giunta alla derrata: ai poeti odiernissimi e lor difensori gli amici pedanti": eine „Zugabe" also, eine „zweite stärkere Dosis: den allermodernsten Dichtern und deren Vertheidigern die pedantischen Freunde".

Diesmal aber handelte es sich nicht mehr um ein kleines

Digitized by Google

Büchlein. Der Sturmbock, der jetzt die Bresche in die feindliche Festung legen sollte, war ein 160 Seiten starkes Buch mit einer Einleitung, mit zwei langen Reden über die Moralität und den Italianismus der allermodernsten Dichter, ja sogar mit „vier Sonetten, die den Gefilden des Elysiums entstammten".

„O ihr Arkadier, o ihr romantischen Brüder in gemeinsamer Grobheit und Tölpelei, — was hat sich in eurer Phantasie verdreht, — daß ihr wollt unser Herz und Hirn wie das eines Schafes verdummen?"

Und so geht es fort, in solchen und in noch schlimmeren Versen, in solchem und in noch schmähenderem Tone, in Prosa wie in Poesie, bis auch aus dieser zweiten Schrift eine einzige Satire wird, „ohne Mitleid und ohne Diskretion gegen die romantische Literatur, wie wir sie verstanden".

W i r, das waren die Verfasser, die vier „pedantischen Freunde", wie sie sich selbst genannt hatten. Torquato Gargani und Ottavio Targioni, beide schon todt, ohne in der italienischen Literatur irgend eine tiefere Spur hinterlassen zu haben. Dann Giuseppe Chiarini, ein tüchtiger Kritiker, ein guter Uebersetzer von Heine, früher auch ein feinsinniger Erklärer der englischen und deutschen Literatur an der römischen Universität, zuweilen auch ein Dichter von tiefer Zartheit der Empfindung. Der letzte „pedantische Freund", und zwar der Verfasser des poetischen Theiles jenes Buches, war Giosuè Carducci, der sich aus jenem ersten Kampf und aus jenen ersten häßlichen Versen gegen die Romantiker dann bis zum höchsten Gipfel wahrer Poesie erheben sollte. Schrieb doch schon vor dreißig Jahren ein gediegener deutscher Kritiker, Carducci sei der größte Dichter Italiens, ja Europas nach Heines Tode.

* * *

Giosuè Carducci wurde am 27. Juli 1836 zu Valdicastello in Toskana geboren. In seiner Kindheit fehlen die sonst üblichen Wunder. Seine Geburt überwachten nicht die Musen. Rings um seine Wiege hingen keine glänzenden Seidenstoffe und auch nicht Spinnengewebe. Sein Vater war ein ganz bescheidener Gemeindearzt, den die Sorge um den Lebensunterhalt zwang, in jenem monotonen Dorfe zu leben, während seine feurige Gemüthsart ihn zu einem bewegteren, kriegerischen Leben der That drängte. Das hat er bei jeder sich bietenden Gelegenheit bewiesen. Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1831 sah ihn auf seinem Posten inmitten der

Digitized by Google

feurigsten Carbonaren; und die Gluth seiner Seele brachte ihm Verbannung und Gefangenschaft. Die Revolution von 1848 traf ihn wieder auf seinem Posten, und die Reaktion, die jenem fehlgeschlagenen Befreiungsversuch folgte, beraubte den liberalen Patrioten sogar seines Amtes.

Doch, wenngleich ein Revolutionär in der Politik, war der Carbonaro Carducci ein ganz Anderer in der Erziehung seines Sohnes, den er Manzonis katholische Moral zu lesen zwang und später in die Schule der Skolopianer schickte. Die Wirkung einer solchen väterlichen Erziehung war aber ganz das Gegentheil von dem, was man erhoffte. „Von der Zeit an — schreibt Carducci selbst — waren katholische Moral und Mönche, die Heiligen der Kirche und die Pflichten der Menschen für mich Alles eins; und ich haßte, haßte jene Bücher mit einem Catilinarischen Haß.“ Vielmehr bildeten schon damals sein Lieblingsstudium die römischen und italienischen Klassiker: sein junges Herz strebte nur nach Revolution und Republik.

Im Mai 1853 verließ Giosuè Carducci das Kollegium der Skolopianer und trat in die Hochschule zu Pisa ein, wo er sich den literarischen Studien mit seltenem Eifer widmete. Drei Jahre später, kurz nachdem er die Doktorwürde erlangt hatte, wurde er nach San Miniato al Tedesco als Gymnasiallehrer geschickt; und dort blieb er ein Jahr, immer arbeitend, immer neue Aergernisse durch seine literarischen, politischen und religiösen, oder besser antireligiösen Ideen erregend, immer offen und kühn, wenn es galt, seine Gedanken zu verkünden, keinen Beifall ersehnend, aber auch keine Verfolgungen fürchtend.

Letztere blieben auch nicht aus. Als er ein Jahr später die Stelle eines Lehrers in einem größeren Gymnasium erhalten sollte, willigte die großherzoglich-toskanische Regierung in seine Ernennung nicht ein, weil die politischen Behörden von San Miniato ihm wegen seiner revolutionären Ideen ein schlechtes Leumundszeugniß ausgestellt hatten. So sah sich denn Carducci gezwungen, Privatstunden zu ertheilen, um sich, seine Mutter und seinen Bruder zu ernähren, nachdem ein anderer Bruder Selbstmord begangen hatte, und auch der Vater frühzeitig ins Grab gesunken war. So ging es weiter bis zum Jahre 1860, in dem die neue liberale italienische Regierung ihn zum Oberlehrer am Gymnasium zu Pistoia ernannte. Hier blieb er jedoch nur wenige Monate. Giovani Prati hatte eben den Lehrstuhl für italienische Literatur an der Universität zu Bologna verlassen. Terenzio Mamiani, der damalige Unterrichtsminister, zu-

Digitized by Google

gleich Philosoph und Dichter, dachte sofort an Giosuè Carducci. Er hatte in dessen bis jetzt veröffentlichten Gedichten den echten Dichtergenius geahnt, er hatte schon in seinen kritischen Arbeiten die Schärfe des Urtheils und die Fülle der Kenntnisse bewundert, er kannte seine ernste und ehrliche Thätigkeit, er fürchtete sich nicht vor seiner republikanischen Gesinnung und bot ihm den Lehrstuhl an. „Ein durch die große Güte Terenzio Mamianis entfachter Windstoß — so schreibt Carducci — führte mich ohne mein Verdienst und wider Erwarten an die Universität zu Bologna." Terenzio Mamiani aber — rara avis unter den Unterrichtsministern — hatte an den revolutionären Dichter geschrieben: „Ich würde mich glücklich und ein wenig stolz schätzen, wenn Sie, mein lieber Herr, mir gestatteten, Sie auf jenen Posten zu berufen."

So schrieb Mamiani am 18. August 1860, und Carducci folgte dem ehrenvollen Ruf. Seitdem blieb er ungestört in Bologna; und dort führt er seit 42 Jahren ein thätiges Leben, ausschließlich der Literatur gewidmet, beliebt als Lehrer, unermüdlich und begeistert als Dichter ebenso wie als Kritiker und Historiker der italienischen Literatur.

* * *

Als Prosaist trat Carducci erst an die Oeffentlichkeit, als er schon als Dichter bekannt, allerdings nicht sehr vortheilhaft bekannt war. Er hatte im Jahre 1858 San Miniato verlassen und lebte — wie schon gesagt — mit seiner Familie in Florenz in traurigen Verhältnissen, als der Verleger Barbera ihm die Leitung einer „biblioteca di autori italiani" anvertraute. Carducci sollte deren Druck besorgen und jeden Band mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Zuerst erschienen in dieser Bibliothek die poetischen Werke von Alfieri, von Tassoni, De Medici, Monti, Poliziano, in denen jede neue Einleitung Carduccis einen neuen Erfolg, aber auch einen neuen Fortschritt in seiner Gelehrsamkeit und in seiner kritischen Methode bezeichnete. Seit jener Zeit verließ Carducci nicht mehr das Feld der literarischen Kritik. Seine Studi letterari, seine Bozzetti-e-scherme, seine Storia del „Giorno" di Giuseppe Parini und alle die zahlreichen Essays über ausländische und italienische Schriftsteller vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart lassen ihn als einen scharfen, tiefen und originellen Denker erscheinen. Bei seiner Beherrschung der ganzen Geschichte des öffentlichen und privaten italienischen Lebens

Digitized by Google

versteht er jede literarische Persönlichkeit in ihrem Milieu, in ihrer Zeit glänzend zu charakterisiren, er versteht es, selbst die geringsten Erscheinungen einer jeden literarischen Epoche zu beleuchten. Er ist aber nicht allein Kritiker. Seine Discorsi (literarische und historische Reden) sind Kunstwerke, denen die moderne italienische Literatur nicht Vieles an die Seite stellen kann; sie sind eine wahre Poesie, ohne doch die Fehler der poetischen Prosa aufzuweisen. Carducci hat sich nie in der unterhaltenden Literatur versucht; weder Erzählung noch Roman haben ihn gereizt. Aber seine „Confessioni e Battaglie (Bekenntnisse und Kämpfe) erlebten in Italien einen Triumph wie der beste Roman. Die Bekenntnisse waren ebenso erquickend wie die Polemik furchtbar. Die italienische Jugend las sie mit Ungeduld und Begeisterung. Die ältere, ruhigere Welt mag wohl zuweilen die heftigen Ausdrücke verurtheilt haben; aber auch sie war überrascht und voll Bewunderung für die Frische jener Prosa, für die souveräne Beherrschung der Sprache, für die unendliche Mannigfaltigkeit der Töne und der Farben. Carducci schreibt die schnelle Prosa des Journalisten, die klare Prosa des Erzählers, die beredte Prosa des Literaten: eine Prosa, die, scharf und fein in der Kritik, gewaltig und furchtbar in der Polemik, lebhaft in den Erzählungen, glänzend in den Reden, durch ihre Harmonie und durch ihren Schwung sehr oft mit der Poesie wetteifert. Der Sieg dieser Prosa war daher ein so völliger, daß selbst begeisterte Bewunderer seiner Dichtungen seine Prosaschriften noch höher stellten. Diese Anschauung wird den Kenner der Discorsi und der Confessioni e battaglie keineswegs überraschen. Jedenfalls aber verdankt Carducci seinen Dichtungen vor Allem den weiten Ruhm, den er heute genießt.

Die ersten Schritte auf dem harten Wege, der ihn zu jenem hohen Ruhm führen sollte, that Giosuè Carducci, als er ein sechzehnjähriger Gymnasiast war. „In jenen Jahren — erzählt er selbst — schrieb ich immer: ich bewunderte das Schöne überall; das heißt, ich verstand nichts. Ich hatte den Muth, an einem Julitage eine romantische Novelle aus allen Versen, die mir einfielen, zusammenzusetzen. Ich betitelte sie „Liebe und Tod" (Amore e morte). Es gab von Allem ein wenig darin: ein Turnier in der Provence — der Raub der Turnierkönigin — eine Flucht durch die Tannen im Mondschein — ein Duell — der Tod des Geliebten — die Schleierannahme der Geliebten — u. s. w. u. s. w."

Und mit all dieser Romantik wollte Carducci den Ruhm ver-

Digitized by Google

suchen. Dem zukünftigen „Schildträger der Klassiker" aber blieben die furchtbaren Gewissensbisse erspart. Er hatte die Novelle einem Abt Fioretti, dem Chefredakteur eines florentinischen literarischen Blattes, übergeben. Der „gefällige Abt gab ihm mit ausgesuchter Höflichkeit zu verstehen, daß die Novelle zu lang und zu literarisch für ein Blatt, wie das seinige, wäre"; und die romantische Sünde blieb für immer verschlossen in dem Gewissen und in dem Schreibtisch des begeisterten Klassikers.

Nun müssen wir noch volle fünf Jahre warten, ehe wir ihn in die gedruckte poetische Welt eintreten sehen. Nicht, daß er während der langen Zeit unthätig geblieben wäre. Gegen Ende des Jahres 1856 sahen wir ihn schon als Mitarbeiter der „Giunta alla derrata" auftreten und seine ersten Satiren gegen die italienischen Romantiker schleudern. Vor und nach jenen vier Sonetten hatte er auch andere Gesänge verfaßt: Gesänge der Liebe und des Hasses, Hymnen auf die klassische Schönheit und Satiren auf die moderne Pedanterie. Modern für jene Zeit, wohlverstanden; denn jetzt, Gott sei Dank . . . Aber bleiben wir bei Carducci, dessen Gedichte also zum ersten Mal am 23. Juli 1857 das Licht der Oeffentlichkeit erblickten, und zwar weil der Dichter damit seine Schulden und die eines seiner Freunde bezahlen wollte.

So wenigstens erzählt derselbe Schuldner in seinen „Risorse di San Miniato" (die Hilfsquellen von San Miniato), einigen Seiten von erquickender Frische und sprudelndem Humor; und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln. Carducci war Gymnasiallehrer in San Miniato al Tedesco in der Provinz Florenz, einem kleinen Nest mit „wenigen Hilfsquellen", wie der Unterpräfekt in einem Ton mitleidigen Bedauerns zu Carducci selbst sagte, als Letzterer ihm seine erste Aufwartung machte. Carducci dagegen verstand sehr bald, seine Hilfsquellen, seine „Risorse" zu finden. Seine Kollegen waren ihm dabei behilflich. Nach und nach aber waren die Risorse so sehr gewachsen, „daß man nicht mehr wußte, wie man dem Ueberfluß steuern sollte. Die Monate gingen vorüber und von Gottes Seite brachten sie den Hügeln und der Ebene Blätter und Blumen und Früchte, von unserer Seite aber keinen Pfennig in die Taschen von Afrodisio, dem Wirthe. Die Rechnungen von Micheletti (dem Besitzer des Kaffeehauses) wuchsen hoch wie die Lilien im Thale von Jericho, aber nicht so weiß . . . . Und mit 90 Lire monatlich konnte man nichts thun. Eines Morgens trat Trombino — dies war der Spitzname eines Kollegen Carduccis —

Digitized by Google

ganz ernst in mein Zimmer ein, und ohne lange Vorreden sagte er: Drucken wir Deine Gedichte. Ich blieb verstimmt und sagte nein. Aber Afrodisio mit seiner Wirthsmiene blies von Norden; Micheletti mit der glatt rasirten Sauberkeit eines goldonianischen Cafétiers blies von Süden . . . . . Trombino trug den Sieg davon."

Die Gedichte erblickten das Licht der Welt am 23. Juli 1857. „Und jetzt steht es fest, daß ich sie herausgab, nicht mit dem stolzen Vorsatz, der Kunst einen neuen Weg zu bahnen oder einen alten Weg wiederzueröffnen, sondern mit dem ehrlichen Zweck und in der kühnen Hoffnung, meine Schulden zu bezahlen. Kühne Hoffnung? Frech, sollte ich sagen. Aber Trombino allein trug die Schuld. Wir büßten sie. Die Schulden, anstatt getilgt zu werden, wuchsen unaufhaltsam. An einem Augustmorgen mußten wir im Geheimen aus dem weißen Thurme fliehen. Afrodisio verfolgte uns in einer Kutsche, Micheletti mit der Post. Trombino kehrte zurück, ich nicht: dank den Vätern und den Müttern bezahlten wir bis zum letzten Pfennig."

Wenn es dem Dichter nicht gelang, mit seinen Gedichten die Schulden zu bezahlen, um so besser für ihn, daß er nicht bezweckt hatte, mit ihnen der Kunst einen neuen Weg zu erschließen. Denn sonst hätte er eine zweite bittere Enttäuschung erfahren. „Ich hätte nie geglaubt — so schreibt er selbst - -, daß das holde Land der ritterlichen Toskana, das in jedem Monate in herrlicher Blüthe prangt, so viele faule Aepfel hervorbringen könnte, wie aus den Händen meiner Mitbürger auf mich herniederregneten, als ich zum ersten Male jene Rime veröffentlichte."

Diese Rime bestanden in ihrer ersten Ausgabe aus 25 Sonetten, zwölf Gesängen und drei Fragmenten eines Liedes in ungereimten Versen an die Musen: Carducci druckte sie wieder, mit einigen Auslassungen und Zuthaten in einem Bande, den er Juvenilia betitelte und in dem er alle anderen zwischen 1857 und 1860 verfaßten Gedichte mit einschloß. Im Ganzen sind es in der letzten Ausgabe 85 Gedichte, in denen Carducci schon die ganze Mannigfaltigkeit der Farben spielen läßt, mit denen seine Palette versehen ist. Schade nur — was übrigens nicht zu verwundern ist —, daß die Farben jener ersten Versuche so unklar, so blaß sind.

Er besingt die Freiheit und die „Mutter Roma", Homer und Dante, die großen Dichter und Künstler, die Befreiungskriege und die Revolution, Viktor Emanuel II. und Giuseppe Garibaldi; und überall glüht die Vaterlandsliebe, herrscht ein gesundes demokratisches

Digitized by Google

Ideal, ein rücksichtsloser Rebellions- und Unabhängigkeitssinn. Er schleudert seine ersten Pfeile gegen das schlaftrunkene Zeitalter und seine Flüche gegen das „feile Jahrhundertchen, das christlich thut"; er lehnt sich auf gegen die Romantiker, er donnert gegen die Trägen, die er zur nationalen Befreiung anspornt.

Es ist daher sehr leicht zu verstehen, daß man — um die Worte Carduccis zu gebrauchen — ihm mit faulen Aepfeln geantwortet hatte. In jener Abenddämmerung der Romantik, die gegen 1860 ganz Italien mit ihrem blassen Lichte übergoß, mußten natürlich die Verse dieses Dichters bitter schmecken, der Apollo und Diana anbetete, der in seinen Gedichten die ganze Mythologie aufleben ließ und mit ihr seinen Verismus ausstattete. Die weichlichen, rücksichtsvollen Herzen der Poeten mußten sich verwundet fühlen von den heftigen, leidenschaftlichen und echt menschlichen Einfällen dieses Dichters, der Hesperus anflehte, seine Liebesfreuden zu verbergen. Vor Allem werden sie vor Zorn geknirscht haben gegen diesen Jüngling, der Gift gegen sie spie und sie unter einer Last kühner, zuweilen selbst plebejischer Worte begraben wollte. Die Gedichte aber besaßen durchaus nicht einen so hohen poetischen Werth, daß sie die maßlosen Angriffe des Dichters zu rechtfertigen oder zu entschuldigen vermocht hätten. Sie waren vielmehr größtentheils nicht über die dichterische Grenze eines Gymnasiastentalents hinausgegangen. Carducci ist noch nicht Herr seiner Waffe. Er ist jung. Er sitzt noch auf der Schulbank oder hat sie erst vor kurzer Zeit verlassen. Sein Kopf ist noch voll von Reminiszenzen. Und diese fließen ihm unwillkürlich, unaufhörlich aus der Feder: Reminiszenzen an die italienischen wie an die lateinischen Klassiker, zuweilen auch Reminiszenzen an die Bibel. „Sei gegrüßt, mein Vaterland! Und trocken — möge diese lebendige Zunge bleiben — wenn ich je dein vergesse — indem ich denke und schreibe." Ebenso aber mit höherem Schwung auch der Psalmist: „Wie werden wir des Herren Lied in fremdem Lande anstimmen? . . . . Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein."

Es fehlt dem jungen Dichter noch an der nothwendigen Nahrung; es fehlt seinen künstlerischen Ideen an Fülle und Klarheit, seinen Versen an Homogenität und Bestimmtheit. Das hat übrigens Carducci selbst zwanzig Jahre später zugegeben, indem er äußerte, „wenn ich mich heute vor die Frage gestellt sähe, meine Juvenilia zum ersten Mal zu veröffentlichen, so würde nichts daraus werden".

Digitized by Google

Ja, anstatt jugendliche nannte er sie direkt kindliche, und gewiß nicht aus reiner Bescheidenheit. Trotz alledem aber, so wenig man noch in jenen Gedichten den späteren Sänger des Clitumnus ahnt, fühlt man doch auch schon in ihnen etwas von dem, was in Zukunft die Persönlichkeit Carduccis auszeichnen sollte. Er ist in ihnen schon der Klassizist, der Verehrer des Lebens und der Natur, des Materialismus der Griechen und der Renaissance; in ihnen erkennt man schon den begeisterten Schwärmer für die römische Größe, die ihn ganz durchdringt und erfüllt, in ihnen ist er schon der Rebell, „der Alles, was diese falsche Welt anbetet, mit dem kühnen Verse ohrfeigen wird". Die „Juvenilia" gleichen also darin den letzten Gedichten: der Grundgedanke, das poetische Ideal bleibt immer dasselbe. Nur die Kraft fehlt noch dem Dichter. Die Waffe ist noch rebellisch in seinen Händen. Er kann sie noch nicht führen, wie er möchte. Wir müssen noch einige Jahre warten, bis sich seine Muskeln gestählt haben. Dann werden wir ihn triumphiren sehen.

Carducci selbst sah ein, wie viel Wahres in den Einwendungen war, die gleich von Anfang an gegen seine Gedichte erhoben worden waren; und er ging mit unermüdlichem Eifer an die Ausbildung und Vervollkommnung seiner Fähigkeiten. Es waren damals die ersten Jahre seiner Lehrthätigkeit in Bologna. Er nahm ein kaltes philologisches Bad. Er studirte die revolutionäre Bewegung in der Geschichte und in der Literatur; er vertiefte sich in die lateinischen und italienischen Klassiker; er unterhielt sich lange und leidenschaftlich mit den Männern des 14. und 15. Jahrhunderts. Das Alles übte auf die Seele und auf den Geist des Dichters einen doppelten Einfluß aus. Einerseits gewann er durch das eifrige Studium jener Quellen die Fähigkeit, seine Gefühle zu klarem und echtem Ausdruck zu bringen. Andererseits nährte die beständige Beschäftigung mit den Klassikern seine Liebe zur Antike; die Wahrnehmung, daß seine „Heidenthumssünde schon von vielen der größten Geister Europas begangen worden war", befestigte seinen Glauben, bestärkte ihn in seinen Bestrebungen. So ward der Dichter immer mehr Herr seines Werkzeuges — des Wortes und des Verses —, während zugleich sein Geist ausreifte und sein Wille erstarkte. In den Juvenilia war er der Schildträger der Klassiker gewesen; in den Levia Gravia konnte er schon die erste Waffenprobe ablegen.

Die Levia Gravia erschienen 1868 unter dem Pseudonym Enotrio Romano und umfaßten 29 Gedichte: Gelegenheitsgedichte — aber nicht bestellte —, Hymnen für Hochzeiten oder auf

Digitized by Google

berühmte Todte, Gesänge bei freudigen oder traurigen politischen Ereignissen, alles Aeußerungen einer klassischen und patriotischen Kunst. Die Gedichte sind sämmtlich in den Jahren 1861—67 entstanden: in denselben Jahren also, in denen — wie der Dichter erzählt — sein Glaube an die Poesie so sehr erschüttert war, daß er die Absicht hatte den Versen Lebewohl zu sagen. „Es war ein kluger Entschluß, den ich nach 1861 gefaßt hatte, die Verse bei Seite zu lassen, um mich ganz den philologischen Studien und der Literaturgeschichte zu widmen." Aber wer vermag den Wogen des Meeres zu gebieten, wenn die Stürme wüthen? Zu gewaltig war der Zorn, der in Carduccis Seele tobte, zu mächtig die Liebe und der Haß, die ihn durchglühten, als daß er seine Lyra oder richtiger seinen Köcher unberührt hätte lassen können, als daß er nach dem kalten philologischen Bade zufrieden gewesen wäre, sich in das Leichentuch der Gelehrsamkeit einzuhüllen. „Wie die Schwalbe zum befreundeten Hause und zur alten Liebe zurückkehrt, sobald der Wind die jungen Knospen erschließt; so . . . . kehrt zu dem wiedererwachten Genie die Gluth der Leidenschaft zurück; die Welt inzwischen verlangt nach dem Beben meiner Brust und nach meinem Gesang." (Aus dem „Congedo".)

Die Welt aber regte sich nicht auf beim Erscheinen der neuen Gedichte. Die Veröffentlichung der Levia Gravia im Juni 1868 machte nur auf recht wenige Leute Eindruck. Die Juvenilia, die künstlerisch viel minderwerthiger waren, schlugen jedoch ein, wie ein Blitz vom heiteren Himmel. Sie entfachten daher hellen Zorn. Die Heftigkeit der Ausdrücke ließ das Fehlen jedes wahren künstlerischen Werthes vergessen, und die Kritiker und die Romantiker, die Frommen und die Konservativen stürzten sich daher auf den Dichter, wie die Meute auf das Wild. Ganz anders war es mit den Levia Gravia, denen das Feuer und Ungestüm der Juvenilia fehlte; während anderseits die Poesie noch nicht eine solche war, daß sie allein das Publikum zu fesseln vermocht hätte. Sie ist noch zu kalt. Zu viel Worte noch und zu viel Anmaßung, der die Gedankenfülle nicht entspricht. Der schöne gedrechselte Vers, die flüssige, fein polirte Strophe vermögen wohl dem Ohre angenehm zu schmeicheln. Doch selten rühren sie das Herz. Es fehlt der Dichtung des Enotrio Romano noch jener belebende Hauch, ohne den jedes Kunstwerk der Vergessenheit anheimfällt. Daher das geringe Interesse, das sie fand.

Trotzdem aber kann Niemandem, der sie aufmerksam liest, der

Digitized by Google

Fortschritt entgehen, den ohne Zweifel der Dichter wie der Künstler gemacht hat. Ebenso wie in den Juvenilia ist Carducci den Levia Gravia sehr oft ein Nachahmer. Das verhindert aber nie den freien, sicheren Lauf seiner Gedanken. Selbst die Reminiszenzen, denen man begegnet, tragen alle den Stempel seiner stark ausgeprägten Persönlichkeit. Außer diesem formellen Fortschritt finden sich in den Levia Gravia, unter den Gelegenheitssonetten und den kalten Lobgesängen auf die Antike, aber auch zwei Gedichte, die sich durch ihren Inhalt ebenso wie durch ihre künstlerische Form auszeichnen. Der Dichter, der bis dahin nur der Stimme Roms und Italiens oder dem Geschrei der Romantiker Gehör geschenkt hatte, findet jetzt noch eine andere Quelle der Inspiration. Die sozialen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten rühren ihn. Der Sänger des Phoebus und der Diana wird jetzt zum Sänger des sozialen Elends. Dann schreibt Enotrio Romano den „Karneval" und „Für ein Album zum Tode einer schönen und reichen Frau": zwei Diptychen, denen der traurige Inhalt wie die ergreifende Ausführung einen großen Werth verleihen.

Das eine schildert den Tod einer schönen, reichen, jungen Frau, um deren Bette die Verwandten und Kinder weinen. Für die schöne Todte will man eine Sammlung von Gedichten veranstalten. „Und doch — andere geheime Schmerzen — andere Schicksalsschläge kenne ich —, die von den Dichtern nicht den Pomp feierlicher Thränen verlangen." Und in dem andern Bilde des Diptychon bietet uns der Dichter das herzzerreißende Schauspiel einer armen Mutter, die, von hungernden Kindern umgeben, auf stinkendem Stroh zwischen eklen Lumpen stirbt.

Nicht weniger tragisch, aber künstlerisch viel besser ausgeführt ist das andere Gedicht „Carnevale", in dem den Orgien der Paläste, den Gesängen und Tänzen in den glänzenden Sälen der Hunger, das Stöhnen und das Sterben in den Hütten gegenübergestellt wird. Der einen Mutter bringt man den Sohn nach Hause, der auf der Straße vor Hunger und Kälte gestorben ist; und während zwischen den schäumenden Weinen und zwischen „dem Hin- und Herwogen des blonden und schwarzen prächtigen Haares die geile Wollust seufzt und ächzt", geht das arme Mädchen auf die Straße.

„Das Brod fehlte; es fehlte — die Arbeit, um das schwache Leben zu erhalten; — und am kalten Herde saß sie zitternd — und stumm betrachtete sie mich — sie betrachtete mich blaß und erschrocken —, die Mutter: und ein langer Tag war es schon, — daß

Digitized by Google

jenes Schweigen und jener Blick mich verfolgte, — als ich, die unglückliche, langsamen Schrittes hinunterging."

„Durch den eisigen Nebel warf — hoch am Himmel der Mond unheilvolle Strahlen — auf den schlammigen Kreuzweg und verschwand — hinter den Wolken: ebenso — zog das Licht der Jugend über mein dunkles — Leben unter den Schmerzen hinweg. — Ich streckte die Hände aus; und sah die Leute mir ins Gesicht — obszön grinsen; in mein Herz drang ein ungeheuerliches Wort. — Ungeheuerlich. Ach! aber ungeheuerlicher — quälte mich, ihr Stolzen, das lange Hungern — und der Blick und das Gesicht der alten Mutter. — Ich kehrte zurück: ich brachte Brod: — aber die Qual des Hungers schwieg in mir, — aber ich hatte Mühe, die schweren Augenlider zu erheben, — o Mutter, und in deinem Schoß — verbarg ich die Stirn und die geheime Schande der Seele."

Hier fängt Carducci an, sich selbst zu finden. Nicht nur zeigen uns dieser „Carnevale" und der andere Gesang jene schöne architektonische Form, welche die späteren Lieder Carduccis auszeichnet; hier ist auch schon eine zum Herzen gehende Wärme zu fühlen; der Dichter weiß schon dem Leser die Gefühle und die Rührung mitzutheilen, die ihn erregen. Wenn auch noch nicht in seiner ganzen Größe, so spürt man doch hier schon deutlich den Dichter der „Jamben und Epoden".

Zwischen den Levia Gravia aber — dieser kalten, gelehrten Poesie — und den Giambi ed Epodi — diesen Gedichten voller Leidenschaft und Seele — liegt in der Entwicklung des Gedankenlebens Carduccis und in der Geschichte seiner literarischen Laufbahn ein Moment, das ganz allein für sich steht und nicht verschwiegen werden darf: das Moment, welches Carducci den Ruf eines „satanischen Dichters" verschaffte, und das auch am meisten dazu beitrug, ihn berühmt, oder man kann auch sagen, berüchtigt zu machen.

Am 8. Dezember 1869 trug anläßlich der Eröffnung des ökumenischen Konzils in Rom eine Bologneser Zeitung „il Popolo" kein Bedenken, die aus allen Theilen der Welt nach Rom zusammengeströmten Dogmatiker durch die Veröffentlichung eines „Inno a Satana" von Giosuè Carducci zu begrüßen. Jene Hymne war vom Dichter in einer Septembernacht des Jahres 1863 niedergeschrieben worden. Carducci ließ sie aber erst im Jahre 1865 drucken und dann auch nur in wenigen Exemplaren, die er einigen Freunden und Bekannten schenkte. An die Oeffentlichkeit, im wahren Sinne des Wortes, kam das Gedicht also erst als es die Bologneser Zeitung ab-

Digitized by Google

druckte; und der Erfolg der Veröffentlichung war ein solcher, daß das politische und religiöse Italien sich mehr mit dem „inno a Satana“ als mit dem ökumenischen Konzil beschäftigte. „Die Demokraten murrten, die Philosophen zuckten die Achseln, die Klerikalen stellten mir in Zeitungen und anonymen Briefen die Hölle in Aussicht.“ So berichtet Carducci selbst. Eine solche Wirkung kann aber nicht Wunder nehmen, wenn man an die damals in Italien herrschende Stimmung denkt und sie mit der Hymne an Satan vergleicht.

„Zu dir, alles Seins gewaltiger Quell — so singt der Dichter — Materie und Geist, Vernunft und Sinn;

indes im Becher der Wein funkelt, so wie die Seele im Augenstern,

„indes die Erde und Sonne lächeln und sich Liebesworte zuflüstern . . . .,

„zu dir bricht sich Bahn der kühne Vers, dich rufe ich an, Satan, du König des Mahles.

„Weg mit dem Weihwedel, Priester, und mit deinem Metrum! Nein, Priester, Satan kehrt nicht zurück!

„In der Materie, die niemals schlummert, als König der Phänomene, als König der Formen, lebt allein Satan.“

Und Satan ist Alles für den Dichter. Er schimmert in den Weintrauben, er rüttelt die Geister auf; ihm rauschten die Bäume des Libanon, ihm galten die Tänze und Chöre und das jungfräuliche Liebeswerben zwischen den duftenden Palmen. Er hilft der Hexe, er offenbart dem stieren Auge des Alchimisten die neuen, glänzenden Himmel; er erweckt durch die Worte des Livius die Tribunen und die brüllende Menge; er treibt Cola di Rienzi auf das Kapitol.

„Schon, schon zittern Mitren und Kronen; vom Kloster aus heult der Aufruhr,

„und er kämpft und er predigt unter der Stola des Fra Girolamo Savonarola.

„Martin Luther warf die Kutte von sich; wirf deine Fesseln ab, menschlicher Gedanke,

„und glänze und funkle, von Flammen umlodert: richte

„dich auf, Materie, Satan hat gesiegt.

„Ein schönes und schreckliches Ungeheuer sprengt seine Fesseln; es durcheilt die Meere, es durcheilt die Erde;

„funkelnd und dampfend, gleich den Vulkanen, überwindet es die Berge, verschlingt es die Ebenen . . . .

Digitized by Google

„Er zieht vorüber, o Völker, Satan der Große.

„Er zieht vorüber, wohlthätig, von Ort zu Ort, auf dem ungezügelten feurigen Wagen.

„Heil dir, o Satan, o Rebellion, du rächende Kraft der Vernunft!

„Heilig mögen zu dir Weihrauch und Gelübde emporsteigen! Du hast gesiegt über den Jehova der Priester."

Das ist der Satan des Dichters. Satan ist ihm Alles. Er ist der Sinn, die Materie, der Geist, die Auflehnung, der Kampf, der Fortschritt; er ist der „eilende Gedanke", er ist die Wissenschaft, welche prüft, das Herz, welches glüht. Carducci, ein Verehrer des Materialismus der Griechen und der Renaissance, besingt hier also die Natur in ihren blinden und unbewußten Kräften. Er liebt die edle Natur. Der semitische Gott hatte ihr aber den Geist der Menschen entfremdet. Er liebt die Welt ebenso wie die alten Griechen und Römer. Die christliche Lehre dagegen rechnete diese Welt und diese Natur den Feinden des Menschen zu. Daher ist Carducci antichristlich. Und so besingt er Satan, den Feind des Christenthums. An ihm preist er die Auflehnung gegen das dogmatische Prinzip; er verherrlicht den Naturalismus und den Rationalismus, die beide gegen und innerhalb der christlichen Kirche triumphiren. „Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß die katholische Kirche, ja alle christlichen Kirchen den freien Gedanken, die Wissenschaft, den menschlichen und natürlichen Sinn als satanischen Stolz, als teuflische Werke und Verletzungen verwünscht haben und noch immer verwünschen?"

Die Hymne an Satan ist daher für uns insofern von Wichtigkeit, als sie einen Markstein in der Laufbahn Carduccis bildet. Sie stellt eine neue Etappe auf dem Wege dar, den der Dichter zurücklegt, standhaft, beharrlich, begeistert, vom Anfang bis zum Ende seines Lebens: den Weg, der zum Sieg der Erde über den Himmel, zur Befreiung von der priesterlichen Knechtschaft, zum vollen Besitz der eigenen Persönlichkeit führen sollte. Allein vom künstlerischen Standpunkt läßt das Gedicht sehr viel zu wünschen übrig; und das strengste, vielleicht aber auch das richtigste Urtheil darüber wurde auch diesmal von Carducci selbst gefällt, der diese seine Chitarronata, diese seine Leierei beinahe verworfen hat. Nicht etwa, daß er ihren Inhalt verleugnet hätte. Er bedauerte nur ein „Feigling in der Kunst gewesen zu sein", weil er sein „künstlerisches Bewußtsein dem Wunsche irgend Jemand aufzurütteln und irgend etwas zu erneuern geopfert habe". Deshalb auch freute er sich wie über eine verdiente Strafe

Digitized by Google

darüber, daß man ihn nunmehr nicht anders als den Dichter des Satanas nannte.

Das vielgepriesene und vielgeschmähte Gedicht brachte ihm jedoch außer jenem Namen noch andere Früchte. Es ist kein erfreuliches Schauspiel; aber es ist nicht selten der Fall, daß ein Künstler nicht eher bekannt wird, als bis ihm irgend ein äußeres Ereigniß, eine Polemik, ein Skandal oder gar eine Absetzung den Weg öffnet. So war es auch mit Carducci. Der Sturm, den die Hymne an Satan entfesselte, war es, der Carduccis Namen populär machte.

Das war aber nur der erste Anstoß. Die nächsten Gedichte, die Decennali sollten jenem Sturm ihre sofortige Verbreitung, sich allein aber ihren dauernden Sieg verdanken.

* * *

Den Titel Decennali hatte Carducci einigen Gedichten gegeben, die er zwischen den Jahren 1867 und 1870 verfaßt und dann zusammen mit einigen Juvenilia und Levia Gravia in dem Bande Poesie veröffentlicht hatte. Es waren Satiren und Verwünschungen gegen die Männer und die Ereignisse, die das damalige Italien in Sorge versetzten. Es war die zornige Stimme der zornigen italienischen Seele. Und in kurzer Zeit erlebte der kleine Band vier Auflagen. In den Jahren 1871 und 1872 entrissen andere Ereignisse dem Dichter andere Schmerzensschreie, andere glühende Verse. Die neuen Lieder bildeten dann mit den Decennali zusammen die jetzt unter dem Titel „Giambi ed Epodi" gehende Sammlung. Diese Lieder waren auch die erste unerschütterliche Basis für den Ruhm des Dichters.

Italien hatte in jenen Jahren eine der stürmischsten Perioden seiner Geschichte durchgemacht. Es hatte seine Unabhängigkeit erreicht, seine verstreuten Glieder gesammelt, die Macht der Päpste gestürzt. Das Alles aber hatte sich unter solchen Umständen, unter so viel Zögern und Unsicherheit und Furcht vollzogen, daß das italienische Volk nicht selten vor Wuth kochte. Das Volk kann vielleicht nicht die Geheimnisse und Mysterien der Diplomatie durchdringen. Aber es fühlte sich im Jahre 1859 enttäuscht und es erhob ein Entrüstungsgeschrei, als Napoleon III. nach den ersten Siegen dem Kriege plötzlich ein Ende machte, als sich der großmüthige Monarch seine uneigennützige Hilfe mit Nizza bezahlen ließ. Doch nicht nur das. Derselbe Napoleon behielt noch immer seine Truppen in Rom, um den päpstlichen Thron zu vertheidigen; und

Digitized by Google

Digitized by Google

würdigsten Fähigkeiten: die Fähigkeit, das landschaftliche Milieu, die Geschichte und seine persönlichen Gefühle wunderbar zu verschmelzen. Die tausend Gesichter der ewig wechselnden Natur und der Geschichte erglänzen vor seinen Augen in schimmernden Visionen, und diesen Visionen leiht er die lebhaftesten und stärksten, aber auch die treffendsten Farben. Mit wenigen meisterhaften Strichen skizziert er die geschichtlichen Begebenheiten; er vermenschlicht die Natur; er legt etwas Tragisches in die Bäume und Blumen, in den Himmel und die Wolken; und dazwischen läßt er seine zartesten Gefühle und seinen stürmischsten Zorn hervorbrechen.

Nicht selten gewinnt es zwar den Anschein, als ob dieser Zorn, der in der Seele des Dichters flammt, ihn vom Pfade der wahren Kunst ablenken wolle. In den beißenden Sarkasmen, in den heftigen Schmähungen ist es nicht schwer, hier und da einen Vers oder eine Strophe zu finden, deren deklamatorischer Ton uns lächeln macht. Hier und da kommen auch Worte vor, die fromme Ohren beleidigen müssen. Alles aber ist bei Carducci der natürliche Ausdruck seiner Leidenschaften. Ohne diese Leidenschaften, ohne jenen heftigen Ton ist der Dichter nicht mehr er selbst. „Ich sende dir etwas Gotteszorn" — schrieb er an einen Freund, als er ihm die Epoden schickte; und als dieser ihm rieth, eine Strophe zu streichen, die manchen vielleicht kränken würde, da antwortete Carducci: „Verzeihe mir, ich streiche sie nicht. Diese Gedichte müssen jetzt so bleiben, wie sie eben sind. So viel Idealistisches, so viel Mystisches, so viel Dunstiges, so viele schonende Andeutungen haben bis jetzt die Italiener erhalten. Oh! sie sollen jetzt ein wenig derbe Wahrheit, ein wenig grobe Wirklichkeit hören. Wenn ich daran denke, was für Fratzen gewisse Männer schneiden werden, die . . . und gewisse Damen, die . . . . dann freue ich mich."

Fratzen werden sicher geschnitten worden sein. Carducci hatte eine starke Dosis gegeben. — Auf die Epoden an „Edoardo Corazzini" und an „Monti e Tognetti" folgte die an Giovanni Cairoli, der bei Villa Glori im Kampfe gegen die päpstlichen Truppen gefallen war; dann die Epode „an gewisse Censoren", eine der beißendsten Satiren der italienischen Literatur, in der der Dichter seinem Ekel vor gewissen Typen der damals in Italien herrschenden Falschheit nnd Heuchelei deutlichen Ausdruck verleiht. Dann die **Consulta araldica** (der heraldische Staatsrath), dann **Meminisse**, dann der „Gesang Italias, die zum Kapitol geht", vielleicht der höchste Gipfel, den Carduccis Satire erreicht hat. „Oh!

Digitized by Google

der Einzug in Rom! — schreibt der Dichter selbst. — Die italienische Regierung legte die Triumphstraße zurück auf den Knieen, mit dem Strick um den Hals, als ob es die heilige Treppe wäre. Mit ihren Händen schlug sie ein Kreuz, bald rechts, bald links und flehte um Gnade . . . . Es geht nicht anders, es geht nicht anders: man hat mir von hinten Fußtritte versetzt . . . ." Und ein deutscher Kritiker, Karl Hillebrand, der Italien sehr gut kannte und als Ausländer in der Lage war ganz unbefangen zu sehen und zu urtheilen, schreibt: „Der Gesang Italiens beim Betreten des Kapitols ist wie der Gewissenschrei Italiens selber, der sich aus beklemmter Brust hervorringt. Er (Carducci) ruft aus, was gar manchem Italiener tief am Herzen nagt, wenn er's auch sich und Andern nicht zu gestehen getraut." Nicht Carducci also suchte die satirische Poesie, sondern diese ihn.

„Still, still, was ist das für ein Lärm — beim Mondenlicht? — Still, ihr Gänse vom Kapitol, — ich bin Italia, die große und einige.

Ich komme bei Nacht, weil Doktor Lanza*) — den Sonnenstich fürchtet, — er will die nöthige Ehrerbietung beobachten — bei gewissen Schritten. Er will, —

Daß man in Rom sich nicht zu herrisch gebärde — an gewissen Gittern: — Ach! macht nicht solchen Lärm, ihr, meine Gänse, — daß Antonelli es nicht höre . . . .

Wenn sie für Brennus ist, ihr Gänse, verschwendet — ist nunmehr eure Wache. — So klug und schlau war ich, daß ich gekommen, — als er schon abgezogen."

Zuweilen spürt man zwar auch in diesen Epoden einen fremden Einfluß. Carducci selbst macht uns übrigens darauf aufmerksam. Wenn er in der Epode an Edoardo Corazzini sagt, daß über dem Haupt des Papstes „Jesus festgenagelt hängt, damit er nicht fliehe", so ahmt er Victor Hugo nach:

Sur une croix dressée au fond du sanctuaire
Jésus avait été cloué pour qu'il restât.

Das Bild der Freiheit „sie ist keine Marquise, deren runde Glieder beim Tanze schnelle Wonne verheißen, deren Schnürbrust den Busen und deren Augen das Bett zitternd anbieten; ein starkes

*) Giovanni Lanza, italienischer Ministerpräsident zur Zeit der Einnahme Roms.

Digitized by Google

Mannweib ist sie" erinnert an Auguste Barbier, der auch in der Curée sang:

C'est que la Liberté n'est pas une comtesse
du noble faubourg Saint Germain,
une femme qu'un cri fait tomber en faiblesse
qui met du blanc et du carmin:
c'est une forte femme . . . .

Die Verse „und Verrath und Feigheit — buhlen hier gleich Hunden auf dem Marktplatz" sind dem Heineschen „Deutschland" entnommen:

Dummheit und Bosheit buhlten hier
gleich Hunden auf freier Gasse.

Aber noch mehr als diese einzelnen Verse oder Strophen erinnert an jene drei Dichter, vor Allem an die beiden Franzosen, der ganze Gedankengang in manchen Gedichten. Zwischen Heine und Carducci giebt es zwar einen grundlegenden Unterschied. Der deutsche Dichter meint es nicht ernst. Er lacht, er scherzt immer; er will Alles und Alle verspotten, durchhecheln. Nur seine Mutter — und die Kunst — ist ihm heilig. Carducci dagegen meint es immer ernst. Unter seinem Witz, unter seiner Heiterkeit spürt man das zornige Temperament. Er macht aus seiner Poesie ein Evangelium. Er will etwas predigen, verkündigen. Heine macht den Eindruck eines Menschen, der auf Alles pfeift. Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Dichtern ist deshalb mehr eine äußerliche als eine innerliche. Ganz anders ist es mit Victor Hugo und Auguste Barbier. Wie diese beiden Franzosen, so fühlt sich auch Carducci von der Atmosphäre bedrückt, in der er lebt. Bei allen dreien hört man gewissermaßen das Stöhnen eines Verwundeten, der sich nicht bewegen kann. In den Epoden tritt jene Rücksichtslosigkeit und Heftigkeit zu Tage, die Barbiers Jambes auszeichnet; und Hugos Geist, aber auch seine deklamatorische und schwülstige Ausdrucksweise erkennt man in mehr als einem Gedichte.

Bei alledem aber tritt die Persönlichkeit Carduccis stets klar und bestimmt hervor; sie steht uns immer vor Augen, stolz, in einer ihm ganz eigenthümlichen Pose. Seit den ersten Jahren seines poetischen Wirkens wollte Carducci der Nationaldichter des neuen Italiens sein; und bei einer Natur wie der seinigen bildete ein solcher Vorsatz keine Gefahr für die Spontaneität seiner Dichtung. Es bedurfte bei ihm keiner Anstrengung, keines Druckes auf seine

Digitized by Google

poetische Ader. Wenn eine Anstrengung nöthig gewesen wäre, so hätte sie nur der Mäßigung seiner natürlichen Heftigkeit gelten können. Die Persönlichkeit des Dichters ist immer dieselbe gewesen. Aber der Künstler hat nicht aufgehört, sich immer mehr zu vervollkommnen. In den „Jamben und Epoden" verschwinden allmählich alle Reminiszenzen, die uns bis jetzt die Seele des Dichters verbargen. Der Dichter folgt nur noch seiner eigenen Inspiration. Er ist nunmehr ein souveräner Herr seiner Kunst geworden, so daß die Form kein Hinderniß mehr für ihn bildet und Gedanke und Ausdruck zugleich aus seinem Geiste hervorquellen. Deshalb sind die „Giambi ed Epodi" von einer seltenen Einfachheit, Wahrheit und Innigkeit. Selten hat sich eine so flammende Leidenschaft in einer so klassischen, vollendeten Form ausgetobt.

* * *

Während die politischen und literarischen Ereignisse Italiens der verwundeten Seele des Dichters solche Schmerzens- und Entrüstungsschreie erpreßten, hatte sich zugleich sein geistiger Horizont erweitert. Denn, wie man sich leicht denken kann, bilden jene „Giambi ed Epodi" durchaus nicht die ganze literarische Thätigkeit Carduccis während der Jahre 1867—72, in die sie fallen. Das wäre eine zu einseitige Poesie. Carduccis Palette aber weist so viele Farben auf! Außerdem hat er immer fortgefahren zu studiren: sich selbst ebenso zu studiren wie die Andern. Er vertiefte unaufhörlich seine Kenntniß der Klassiker. Er studirte mit modernem Sinn und mit weitem Blick die alte und neue Geschichte, in deren Geist er völlig eingedrungen ist. Er widmete sich mit großem Eifer dem Studium der deutschen, französischen und englischen Dichter. Die Zeiten waren vorüber, wo Alles, was fremd war, ihn und seine „pedantischen Freunde" mit Schauer erfüllte. Vor Allem war die deutsche Literatur vom künstlerischen wie vom nationalen Gesichtspunkt von großer Wichtigkeit für ihn. „Daß unter den Arbeiten, die das Vaterland schaffen, die Literatur nicht den letzten Platz einnimmt, das beweist die moderne Geschichte einer Nation, der wir zu viel nachmachen, die wir zugleich zu sehr schmähen, die wir aber nicht genug kennen: einer Nation von starken Männern, von stärkeren Geistern, von wunderbaren Studien: der deutschen Nation. In Deutschland eröffnen August Wolff und Heinrich Voß die Zeit der neuen homerischen Kritik, und vordem hatte schon Fr. Klopstock seine

Digitized by Google

neue Epopöe herausgegeben: in Gottfried Hermann erſteht ein Kritiker des griechiſchen Theaters: Friedrich von Schiller und Wolfgang von Goethe befreien die Nationalliteratur von der franzöſiſchen Nachahmung und erregen die Bewunderung von ganz Europa durch eine neue, eigene Kunſt. Dann kämpften jene ſelben Schüler von Wolff und Hermann, die einige Monate vorher über die Authentizität eines homeriſchen Hexameters und über das Silbenmaß eines trochäiſchen Verſes bei Aeſchylos geſtritten hatten, auf den Feldern von Leipzig und Waterloo für die Unabhängigkeit Deutſchlands, ebenſo wie die Helden Homers, wie die Bürger des Aeſchylos: auf jenen Schlachtfeldern ſtarben die zweiundzwanzigjährigen Dichter, die aus den Seiten Goethes und Schillers gelernt hatten das Vaterland zu lieben." Und auch bei den Deutſchen, beſonders bei Goethe, Schiller und Heine ſuchte der Dichter das Licht der Poeſie.

Er ſtudirte aber auch ſich ſelbſt. Im vollen Bewußtſein ſeiner Kunſt übte er auch an ihr eine ſtrenge Kritik. Er trachtete danach, jene Kunſt dem Ideale immer näher zu bringen, das ihn entflammte. Darum iſt Carduccis Kunſt auch in einem beſtändigen Werden begriffen. Aufgewachſen, ſo zu ſagen, auf den Knieen der Klaſſiker, ſchöpft er friſche Anregung aus den modernen Dichtern ebenſo wie aus dem modernen Leben. Dem klaſſiſchen Grund ſeiner Poeſie leiht er immer neue Farben; ſeine künſtleriſchen Mittel vervielfältigen ſich in dem Maße, wie ſich ſein poetiſcher Horizont erweitert. Nach den „Giambi ed Epodi" beginnt daher in Carduccis Thätigkeit eine neue Periode: eine Periode der reinen Kunſt, deren höchſten Ausdruck die Poesie Nuove und die Odi Barbare darſtellen.

Die Poesie Nuove (Neue Gedichte) wurden im Jahre 1873 veröffentlicht und fanden gleich nach ihrem Erſcheinen allgemeinen Beifall. Nur eine kleine Zahl erbitterter Gegner verurtheilte auch dieſe neue Offenbarung. Doch ſie wurden bald zum Schweigen gebracht. Gegenwärtig tragen dieſe neuen Gedichte den Titel Rime Nuove und bilden in der letzten Auflage einen einzigen Band mit den „Giambi ed Epodi". Ihnen fügte der Dichter die zwölf Sonette des Ça ira bei: zwiſchen ihnen und den Epoden fand das „Intermezzo" Platz, welches im Drucke ebenſo wie in dem Gedanken des Dichters — und das erzählt er uns ſelbſt — „den Uebergang von den Jamben und Epoden zu den Rime Nuove und zu den Odi Barbare bilden ſollte".

Intermezzo oder Intermedio nannte man im

Digitized by Google

16. Jahrhundert ein kurzes, aus Liedern oder Ballets bestehendes Zwischenspiel, das zwischen den Akten der dramatischen Vorstellungen aufgeführt wurde. Carduccis Intermezzo ist auch solch ein kurzes Spiel, aus schnellen, lebhaftigen vierzeiligen Strophen und aus allegorischen Bildern zusammengesetzt. Es ist, um eben bildlich zu sprechen, ein frischer Springbrunnen, um den kleine Faune und junge Satyrn hüpfen, scherzen und lachen.

Der Dichter will, bevor er sich der reinen Kunst naht, seinen honigsüßen romantischen Kollegen zum Abschied noch einige Peitschenhiebe versetzen; und in einem Ton, der wirklich an Heine erinnert, mit einem feinen und tiefen Humor und — gestehen wir es zu — mit gemeinen, garstigen, aber aristophanisch garstigen Ausdrücken zeichnet er in einigen Genrebildern den weinenden und seufzenden Dichter, der sein von Wunden und Geschwüren bedecktes Herz zur Schau stellt.

Nach dem Intermezzo legt der „müde Archylochos Italiens" seinen Köcher bei Seite. Carducci wendet sich der reinen Kunst zu. Jetzt rührt uns ein häufiges Aufflammen von Liebe und Zärtlichkeit. Auf das satirische Intermezzo folgen die „Primavere Elleniche" (hellenische Frühlinge) und das „Idillio maremmano" (Maremmen-Idyll) und „Davanti San Guido" (vor San Guido) und so viele andere Gedichte, deren poetischer Duft uns berauscht und bestrickt. Wie zart und anmuthig ist nicht z. B. „Vor San Guido", ein auch hinsichtlich der Form wundervolles Gedicht!

„Die Cypressen, die nach Bolgheri hoch und schlicht — von San Guido aus in doppelter Reihe gehen, — gleich jungen Riesen im Laufe, — schnellten mir entgegen und betrachteten mich.

„Sie erkannten mich, und „Endlich willkommen" — flüsterten sie gesenkten Hauptes mir zu — warum steigst du nicht aus? Warum hältst du nicht an? — Der Abend ist frisch und der Weg ist dir bekannt.

„Ach, setze dich in unseren duftenden Schatten, — wo vom Meere aus der Maestrale weht: — wir zürnen dir nicht wegen deiner Steinwürfe — von damals: oh, sie thaten ja nicht weh!

„Wir tragen noch Nachtigallennester: — ach! warum fliehst du so schnell von dannen? — Am Abend verflechten noch die Sperlinge ihre Flüge — um uns herum, oh, bleibe hier!"

So sprechen die Cypressen „Vor San Guido". Der Dichter aber, der im Eisenbahnzug ist, kann nicht halt machen. Er muß nach Hause. Und dann . . . .

Digitized by Google

„Es sind jetzt andere Zeiten, --

„ihr kleinen Cypressen; laßt mich gehen: — jetzt ist nicht mehr jene Zeit und jenes Jugendalter. — Wenn ihr wüßtet! . . . Wohlan ich will nicht prahlen, — aber heute bin ich eine Berühmtheit.

„Und ich verstehe Lateinisch und Griechisch zu lesen, — und ich schreibe, schreibe, und habe viele andere Tugenden. — Ich bin nicht mehr, ihr kleinen Cypressen, ein Gassenjunge, — und Steine vollends werfe ich nicht mehr —.

„Und am wenigsten gegen die Bäume. Ein Murmeln — durchlief die zweifelnden Wipfel — und der sterbende Tag mit mitleidigem Lächeln — glänzte rosig zwischen dem dunklen Grün.

„Ich vernahm alsdann, daß die Cypressen und die Sonne — liebenswürdiges Mitleid mit mir hatten, — und bald wurde das Murmeln zu Worten: — Das wissen wir wohl: ein armer Mann bist du.

„Das wissen wir wohl. Der Wind, — der der Menschen Seufzer weiter trägt, erzählte uns, — wie in deiner Brust ein ewiger Streit — tobt, den zu mildern du weder weißt noch vermagst.

„Den Eichen und uns kannst du hier erzählen — deine menschliche Trübsal und euren Schmerz. — Sieh, wie ruhig und blau das Meer ist, -- wie die Sonne lächelnd zu ihm hinabsteigt!

„Und wie bei der scheidenden Sonne der Himmel voll von Flügen, — wie fröhlich das Gezwitscher der Sperlinge ist! Während der Nacht werden die Nachtigallen singen: -- bleibe, und die bösen Phantome verfolge nicht —

„die bösen Phantome, die aus den schwarzen Gründen -- eurer von Gedanken gequälten Herzen — emporzucken, so wie auf euren Kirchhöfen — die Flämmchen der Verwesung vor dem Wanderer.

„Bleibe."

Hier haben wir wieder jene Verschmelzung der Landschaft und der persönlichen Gefühle, die wir schon in mancher Epode bewundert haben. Diese Art der poetischen Auffassung und der künstlerischen Darstellung besitzen sehr wenige Dichter in Italien. Die geistige Verschmelzung der Natur und des Menschen ist eine Eigenthümlichkeit gerade der nördlichen Poesie. Die Dichter des Nordens sind es vor Allem, die zum Ausdruck ihrer innersten Gefühle die Natur zu Hilfe nehmen und aus ihr neue Empfindungen, neue Anregungen gewinnen. Selbst Dante, diesem größten italienischen Naturdichter, bieten die verschiedenartigen Naturerscheinungen zwar Gelegenheit zu wunderbaren Gleichnissen; äußerst selten aber ergründet er das tiefe Ge-

Digitized by Google

heimniß der Natur selbst, nie durchdringt er mit seiner Seele die unbeseelten Dinge. Er ist immer und ausschließlich ein Zuschauer der natürlichen Erscheinungen. Erst Francesco Petrarca bringt die äußere Welt mit der menschlichen Seele in Zusammenhang; er spricht mit den hellen, frischen Wassern, mit den Gräsern, mit den Blumen, ihnen vertraut er seine Schmerzen an, sie bittet er um Gehör. Dann aber müssen wir fünf Jahrhunderte überspringen, bis wir zu Leopardi kommen, um wieder die Stimme der Wälder, die Klage der Wellen, die Liebesworte der Vögel zu vernehmen.

Vielleicht wirkte auf Carducci auch das träumerische deutsche Naturgefühl: Heine, der die Natur mit einer tiefen menschlichen Leidenschaft erfüllte, Goethe, der sich mit den Bäumen, mit den Blumen und mit den Steinen unterhielt, Schiller, dem die stumme Natur „den Kuß der Liebe wiedergab und seines Herzens Klang verstand"

So schlang ich mich mit Liebesarmen
um die Natur mit Jugendlust,
bis sie zu athmen, zu erwarmen
begann an meiner Dichterbrust.

Wie dem auch sei, Carducci ist nach Petrarca und Leopardi in Italien der erste, der der Natur seine Seele einflößte, der sie belebte und dabei zugleich mit der größten Treue schilderte. So in dem Gedicht „Vor San Guido", so in fast allen Odi Barbare, so auch in dem „Gesang der Liebe", einer wunderbaren Symphonie der Natur und der Geschichte, so auch in dem traulichen „Gespräch mit den Bäumen". Die Natur hat keine Geheimnisse für Carducci. Er schaut sie mit den Augen der alten Römer und er liebt sie. Er liebt das Land, die Felder, das Vieh, den Ackerbau mit der Seele eines ganzen, gesunden Menschen.

Welch tiefer Naturssinn, welch ländlicher Friede herrscht nicht z. B. in dem Sonett „der Stier", aus dem gleichsam ein Hauch der Georgica, ein durchdringender Wohlgeruch von dem soeben vom Pfluge aufgeworfenen Felde emporsteigt:

„Ich liebe dich, o frommer Ochs; und ein mildes Gefühl — von Kraft und Frieden flößest du mir ins Herz ein, — sei es, daß du erhaben wie eine Bildsäule — die freien und fruchtbaren Felder betrachtest,

„sei es, daß du dich zufrieden unter dem Joche beugst — und die schnelle Arbeit des Menschen schwerfällig unterstützest: — er treibt

Digitized by Google

und stachelt dich, und du antwortest mit dem langsamen Wenden der geduldigen Augen.

„Aus den breiten, feuchten, schwarzen Nüstern — dampft dein Athem, und wie ein froher Hymnus — verliert sich dein Brüllen in der heitern Luft; —

„und in des schweren blauen Auges ernster Sanftheit spiegelt sich weit und ruhig — die göttliche grüne Stille der Ebene."

Zuweilen neigt der Dichter allerdings dazu, diese „göttliche Natur" allzu reichlich mit Göttern und Helden und Nymphen zu beleben. Aehnlicherweise kommt es oft vor, daß man in Gesängen, wo der geschichtliche Hintergrund nur mit wenigen wirksamen Strichen skizzirt ist, seltsamen, fremden historischen Citaten begegnet, die den lyrischen Schwung hemmen. Zuweilen auch ist der poetische Ausdruck zu geschraubt und der Gedanke allzu sehr in die Länge gezogen, wodurch manche Stellen den Leser eisig kalt lassen. Der Leser jedoch, den es verdrießt, wenn ein seltener mythologischer Name oder eine seltene historische Anspielung seinen Genuß stört, braucht nur das Blatt zu wenden, und der Genuß wird sich erneuern, noch tiefer, noch intensiver bei der Lektüre einer anderen Ballade, eines anderen Idylls. In jenen hundert Neuen Reimen berührt der Dichter alle Saiten seiner Lyra, alle Fasern des menschlichen Herzens. Zwischen ihnen kann man wandeln wie in einem Garten, wo neben den Orchideen, Camelien und Hortensien, die nur das Auge erfreuen, noch tausend Rosen und Nelken und Veilchen und Magnolien blühen, deren berauschende Wohlgerüche uns entzücken und bezaubern.

Auch die zwölf Sonette Caira, die den Band der Rime Nuove beschließen, sind für viele Leser zu gelehrt. Sicherlich kann sie Niemand verstehen, der nicht die Geschichte der französischen Revolution genau kennt. Es ist eben keine lyrische Poesie. Bis dahin war Carducci ausschließlich Lyriker gewesen. Jetzt tritt er plötzlich als Epiker auf. Der subjektive Dichter wird objektiv. Jene ausgesprochene Persönlichkeit, die bis jetzt alle Lieder mit ihrer Eigenart erfüllte, verschwindet nunmehr vollständig.

Von der großen Revolution will Carducci nur die Ereignisse des Jahres 1792 und vor Allem der Septembertage schildern. Das erste Sonett läßt schon die nächsten Vorkommnisse ahnen. Der französische Bauer sieht seine Felder von dem Ausländer bedroht, den der König Frankreichs um Hilfe herbeirief: und ein Verlangen nach Kampf und Freiheit ergreift ihn, eine blutige Vision trübt

Digitized by Google

seinen Blick. Es ist gleichsam ein Präludium, großartig, feierlich, schrecklich wie die Ereignisse, deren Vorbote es ist.

„Froh glänzt auf den Hügeln Burgunds — und im Marnethal die Sonne über der Weinlese: — der ausgeruhte pikardische Boden erwartet — den Pflug, der ihn zu neuer Nachkommenschaft einlade.

„Doch die Sichel saust zornig auf die Trauben hernieder — wie ein Beil, und Blut scheint zu triefen: — während der rothen Vesper läßt der Pflüger — das irrende Auge über die einsamen, unbebauten Felder schweifen —

„und schwingt den Stecken auf die brüllenden Ochsen, — als ob er einen Speer handhabe, und packt — des Pfluges Sterzen heulend: vorwärts, Frankreich, vorwärts.

„Der Pflug knirscht in rauhen Furchen: die Erde — dampft: die Luft verfinstert sich durch emporsteigende — Phantome, die den Krieg ersehnen."

Es sind die Söhne der gequälten Erde. Es ist Kleber, „ein brüllender Löwe in den ersten Reihen"; es ist Desaix und Hoche und Marceau, „der dem strahlenden Tode — rein seine siebenundzwanzig Jahre weiht — wie den Armen einer lächelnden Braut". Und die episch-phantastische Erscheinung geht weiter. Den „sündhaften Tuilerien" Katharina De Medicis entsteigt, ein trauriger Vorbote des Unglücks, eine Gestalt:

„Sie dreht und neigt die Spindel — und mit dem Spinnrocken berührt sie die hohen Planeten.

„Und sie spinnt und spinnt und spinnt. Jeden Abend — beim Lichte des Mondes und der Sterne — spinnt die Alte und wird nie müde."

Ihrem Erscheinen pflegt nach dem Aberglauben des Volkes ein Unglück zu folgen. Diesmal hat die Volksphantasie das Richtige getroffen. „Braunschweig naht." Die Lage Frankreichs ist verzweifelt. Der Feind steht an der Grenze. Die Festung Longwy hat sich ergeben. Hier erreicht der Dichter eine epische Höhe, über die er nicht mehr hinauskommen sollte.

„Einer nach dem andern regnen die Unglücksboten — hernieder wie vom Himmel. Longwy fiel — Und die Flüchtlinge aus der feigen Uebergabe — drängen sich staubbedeckt vor die Versammlung.

„— Wir waren zerstreut auf den Mauern: — kaum kam auf

Digitized by Google

zwei Geschütze ein Mann: — Lavergne verging in Furcht: — Die Waffen fehlten. Was konnte man mehr thun?

„Sterben, erwidert die sitzende Versammlung. — Da rinnen über jene verbrannten Wangen seltsame — Thränen: und sie entfernen sich gesenkten Hauptes.

„Groß zieht am Himmel die Stunde der Gefahr einher, — mit ihren Schwingen läutet sie Sturm: — O Volk von Frankreich, hilf, hilf!"

Sieben Tage nach Longwy fällt auch Verdun. Ueber Paris brütet das Unglück. Von Stunde zu Stunde verschlimmert sich die Lage. Die Furcht vor dem Verrath, der Wahnsinn des Fanatikers, die Grausamkeit des Revolutionärs, sie flammen auf, schrecklich, unauslöschlich. In dem schon verdunkelten Geiste des Volkes taucht die Erinnerung an alle Abscheulichkeiten wieder auf, die die Könige und Päpste gegen die französische Nation begangen haben. Die Foltern von Avignon, das Gemetzel der Albigenser, die Bartholomäusnacht: alle diese Erinnerungen quälen die Geister und reizen ihren Rachedurst. Zügellos wüthet jetzt der Wahnsinn, der Fanatismus, die Grausamkeit.

„Die Ströme seufzen und die Winde säuseln — frisch in den heimischen savoyischen Alpen. — Hier Schwertgeklirr und Wuthgeschrei. — Madame de Lamballe, auf zur Abtei!

„Und da lag, von goldenem, wallendem Haare umflossen, — ein nackter Leib mitten auf der Straße; — und ein Bader spreizt die noch warmen Glieder — mit blutigen Händen spähenden Auges auseinander.

„Wie zart und weiß, und wie fein! Der Hals gleicht einer Lilie und das kleine Mündchen einer Nelke zwischen Maiglöckchen.

„Auf, du mit den schönen, meerfarbenen Augen, — auf, du Lockige, zum Tempel! Der Königin — wollen wir den guten Tag des Todes wünschen.

„Ach! noch nie erblickte ein König Frankreichs beim Erwachen — solch eine Schaar Grüßender!

— — — — — — — — — — — — —

„Da brüllt der schreckliche Zug: — das stolze Haupt schwankt auf der Pike — und schlägt ans Fenster. Der König neigt sich

„aus dem Fenster der jammervollen Königsburg, — er betrachtet das Volk und bittet Gott um Vergebung — wegen der Nacht von Sanct Bartholomäus."

Digitized by Google

Während so die Revolution in Paris triumphirt, siegt auf dem Schlachtfelde das „barfußige Bürgerheer". Dumouriez siegt bei den Argonnen, „den glücklichen Termopylen Frankreichs". Kellermann schlägt an der Spitze seiner heldenmüthigen Kolonnen von Sans-culotten die preußischen Truppen. Der neuen Zeit Erzengel, fliegt die Marseillaise, durch den Kanonendonner, ob den tiefen Wäldern der Argonnen.

„Auf, ruhmreiche Kinder des Vaterlandes — nach dem Klang der Gesänge und der Kanonen: — Der Tag des Ruhmes breitet heute die rothen Schwingen — zum Tanze der Tapferkeit aus.

„Erfüllt von Furcht und Verwirrung — ist für den König von Preußen die Rückkehr; — Es zwingt die Ausgewanderten zurück in die feige Verbannung — der Hunger, der Frost und die Ruhr —.

„Fahl über diesem großen Sumpf — irrt die Abendröthe; die Hügel umschwebt — der Glanz eines bescheidenen Sonnenlächelns —.

„Und aus einer Gruppe Unbekannter tritt Wolfgang — Goethe hervor und spricht: Für die Welt heute und an dieser — Stelle beginnt die neue Geschichte."

Und so, erfüllt von tiefen, hehren Gedanken, zitirt der italienische Sänger der französischen Revolution den größten Sohn Deutschlands, als Zeugen ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung: jenen Großen, der aus Anhänglichkeit seinen Fürsten in den Krieg begleitete und nun in dem Triumphe des Feindes den Anfang einer neuen Geschichte erblickt. „Diesmal sagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen."

Carducci aber mußte sich noch einmal gegen eine ungerechte Kritik vertheidigen. Die Schule und die Presse, der Senat und das Abgeordnetenhaus — so schreibt der Dichter — waren gleich auf den Beinen. Viele sahen in ihm nichts weiter als einen Demagogen und in seiner Dichtung eine bloße „Parteilyrik, eine republikanische Lyrik" und Rethorik". Andere fürchteten, das Ritornell der verruchten Marseillaise möchte ein Präludium der zukünftigen Siege des Jakobinerthums in Italien sein. Der eine sah in dem Ça ira lediglich eine Verherrlichung der Schreckenstage; der andere warf dem Dichter Geschichtsfälschung vor; der Senator Marco Tabarrini, ein kluger und gebildeter Mann, erklärte die beiden Sonette über Madame de Lamballe für den „Gipfel der Verirrung", für ein

Digitized by Google

„Verbrechen gegen die Musen", für ein „Verbrechen gegen die edelsten und liebenswürdigsten Seiten der menschlichen Seele".

Daß es sich im Ça ira um eine republikanische Poesie handelt, ist klar. Aber eben so klar ist es, daß es nie in der Absicht des Dichters gelegen haben kann, die schrecklichen Septembertage zu verherrlichen. Und eine Verherrlichung ist es auch nicht. Während es heute Brauch ist, die französische Revolution herabzusetzen, zu erniedrigen, so betrachtet Carducci „den September des Jahres 1792 als den epischsten Augenblick der modernen Geschichte". Diesen Augenblick stellt er dar als Dichter, so wie ihn die Geschichte ihm zeigte, nicht aber in dem Lichte einer krassen Demagogie und eines voreingenommenen Jakobinerthums. Carducci strebt nur danach, in den zwölf Sonetten des Ça ira die wichtigsten Ereignisse jener Schreckenstage und das sie umgebende Milieu in ebenso vielen Bildern auszumalen. Dabei aber denkt er nur an die epische Wahrheit, unbekümmert darum, ob sich das Bild mehr oder weniger grausam, mehr oder weniger abschreckend darstellt. Der Geschichte entstammen alle jene Heldengruppen, jene Volksversammlungen nach dem Falle von Longwy und Verdun. Die Geschichte zeigt uns leider auch jene schrecklichen Gemetzel, zeigt uns Danton, Marat und Madame de Lamballe, deren Tod der ruchloseste Beweis des Wahnsinns und der Grausamkeit bedeutet, den das Pariser Volk in den Septembertagen erbracht hat. Letztere Episode erzählt genau so, wie Carducci sie darstellt, Michelet in seiner Geschichte der französischen Revolution (Band III S. 403); und diesem Historiker ebenso wie Louis Blanc und Carlyle entlehnte Carducci den Stoff, ja manchmal auch die Worte des Ça ira. Allerdings sind auch diese drei Historiker nicht ganz frei von jeder Parteilichkeit. Doch der Vorwurf, den wir gegen sie erheben können, darf nicht unsern Dichter treffen. Er las sie, er wurde von den geschilderten Heldenthaten und Greuelszenen ergriffen, und er dichtete. Was kann man von einem Dichter mehr verlangen? Oder wird man den Dichter verurtheilen, weil er sich von jenen gräßlichen Ereignissen inspiriren ließ und durch sie das Gefühl und die Phantasie seiner Leser erregen wollte? Mit demselben Rechte könnte man dann Homer oder Dante oder Shakspeare oder alle jene großen Meister verdammen, die in erschütternden Bildern die schreckliche Hinmordung von Müttern, Bräuten und Kindern gemalt haben.

Die Kunstkritik aber, die von solchen Fragen der sogenannten künstlerischen oder historischen Moral absieht — und sie muß davon

Digitized by Google

absehen — kann nicht zögern, den Verfasser des Ça ira den großen Dichtern an die Seite zu stellen. Welches auch immer die Ereignisse der Septembertage gewesen sein mögen, Carducci hat sie mit so sicheren, so meisterhaften Pinselstrichen, mit so maßvollen und dabei so lebhaften Farben wiedergegeben, daß jede Gestalt gleichsam sprechend und handelnd hervortritt. Der Dichter der Epoden, des Maremmen-Idylls und des Vor San Guido hat sich aus dem magischen Kreise seiner Lyrik herausgerissen, in den er sich selbst eingeschlossen und auch den Leser gefesselt gehalten hatte. Plötzlich hat er das Gebiet der geschichtlichen Poesie betreten, und die geschichtliche Majestät hat sich seiner bemächtigt. Sein poetisches Genie aber verklärt in einem neuen Lichte jene aufsteigenden Phantome. Das Heldenthum des Soldaten des Vaterlandes und der Freiheit erstrahlt noch reiner, noch glänzender. Die Fanatiker, trunken von Alkohol und Blut, erscheinen noch schrecklicher, noch scheußlicher. So besingt Carducci die Septembertage. Kein Dichter hat die grauenhafte Zerfleischung von Madame de Lamballe so dargestellt wie Carducci; und bei wenigen Gedichten des modernen Italiens erbebt man vor Schmerz und Begeisterung in gleicher Weise, wie bei der Erzählung des Falles von Longwy, einem wunderbaren, in jeder Hinsicht vollendeten Sonett. Hier und da mag man auch im Ça ira auf eine Härte des Gedankens und des Ausdrucks stoßen. Die Visionen sind ohne Zweifel allzu zahlreich; und manche historische Erinnerung ist zu dunkel. Das sind aber unbedeutende Fehler in einem so meisterhaften Kunstwerk. Carducci erreicht hier eine solche epische Höhe, daß, selbst wenn er keinen andern Vers geschrieben hätte, diese Gesänge allein genügen würden, um ihm einen Platz unter den großen Dichtern Italiens zu sichern. Und nicht Italiens allein.

* * *

Die Sammlung der „Rime Nuove" wird in ihrer letzten Auflage durch ein Gedicht eingeleitet, das zu den lieblichsten gehört, die wir Carducci verdanken, und das außerdem in der künstlerischen Laufbahn unseres Dichters eine besondere historisch-literarische Bedeutung besitzt. Es ist ein Gesang an den Reim:

Ave, o rima! Con bell' arte
su le carte
te persegue il trovadore;
ma tu brilli, tu scintilli,
tu zampilli
su del popolo dal cuore.

Digitized by Google

„Heil dir, o Reim! Mit schöner Kunst folgt dir auf dem Papier der Troubadour; doch du schimmerst, du funkelst, du sprudelst hervor aus dem Herzen des Volkes."

Das erste Mal aber war dieser Gesang nicht mit den „Rime Nuove" zusammen erschienen, sondern am Ende eines kleinen Bändchens, das der Dichter „Odi Barbare" betitelt hatte, und aus dem der Reim vollständig verbannt worden war. Der Gesang sollte eben ein Zeichen dafür sein, daß der Dichter mit diesen ungereimten Odi Barbare „nie den Zweck verfolgt hatte, der alten, ruhmreichen Gefährtin der neuen lateinischen Dichtung eine Schlacht zu liefern". Vielmehr hatte er nur den Versuch gemacht, den Rhythmus des lateinischen Verses in dem italienischen Verse wiederzugeben.

Abgesehen von der größeren oder geringeren Länge jeder Silbe, je nachdem sie betont oder unbetont ist, haben die Italiener in ihrer Sprache jedes Gefühl für die Quantität völlig verloren. Sie bauen daher den Vers, indem sie die Silben einfach zählen und Rhythmus und Harmonie von der Lage der natürlichen Accente abhängig machen. Höchst wahrscheinlich ist diese neue italienische Metrik nichts Anderes als eine natürliche Entartung der lateinischen Quantitätsmetrik. Zur Zeit des Volkslateins und weiterhin durch das ganze Mittelalter hat das italienische Volk die lateinischen Verse nicht nach den Regeln der Quantität skandiert, sondern hat sich bei der Betonung immer durch den Sinn und durch den grammatikalischen Accent leiten lassen. Einen Beweis dafür wollen nicht mit Unrecht einige Philologen darin finden, daß der Rhythmus der ersten christlichen Hymnen, in denen man ohne Zweifel den herrschenden Gewohnheiten nach Möglichkeit Rechnung getragen hat, gerade auf der Betonung und nicht auf der Quantität beruht. Uebrigens lesen auch die modernen Italiener die lateinischen Gedichte nach dem grammatikalischen Accent und nicht nach der Quantität.

Nun giebt es eben mehrere lateinische Verse, die, dem Sinne nach betont, dieselbe Harmonie wie einige italienische Verse aufweisen. Wenn wir z. B. den sapphischen Elfsilbner „dextera sácras iaculátus árces" nach dem Wortaccent und nicht nach der Quantität betonen (ich accentuire die Silben, die wir Italiener jetzt betonen), so haben wir alsbald den Klang des italienischen Elfsilbners „mi ritrovai per una sélva oscúra". Eine gleiche Uebereinstimmung der Harmonie zeigen noch der italienische Elfsilbner und der Phalacoeus, der italienische Septenarius und der

Digitized by Google

Pherecrateus oder der Glyconeus, der italienische Quinarius und der Adonius:

– ⏑ ⏑ – ⏑

térruit úrbem
último fíglio.

Noch andere Beispiele ließen sich anführen, die es gleichfalls als höchst wahrscheinlich erscheinen lassen, daß der auf der Zahl der Silben und auf dem grammatikalischen Accent beruhende italienische Vers auf eine Entstellung des alten lateinischen Verses oder richtiger auf eine Entstellung der Betonung jenes Verses zurückzuführen ist. Allein das würde uns zu weit von unserem Wege abführen. Wir haben indessen schon gesehen, daß zwischen der italienischen und der lateinischen Metrik eine gewisse äußere Harmonieverwandtschaft besteht. Aus dieser Harmonieverwandtschaft entstand allmählich und in ihr erhielt ihre feste Grundlage die Italienisirung des lateinischen Rhythmus, die Carducci in seinen „barbarischen Oden" versuchte.

Den alten Lateinern hatte er schon seit seiner Jugend manche Strophe entlehnt. In allen seinen früheren Gedichten aber behält er den Reim bei; der Vers ist noch der rein italienische Vers. Jetzt wird der Dichter kühner. Zunächst schließt er den Reim völlig aus. Sodann ahmt er nicht nur der äußeren Form der Strophe, sondern auch dem Rhythmus des lateinischen Verses nach. Da nun in der italienischen Sprache die Quantität der Silben, diese erste Grundlage des alten Versbaues, fehlt, so bedient sich Carducci eines gewagten Kunstgriffes. Er nimmt einen oder zwei Verse, die genau nach den Regeln der italienischen Metrik gebaut sind und zusammengenommen ebenso viele Silbe enthalten, wie der lateinische Vers Füße hat; dann kombinirt er diese Verse zu einem neuen italienischen Verse, der ganz und gar die Harmonie des lateinischen Verses zeigt.

Dabei stieß der Dichter sicherlich auf mannigfache Schwierigkeiten. Zunächst bei der Bildung des Hexameters und Pentameters, die von dem italienischen Verse so sehr abweichen und im Lateinischen so viele Formen aufweisen. Carducci verband einen Quinarius, einen Senarius, einen Septenarius oder einen Oktonarius mit einem Oktonarius oder einem Novenarius und machte aus ihnen einen Hexameter. Um den Klang eines Pentameters wiederzugeben, vereinigte er einen Quinarius mit einem Senarius oder einem Septenarius, oder er setzte auch zwei Siebensilbner zusammen.

Für andere Verse stellte sich die Aufgabe viel leichter. Der Alcaicus hendekasyllabus war von Horaz und den anderen

Digitized by Google

lateiniſchen Dichtern durch die Cäſur nach der fünften Silbe in zwei Hälften getheilt worden. Er beſtand alſo aus zwei Fünfſilbnern, von denen der zweite mit einem Proparoxytonon endete. Leſen wir ihn nach dem grammatikaliſchen Accente und nach dem Sinne, ſo haben wir

Ódi profánum vúlgus et árceo

und dieſer Vers klingt genau ſo wie der italieniſche

ónde venísti? quáli a noi sécoli

der auch aus zwei Fünfſilbern beſteht.

Dieſelbe Harmonie zeigen der Alcaicus enneaſyllabus

audíta musárum sacérdos

und der carducciſche Novenarius

tre vólte ti gíra la chióma

Auch der Asclepiadoeus kann in zwei Proparoxytona, beide zu ſechs Silben, zerlegt werden:

súnt quos currículo púlverem olýmpicum

oder

Maecénas átavis édite régibus;

und dieſe Verſe weiſen auch denſelben Rhythmus auf wie die folgenden Verſe von Carducci, die ebenfalls aus zwei Proparoxytona von je ſechs Silben (Quinario sdrucciolo) beſtehen.

sórgono e in ágili file dilúngano.
gli immáni ed árdui stéli marmórei.

Zum Schluß noch ein Beiſpiel, das uns der Sapphicus minor und der italieniſche Elfſilbner bieten:

ínteger vítae scelerísque púrus

und

frássini al vénto mormoránti e lúnge.

Alle dieſe Beiſpiele beweiſen uns, daß die italieniſchen und die lateiniſchen Verſe, ſobald man letztere nach dem grammatikaliſchen Accente lieſt, einen ganz gleichen Rhythmus beſitzen. Dabei ſind die erſteren nichts weiter als die Zuſammenſetzung echter italieniſcher Verſe, die nichts mit irgend welcher Quantitätsmetrik zu thun haben, bei denen vielmehr nur die Silbenzahl und der grammatikaliſche Accent in Betracht kommen.

Darin beſteht alſo die poetiſche Reform Carduccis. Den gewöhnlichen italieniſchen Vers erſetzt er durch einen zuſammengeſetzten Vers, der den Tonfall des alten lateiniſchen Verſes wieder-

Digitized by Google

giebt. Dann verbannt er aus seinen Gedichten den Reim und schreibt die „barbarischen Oden": barbarisch, denn — wie der Dichter erklärt — „als solche würden sie vor den Augen und dem Urtheil der Griechen und der Römer erscheinen".

Und doch ist Carducci kein absoluter Neuerer. Um nicht von der „barbarischen Metrik" in England, in Frankreich und in Deutschland zu sprechen, — letztere besonders soll auf ihn einen Einfluß ausgeübt haben — auch in Italien hat er mehr als einen Vorläufer. Schon im 15. Jahrhundert hatte Leon Battista Alberti (1404 bis 1472), jener vielseitige Geist, den Versuch gemacht, den klassischen Vers in die italienische Poesie einzuführen. Dasselbe Experiment machte im folgenden Jahrhundert Claudio Tolomei (1492—1555), der „jene schöne Erfindung durch Prinzipien der Philosophie und der Musik und durch andere schöne Lehren" unterstützte. Tolomei folgten noch andere „hohe Geister, die, nachdem sie von der wunderbaren Frucht genossen hatten, in die neue Lieblichkeit des Gesanges verliebt, seiner Stimme (einem singenden Schwane vergleichbar) nachgingen". So wenigstens drückt sich einer von jenen „hohen Geistern" aus. Alle diese Versuche aber entbehrten der Grundlage. Die „schöne Erfindung" bestand eben in dem Versuch, den lateinischen Vers nachzubilden, indem man den Fehler beging, den Silben der italienischen Worte einen quantitativen Werth zuzuschreiben und Hexameter und Pentameter mit italienischen daktylischen und spondeischen Füßen zu bilden. An diesem Kardinalfehler mußte der Versuch naturgemäß scheitern.

Hundert Jahre später erkannte Gabriello Chiabrera (1552 bis 1638) den richtigen Ausgangspunkt für eine Reform des italienischen Verses nach klassischem Muster und bediente sich als Erster einer Zusammenstellung echter italienischer Verse unter Berücksichtigung der grammatikalischen Accente im Lateinischen. Seinem Beispiele folgte dann Niccolò Tommaseo (1802—1874), der also noch am Leben war, als Carducci schon an seine barbarische Metrik dachte. Doch Carducci allein lächelte der Sieg; und der Grund dafür ist in dem Inhalt seiner und der anderen Gedichte zu suchen. Es genügt nicht, die eigenen Gedanken in klassische Form zu kleiden. Der Inhalt selbst muß von klassischer Höhe sein.

„Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefer Gedanken bedarf:
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz."

Digitized by Google

Jene „tiefen Gedanken" fehlten eben bei Chiabrera und Tommaseo. Wenn man auch nicht ihre Dichtungen als „leeres Geschwätz" bezeichnen darf, so fehlte ihnen doch die Kraft des Gefühls, es fehlte ihnen, so zu sagen, die römische Seele Carduccis, der mit vollem Bewußtsein jene beiden Distychen von Platen als Motto an die Spitze seiner Odi Barbare setzen durfte.

Ein Klassiker in seiner Seele ebenso wie in seiner Phantasie, hat Carducci sicher schon in frühester Jugend von dieser Italienisirung des lateinischen Verses geträumt. Die Keime der neuen Poesie haben in ihm ohne Zweifel schon geschlummert, als er die Juvenilia und die Levia Gravia schrieb. Dies Alles und sein eifriges Studium der alten Römer erklärt die klassische Schönheit seiner neuen Verse, erklärt seine Meisterschaft in der Handhabung des neuen schwierigen Werkzeuges, erklärt die Sicherheit und die Kunst, mit der er seine erhabenen Gedanken in dem neuen klassischen Rhythmus auszudrücken vermochte.

Gewiß, die Odi Barbare sind nicht schlechterdings vollkommen. Die Ausländer z. B., die gewöhnt sind, die lateinischen Gedichte nach ihrem rhythmischen Accent zu lesen, werden Mühe haben, diesen Rhythmus in den Oden Carduccis wieder zu finden. Die Deutschen besonders können sich leicht überlegen fühlen, wenn sie die Odi Barbare mit dem vergleichen wollten, was auf demselben metrischen Gebiete Goethe und Platen und Klopstock geleistet haben. Letztere befolgten in der That eine Methode, die dem metrischen Wesen des lateinischen Verses entspricht. Deshalb konnte auch Theodor Mommsen, als er Carducci die deutsche Uebersetzung von sieben Odi Barbare schickte, die Uebersendung mit der in italienischen Versen verfaßten Widmung begleiten: „Versuchen Sie weiter, Sie werden nie den sapphischen Vers wiedergeben. Die deutsche Muse aber, stolz auf ihre vielen und schönen Spondeen, beugt sich frei vor dem Besiegten in dem ruhmreichen Turnier."

Auch in Italien war Carduccis Sieg nicht so leicht. Als die barbarischen Oden an die Oeffentlichkeit kamen, fuhren einige seiner alten Gegner fort, sich über seine heidnische Gesinnung aufzuregen. Andere erschraken über das Fehlen des Reimes. Anderen wurden die Ohren durch den Klang der neuen Gedichte zerrissen. Andere wieder fanden Alles dunkel und unverständlich. Selbst diejenigen, die dem ungewöhnlichen lyrischen Schwung jener Gedichte begeisterten

Digitized by Google

Beifall zollten, zweifelten an der Zweckmäßigkeit und an der Lebensfähigkeit der metrischen Neuerung.

Carducci ging, wie immer, unbekümmert seinen Weg weiter. Den ersten 13 Odi Barbare vom Jahre 1877 folgten 1883 die Nuove Odi Barbare (die Neuen barbarischen Oden) — 17 an der Zahl — und im Jahre 1889 folgten andere 20 Terze odi Barbare — dritte barbarische Oden. Im Ganzen sind es also 50 Originaloden, denen zwei Uebersetzungen aus Klopstock und drei aus Platen hinzuzufügen sind, denjenigen deutschen Dichtern, die Carducci vielleicht am meisten auf den neuen Pfad getrieben haben. Die Leser, die schon in den ersten Odi Barbare den Dichter verstanden hatten und sich dennoch zweifelnd fragten, ob er sich noch einmal zu einer gleichen poetischen Höhe aufzuschwingen vermöchte, sie sollten beim Erscheinen der zweiten und dritten barbarischen Oden die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen erkennen. Wer den barbarischen Carducci nicht verstanden oder gar bekämpft hatte, mußte sich am Ende ergeben und in die allgemeine Bewunderung einstimmen. Alle poetischen Vorzüge, die schon in den Rime Nuove zu Tage getreten waren, sind in diesen Gedichten noch weiter entwickelt. Die göttliche Vision der Dinge, der lebhafte Sinn für die Landschaft, die plastische Darstellung der wirklichen wie der erdichteten Begebenheiten, die Verherrlichung der Natur und der heidnischen Kunst, das zwiefache Ideal Roms und Italiens, das geschichtliche Kolorit, die epische Feierlichkeit, der wunderbare architektonische Aufbau, das Alles zeigen die Odi Barbare in noch höherem Grade als die früheren Gedichte. Zu dem Klassizismus der Gedanken und der Bilder gesellt sich der Klassizismus des Verses: die edlere Form und die tiefen Gedanken, die Platen verlangte, hier finden sie sich in voller Harmonie.

* * *

Schon unter den ersten Odi Barbare ist eins der schönsten, vielleicht das schönste Gedicht Carduccis. In der sapphischen Ode „an den Quellen des Clitumnus" erstrahlt das ganze Ideal des Dichters. In jenem Gesang an den alten Strom, den schon Vergilius besungen, lodern und flammen Italia und Roma, die Natur und die Menschlichkeit, in einer Reihe wunderbarer Strophen, die feierlich und tief, leidenschaftlich und begeistert, stöhnend und jubelnd einherschreiten.

„Sei gegrüßt, du grünes Umbrien, und du der reinen Quelle

Digitized by Google

Gott Clitumnus! Ich fühle im Herzen das alte Vaterland und auf der brennenden Stirn den Hauch der alten Götter."

Und von Clitumnus, diesem „Zeugen dreier Reiche", läßt sich der Dichter Schicksalslieder singen: den Sieg des alten Etruriens und die Entstehung Roms, den Frieden zwischen Umbriern, Etruskern und Römern, zwischen Siegern und Besiegten, sobald der Feind erscheint. Hier beweist wieder der Dichter eine epische Kraft, die an die des Ça ira erinnert und uns bedauern läßt, daß er nicht öfter die Lyrik mit der Epik vertauscht hat.

„Aber du besänftigtest, gemeinsamer Beschützer, italischer Gott, Sieger und Besiegte, und als die punische Wuth vom Trasimenus her tobte,

„da erscholl durch deine Höhlen ein Ruf, und die gewundene Trompete ließ ihn von den Bergen wiedertönen: — O du, der du die Rinder weidest beim nebligen Mevonia,

„o du, der du die geneigten Hügel am linken Ufer des Nar pflügst, und du, der du die grünen Wälder bei Spoleto lichtest oder in dem kriegerischen Todi Hochzeit feierst,

„laß den fetten Ochsen zwischen den Röhren, laß den röthlichen Stier bei unvollendeter Furche, laß den Keil in der gebeugten Eiche, laß die Braut am Altare;

„und eile, eile, eile! mit dem Beil eile und mit dem Pfeile, mit der Keule und mit der Axt! eile! es droht Italiens Penaten der grause Hannibal.

„Ach, mit wie erhabenem Licht lachte durch diesen Kreis herrlicher Berge die Sonne, als das hochragende Spolet sich heulend in die Flucht stürzen sah

„die riesenhaften Mauren und die numidischen Pferde in widrigem Getümmel, und über ihnen Wolken von Schwerten und Fluthen brennenden Oeles und die Gesänge des Sieges!"

Ruhig, unbeweglich ist jetzt das Land, das ehemals solch Getümmel sah und solche Siegeslieder hörte. Von dort aus — wie Vergilius sang — führten die Stiere die römischen Trophäen zu den Tempeln der Götter.

Hinc albi, Clitumne, greges et maxima taurus
Victima, saepe tuo perfusi flumine sacro,
Romanos ad templa deûm duxere triumphos.

Dort, am Fuße der Berge, im Schatten der Eiche und am Ufer der Ströme, ist die Quelle der italienischen Gesänge. Dort hausten die Nymphen; aus jenen hellen Wassern tauchten die blauen

Digitized by Google

Naiaden in ihren wallenden Schleiern; dort tanzten sie und froh sangen sie vom ewigen Janus und von der heißen Liebesgluth, die ihn zu Casemena zog.

„Alles schweigt nun, o du verwittweter Clitumnus, Alles: von deinen schönen Tempeln verbleibt dir ein einziger und darinnen thronst du nicht mehr als angebeteter Gott.

„Von deinem heiligen Strome benetzt, führen nicht mehr die Stiere, stolze Opfer, zu den Tempeln der Ahnen die römischen Trophäen: Roma triumphirt nicht mehr.

„Nicht mehr triumphirt sie, seitdem ein Galiläer mit röthlichem Haar das Kapitol bestieg und ihr ein Kreuz in die Arme warf und sprach „Trage dies und diene!"

„Die Nymphen huschten in die Ströme und in die mütterlichen Rinden hinein, um dort verborgen zu klagen, oder sie verschwanden heulend, wie Wolken hinter den Bergen,

„als eine seltsame Gesellschaft durch die weißen, geplünderten Tempel und die zertrümmerten Säulenhallen langsam dahinwallte, in schwarze Säcke gehüllt, Litaneien singend,

„und die von der Menschen Arbeit erschallenden Felder und die an das Kaiserreich gemahnenden Hügel wandelten sie in eine Wüste und die Wüste nannten sie „Reich Gottes".

„Sie rissen die Männer fort von den heiligen Pflügen, fort von den greisen, daheim harrenden Vätern, fort von den blühenden Frauen: wo immer die göttliche Sonne Segen spendete, da fluchten sie.

„Sie fluchten den Werken des Lebens und der Liebe; auf Felsen und in Grotten wähnten sie grausame, martervolle Vereinigungen mit Gott:

„trunken von Zerstörungswuth zogen sie in die Städte und in zaghaften Reigen erflehten sie — die Verruchten — Demuth von dem Gekreuzigten."

In des Dichters Seele aber erwacht plötzlich wieder die Hoffnung. Die menschliche Seele ist auferstanden. Im Schatten der neuen Zivilisation herrscht sie von Neuem.

„Sei gegrüßt, o Menschenseele, heiter am Ufer des Ilissus, wahr und ganz am schönen Ufer des Tiber! Die dunklen Tage sind vorüber, steh wieder auf und herrsche!

„Und du, fromme Mutter der Stiere, die unbezwungen die Schollen zerstückeln und die Brachfelder wiederbestellen, Italia, du Mutter wilder, im Kriege wiehernder Rosse,

Digitized by Google

„Mutter von Getreide und Reben, von ewigen Gesetzen und ruhmreichen Künsten, die das Leben versüßen, sei gegrüßt! Dir erneuere ich die Gesänge des alten Lobes.

„Beifall spenden dem Gesange die Berge und die Wälder und die Wasser des grünen Umbriens: vor uns pfeift, rauchend und neue Gewerbe erstrebend, der dahinsausende Eisenbahnzug."

Hier ist Carducci der Dolmetscher des modernen Gewissens; den endgiltigen Sieg des modernen Gedankens sieht er aber in der Wiederauferstehung der griechischen und römischen Menschenseele. Von den Griechen hat er den Lebens- und Kunstsinn. „Ich fühle das hellenische Leben ruhig in meinen Adern fließen." In seiner dichterischen Eingebung ist er ein Römer: „Sei gegrüßt, Göttin Roma! Gebeugt vor den Trümmern des Forums folge ich dir, und bete mit süßen Thränen deine verstreuten Ueberbleibsel an, o göttliche, heilige Mutter . . ."

Deshalb erfüllt Roma mit ihrem Geiste viele der ersten Odi Barbare. Der Dichter besingt die Gründung der ewigen Stadt; er rühmt sie in der Ode an die „Victoria"; er verherrlicht sie in der gewaltigen Ode „vor den Termen des Caracalla".

Vielleicht, daß Einen oder den Anderen diese häufige Verherrlichung der „Göttin Roma" ermüdet. Carducci aber berührt noch andere Saiten seiner Lyra. Er ist tragisch in den Distticha „Mors", heiter in „Fantasia", ein heidnischer Liebhaber und ein großer Landschaftsmaler zugleich in der alcäischen Ode „Auf dem Bahnhof, an einem Herbstmorgen". Hier verwebt Carducci wieder Natur und Personen zu einem harmonischen, von einem einheitlichen Geiste *beseelten* Bilde:

„Ach, jene Laternen, wie sie sich trübe verfolgen, dort, hinter den Bäumen, wie sie durch die von Regen triefenden Zweige gähnend ihr Licht in die Pfützen werfen.

„Kläglich, scharf, schrill pfeift in der Nähe die Lokomotive. Der bleierne Himmel und der Herbstmorgen umgeben uns rings wie ein großes Spukbild.

„Wohin und wozu zieht diese lautlose vermummte Menge, die sich zu den düsteren Wagen drängt? Zu welchen unbekannten Schmerzen oder zu welchen Qualen entfernter Hoffnung?

„Auch du, Lydia, giebst nachdenklich deinen Fahrschein dem scharfen Einschnitt des Schaffners, giebst der drängenden Zeit die schönen Jahre, die genossenen Stunden und Erinnerungen.

„Den schwarzen Zug entlang gehen und kommen, in ihre

Digitized by Google

dunkle Kapuzen gehüllt, die Wächter, gleich Schatten: eine matte Laterne haben sie und eiserne Stäbe, und die eisernen

„erprobten Bremsen lassen ein langgezogenes trübseliges Dröhnen hören. Aus dem Grunde der Seele antwortet, gleich einer krankhaften Zuckung, ein müdes, schmerzliches Echo.

„Und die Wagenthüren, beim Schließen zugeschlagen, scheinen Beschimpfungen: ein Hohn scheint der letzte Ruf, der schnell ertönt: dicht prasselt der Regen gegen die Scheiben.

„Das Ungethüm, seiner metallischen Seele sich bewußt, schnaubt schon, es regt sich, dröhnt, keucht und sperrt seine Flammenaugen auf. Durch das Dunkel schleudert es den schrillen Pfiff, der den Raum herausfordert.

„Das böse Unthier rast dahin: in schrecklichem Zuge, die Flügel schlagend, entführt es mein Lieb. Ach! das weiße Gesicht und der schöne Schleier verschwinden grüßend im Dunkel."

In diesem Gesang lassen uns jedoch ebenso wie in mehreren andern Odi Barbare die Liebesergüsse des Dichters vollständig kalt. Diese Lydia oder die der „gothischen Kirche" oder die Lalagi und Line anderer Gedichte sind vielleicht plastisch vollkommene Gestalten, echte griechische Statuen in parischem Marmor; doch sie sind eben aus Marmor. Man fühlt nicht jenen Duft und jene Wärme, die doch Carducci anderen seiner Geschöpfe einzuflößen wußte. Wo ist der Dichter des Maremmen-Idylls, der Liebhaber der „bionda Maria?"

„Mit dem Strahl des neuen Aprils, der rosig ins Zimmer fluthet, lächelst du, blonde Maria, plötzlich noch einmal meinem Herzen zu;

„und das Herz, das dich vergaß, ruht nach so langer Zeit der müßigen Stürme in dir, o mein erstes Lieb, o süße Liebesmorgenröthe.

„Wo weilst du jetzt? Unvermählt und seufzend lebtest du sicher nicht; sicher beherbergt dich das Geburtsdorf als frohe Gattin und Mutter;

„denn die kecke Hüfte und der dem zügelnden Shawl widerstehende Busen verhießen dem Wunsche des Gatten allzu süßen Liebesgenuß.

„Sicher hingen an deiner Brust kräftige Kinder, die jetzt einen Blick von dir erhaschend, dem ungezähmten Roß kühn auf die Kruppe springen.

Digitized by Google

„Wie warst du schön, o Mädchen, als du zwischen den langen wallenden Furchen dahinschrittest, einen Blumenkranz in den Händen, „stattlich und lachend, als du unter den lebhaften Wimpern das große, tiefe, blaue Auge aufschlugst, das in wildem Feuer blitzte!" (Maremmen-Idyll.)

Besser, viel besser und viel wärmer noch als viele Verse aus den Odi Barbare sind auch jene Strophen aus den letzten Jahren:

„Aus meinen Gedanken steigt die ewige Göttin Poesie in mein Herz hernieder und ruft — schlage, altes Herz!

„Und das folgsame Herz schaut in deine großen Feenaugen und ruft — holdes Mädchen, singe!" (Aus dem Gedichte „an Annie Vivanti".)

* * *

Die „Neuen barbarischen Oden" (Nuove odi Barbare), die 1883, und die „dritten barbarischen Oden" (Terze odi Barbare), die 1889 erschienen, zeigen einen unleugbaren Fortschritt in der Behandlung des klassischen Verses; und wenn auch, was den lyrischen Schwung anbelangt, keine von ihnen die Ode an den Clitumnus übertrifft, so findet man doch manche, die sich ihr an die Seite stellen lassen. Außerdem zeichnen sie sich besonders durch die Mannigfaltigkeit des Tons und des Stoffes aus. Die Oden an die Morgenröthe, an Garibaldi, auf den Tod Eugen Napoleons, an die Königin von Italien, der Fels von Quarto, durch den Chiarone, Miramar, bei der Urne von Shelley: alle diese Oden sind getragen von einer zündenden Begeisterung, in ihnen vibriren die entgegengesetzten Affekte, das tiefste Mitleid und die heiterste Fröhlichkeit; die zarteste Lyrik geht in die furchtbarste Tragik über. Ja, Carducci ist groß vor Allem in der Poesie der Traurigkeit, des Schmerzes. Auch über dem Gedicht „Vor San Guido", über jenem lieblichen Gespräche mit den Cypressen von Bolgheri, schwebt eine zarte, tiefe Melancholie. Die rührendsten Ausdrücke kindlicher und brüderlicher Liebe haben immer etwas Schmerzliches. Carduccis Seele wird besonders durch das Tragische bewegt: durch das Tragische im Leben ebenso wie in der Natur. Die zweiten und dritten barbarischen Oden liefern dafür einen neuen glänzenden Beweis: die Ode „durch den Chiarone", die „auf den Tod Eugen Napoleons" und „Miramar", drei Gedichte, die durch

Digitized by Google

ihren kühnen lyrischen Flug und durch ihre schlichte, feierliche Tragik in unserer Seele ein Gemisch von Furcht und Mitleid erzeugen.

Besonders bei der Lektüre der sapphischen „Miramar" ergreift uns eine tiefe Bewegung. Tragisch, unheilverkündend ist die Landschaft. Alles, was den Dichter umgiebt, färbt sich je nach den Eindrücken der schrecklichen Tragödie.

„Miramar, zu deinen weißen Thürmen, — die verdrießlich in den regnerischen Himmel ragen, — düster und mit dem Flug unheilvoller Vögel — ziehen die Wolken.

„Miramar, gegen deine Granite, — grau aus dem grimmigen Meere emporsteigend, — mit dem Groll empörter Seelen — schlagen die Wellen.

„In den Buchten, traurig im Schatten der Wolken, — stehen und schauen die bethürmten Städte — Muggia und Pirano und Egida und Parenzo, — Kleinodien des Meeres;

„und das Meer wälzt all seinen brüllenden — Zorn gegen dies Bollwerk von Felsen, — auf dem du dich am Adriatischen Meere zeigst, — o Schloß von Habsburg;

„und der Himmel donnert bei Nabresina längs — der rostfarbenen Küste, und, von Blitzen — gekrönt, erhebt im Hintergrunde Triest das Haupt — inmitten der Stürme."

Wie lieblich dagegen, wie heiter erschien dies Alles dem jugendlichen Fürsten, als er das Schiff bestieg.

„Ach, wie Alles lächelte an jenem wonnigen — Aprilmorgen, als der blonde — Kaiser mit der schönen Herrin auszog — zur Schifffahrt."

„Aus seinem Antlitz strahlte mild — die männliche Macht des Reiches: das Auge — seiner Herrin, blau und stolz, — schweifte über's Meer.

„Lebe wohl, o Schloß, für glückliche Tage — als Liebesnest vergebens erbaut! — Eine andere Luft entführt auf den einsamen Ocean — das Brautpaar."

Aber der blonde Kaiser ist dem Tode geweiht. Weder Gesänge der Liebe noch Klänge der Guitarre werden ihn in dem Spanien der Azteken empfangen.

„In den ungeheuren Wäldern von Agaven, die nie — der Hauch eines gütigen Windes bewegt, — haust in seiner Pyramide und sprüht — bläuliche Flammen

„durch die tropische Dunkelheit der Gott — Huitzilopotli, der nach deinem Blute schnüffelt — und, das Meer mit dem Blick bespähend, — heult: Komm!

Digitized by Google

„Wie lange erwarte ich dich schon! Die weiße Grausamkeit — zerstörte mir das Reich, zertrümmerte meine Tempel: — komm, frommes Opfer, o Enkel — Karls des Fünften! —

„Nicht deine ruchlosen, von Tabes — verzehrten oder von königlicher Wuth entflammten Ahnen: — dich wollte ich, dich pflücke ich, wiederentsprossene Blume von Habsburg;

„und der großen Seele Guatimozinos, — der unter dem Zelte der Sonne herrscht, — schicke ich dich hinab in die Unterwelt, o reiner, o starker, o schöner — Maximilian"!

Man hat den Odi barbare noch mehr als den anderen Gedichten Carduccis unverständliche Dunkelheit vorgeworfen. Die Beschuldigung ist nicht zutreffend. Carducci ist sehr schwer; doch er ist nicht dunkel. Bei seiner völligen Beherrschung der italienischen Sprache und bei seiner gründlichen Kenntniß des klassischen ebenso wie des mittelalterlichen Lateins bedient sich Carducci oft ganz seltsamer Worte und Ausdrücke; allzu oft begegnet man bei ihm Latinismen. Zahlreich und zu fremd sind auch in den barbarischen Oden, wie schon in den früheren Gedichten, die mythologischen und historischen Reminiszenzen, die den Flug der Gedanken und den lyrischen Schwung hemmen. Das Alles rechtfertigt indessen noch keineswegs den Vorwurf einer übertriebenen Dunkelheit. Carducci schreibt eben nicht für die ungebildete Welt. Dieser demokratische Dichter ist kein Volksdichter. Aber Niemand, der Sinn für das Schöne besitzt, darf einen Künstler verurtheilen, nur weil er dem Volke nicht zugänglich ist. Wenn sich die Demokratie mit der Kunst beschäftigen will, so liegt ihr eine andere Aufgabe ob. Sie muß das Volk allmählich intellektuell soweit heben, daß es den Künstler verstehen kann; Niemand aber kann verlangen, daß der Dichter von seiner Höhe hinabsteigt und sich selbst verleugnet, um von dem Volke verstanden zu werden. Carducci, ganz erfüllt von der Antike und von der Geschichte, sieht in seinem Geiste immer die Gestalten vorüberziehen, die jene Antike und jene Geschichte bevölkern; und diese Gestalten verklärt und beseelt er, indem er sie mitten in die heutige Welt hineinstellt. Ein großer Künstler, verleiht er jenem poetischen Stoff eine klassische Form und erzielt dadurch eine wunderbare Harmonie der Form und des Inhalts, des Rhythmus und des Gedankens. Daraus entsteht eine schwere Poesie. Wollen wir nun diese Kunst verurtheilen, weil sie uns ohne eine gediegene mythologische und geschichtliche Bildung nicht gleich bei der ersten Lektüre verständlich ist? Dann aber müssen

Digitized by Google

wir viele große Dichter verurtheilen, die leider nur wenigen zugänglich sind und nur von sehr Wenigen ganz genossen werden können.

Andere wollen auch Carduccis Italienisirung des klassischen Rhythmus verwerfen, weil sie schlecht gelungen sei, weil sie überhaupt nicht gelingen könne. Es sind harte Verse, so wird geklagt, ohne Reim, ohne Harmonie. Früher verstopfte man sich auch bei Wagner die Ohren. Er war so betäubend, er zerriß so grausam das Trommelfell! Auch Carduccis Verse mögen Manchem das Trommelfell zerreißen. Darüber läßt sich nicht diskutiren. Es ist eben Sache des Gehörs. Wer aber die Oden „an den Clitumnus" und „durch den Chiarone" unharmonisch findet, dem ist nicht zu helfen. Der mag sich in Gottes Namen an den süßlichen Gedichten Aleardis und seiner romantischen Brüder ergötzen.

* * *

Den Odi barbare ließ Carducci in den nächsten Jahren einige andere Gedichte folgen, die jetzt in dem Bande „Rime e Ritmi" gesammelt sind: barbarische und italienische Rhythmen, Reime an das Vaterland und seine Märtyrer, an die Kunst und ihre Priester, an den Krieg und an die Liebe. Zuweilen, wie z. B. in den Oden „Cadore", „Piemonte" und „la chiesa di Polenta", erkennt man den Carducci der Rime nuove und der Odi barbare. Im Allgemeinen aber fehlt jene Wärme, jenes Feuer, jenes Ungestüm, das wir an ihm gewöhnt sind. Ist die poetische Ader erschöpft, oder hat die vierzigjährige Arbeit die Muskeln des Handwerkers ermattet, der für seine Gedanken nicht mehr die passende Form findet?

Carducci war im vorigen Jahre ernstlich erkrankt, und gerade zu der Zeit, als Italien seinen größten modernen Komponisten Giuseppe Verdi verlor, schien es, als ob der Tod es auch seines größten Dichters berauben wollte. Doch der Tod war mit der einen großen Beute zufrieden. Carducci genas und nahm seine Lehrthätigkeit wieder auf. Bald wird er vielleicht noch einmal die Stimme seines Herzens hören lassen. Quod felix faustumque sit.

Inzwischen aber genießt er von seinem Bologna aus schon den Triumph seiner Kunst. Der Dichter, der im vorigen Jahre sein vierzigjähriges Jubiläum als Professor der italienischen Literatur feierte, empfing aus allen Theilen Italiens den Dank der Nation,

Digitized by Google

die in jeder ihrer intellektuellen Erscheinungen den Geist und die Gegenwart des Meisters spürt. Denn ein Meister war er in der That — wenn er auch keine Schule begründet hat — für das neue Geschlecht der Dichter und der Literaten in Italien. Alle modernen italienischen Dichter und Prosaschriftsteller sind mehr oder weniger Carduccis Jünger. Auch D'Annunzio, der doch so verschieden von ihm ist. Auch diejenigen, die seinen Materialismus verwerfen. Auch diejenigen, die die Italienisirung des klassischen Verses nicht billigen. Alle verdanken gerade Carducci oft den kräftigen Geist, der ihre Gedichte beseelt, das würdige Gewand, in das sie ihre Gedanken kleiden. Mit kerniger und scharfer Dialektik, mit weitem, scharfem Blick, mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit, mit exegetischem, durchdringendem Geist, mit Genialität, mit Neuigkeit der Gedanken, Tiefe der Analyse und Schnelligkeit der Synthese, mit Kunstsinn und mit richtiger Auffassung der Geschichte, mit reicher Sprache und mit herrlichem Stil, schenkte er Italien die beste literarische Kritik und die schönste moderne Prosa. Von Natur ein Klassiker, verlieh er dem italischen Verse neue Kraft. Die Poesie führte er zu dem ästhetischen Realismus der Griechen zurück. Bei ihm findet man den Kultus der Natur wieder, so wie Lucretius sie empfand; oft spürt man in seinen Dichtungen die fröhliche und skeptische Stimmung des Cinquecento. Dadurch und bei seinem Sinn für die klassische Form, verstand er es, seiner Poesie eine frische Natürlichkeit und eine kräftige Plastik zu verleihen.

Und dabei ist er originell, trotz aller Reminiszenzen, trotz aller Verwandtschaft mit anderen Dichtern. Der Inhalt wie die Form seiner Poesie sind eine von selbst hervorgesprossene Pflanze. Später strahlte auf sie das Licht der größten Sterne der Weltliteratur hernieder und ließ sie stark und üppig werden. Es ist aber unmöglich, zu unterscheiden, welche Lymphe in jener Pflanze fließt. Wenn man von den ersten Jahren absieht, in denen Carducci noch nicht Herr seiner Kunst ist, während andererseits sein Wille und seine Gedanken noch keine bestimmte Richtung haben, so kann man sagen, daß Carducci von Allen und von Niemand beeinflußt ist. Als Knabe las er Manzoni, aber daneben auch die Aeneïde und die Ilias und das „Befreite Jerusalem", dieses, trotz des christlichen Titels und Stoffes, durch und durch heidnische Gedicht. Dann bildete er sich durch das weitere Studium der lateinischen und italienischen Klassiker eine poetische

Digitized by Google

Form. Unter den Modernen haben sicher die Parnassiens auf ihn gewirkt, deren Kultus der reinen Form eben seinen Höhepunkt erreicht hatte, als Carducci zu dichten begann. Das ist besonders in den Levia gravia zu spüren, wo man Gedichten von vollkommener Form, aber von marmorner Kälte begegnet. Am engsten schloß er sich an Heine, an Victor Hugo, an Auguste Barbier an, als er in ihnen dieselben Fasern wie in sich selbst vibriren fühlte. Sein poetisches Ideal endlich, die Wiederbelebung der klassischen, heidnischen Antike, trieb ihn nicht nur zu den Lateinern und Griechen, sondern auch zu Goethe, Shakespeare und Schiller, Foscolo, Monti und Leopardi, zu allen diesen Erneuerern eines wahren, gesunden Klassizismus. Man kann fast sagen, daß alle diese Dichter einen Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Außer aus seiner Seele zog er aus ihnen allen einen Theil jener Elemente, die sich dann bei ihm zu einer harmonischen Einheit verschmolzen. Alle halfen ihm und ermuthigten ihn in der Verfolgung seines Ideales. Dies Ideal aber war aus seiner Seele von selbst hervorgesprossen. In allen seinen Werken spiegelt sich immer seine eigene Seele, fast nie die Seele und die Gedanken der Anderen wieder. Klassizismus und Heidenthum sind bei Carducci keine Aeußerlichkeit, sondern entspringen seiner tiefinnersten Ueberzeugung. Er verherrlicht die Antike, nicht nach der Art der Pseudo-Klassiker, die sich darauf beschränken, einige Dutzend klassischer Ausdrücke und Bilder zu sammeln. Vielmehr fühlt und schildert er, wie die alten Griechen und Lateiner, das wahre Leben, die wahre Natur. Er kennt den gesunden, den menschlichen Theil ihrer Kunst, den das christliche Mittelalter ertödtet und die Renaissance zu neuem Leben erweckt hat. Jene Kunst nimmt er wieder auf. Mit ihr protestirt er gegen die Verirrungen derer, die da verkünden, der Tod sei das wahre Leben; er reizt die Natur zur Auflehnung gegen jeden asketischen Wahnsinn, er macht sich zum Dolmetscher des modernen Gewissens.

Daß ein solcher Dichter nicht Vielen gefiel — wenigstens zu Anfang nicht — ist leicht begreiflich. Wie schon gesagt, fing Carducci gerade zu einer Zeit zu dichten an, als das aussterbende zweite Geschlecht der Romantiker bestrebt war, zum Mittelalter zurückzukehren, indem es in der Poesie in den weichsten Sentimentalismus, in der Philosophie und Politik in den strengsten Neu-Katholizismus und Neu-Guelfismus verfiel. Der Carduccischen Dichtung wurde deshalb Antichristenthum und Immoralität vor-

Digitized by Google

geworfen. Man verurtheilte sein Heidenthum als schädlich, oder man bezeichnete es als eine zwecklose Mühe, jenes noch einmal ins Leben rufen zu wollen. Die Einen merkten indessen ebenso wenig wie die Andern, daß das Heidenthum jetzt lebendiger ist, als je, daß jetzt mehr als je das Leben und die Natur über Dogma und Askerismus triumphiren. Andere endlich tadelten Carducci, weil er in seinem Bestreben, dem Leben und der Natur zum Siege zu verhelfen, sehr oft zu unmoralisch sei. Das ist jedoch unrichtig. Zuerst hat die Kunst eine ganz besondere Moral, eine ganz besondere Keuschheit für sich. Sie kann nicht dem engen Konventionalismus des Tages Rechnung tragen. Das Genie, das die Natur in Versen, in Marmor oder in Farben schildert, spricht nicht zu diesem oder jenem Mann, zu dieser oder jener Frau. Es spricht zu den Jahrhunderten, und diese haben weder Alter noch Geschlecht. Die wahre Kunst ist nie obszön, so realistisch sie auch sein mag, sie ist nie unrein, mag sie noch so derb sein. Außerdem ist Carducci immer ein edler Dichter. Er hat nie obszöne Verse geschrieben. Einige sinnliche Ausdrücke, denen man hier und da in seinen Gedichten begegnet, fallen nicht ins Gewicht. Er findet nie Gefallen an der Darstellung materieller Genüsse. Seine Nacktheiten sind griechische Nacktheiten. Seine Sinnlichkeit hat nie etwas Lizenziöses. Er liebt, und aus seinen sinnlichen Schilderungen spricht die Leidenschaft. Er liebt, doch durch seine Kunst läutert er die kühnsten Darstellungen.

Deshalb sind auch die in Unrecht, die Carducci als den Begründer der naturalistischen Schule in Italien bezeichnen. Wenn wir heute von Naturalismus oder, wie wir Italiener sagen, von Verismus sprechen, so denken wir gleich an eine ganz bestimmte Schule, die einer einzigen bestimmten Manier dient. Mit dieser Schule hat Carducci nichts gemein. Sein Ideal erklärt er mit klaren, unzweideutigen Worten: „Wir haben nicht mehr die Kraft, in einem harmonischen Zusammenhange alle Wahrheiten, alle Bedingungen, alle Formen darzustellen; wir zergliedern Alles, was nothwendig organisch ist, und über jene Zergliederung spenden wir uns Beifall wie über einen Fortschritt der Kunst. Was bedeutet der Realismus mit seiner Anmaßung, etwas ganz Neues zu sein, allein und ausschließlich herrschen zu wollen? Er bedeutet, daß wir nicht mehr im Stande sind zu erfinden, zu erdichten und alle Eindrücke zusammenzufassen; wir geben ausführliche inventarartige Beschreibungen; wir verwechseln die Photographie mit dem Gipfel

Digitized by Google

der Kunst. Die großen Künstler der großen Zeiten sind alle zugleich realistisch und idealistisch, volksthümlich und klassisch, gründliche Zergliederer und plastische Bildner, Männer ihrer Zeit und aller Zeiten. So war, um ein unverdächtiges Beispiel zu geben, Wolfgang Goethe".

Und dieser Theorie entspricht bei Carducci die Praxis. Ein Verist im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist er nicht. Wenn man aber unter dem Namen Verismus die Wahrheit versteht, so ist Carducci ohne Zweifel derjenige, der ihn in der modernen italienischen Literatur am meisten und mit durchschlagendstem Erfolge gefördert hat. Und zwar förderte er ihn, indem er mit feinem Gefühl den Realismus durch den Idealismus temperirte; er förderte ihn nicht nur, indem er einige Verse und Strophen von einer kühnen Wahrheit schrieb, sondern vor Allem dadurch, daß er, wie schon oben gesagt, allen seinen Dichtungen einen warmen Hauch wahren, rein menschlichen Lebens einflößte, weil er sich frei hielt von allen falschen Rücksichten und Affektirtheiten, von denen die zeitgenössische Poesie wimmelte.

Sicherlich werden Viele an Carduccis Ausdrucksweise Anstoß nehmen. Seine Sprache, in der Poesie wie in der Prosa, ist nicht immer für fromme Ohren geschaffen. Nein; seine Muse „hat nicht die vom Weinen matten und schönen Augen der Magdalena". Sie hat auch keine „Essenzen für die eiternden Wunden". Für die Wunden besonders hat Carducci ein Sezirmesser, das tief, tief schneidet; zuweilen vielleicht zu tief. Aber tief war auch die Wunde, die er heilen wollte. Wer von ihm getroffen wurde, war sicherlich nicht froh. Doch wozu ist sonst die Satire da? Wir aber, als neutrale Zuschauer, wir können nicht umhin, dem Dichter Beifall zu spenden. Nach allen den Zuckerplätzchen, die über ganz Italien ausgestreut worden waren, konnte ein wenig Pfeffer nur von Vortheil sein. Außerdem ist die Satire Carduccis eine solche, die uns sofort erobert und fesselt, die uns gleich in die fröhlichste Stimmung versetzt, die uns keine Zeit läßt, zu überlegen, ob er Recht hat, oder uns zu beklagen, wenn jene Satire uns ungerecht scheint, wenn die Schläge auf die Schultern eines armen Unschuldigen hageln.

Was uns aber jene Satire angenehm macht, ist nicht nur ihre künstlerische Schönheit. Wir lieben sie, weil wir gleich von Anfang an das klare Bewußtsein haben, daß sie spontan ist. Wir haben die Gewißheit, daß, wenn Carducci, tobend, sich überstürzend,

Digitized by Google

keuchend Italien und seinen Männern den Vorwurf der Schmach oder der Ignoranz oder der Feigheit ins Gesicht schleudert, er es immer aufrichtig meint. Ich will nicht sagen: gerecht. Im Gegentheil, sehr oft ist er ungerecht oder zu streng. Carducci ist zu sehr Parteimann, er hat zu viel in der Bibliothek und zu wenig in der Welt gelebt, er ist zu temperamentvoll, um immer das richtige Urtheil fällen zu können. Aber seine Aufrichtigkeit, verbunden mit der Erhabenheit seiner Kunst, macht aus ihm einen höchst angenehmen Satiriker: höchst angenehm, auch wenn er Ideale besingt, die nicht die unserigen sind, auch wenn er in Widersprüche verfällt.

Letztere sind in der That nicht allzu selten, auf literarischem, ebenso wie auf politischem oder religiösem Gebiet. Besonders war seine politische Laufbahn und daher der politische Inhalt einiger seiner Gedichte der Gegenstand heftiger Angriffe. Mit Unrecht, glaube ich. Wir können nicht einem Dichter unser Credo aufdrängen und wir können von ihm auch nicht jene Konsequenz, jene mathematische Genauigkeit verlangen, die wir beispielsweise von einem Politiker fordern. Carducci war ein Republikaner und dann ein Anhänger der Monarchie; er hat die Revolution, Garibaldi und die Königin Margherita besungen. Das ist Alles wahr. An der Hand der Geschichte könnte man alle diese Umwandlungen sehr leicht erklären und auch rechtfertigen. Aber wozu? Die Phantasie eines Dichters ist von Natur beweglich. Auch ein Maler kann einen Christuskopf und einen donnernden Jupiter darstellen und damit zwei Meisterwerke schaffen und doch weder an den Einen noch an den Andern glauben. Die Inspiration hat für den Künstler noch andere Quellen außer der Ueberzeugung. Der Dichter besingt das Ideal der Schönheit, das ihm zulächelt. Was thut es, wenn jenes Ideal wechselt? Wenn dies nur spontan geschieht und nicht aus Gründen, die mit der Kunst nichts zu thun haben. Und sicher schwebte Carducci nur ein reines Ideal vor, als er seine politische Gesinnung änderte und vom republikanischen Lied zur Hymne an die Königin überging. Sicher war er das eine wie das andere Mal aufrichtig.

Eben diese seine beständige Aufrichtigkeit ist auch eine jener Eigenschaften, die ihm am meisten ein Recht auf die Bewunderung und die Dankbarkeit Italiens verleihen. Dem italienischen Geiste gab er die Aufrichtigkeit in den Gedanken ebenso wie in den Worten. Durch Carducci, durch den großen Einfluß, den er als Dichter, als Prosaist und als Lehrer ausübte, erschienen in den Werken

Digitized by Google

der Italiener wieder Liebe und Haß, leuchtend und flammend. Ihm ist es zu danken, daß nicht mehr, oder doch nicht mehr so sehr wie früher, in der modernen italienischen Literatur die Rhetorik und die Heuchelei triumphiren. Durch ihn wurde die moderne italienische Poesie frei. Ihm, seinem großen Beispiel, verdanken etwas von ihrer Seele und ihrer Kunst alle, die in Italien während der letzten Jahre etwas Tüchtiges geschaffen haben. Die letzten Gefühle des Hasses werden aussterben; der politische Groll wird schwinden; die Götzen der verschiedenen religiösen und politischen Parteien werden gestürzt werden. Dann wird die Kunst Carduccis in ihrem vollen Glanze erstrahlen. „Jupiter stirbt und die Hymne des Dichters bleibt."

Muor Giove, e l' inno del poeta resta.

Digitized by Google

Aristoteles und Alexander.

Ein Vortrag

von **Friedrich Koepp.**

Ein Schriftsteller der römischen Kaiserzeit, Aulus Gellius, hat uns in dem gelehrten Sammelsurium, dem er den vielversprechenden Namen „Attische Nächte" gegeben hat, den Brief aufbewahrt, den König Philipp von Makedonien nach der Geburt seines Sohnes an den Philosophen Aristoteles geschrieben haben soll. Als nachahmungswerthes Beispiel väterlicher Fürsorge wird er mitgetheilt, zu Nutz und Frommen aller Eltern. Der Brief lautet: „Philipp grüßt den Aristoteles. Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist. Sehr dankbar bin ich den Göttern weniger weil mir das Kind überhaupt geboren ist, als weil es mir zu Deiner Zeit geboren ist. Denn durch Deine Erziehung und Ausbildung soll der Knabe, wie ich hoffe, meiner und der Herrschaft, in der er mir folgen wird, würdig werden." Mit Stolz und vielleicht mit Neid mag mancher, der später zur Erziehung eines Fürstensohnes berufen worden ist, dies Schreiben gelesen haben, in dem ein König von Gottes Gnaden so ehrerbietig spricht zu einem jungen Gelehrten von noch nicht dreißig Jahren. Wenn nur der Brief echt wäre! Aber das Mißtrauen, das seit der Entlarvung der Briefe des alten sizilischen Tyrannen Phalaris durch den großen englischen Philologen Richard Bentley auf der gesammten Briefliteratur des Alterthums lastet, zuweilen zu Unrecht, — hier, wenn irgendwo, ist es berechtigt. Der Brief hat die spätere Schätzung des großen Philosophen zur Voraussetzung. Er ist das Machwerk eines Schulmeisters, der mit dem größten seiner Standesgenossen den ganzen Stand zu ehren gedachte, eines Schulmeisters, möchte ich glauben, der niemals selbst den Göttern für die Geburt eines Sohnes zu danken gehabt hatte.

Begreiflich ist es wahrlich, daß das Zusammentreffen eines solchen Lehrers mit einem solchen Schüler die Phantasie der Nachwelt beschäftigt hat: „il maestro di color che sanno", „der Meister aller Wissenden" — das vielcitirte Wort, das für des Philosophen

Digitized by Google

von Jahrhundert zu Jahrhundert gestiegenes Ansehen schließlich Dante geprägt hat! — und der König, dessen Andenken Jahrhunderte nach seiner kurzen Erdenlaufbahn noch einmal zum Kultus sich steigerte, dessen glänzende Erscheinung mit messianischen Hoffnungen sich verband, nach einem Jahrtausend und mehr die Einbildungskraft der Völker in Osten und Westen noch erregte!

Mit seinem großen Schüler zog Aristoteles ein ins Reich der Sage. Briefe Alexanders an Aristoteles gehören zu den ältesten Bestandtheilen des sogenannten Alexanderromans und fehlen nicht in den spätesten Ausläufern dieser phantastischen Literatur, den Alexanderepen des Mittelalters. Und übel wird dem großen Philosophen hier zuweilen mitgespielt. Er mag es sich noch gefallen lassen, wenn beim Pfaffen Lamprecht in dem Alexanderlied des zwölften Jahrhunderts seine Lehrthätigkeit sich auf den Unterricht in der Astronomie beschränkt.

„Der vierde meister, den er gewan,
daz was Aristotiles der wise man.
er lêrtin al die chundicheit,
wie der himel umbe gêt,
unt stach ime die list in sînen gedanc
zerchennen daz gestirne unt ouch sînen ganc
dâ sich die vergen mit pewarent
dâ si in dem tiefen mere varnt".

Schlimmer ergeht es ihm, wenn er das Amt des Hofmeisters allzulange aufrecht halten und allzuweit ausdehnen will. In einer altfranzösischen Erzählung wird Alexander in Indien durch die Liebe zu einer schönen Eingeborenen seinen Kriegsgenossen entfremdet. Da sucht ihn Aristoteles zur Vernunft zu bringen und beschwört so die Rache der Schönen herauf: sie beschließt, den würdigen Philosophen selbst in ihr Netz zu ziehen. Früh am Morgen geht sie Blumen sammelnd, zärtliche Lieder singend im Garten unter dem Fenster des Aristoteles. Der sitzt schon über seinen Büchern; aber bald schlägt er sie zu und fühlt sich unwiderstehlich in den Garten gezogen. Es kommt zur Liebeserklärung, und die Grausame nöthigt den alten Herrn, sich einen Sattel auflegen zu lassen und sie auf allen Vieren durch den Garten zu tragen. Singend reitet sie dahin, und Alexander sieht dem Schauspiel von seinem Fenster lachend zu.*)

*) Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II, 6 (Poetische Bearbeitungen griechischer und römischer Fabeln). S. 390.

Digitized by Google

Was nicht aus einem großen Philosophen Alles werden kann — wenigstens in der losen Phantasie eines Poeten!

Wir aber fragen nach dem echten, ernsten Aristoteles. Was hatte der den erlauchten Zögling zu lehren, was hat der Welteroberer bei ihm gelernt? Ist es wahr, was vor zehn Jahren ein hervorragender Historiker gesagt hat, daß dieser Mann „in die Speichen des Weltenrads mit eingegriffen" hat? — der *Gelehrte*!

Vor fast einem halben Jahrhundert ist ein Buch erschienen mit dem Titel: „Alexander und Aristoteles in ihren gegenseitigen Beziehungen, nach den Quellen dargestellt." Da werden „die Grundsätze des Aristoteles mit den Thaten, Worten, Charaktereigenthümlichkeiten Alexanders zusammengestellt", um daraus eine Antwort zu gewinnen auf die Frage, welchen Einfluß die Erziehung auf eine so ausgezeichnete Naturanlage ausgeübt habe, „wie sich überhaupt die *Theorie* des Aristoteles in der geistigen und sittlichen Ausbildung Alexanders *praktisch* bewährt hat." Der Unzulänglichkeit der Quellen für eine solche Untersuchung scheint sich freilich der Verfasser wohl bewußt zu sein. „Denn eben diejenigen unter den Schriften des Aristoteles" — so sagt er mit einem namhaften Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie —, „eben diejenigen Schriften, die Hindeutungen auf seine politischen Ansichten von der Zeit, auf sein Verhältniß wie zu anderen Personen, so zum Alexander, und auf seine Hoffnungen und Erwartungen von ihm enthalten haben *können*, — seine Dialoge, Briefe und an den König gerichteten politischen Bücher — sind untergegangen und mit ihnen vielleicht unersetzliche Hilfsmittel zur Veranschaulichung nicht bloß seiner persönlichen Verhältnisse und seiner Wirksamkeit, sondern nicht minder der Zeitverhältnisse und des Einflusses, den er durch seine Beziehungen zu Philipp und Alexander auf sie geübt hat."

In der That kann man zu sicheren Ergebnissen schwerlich gelangen, wenn man die Grundsätze des Philosophen über die verschiedenen Gebiete der Erziehung aus allen seinen Schriften zusammenliest und diesen Grundsätzen dann das Verhalten Alexanders gegenüberstellt.

Aristoteles hat den Regierungsantritt seines Zöglings um etwa 14 Jahre, das Ende seiner Erzieherthätigkeit gewiß um 16 bis 18 Jahre überlebt. Wir wissen nicht, wie viel von dem, was in den erhaltenen Schriften niedergelegt ist, dem Philosophen schon feststand, als er im Jahre 343 nach Pella zog. Und wenn wir es auch

Digitized by Google

wüßten —: wenn es schon gewagt ist, aus sittlichen Grundsätzen eines Lehrers auf sein eigenes sittliches Verhalten zu schließen — wenige nur sind ja so schlecht (oder soll ich sagen: so gut?), daß ihre Grundsätze nicht besser wären als ihr Verhalten — so ist der Schluß von den Grundsätzen des Lehrers auf das Verhalten des Zöglings und von diesem auf jene doch erst recht gewagt.

Des Aristoteles eigene Aeußerung über Prinzenerziehung glauben wir so verstehen zu dürfen, daß er sie nicht für wesentlich verschieden von der der anderen Sterblichen gehalten hat: „Behaupten doch manche (so sagt er Politik III p 1277 a), daß gleich die Erziehung für den Gebietenden eine andere sein müsse, wie man ja auch wirklich sieht, daß die Königssöhne in der Reit- und Kriegskunst (ein Gelehrter wollte hier statt πολεμικὴν schreiben πολιτικὴν: Staatskunst) unterrichtet werden, und wie Euripides sagt: „Nicht wünsch' ich mir in feinen Dingen sie gewandt (τὰ κομψά), vielmehr in Allem, was der Staat verlangt"; Euripides setzt also voraus, es gebe für den Gebietenden eine besondere Erziehung." Schade, daß der Philosoph seine Meinung nicht etwas deutlicher gesagt hat.

Wenn wir nun hören, daß Alexander die Ilias sein militärisches Vademecum nannte — τῆς πολεμικῆς ἀρετῆς ἐφόδιον — und neben dem Dolch stets unter seinem Kopfkissen hatte, wie Wilhelm von Oranien Machiavells Buch vom Fürsten, so mögen wir die Begeisterung für Homer, die den König auch zuerst nach Troja führte, als er die Küste Asiens betrat, neben der Schwärmerei für den Ahnherrn seiner Mutter, Achill, dem Einfluß des Aristoteles zuschreiben, in dessen Ausgabe auch Alexander die Ilias las — aber welcher griechische Lehrer hätte den Königssohn nicht zu Homer geführt? Und sollen wir das literarische Urtheil des Aristoteles darin erkennen, wenn wir erfahren, daß der König sich ins Innere Asiens die historischen Werke des Philistos von Syrakus, viele Tragödien der drei großen griechischen Tragiker und Dithyramben des Telestes und Philoxenos nachschicken ließ?

Eher darf man den Einfluß des großen Organisators wissenschaftlicher Arbeit erkennen, wenn Alexander wirklich, wie erzählt wird, von den Schätzen des Perserreichs ansehnliche Summen griechischer Wissenschaft zuwandte. Der Philosoph Xenokrates soll einmal fünfzig, Aristoteles selbst für seine zoologischen Studien gar achthundert Talente erhalten haben — „eine selbst für die modernen Kliniken und Institute märchenhafte Summe"! Doch die Höhe der Spende war damals wie heute ein Maßstab mehr

Digitized by Google

für die Mittel des Spendenden als für sein Interesse und Verständniß.

Ohne die Anregung zu unterschätzen, die Aristoteles dem empfänglichen Geist seines Schülers auf dem Gebiet der Naturwissenschaften geboten haben mag, die dieser dann reicher als durch jene Geldspenden vergolten hat durch den unermeßlichen Gewinn, den seine Eroberungszüge, zugleich Entdeckungszüge, dem Wissen von der Erde gebracht haben, ohne das zu unterschätzen, darf man wohl doch zur Beurtheilung des gegenseitigen Verhältnisses von Lehrer und Schüler für wichtiger die Frage halten: wie stand der Verfasser des Werks, das Heinrich von Treitschke „das größte theoretisch-politische Meisterwerk" genannt hat, „vor dem wir Alle noch als Stümper stehen", zu der politischen Schöpfung seines einstigen Schülers, die, obgleich ein früher Tod dem König die Vollendung verwehrte, doch das Aussehen der Welt verwandelt und ferner Zukunft Wege gewiesen hat? Wie stand der bewunderte Politiker der Theorie zu dem bewunderten Politiker der That?

Als vor einem Jahrzehnt die Auffindung von Aristoteles' Schrift über das Staatswesen der Athener, der ersten der 158 „Staatsverfassungen", die die empirisch-historische Grundlage seines theoretischen Werks waren, in einer egyptischen Papyrusrolle die Augen aller Welt mehr als bisher auf den Politiker Aristoteles lenkte, da hat einer unserer ersten Historiker die These gewagt, daß die politischen Schriften des Aristoteles die Programmschriften des neuen Reiches seien.*) Gelehrt und geistvoll, lehrreich und anregend ist die These begründet. Aber entschieden und bündig ist sie abgelehnt worden.**)

Die aristotelischen πολιτεῖαι sollen im Zusammenhang stehen mit den Vorarbeiten zu einer Reichsgesetzgebung und als eine Sammlung zum Gebrauch praktischer Staatsmänner gedient haben. Wer die πολιτεία Ἀθηναίων unbefangen liest, der wird aber einem Kritiker jener Hypothese zugeben, daß sie wenigstens nur „zum Gebrauche unpraktischer Staatsmänner" bestimmt gewesen sein könnte: „Wer konnte sich denn aus diesem Buche über athenische Verhältnisse, wie sie die Diplomatie zu behandeln hat, orientiren? Gerade was ein Staatsmann der Alexanderzeit darin zunächst suchen mußte,

*) Nissen im Rheinischen Museum. N. F. XLVII 1892 S. 161 f.
**) Vergl. Bauer, Die Forschungen auf dem Gebiet der griechischen Geschichte, 1888—1898 S. 188 f. u. a.

Digitized by Google

fehlt: die äußeren politischen Beziehungen Athens, und zwar die des 4. Jahrhunderts. Nur die innere Geschichte ist behandelt und das 4. Jahrhundert gänzlich ausgeschlossen. Und für welchen praktischen Staatsmann waren denn die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen des Verfassers mit Herodot, Thukydides, Androtion bestimmt?" *)

Nissens Hypothese ist erledigt: zwischen der Schrift vom Staate der Athener und dem Reiche Alexanders besteht keinerlei Beziehung. Aber nicht etwa deshalb, weil Aristoteles ganz von der Gegenwart abgekehrt, in die Bilder der Vergangenheit versenkt gewesen wäre. Dem Historiker Aristoteles ist auch auf Grund dieses Werks das Urtheil gesprochen worden. „Gewiß" — sagt Wilamowitz — „es ist wichtig und es ist wahr, daß er kein Historiker gewesen ist, in dem Sinne, wie Herodotos oder Thukydides oder Polybios diesen Namen verdienen." „Aber", fährt er fort, „dies Buch will etwas und wirkt etwas; meiner Empfindung nach erreicht es das auch. Es will in dem Leser ein Urtheil über die Verfassung erzeugen, die es beschreibt, und zwar um überhaupt politisches Urtheil in ihm zu erzeugen." Aristoteles tritt auf „als politischer Lehrer der Nation." **)

Ist das wahr, wollte Aristoteles wirklich politisches Urtheil für die Gegenwart bilden an der Betrachtung des athenischen Staatswesens, dann sah er nicht, daß die Formen und Maße, in denen dies Staatswesen sich abgespielt hatte, sich überlebt hatten, dann wußte er nicht, daß die Rolle der athenischen Demokratie ausgespielt war. Und schon hatte König Alexander Besitz ergriffen von dem Thron der persischen Großkönige. Schon war aus dem Heerkönig der Makedonen, aus dem Führer der Hellenen in dem Rachezug gegen den Erben des Xerxes der Weltherrscher, der Erbe jenes Erben, aus dem Sohn Philipps der Sohn des Ammon geworden.

Aber wir brauchen die Vermuthung gar nicht zu prüfen, wir brauchen nicht danach zu fragen, ob der Zweck der Schrift vom Staate der Athener mittelbar politische Belehrung im Allgemeinen war. Wir besitzen ja noch das andere Werk des Philosophen, dem unmittelbar dieser Zweck und kein anderer gesetzt ist, — die Politik.

Den acht Büchern der Πολιτικά hat nicht Aristoteles ihre jetzige

*) Keil, Die Solonische Verfassung S. 148.
**) Aristoteles und Athen I S. 309.

Digitized by Google

Gestalt gegeben. Wie die Politik Treitschkes, so ist auch die des Aristoteles nach dem Tode des großen Lehrers aus Vorlesungsheften zusammengestellt. Aber Theophrast wird nicht so viele und so gute Hefte zur Verfügung gehabt haben als Cornicelius. An künstlerischer Gestaltung stehen Treitschkes Vorlesungen vielleicht nicht minder weit zurück hinter dem Buch, das er selbst uns geschenkt haben würde, wenn das Schicksal es ihm vergönnt hätte. An positivem Inhalt, am Zusammenhang der Gedanken ist uns gewiß bei Aristoteles unendlich viel mehr verloren gegangen durch die Art der Entstehung des Buchs. Und die Ueberlieferung mag noch ihre Schäden hinzugefügt haben, vor denen ein Werk unserer Zeit leidlich sicher ist.

Was wir als die „Politik" des Aristoteles lesen, ist eine ziemlich verworrene Kette endloser Wiederholungen und zahlreicher Widersprüche — mehr, als die traditionelle Bewunderung des Werkes, in dem freilich manch tiefer Gedanke von ewiger Dauer überhaupt oder doch für unser Wissen zuerst ausgesprochen ist, in der Regel laut zu sagen gestattet.

Man hat durch Umstellung ganzer Bücher und einzelner Kapitel, durch Ausscheidung von angeblichen Interpolationen und Annahme von Lücken dem logischen Zusammenhang aufhelfen wollen: von diesen Mitteln aber ist eines bedenklicher als das andere.

Uns könnte die Reihenfolge gleichgiltig sein, wofern sie nicht eine Zeitbestimmung in sich schlösse, die in jedem einzelnen Fall von größter Wichtigkeit wäre. Aber eine Zeitbestimmung ist nur selten gegeben und läßt sich bei der Art der Entstehung des Werkes nicht von einer Stelle auf die andere übertragen. Die Ermordung König Philipps wird als Beispiel einer aus Rache angezettelten Verschwörung erwähnt (p. 1311b). Schlüsse ex silentio sollen als „terminus ante quem" das Jahr 332 v. Chr. erweisen. Aber Schlüsse ex silentio sind immer bedenklich, zumal bei der Arbeitsweise antiker Schriftsteller. Auf jeden Fall ist es ganz unwahrscheinlich, daß Aristoteles seine Vorlesungen über Politik in den folgenden Jahren nicht mehr gehalten haben sollte, oder daß uns seine Gedanken nicht wenigstens auch in der Form, die er zuletzt ihnen gegeben hat, erhalten sein sollten. Wir haben also das Recht, den Aristoteles der letzten Jahre für die in der Politik ausgesprochenen Gedanken im Großen und Ganzen verantwortlich zu machen.

Digitized by Google

In einem Werk dieser Zeit, das von der Staatskunst handelt, wird Jeder den Namen des großen Königs suchen. Jedoch Alexander wird nirgends genannt, und sein Vater, der für die Hellenenstaaten der Mann des Schicksals war, nur an jener einzigen Stelle, wo von seiner Ermordung die Rede ist.

Aber man hat eine bedeutungsvolle Anspielung auf den Einen oder den Anderen sehen wollen in einer Stelle des dritten Buches.*) „Ist nun aber ein Einziger, oder Mehrere zwar als Einer, jedoch nicht genug, um die Bevölkerung eines Staates abzugeben, so sehr durch überschwängliche Tugend ausgezeichnet, daß die Tugend aller Uebrigen und auch ihre staatliche Tüchtigkeit gar nicht in Vergleich kommen kann mit der Tugend und Tüchtigkeit Jener, wenn es Mehrere sind, oder ist's ein Einziger, Jenes: dann kann man diese Art Menschen gar nicht mehr als Bestandtheil eines Staates gelten lassen. Denn es geschähe ihnen Unrecht, wollte man ihnen zumuthen, daß sie mit gleichem Antheil zufrieden seien, da sie an Tugend und staatlicher Tüchtigkeit so sehr ungleich sind. Denn gleichsam als ein Gott unter Menschen würde wohl ein so Gearteter erscheinen", oder wie es in einer anderen Fassung des gleichen Gedankens heißt: „Es bleibt also nur das übrig, was auch wohl in der Natur der Sache liegt, daß nämlich einem solchen Alle freudig gehorchen, und mithin Männer solcher Art ewige Könige in freien Staaten sind."

Man kann den Sinn der Erörterung über das Königthum und vielleicht auch die Gesinnung des Aristoteles nicht ärger verkennen, als indem man hier eine Huldigung für Alexander sieht.

Schon die Alternative: „Einer oder Mehrere" hätte diese Deutung verbieten sollen. Vollends ausgeschlossen wird sie durch den Nachweis, daß Aristoteles hier sich auf Erörterungen Platons im „Politikos" bezieht. In Anlehnung an Platon wird „die Möglichkeit eines θεῖος ἀνήρ (oder mehrerer) wenigstens hypothetisch zugelassen, und in diesem Falle auch die Monarchie (oder die Aristokratie) als die einzig berechtigte Regierungsform anerkannt." Es ist unverkennbar, daß Aristoteles diesen Fall nicht etwa für verwirklicht, sondern für im höchsten Grade unwahrscheinlich hält.

Ein einziges Mal erwähnt er das Königthum der Makedonen: als Wohlthäter ihres Landes, als Eroberer, gleich den ersten

*) Oncken, Die Staatslehre des Aristoteles II S. 279.

Digitized by Google

Königen der Lakedaemonier und der Molosser, haben Philipps und Alexanders Ahnen die Königswürde gewonnen. Aber wenn es bald danach heißt: „Heutzutage entstehen übrigens keine Königthümer mehr, sondern wo sich Monarchien bilden, sind es Tyrannenherrschaften, weil das Königthum eine Herrschaft von erheblicher souveräner Machtvollkommenheit ist, dabei aber doch auf den freiwilligen Gehorsam der Regierten sich gründet, während jetzt die Zahl der einander gleichen oder ähnlichen Leute so groß ist und Niemand so sehr hervorragt, daß er an eine Herrschaft von so viel Macht und Würde hinanreichend erschiene; freiwillig erträgt man daher keine Alleinherrschaft mehr, gelangt aber Jemand zu ihr durch List oder Gewalt, nun dann ist es ja eben offenbar eine Tyrannenherrschaft“ — liest man diese Sätze, so wird man sich wohl fragen dürfen, ob der, der so sprach, die Ausdehnung des makedonischen Königthums über alle Hellenen und über ein hellenisch-persisches Weltreich für etwas Anderes als Tyrannenherrschaft erklärt haben würde.

Ja Aristoteles sagt das eigentlich deutlich genug, wo er von den Staaten spricht, in denen „sowohl Gesetze als Verfassung das Ziel haben, zur despotischen Herrschaft über Nachbarstaaten zu führen.“ „So ist in Lakedaemon und Kreta auf den Krieg so ziemlich die ganze Erziehung und die große Masse der Gesetze berechnet, und auch bei allen „Völkern“ (ἐν τοῖς ἔθνεσι πᾶσι, d. h. bei den ungriechischen Völkern), welche stark genug dazu sind, steht solche Gewalt besonders hoch im Werth, wie bei den Skythen, Persern, Thrakern, Kelten, ja bei einigen bestehen sogar Gesetze, welche ausdrücklich die kriegerische Tüchtigkeit anfeuern.“ Hierfür wird nun Makedonien angeführt: es ist die einzige Stelle in der ganzen „Politik“, abgesehen von jener erwähnten über die makedonischen Könige, an der der Name genannt wird. „Einst bestand in Makedonien ein Gesetz (νόμος), daß jeder Mann, der noch keinen Feind erschlagen hatte, sich mit einer Halfter umgürten mußte.“ Es ist von alten Zeiten die Rede: ἦν δέ ποτε καὶ περὶ Μακεδονίαν . . . Aber Makedonien wird klärlich zu den ἔθνη, den ungriechischen Völkerschaften, gezählt, und die Ausdehnung seiner Herrschaft über Nachbarstaaten ist eben Tyrannis.

Das Kennzeichen der Tyrannis ist ja das, daß sie nicht danach fragt, ob die Beherrschten sich willig fügen oder nicht. Die Hellenen aber hatten doch wohl bei Chaeronea und auch später noch es deutlich genug gesagt, daß sie die Herrschaft des Makedonen-

Digitized by Google

königs nicht wollten. Die Perser mochte er freilich mit Gewalt unterwerfen, denn die gehörten ja zu den von der Natur zur Sklaverei bestimmten Völkern.

Scharfe Kritik übt Aristoteles an den politischen Utopien seines Lehrers Platon, und auf dem Gebiet des macchiavellistischen Realismus liegen die meisten der unsterblichen Gedanken, denen die Politik die Bewunderung aller Zeiten verdankt. Aber Aristoteles hält sich darum doch nicht streng in den Grenzen des Realen, versagt sich selbst nicht ganz utopische Konstruktionen. Manche irrige Deutung oder Unklarheit ist dadurch entstanden, daß der Erklärer oder auch der Philosoph selbst nicht deutlich geschieden hat zwischen dem Bedingten und Unbedingten.

Es ist unzweifelhaft, daß Aristoteles rein theoretisch das Königthum für die höchste Staatsform hält, das Königthum in seiner vollkommensten Form, d. h. die freiwillig anerkannte, nur auf das Wohl der Gesammtheit gerichtete Herrschaft des sittlich Besten über Gleichgeartete. Das besagen jene schon angeführten, fälschlich auf Alexander bezogenen Sätze. Ebenso unzweifelhaft aber ist es, daß der Philosoph unter den bedingten Verhältnissen der Welt, wie sie nun einmal ist, dieses Ideal für unerreichbar hält — für so unerreichbar, daß er gar nicht diese Verfassung als die absolut beste beschreibt, sondern die ihr am nächsten stehende reine Aristokratie. „Unter den gegebenen Verhältnissen" aber (wir würden sagen „relativ") hat „für die meisten Staaten" als die beste zu gelten — auch deshalb als die beste, weil sie die dauerhafteste ist — eine zwischen Oligarchie und Demokratie in der Mitte stehende κατ' ἐξοχήν „Verfassung" (πολιτεία) genannte: die Herrschaft des Mittelstandes; ja an einer Stelle geht der Philosoph in der Resignation noch weiter und meint, daß bei der jetzigen Größe der Staaten kaum noch eine andere Verfassung als die „Demokratie" möglich sei.

Wo aber von der „besten" Verfassung die Rede ist, kann einmal die unbedingt (ἁπλῶς) beste, ein anderes Mal die relativ beste gemeint sein.

Bei der bedingt besten aber wie bei der unbedingt besten Verfassung werden gewisse Voraussetzungen als selbstverständlich angesehen, gar nicht als Bedingungen von bestreitbarer Berechtigung empfunden, in denen wir enggezogene Schranken des Aristotelischen Standpunktes erkennen.

In fast allen Vorurtheilen des Hellenenthums ist Aristoteles

Digitized by Google

befangen. Wie der Begriff der „Barbaren", so steht ihm die Berechtigung der Sklaverei fest. Für den Idealstaat freilich genügt ihm nicht einmal die Entlastung von niederer Arbeit, die durch die Sklaverei ermöglicht ward: Ackerbauer, Künstler, Handwerker und jede Art von Lohnarbeitern sind vom Bürgerrecht ausgeschlossen; ihre Thätigkeit ist „unedel und der Tugend zuwider". Weil aber die Bürger den Landbesitz doch unmöglich ganz aus der Hand geben können, sieht der Philosoph sich genöthigt, die Bestellung der Felder Leibeigenen und ungriechischen Hintersassen zu übertragen.

Vor Allem aber: Aristoteles ist völlig befangen im engen Begriff des hellenischen Stadt-Staates, der πόλις. Sein Staat soll so groß sein, daß er sich selbst genügt, daß er in seinen Bedürfnissen einigermaßen unabhängig sein kann, aber nicht so groß, daß die Bürger nicht Alle einander kennen könnten. Fünftausend wehrhafte Bürger, wie in dem Staat der Platonischen „Gesetze", das scheint ihm eine unmögliche Zahl. Diesem Stadt-Staat soll zwar erlaubt sein, gewaltsam seine Herrschaft über die zur Sklaverei berufenen Barbaren auszudehnen; aber dieser Ausdehnung waren bei der Beschränkung der Bürgerzahl doch enge Grenzen gezogen. Nur ganz beiläufig, gewissermaßen verstohlen taucht der Gedanke einer Herrschaft auch über Hellenen auf: Die kriegerischen Uebungen der Bürger sollen diese zunächst vor der Knechtung durch Andere bewahren, sodann ihnen aber auch ermöglichen, „nach einer Herrschaft zu trachten, welche den Beherrschten selber zum Nutzen gereicht", und erst zuletzt zur Beherrschung solcher, „die es wirklich verdienen, Sklaven zu sein." Das ist die einzige Stelle, wo eine Ausdehnung des Bereiches der ummauerten πόλις über das nothwendigste, zur Ernährung der Bürger unentbehrliche Landgebiet hinaus angedeutet wird.

Es ist die Herrschaft, „die auch den Beherrschten zum Nutzen gereicht", offenbar gedacht im Sinne der „Hegemonie", der einzigen Form, in der bis dahin die Hellenen versucht hatten, über die Beschränkung der πόλις hinaus zu größeren Machtbildungen zu gelangen. All diese Versuche aber waren gescheitert an der Unmöglichkeit, die Bedürfnisse einer Staatenverbindung mit der Forderung der „Autonomie" zu vereinigen, die jeder, auch der kleinste Hellenenstaat, zu allererst stellte, und schließlich war durch den vom Perserkönig diktirten sogenannten Frieden des Antalkidas diese Autonomie aller Duodezstaaten feierlich gewährleistet worden, und dieser Friede war das Grundgesetz der griechischen Staaten.

Digitized by Google

Aristoteles hat sich schwerlich einen Weg ausgedacht, auf dem die Schwierigkeiten hätten umgangen werden können, an denen die Hegemonie der Athener, der Spartaner, der Thebaner gescheitert war. Noch weniger gewiß hat er einen Weg gewußt, auf dem zu einer Einigung aller Hellenen zu gelangen gewesen wäre. Er sagt es zwar, daß das Hellenenvolk im Stande wäre, die ganze Welt zu beherrschen, wenn es zu einem Staat verbunden wäre (μιᾶς τυγχάνον πολιτείας). Aber der Staat, den er beschreibt, ist nicht von der Art, daß er alle Hellenen zusammenfassen könnte, und das ganze Buch predigt es laut, daß ein solcher Staat gänzlich außerhalb des Vorstellungsbereiches des Philosophen lag. Die Partizipialkonstruktion verhüllt offenbar einen „Irrealis", vergleichbar dem, in dem er von dem Idealkönig spricht.

Es ist die berühmte Stelle, an der er die Völker der Erde charakterisirt. „Die Völker in der kalten Zone", heißt es da, „(und) in Europa sind voll Muth aber weniger mit Geist und Kunstfertigkeit begabt. Daher behaupten sie zwar leichter ihre Freiheit, aber sie sind zur Staatenbildung und zur Beherrschung der Nachbarn nicht im Stande (ἀπολίτευτα καὶ τῶν πλησίον ἄρχειν οὐ δυνάμενα), die Völker Asiens aber sind klugen und kunstfertigen Geistes, aber ohne Muth und leben deshalb in Unterwürfigkeit und Sklaverei. „Das Volk der Griechen endlich, wie es örtlich die Mitte zwischen beiden einnimmt, vereinigt auch geistig die Vorzüge beider, denn es ist voll Muth und Geist zugleich. Daher behauptet es nicht nur seine Freiheit, sondern lebt auch am meisten in staatlicher Ordnung und könnte über alle herrschen, wenn es zu einem Staate vereinigt wäre: διόπερ ἐλεύθερόν τε διατελεῖ καὶ μάλιστα πολιτευόμενον καὶ δυνάμενον ἄρχειν πάντων μιᾶς τυγχάνον πολιτείας.

In dem Sinne, in dem er sonst das Wort πολιτεία gebraucht, kann er hier davon nicht sprechen. Denn was über den Umfang des Stadt-Staates hinausgeht, das nennt er eine Völkerschaft (ἔθνος) bei der an eine eigentliche Staatsverfassung nicht mehr zu denken sei. Denn das Gesetz (das den Staat ausmacht) ist eine Ordnung, eine übermäßig große Zahl aber erlaubt, nach seiner Ansicht, keine Ordnung: wenigstens gehörte dazu eine göttliche Macht; denn diese hält ja freilich auch das Weltall zusammen: θείας γὰρ δὴ τοῦτο δυνάμεως ἔργον, ἥτις καὶ τόδε συνέχει τὸ πᾶν.

Einer solchen göttlichen Macht möchte es dann wohl auch gelingen, die Hellenen zu einem einzigen Staat zu einen!

Digitized by Google

War nicht der Gott erschienen? Hatte nicht Philipp und danach wieder Alexander die Mehrzahl der Hellenenstaaten — fast alle außer den Spartanern — in einem zu Korinth geschlossenen Bund vereinigt, als dessen Bundesfeldherr dann Alexander zu dem Rachekrieg gegen Persien auszog? Aristoteles scheint davon nichts zu wissen. Wie erlesene Nachrichten aus der hellenischen Staatengeschichte hat er uns aufbewahrt, besonders in dem Buch von den Staatsumwälzungen und ihrer Verhütung: wie vereinzelte Planken aus dem gewaltigen Schiffbruch einer einst reichen Literatur! Aber von den großen Ereignissen der eigenen Zeit kein Wort! Er grübelt über die verschiedenen Arten des Königthums und scheint kein Auge zu haben für das lebendige, machtvoll und verhängnißvoll emporwachsende Königthum, in dessen nächste Nähe Geburt und Berufung ihn versetzt haben! Er leugnet die Möglichkeit staatlicher Ordnung bei einem über die Mauern einer einzigen Stadt und ihr Weichbild hinausgehenden Gemeinwesen und hat doch Jahre lang in dem Staat Philipps gelebt, dessen Leistungen ein nicht geringes Maß staatlicher Ordnung doch noch heute bezeugen, obgleich wir durch des Aristoteles Schuld weniger davon wissen, als wir wissen könnten und sollten! Ist das nicht doch der Gelehrte, der mehr in seinen Büchern als in seiner Zeit lebt?

So könnte es wirklich scheinen, wenn wir allein nach der Politik urtheilen wollten. Aber wir hören, daß er doch auch den Ereignissen der Zeit sein Auge zugewandt. Eine Schrift περὶ βασιλείας war an Alexander gerichtet und muß doch wohl zum makedonischen Königthum und zu Alexanders Aufgaben mehr Beziehung gehabt haben als die Erörterung in der Politik. Man glaubte sie erhalten in arabischer Uebersetzung. Doch dieses Schriftstück kann nur eine Fälschung sein.*) An Alexander war noch eine zweite Schrift, über Kolonien (ὅπως δεῖ ἀποικίας ποιεῖσθαι) gerichtet, von deren Absicht und Inhalt wir uns allenfalls eine Vorstellung machen könnten. In einer dieser Schriften mögen die Worte gestanden haben, die durch den alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes bis zu Plutarch gelangt sind — Worte, die den Stempel der Echtheit an sich tragen —, Alexander solle den Hellenen ein Führer sein, den Barbaren ein Herr, für jene solle er sorgen wie für Freunde und Verwandte, diesen sollte er begegnen wie

*) Keil a. a. O. S. 136 f. u. a.

Digitized by Google

Thieren oder Pflanzen: τοῖς μὲν Ἕλλησιν ἡγεμονικῶς, τοῖς δὲ βαρβάροις δεσποτικῶς χρώμενος, καὶ τῶν μὲν ὡς φίλων καὶ οἰκείων ἐπιμελούμενος, τοῖς δὲ ὡς ζώοις ἢ φυτοῖς προσφερόμενος. . . . .

Das ist ein Rath, wie man ihn wohl dem Verfasser der „Politik" zutrauen möchte. König Alexander aber war anderer Ansicht. Es ist unzweifelhaft, daß *sein Gedanke die Verschmelzung des Orients und Occidents* war. Daß nach seinem Willen nicht den Hellenen die Herrschaft über die Orientalen als über Sklaven gegeben werden sollte, verrieth schon früh die Ernennung eines Persers zum Satrapen von Babylonien; danach ward eine Satrapie nach der anderen Asiaten übertragen, kaum daß einmal eine, deren persische Satrapen sich wiederholt unzuverlässig gezeigt hatten, einem Makedonen oder Hellenen zufiel. Dann erhob Alexander die Tochter eines baktrischen Häuptlings zur Großkönigin des Reiches, die Tochter des inneren Asiens zur Gemahlin des Führers der Hellenen. Und wenn ihm die symbolische Bedeutung dieser Verbindung damals noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein sollte, so war das große Hochzeitsfest, das nach der Rückkehr aus Indien in Susa gefeiert wurde, bei dem er selbst sich mit einer Tochter des Dareios verband und andere vornehme Perserinnen mit seinen Freunden und Offizieren vermählte, dies große Hochzeitsfest von Susa war zweifellos die völlig bewußte demonstrative Verkündung seiner Politik, für die es fortan nur ein einiges Reich geben sollte, in dem keine Scheidewand, wie der Hellenen Vorurtheil und Hochmuth sie aufgerichtet hatte und noch aufrecht halten wollte, Europa von Asien trennte. Es war eine weitherzige und weitschauende Politik der Versöhnung.

Wann zuerst Alexander den Gedanken solcher Politik gefaßt hat, ist nicht klar; aber sie scheint sich zu verrathen, sobald dazu Gelegenheit ist. Der Hellenen und Makedonen Enttäuschung und Widerstand ist begreiflich. Der Widerstand ging bis zum Hochverrath. Aber merkwürdig ist es, daß noch eine späte Nachwelt sich der Hellenen Vorurtheil hat aufdrängen lassen. Der große Historiker Roms, Niebuhr, nicht nur hier ein leidenschaftlicher Gegner Alexanders, erklärt die Politik der Versöhnung und Verschmelzung für „in jeder Hinsicht ungemein verkehrt und übereilt, abgesehen davon, wie undankbar er gegen sein Volk und seine Waffengenossen dadurch wurde." „Ein richtiges Unternehmen war, daß er durch den ganzen Umfang des Reiches eine Menge Kolonien gründete, um die Nationen in Unterwürfigkeit zu halten" — man meint, den Aristoteles zu hören,

Digitized by Google

der in seiner an Alexander gerichteten Schrift über Kolonien den gleichen Rath ausgesprochen haben mag.

Bei Bewunderern Alexanders, wie Plutarch, steht das Urtheil über diese Politik unter dem Einfluß kosmopolitischer Anschauungen, wie sie kurze Zeit nach Alexander in dem „Staat" des Begründers der Stoa ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hatten. Zenon steht gewiß unter der Einwirkung der Umgestaltung der Welt, die die Folge der Thaten Alexanders war. Aber seine Gedanken knüpfen doch auch an frühere an, die über Alexander hinaufreichen. Wenn solche kosmopolitische Gedanken auf Alexander gewirkt haben sollten, so wäre ganz gewiß nicht Aristoteles ihr Vermittler gewesen.

Aber mit Recht ist auch gesagt worden, daß Alexanders Gedanke nicht von politischen Theorien abhängig zu sein braucht, daß er der einfache Gedanke des Realpolitikers sein kann, der sein Reich wirklich regieren will und weiß, daß „Regieren heißt Einheit, einen einheitlichen Willen schaffen".

Man hat eine Umwandelung im Wesen Alexanders sehen wollen, die scharfe Grenze zweier verschiedener Perioden seines Lebens bezeichnen zu können gemeint. Jenes ist richtig, dieses schwerlich. Aber jenes ist auch selbstverständlich. Keine andere Umwandelung ist es, als die der Dichter meint mit den Worten:

„Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken."

Alexander wuchs hinaus über den Staatsbegriff seines Lehrers. Der Erfolg seiner Waffen drängte ihn hinaus aus diesen engen Schranken. Als die Botschaft nach Hellas erging, die die Rückkehr aller politischen Verbannten, der politischen Gegner der herrschenden Parteien, befahl, da war es ausgesprochen, daß die Gegensätze der politischen Parteien, in deren Kampf das ganze Leben der hellenischen Kleinstaaten sich bis dahin abgespielt hatte, die auch die Grundlage aller theoretischen Erwägungen des Aristoteles sind, daß diese Gegensätze vor der Majestät des Weltherrschers von nun an null und nichtig sein sollten.

Aber man mag Alexanders Politik begreifen, man mag sie auch bewundern: das Urtheil über den Erfolg ist damit nicht gesprochen, und doch ist das Urtheil über den Erfolg um so wichtiger, weil in der praktischen Politik der Erfolg auch das Urtheil ist.

Dies Urtheil hat der Tod der Nachwelt abgeschnitten: wir sind auf Vermuthungen angewiesen.

Thatsache ist zwar, daß die weltgeschichtliche Bedeutung des Zeitalters, das mit Alexander anhebt — seit Droysen führt es den

Digitized by Google

Namen des Hellenismus — gerade auf dem beruht, was wir als den Gedanken Alexanders erkennen — denn Alexander müßte doch nicht der Schüler des Aristoteles gewesen sein, nicht so mit hellenischer Bildung erfüllt, wie er war, wenn er nicht die Verschmelzung des Morgenlandes und Abendlandes, die er wollte, für gleichbedeutend gehalten hätte mit der Hellenisirung des Orients: die höhere Kultur hat stets gesiegt, auch wo sie die Kultur der Besiegten war, und hier war sie die der Sieger.

Die Hellenisirung des Orients aber ist der erste Akt in dem Welteroberungszuge der hellenischen Kultur, der auch heute noch nicht zu Ende ist, und diese Hellenisirung des Orients hat dem Christenthum den Weg gebahnt.

Mußte, damit es so kommen konnte, wie es gekommen ist, das Reich Alexanders in Trümmer gehen, und mußte das Reich in Trümmer gehen? Wer möchte es wagen, diese Fragen zu beantworten!

„Auf das Weltreich Alexanders, sagt Treitschke, folgten in natürlichem Rückschlag die Gründungen der Reiche der Diadochen und der hellenisirten Nationen des Orients. Die ungeheuere Einseitigkeit des nationalen Gedankens in unserem Jahrhundert bei den meisten Völkern und Völklein ist nichts weiter als der natürliche Rückschlag gegen das Napoleonische Weltreich." Aber die Nationalitätsstaaten von heute lassen sich mit den Staaten der Diadochen gar nicht vergleichen: die waren keine Nationalitätsstaaten, und mindestens das Reich der Seleukiden unterschied sich wohl im Umfang, aber nicht im Wesen von dem Reiche Alexanders. Und hat nicht Rom ein Weltreich geschaffen, von dem die Trümmer des Alexanderreiches nur einzelne Provinzen waren, und das doch eine Dauer von Jahrhunderten gehabt hat?

Es kam Alles darauf an, ob Alexander die Einsicht und die Entsagung hatte, Halt zu machen, und die gesicherte Ueberlieferung verbietet uns nicht, das zu glauben.

Das Reich umfaßte das gesammte Gebiet der heutigen Türkei in Asien und Europa, dazu Aegypten und Griechenland, Persien und Afghanistan, Theile des russischen Turkestans und des Britischen Indiens. Das Schicksal des Reiches der Achämeniden, über dessen Grenzen dieses neue doch noch weit hinausging, hatte bewiesen, daß die persische Herrschaft diesem Völkergemisch nicht genügenden Zusammenhalt zu geben vermochte, und Alexanders eigene Erfahrung während des indischen Feldzuges hatte gezeigt, wie nothwendig für

Digitized by Google

die Behauptung der Centralgewalt, auf der einstweilen die Einheit allein beruhte, die Anwesenheit des Herrschers im Mittelpunkt des Reiches war. Wir dürfen glauben, daß er seine vornehmste Aufgabe jetzt darin sah, dem Reich eine höhere Einheit zu geben, als das Perserreich besessen hatte. In den Dienst dieser Aufgabe ward das Heer gestellt, in dem die Verschmelzung des abendländischen und morgenländischen Elementes zuerst durchgeführt wurde, in den Dienst dieser Aufgabe die Gründung neuer Städte, die Eröffnung neuer Handelswege. Alle Mächte hellenischer Kultur wurden zur Hilfe aufgerufen.

Und von den Kräften, die Alexanders mächtiger Wille, seinen Zwecken dienstbar machen konnte, ging nicht wenig in den Kämpfen der Diadochen verloren.

Wir sehen, daß einer dieser Diadochen, der nachher zuerst den Königstitel annahm, Antigonos, nachdem er einen Frieden mit seinen Nebenbuhlern gemacht hat, darüber an eine unbedeutende Griechenstadt sozusagen einen vier Seiten langen Brief schreibt: der Brief ist uns auf einer Inschrift erhalten; er ist an die Stadt Skepsis in der Troas gerichtet und macht viele Worte über die Bemühungen und Verdienste des Antigonos um die Autonomie der Hellenen.*) Man sieht, zu welchen Rücksichten die Rivalitäten dieser Zeit die Fürsten nöthigten. Alexander würde so viel Umstände mit den griechischen Kleinstaaten nicht gemacht haben. Um so eher, sollte man meinen, würde er das Ziel erreicht haben.

Die Macht ist das Wesentliche im Leben der Staaten, und von der Macht ging in den Kämpfen um Alexanders Erbe viel verloren.

Die Formen freilich waren, wie wir gesehen haben, noch zu finden, in denen dieser neue Staat seine Macht behaupten sollte: die Staatslehre des Aristoteles half dem König dabei wenig. Nicht wenig aber bedeutete das, von Aristoteles nicht gewürdigte, Königthum, wie es Philipp gegründet hatte, nicht wenig bot auch der Staat der Perser, und der Verlauf der griechischen Geschichte hat bewiesen, daß auch hier die Zeit reif war für staatliche Bildungen, für die noch kein Platz ist in der Staatslehre des Philosophen: gerade die Landschaften, die bisher wenig hervorgetreten waren, die nicht verrannt waren in den Begriff der „Polis", machten nun, für die Rettung der griechischen Selbständigkeit freilich zu spät, den Fortschritt über den Staatenbund hinaus zum Bundesstaat.

*) Journal of Hellenic Studies XIX. 1899, S. 330 ff.

Digitized by Google

Der Rest blieb dem Genius des Königs überlassen. Aber das Schicksal wollte es anders, und die Anfänge zu der Verfassung des neuen Staats verschlangen die Wirren der folgenden Zeit. Zwanzig Jahre noch ging der Schatten des Alexanderreichs um; auf dem Schlachtfeld von Ipsos ward er begraben.

Vier gewaltige Reiche treten an die Stelle des einen, alle vier gleich jenem über die Begriffe der Hellenen weit hinausreichend. Wüßten wir mehr von ihrem inneren Wesen, zumal von dem des Seleukidenreichs, so wüßten wir auch mehr von den Anfängen des Alexanderreichs oder doch von seiner Möglichkeit. Aber nur in das Reich der Ptolemäer ist uns ein Einblick vergönnt, dank den unerschöpflichen Schätzen, die uns der Boden Aegyptens bewahrt hat; gerade dieses Reich aber ruhte auf einer wesentlich verschiedenen Grundlage.

Ein Gelehrter hat sich leider nicht gefunden, der uns die Staatslehre dieser hellenistischen Reiche geschrieben hätte, wie Aristoteles die des hellenischen Stadt-Staats. Die antike Staatslehre scheint diese Bildungen des Hellenismus zu überspringen. An die veralteten Bilder der älteren Zeit schließt Polybios das Bild des römischen Staats an, der ihm das vollkommenste Muster einer „richtig gemischten" Staatsform zu sein scheint. Erst unter den Kaisern wendet sich die Betrachtung wieder der Monarchie zu, und nach den Worten sollte man manchmal meinen, das Idealbild des Herrschers wäre zur Erde niedergestiegen, das dem Zeitgenossen Alexanders unerreichbar über Wolken zu schweben schien.*)

Wir sahen die Schranken der Weisheit des Aristoteles. Aber — manches Wort der Kaiserzeit legt es uns nah — es hat doch auch etwas Großes, zu sehen, wie die wissenschaftliche Betrachtung ihren Weg geht, unbeirrt durch die gewaltige Erscheinung des großen Königs.

*) Henkel, Studien zur Geschichte der griechischen Lehre vom Staat, S. 118 f.

Digitized by Google

Mittelalterliche Menschen.

Von

Pastor Dr. **Borée**, Kloster Heiligenrode (Grafschaft Hoya).

Es ist nicht ganz leicht, die gesammte bäuerliche Eigenart in ihrer Vielgestaltigkeit auf eine einzelne Formel zu bringen. Registriren läßt sich's ja bald: der Bauer lebt als Menge, der Mensch der Kultur als Individuum; der Bauer neigt zur Beharrung und damit verbunden zur Nachhaltigkeit, der Städter stets zum Neuen, zur Vielseitigkeit; der eine überall zur Plastik, der andere zur Abstraktion u. s. f. Die Theile hätten wir in der Hand. Aber wo ist das einigende Prinzip für sie?! Wo ist derjenige Schlüssel, der die ganze herbe, gefühlsknappe Welt mit eins aufschließt?!

Die Ueberschrift deutet an, daß er vielleicht in dem bis zur Stunde vorliegenden mittelalterlichen Charakter des Standes liegt. Der Bauer als letzter mittelalterlicher Mensch! Der Bauer als höchst interessante letzte lebende Menschengruppe aus einer Zeit, die im Uebrigen uns nur todte Denkmale hinterlassen hat! Es scheint nicht aussichtslos, ihn unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Eine Menge seiner eckigen Eigenschaften, für die der moderne Mensch keine Maßstäbe besitzt, und denen gegenüber er so oft nur den unzulänglichen Ausweg hat, daß er sie lächerlich oder abstoßend findet, die erklären sich, wenn man darauf achtet, wie sie so oft unverkennbar nur die kleinen Abbilder sind von großen Urbildern, deren das Mittelalter voll ist. Der Bauer wird zu allen Zeiten langsamer gelebt haben, wie alle jeweilige Kultur. Er hat einst das Alterthum länger repräsentirt, und er verkörpert heute länger das Mittelalter.

Besonders wenn man sich derjenigen Geschichtsauffassung anschließt, welche zur Zeit wieder das Mittelalter nicht lediglich dem Abendlande zuschiebt, wie das Alterthum dem Süden und dem

Digitized by Google

Morgenlande. Man weiß, solche Betrachtungsweise ist nicht neu. Sie ist auch nicht ungefährlich. Sie lockt den Menschen immer wieder, es noch einmal mit ihr zu versuchen. Und gewiß, es hat viel Anziehendes, nach jenen großen Entwicklungsperioden bei jedem Volke zu suchen, soweit es sich überhaupt ausgelebt hat und nicht auf halbem Wege an innerer Unzulänglichkeit oder an widrigen äußeren Verhältnissen zu Grunde gegangen ist. Jedes soll sein Alterthum, jedes sein Mittelalter und jedes, das soweit gekommen ist, seine Neuzeit gehabt haben. Jedes mit anderen Worten seine Thaten und Erlebnisse, die es in ihrer Eigenart und Besonderheit stets nur gerade in der einen betreffenden Epoche hervorbringen konnte. Die Völkerwanderung mit ihrem zweihundert Jahre währenden instinktiven Umherziehen wäre für das Germanenthum durchaus antik, durchaus unmodern; ebenso wie die momentane Erfindungsepoche, die jeden Tag neue Wege und neue Ziele bringt, durchaus nur modern sein würde. Aber ganz in entsprechender Weise wäre für das Alterthum Homer antik und Juvenal modern; oder wäre für Alt-Israel der Schöpfungsbericht Gen. 2, an den alle Dichter und Maler stets angeknüpft haben, antik, und derjenige Gen. 1, mit dem die Naturwissenschaft stets diskutirt hat, modern. Dasselbe gilt für das zwischen beiden Zeiten liegende Mittelalter, sodaß der heutige Bauer sich aus Elementen zusammensetzte, zu denen wir die Gegenstücke finden nicht bloß im germanischen Mittelalter, sondern im Mittelalter mehr oder weniger aller Völker überhaupt.

Die Ethnographie in ihren großen Werken der letzten Jahrzehnte von Peschel, Ratzel und Vierkandt*) bezeichnet die genannten drei Perioden unter einem anderen Gesichtspunkte als die Zeit der Natur, der Halbkultur und der Vollkultur, sodaß jedes Volk in seinem Alterthume die Natur, in seinem Mittelalter die Halbkultur, in seiner Neuzeit die Vollkultur durchmachen würde. Wobei selbstredend ebenso wieder allerlei Verzögerungen und Beschleunigungen, allerlei Umschweife und rückläufige Bewegungen, und oft genug auch plötzliche jähe Abschlüsse aller Weiterentwicklung mit eingeschlossen wären. Es ist dem heutigen Bauernthum, mit dem die Vollkultur überall noch durchsetzt ist, nicht gelungen, Aufnahme in dieses Schema zu erlangen. Es hat es zu einigen Fußnoten und beiläufigen Bemerkungen gebracht. Das ist Alles. Und man kann

*) Peschel: Völkerkunde. 6. Auflage 1885. Ratzel: Völkerkunde. 3 Bände. 1885—1887. Vierkandt: Naturvölker und Kulturvölker. 1896.

Digitized by Google

doch sagen, es hätte Stoff gegeben zu wohlverdienten Kapiteln. Denn wenn wir oben sagten, der Bauer sei der letzte mittelalterliche Mensch in unserem Lande, so würde er in gleicher Weise der uns am nächsten stehende ebenso höchst interessante Vertreter von aller Halbkultur sein. Er trägt in deutlich erkennbarer Weise die fremdartigen, großlinigen Züge beider Entwicklungsphasen an sich.

Nur einige Hauptpunkte sollen genannt werden im Anschluß an die Kapitel „Spielende und organisirte Energie" und „Trieb und Wille".*) Sie finden sich der Sache nach in allen obigen Werken wieder. Nur die Formulirung ist verschieden.

Man muß gestehen, je länger man den ersten Ausdruck betrachtet, den Vierkandt geprägt hat: er ist sehr glücklich gewählt! In ganzen großen Lebensgebieten, wie Sitte, Kunst, Religion, soll das Merkmal der Natur wie der Halbkultur die spielende, das der Kultur die organisirte Energie sein. Das heißt: Alle drei lassen ihre Kraft nicht brach liegen, aber das jugendliche Volk, und auch noch das herangewachsene treibt allerlei Luxus mit ihr, und erst das reife und alternde fängt an, damit zu geizen und sein Augenmerk zu richten stets nur auf zielvolle Arbeit und Mehrung der wahren Kulturgüter.

Welch breiten Raum an solch spielender Energie nahm in allem Mittelalter stets die plastische Sitte ein! Nichts hat alle Halbkultur immer mehr geliebt, als recht solide in die Sinne fallende Gebräuche, wo wir es unpassend und weitschweifig finden, dem abstrakten Worte noch Weiteres hinzuzufügen. „Wir haben Zeiten gehabt", sagt die Voranzeige zu der augenblicklich erscheinenden Reproduktion des Dresdner Sachsenspiegels, „in der alle Regungen geistigen Lebens symbolischen Charakter annahmen und ihren Ausdruck fanden in äußeren Geberden und Handlungen, eine Zeit, in der die Geste mit Sprache und Sinn ein untrennbares Ganze bildet." Und solche Zeiten haben nicht bloß wir, sondern wird jedes Volk gehabt haben. Thrasybul und Tarquinius redeten wenig, aber sie köpften die höchsten Mohnhäupter im Garten und wurden verstanden. Der Levite von Ephraim, der die Ermordung seines Weibes rächen wollte, schickte an die zwölf Stämme Israels außer seiner Botschaft zwölf Stücke des Leichnams, und der Stamm Benjamin wurde vertilgt von der Erde. Kaiser Friedrich zerstörte Mailand nicht bloß, sondern ließ den Pflug darüber gehen

*) Vierkandt: Kulturvölker und Naturvölker. S. 120—141.

Digitized by Google

und Salz darauf säen; und Konrad IV. eroberte Neapel nicht bloß, sondern ließ dem Pferde auf dem Marktplatz der Stadt Zaum und Gebiß anlegen. Die Lex Frisionum verbietet dem Nachbar nicht abstrakt, mit seinen Anpflanzungen die Grenzhecke zu respektiren, sondern sie sagt: Wer den bösen Tropfen hat (den Tropfenfall), der hat auch den guten (den Apfel)! Und der Sachsenspiegel erledigt den Fall ebenso konkret dahin: Wessen Zweige über die Grenze hängen, die darf der Nachbar fassen, und soviel er herüberziehen kann, das ist sein! Es ist lauter sinnenfällige Handlung, die neben den Thatsachen herläuft, ein Luxus, der auch fehlen könnte, allerlei Energie, ja man muß sagen eine Menge von Energie, aber eben spielende Energie.

Und von ihr ist die Bauernwelt bis heute voll! Jede Hochzeit ist ein ganzes kulturhistorisches Kolleg ins Praktische übersetzt. Vom Umritt des Hoyaschen Hochzeitbitters an, der, den großen Silberknopfstock in der Faust, die einzelnen Familienhäupter einladet, und mit der Zahl der Bänder, die sie daranbinden, symbolisch die Zahl der Zusagen mit nach Haus bringt: Es würde eine Kränkung sein, Jemand, der unter zehn Meilen wohnt, nicht durch den Bitter einzuladen, sondern nur durch einen Brief! Aber wieviel Tage gehen auf den Umritt hin! Dann weiter das feierliche Einführen des jungen Paares, wenn sie von der Kirche zurückgefahren kommen, durch die Alten in den Hof: dabei kann man was sehen von bäuerlicher schwerblütiger Grandezza! Oder Nachts um zwei die Brauttänze der jungen Frau mit den Frauen aller Nachbarhöfe. Nur die Frauen tanzen unter sich als die Trägerinnen des Hauses; die Männer treten völlig in den Hintergrund! Und ähnlich ist es bei jeder Taufe und bei jedem Todesfall. Die Beerdigung eines Bauern, der im Leben seinen Mann stand, ist in ihrem düsteren Gepränge ein großartiges ernstes Hoffest! Oder welcher Umstand in den heiligen Zwölften, diesem Anfange und Höhepunkte im Bauernkalender. Es sind dunkle Kreise, die sich dem fremden Auge scheu entziehen! Man weiß, es handelt sich um die Erneuerung der Sonne und während der zwölf Tage insbesondere um Grundlegung des Wetters für die zwölf Monate. Aber nun zugleich die hundert Dinge, die sich an den Umzug der jetzt Alles inspizirenden Götter knüpfen und an das Herrichten des Hauses für die mehr gefürchteten als lieben Gäste. Alles muß ruhen. Dreschen, Dünger aufs Land fahren, Waschen: Alles muß mit dem alten Jahre zu Ende gebracht sein. Kein Rad darf sich drehen, kein Wagenrad und kein Spinn-

Digitized by Google

rad. Das Fahren muß beendet und der Flachs muß abgesponnen sein. Wer in dieser Zeit einen Knick bekleidet (mit Wäsche), in dem Hause wird im folgenden Jahre eine Leiche bekleidet! So sagt das Sprichwort. „Den Knick jetzt bekleen, dat möt'n nich duhn!" versichert uns ernsthaft die Bäuerin. „Wi wascht vorher oder naher!" Dann das unabläßige Zuhalten des großen Thores die Zeit über, das Zuhalten des Brunnens, das Hinaussetzen von Speise jede Nacht vor das Fenster, das Lärmen während der Nächte u. s. f., u. s. f., Alles, damit die Götter möglichst fernbleiben oder gnädig vorübergehen. „Anners kümmt een Hund von Hackelberg in, unn gaht achtern Heerd sitten, bi Dag en Steen un bi Nacht en Hund. Unn fret jümmer Aske, davon is hei ganz gris. Un'n kann kin Aeten koken, wil dat hei sek jümmer up't Füer leggt. Unn so blivt he in't Hus dat ganze Jahr över, un gaht jümmer von buten na binnen unn von binnen na buten, unn kann nine Ruhe finnen! Bis öwer't Jahr, dat Hackelberg wedderkümmt. Dann röpt hei em, unn dann is de Hund bums! wedder wege. Wedder achter em her, u. s. w.!" *) Es ist ein Bild von mittelalterlicher spielender Energie, am ersten Ostertag Abends in der endlosen nordwestdeutschen Tiefebene zu stehen und soweit man sieht, die qualmenden Stöße in der Nähe und die Lichtpunkte in der Ferne zu zählen. Und dann nebenan beim Haidebauer vorzusprechen, wo zur selben Stunde jedesmal das Eieressen ist. Knecht und Magd bekommen „Eier satt", und erzählen einem von dem unvergeßlichen Dirk, der zu Großvaters Zeiten auf demselben Hof war, und zur Feier des Festes dann jedesmal vierzig Eier aß, neununddreißig so und das vierzigste mit der Schale! Das sind keine modernen Bilder! Der moderne Mensch wird freilich vielleicht einwenden, er sei in seiner Weise auch nicht so arm an dergleichen Gebräuchen und Sitten, er kenne solche Dekoration des Lebens auch! Ja, gewiß, man wird zugeben, besonders in allerlei Hofkreisen und dem Hofe nahestehenden Kreisen giebt es ganz unter demselben Ausdruck „Hoffeste" mit Entfaltung vieler Form. Aber bei allem Reichthum wie arm ist sie, wenn man bedenkt, daß sie in Berlin und München und fast auch in Paris und London dieselbe ist, während jeder Bauerngau, der zehn Meilen vom anderen entfernt ist, sich in der Beziehung seine eigene Welt geschaffen hat. Nun und vor allen Dingen, was die Hauptsache ist, der Mensch der scharfen

*) Vergl. zu den Zwölften das hochinteressante Schriftchen: „Die Bauernpraktik von 1508." Faksimiledruck mit Einleitung von G. Hellmann. Berlin 1896.

Digitized by Google

Hochkultur denkt jedenfalls nicht so. Der ist kurz angebunden und liebt bei sich und Anderen ein schnelles und diskretes Handeln und weiß, es kommt darauf an, wie Jemand gelebt hat, und nicht, wie er begraben wird. —

Als ein anderes Gebiet der spielenden Energie bezeichnet Vierkandt die Kunst, entsprechend, wie Schiller sie „die oberste Bethätigung des menschlichen Spieltriebes" nennt. Und zwar besonders jene ebenso weit verbreitete wie namenlose eigentliche Volkskunst! Wir Kulturvölker kennen solche nicht mehr. Wir haben keine namenlose Kunst mehr, sondern unter jedes moderne Drama wie unter jeden modernen Bauplan kann klipp und klar der Name desjenigen gesetzt werden, der vom ersten bis zum letzten Strich eins wie das andere geschaffen hat. Und wir haben keine eigentlich weitverbreitete Volkskunst mehr, sondern die oberen Zehntausend treiben sie, und die breite Masse hat wenig Ahnung davon. Es ist nicht anders. Die Popularität Walter Scotts in England und Schottland ist eine sehr große Ausnahme. Goethe und Keller sind nicht populär und werden es nie sein. Aber die Verbreitung von Kunst *war* anders! Wieviel Köpfe und wieviel Jahrhunderte haben am Nibelungenliede gearbeitet? Ebenso viele wie an der Ilias und Odyssee und wie an den uns erhaltenen mittelalterlichen Nationalepen aller Völker! Ein einzelner Verfasser fehlt jedesmal nicht, weil er verloren ging, sondern weil er nie vorhanden war. Es war doch bei Weitem nicht bloß so, wie die Xenien scherzen: Der Sang der Könige Zwist! Und der die Schlacht bei den Schiffen! u. s. f. Der gemachte Vorschlag zur Güte reicht doch in keiner Weise aus: Theilt euch wie Brüder, es sind der Würste gerade zwei Dutzend! Man wird vielmehr nicht zuviel behaupten, wenn man sagt: An demjenigen Theile der Nibelungensage, der am Mittelrhein entstand, hat nicht mehr und nicht weniger, wie Jahrhunderte lang jeder einigermaßen offene Kopf mitgearbeitet. Als Knabe erhielt er die Sagen des Gaues vorerzählt, dann bewegte er sie ein Menschenalter lang in seinem Herzen, — nicht wie ein moderner Mensch, der nun vor allen Dingen Neuerungen und Besserungen und womöglich eine völlige Umgestaltung glaubt vornehmen zu müssen, sondern wie ein mittelalterlicher, der vielleicht eine einzige kleine schöne Pointe heranreifen ließ! — und dann bei seinem Tode als Greis das Erbe weitergab. Und wie bei solch *einem* Theile der Epos, so war es doch bei jedem. Wir haben in dem, was die Literaturgeschichte Tradition nennt, immer nicht

Digitized by Google

mehr und nicht weniger, wie ein ganzes dichtendes Volk vor uns! Wo sollten da einzelne Autorennamen herkommen?! Und wie es bei der mittelalterlichen Poesie der Fall war, so eigentlich doch bei der gesammten mittelalterlichen Kunst überhaupt. Von all unsern alten Münstern, Domen und Kathedralen kennen wir keine rechten Baumeister. Wir wissen aber, daß in ganz anderer Weise wie heute jedesmal eine ganze Republik von tüchtigen Künstlern und Kunsthandwerkern daran beschäftigt waren. Wie ganz mittelalterlich ist die Baugeschichte etwa der drei mittelrheinischen Dome zu Mainz, Speyer und Worms verlaufen! Und wie so völlig modern schon, so an der Hand einzelner Architektennamen, diejenige von St. Peter in Rom. Bramante, Raffael, Michelangelo, Maderna, Bernini: Wieviel deutlicher stehen sie vor uns, als die Meister Erwin, Arnold und Johannes von unseren gothischen Kathedralen. Eben deshalb, weil jene ersteren in so viel höherem Maße persönlich hinter ihrem Werke standen, wie diese.

Nun aber, eben solche weitverbreitete namenlose Volkskunst, wie sie unsere modernen Großstädte nicht kennen, die kennt, besitzt und übt noch bis heute alle Bauerschaft. Und sobald man nur die Maßstäbe etwas bei Seite legt, die unser offizieller Kunstbetrieb gewöhnlich ausschließlich anzulegen pflegt, wird man nicht vergeblich darnach suchen. In allen Gegenden Deutschlands ist der Bauer noch bis heute, wie im Mittelalter, ein dichtendes Volk, das in schamhafter Verborgenheit arbeitet. Wenn man vorsichtig herzutritt, wie zum Vogelnest, und die Blätter behutsam zur Seite biegt, dann kann man ihn bei seiner Poesie belauschen. Die wenigsten schätzen ihn ja recht, den bäuerlichen Antheil an der deutschen Nationalliteratur, jene Volksmärchen, Volkssagen, Volkslieder und was es sonst ist. Aber die Zeit soll es erst entscheiden, was länger leben wird, Goethes Faust oder das deutsche Volkslied. Und ebenso viele, wie an ihm, ganze Generationen, Mann und Weib und Kind, die arbeiten in dem einen Gau an einer hohen Entfaltung der Holzschnitzerei! Das ist durchaus Kunst im besten Sinne! Oder in einem anderen am Webstuhle! Das ist nicht minder Kunst! Man gehe einmal auf eine niedersächsische Hochzeit und sehe sich den Linnenschrank an, den die Braut sich im Laufe der Jahre zusammengesponnen und -gewebt hat, die hübschen Muster „Sand und Meer“ oder „Tag und Nacht“, wo so sinnig immer die Morgen- und Abenddämmerung mit hineingewebt ist, und wie sie sonst heißen! Mit wie einfachen Mitteln werden da

Digitized by Google

Wirkungen erzielt! Und man hat die beruhigende Empfindung dabei, es ist Alles so solide und so natürlich geworden und gewachsen und nicht gewaltsam von gestern auf heute über Nacht ausgedacht! Es ist wieder Alles eine Kunst, über die Jeder, Mann und Weib und Kind, ein Urtheil hat, und an der auch Jeder mitarbeitet, theoretisch und praktisch. Man darf diese Mitarbeit nicht so ausdrücken: Jeder denkt dafür neue Muster aus! So schnell spielt sich der Vorgang nicht ab! Dieselben entstehen langsam, langsam, aber daran mitarbeiten thut allerdings Jeder. Darum ist es eben wieder eine solche namenlose Kunst! —

Vierkandt bezeichnet als eine weitere Aeußerung der spielenden Energie das ganze Gebiet des Ritus!

Gewiß! Warum nicht?! Es ist bekannt, daß alle Völker in ihrem Mittelalter das Zeremonielle, den Ritus, bevorzugen vor der Religion. „Nur schüchtern wagt sich Schritt für Schritt die Erkenntniß hervor, daß nicht der bei Gott in Ungnade sei, wer äußere Gebote vernachlässige, Opfer und Waschungen versäume, sondern wer Gott nicht vor Augen und im Herzen habe, und gegen den Mitmenschen rachsüchtig und unbarmherzig sei. Aber damit solche Erkenntniß sich durchsetze, bedarf es jedesmal noch der Gunst vieler äußeren Umstände und besonders stets einer geeigneten Persönlichkeit.“*) Der Koran und der Talmud mit ihren Haarspaltereien, die römische Kirche mit ihrem Uebermaß von kirchlichen Vorschriften, die nachgewiesener Maßen zum größten Theile nur die gradlinige Fortsetzung einer ähnlichen antiken Formenwelt waren, sind nur Beispiele. Bei Weitem nicht bloß Christus und Luther haben gegen eine Wolke von Riten angekämpft. Erst alle Vollkultur hat stets theoretisch wenigstens gewußt, daß Achtung und höchste Verehrung verdiene immer nur die Religion, nicht aber die fromme Zeremonie. Die Religion allein schafft wahre Lebensgüter. Religion aber ist organisirte Energie.

Der Bauer denkt bis zur Stunde nicht so. Es würde ein höchst gefährliches und wahrscheinlich Gemeinde und Prediger ruinirendes Experiment sein, wenn man eine Bauerngemeinde zu solcher Umwerthung ihrer Werthe veranlassen wollte. Der Bauer hält bis heute durchaus an der Werthschätzung des Zeremoniellen und des Ritus fest, und es ist von Kennern schon oft die Bemerkung gemacht, dieser mittelalterliche Mensch habe bis heute für

*) O. Flügel: Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. Zweite Auflage. 1889. S. 185.

Digitized by Google

die Güter der Reformation keinen rechten Platz. Wo ihm die Formenwelt der vorreformatorischen Kirche genommen ist, hat er sich ersichtlich aus den gebliebenen dürftigen Resten von neuem eine derartige Welt aufgebaut, und Gerechtigkeit und Glaube sind ihm unverständliche Worte. Sie beugen die Knie und beugen das Haupt, so oft der Name Christi in der Predigt genannt wird. Und wenn es fünfzig Mal geschieht, jedes Mal geht es wie eine Woge über die Häupter der Gemeinde. Sie thun es nicht, weil Paulus es im Philipperbriefe sagt, sondern weil es an sich eine verdienstliche Zeremonie ist. Und dieselben Frommen wählen einen Kandidaten nicht, der gelegentlich seiner Probepredigt beim stillen Kanzelgebet niederkniet, weil die Zeremonie an diese Stelle nicht hingehört, sondern hier ‚katholisch' ist. Sie nehmen die Mütze im Walde ab, wenn die Kirchenglocken anfangen zu läuten, und halten im Gotteshause auf strenge Trennung der Geschlechter, daß man nur einen Freigeist oder einen Städter, der an nichts glaubt, auch einmal gleichgiltig auf der Frauenseite sitzen sehen könnte. Ein Pastor hatte die Sitte, zur Konsekration der Abendmahlselemente die Kanne zu öffnen, ohne zu wissen, welchen Werth seine Kommunikanten auf den offenen Deckel legten. Einmal vergaß er das Oeffnen, und gleich hinterher interpellirte ihn einer derselben, ob denn nun der Segen auch in den Wein hineinkäme. Ob er denn glaube, rechtfertigte der Pastor die Vernachlässigung der frommen Handlung, daß Gottes Segen nicht durch einen Kannendeckel hindurchkönne! Man hat deutlich das Bewußtsein, ein Mann wie Louis Harms, der den schwerfälligen Lüneburger Bauer, von dem man zuweilen denken möchte, er hätte kein Blut, sondern Hafergrütze in den Adern, Anfang vorigen Jahrhunderts so wunderbar aufzuschließen und an sich zu fesseln verstand, daß bis heute die Folgen davon zu verspüren sind, der hat es im letzten Grunde gekonnt, weil er selbst eine ähnliche tiefheilige Ehrfurcht hatte vor der Zeremonie. Das verstanden seine Anhänger, das entsprach ihrer Weltanschauung! Ist aber die Rede von himmlischer Gerechtigkeit, so kommt es einem vor, als dächten sie etwa an so eine Art öffentlichen Weg, der durch den Himmel ginge; und heißt es, Jemand hat keinen Glauben, so soll das bedeuten, dem darf man nicht borgen! Wenn in der Beichte die Worte der Sündenvergebung ergehen: „Und vergeben allen denen, die da glauben, ihre Sünden", und in demselben Augenblick fahren die Hände schämig in die Westentaschen, wo der Beichtgroschen liegt, dann denkt man doch, man hat noch den

Digitized by Google

leibhaftigen bekannten Tetzelvers vor sich! Und wenn einem im Bruche eine Großmutter begegnet, die Erlenbast holt gegen Augenübel, und sie sagt einem, aber man müßte Glauben haben, weil es schon in der Bibel stünde, nur durch den Glauben würde man gerecht und selig: dann versagt einer solchen festgeschlossenen Weltanschauung aus einer anderen Welt gegenüber der Muth zur Korrektur. Er ist die mittelalterliche Weltanschauung, die in Wahrheit gerecht und selig wird nicht fide, gar sola fide, sondern allein durch den Ritus! —

In deutlichster Weise zeigt sich spielende Energie in derjenigen reichlichen Umständlichkeit, die bei jeder kleinen und großen Gelegenheit Mittelalter und Halbkultur geliebt haben und lieben. Die orientalischen Städte ohne Fabriken, wo noch die Handarbeit jeder Art florirt, sind bis zur Stunde mittelalterliche Städte. Das heutige Konstantinopel ist eine mittelalterliche Stadt, und der Bazarkaufmann, der einen Shawl- oder Teppichhandel nicht anders einleiten kann, als mit einer Cigarette und mit einer Schale Kaffee, die noch dazu erst gebraut werden muß, ist ein umständlicher, mittelalterlicher Mensch. Wie oft ärgert sich der sachlich stramme Kulturmensch des Nordens, der mit seinen heimathlichen Ideen nach Italien reist, wenn man ihm für eine Gemme da unten fünfzig Lire abverlangt, während man sie doch für fünf hingeben wird. Er versteht dergleichen nicht. Er bezahlt verächtlich, was ihm abgefordert wird, oder er handelt den Preis auf die fünf Lire herunter, schilt über Betrügerei und legt das Gelübde ab, nie wieder nach Italien zu gehen. Und in beiden Fällen war nicht der Italiener im Unrecht, sondern der Reisende mit seinen klugen tramontanen Begriffen, der nichts vom Mittelalter mehr verstand und auf einen oft mit so viel Liebenswürdigkeit angebotenen Waffengang in spielender Energie nicht eingehen wollte. Wieviel Zeit hat die Geschichte des ganzen Mittelalters, was wir so nennen, vergeudet mit Formalitäten und Umständlichkeiten! Sechs Jahre lang berieth man über den westphälischen Frieden, ehe er den kriegsmatten Völkern endlich beschcert wurde, weil man sich über Etiketten- und Platzfragen nicht einigen konnte. Und der letzte Stuart verlor auf Cullodon-Moor Thron und Land, weil die drei Macdonald-Regimenter, sein mächtigster Clan, plötzlich im Kampf versagten. Sie waren tödtlich beleidigt, als sie in der drangvollen Eile der Aufstellung den linken Flügel bekommen hatten, und nicht den Ehrenplatz auf dem rechten, der seit Bannokburn ihr Vorrecht

Digitized by Google

war! Nun, und was solcher Beispiele ja mehr sind. Jedes Mittelalter ist voll davon. Umständlichkeit, Formalität, spielende Energie, von der alle Vollkultur, alle Neuzeit fragt: Was kommt bei ihr heraus?!

Nicht aber der Bauer der Neuzeit! Es handelt sich ja bei dem nicht um den Abschluß eines dreißigjährigen Krieges und um ein Würfelspiel um einen Thron. Prinzipiell aber ist kein Unterschied vorhanden! Wenn der Pastor sich den wunderlichen Kammmacher einmal einladet, der in seiner Gemeinde wohnt, und mit vieler Kunst die Kämme für die Webstühle anfertigt, dann ist das erste Wort des Gastes: Guten Tag, Herr Pastor. Aber mehr wie drei Stunden kann ich heute nicht bleiben! Und besucht ihn seinerseits der Pastor, so thut er gut, sich auch auf einen Nachmittag einzurichten. Wenigstens wird man sonst nicht recht warm miteinander. Es geht so viel mit Formalitäten zu, besonders mit dem langen Kaffeebereiten, oder dem Heranholen des Weines, für den der Hof aus alter Klostertradition bis heute seine sauere Rebe zieht! In der Haide wohnt ein Schneider. Jemand wünscht eine neue Hose bei ihm zu bestellen. Also er packt das Zeug von dem häuslichen Webstuhle zusammen und geht hin. Der Schneider legt seine Arbeit bei Seite. Die Frau holt von dem Heidelbeerwein, den sie alljährlich für solche Fälle bereitet. Und so sitzen sie eine Stunde über Wetter, Korn und Ferken! Dann kommt die Hose!! Oder wenn Jemand aus der Gemeinde spät Abends nochmal auf die Pastorei kommt und fängt seinerseits vom Wetter, Korn und Ferken an zu erzählen, so soll man bei Leibe nicht glauben, daß das der Zweck des Besuches sei, daß der Mann bloß gekommen sei, um eine Stunde mit dem Pastor Konversation zu machen, und die Sache nicht noch einen Schwanz bekäme. Kurz vorm Aufstehen, so zwischen Thür und Angel, da wird's offenbar werden. Da zieht er einen Brief oder die Kreiszeitung aus der Tasche und hat eine Beschwerde oder stellt eins von seinen unmöglichen Verlangen, daß sein Junge nicht mehr in die Schule zu gehen brauchte, oder was es sonst ist. Es war mit nichten Verlegenheit, daß er erst so spät mit seinen Angelegenheiten herauskam! Der Mann war in keiner Weise verlegen! Wo der Bauer in seiner Gemeinde ist, da ist er überhaupt niemals verlegen! Es war die spielende Energie, welche für einen mittelalterlichen Menschen zum nothwendigen Lebensinventar gehört! Die zwei geschilderten Bauernbilder mit den weitschweifigen Präliminarien: Es sind ebensolche

Digitized by Google

mittelalterlichen Bilder, wie die bastsuchende Großmutter im Bruche mit ihrer Auffassung vom Römerbriefe! — —

Einen anderen großen Unterschied zwischen Halbkultur und Vollkultur, also auch zwischen Mittelalter und Neuzeit, faßt die Ethnographie in dem Begriffspaar Trieb und Wille zusammen, Instinkt und Intelligenz, reflexmäßiges und reflektirtes Leben, oder wie die Gegensätze sonst noch bezeichnet werden: Der Trieb die mittelalterliche, der Wille die moderne Lebensäußerung; der Trieb als konservativ, der Wille als veränderlich; der Trieb als naturkräftig stark, der Wille als verhältnißmäßig weit schwächer gemäß seines Diagonalcharakters; der Trieb als intermittirend, der Wille als stetig; der Trieb als einseitig blind, der Wille als das Richtige treffend! Den Trieb aber repräsentirt bis heute das Bauernthum!

Alles Mittelalter war konservativ. Es wurde regiert von langandauernden Instinkten, nicht von der kurzweiligen Intelligenz, die alle Morgen neu ist. Die Probleme aller mittelalterlichen Geschichte sind viel großliniger, dauern viel länger an, wie alle modernen. Man erinnere sich in der griechischen Plastik der zahllosen Apollos oder Aphrodites, die alle einander so ähnlich sind. Man nehme, daß selbst Raffael noch dreiundfünfzig Mal sich dasselbe Madonnenideal zum Gegenstand wählte. Solche Minderzahl der Probleme verbunden mit einer derartigen Zähigkeit in ihrer Behandlung ist mittelalterlich, aber ist nicht modern! Oder betrachten wir noch einmal die Geschichte der nordischen Baukunst. Wir wissen, das frühe Mittelalter baute romanisch, das späte baute gothisch. Das Eigenthümliche dabei aber ist doch, daß während der romanischen Zeit überhaupt Niemand darauf kam, jetzt etwa noch antik zu bauen oder mit Gewalt sich vielleicht einen neuen Stil auszudenken, der von der Allgemeinheit abwiche. Und während der gothischen Epoche kam ebenso wenig Jemand darauf, jetzt noch mal etwa frühromanisch zu bauen. Man stand aufs allerdeutlichste wie unter einem Zwange. Wie der Apfelbaum im Frühling immer nur Blüthen und im Herbst nur Früchte trägt! Es ist die oft genannte Massenempfindung des Mittelalters! Man vergleiche dem gegenüber unser Jahrhundert, in dem auf Bestellung jeder Stil geliefert wird, neue und alte durcheinander. Es ist klar, solch stets Neues, solches stets Apartseinwollen ist Wille und Intelligenz, und jene stets gleiche Einseitigkeit, die noch an Eigenschaften in der Thier- und Pflanzenwelt erinnert, Trieb, Instinkt.

In deren großlinigem Schema bewegt sich aber bis heute

Digitized by Google

alles Bauernleben. Vielseitigkeit ist eine Tugend des Großstädters, aber Nachhaltigkeit wohnt auf den Höfen. Erhaltung des alten Dialektes und Erbrechtes, der alten Namen, Gesichter, Sitten und Unsitten, der alten Landesbesiedelung, Kleidung, Nahrung, Volksmedizin: Es sind lauter Ueberschriften, die sich leicht zu weiten Kapiteln ausarbeiten ließen. Auf einer Hochzeit sagen jedes Mal zwei Haustöchter der benachbarten Höfe zwei „Gedichters" auf. Es sind aber regelmäßig dieselben. Wenn ein altes Haus abgebrannt ist und ein neues an seiner Stelle aufgeführt wird, so steht der Plan desselben schon bald fest: Es ist derselbe, wie der alte. Und wenn ein alter Bauerndoktor zu uns Zutrauen gefaßt hat und uns als eins seiner wundersamsten Mitteln mittheilt, daß geschabte Fliederrinde zugleich beides sei, nach unten zu geschabt ein Purgativ und nach oben zu ein Vomitiv, so merken wir dem Mittel ohne die Versicherung seines Haushaltes an, daß es Urväter Hausrath ist, erhaben über den Wechsel zwischen Homöopathie und Allopathie! Diese Abneigung gegen alle Neuerung ist uns Menschen von heute viel fremder, als wir auf den ersten Blick zu denken geneigt sind. Es ist ganz dieselbe Eigenschaft, welche uns bei unsern Kindern entgegentritt, wenn dieselben nicht nach neuen Geschichten begehren, sondern immer wieder genau nach den alten, und, wo sie eine Abweichung finden auch nur in der Form, einen Fehler konstatiren.

Weiter! Der Trieb ist naturkräftig stark, der Wille gemäß seines Diagonalcharakters relativ schwächer! Alles Mittelalter kennzeichnet sich durch das Kolossale seiner Ereignisse. Man nehme alle die Züge, die Kreuzzüge, Römerzüge, die unabläßigen Züge Englands nach Frankreich: Lauter Ideen, die sich gleich immer durch Jahrhunderte hinziehen. Oder der Islam, diese kolossalste Bewegung nächst dem Christenthume! Nicht weniger als ein Jahrtausend lang hielt er doch die Christenheit in Angst und Zagen. Die Türkennoth gehörte zum täglichen Brot, mit der man aufstand und sich schlafen legte. Als die letzten türkisch-griechischen Verwickelungen bis in die Kreisblätter drangen, konnte man noch allerhand Erinnerungen daran zu hören bekommen; an die bekannte Lutherstrophe: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort Und steur' des Papst's und Türken Mord! die dann in den neuen Gesangbüchern so farblos umgeändert wurde: Und steure deiner Feinde Mord! Es war doch wüst und unter allen Völkern wohl beispiellos, mit was für einer ungebändigten Naturkraft der Islam in die Geschichte

Digitized by Google

hineinstampfte! Oder neben den kolossalen Ideen die kolossalen Menschen des Mittelalters! Lauter Shakespearesche Gestalten! Wie viele Richard III.! Die beiden Riesen Barbarossa und Heinrich der Löwe! Die 25 Jahre ihrer Freundschaft, wo sie sich gegenseitig den Rücken deckten! Und dann ihre furchtbare Feindschaft! Was ist moderne Feindschaft gegen mittelalterliche! Weiter: Die wilden Kraftgestalten der italienischen Renaissance, Julius II., Aretin, Michelangelo! Und ihnen gegenüber Luther, der seine Kraft auch noch aus dem Mittelalter her hatte! Oder man denke an Dürers Melancholie, das Weib. Wie viel kraftvoller ist sie, wie Goethes Faust, der Mann! Oder man vergleiche einmal in Gedanken des Columbus und Andrees Unternehmen mit einander! Welches war größer? Man wird zugeben, grotesker war vielleicht Andree. Aber wenn man bedenkt, daß Columbus doch eigentlich jeder Vernunft zum Trotz, daß er, was doch damals eine Sache von Bedeutung war, der Bibel zum Trotz auf seine Reise ausging, dann war größer jedenfalls seine Ausfahrt. Und neben diesen wirklichen Gestalten die Figuren der mittelalterlichen Epen, die alle viel Umstände weder machen noch mit sich machen lassen.

Wie sie aber mittelalterlich steht noch der heutige Bauer vor uns. Immermanns Hofschulze: Das ist kein Werther und ist auch wieder kein Faust! Ein niedersächsischer Kirchenvorstand hat es sich in den Kopf gesetzt, in seiner Kirche sollen die vermutheten Wandgemälde nicht wieder bloßgelegt werden! Es ist *seine* Kirche, in der er mit seinen Söhnen und Töchtern jeden Sonntag sitzt, und die katholischen Geschichten, die seine Väter zugekalkt haben, die will er nicht wieder bei jeder Predigt mit ansehen müssen! Wenn er sich aber so entschlossen hat, dann dürfte wohl nur ein ebenso niedersächsischer Pastor, der ruhig Eisenschädel gegen Eisenschädel setzt und ruhig einen zehnjährigen Kampf mit ihm aufnimmt, ihn zu einer Aenderung seiner Ansicht bewegen! Auch die Behörden pflegen in der Beziehung ihre Leute zu kennen. Und wenn vom grünen Tische aus einmal noch so unrichtig verfügt ist, so lange nur ländliche Beamte dagegen remonstriren, die auch noch so richtig und noch so lange die Verhältnisse kennen mögen, hilft es oft nicht viel. Wenn aber ein paar Gemeinde- oder Kirchenvorsteher mit ihren Krakelfüßen drohen, dann kommt oft schnell die Sache in die gewünschte Bahn. Schon mancher hohe Beamte, der einmal durchaus hinaus mußte, um den Leuten zu zeigen, was Rechtens

Digitized by Google

sei und wo andernfalls die Ruthe steckte, war froh, wenn er Abends wieder Trottoir unter den Füßen fühlte und überdachte kopfschüttelnd das Protokoll, das der Tag eingebracht hatte! Oder um die bäuerliche Riesensage zur Heldensage in Parallele zu stellen! Jeder erzählt einem, wie einst zu dem starken Liesenbergs Friedrich ein Herkules vom Bremer Freimarkte gekommen wäre, der ihn kennen lernen wollte. Und als er ziemlich weit gegangen war, sah er einen Mann auf dem Felde pflügen und fragte ihn, wo Liesenbergs Friedrich wohl wohne. Da hob der Mann den Pflug aus der Erde, wies damit auf ein Haus in der Nähe hin und sagte: Dort! Da hatte der Bremer Herkules genug und kehrte wieder um! Ist dieser Liesenbergs Friedrich mit dem Pflug in der Hand aber nicht das genaue Gegenbild zu dem Siegfried, der die silberne Schüssel über den Tisch hinreicht mit dem gebratenen ganzen Hirsch darauf?! Die Gestalten der Riesensage, an denen das Volk bis heute hält, sind an Leib und Seele unverkennbar mittelalterliche Gestalten!

Es ist sehr interessant, wie beim Vergleiche der Trieb als intermittirend, der Wille als stetig sich herausstellt. Sicher hat alles Mittelalter oft so etwas Intermittirendes, Explosionsartiges an sich. Die Hunnen, die Ungarn, die Araber, die Mongolen, sie erwachten alle aus einem Schäferleben plötzlich zur furchtbaren Großmacht, vor der Europa zittert, und als ihr Lauf vollendet war, sanken sie in ihre Träumerei zurück. Ganz ähnlich wie kürzlich die Buren in Afrika, die ja überhaupt, weil sie in ihrem Volksthum noch einen so starken mittelalterlichen Einschlag trugen, auf Schritt und Tritt anders auftraten wie der sie beobachtende Kulturmensch erwartete. Also das Mittelalter verstand Geschichte zu machen. Aber es verstand auch das Nichtsthun. Man denke nur an die breiten Massen des kontemplativen Mönchthums! Das Mittelalter hatte durchaus nicht das Evangelium von der alleinseligmachenden Arbeit. Es machte vielmehr auch, wenn es die Hände in den Schooß legte, eine gute Figur, wie der Orientale, der den ganzen Tag unter der Plantane sitzt und ihrem Schatten nachrückt. Wie anders ist er als der Mensch der arbeitswüthigen Hochkultur, der die Lehre aufgebracht hat, Zeit sei Geld, und der Mensch sei wesentlich zum Arbeiten auf der Erde, der aus der Bibel herausexegisirt hat, daß auch bereits im Paradiese gearbeitet sei, und dem katholischen Mönchsthum als schlimmstes Vergehen vorrechnet, wieviel Arbeitskraft eines Volkes es jederzeit brachgelegt habe! Ein Vorwurf, an den das Mittelalter nicht gedacht hat.

Digitized by Google

Aber ebenso etwas Intermittirendes hat auch wiederum noch unser Bauer! Gewiß, er kann arbeiten! Wenn der Roggen ein muß, kann er schon des Morgens um drei draußen sein, und Abends um elf ladet er noch Garben auf! Aber zu anderen Zeiten möchte man wieder von ihm denken, sein Grundsatz sei: „Thue nie heute, wozu morgen noch Zeit ist!“ Seine stehende Rede ist: Wi hebbt ja Tid! Und eine seiner besten Lebenserfahrungen: Es hat sich schon manch Einer zu Schanden gearbeitet! Draußen in der Haide sitzt Jau Castens. Vor fünf Jahren hat ihm der Schlag die eine Seite gelähmt, es hat sich aber viel davon wieder gegeben. Wenn er auch den Pflug vielleicht nicht mehr führen kann, aber er könnte Bienen pflegen oder sich einen Apfelgarten pfropfen oder was sonst. Indeß er hat den Hof vor fünf Jahren an den jüngeren Bruder abgetreten und hat sich als krank in den großen hölzernen Armstuhl gesetzt und die Hände übereinander gelegt. Und darin sitzt er noch. Er sieht durch das Fenster auf die Früchte im Garten und auf die paar Menschen, die in der Ferne den Tag über auf der Chaussee vorbeigehen. Es ist ein Nichtsthun, über das der abgejagte Großstädter die Hände ringen würde. Aber Jau macht eine gute Figur dabei: Und das Nichtsthun stärkt seine Nerven. Er ist mit sich, mit Gott und mit der Welt völlig zufrieden. Er klagt nie, nicht einmal über Langeweile! Aber es soll in seiner Weise wohl wieder durchaus ein Stück Mittelalter sein! Oder noch ein anderes, ganz spezifisch bäuerisches Bild, das in das Kapitel vom Intermittiren hineingehört: der Quartallump! Rosegger hat ihn ganz besonders in sein weites Herz geschlossen und eine reizende kleine Studie auf ihn, der oft im Ganzen so liebenswerth ist, geschrieben. Die Kultur kennt keine Quartallumpen!

Nun, und endlich, der Trieb ist einseitig blind, ist kurzsichtig, und erst der Wille hat eigentlichen Weitblick und versteht das Richtige zu treffen. Es ist ohne Zweifel wieder richtig, wie oft hat das Mittelalter seine ungeheure Kraft in solcher Kurzsichtigkeit umsonst verpufft. Es ist schon oft gefragt: Was kam bei all den obengenannten Zügen auch nur für die nächste Zukunft heraus? Bei den Kreuzzügen? Bei den Römerzügen? Bei den Zügen der Engländer nach Frankreich? Konnte man in London im Ernst hoffen, Paris englisch zu machen? Und wie in diesen Fällen, so kann man so oft fragen: Was ist bei all den enormen Unternehmungen herausgekommen, die in allem Mittelalter aus dynastischen

Digitized by Google

Interessen oder aus Expansionsgelüsten unternommen wurden. Wie viel dauerhafter sind alle modernen Pläne gewesen, wenn ein auch noch so kleines, aber wirkliches Volksbedürfniß zu Grunde lag! Daß es aber mehr bedeutet, eine einzige Provinz thatsächlich einem Reiche einzuverleiben, wie ganze Königreiche für ein Menschenalter zu erobern, das war im Großen und Ganzen immer erst eine moderne Einsicht.

Und denselben Mangel an Ueberblick, dieselbe Kurzsichtigkeit, die im engen Rahmen auch die Zukunft über der Gegenwart verliert, hat der Bauer! Die Geschichte ist bekannt. Der Patron in der Hauptstadt hat beim Einzug des neuernannten jungen Pastors seiner Gemeinde eine Uhr geschenkt für den Thurm. Der Pastor nimmt das Geschenk voll Dank entgegen und stellt die Annahme seitens des Kirchenvorstandes lediglich als eine Formalität hin. Aber der Kirchenvorstand denkt anders. Wer denn die Uhr aufstellen solle?! Der Patron fügt seinem Geschenk noch die Aufstellungskosten hinzu! Wenn aber Reparaturen kämen, wer die bezahlen solle?! Der Patron giebt etwas verstimmt auch ein Kapital für die Instandhaltung! Ja, das wäre ganz schön, aber wer die Uhr immer aufziehen solle?! Nun, irgend einer aus der Gemeinde! Ja, der thäte es aber nicht für umsonst! Der Pastor erklärt entrüstet, dann werde er dafür sorgen! Jawohl, wenn er aber einmal wegkäme oder mit dem Tode abginge?!! Und die Uhr wurde abgelehnt. Oder mitten in der Haide liegt ein einsames Wirthshaus, das eine Konzession hat, aber fast nie einen Gast. Daneben geht ein alter Sandweg. Die breiten Wagenspuren sind unter der Haide noch deutlich zu erkennen. Es wurde so, als man die neue Chaussee baute. Die sollte damals erst an die Stelle des Sandweges kommen. Als sie aber so nach und nach zur Verhandlung gelangte, dachte man daran, daß 1813 den alten Weg einmal die Kosaken gefunden, die dann vier Tage auf dem Hofe gewüstet hatten. Kriegsläufte konnten sich wiederholen, und dann gar an einer Landstraße wohnen, das wollte man doch nicht. So wurde dieselbe eine halbe Stunde abgelegt, die Eisenbahn gar geht weit oben herum, und das Wirthshaus liegt zum Gruseln einsam in der Haide!! Oder zum Schluß eine ebenso charakteristische wie unbedeutende Kleinigkeit! Wie oft, wenn die Stromer die gutmüthigen Bauernhöfe abstreifen, giebt ihnen die Bäuerin lieber ein Ei, wie einen Pfennig; obgleich sie das Ei um fünf Pfennig in der Stadt los wird! Das Geld ist dem Bauer noch zu neu, er steckt mit allen

Digitized by Google

seinen Gedanken noch zu sehr in der Naturalwirthschaft. Die große blinde Idee der Bäuerin ist, dem Hofe den „baaren Groten" zu erhalten! Es ist im Kleinen dieselbe Kurzsichtigkeit wie oben, dasselbe Uebersehen der Zukunft über der Gegenwart! — —

Wir wollen abbrechen!

Wir haben von den vielen Beziehungen zwischen Natur und Kultur nur deren zwei erörtert. Die Betrachtung würde eine ähnliche sein für die übrigen. Es würde aus ihnen ebenso hervorgehen, daß der Bauer eine Mittelstufe repräsentirt zwischen unserm einstigen Alterthum, der Zeit unserer Natur, und der Neuzeit, unserer Hochkultur. Mittelalter: das ist vielleicht einheitlicher Schlüssel für seine Eigenart!

Sie haben Beide, der Mensch und die Zeit, so etwas an sich, was einem zuweilen den Athem versetzen und die Kehle zuschnüren kann.

Digitized by Google

Aus dem französischen Hochschulunterricht.

Reisestudie

von **Dr. W. Hasbach,**
Professor der Nationalökonomie in Kiel.

Schon vor 16 Jahren bin ich in einem kurzen Aufsatze in „Schmollers Jahrbuch" für eine andere Gestaltung des staatswissenschaftlichen Unterrichts eingetreten. Die Wiederholung der dort erhobenen Forderungen liegt mir ganz fern, um so mehr, als meine Ansichten in einzelnen Punkten sich verändert haben. Nur deshalb erinnere ich an jene Veröffentlichung, weil sie es erklärt, weshalb ich, der ich Verwaltung und volkswirthschaftlichen Berufen fern stehe, in den Osterferien meine Schritte nach Paris lenkte: ich wollte die großen Fortschritte Frankreichs auf diesem Gebiete so viel wie möglich aus eigener Anschauung kennen lernen. Denn mein Interesse an dieser Frage ist inzwischen noch gewachsen, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einschneidender Aenderungen hat sich immer mehr in mir befestigt, und es wird der äußere Anlaß zu erneuten Erörterungen mit jedem Jahre dringender. An die bessere Ausrüstung der preußischen Verwaltungsbeamten mit staatswissenschaftlichen Kenntnissen denke ich dabei nicht einmal in erster Linie, sondern an die Thatsache, daß in Deutschland seit etwa einem Jahrzehnt der Stand von volkswirthschaftlichen Beamten sich stark vermehrt hat, deren wissenschaftliche Interessen von den deutschen Universitäten arg vernachlässigt werden. Es kann auch nicht anders sein, da der staatswissenschaftliche Unterricht bisher auf die dürftigen Anforderungen der Juristen zugeschnitten ist. Dargelegt hat jenen Mißstand, übrigens ohne Bitterkeit und mit Humor, ein Anonymus in einer der ersten Nummern der Zeitschrift des volkswirthschaftlichen Verbandes. Die Richtigkeit seiner Auffassung drängte sich mir mit besonderer Deutlichkeit in Paris auf.

Digitized by Google

I.

Große Kriege geben gesunden Völkern stets den Anstoß zu sittlicher Kräftigung, geistiger Anspannung, eigenartiger Fortbildung fremder Einrichtungen, selbständigen nationalen Schöpfungen. Eine der glänzendsten Bestätigungen dieses Satzes ist die von Boutmy in Paris unmittelbar nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges ins Leben gerufene „Ecole Libre des Sciences Politiques“ *), deren hohe, seit mehr als 30 Jahren andauernde Blüthe bezeugt, daß auch in Frankreich dem freien Zusammenwirken Einzelner Hervorragendes zu entsprießen vermag. Sie ist die bedeutendste, wenn nicht die, Hochschule für die französischen eine im engeren Sinne technische Vorbildung nicht bedürfenden Verwaltungsbeamten geworden, soweit die parlamentarische Verfassung das berufsmäßige Beamtenthum nicht zurückgedrängt hat. Zum Beispiel bereitet sie vor für das Ministerium des Auswärtigen, den diplomatischen und konsularischen Dienst, den Staatsrath, die Generalinspektion der Finanzen, den Rechnungshof, die Ministerien des Innern und des Handels, die Staatseisenbahnen und die Kolonien. Der Eintritt in diese Laufbahnen wird durch das Bestehen von Prüfungen in bestimmten Fächern eröffnet. Zur Verdeutlichung lasse ich einige Vorschriften folgen. Für den diplomatischen Dienst wird verlangt ein Examen in diplomatischer Geschichte, Völkerrecht, fremden Sprachen, politischer Geschichte, Wirthschaftsgeographie, Kolonialgeschichte. Für den Staatsrath: in öffentlichem Rechte Frankreichs, Völkerrecht, französischem bürgerlichen Recht, Verwaltungsorganisation, materiellem Verwaltungsrechte und Nationalökonomie. Für die Generalinspektion der Finanzen: in Verwaltungsrecht, Finanzwissenschaft, Nationalökonomie, aber auch Arithmetik und Geometrie. Für das Ministerium des Innern: in öffentlichem Rechte, National- und Sozialökonomie, Gerichtsverfassung, Militärverfassung, Geographie, Geschichte, besonders französischer Geschichte seit 1789, französischer Sprache und Literatur, fremden Sprachen und Literaturen.

Die vorher erwähnten staatswissenschaftlichen Fächer werden an der „Ecole Libre“ in Vorlesungen und Konversatorien übermittelt. Sie bietet, wenn auch nicht in einem Jahre, so doch in zwei Jahren — da nicht in jedem Jahre alle Vorlesungen gehalten werden — einen so reichhaltigen staatswissenschaftlichen

*) L'Ecole Libre des Sciences Politiques. 1871—1897. Paris 1897.

Digitized by Google

Bildungsstoff, daß selbst die Universität Berlin ihn nicht erreicht. An dieser werden in demselben Zeitraume gewiß mehr und ebenso gründliche Vorlesungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts, der Nationalökonomie und der Geschichte gehalten, aber es fehlt die gleichmäßige Berücksichtigung aller Fächer durch Spezialvorlesungen. Man hat die „Ecole Libre“ wohl mit „The London School of Economics and Political Science“ in Parallele gestellt. Ich glaube mit Unrecht. Das Vorlesungsprogramm der „London School“ ist noch reichhaltiger, als das der „Ecole Libre“, weil sie einer noch größeren Zahl von Berufen dienen will. Ihr Vorlesungsverzeichniß für das Schuljahr 1902/1903, welches, wie überall in England, in drei Abschnitte zerfällt, weist 70 Nummern auf, aber 35 davon dauern nur 3, 6, 10 Stunden, 6 umfassen nur 12, 15, 20 Vorträge, etwa 6 entfallen auf seminaristische Uebungen, so daß die Zahl der großen Vorlesungen doch sehr beschränkt ist. Diese letzteren setzen sich gewöhnlich aus 30 Vorträgen zusammen. So nimmt die „London School“ eine Mittelstellung zwischen der „Ecole Libre“ und dem später zu erwähnenden „Collège Libre“ ein. Es bestehen aber auch noch andere Unterschiede. Von geringer Bedeutung ist es, daß das Londoner Institut hauptsächlich eine Abendschule, das Pariser ausschließlich eine Tagesschule ist, von großer Wichtigkeit dagegen ist die Thatsache, daß das erstere durch Seminare in die Methoden der Forschung einführt, während in Paris wohl Konversatorien, aber ein Seminar in unserem Sinne, wie mir mitgetheilt wurde, nicht besteht. Ich werde bei der Besprechung der Pariser Rechtsfakultät über diesen Punkt ergänzende Ausführungen zu machen haben und beschränke mich hier auf Folgendes. Nur eine unserem Seminar ähnliche Einrichtung habe ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Der bekannte Historiker, Albert Sorel, der an der Schule diplomatische Geschichte seit 1789 vorträgt, hatte, die Darstellung der Napoleonischen Kriege unterbrechend, angenommen, es sei von Rußland die Einberufung einer Konferenz verlangt und von den anderen Staaten angenommen worden. Nun hatte er die Rollen der Vertreter der verschiedenen Mächte unter seine Zuhörer vertheilt, und mir beschied der Zufall den Genuß, den Verhandlungen dieses Kongresses beizuwohnen, die offenbar sowohl den Akteuren wie den Zuhörern großes Vergnügen bereiteten. Die Zwecke der Schule, vielleicht auch der Mangel an geeigneten Lehrkräften haben es mit sich gebracht, daß ein ansehnlicher Bruchtheil der Professoren noch im Amte stehende

Digitized by Google

oder ehemalige hohe Staatsbeamte sind. So ist Lehrer der Finanzwissenschaft René Stourm, ein früherer Finanzinspektor, auch bei uns geschätzt durch ein finanzgeschichtliches Werk, in dem er den Faden etwa dort aufnimmt, wo Clamageran ihn fallen ließ. Cheysson, ein bekannter Schüler Le Plays, Generalinspektor des Wegewesens und Professor der Nationalökonomie an der Bergakademie, trägt dort Sozialpolitik vor. Foville, vortragender Rath am Rechnungshofe und Verfasser einer Studie über die französische Zwergwirthschaft, ist Lehrer der theoretischen Nationalökonomie.

Die Schule hält in jedem Jahre Prüfungen ab, und sie stellt den erfolgreichen Schülern Diplome aus, welche die Zulassung zu den Prüfungen für einige der genannten Laufbahnen gewähren, falls der Diplomirte außerdem Baccalaureus einer Universität ist. Für die größere Zahl der Berufe ist der Nachweis der beendeten Hochschulbildung durch Beibringung eines Zeugnisses über das Bestehen der vorgeschriebenen Prüfungen erforderlich, ehe der Kandidat zu dem Berufsexamen sich melden darf. Aber es wird von den Kandidaten keineswegs ausschließlich das juristische Triennium gefordert. Es erklärt sich das hinreichend aus der Verschiedenheit der Anforderungen für die verschiedenen Zweige des höheren Verwaltungsdienstes. Nur für den Rechnungshof hat, soviel ich sehe, die Regierung die juristische Bildung ausschließlich vorgeschrieben. Für die übrigen Berufe werden nicht nur Licentiaten der Rechtswissenschaft, sondern auch der philologisch-historischen Fächer, der Naturwissenschaften, frühere Schüler der polytechnischen Schule, der Bergakademie, der Forstakademie, der Hochschule für den Wegebau u. s. w. angenommen, wenn sie die vorgeschriebenen Berufsprüfungen bestehen. Da nun in diesen, wie vorher dargelegt wurde, Privatrecht, Strafrecht und Prozeßrecht zurücktreten, dafür bedeutendere Kenntnisse im öffentlichen Rechte, in der Nationalökonomie und Geschichte verlangt werden, so ergiebt sich doch ein recht tiefer Unterschied zwischen den deutschen und französischen Prüfungsvorschriften über den höheren Verwaltungsdienst.

Die Forderung einer abgeschlossenen Hochschulbildung vor der Zulassung zu den Berufsprüfungen erklärt es, daß sehr viele Hörer der „Ecole Libre“ entweder eine andere Hochschule besuchen oder vorher besucht haben. Auf das ausschließliche Studium an ihr beschränken sich manche Ausländer und viele von denen, die später leitende Stellungen im Bankwesen, in gewerblichen und kommerziellen Unternehmungen bekleiden oder als volkswirthschaftliche

Digitized by Google

Beamte thätig sein wollen. Denn auch für deren Bedürfnisse sorgt die „Ecole Libre" liebevoll, obwohl es in Frankreich eine ziemliche Anzahl von technischen und wirthschaftlichen Hochschulen giebt.

Ist so die „Ecole Libre" mit anderen Hochschulen in eigenthümlicher Weise verflochten, so trat an mich die Aufgabe heran, diejenigen kennen zu lernen, in denen der staatswissenschaftliche Unterricht am meisten gepflegt wird.

II.

Obwohl Frankreich die Heimath der Physiokraten und Auguste Comte's ist, so gehört es doch, wie G i d e *) bemerkt, zu denjenigen Ländern, die den Gesellschaftswissenschaften sehr spät einen Platz im höheren Unterrichtswesen angewiesen haben. Die älteste Lehrkanzel, nämlich die für „économie industrielle", wurde 1819 am „Conservatoire des Arts et Métiers" eingerichtet. Es ist eine Fortbildungsschule für Handwerker und Arbeiter. Ihr erster Inhaber war kein Geringerer als J. B. Say und ihr heutiger der bedeutendste Wirthschaftshistoriker Frankreichs, Levasseur. Die frühere Zahl der Besucher ist auf die Hälfte zusammengeschmolzen, denn der Kleinbetrieb ist zurückgegangen, die Arbeiter wohnen in Vierteln, die sehr weit von dem Conservatoire entfernt liegen, und in den letzten Jahren bereiten die Volkshochschulen, deren es über zwanzig in Paris giebt, der älteren Abendschule fühlbare Konkurrenz.

Dann wurden seit dem Jahre 1830 am „Collège de France", bekanntlich einer aus der Zeit des Ancien Régime herübergeretteten Hochschule, zu deren am Tage stattfindenden Vorlesungen Jeder Zutritt hat, zwei Professuren für das Gebiet der Staatswissenschaft eingerichtet: die eine für Nationalökonomie, die andere für Wirthschaftsgeographie und Statistik. Die erstere hat eine Reihe von Männern mit klangvollem Namen innegehabt: J. B. Say, Rossi, Michel Chevalier, Baudrillart, Paul Leroy-Beaulieu, der noch jetzt zu den angesehensten Lehrern des „Collège de France" gehört. Die andere wird von seinem nicht minder berühmten Kollegen Levasseur bekleidet. Beide Männer, das sei im Vorbeigehen erwähnt, sind auch an der „Ecole Libre" thätig.

Welches sind die Leistungen dieser Hochschule auf dem Gebiete

*) L'enseignement des sciences sociales en France. Paris 1900. Festschrift, veröffentlicht bei Gelegenheit des „Congrès International de l'enseignement des sciences sociales".

Digitized by Google

der Staatswissenschaften? Wenige Beobachtungen an Vorlesungen von repräsentativem Charakter werden die Beantwortung der Frage erleichtern.

Das Jedermann zugängliche „Collège de France" wird von den anderen Hochschulen als nicht vollwerthig angesehen, obwohl es den „Typus des freien, rein wissenschaftlichen Unterrichtes" *) am reinsten darstellt und die hervorragendsten Geister Frankreichs an ihm gewirkt haben. Mit jenem Urtheile kann ich aber nicht ganz übereinstimmen. Hat man einer Anzahl Vorlesungen über verschiedene Wissenschaften beigewohnt, dann fällt auf, daß die Bildungshöhe der Zuhörer nach den Vorlesungen schwankt, aber auch einige Wissenschaften Personen der verschiedensten intellektuellen Schichten in demselben Hörsaale vereinigen.

Die Vorlesung d'Arbois de Jubainvilles, der über keltische Sprachen und Literatur liest, war nur von wenigen jungen Leuten besucht, die aber alle Keltisten zu sein schienen. Hätte er Vorträge über den Inhalt seines Werkes „Les premiers habitants de l'Europe" gehalten, dann würde die Zuhörerschaar sicher zahlreicher und gemischter gewesen sein. Vielleicht hätte sie dann derjenigen geglichen, die sich um Gaston Boissier versammelt.

Wie eng gedrängt saß der von eleganten und weiblichen Elementen durchsetzte Adeptenkreis zusammen! Die eine von Boissiers Vorlesungen, „Die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung aus den Quellen dargestellt", schien die Zuhörer stark zu fesseln. Die Catilinarier waren nach unserem Gelehrten die Sozialisten des römischen Alterthums; die Plebs hat sich in mehrhundertjährigem Ringen die staatsbürgerlichen Rechte der Aristokratie erkämpft, nun will sie Alles umstürzen. Die Parallelen liegen auf der Hand — wenigstens für Jeden, der Catilinarismus und Sozialismus mit einander verwechselt. Und da in Frankreich nicht St. Simon, Bazard, Fourier und seine Schüler dem Sozialismus ihr Gepräge gegeben haben, sondern beschränkte Köpfe und brutale Naturen wie Babeuf und Blanqui, so sind die Mißverständnisse schwer zu vermeiden. Die andere Vorlesung gefiel mir dagegen außerordentlich. Boissier übersetzte und interpretirte Lucanus. Herren, Damen, Männer mit breiten Kahlschlägen auf den ergrauten Köpfen, Jünglinge mit spärlichem Lippenflaum: sie alle hatten den Text vor sich, sie machten sich Notizen, schrieben

*) Schön, Die französischen Hochschulen seit der Revolution, 1896, S. 6.

Digitized by Google

unbekannte Wörter auf, sie nahmen offenbar ein ernstes Interesse an ihrem Schriftsteller. Wie oft habe ich mir eine derartige Einrichtung an unseren Universitäten gewünscht. Das Interesse an der klassischen Literatur wäre leicht wiederzubeleben, wenn die Dozenten sich den Zeitumständen anpassen wollten. Aber unterdrückte Klagen über den Verfall der Kultur aus einem von Schwermuth umzogenen Munde: sympathisch ist der Anblick und die Mühe gering. Allein wie verstand es auch Boissier, seine Hörer zu fesseln! Das Gesetz des Kontrastes ließ vor meinem inneren Auge philologische Uebungen auftauchen, an denen ich theilgenommen habe, ich sah weite Haiden bestanden mit sprachlichem und textkritischem Gestrüpp. Boissiers Vorlesung enthielt hiervon nur das Nothwendigste, aber auch das Wenige trug dazu bei, den Charakter, den Geist, das Zeitalter des Schriftstellers zu deutlicherer Anschauung zu bringen. Nicht dem halbpopulären Charakter der Vorlesung darf man die Verflüchtigung des grammatikalischen Elementes ausschließlich zuschreiben. In einem Kolloquium, das von drei Professoren der philologisch-historischen Fakultät Paris mit einem Doktoranden abgehalten wurde, erfreute mich, der ich so vieles Andere zu hören Gelegenheit gehabt habe, das feinsinnige Eingehen auf Stil, Rhythmus, die Beziehungen des Schriftstellers zu seinen Vorgängern, deren Darstellung ein junger Nationalökonom aus der nationalökonomischen Literaturgeschichte ganz ausgeschlossen wissen wollte.

Die Vorlesungen Levasseurs und Leroy-Beaulieus standen, was ihren Zuhörerkreis betrifft, zwischen denen des keltischen und des klassischen Philologen. Levasseur hielt eine zweistündige*) Vorlesung über die Sozialgeschichte Frankreichs während der Revolution und des ersten Kaiserreiches: viele Einzelheiten, viele Daten, manche Zahlen, für den Nationalökonomen, aber auch den ständigen Zuhörer höchst fesselnd, durchaus auf der Höhe einer wirthschaftsgeschichtlichen Vorlesung stehend. Ich hatte den Eindruck, daß ein Historiker die wohlgeordneten und gesichteten Materialien eines großen Werkes vorlegt. Levasseur bestätigte mir mündlich, daß aus der Vorlesung ein Buch hervorgehen werde. Aehnliche Empfindungen erweckten in mir die Vorlesungen Leroy-Beaulieus. Er hielt eine einstündige Vorlesung über Kapital und Zins, eine

*) Die Vorlesungen dauern von Anfang Dezember bis Ende Juni ohne Ferien von nennenswerther Länge. Das akademische Viertel ist in Frankreich unbekannt.

Digitized by Google

andere einstündige über die Krisis im deutschen Sozialismus; selbst die letztere schien einen überwiegend theoretischen Charakter zu haben. Vielleicht ein Zehntel der Zuhörer nahm an den Vorlesungen Levasseurs und Leroy-Beaulieus einen ernsten Antheil. Sie waren für Menschen mit der Geistesbildung eines Studenten bestimmt, die aber wahrscheinlich nur ein geringer Bruchtheil besaß. In die Vorlesung eines Keltisten oder eines klassischen Philologen geht man nur, wenn man die nöthige Vorbildung besitzt, Jeder aber glaubt zu wissen, was Zins und Kapital, Sozialismus, Wirthschaftsgeschichte zu bedeuten haben. So schienen mir diese Vorlesungen ohne großen Belang für das Studium der Nationalökonomie zu sein. Auch für die Ausbildung von Staats- und Privatbeamten, aber aus einem andern Grunde. Wie mir Levasseur sagte, hat er am Collège niemals wieder dieselbe Vorlesung gehalten, und, soviel ich weiß, gilt das auch von Leroy-Beaulieu. Vorlesungen für einen Beruf oder eine Prüfung müssen aber in bestimmten Zeiträumen wiederkehren. Nun wird gleich erwähnt werden, daß auch an der Rechtsfakultät die Periodizität bisweilen zu wünschen übrig läßt, allein der vollen Freiheit der Professoren am Collège in der Wahl ihrer Vorlesungen erfreut sich der Fakultätsprofessor nicht, und, was noch wichtiger ist, was er auch immer vortragen mag, der Student kann nur über den Inhalt der gehörten Vorlesung von ihm am Ende des Jahres im Examen befragt werden. Der französische Student arbeitet für die am Schlusse jedes Vorlesungsjahres stattfindende Prüfung und der Professor liest für dieselbe Prüfung. Das Collège de France aber examinirt nicht und bereitet auch nicht zu Prüfungen vor, es ist die Stätte der freien Wissenschaft — ohne das nöthige Zuhörermaterial.

So werden wir unsere Wanderung noch weiter ausdehnen müssen.

III.

Nachdem im Jahre 1846 eine Professur der Nationalökonomie an der Hochschule für den Wegebau begründet worden war, welche zuerst Garnier bekleidete, entschloß man sich 1864 und 1865, unter dem zweiten Kaiserreiche, dazu, zwei Lehrstühle derselben Wissenschaft an den Rechtsfakultäten zu Paris und Toulouse einzurichten; 1875 kam ein dritter in Lyon dazu. Bis zu diesem Jahre hatten

Digitized by Google

die deutschen Universitäten einen weiten Vorsprung, aber seit dem Jahre 1877 hat uns Frankreich rasch überholt. In jenem Jahre wurde nämlich die Nationalökonomie als obligatorisches Prüfungsfach für eine der juristischen Prüfungen eingeführt; es mußten nun Lehrstühle der Nationalökonomie an allen 14 französischen Rechtsfakultäten errichtet werden.

Die Rechtsfakultäten halten, wie erwähnt, am Schlusse jedes Jahres Prüfungen über den Inhalt der gehörten Vorlesungen ab: am Ende des ersten Jahres ist es „le premier examen de baccalauréat, am Ende des zweiten Jahres die zweite Baccalaureatsprüfung, am Ende des dritten das Licentiatenexamen. Die Nationalökonomie hat ihren Platz in der ersten Prüfung. Ein fakultatives Examen in der Finanzwissenschaft kam erst zwölf Jahre später, 1889, hinzu; es findet am Schlusse des dritten Jahres statt. Aber schon sechs Jahre darauf, 1895, trat ein Ereigniß von einschneidender Bedeutung ein, es wurde nämlich der Doktor der Staatswissenschaften geschaffen (docteur ès sciences politiques et économiques). Der Doktorand hat zwei mündliche Prüfungen und eine schriftliche zu bestehen; in Frankreich gehen die mündlichen Prüfungen der schriftlichen voraus. Die erste, welche wie die zweite eine Stunde dauert, bewegt sich ausschließlich auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes, die zweite ausschließlich auf dem der politischen Oekonomie. Für beide Prüfungen sind drei obligatorische Fächer und ein fakultatives vorgeschrieben: für die „sciences politiques" obligatorisch: Geschichte des französischen öffentlichen Rechtes, Verwaltungsrecht, Völkerrecht, fakultativ: vergleichendes Verfassungsrecht oder Prinzipien des öffentlichen Rechtes; innerhalb der „sciences économiques" obligatorisch: Nationalökonomie, Literaturgeschichte der politischen Oekonomie, Finanzwissenschaft, fakultativ: Gewerbe- oder Agrar- oder Kolonialpolitik (législation et économie industrielles, législation et économie rurales, législation et économie coloniales). Nach bestandenem mündlichen Examen hat der Kandidat die Muße, sich nun ganz der Ausarbeitung seiner Dissertation (thèse de doctorat) zu widmen, während er sich bei uns gewöhnlich zu gleicher Zeit für das mündliche Examen vorbereitet, während er die Doktordissertation ausarbeitet. Hat der Kandidat seine Dissertation eingereicht so wird sie von einem Professor (nach der Vorschrift vom Dekan) der Fakultät geprüft, und, falls sie als genügend befunden worden ist, gedruckt, worauf

Digitized by Google

die Prüfungskommission sie zum Gegenstande eines längeren, eingehenden Kolloquiums macht. Wenig praktisch erscheint mir die Forderung, daß eine gedruckte These eingereicht werden muß, erhält doch der Doktorand im Kolloquium oft die Anregung zu wesentlichen Aenderungen, die er nun schwer ausführen kann. Die Richtigkeit dieses Einwandes wurde mir von einem Professor zugestanden und die Nothwendigkeit der Maßregel damit begründet, daß das Lesen von Manuskripten häufig große Opfer an Zeit und Mühe erfordere. Aber weshalb verlangt man nicht, daß Dissertationen mit der Schreibmaschine hergestellt werden müssen?

Jene Bestimmungen waren ohne eine Vermehrung der Lehrstühle undurchführbar. In Paris halten jetzt außer den für das juristische Triennium lesenden Herren folgende Professoren Vorlesungen für das Doktorat: Esmein (Geschichte des französischen öffentlichen Rechtes), Larnaude (Prinzipien des öffentlichen Rechtes), Chavegrin (Vergleichendes Verfassungsrecht), Marc Sauzet (Verwaltungsrecht), Renault (Völkerrecht), Pillet (Geschichte der völkerrechtlichen Verträge), Cauwès (Nationalökonomie), Alglave (Finanzwissenschaft), Jay (Gewerbepolitik), Leveillé (Kolonialpolitik), Leseur und Estoublon (Koloniale Gesetzgebung), Faure (Statistik). Deschamps (Literaturgeschichte der Nationalökonomie) und Souchon (Agrarpolitik) haben je einen Lehrstuhl inne, der von dem Pariser Universitätsrath gestiftet worden ist, während Gide (Sozialpolitik) eine von der Gräfin Chambrun geschaffene Professur bekleidet. Die Lehrkanzel des vorher genannten Pillet ist ebenfalls eine Schöpfung des Universitätsrathes. Außer diesen Männern, mögen sie nun „professeurs" oder „professeurs-adjoints" sein, halten sowohl „agrégés" wie auch einfache „docteurs" mit Genehmigung des Universitätsrathes Vorlesungen ab, häufiger aber richten sie Interpretationen, Repetitorien und Konversatorien ein; auf diese Weise ergänzen sie die Lehrthätigkeit der Dozenten. Der französische Universitätsbetrieb hat eben in viel stärkerem Maße seinen Mittelpunkt in den Vorlesungen; die bezeichneten „Uebungen" sollen dem Studenten ermöglichen, den Inhalt der Vorlesungen völlig zu durchdringen, geistig ganz zu beherrschen — zum Zwecke des Bestehens der ordnungsmäßigen Prüfung im Jahrespensum am Ende des Jahres. Diese Auffassung löst einen merkwürdigen Widerspruch. Es ist mir von französischen Gelehrten immer wieder versichert worden, es gäbe in Frankreich keine Seminare, und andererseits

Digitized by Google

lassen Männer wie Schön*) und Lexis**) keinen oder nur einen gradweisen Unterschied zwischen den deutschen und französischen Universitäten gelten. Nach Allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, giebt es in Frankreich keine Einführung in die Methoden der Wissenschaft, keine Ausbildung zum selbständigen Forscher, dem Endziel alles wissenschaftlichen Unterrichtes. Was den Gelehrten vom Gebildeten unterscheidet, ist ja nicht nur der größere Umfang des Wissens, sondern auch und vielmehr die Fähigkeit, die Grundlagen seines Wissens auf ihren Werth zu prüfen und dessen Schätze zu mehren. Nun wurde mir aber nur von einem jüngeren Gelehrten mitgetheilt, er bilde einen Stamm von Jüngern in seiner Forschungsmethode heran. An unseren Universitäten sind es ja auch immer nur Wenige, die dieses hohe Ziel anstreben und erreichen. Ein großer Theil desjenigen, was unter dem Namen „Seminar" geht, sind Interpretationen, praktische Uebungen, Referate, Konversatorien, die häufig genug auf die Aneignung des Lehrstoffes hinzielen. Soweit unterscheiden sich die deutschen Universitäten nicht von den französischen.

Nach dieser nothwendigen Abschweifung sei hervorgehoben, daß es nicht leicht ist, sich über die Thätigkeit der jüngeren Männer zu unterrichten. Vorlesungsverzeichnisse der Universitäten in unserem Sinne giebt es nicht, wie denn überhaupt die Existenz der Universität dem Außenstehenden auch jetzt noch kaum sichtbar oder fühlbar wird. Große Plakate der Pariser Rechtsfakultät, die eine Uebersicht über die Vorlesungen der Professoren und der übrigen mit Vorlesungen Beauftragten (chargés de cours) bieten, hängen in den Vorhallen des Fakultätsgebäudes, ich fand auch eines in der Nähe vor einem Buchladen. Ja in der Domkirche zu Chartres war ein Plakat der katholischen Rechtsfakultät in Paris an eine der mächtigen Säulen der Vierung geheftet. Von den akademischen

*) H. Schön, Die französischen Hochschulen seit der Revolution. 1896. S. 68f. Ich hebe zwei Stellen hervor. „Jede Woche können die Studenten schriftliche Arbeiten, griechische und lateinische Exerzitien, lateinische Aufsätze in Prosa oder in Versen abliefern, sie können vor dem Lehrer und vor ihren Kommilitonen einen Text mündlich übersetzen und erklären. In den meisten Fakultäten werden dann noch Extrastunden gewählt, in denen die Studenten selbst, ganz wie in den deutschen Seminarien, irgend ein wissenschaftliches Thema in Gegenwart des Lehrers vor ihren Kommilitonen behandeln können. Ja, der Unterzeichnete . . . wagt es, zu behaupten, daß heutzutage ein Student . . . in Frankreich mehr Gelegenheit findet, praktisch zu arbeiten, als an deutschen Universitäten.

**) Lexis, Die neuen französischen Universitäten, 1901, schreibt Seite 60: „Die Methode des Unterrichts hat sich durch die allgemeine Einführung von seminaristischen Uebungen und praktischen Arbeiten der deutschen genähert."

Digitized by Google

Hilfskräften berichten die Plakate nichts.*) Dem Tadel möge ein Lob angefügt werden. Die Pariser Rechtsfakultät giebt ziemlich ausführliche Inhaltsverzeichnisse der Vorlesungen heraus, von denen ich mir einige auf dem Fakultätssekretariate zu verschaffen vermochte. Aber ich hatte weit größere Schwierigkeiten zu überwinden als 6 Jahre früher in England, wo ich mit Leichtigkeit eine Sammlung der „syllabus" der von Oxford veranstalteten Volkshochschulkurse zusammenbrachte.

Die vorher aufgeführte stattliche Zahl von Lehrkräften findet sich jedoch nur in Paris. An den 13 Provinzialfakultäten müssen verschiedene Fächer von einem Professor vorgetragen werden. Auch die Pariser katholische Rechtsfakultät ist ärmlich ausgestattet; zwei Männer übernehmen dort den gesammten nationalökonomischen Unterricht für Triennium und Doktorat; wahrscheinlich wird es an den drei übrigen katholischen Rechtsfakultäten, in Lille, Lyon und Angers, nicht anders sein. Von diesen scheint Lille den Sozialwissenschaften die größte Entwicklungsmöglichkeit zu gewähren. Dagegen herrscht, wie vorher gezeigt wurde, an der Pariser Rechtsfakultät die weitestgehende Arbeitstheilung. Die Vertiefung in ein Spezialfach erhält einen anderen Anstoß von der Einrichtung, daß verschiedene Professoren nicht in jedem Jahre dieselbe Vorlesung halten, sondern ein Gebiet ihres Faches nach dem andern durchwandern. So las Alglave im Jahre 1901/1902 nur über Staatsschulden, Deschamps dreistündig nur über die Geschichte des Sozialismus. Und das, wenn wir die Ferien abrechnen, 7 Monate hindurch, wobei das fehlende akademische Viertel in Ansatz zu bringen ist. So werthvoll die Gewöhnung des Studenten an ein gründliches Studium ist, so hat die Einrichtung doch auch ihre Schattenseite. Gide erwähnt in der angeführten Schrift, daß ein Student mit der Entwicklung der politischen Oekonomie nur bis zu den Physiokraten bekannt geworden sei, da er nicht lange genug an der Universität studiren konnte, um die sämmtlichen Vorlesungen des Professors über Literaturgeschichte zu hören.

*) Aehnliche Erfahrungen macht man auch sonst in Frankreich. Wie leicht ist es in Berlin oder London, sich über demnächstige Konzerte und Theateraufführungen zu unterrichten, und wie schwer ist es in Paris. Das Zeitungsanzeigewesen steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung und die Zeitungen springen nicht in die Lücke ein. Ein Gradmesser der Güte einer Zeitung ist ihre parlamentarische Berichterstattung, und selbst diejenige des „Temps" ist mangelhaft. Dafür häufig sehr fade Witze, Karikaturen, Feuilleton und Lokalnachrichten über eine Riesenstadt, die einem kleinen Provinzialblatte Ehre machen würden. Ob ein Volk mit einer solchen Presse politisch reif werden kann?

Digitized by Google

Nun wird sich dem Leser die Frage aufgedrängt haben, welchen Werth der Unterricht in den Rechtsfakultäten für den höheren Verwaltungsdienst und die volkswirthschaftlichen Berufe habe. Einen großen, wie mir scheint. Schon während des Trienniums wird der Student der rechtswissenschaftlichen Fakultät gezwungen, sich mit der Nationalökonomie zu beschäftigen. Hat er die Absicht, sich dem Verwaltungsdienste oder einem volkswirthschaftlichen Berufe zu widmen, so wird er auch Finanzwissenschaft hören und sich mit ihr beschäftigen müssen. Es kann weiter keinem Zweifel unterliegen, daß die Vorbereitung zur Doktorprüfung ihn tiefer in jene Gebiete eindringen läßt, über die sich das Berufsexamen später verbreiten wird. Immerhin ist die Vorbereitung zur Doktorprüfung in Anbetracht der dazu erforderlichen Zeit ein Schritt vom nächsten Wege, wie werthvoll auch der Doktortitel in einigen Fällen sein mag. Wenn nun trotzdem die Hörsäle der für das Doktorat lesenden Professoren eine stattliche Anzahl von jungen Männern aufweisen, so muß noch eine andere Macht ihre Hand dabei im Spiele gehabt haben. Und das ist das Heer. Der Doktor der Staatswissenschaften hatte einen gesetzlichen Anspruch auf kürzeren Dienst, das französische Doktorexamen stand also mit der deutschen Prüfung zum einjährig-freiwilligen Dienste auf derselben Stufe staatlicher Auszeichnung. Inzwischen ist diese Bestimmung durch das bekannte neue Gesetz beseitigt worden, und man erwartet daher, daß die Zahl der Doktoren, die in den letzten Jahren sehr stark gestiegen war, langsam wieder sinken wird. Ehe jenes Vorrecht geschaffen worden war, bereiteten sich nur solche junge Männer zum Doktorexamen vor, die die akademische Laufbahn einschlagen wollten. Vielleicht wird die nun schon etwas eingewurzelte Gewohnheit der Tendenz zum Herabsinken auf jenen Stand entgegenwirken.

Sehen wir von diesem hemmenden Momente ab, dann eröffnet uns Frankreich das Bild eines sich rasch mehrenden Interesses an den Staatswissenschaften. Fast hätte ich geschrieben: eines mit französischem Enthusiasmus anschwellenden Interesses. Wer die Geschichte des französischen Geisteslebens, insbesondere diejenige des französischen Sozialismus kennt, ist mit der schönen Empfänglichkeit unserer Nachbarn für bedeutende neue Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft vertraut. Nicht nur die Rechtsfakultäten, sondern auch die meisten Spezialschulen weisen Professuren für Nationalökonomie auf. Diejenige für den Wegebau erwähnte ich

Digitized by Google

schon, es seien dann noch genannt die Bauakademie, die beiden Handelshochschulen, die Bergakademie, die landwirthschaftliche Hochschule, die Post- und Telegraphenschule und die provinziellen höheren Handelsschulen. Diejenigen Männer, die aus den philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten hervorgehen, haben, soviel mir bekannt ist, keine Gelegenheit, innerhalb ihrer Fakultäten Nationalökonomie zu hören, dafür beginnt sich in den ersteren das Studium der Wirthschaftsgeschichte zu regen, dem sich die Geschichtsprofessoren widmen. Nur tritt sie, wie auch bei uns, erst schüchtern und nicht immer unter ihrem wahren Namen auf. Dieser neue Trieb genießt um so mehr Verehrung, als er in der Rechtsfakultät bisher nicht aufkeimen konnte.

Einen noch höheren Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit besitzt die Kolonialschule in Paris, die insbesondere die ökonomische und technische Seite des Kolonialwesens mit großer Gründlichkeit behandelt, aber auch die historische und statistische Seite nicht verkümmern läßt.

Nur flüchtig sind bei unserem Zwecke das 1892 begründete „Collège Libre des Sciences Sociales" zu erwähnen, neben dem vor einigen Jahren eine „Ecole des Hautes Etudes Sociales" entstanden ist. Beide sind wie die zu so großer Wirksamkeit gelange „Ecole Libre des Sciences Politiques" aus individueller Initiative hervorgegangen. In beiden finden zahlreiche, aber aus wenigen Vorträgen bestehende Vorlesungen statt, beide bilden ein Mittelglied zwischen Universität und Volkshochschule und beide enthalten eine Journalistenschule.

IV.

Sind die Franzosen uns vorausgeeilt?

Auf diese Frage möchte ich nur mit zwei Einschränkungen antworten. Ich bin Nationalökonom und gebe daher kein Urtheil über die Fortschritte der Vorlesungsthätigkeit auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes ab. Und dann beziehen sich meine Behauptungen über den Unterricht in der politischen Oekonomie nur auf Paris, dessen Einrichtungen ich ein wenig kenne. In diesen Grenzen glaube ich unbedingt mit Ja antworten zu müssen.

Die Franzosen leben nicht des Glaubens, daß die Vorbildung zum Berufe des Richters, Rechtsanwaltes, Staatsanwaltes auch die

Digitized by Google

für den Verwaltungsbeamten einzig geeignete sei und daß das Studium des Privatrechtes, Prozeßrechtes und Strafrechtes einen Geisteszustand erzeuge, der alle politischen, volkswirthschaftlichen und sozialen Probleme zu lösen vermöge. Die französischen Vorschriften für den Verwaltungsdienst berücksichtigen in feiner Weise die besonderen Bedürfnisse jeder Art von Beamten, und in Beziehung auf die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung läßt man dem Kandidaten eine bei uns ungeahnte Freiheit. Wenn Wilhelm von Humboldt und Stuart Mill noch immer Recht haben, dann muß diese größere Mannigfaltigkeit von Bildung und geistigen Interessen sich segensreich im französischen Beamtenthum geltend machen. Bei uns spricht man gern von Geistesfreiheit, in den Handlungen der Menschen aber verspürt man gewöhnlich, daß sie von Zunftideen und Uniformidealen beherrscht werden. Noch merkwürdiger aber erscheint mir dieses: Frankreich ist das Land, dessen Bureaukratie ebenso kluge wie kraftvolle Könige aus Juristen (Legisten) hervorgehen ließen, und Preußen ist der Staat, dessen großer Verwaltungskönig Friedrich Wilhelm I. eine besondere Vorbildung für den Verwaltungsbeamten schuf: den Unterricht in der Kameralwissenschaft. Aber dieser Unterricht ist von dem Privatrechte und Prozeßrechte längst überfluthet worden. So haben Preußen und Frankreich die Rollen getauscht.

Das ist das Erste. Und nun das Zweite. Die französische Vorlesungsthätigkeit ist reicher und spezialisirter. Der preußische Professor der Nationalökonomie soll nach seiner Bestallung das Gesammtgebiet der Staatswissenschaften in Vorlesungen und Uebungen behandeln. Zu den drei großen Privatvorlesungen über theoretische Nationalökonomie, Volkswirthschaftspolitik und Finanzwissenschaft treten Publica hinzu über Geschichte der sozialen Bewegung, Sozialpolitik, Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus, Kolonialpolitik u. s. w. Die großen Vorlesungen sind einleitende Vorlesungen, denen keine Spezialvorlesungen folgen; in den seltensten Fällen können die öffentlichen Vorlesungen als Ergänzungsvorlesungen dieser Art betrachtet werden.

Ich habe nun schon eine nicht geringe Zahl von Beweisen dafür gegeben, daß der französische Hochschullehrer durchgängig ein schmaleres Arbeitsfeld beackert und daß er deshalb tiefer pflügen muß. Es sollen aber noch einige Beispiele folgen. Wie ich vorhin bemerkte, hält Stourm an der „Ecole Libre“ eine Vorlesung über Finanzwissenschaft ab. An sie schließt sich an eine Vorlesung über

Digitized by Google

die französische Budgetgesetzgebung, eine andere über die französische Monopol- und Zollverwaltung und eine dritte über das Budget. Cheysson liest ein Kolleg über Sozialpolitik, außerdem findet statt je eine Vorlesung über Arbeitergesetzgebung, öffentliche Gesundheitspflege und die Agrarfrage. Wichtige Zweige der politischen Oekonomie sind bei uns entweder unvertreten oder in höchst dürftiger Gestalt vorhanden. Während die Franzosen der Literaturgeschichte unserer Wissenschaft eine ebenbürtige Stellung neben den Hauptvorlesungen gegeben haben, wird sie bei uns entweder gar nicht gelesen, oder sie bildet die Einleitung zu der Vorlesung über theoretische Nationalökonomie, oder endlich der Professor liest ein Semester lang ein einstündiges Publicum über die Geschichte der Nationalökonomie und vielleicht noch eins über die des Sozialismus. Daß solche Vorlesungen nur die groben Umrißlinien zeichnen können, ist selbstverständlich. Nur selten habe ich gefunden, daß Theile der theoretischen Nationalökonomie, der Volkswirthschaftspolitik oder der Finanzwissenschaft herausgegriffen und eingehender behandelt werden.

Daß der Grundsatz „Omnes de omnibus!" den Charakter der Eintönigkeit und Dürftigkeit hervorbringen muß, ist nun zwar nicht zum ersten Mal gesagt worden. Die jungen Amerikaner, die zu uns herüberkommen, sollen dieselbe Beobachtung gemacht haben, wie ein vor einigen Jahren von Geheimrath Conrad in Halle verfaßter Reisebericht bemerkte. Aber eine Aenderung ist seither nicht eingetreten. Es ist mir auch recht wohl bekannt, daß starke Ueberzeugungen dem entgegenwirken. Wer 20, 30, 40 Jahre in der herkömmlichen Art geschafft hat, verliert die Lust zu Aenderungen. Ich habe auch schon die Meinung gehört, es sei doch erfreulich, von Zeit zu Zeit auf einem anderen Gebiete zu arbeiten. Das wird nicht geleugnet, aber kann man das denn nicht, ohne gleich Vorlesungen darüber zu halten? Es erwacht auch wohl der Zorn gegen das Spezialistenthum, den ich mitempfinde, wenn der Spezialist nur eine für sein Spezialfach genügende Vorbildung besitzt und sein Interesse auf sein Spezialfach beschränkt ist. Und dann wird hervorgehoben, daß der königliche Weg zur Wissenschaft das Privatstudium bilde. Den Studenten durch eine Vorlesung einführen und ihn dann auf die Bücher verweisen, das sei das Wahre. Aber leider sind die Bücher, die wir dringend bedürfen, häufig nicht geschrieben; die Materialien aus den verschiedensten Quellen zusammenzutragen, das versteht der Student noch nicht, und wenn er es

Digitized by Google

versteht, braucht er zu viele Zeit dazu. Oder die Bücher sind veraltet. Und selbst wenn das Buch gut und neu ist, geräth er in Schwierigkeiten, weil er die Stellung des Verfassers in der Gedankenentwicklung nicht kennt. Was die Vorlesung dem Studenten bieten soll, ist ja dies, daß sie ihn auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft emporhebt, ihm einen Ueberblick über ihre Entwicklung giebt, ihn in die zu lösenden Probleme einführt und ihn so zu selbständigen Studien geschickt macht. Aus diesen Gründen scheint es uns, daß die Vorlesungen sich nicht auf die Grundlagen beschränken dürfen.

Allein, nachdem ich so entschieden für eine Ausdehnung dieser Thätigkeit eingetreten bin, muß ich mich nun selbst als Gegner der Vorlesungen bekennen, nämlich als Gegner der allgemeinen einleitenden Vorlesungen. Ich meine: hierüber besitzen wir so viele gute Bücher, daß eine besondere Vorlesung daneben eine Verschwendung an Zeit und Kraft bedeutet. Soweit bin ich ganz mit denen einverstanden, die sich dagegen ereifern, daß die akademischen Dozenten die Buchdruckerkunst noch immer nicht als erfunden betrachten. Wenn man den Universitätsbetrieb in folgender Weise einrichtete? Ein Professor oder noch lieber ein Privatdozent nimmt mit den Studenten ein Lehrbuch der Nationalökonomie oder der Finanzwissenschaft durch, heischt und steht Rede und Antwort. Glaubt nun der Professor, daß dieser oder jener Punkt einer Ergänzung, Erweiterung oder Verbesserung bedarf, dann hält er über diese Punkte eine Vorlesung, an die sich wiederum ein Konversatorium schließt. Nun hätte er die Zeit, den Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf die Spezialvorlesungen zu verlegen, und es entstände etwas wie Gliederung der Arbeit. Aber, so höre ich, was bleibt denn noch für den Professor zu thun, wenn die einleitenden Vorlesungen fortfallen? Wer hört denn jene Spezialvorlesungen? Das Wenige, was wir lesen, ist ja doch noch zu viel für die Bedürfnisse der Juristen. Erst Hörer, dann Vorlesungen! Damit ist die wunde Stelle berührt.

V.

Leicht wäre das Entwerfen eines etwa vierjährigen Kursus von Vorlesungen und Uebungen in öffentlichem Rechte, Privatrecht, Technik, Nationalökonomie, Statistik, Geschichte und Philosophie, der gekrönt würde von einer voluntaristischen Thätigkeit in Ackerbau, Gewerbe, Handel und in der Staatsverwaltung. Aber ein solcher Entwurf wäre überflüssig, weil verfrüht. Aus einem anderen

Digitized by Google

Grunde wäre es überflüssig, gegen die Meinung anzukämpfen, daß die Frage der theoretischen Vorbildung von untergeordneter Wichtigkeit sei, weil die Verwaltungspraxis das wichtigste erziehliche Element darstelle. Denn diese Meinung ist überlebt. Die Ueberzeugung hat doch immer weitere Kreise ergriffen, daß Praxis ohne Bildung nur Routine erzeugt, die aus dem herkömmlichen Geleise nicht heraus kann, und daß die Nothwendigkeit ununterbrochenen Fortschritts der heutigen Kulturvölker Ideen erfordert, die nur eine theoretische Bildung zu geben vermag. Denn nur die theoretische Bildung erkennt die Stellung des Einzelnen im Ganzen, nur sie begreift die Entwicklung des Neuen aus dem Alten, nur sie erzeugt ideale Maßstäbe und die Mittel, zeitgemäße Reformgedanken zu verwirklichen. Und selbst für den genialen Kopf ist sie nothwendig, weil sie ihn verstehen lehrt, daß Vieles von dem, was er geistig neu erzeugt, längst erprobt und abgethan ist. Für ihn bedeutet sie eine wesentliche Abkürzung seiner Entwicklung. Ich kann mich nicht der Ueberzeugung verschließen, daß so manches in unserer Kirchen-, Kolonial-, Sozial- und Polenpolitik anders ausgefallen wäre, wenn die leitenden Männer über ein größeres Maß von geschichtlichen, theoretischen und thatsächlichen Kenntnissen verfügt hätten. Vernimmt man jenes Lob der Praxis, dann wendet sich der Blick gern zurück zu den ideenreichen Männern ernster Arbeit, die Preußen nach 1806 wieder aufgerichtet haben.

Was Leroy-Beaulieu von der Finanzwissenschaft sagt, das gilt von allen politischen Wissenschaften. Er schreibt: Il est des sciences absolument sereines qui ont de l'indulgence pour leurs contempteurs et les laissent en repos: la science des finances n'est pas de ce nombre: elle a une terrible façon de se venger des gouvernements qui l'ignorent ou qui la bravent. —

So mögen den Schluß dieser Studie einige Beobachtungen technischer Natur bilden.

Wie ich schon erwähnte, fehlt in Frankreich das akademische Viertel. Ich habe es dort in seinem Werthe als ein Mittel zur Verwirklichung der Freiheit des Universitätsunterrichtes schätzen lernen. Für den französischen Studenten ist es nämlich fast unmöglich, sich seine Vorlesungen frei zu wählen. In der Ecole Libre entfernten sich mehrere Hörer vor dem Schlusse der Vorlesung, um nicht allzu spät in der in etwa einer Viertelstunde erreichbaren Rechtsfakultät zu erscheinen. Diese Unzuträglichkeiten bewirken es, daß diejenigen Dozenten, die für denselben Zuhörer-

Digitized by Google

kreis lesen, auf einander Rücksicht nehmen. In der Rechtsfakultät schließt, wenn meine Erinnerungen sich nicht schon verwischt haben, Cauwès seine Vorlesungen um 2 Uhr, Deschamps beginnt um ein Viertel nach zwei, und Jay um halb vier Uhr. Im „Collège de France" fing Leroy-Beaulieu eine Viertelstunde nach dem Ende der Vorlesung von Levasseur an. Hierdurch entsteht jedoch ein höchst unangenehmer Mangel an Uebereinstimmung mit anderen Vorlesungen, der sich beispielsweise bei Leroy-Beaulieu in Folgendem äußerte.

Um 4 Uhr strömte auf einmal eine kleine Völkerwanderung in den Hörsaal, es war eine beliebte Vorlesung geschlossen worden und nun wollten die Zuhörer auch noch etwas von dem Unterrichte des gefeierten Nationalökonomen genießen. Bei Levasseur war die erste Viertelstunde, ja die erste halbe Stunde ein fast ununterbrochenes Kommen, später verwandelte es sich in ein sehr lästiges Gehen. Aber es hat sich mir noch eine andere Ueberzeugung aufgedrängt, daß nämlich eine ganze Stunde aufnehmender Thätigkeit eine zu starke Anforderung an den Hörer darstellt. Besonders in den letzten Vorlesungen des Morgens und des Nachmittags tritt die Ermüdung sehr deutlich auf. Aber auch in der ersten habe ich recht viele Hörer beobachtet, die gegen Ende eines fesselnden Vortrages rückwärts nach der großen, an der Hinterwand angebrachten Uhr blickten.

Vielleicht wird es den Leser interessiren, daß die Vorlesungen an der Rechtsfakultät große Haupt- und Staatsaktionen darstellen. Am Anfang schreitet der befrackte, mit großer Amtskette geschmückte Pedell voran, es folgt der Professor in rother Amtstracht mit hohem Barett, am Ende dasselbe feierliche Verschwinden, begleitet von dem Händeklatschen der Studenten. Die Amtstracht bringt es mit sich, daß die Professoren kein gemeinsames Sprechzimmer haben, sondern daß kleine Gruppen über gemeinsame Garderoben verfügen, in denen sie sich in Purpur hüllen und seiner wieder entwinden.

Manche Urtheile positiver Art über Frankreich und negativer über Deutschland hatten mich annehmen lassen, daß die französischen Vorlesungen einen stärkeren rhetorischen Aufputz trügen und daß ich einer größeren Zahl von Schönrednern begegnen würde. Aber diese Annahme war falsch, es hat wahrscheinlich die Verwandlung der Universitäten in Unterrichtsanstalten den Vorlesungsbetrieb umgestaltet. „Leider nahmen sich an Guizots, Cousins, Villemains

Digitized by Google

Erfolg", so schreibt Schön Seite 45, „sämmtliche Professoren ein Beispiel, und fünfzig Jahre lang wird das Ideal eines französischen Universitätslehrers sein, möglichst zahlreiche Zuhörer heranzuziehen und den Lehrstuhl zur öffentlichen Tribüne zu machen."

Die Vorlesungen, die ich gehört habe, zeichneten sich durchweg durch Schlichtheit und Sachlichkeit aus. Außerdem waren es durchweg gute Vorlesungen in dem technischen Sinne, daß der Vortragende seinen Stoff übersichtlich gruppirte, das Neue leicht faßlich entwickelte, sowie fließend, angenehm und lebendig sprach. Das schöne, die Worte des Redners belebende und durchleuchtende Rankenwerk der Gesten findet sich häufiger als bei uns, aber ich habe den Vorlesungen auch von solchen Gelehrten beigewohnt, die mit der starren Ruhe des Deutschen vortrugen, höchstens, daß gelegentlich eine leichte Regung über ihre Hände lief. Darf ich meine Beobachtungen für ausreichend ansehen, so bildet der gute Vortrag die Regel. Selbstverständlich gilt mein Urtheil nur für die Staatswissenschaften. Es wäre denkbar, daß die Professoren der Geschichte, der Aesthetik, der Kunst- und Literaturgeschichte auch heute noch in dem Zeitalter Guizots und Villemains lebten.

Der klare, schöne Vortrag des Franzosen wird von manchem für ein reines Naturgeschenk gehalten, man verweist wohl darauf, daß schon zur Zeit der Römer diese Rassenbegabung vortheilhaft hervorgetreten sei. Und gewiß bestätigen diese Auffassung sehr viele Thatsachen. In den Hörsälen, in den Gerichtshöfen, im Parlamente hört man immer wieder eine dem Orte und der Sache angemessene Beredsamkeit, und in den Domkirchen Frankreichs, vor Allem seiner Hauptstadt, überzeugt man sich leicht, daß die Redekunst einen ästhetischen Genuß zu erzeugen vermag, der von keiner andern Kunst erreicht wird. Daß leider so wenige Fremden, die mit den Vorzügen der Réjane und der Sarah Bernhard vertraut sind, von dem Dasein jener mächtigen Wirkungen eine Ahnung haben! Aber auch in bescheideneren Sphären des Lebens gedeiht die Blume der schönen Rede. An dem Diskussionsabende einer Volkshochschule — die Hörer bestanden aus Studenten, Studentinnen, Etudiantes, Arbeitern, Arbeiterinnen — erfreute mich die Natürlichkeit, die Gewandtheit, ja hie und da ein gewisses Raffinement der Sprechweise. Als ich einige Wochen später auf der Fahrt nach einem der berühmten Schlösser an der Loire zu meinem Kutscher auf den Bock stieg, um mich mit ihm über die landwirthschaftlichen Verhältnisse jener Gegend zu unterhalten, fand ich, daß

Digitized by Google

dieser Mann, der bis zu seinem 30. Lebensjahre auf dem Lande gelebt hatte, jede meiner Fragen treffend und knapp beantwortete, sich nie in Abschweifungen erging, so daß er als Musterobjekt volkswirthschaftlicher Enquêten in jedem staatswissenschaftlichen Seminar prangen müßte. Ich befürchtete endlich, durch meine Erkundigungen sein Mißtrauen zu erwecken, und erklärte ihm, daß ich auf dem Lande geboren sei und an der Landwirthschaft ein sehr großes Interesse nehme. Er fand es natürlich und sprach in gehobenem Tone etwa folgendermaßen: Ah! monsieur, l'agriculture voilà la base de la grandeur de tous les Etats, c'est le cultivateur qui fait vivre tout le monde, s'il cessait de labourer une seule année, les autres classes périraient de faim u. s. w. Ich lauschte lächelnd den physiokratischen Tiraden meines Kutschers und fragte mich, ob ich je seines Gleichen im deutschen Vaterlande begegnen werde.

Wie Damen sich gerne in den Anblick der Schaufenster von Juwelierläden vertiefen, so stöbern Bücherfreunde mit Wonne in den staubigen Bänden, die vor den Läden der Antiquare in England, Frankreich, Italien, Spanien aufgestapelt sind. Ein Verehrer des heiligen Hubertus erzählt auch wohl von den kostbaren Erwerbungen, die man in England und Frankreich häufig spottbillig machen könne, indem er die Erfahrungen früherer Zeit in die Gegenwart verlegt. Auf solchen Wanderungen in Paris habe ich nicht selten die französischen Schulbücher zum Unterrichte in der Muttersprache durchgeblättert, wobei ich immer wieder auf die Vermuthung geführt wurde, daß dieser Unterricht in Frankreich stärker gepflegt werde als bei uns, und daß, was uns als Gabe der Natur erscheint, in hohem Grade ein Werk der Erziehung sein möchte. Vielleicht findet sich Jemand bewogen, darüber zu reden, der von diesem wichtigen Gegenstande aus eigener Erfahrung Kenntniß hat.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. — Vierte neubearbeitete Auflage von Dr. Carl Michaelis. — Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. Philosophische Bibliothek Band 67.

Ein nicht geringes Verdienst hat sich Carl Michaelis dadurch erworben, daß er das Kirchnersche „Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe" einer gründlichen Neubearbeitung und meist einschneidenden Umgestaltung unterzogen hat. Es war ein an und für sich glücklicher Griff des im Jahre 1900 verstorbenen Friedrich Kirchner, ein Wörterbuch von der vorliegenden Art herauszugeben. Dafür zeugt schon die Thatsache, daß dieses Buch seit seinem Erscheinen im Jahre 1886 nun bereits die vierte Auflage erforderlich gemacht hat. Aber wie bei den meisten Kirchnerschen Arbeiten entsprach auch in diesem Fall der trefflichen Idee nicht die Wirklichkeit der Ausführung. Kirchner gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die es sich zutrauen und ihre Freude daran haben, de omnibus et quibusdam aliis zu schreiben. Das Leidige war nur dabei, daß infolgedessen der Wert seiner Produktionen meist im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Leichtigkeit und Vielseitigkeit stand. Und so war auch das „Philosophische Wörterbuch" eigentlich nur ausreichend für die Anfangsstudien philosophirender Damen.

Aus diesem ungründlichen und vielfach unzureichenden Buche hat nun Michaelis mit eindringlicher Mühe und wissenschaftlicher Akribie ein tüchtiges und zuverlässiges Werk hergestellt. Er berichtet darüber in der Vorrede: „Die Neubearbeitung des „Wörterbuches der philosophischen Grundbegriffe" ist in der Weise erfolgt, daß an dem Ziel, das Kirchner seiner Arbeit gesetzt hatte, festgehalten worden ist. Die historischen Nachweise sind vermehrt, Fehlerhaftes ist an sehr vielen Stellen verbessert, Ueberflüssiges ist oft gestrichen, Zusätze sind in großer Zahl hinzugekommen; wo es nöthig schien, ist die Darstellung geändert und ihr eine größere Schärfe und Klarheit gegeben. Im Ganzen erschien bei dem Wunsche, soviel wie möglich festzuhalten doch so viel Umgestaltung rathsam, daß die vierte Auflage als eine Neubearbeitung bezeichnet werden mußte." Durch diese Bearbeitung ist nun ein Hilfsmittel für das Studium der Philosophie geschaffen worden, das durch seine Faßlichkeit, Zuverlässigkeit und Präzision

Digitized by Google

jedem Jünger und Freunde dieser Grundwissenschaft nicht dringlich genug empfohlen werden kann.

Dieses Gesammturtheil wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß zu bemerken ist, wie an einer Anzahl einzelner Punkte die „Neubearbeitung" noch weiter geführt zu werden verdient. Beispielsweise will ich nur hervorheben, daß so der Begriff des Transscendentalen noch genauer gefaßt werden muß. Was darüber gesagt wird, ist richtig, aber es genügt namentlich für den Anfänger nicht, um die volle Bedeutung dieses Begriffes zu erkennen. Denn nachdem Hermann Cohen zuerst mit allem Nachdruck darauf hingewiesen hat, daß ein richtiges Verständniß von Kants „Kritik der reinen Vernunft" nicht erreicht werden kann, wenn nicht von Anfang an der fundamendale Unterschied zwischen dem metaphysischen und transscendentalen Apriori sicher und scharf erfaßt wird, so durfte diese Abgrenzung des Begriffes auch an dieser Stelle nicht umgangen werden. Außerdem wäre es auch gerade bei diesem Terminus erwünscht gewesen, wenigstens eine Andeutung über seine Entstehung und vorkantische Bedeutung zu machen. — Ferner will ich an dieser Stelle nur noch darauf hinweisen, daß mir auch die Erklärung der Termini „Axiom" und „Prinzip" nicht fest genug gegeneinander abgegrenzt ist. So heißt es: „Axiom (gr.), eigentlich Forderung, Grundsatz, ein unmittelbar einleuchtender Satz, der eines Beweises weder bedürftig noch fähig ist. Diese Grundsätze oder Prinzipien (!) sind die Basis jeder Wissenschaft. Logische Axiome sind der Satz der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten — sie sind für jeden Menschen, der überhaupt zu denken vermag, unbedingt gültig. Auch die Mathematik und Physik beruhen auf solchen Axiomen." Dieser Darstellung möchte ich nur kurz entgegenhalten: Axiome und Prinzipien sind Grundsätze; aber Axiome sind Grundsätze, die aus der allgemeinen Bedingung des Anschauens herstammen, und Prinzipien sind Grundsätze, die aus der obersten Bedingung des Denkens entspringen. In der Logik giebt es daher keine Axiome, sondern Prinzipien, und so ist auch der Grundsatz Kants „alle Anschauungen sind extensive Größen" nicht ein Axiom, sondern das Prinzip der Axiome. Ich weiß wohl, daß in fast allen Lehrbüchern der Logik hierüber eine heillose Verwirrung herrscht, aber eben deswegen hätte ich gewünscht, daß das vorliegende „Wörterbuch" auch hierin einen Wandel zum Besseren angebahnt hätte. Das möge genügen, um zu zeigen, wie die Genauigkeit des Buches an manchen Stellen noch erhöht werden kann.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

Digitized by Google

Reisen.

Hugo Grothe, Dr. phil. et jur. Auf türkischer Erde. Reisebilder und Studien. Mit 22 Abbildungen. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 455 Seiten. Preis geheftet 7,50 M., gebunden 9 M. 8°.

Grothes Buch, das dem Prinzen Ludwig von Bayern, dem Ehren-Präsidenten der geographischen Gesellschaft zu München, gewidmet ist, enthält die Schilderung einer Reise von Trapezunt nach Erzerum, Studien aus dem Gebiet der türkischen Provinz Tripolis in Nordafrika, einen Ausflug auf der anatolischen Bahn ins Innere von Kleinasien, anschauliche Skizzen von einer Tour durch Mazedonien und Albanien, endlich Einiges über die schwäbischen Bauernkolonien in Transkaukasien.

Der Verfasser hat sich früher zu Studienzwecken fast zwei Jahre an verschiedenen Punkten Tripolitaniens aufgehalten und während dieser Zeit in ausgezeichneter Weise sowohl den kulturgeographischen Aufbau des Landes und die Art der einheimischen Bevölkerung, als auch die politische Bedeutung des Syrtengebietes beobachtet. Tripolis ist seit Jahrzehnten, seit die großen Forschungsreisen nach Innerafrika nicht mehr vom Nordrande der Sahara aus ihren Beginn nehmen, fast ganz aus dem Wissenskreise des gebildeten Europa verschwunden, und zwar, wie Grothe das mit interessanten Beispielen belegt, nicht nur für Deutschland, sondern auch für die Italiener. Trotz der politischen Aspirationen Italiens auf die ihm gegenüber liegende tripolitanische Küste zeigt sich die italienische Presse in erstaunlicher Weise mangelhaft über das Land unterrichtet. Anders allerdings steht es mit den praktischen Maßnahmen der Regierung, die durch große Ausgaben für italienisches Schulwesen den Boden für den späteren Anfall des Landes zielbewußt vorbereitet.

Am interessantesten und zugleich praktisch am wichtigsten sind Grothes Mittheilungen über den Umfang des noch unbenutzten anbaufähigen Landes, d. h. über die Verwendbarkeit Tripolitaniens als zukünftiges Aufnahmegebiet für die italienische Auswanderung. Nach dieser Richtung hin ist man erstaunt, zu vernehmen, daß im Ganzen ein Gebiet von der doppelten Größe Süddeutschlands für europäische Ackerbaukolonisation brauchbar ist. Es bestätigt sich also auch hier die Beobachtung, daß die antike Kulturblüthe Nordafrikas von der Mündung des Nils bis zur Pforte des Atlantischen Ozeans keineswegs durch Naturereignisse im Sinne klimatischer Veränderungen zerstört worden ist, sondern lediglich durch die barbarische Invasion. Ich entsinne mich eines Gesprächs, das ich vor Jahren über die Möglichkeit eines französischen Vormarsches nach Osten entlang der Nordküste Afrikas hatte. Man bestritt die Möglichkeit eines solchen unter Hinweis auf den wüstenhaften Charakter dieses Gebietes und wollte das Argument der zahlreichen Heeresbewegungen, die in früherer Zeit hier zweifellos stattgefunden hatten, eben mit dem Hinweis auf die vermeint-

Digitized by Google

liche Aenderung des Klimas nicht gelten lassen. Grothe bestätigt für Tripolis das, wovon ich mich für Mesopotamien, Babylonien, Iran und Turan aus eigner Anschauung zu wiederholten Malen habe überzeugen können: daß sich in dem jetzigen muhammedanischen Herrschaftsgebieten Vorderasiens und Nordafrikas seit dem Alterthum außer in den politischen Zuständen garnichts Wesentliches geändert hat. Vom Pamir bis an den Atlas kann man heute fast überall dort Korn säen, Oel und Wein pflanzen, Baumwolle und Seide züchten, wo das zu irgend einer früheren Zeit möglich gewesen ist. Daß Waldbestände ausgerottet worden sind und daß sich infolgedessen innerhalb bestimmter Gebiete die allgemeinen Kulturverhältnisse jetzt ungünstiger gestalten als vordem, soll keineswegs bestritten werden, wohl aber, daß sich die hierdurch eingetretenen Aenderungen des Klimas auf umfassende Länderstrecken beziehen und so bedeutsam sind, daß sich die allgemeinen Lebensbedingungen darüber auf schwerwiegende Weise verschlechtert hätten. Das typische Beispiel dafür ist Syrien, dessen südlicher Theil, Palästina, merklich, und dessen mittlere Gebiete, das Libanonland, total entwaldet worden sind. Deswegen sind aber die Erträge des Weizenbodens in der Bikaa, dem alten Coelesyrien, heute um nichts schlechter geworden, als zu der Zeit, wo noch Cedernwälder auf dem Libanon und Antilibanon standen, und in Samarien und Galiläa könnte man, was das Klima anbetrifft, die alte Ebene Jesreel und die zu Josephus Zeit sprichwörtlich reiche Landschaft am Nordende des Sees Genezareth genau so ertragreich machen, wie das im Alterthum der Fall war. An Regen fehlt es ganz und gar nicht, wohl aber an der Sicherheit vor den Beduinen. Die Waldbedeckung hat auch früher in Vorderasien und den ihm verwandten weiter westwärts gelegenen Ländern eine viel zu geringe Rolle gespielt, als daß sich von hier aus so große Veränderungen des Klimas ergeben könnten. Das für Tripolis und die Cyrenaïca auch durch Grothe wieder bestätigt zu finden, ist auf jeden Fall wichtig und interessant, zumal der Verfasser in der Frage, um die es sich hier handelt, selbst ganz unbefangen ist. Er zitirt die Worte Herodots über Cyrene (IV, 199): „man mäht und erntet zunächst an der Küste, und hat hier das Einsammeln ein Ende, so stehen die Früchte auf den Abhängen und Hügeln zum Heimbringen reif. Kurz darauf geht es an die Ernte auf den Hochplateaus. Kaum ist die erste Frucht verzehrt, so heißt es an das Bergen der letzten denken. So haben die Cyrener acht Monate des Jahres nichts zu thun als zu ernten." Genau so könnte es unter europäischem Regiment auch heute sein. Auch sein trefflich und anschaulich geschilderter „Streifzug ins tripolitanische Innere" giebt eine Vorstellung davon, daß die Produktionsfähigkeit des nordafrikanischen Küstengebiets auch an dieser Stelle eine viel größere ist, als man das zunächst sich vorzustellen geneigt ist. Interessant ist namentlich die Beobachtung Grothes, daß sich in der zum Teil kulturfähigen, aber jetzt fast ganz unangebauten Zwischenzone zwischen den Küstenoasen

Digitized by Google

und der ersten Stufe des nach dem Innern zu aufsteigenden Plateaus große Steindämme, anscheinend aus römischer Zeit, finden, die kaum einen anderen Zweck gehabt haben können als den, das bei Regengüssen von der Höhe wild herabbrausende Wasser für die Landbestellung nutzbar zu machen.

Das fünfte Kapitel, die Fahrt auf der anatolischen Bahn nach Konia und Angora, bietet bei aller Geschicklichkeit in der Darstellung begreiflicher Weise von dieser nachgerade ja sehr bekannt gewordenen Strecke nichts Neues mehr. Immerhin wird, ähnlich wie bei dem Ritt von Trapezunt nach Erzerum, jeder, der die Tour gleichfalls schon gemacht hat, sich mit Vergnügen an all das Geschaute wieder erinnern, und wem sie fremd ist, wird mancherlei bei Grothe lernen.

Vom Standpunkte der politischen Aktualität aus ist der bedeutsamste Abschnitt des Buches natürlich der über die Reise durch Mazedonien und Albanien. Grothe ist mit der Eisenbahn von Saloniki nach Monastir gefahren und von dort über Resen, Ochrida und Elbassan nach Durazzo am Adriatischen Meer geritten. Diese Route berührt also nur den südwestlichsten Theil des mazedonischen Aufstandsgebiets, führt aber dafür durch ein landschaftlich wie kulturell in hohem Grade interessantes und in der That nur sehr wenig bekanntes Gebiet. Nach dieser Richtung hin ist Grothe denn auch ein vortrefflicher Schilderer. Einen gewissen Vorbehalt möchte ich aber überall dort machen, wo er auf politische Dinge zu sprechen kommt, namentlich auf das Verhältniß der Christen und Muhammedaner in Mazedonien und die macedonische Aufstandsbewegung. Mit Ausnahme einiger unbestimmter und allgemeiner Redewendungen findet sich in dem ganzen Kapitel recht wenig darüber, daß es überhaupt Mißstände auf Seiten der türkischen Verwaltung im Lande gäbe und daß die Christen Grund zur Unzufriedenheit hätten. Ausdrücklich wird versichert, die ganze Bewegung sei von außen hineingetragen und erst ein Produkt der eifrigen nationalen Wühlarbeit der moralisch und materiell vom Fürstenthum aus unterstützten Bulgaren. Ich selbst bin nicht in Mazedonien gewesen, kenne also die Verhältnisse aus eigner Anschauung garnicht, aber ich habe in Armenien und Kurdistan die merkwürdigsten Beispiele dafür erlebt, was europäische Reisende alles n i c h t zu sehen im Stande sind, wenn sie, wie Grothe, unter den wohlwollend ausgebreiteten Fittichen der türkischen Behörden reisen und ihre Informationen wenigstens zum Theil von dorther beziehen. Wenn man die Zustände in der Türkei wirklich einigermaßen so sehen will, wie sie sind, so ist meiner Ansicht nach vor allem eins dazu erforderlich: sich von vornherein und prinzipiell gegenüber den Behörden so unabhängig und auch so unbekannt wie möglich zu halten — ganz wie Grothe selbst das auf seinem Ausflug ins Innere von Tripolitanien zu thun versucht hat. Wenn ich es nicht selbst erlebt hätte, so müßte ich es für baare Unmöglichkeit halten, daß jemand, der, wie ich auch, wenige Monate vorher resp. nach mir durch die Landschaften am See von Wan, bei Bitlis,

Digitized by Google

Musch und Charput gezogen ist, dort, wo kein armenisches Dorf ungeplündert geblieben ist und die Spuren der furchtbaren Verwüstungen und Menschenverluste noch auf Schritt und Tritt zu beobachten waren, garnichts besonders Schlimmes gefunden zu haben meinte — weil er im Schatten der Regierung reiste. Ich kann also auch die Darstellung Grothes über die mazedonischen Verhältnisse nur mit dem Vorbehalt dieser ebenso möglichen wie, zutreffendenfalls, entschuldbaren Irrthumsquelle acceptiren.

In Bezug auf die nationale Statistik bestreitet Grothe die Richtigkeit der bulgarischen Behauptung, daß die Mehrheit der slavischen Bevölkerung Mazedoniens aus Bulgaren bestehe. Er rechnet auf die drei Vilajets Saloniki, Monastir und Uesküb $2^1/_2$—$2^3/_4$ Mill. Einwohner, und zwar nach Abtrennung des rein albanesischen Sandschaks von Elbassan sowie des serbisch-albanesischen, überdies zur österreichischen Interessensphäre gehörenden Gebiets von Novibasar. Von jener Gesammtziffer soll nun mehr als die Hälfte auf Muhammedaner und Griechen entfallen (900 000 resp. 5—600 000 Seelen). Dem gegenüber gäbe es dann in ganz Mazedonien nur 250 000 Bulgaren, 100 000 Serben und 300 000 Seelen einer aus diesen Stämmen gemischten Bevölkerung. Der Rest entfiele auf die sogenannten Zinzaren, wallachischen Stammes (ca. 100 000), auf die spaniolischen Juden von Saloniki (etwa ebenso viel) und auf verschiedene kleinere Splitter. Ohne bei der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, solche statistische Angaben auf türkischem Gebiet exakt zu geben, die Unrichtigkeit dieser Zahlen behaupten zu wollen, müßte man sich doch, falls sie wirklich richtig sind, auf das Aeußerste über den Umfang und den Erfolg der bulgarischen Propaganda und der bulgarischen Ansprüche in Mazedonien wundern!

Das letzte Kapitel, über die schwäbischen Ansiedlungen in Kaukasien, behandelt einen vom Verfasser wiederholt bevorzugten Stoff. Grothe besteht mit besonderer Energie auf der von ihm schon seit lange hervorgehobenen und an sich zweifellos richtigen Thatsache, daß die zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Transkaukasien entstandenen Schwabenkolonien den praktischen Beweis für die Akklimatisirbarkeit des deutschen Bauern im westlichen Vorderasien lieferten. Dieser Nachweis wäre sicher von großer Bedeutung, wenn eine absehbare Möglichkeit bestände, eine deutsche Bauernauswanderung z. B. nach Anatolien, Mesopotamien oder ähnlichen Gebieten zu lenken. Diese Möglichkeit besteht aber, wie das in den Jahrbüchern schon öfters hervorgehoben ist, in keiner Weise. Auch abgesehen davon muß man sich bei dem kaukasischen Exempel daran erinnern, daß die Menschenverluste nach Grothes eignen Angaben anfänglich ganz ungeheure waren und daß erst seit der dritten Generation der Ansiedler sich die faktische Gewöhnung an die neuen Verhältnisse in einer nun allerdings rasch und kräftig einsetzenden natürlichen Bevölkerungsvermehrung zum Ausdruck bringt.

Als Erzähler verfügt Grothe an den meisten Stellen seines Buches über ein mehr als durchschnittliches Können, dem nur vereinzelte Flüchtigkeiten und einige wenige Unbegreiflichkeiten des Ausdrucks gegenüber stehen.

Digitized by Google

Nicht erfindlich ist mir auch, weshalb er die türkischen Regulären fortgesetzt als „Milizen" bezeichnet, was sie in keiner Weise sind, da sie nicht weniger als 5—6 Jahre bei der Fahne stehen. Nicht zu verkennen ist übrigens in den ursprünglich wohl zu verschiedenen Zeiten geschriebenen und erst nachträglich zu einem Buche vereinigten Kapiteln ein Fortschreiten des Verfassers auf dem Gebiet der stilistischen Sicherheit.

Paul Rohrbach.

Geschichte.

Felix Salomon, William Pitt. Erster Band: Bis zum Ausgang der Friedensperiode. Erster Theil: Die Grundlagen. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. XII und 208 S.

Bei wenigen Büchern darf man die Bedürfnißfrage so entschieden bejahen wie bei einer deutschen Biographie des jüngeren Pitt. Gerade heute, wo das britische Reich für uns im Vordergrund des Interesses, noch dazu leider eines feindlichen Interesses steht, ist es dringend nothwendig, sich mit einem Mann zu beschäftigen, der gleich wenig Anderen die Grundlagen des modernen England hat legen helfen. Ich habe deshalb selbst kürzlich (August 1902) in diesen „Jahrbüchern" ein kleines Lebensbild des Ministers veröffentlicht, das, eigentlich schon im April 1901 abgeschlossen, nur durch ungünstige Zufälligkeiten so lange zurückgehalten wurde, und begrüße es doppelt freudig, daß inzwischen der erste Halbband eines Werkes erschienen ist, das die Aufgabe in ungleich größerem Stil, nicht nur populär zusammenfassend, sondern wissenschaftlich vertiefend, zu lösen sucht.

Es giebt verschiedene Arten, Geschichte zu schreiben. Hier überwiegt die wissenschaftliche Kritik als Selbstzweck, dort die Poetenfreude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Andere suchen darüber hinaus politische Beziehungen auf die Gegenwart; wieder Andere kommen mit dem Auge und Rüstzeug des Philosophen. S. gehört zu den letzten. Er liebt zu abstrahiren und zu reflektiren. Schon im Stil bevorzugt er bis zum Eigensinn das unpersönlich-kalte Passivum vor dem persönlich-lebhaften Aktivum. Die Aufgabe des Historikers ist ihm, „über die Feststellung des Einzelnen, Zufälligen hinaus zur Förderung wissenschaftlicher und allgemeiner Erkenntniß zu dienen", die des Biographen im Besondern, nicht nur das Thun des Helden aus seinem Wesen zu begreifen, sondern über das Verhältniß von Mann und Zeit die beiden Fragen zu beantworten: „wie vieles hat die große Persönlichkeit als Ergebniß der Geschichte ihres Landes, ihr den Weg weisend und ihr Handeln bestimmend vorgefunden, und wie weit haben ihr die Zeitverhältnisse Raum gegeben, ihr eigenstes Wesen zur Geltung zu bringen, in schöpferischem Gestalten der Entwicklung ihren Stempel aufzudrücken?"

Digitized by Google

Von diesen Fragen behandelt der vorliegende Halbband ausschließlich die erste. Er schildert „die Grundlagen", auf denen der Mensch Pitt und auf denen der Staatsmann erwuchs. Ein kürzeres, einleitendes Kapitel betrifft „Familie, Elternhaus, Jugend und Lehrzeit". Dabei interessirt den Verfasser vor Allem das Problem, was der jüngere Pitt dem älteren verdankte. Wer den Vater nicht kenne, könne den Sohn nicht begreifen (S. 9). Denn Chatham habe mit Bewußtsein und Erfolg gestrebt, den „neuen Typus eines englischen Mannes", den er „zur Darstellung brachte", im Sohne fortzupflanzen. Mir scheint das nicht glücklich formulirt; warum soll Chatham durchaus zum Typus gestempelt werden? Jedenfalls leidet die Charakteristik unter dieser Vorstellung. Indem sie das allgemein Vorbildliche betont, verwischt sie einigermaßen die individuellen Konturen. Wie bei Klopstock wird das Körperliche ausgezogen und Alles zu Geist gemacht. Recht gut dagegen veranschaulicht S. die Entwicklung des Sohnes. Soweit das nicht sehr reiche Material erlaubt, erzählt er von der wohltemperirten Atmosphäre des Elternhauses, der sorgfältigen, fast zu absichtsvollen Erziehung und der erstaunlichen geistigen und sittlichen Frühreife, um schließlich all diese Faktoren in ihrer Wirkung namentlich auf die politische Ausbildung verständnißvoll abzuwägen. Sein Resultat ist: der Einundzwanzigjährige war beim Eintritt ins öffentliche Leben „wohl vorbereitet für einen hohen Posten". Nur eines würde an und für sich eine großartige Wirksamkeit erschwert haben: der nothwendige Mangel längerer eigener Erfahrung. Hier aber war für Ersatz gesorgt. Der Verfasser meint, wenn schon die Aufgaben im Staats- und Wirthschaftsleben sich ebenso schwer wie drängend darstellten, so hatten doch Andere bereits die Mittel zu ihrer Lösung gezeigt, und es bedurfte nur der zusammmenfassenden Energie, sie anzuwenden.

Damit gewinnt er den Uebergang zu den beiden Hauptkapiteln: „Die politischen Lehren des älteren Pitt im Zusammenhang der politischen Entwicklung Englands" und „Die wirthschaftlichen Lehren von Adam Smith im Zusammenhange der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung Englands". Gründliche Detailkenntniß verbindet sich hier mit ernstester Gedankenarbeit. Die ganze englische Geschichte seit der Eroberung zieht im Ueberblick an uns vorüber. Die Organisation von Staat und Gesellschaft, das Verhältniß von Königthum und Parlament, die Stellung der Parteien werden eingehend erörtert. Albert von Ruville in einer sehr beachtenswerthen Besprechung in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" 1902, S. 626—644 hat die Auffassung des Verfassers dabei sozusagen als zu englisch angegriffen. Ich streite ungern über Auffassungen, aber mir scheint überhaupt bedenklich, daß S. gar so stark aus einem bestimmten Gesichtspunkt heraus systematisirt und konstruirt. Gerade die englische Geschichte verträgt das nicht; denn Prinzipien und logische Konsequenz sind nun einmal nicht Sache des britischen Volkes. Es ist opportunistisch; ohne sonderliche Rücksichtnahme auf Abstraktionen und Theorien entscheidet es von Fall zu Fall, läßt höchstens das als Regel gelten, was sich früher in

Digitized by Google

ähnlicher Lage als praktisch erwies. Sein Recht, seine Verfassung stellen sich dar als eine Summe von oft widerspruchsvollen Präzedenzfällen. Und es ist kein Zufall, daß die beiden bedeutendsten politischen Denker des Pittschen England: Burke und Adam Smith für deutsche Begriffe so erschrecklich unsystematisch sind. Deshalb kommt man mit geschichtsphilosophischen Konstruktionen gar zu leicht in die Brüche.

Das zeigt schon die berühmte crux der englischen Verfassungsgeschichte, die Frage nach der richtigen Definition von Whig und Tory. Auch S. versucht sich natürlich an ihrer Beantwortung: „Die eine Partei, meint er, (nämlich die Whigs) wurde im Prinzip für die Differenzirung der überkommenen Organisation thätig, sie ging von den Ansprüchen der Individuen aus und vertrat die Selbständigkeit der Gesellschaft, wenn auch zunächst nur Einzelgebiete und einzelne Schichten der Gesellschaft in Betracht kommen. Sie legte mehr Gewicht auf die Freiheit als auf die Gemeinschaft, mehr auf die Selbständigkeit als auf die Einheit. Die andere Partei (die Tories) meinte für die Einzelnen am besten gesorgt zu sehen durch Unterordnung ihrer Ansprüche unter die Zwecke des Ganzen; sie sah mehr auf die Macht und Autorität der zentralen Organe und war Anfangs sogar jedem Bruche mit der überlieferten Ordnung feindlich, welche sie als unter einer höheren Sanktion stehend betrachtete. Der Autonomie des Individuums stellte sie die Autorität gegenüber, der Freiheit die Ordnung." Das ist sehr schön gesagt, aber der hinkende Bote kommt nach: „Keine beider Parteien verfocht je das Grundprinzip ihrer Politik uneingeschränkt in allen seinen Konsequenzen, jede vielmehr nur innerhalb gewisser veränderlicher, durch die jeweilige politische Lage und die jeweiligen Bedürfnisse bestimmter Grenzen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Sonderinteressen der vertretenen Bevölkerungsklassen."*) Das heißt also doch: Torismus und Whiggismus in diesem Sinn sind künstliche Präparate, die sich mit der wirklichen Politik der jeweiligen Tories und Whigs so wenig decken, daß vielmehr die Whigs als Tories und die Tories als Whigs handeln. S. ist unbefangen genug, das Wort Chathams zu zitiren: „Es giebt einen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, zwischen Whig und Tory" (S. 78). Aber nichts desto weniger nimmt er den großen Minister durchaus als Tory in Anspruch.

Und von seinem Standpunkt ja auch ganz mit Recht; denn allerdings liegt Chathams Bedeutung in dem Gegensatz zu jenem engherzigen krämerhaften Whiggismus, der seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover die Regierung in Händen einiger weniger großen Familien monopolisirte und zu Gunsten der koalirten Interessen von Großkapital und Großgrundbesitz (S. 56) ausbeutete. Dem Privatvortheil einer bevorzugten Minderheit setzte er Wohl und Willen der Gesammtheit entgegen. Die Verfassung

*) Was für die Tories bei der Unterordnung ihrer Ansprüche unter die Zwecke des Ganzen eigentlich ausgeschlossen sein sollte.

Digitized by Google

sollte wieder eine Wahrheit werden, das Parlament nicht länger eine bloße Klassenvertretung bleiben, das Königthum, aus seiner Ohnmacht befreit, neuerdings über statt unter den Parteien seinen Platz nehmen. Das war ein Programm, bei dessen Aufstellung (was S. vielleicht nicht genügend hervorhebt) neben den sachlichen sehr stark auch persönliche Motive einwirkten. Das überwiegend nach Familieninteressen gruppirte Unterhaus bot einem ehrgeizigen und unabhängigen Outsider nicht den genügenden Rückhalt. Deshalb suchte Chatham diesen anderswo: in der Nation draußen, und da doch das Volk für fortlaufende praktische Regierung nicht zu brauchen ist, so betonte er gleichzeitig die Rechte des Königs, unter der selbstverständlichen Voraussetzung natürlich, daß er, Chatham, sie ausübe. Den patriotischen d. h. unparteiisch selbständigen König, den schon Bolingbroke ersehnt hatte, wollte er als patriotischer Minister sozusagen vertreten.

Mit der Thronbesteigung Georgs III. schien die Zeit der Erfüllung solcher Träume gekommen. Der junge Herr, der sich ungleich den beiden Vorgängern als Engländer fühlte und gab, erweckte überall Hoffnungen und Sympathien. Ein Bund zwischen ihm und Chatham wäre wahrscheinlich unwiderstehlich gewesen. Er hätte zu einer dauernden Restauration der englischen Königsmacht führen können. Aber Georg verschmähte die societas leonina mit dem überlegenen Minister. Wie er „eine enge Natur" war (S. 102), konnte er sich nicht entschließen, die Verfassungsfrage in großem Stil aufzurollen, mit Unterstützung des Volks das Königthum als solches zu einem Machtfaktor zu machen. Es dünkte ihn sicherer und bequemer, die allerdings erstrebte Herrschaft „auf dem Verwaltungswege" zu erreichen. Statt als wirklicher König trat er als Parteihaupt auf. Die Bestechung von Wählern und Gewählten, die vordem die Minister geübt hatten, geschah jetzt direkt vom Thron aus. Das war der ganze Unterschied. Das alte Unwesen gewann sogar nur häßlichere Formen. Die Politik wurde zum job. Chatham starb vom Hofe geächtet als ein Wortführer der Opposition. Sein Wirken, nach außen seiner Zeit so erfolgreich, war im Innern zunächst ohne sichtliches Ergebniß.

Dabei wirkte dann freilich noch etwas Anderes mit, wie S. richtig hervorhebt. Ohne nationalökonomische Interessen und im merkantilistischen Dogma befangen, war Chatham nicht der Mann, die wirthschaftlichen Aufgaben der Zeit zu lösen, die von vielen für wichtiger als die politischen gehalten worden. England befand sich damals mitten in einer stetig rascher werdenden wirthschaftlichen Bewegung, deren Gründe und Phasen unser Buch ausführlich und mit vielen interessanten Aufschlüssen erörtert. Alle ökonomischen Verhältnisse wandelten sich aus dem vergleichsweise Kleinen, Uebersichtlichen, Primitiven ins Ausgedehnte, Komplizirte und Künstliche. Auf dem Lande nahm der Wirthschaftsbetrieb schon wegen der Kornprämie mehr und mehr großkapitalistische Formen an: der unabhängige Kleinbesitzer verschwand so sehr neben dem Zeitpächter, daß man die Be-

Digitized by Google

zeichnung für letzteren (farmer) für den Landmann überhaupt gebrauchte. Vor allen Dingen aber Handel und Industrie wuchsen in allen Richtungen. Der glückliche siebenjährige Krieg führte geradezu eine Ueberproduktion herbei; und als nun die amerikanischen Wirren, in sich selbst nicht ohne Zusammenhang mit dem herrschenden Merkantilsystem, eins der hauptsächlichsten Absatzgebiete zeitweilig sperrten, kam es zu Stockungen, die die Frage nahelegten, ob nicht eine wirthschaftliche Reform Noth thue. Die künstliche Regulirung des Handels und der Produktion bewährte sich offenbar nicht mehr, freier Verkehr mußte an die Stelle treten. Die Forderung war an sich nicht neu, wie S. an der Hand der älteren Forschungen von Ashley und Hasbach nachweist. Schon 1752 schreibt Townshend an Tucker, wenn dessen freihändlerische Ideen ausgeführt würden, so würde Geld und Alles in Hülle und Fülle und billig sein, die Nation reich und mächtig. Es würde ihn dann nicht alarmiren, zu hören, daß der König von Frankreich zum römischen König gewählt wäre: „Ganz Europa muß sich vor England beugen, wenn in solch einer Lage" (S. 184).

Aber das Verdienst, die große Sache zuerst mit wahrhaft großen durchschlagenden Gründen verfochten zu haben, bleibt trotz Allem unbestritten Adam Smith. Deshalb gipfelt das dritte Kapitel in einer ausführlichen Analyse der Untersuchungen über den Reichthum der Nationen. Die Bedingtheit durch die besonderen Verhältnisse von Ort und Zeit, andererseits der enge Zusammenhang mit der älteren „Theorie der moralischen Empfindungen" werden verständnißvoll erörtert. Wir erkennen, daß Adam Smith' Lehren den Bedürfnissen des damaligen England aufs Glücklichste entsprachen. Nur leider lag eben im System selbst ein gewisser Verzicht, das Richtige nun auch mit Energie durchzusetzen. Smith meinte bekanntlich resignirt, die Einführung völliger Handelsfreiheit in England sei ebenso unmöglich wie eine Republik Oceana oder Utopia. Als Feind jeder staatlichen Einmischung ins Wirthschaftsleben und fest überzeugt, daß sich schließlich ohne besonderes menschliches Zuthun Alles in prästabilirter Harmonie auflöse, machte er sich keine Sorge, welche Schritte, namentlich welche politischen Reformen der Bruch mit der herrschenden ökonomischen Praxis voraussetze. Hatte also, — das ist das Resultat, dem der Verfasser zusteuert — wie früher gezeigt, Chatham bei vollem Verständniß und Willen für politische Reformen der nöthigen volkswirthschaftlichen Einsicht entbehrt, so bot nun Adam Smith diese volkswirthschaftliche Einsicht, aber auch wieder als etwas Unvollkommenes, das zur Ergänzung einer Staatsauffassung à la Chatham bedurfte. Erst eine Vereinigung beider Programme ergab den Weg, auf dem eine gedeihliche Weiterentwicklung des englischen Lebens möglich war.

Damit schließt der vorliegende Halbband. Die Fortsetzung wird zeigen müssen, in wie weit der jüngere Pitt die Erbschaft antrat, und warum es nicht ganz geschah. Man darf ihr mit hohen Erwartungen entgegensehen. Denn bei des Verfassers gründlicher Kenntniß englischer Verhältnisse, seiner

Digitized by Google

umsichtigen Quellenforschung und geschichtsphilosophischen Schulung kann es nicht fehlen, daß die Biographie im Ganzen ihrem großen Gegenstand voll gerecht werden wird.*)

Friedrich Luckwaldt.

Luxemburg 1871.

In diesen „Jahrbüchern" ist zuweilen dem Bedauern Ausdruck gegeben worden, daß im Jahre 1871 nicht der Wiedereintritt Luxemburgs in den deutschen Bundesstaat erreicht worden sei. Der Großherzog von Baden hatte, wie jüngst bekannt geworden ist, den vortrefflichen Vorschlag gemacht, den Franzosen lieber das national zu Frankreich gehörige Metz zu lassen, wenn dafür die Rückerwerbung des national zu Deutschland gehörenden Luxemburg zugestanden werde. Der Tausch wäre in jeder Beziehung für Deutschland von höchstem Vortheil gewesen.

Ein freundlicher Leser schreibt uns nun hierzu Folgendes:

Als ständiger Leser der „Preuß. Jahrb." fand ich vor einigen Monaten in einem Aufsatze von Ihnen das Bedauern über die s. Z. versäumte Rückerwerbung Luxemburgs ausgedrückt. Ich habe das Bedauern getheilt, habe aber eine Abmäßigung desselben erfahren nach Kenntnißerhaltung einer Aeußerung des Fürsten Bismarck, welche G. Zernin in seinem „Das Leben Aug. v. Goeben", Berlin, S. Mittler u. Sohn, II. Bd. S. 75 abdruckt. Nachdem angeführt, wie Goeben Mitte Oktober 1870 die Aussicht auf die Erwerbung Luxemburgs begrüßt habe, wird in einer Fußnote Folgendes angegeben:

„Es schien uns von hoher Wichtigkeit zu sein, über die Frage, ob „eine solche Lösung der Friedensfrage um die Mitte Oktober 1870 über„haupt möglich gewesen sei, Gewißheit zu erlangen, weshalb wir uns „an den Fürsten Bismarck mit der Bitte um Aufklärung wandten. „S. Durchlaucht hatte die besondere Güte, uns darüber Folgendes zu „schreiben:

„Kissingen, 6. August 1891.

„. . . . Die Gefahren neutraler Einmischung waren Mitte Oktober „schon vorhanden und stiegen im Verlaufe des Krieges; mit Rücksicht „darauf würde ich einen Weg, um einen annehmbaren Frieden „vor der befürchteten Einmischung zu erlangen, nicht unversucht gelassen „haben, auch wenn er Herstellung des Kaiserthums in Frankreich zur „Bedingung gehabt hätte.

„Den Gedanken an Luxemburg habe ich nicht zur Sprache gebracht, „weil eine Verhandlung darüber den europäischen Mächten in An„knüpfung an den Neutralitätsvertrag von 1867 die Einmischung in „unseren Streit mit Frankreich nähergelegt und erleichtert haben würde:

*) Uebernommen aus den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsschreibung.

Digitized by Google

„dieselbe war um so mehr zu besorgen, je länger sich die Belagerung „von Paris verschleppte.

v. Bismarck."

Auf Grund dieser Aeußerung des Fürsten Bismarck wird man sich, wie auch unser Herr Korrespondent hinzufügt, bescheiden müssen. Die Abschließung des Friedens ausschließlich zwischen den kriegführenden Theilen ohne Einmischung jeder dritten Macht war ein so wichtiges Moment für Deutschland, daß die Hineinziehung Luxemburgs nur schwer hätte gewagt werden können. D.

Literatur.

Replik.

Es kommt mir nicht bei, mein Urtheil über die Besprechung, die mein Buch „Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin" im Juniheste dieser Zeitschrift gefunden hat, auch Anderen aufdrängen zu wollen; denn die Leser werden selbst urtheilen, ob es angemessen ist, bei Gelegenheit einer Besprechung allerhand — unbegründete und begründete — Unzufriedenheit mit Purismus, Düntzerschen Kommentaren und deutschem Unterricht auszulassen.

Aber *ein* Einspruch muß erhoben werden, der Einspruch gegen eine Art der Kritik, die die Absicht des Verfassers grundfalsch wiedergiebt. Hierfür nur zwei Beispiele!

Der Kritiker sagt, ich hätte in Bismarcks Brief Nr. 347 die Wahl der Zeitform „schrieb" korrigirt. „Wer *mehr* Deutsch verstehe", wisse aber, daß das echte deutsche Präteritum einst alle drei Formen der Vergangenheit enthalten habe. Das ist zum Mindesten eine zweideutige Art der Kritik. Denn S. 9 ff. wird dieser Zeitgebrauch lediglich unter den Zeichen mundartlicher niederdeutscher Färbung der Sprache Bismarcks gebucht, und wer auch nur *etwas* von der Geschichte der Mundarten versteht, dem ist damit zugleich gesagt, daß dies lediglich Beibehaltung alten Gebrauches ist. Mein Kritiker sagt weiter, ich hätte die Wendung „um zänkische Bauern zu vertragen", weil das altes, „gutes, ehrliches Deutsch wäre", nicht „beanstanden" sollen, und da steht bei mir S. 32 zu lesen, daß hier „aus originalem Streben nach Kürze" zwar von dem [jetzt] herrschenden Sprachgebrauch abgewichen werde, aber *keine Neubildung* vorliege. Und auf Grund solch — wohlwollender Lektüre meines Buches werden dann seine ersten fünfunddreißig Seiten nichts als „Nörgeleien" an der Sprache der Bismarckschen Briefe genannt, und doch steht auf ihnen *kein tadelndes* Wort, sondern lediglich objektiv buchende Zusammenstellungen von Freiheiten und Eigenarten in Wortgebrauch, Wortbildung und Satzbau, die mundartliche Färbung der Sprache, Selbständigkeit und sprachschöpferische Kraft des Briefschreibers veranschaulichen!

Zwickau i. S. *Theodor Matthias.*

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Ein geheimes Protokoll des russischen Reichsraths über die Finanzen.

In der Beurtheilung der Finanzlage Rußlands hat sich während des letzten Jahres ein auffallender und bemerkenswerther Umschwung vollzogen. Zwar die offene Kritik in der Art, wie wir sie fortgesetzt in den „Preußischen Jahrbüchern" ausgeübt haben, ist außer an dieser nur an wenigen anderen Stellen in ähnlicher Weise laut geworden, und wo es geschah, geschah es fast ausschließlich im Anschluß an unsere Darlegung. Was aber trotzdem anders, vollkommen anders geworden erscheint, das ist die allgemeine Haltung der Presse gegenüber dem Thema: Rußland, russische Finanzen, Herr von Witte u. s. w. Fast alle großen Zeitungen lassen, sobald die Rede auf diese Dinge kommt, sei es ausdrücklich, sei es zwischen den Zeilen, erkennen, daß die Solidität der russischen Finanzlage für sie eine mehr oder fragliche Größe geworden ist, und die das nicht thun, ziehen es vor — zu schweigen. Das ist eine deutliche und starke Wendung gegen früher, wo Herr von Witte von Jedermann unbesehens als die Kreditfähigkeit und der Erfolg in Person genommen wurde. Wir dürfen mit Genugthuung feststellen, daß diese nützliche Veränderung zum großen, wenn nicht zum größten Theile eine Wirkung der fortgesetzten Kritik ist, welche diese Jahrbücher seit längerer Zeit an der wirthschaftlichen und Finanzlage unseres Nachbars geübt haben.

Der Ausdruck dieser Genugthuung läßt sich sogar noch dahin erweitern, daß für die Korrektheit des von uns vertretenen Standpunkts jetzt ein ebenso unerwarteter wie maßgebender Zeuge aufgetreten ist. Die „Befreiung", die von uns bereits öfter erwähnte und benutzte vortreffliche Zeitschrift Struves, hat soeben ein kleines Heft ausgegeben: „Finanzminister Witte und der russische Reichsrath über die Finanzlage Rußlands." Protokoll der Plenarsitzung des russischen Reichsraths vom 30. Dezember 1902 (12. Januar 1903).*) Der Herausgeber Struve rechtfertigt zunächst die Veröffentlichung dieses Herrn von Witte sehr be-

*) Stuttgart. Verlag und Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) 1903. Ausgabe der Ossvoboschdenje. Uebersetzt aus dem Russischen. Preis 50 Pf.

Digitized by Google

Digitized by Google

finanzen, d. h. um eine vertrauliche Parallele zu den für die Oeffentlichkeit bestimmten und formell an den Zaren adressirten „Berichten" des Finanzministers über das Reichsbudget.

Es ist nicht nöthig, da die Struvesche Broschüre in einer bequemen Ausgabe in deutscher Uebersetzung vorliegt, hier eine ausführliche Wiedergabe ihres Inhalts vorzunehmen; es genügte, zu konstatiren, daß sie in einer Reihe entscheidender Punkte, wie das auch Struve selbst bereits bemerkt hat, die an dieser Stelle wiederholt vorgetragene ungünstige Auffassung von der Finanzlage Rußlands bestätigt. Wir gehen daher nur kurz auf die wesentlichsten Einzelheiten ein.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir des öftern auf zwei besonders ungünstige Momente in der ökonomischen Situation des russischen Staates hingewiesen haben: auf die Ueberanstrengung der Zahlungskraft des Volkes durch die hohe Besteuerung und auf die verderbliche Rolle, die das ständig wachsende Defizit der Staatseisenbahnwirthschaft spielt. Nach beiden Seiten hin ist es das ebenso zähe wie geschickt verfolgte Bestreben des Herrn von Witte, in seinen offiziellen Berichten dem russischen, namentlich aber dem ausländischen Publikum gegenüber den Anschein hervorzurufen, als ob Alles zum besten stände. Wenn man die Berichte, die er alljährlich während seiner zehnjährigen Amtsthätigkeit herausgegeben hat, durchmustert, so stößt man fortwährend auf allgemeine Versicherungen und spezialisirte Ausführungen darüber, daß der Wohlstand Rußlands in fortgesetztem allgemeinem Wachsthum begriffen sei, daß die Zahlungskraft der breiten Massen nicht nur nicht überanstrengt werde, sondern daß dank der erfolgreichen Finanzpolitik das Verhältniß zwischen Tragkraft und Belastung sich in der Hauptsache günstig entwickle. Nur hin und her findet sich eine leise, kaum dem Wissenden verständliche Wendung, die erkennen läßt, daß es in Wirklichkeit auch dunkle Punkte in diesem Lichtgemälde geben muß.

Während nun noch der Rechenschaftsbericht für 1902 einen besondern Abschnitt dem ausdrücklichen Nachweise der Steigerung in der materiellen Leistungsfähigkeit des Volkes widmet, indem zu diesem Zweck das Wachsthum der indirekten Steuern ins Feld geführt wird — ein Verfahren, auf das wir seiner Zeit bereits als irreführend verwiesen haben — enthüllt der folgende Satz im Journal der Reichsrathsitzung aus dem Munde des Herrn von Witte selbst die wirkliche Situation. „Der Finanzminister", heißt es, „muß vor der allgemeinen Versammlung des Reichsraths zugeben, daß die Belastung der Bevölkerung durch direkte und indirekte Steuern gegenwärtig die äußerste Grenze ihrer Intensität erreicht habe. Eine weitere Belastung der Steuerkräfte würde eine Maßregel bedeuten, die nicht nur zwecklos, sondern bei der gegenwärtigen wirthschaftlichen Lage des Landes sogar überhaupt kaum

Digitized by Google

zulässig wäre. Jetzt muß eine vernünftige Finanzpolitik bestrebt sein, die Mittel zur allmählichen Erleichterung der Steuerlast ausfindig zu machen." Wir brauchen diesem Geständniß nichts weiter hinzufügen, als den Ausdruck der Hoffnung, daß es Rußland unter einer andern und besseren Finanzverwaltung gelingen möge, die ökonomische Krisis, in die es hineingerathen ist, zu überwinden — in seinem wie in unserem Interesse —, daß aber bis dahin die von uns hervorgehobenen Worte an möglichst vielen und möglichst maßgeblichen Stellen in Deutschland gelesen werden mögen!

Muß Herr von Witte schon in dieser Frage den Vorwurf hinnehmen, daß er die allgemeine ökonomische Lage Rußlands wider besseres Wissen fortdauernd schön gefärbt hat, so ist seine moralische Verantwortlichkeit in der zweiten Angelegenheit, der falschen Angabe über die Rentabilität der Staatsbahnen, noch peinlicher, weil es sich nicht um allgemeine Verhältnisse, sondern um bestimmte Ziffern handelt. Unsere Leser werden sich aus meiner Arbeit über das „Finanzsystem Witte" der Ausführungen erinnern, in denen ich den Witteschen Versuch kritisirte, einen Nachweis dahin zu liefern, daß die russische Eisenbahnwirthschaft während der 90er Jahre aus einer Periode des staatlichen Defizits in eine der steigenden Gewinnüberschüsse eingetreten sei. Das Journal der Reichsrathssitzung belehrt uns jetzt darüber, daß jene Deduktion schon damals, als Herr von Witte sie zuerst produzirte, seinem eignen besseren Wissen entgegen gewesen sein muß, denn wir begegnen jetzt seinem Geständniß, daß bereits 1899 nach seiner eignen Auffassung der angebliche Gewinnüberschuß so gut wie Null war und daß von 1900 an eine Periode in den Gewinnverhältnissen der Staatsbahnen beginnt, „welche sich wiederum durch rasch zunehmende Zuschüsse des Fiskus charakterisirt." Zu voller Aufrichtigkeit ringt sich Herr von Witte freilich auch in seinen konfidentiellen Darlegungen über die Eisenbahnwirthschaft noch nicht hindurch. Er gesteht für 1901 „nach den vorläufigen Feststellungen der Reichskontrole" ein Defizit von 33 Mill. Rbl. zu; für 1902 vermuthet er ca. 45 Mill. Rbl. und für 1903 „nicht weniger als 51 Mill. Rbl.", oder wenn man, wie selbstverständlich, die Betriebskosten der mandschurischen Linie hinzuschlägt, 60 Mill. Rbl. Für 1905 schätzt er das zu erwartende Defizit sogar auf 84,5 Mill. Rbl.

Wir haben gesehen (Band 110 S. 382 f.), daß sich in Wirklichkeit das Eisenbahndefizit für 1903 auf 160 Mill. Rubel, d. h. beinahe 350 Mill. Mark stellt, indem nach Herrn von Wittes eigenen Angaben in seinem letzten Bericht die Summe der laufenden Ausgaben 435 Mill. Rubel beträgt, die der Einnahmen nur 425 Mill., während zu den Ausgaben die Verzinsung der Eisenbahnschuld mit nicht weniger als 150 Mill. Rubel jährlich hinzugerechnet werden muß. Herr von Witte gesteht in der Reichsrathssitzung für 1903 statt der 160 nur 60 Mill. Rubel Defizit zu, also ca. ein Drittel des faktisch vorauszusehenden Betrages. Was für ein

Digitized by Google

prinzipielles Ergebniß die russische Eisenbahnwirthschaft für 1904 und 1905 demnach in Wirklichkeit zeitigen wird, wenn man die Witteschen Zugeständnisse, die der Finanzminister aus der Nothwendigkeit jährlich steigender Zuschüsse für den Betrieb der großen asiatischen Bahnen herleitet, zu dem von uns bereits an sich festgestellten Defizit addirt, mag der Leser selbst ermessen. Jedenfalls würden es bereits 1905 nicht unter 200 Mill. Rubel sein, also eine Summe, die als Jahresdefizit (!) eines staatlichen Betriebes geradezu fabelhaft und für jedes denkbare Budget schlechthin ruinirend ist.

Ein dritter kritischer Punkt in den Witteschen Budgets und Rechenschaftsberichten, bei dem die finanzministeriellen Verschleierungskünste ihren Höhepunkt zu erreichen pflegen, liegt in den berühmten „freien Baarbeständen" der Reichsrentei. In seinem Bericht für 1903 konstatirt Herr von Witte zum 1. Januar 1903 einen solchen freien Baarbestand „im Betrage von mindestens 199 Mill. Rubel, abgesehen von den im nächsten Bericht der Reichskontrole (1902) den Mitteln der Staatskasse zuzuzählenden Restsummen aus den geschlossenen Etats". Der Finanzminister fügt dann sogleich hinzu: „Durch diesen freien Baarbestand von 199 Mill. Rubel erscheinen die zur vollständigen Befriedigung des außerordentlichen Staatsbedarfs fehlenden 172,2 Mill. Rubel reichlich gedeckt." Dagegen lesen wir im Journal der Reichsrathssitzung folgende, dem durchaus widersprechenden Bemerkungen: „Als der Reichsrath diese Darlegung (über die dringende Nothwendigkeit, in den verschiedenen Ressorts Sparsamkeit walten zu lassen) in der allgemeinen Versammlung angehört hatte, beschloß er, daß die im Journal des Departements für Staatsökonomie über die finanziellen Voranschläge und die Voranschläge für 1903 angeführten Urtheile höchst beachtenswerth sind, insbesondere im Zusammenhang mit den der allgemeinen Versammlung vom Finanzminister soeben vorgelegten Erwägungen und mit den Erläuterungen des Reichskontroleurs, welcher auf das stetige (fast doppelte) Sinken des Ueberschusses der ordentlichen Einnahmen über die ordentlichen Ausgaben während der drei letzten Jahre und auf den geringen Rest der vorhandenen freien Baarschaft bis zum 1. Januar 1903 (33 Mill. Rubel) aufmerksam machte." Wo nach Herrn von Witte „mindestens 199 Mill. Rubel" vorhanden sein sollen, existiren nach der Mittheilung der Reichskontrolle nur 33 Mill., also genau ein Sechstel. — Wo will also Herr von Witte die 140 Mill. Rubel hernehmen, die folglich „zur vollständigen Befriedigung des außerordentlichen Staatsbedarfs" für das laufende Jahr 1903 noch fehlen?

Man wird nun begreifen, warum sich schon seit Beginn des Jahres die Nachrichten über eine oder mehrere neu bevorstehende russische Anleihen auf dem europäischen Geldmarkt trotz aller Witteschen Dementis mit so großer Bestimmtheit erhalten: Rußland braucht das Geld, braucht es unter allen Umständen; selbst wenn zehnmal offiziell versichert wird, daß keine

Digitized by Google

Anleihe bevorstände, so kann es sich dabei nach Lage der Dinge nur um bloße Spiegelfechterei handeln. Natürlich wird man bei dem wach gewordenen Mißtrauen des Auslands nach Möglichkeit nicht mit offenen Staatsanleihen vorgehen, umsomehr aber mit verdeckten. Am 7. Juni meldete der Finanzkorrespondent der „Frankfurter Zeitung" aus Paris, daß dort die Ausgabe von 60 Mill. Rubel vierprozentiger Prioritäten russischer Privateisenbahnen bevorstehe. Diese angeblich privaten, in Wirklichkeit den staatlichen Schuldverpflichtungen gleichzustellenden russischen Eisenbahnanleihen wurden bisher meistens in Deutschland und Holland untergebracht, während sich der französische Geldmarkt ihnen gegenüber ablehnend verhielt. Jetzt muß Herr von Witte Mittel gefunden haben, auch ihn sich für diesen Zweck zu öffnen. Die „private" Eisenbahnanleihe wird aufgelegt, untergebracht und das Geld fließt angeblich in die Kassen der betreffenden Eisenbahngesellschaften. Diese aber haben es ihrerseits zu nichts Anderem zu benutzen, als dazu, die von der Regierung erhaltenen Vorschüsse sofort an die Staatskasse zurückzuzahlen! Erwägt man vollends, daß sich unter den vermeintlich privaten Gesellschaften z. B. auch die sogenannte „Chinesische Ostbahn", d. h. die große mandschurische Linie befindet, so zeigt sich zur Evidenz, daß diese Eisenbahnanleihen nichts Anderes sind, als versteckte Staatsanleihen.

Eine geradezu ingeniös erdachte Rolle spielen bei diesem System der Eisenbahnanleihen die durch Herrn von Witte mit allen Mitteln geförderten Sparkassen. Hierüber haben dem Finanzminister neulich die „Russkija Wjedomosti" (31. Mai 1903) sehr deutlich den Text gelesen. Die „R. W." geben zunächst einen Ueberblick über das verhältnißmäßig starke Wachsthum der Sparkasseneinlagen, schildern den Eifer, mit dem von Seiten des Finanzministeriums hinter den Einlagen des Publikums hergejagt wird — ein Eifer, der so weit geht, daß Herr von Witte sogar besondere Agenten unterhält, die eine Tantième (!) von den durch sie vermittelten Sparkasseneinlagen beziehen — und stellen dann die Frage: welchen Zweck verfolgt der Finanzminister mit diesem System und was fängt er mit den Sparkassengeldern an?

Die Antwort, die hierauf ertheilt wird, ist interessant. Alle Gelder, die in den Sparkassen eingezahlt werden, gelangen sofort in die Reichsbank, und während sie bei einer andern Organisation des Sparkassenwesens zweifellos eine belebende Wirkung auf die ökonomischen Verhältnisse in der Provinz ausüben könnten, sammeln sie sich auf diese Weise an einem einzigen Zentrum an. Die Wirkung ist die einer Saugpumpe, die das Geld dem Lande entzieht und in das Finanzministerium hineinbefördert. Die Reichsbank kauft ihrerseits für die Sparkassengelder staatliche und vom Staat garantirte Papiere an. Im Besitz der Sparkassenkapitalien, schreitet nun das Finanzministerium zur Ausgabe von Eisenbahnanleihen, namentlich aber zur Kreditgewährung an wirklich und angeblich private Eisenbahngesellschaften. Die Gesellschaften erhalten das Geld und die

Digitized by Google

Regierung steckt die Obligationen ins Portefeuille der Sparkassen. Dabei wird so unbedenklich verfahren, daß z. B. in diesem Jahre den Sparkassen außer 36 Mill. Rbl. vierprozentiger Pfandbriefe der Adelsagrarbank nicht weniger als 75 Mill. Rbl. privater Eisenbahnprioritäten aufgehalst worden sind, d. h. zusammen mehr, als die Sparkassen im Laufe eines Jahres überhaupt an Geldern unterzubringen in der Lage sind. In den Sparkassen liegen dann die Eisenbahnpapiere, bis sie, nach dem Ausdruck der „Frankfurter Zeitung", „marktreif" sind, und dann werden sie — ins Ausland verkauft, wie jetzt die in Paris zur Auflegung gelangenden 60 Mill. Rbl. Prioritäten. Auf diese Weise wirken die Sparkassen für den Finanzminister als eine Art Vorschußinstitut auf später zu realisirende auswärtige Anleihen, während sie aus dem Lande selbst auf die schädlichste Weise die ohnehin spärlich vorhandenen Baarmittel heraussaugen. Auch der Charkower Nationalökonom Migulin übt an diesem System der Verquickung zwischen Eisenbahnanleihen und Sparkassen, das nach seinen Mittheilungen in besonderem Umfange zur Beschaffung des Geldes für die Chinesische Ostbahn in Wirkung gesetzt worden ist, eine scharfe Kritik.

Außer der Struveschen Publikation ist aber neuerdings noch ein weiteres interessantes Dokument zum Thema „Finanzsystem Witte" erschienen: ein Kommentar Butmis zu dem Witteschen Finanzbericht für 1903 Es wird dem Leser erinnerlich sein, daß ich die frühere auf den Bericht für 1902 bezügliche Denkschrift Butmis in meinem ersten Artikel über das Finanzsystem Witte vor einem Jahr benutzt habe. Ueber ein halbes Jahr später gelangte ein Exemplar derselben Butmischen Schrift an die Londoner „Finanzchronik", wurde dort in der falschen Voraussetzung, etwas Neues zu bringen, in extenso publizirt und ging dann im Auszuge durch zahlreiche deutsche und ausländische Zeitungen. Niemand erkannte, daß hier lediglich eine unkritische Wiederholung des von mir in den Jahrbüchern bereits gesichteten Materials vorlag. Auch die jetzige Denkschrift Butmis ist in der „Finanzchronik" erschienen (Nr. 20 und 21), und diesmal hat die Veröffentlichung den Vorzug, neu zu sein. Voraussichtlich wird sich bei anderer Gelegenheit für uns noch die Nothwendigkeit ergeben, auch auf diese Kritik Butmis an dem Witteschen Bericht in einzelnen Punkten zurückzukommen; für diesmal aber will ich nur zwei interessante Punkte hervorheben, nämlich erstens, daß Butmi das russische Eisenbahndefizit für 1903 fast genau ebenso hoch berechnet, wie wir im Februarheft der Jahrbücher, nämlich 155,6 Mill. Rbl., und zweitens seinen ebenso kurzen wie überzeugenden Nachweis der bodenlosen Unzuverlässigkeit in den Witteschen Angaben über die „freien Baarbestände". Es handelt sich dabei um die Behauptung, die Berliner Anleihe von 1902 sei für die Realisirung des Budgets von 1903 „garnicht erforderlich" gewesen. Butmi setzt dem einfach folgende Rechnung entgegen:

„Der freie Baarbestand hat sich, laut des allerunterthänigsten Berichtes des Finanzministers, von 268,4 Mill. Rbl. gegen Ende des Jahres

Digitized by Google

1901 zum Ende des Jahres 1902 verringert bis auf 199,2 Mill. Rbl. Ziehen wir den Erlös der Berliner Anleihe nicht in Betracht (172,6 Mill. Rubel), so müssen vom freien Baarbestande zum 1. Januar 1903 26,6 Mill. Rbl. übrig bleiben.

Es wäre interessant, zu erfahren, wie der Finanzminister es verstanden hätte, aus diesen 26,6 Mill. Rbl. 172,1 Mill. Rbl. zu entlehnen, um das Budget für das Jahr 1903 abzuschließen.

Also, wenn wir die Erklärung des allerunterthänigsten Berichtes in Betracht ziehen, daß die Berliner Anleihe bei der Aufstellung des freien Baarbestandes nicht in Berechnung zu ziehen sei, so erhielten wir einen freien Baarbestand zum 1. Januar 1903 gleich 26,6 Mill. Rbl.

Mit dieser Berichtigung des Budgets für das Jahr 1903 kämen wir zum folgenden Schluß:

Staatseinnahmen:

	in Mill. Rbl.
Ordentliche	1897.1
Außerordentliche	2.5
	1899.6
Aus dem Rest des freien Baarbestandes	26.6
Defizit	145.5
	2071.7

Staatsausgaben:

Ordentliche	1880.4
Außerordentliche	191.3
	2071.7"

Alle diese Stimmen lassen an der Thatsache, von der wir uns ja schon seit Jahr und Tag haben überzeugen müssen, kaum mehr einen Zweifel übrig: daß die finanziellen Zustände Rußlands in voraussichtlich nicht mehr zu langer Frist einer Katastrophe zutreiben. Es ist vollkommen undenkbar, daß sich das jetzige System der auswärtigen Politik, der kolossalen Eisenbahnbauten, des ins Ungeheure wachsenden Goldtributs an das Ausland, dauernd fortführen läßt. Der Zeitpunkt kann nicht mehr fern sein, wo Rußland zwischen der Fortführung seiner großen Politik und der Einlösung seiner finanziellen Verpflichtungen an das Ausland wird wählen müssen. Es kann kaum ein Zweifel sein, wohin die Wahl fallen wird. Handelt Rußland nach dem Vorgange der Türkei, Griechenlands, Portugals und anderer Staaten, die sich in ihrem auswärtigen Kredit übernommen hatten, d. h. reduzirt es seine auswärtigen Zinsen auf die Hälfte oder ein Drittel des anfänglich festgesetzten Betrages, so hat es mit einem Schlage eine Hauptquelle seiner Finanznoth verstopft, ja mehr als das: es ist in Kurzem wieder kreditfähig. Moralische Bedenken gelten

Digitized by Google

gegenüber politischen Nothwendigkeiten nicht, und die Geschichte zeigt nicht nur das Beispiel kleiner, sondern auch das sehr großer Mächte, die vor dem Staatsbankerott nicht zurückgescheut sind und schon kurze Zeit hinterher wieder genügenden Kredit besaßen. Wenn Herr von Witte, wie es thatsächlich sehr bald der Fall sein wird, vor der Wahl steht, entweder seinem Kaiser zu erklären, es gäbe schlechterdings keine Möglichkeit weiter, die zur Fortführung der russischen Politik erforderlichen Mittel heranzuschaffen, und er müsse daher, wenn es bei dieser Politik bleiben solle, um seinen Abschied bitten — oder den auswärtigen Gläubigern Rußlands mitzutheilen, Rußland könne um seiner politischen Weiterexistenz als Weltmacht willen an den übernommenen Zahlungsverpflichtungen, so leid es ihm thue, nicht festhalten, so ist es wahrscheinlich, daß ein Mann von der rücksichtslosen opportunistischen Entschlossenheit des russischen Finanzministers die Entscheidung nach der letzteren Seite hin lenken wird. Es giebt auch schon gewisse Zeichen, in denen sich die kommenden Ereignisse nach dieser Richtung hin ankündigen. Herr Scharapow z. B., der sich außer mit russischer Wirthschaftspolitik auch noch mit Antisemitismus und Literatur beschäftigt und neuerdings seinen — klingend beeinflußten — Frieden mit Herrn von Witte geschlossen hat, hat einen Roman geschrieben, der nach dem Schema der Zukunftsvision die politische Lage Rußlands über 50 Jahre behandelt. Daß hierbei so ziemlich der ganze Orient und der größte Theil von Asien, ja sogar Ostpreußen, russisches Territorium geworden sind, kann hier auf sich beruhen bleiben; für uns am interessantesten ist die Ausmalung des idealen Zustandes, daß Rußland — keine Schulden mehr hat! Die Methode, die man zur Erreichung dieses Zieles verfolgt hat, ist außerordentlich einfach. Man kam eines Tages zu der Ueberzeugung, daß die Hauptgläubiger Rußlands ja doch die ausländischen Juden seien, und strich kurzer Hand die ganze Staatsschuld aus, wenigstens soweit das Ausland an ihr betheiligt war. Das ist zwar etwas grob gesagt, aber es ist deutlich, und in Finanzsachen sind die deutlichsten Stimmen immer die nützlichsten.

Paul Rohrbach.

Der Königsmord in Serbien. Oesterreich-Ungarn. Die deutschen Wahlen.

Die Nachricht von der Ermordung des serbischen Königs, seiner Gemahlin und seiner Minister in der Nacht des 11. Juni hat in der ganzen Welt einen furchtbaren Eindruck gemacht, aber die politischen Folgen des grauenvollen Ereignisses scheinen für den Augenblick in umgekehrtem Verhältniß zu der Gemüthserschütterung zu stehen, von der sich die Völker getroffen gefühlt haben. Von je haben um den serbischen Thron zwei Familien gerungen und ihn abwechselnd innegehabt — die eine, Obrenowitsch,

Digitized by Google

ist mit König Alexander erloschen, und mit aller denkbaren Beschleunigung haben die Serben das Haupt der anderen, Peter Karageorgewitsch, zu der erledigten Krone berufen. Er hat sie angenommen, und man spricht nur noch von einem Dynastiewechsel in Serbien, wie wenn das politische Leben in diesem Balkanstaat nun mit dem neuen König ungefähr ebenso weitergehen könnte, wie mit dem umgebrachten. Es wird sich bald genug zeigen, daß ein auf solche Art herbeigeführter Thronwechsel nicht ohne schwere Folgen bleiben kann.

Der neue König Peter ist ein älterer, erfahrener, militärisch und politisch gebildeter Mann, und sein Geschlecht, als die Nachkommen des eigentlichen Befreiers der Serben vom Türkenjoch, Karageorgs, des Helden, von einem besseren Rechtstitel als die Obrenowitsch, deren Stammvater Milosch Verdienste hatte, die nur in Eigenschaften der Klugheit und der Verschlagenheit begründet waren. Aber mit diesem durch die Zeit und die Ereignisse doch schon stark verdünnten Rechtstitel und der reicheren Lebenserfahrung und Bildung sind auch die Vortheile des neuen Monarchen erschöpft; dahingegen seine Nachtheile im Vergleich mit seinen Vorzügen sind grenzenlos.

Die Masse des serbischen Volkes besteht aus Bauern, deren Interessenkreis begrenzt ist durch ihre Schweineheerde, ihre Pflaumenbäume und ihre Dorfkirche. Ein vorzüglicher Artikel der „National-Zeitung" verglich ihre Kulturtendenz und Kulturfähigkeit sehr treffend mit der der Buren, wobei natürlich zu Gunsten dieser vorzubehalten ist, daß sie als Protestanten und Bibelleser immerhin wenigstens *ein* überaus starkes Element geistigen Lebens und selbständiger geistiger Kraft besitzen, und zweitens, daß sie nie fremdes Joch getragen haben, wie es Jahrhundertelang in der barbarischsten Form auf den Serben gelastet hat. Selbst von den Buren aber ist es vielen der besten Kenner immer sehr fraglich erschienen, ob sie kultur- und entwicklungsfähig seien; hieran messe man den serbischen Bauern mit seiner Rhaja-Vergangenheit und der Popenkirche, die unter christlichen Namen kaum etwas anderes als einen systematisirten Götzendienst bietet; der bayerische Bauernbund ist eine Erscheinung politischer Genialität neben dem Geist, den ein serbischer Bauernbund zeitigen würde. Jede Kulturausgabe ist ihm eine Verschwendung, Unterhaltung einer Armee und eines Offizierkorps Militarismus, Steuerzahlen das größte aller Leiden und Laster.

In diesem Volk soll parlamentarisch nach einer konstitutionellen Verfassung regiert werden. Gäbe es wirklich nichts als Bauern und Popen, so ginge es vielleicht noch, da es aber immerhin eine Schicht von mehr oder weniger europäisirten Serben, die von Kulturideen, Zivilisationsstreben, Bildungseifer, politischem Ehrgeiz, nationalem Idealismus erfüllt sind, und namentlich auch ein Offizierkorps giebt, das sich in die bäuerliche Gedankenwelt nicht einfügen läßt, so kann in Serbien nur regiert werden, indem eine Zentralinstanz Armee, Verwaltung und Gerichte stramm in die Hand nimmt und den Bauer und Bürger von Fall zu Fall in un-

Digitized by Google

mißverständlicher Weise darüber aufklärt, d. h. ihm auf den Rücken oder sonst einen Körpertheil schreibt, wer zum Volksvertreter taugt und wer nicht. Wahlbeeinflussungen giebt es allenthalben, aber Serbien gehört zu den Ländern, wo die Wahlen nicht beeinflußt, sondern gemacht werden von der Regierung; mit andern Worten: in diesem Lande ist das einzig mögliche Regierungssystem, daß irgend ein Machthaber oder eine Klique sich mit Gewalt der Regierung bemächtigt und sie handhabt, bis sie durch Gewalt wieder vertrieben werden.

Hätten die Serben sich, wie die Griechen, Rumänen und Bulgaren einen europäischen Prinzen zum Fürsten erkoren, so wäre es noch eher möglich, daß die verschiedenen Kliquen der Politiker in parlamentarischen Formen mit einander ringen, die Monarchie sich aber über dem Wechselspiel behauptet. Der parlamentarische König ist zwar nicht viel, aber seine Zugehörigkeit zum hohen Adel Europas wahrt ihm doch immer eine gewisse Stellung; ein Obrenowitsch oder ein Karageorgewitsch aber muß, um auf dem Thron überhaupt etwas zu sein, mehr sein; er kann nicht über den Parteien stehen, er ist selbst ein Stück Partei und er ist in der Lage, die Regierungsmaschinerie und durch sie die Wahlen zu handhaben. So konnte erst König Milan und dann sein Sohn Alexander als konstitutioneller König das Land durchaus persönlich und despotisch regieren und auch Verfassungen beliebig erlassen, wieder aufheben und von Neuem erlassen.

Die Serben behaupten jetzt, sie hätten sich von ihrem König Alexander gewaltsam befreien müssen, weil er nicht gesetzmäßig konstitutionell regiert habe. Das wird vollkommen richtig sein und auch der wahre Grund der Revolution. Aber das despotische Regiment wird darum in Serbien nicht abgeschafft sein, kann auch gar nicht abgeschafft werden bei der sozialen Struktur dieses Volkes. Nur andere Personen sind an die Reihe gekommen.

Was im Einzelnen angegeben wird über die Gründe der Revolution, ist man berechtigt mit dem äußersten Mißtrauen aufzunehmen. Es heißt namentlich, König Alexander habe einen Bruder seiner Frau, einen anmaßenden und albernen jungen Leutnant zu seinem Nachfolger ernennen wollen. Ob das wirklich wahr ist, ist mir denn doch sehr zweifelhaft. Ein 26jähriger König entsagt doch wohl nicht so leicht der Hoffnung, selber einen Erben zu haben; selbst daß Frau Draga ihm noch einen brachte, war nicht absolut ausgeschlossen; sie war noch nicht vierzig Jahr alt. Und welche Komplikationen wären entstanden, wenn der König dem Herrn Lunjewitz einmal das Recht der Nachfolge verliehen, Draga aber gestorben und er aus einer anderen Ehe Söhne erzielt hätte! Alexander müßte wirklich nicht mehr bei Trost gewesen sein, um solche Pläne zu verfolgen, und authentische Belege dafür sind auch nicht vorgebracht. Bald hieß es, der Leutnant Lunjewitz selber habe seine Aussichten in der Betrunkenheit ausgeplaudert — was sich doch wohl auch noch anders deuten ließe — bald, man habe darüber nach dem Morde ein Aktenstück gefunden. Publizirt

Digitized by Google

aber hat man dieses wundersame Aktenstück nicht. Vermuthlich handelt es sich um nichts, als um eine Renommage des Herrn Lunjewitz, die man gern gegen den König ausgenutzt hat.

Ob die Serben ihm wirklich seine Ehe mit der Draga, der Frau aus dem Volke, so sehr übel genommen haben? Die Vergangenheit der Kaiserin Josephine ist einst keine bessere gewesen. Die Franzosen mögen in solchen Fragen laxer denken; auch hat man davon in der Menge weniger erfahren, und Josephine machte durch ihre ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, Grazie und Gutmüthigkeit viel wieder gut, während Frau Draga durch ihr hochmüthiges, intrigantes Verhalten im höchsten Grade gereizt haben soll.

Wie viel oder wie wenig nun auch die Direktionslosigkeit dieser Eheschließung und die persönlichen Gehässigkeiten und Bosheiten, auch Lächerlichkeiten, die sich daran geschlossen haben, mitgewirkt haben, ein wesentliches Moment, ist schließlich gewiß noch in der auswärtigen Politik zu suchen. Nicht, daß von irgend einer Seite eine Einwirkung stattgefunden hätte, aber König Alexander wäre aller Unzufriedenheit Herr geworden, wenn er nur eine erfolgreiche, wenn er nur eine aussichtsvolle auswärtige Politik hätte führen können. Dazu aber war er nicht in der Lage. Der Sultan auf der einen, das friedliebende Europa auf der anderen Seite halten eine so feste Hand über die Balkanhalbinsel, und die Konkurrenz der Serben, Bulgaren, Griechen, Albanesen untereinander ist so groß, daß die nationale Idee der Serben nur überaus geringe und ferne Zukunftschancen hat. So konnte Alexander, wie er auch zwischen Rußland und Oesterreich hin- und herlavirte, seinem Volke nichts bieten, und ohne eine positive auswärtige Politik kann ein König, dessen Haus nicht aus unvordenklichem Recht regiert, auch kein Verhältniß zu seiner Armee und seinem Offizierkorps gewinnen. Alexander scheint diesem zuletzt maßgebenden Faktor auch mit ganz besonderem persönlichen Ungeschick begegnet zu sein, während sein Vater Milan das Offizierskorps mit sicherem Takt zu behandeln wußte. Alexander aber hat es nicht einmal regelmäßig bezahlt. So ist denn endlich gerade hier die allgemeine Empörung zum Ausdruck und Ausbruch gekommen. So lange das Offizierkorps zu ihm hielt, hatte der König nichts zu befürchten, indem seine eigenen Offiziere sich gegen ihn verschworen, war er verloren.

Der neue König, wenn auch mit keiner Draga belastet, wird es nun noch unendlich viel schwerer haben, als Alexander. Zunächst Europa gegenüber. Durch die Art, wie die Revolution ausgeführt worden ist, hat sich das serbische Volk außerhalb der Kulturnationen gestellt. Die Ermordung des Königs selbst mögen die Serben sich und Anderen als einen politischen Akt darstellen, den sie, um das Land zu retten, nicht hätten vermeiden können. Die Ermordung der Frau aber und ihrer Brüder, die in dem Augenblick, wo der König ausgelebt hatte, nichts mehr waren, und die Ermordung der Minister im Kreise ihrer Familien sind Thaten, die jeden politischen Mantels entbehren und als Akte der reinen Bestialität dastehen.

Digitized by Google

Der Kaiser Franz Joseph hat in sehr schönen und würdigen Ausdrücken in seiner Begrüßung an den neuen König die moralische Stellung, in die Serbien gekommen ist, gekennzeichnet und die russische Regierung hat direkt Bestrafung der Mörder verlangt. Aber es ist klar, daß König Peter nicht in der Lage ist, diesem Verlangen nachzukommen. Die Mörder werden nicht nur unbestraft, sondern sie werden auch in den leitenden Stellen des serbischen Staates bleiben, und die neue Regierung wird das zu empfinden haben. Die Offizierkorps aller europäischen Nationen bilden bei aller Feindseligkeit doch eine große ritterliche Gemeinschaft, die gewisse Begriffe von Ehre und Kriegsrecht gleichgesinnt hochhält. Aus dieser Gemeinschaft wird das serbische Offizierkorps, das die Meuchelmörder und Schlächter unter sich duldet, künftig ausgeschlossen sein. Auf die Stimmung innerhalb dieses Offizierkorps selbst wird das nicht ohne Rückwirkung bleiben: man wird vom König verlangen, daß er Abhilfe schaffe und unzufrieden mit ihm sein, wenn er es nicht kann.

Vor Allem aber: König Peter hat sich verpflichten müssen, konstitutionell zu regieren und eine solche Regierung giebt es in Serbien nicht. Konstitutionell regieren, heißt in Serbien nur: die Polizei und die Wahlmache Anderen überlassen. Wem denn? Zunächst den augenblicklichen Inhabern. Beim ersten Versuch einer selbständigen Handlung haben diese den neuen König sofort belehrt über das, was konstitutionell sei: er hat die drei Offiziere, die ihm entgegengeschickt waren, befördert, sein Kriegsminister hat ihn kühl gebeten, das zu unterlassen oder vielmehr wieder rückgängig zu machen, und erst auf Zureden sich bereit gefunden, seine Zustimmung zu geben. Dazu gehörten die drei Beförderten selber zu den Königsmördern. Natürlich werden diese sehr bald noch weiter über die Vertheilung der Beute in Unfrieden gerathen. Hinter ihnen aber stehen die Angehörigen und Freunde der Ermordeten; solche, die jetzt aus Amt und Brot vertrieben werden, schließlich auch republikanische Schwärmer. Die Offiziere verlangen Sold und Avancement; die Bauern Steuerentlastung. Wie ist es denkbar, daß aus solchen Elementen eine dauernde parlamentarisch geregelte Ordnung geschaffen werde? Anders aber, als die Balkanfürsten, die europäischen Häusern entsprossen sind, wird König Peter Karageorgewitsch persönlich in all die Kliquen und Kämpfe, die entbrennen, hineingezogen werden — dafür ist er ja selbst Serbe und Nachkomme eines Parteihaupts. Das Ende wird sein: neue Unruhen, Komplikationen solcher Unruhen mit einer der allgemeinen Balkanbewegungen und — Einrücken der Oesterreicher, um Frieden zu stiften. Es hängt nur von der Frage der Kompensation Rußlands ab, daß das nicht etwa schon morgen geschieht.

* * *

Oder ist das alte Habsburgische Reich etwa selber schon nicht mehr festgefügt genug, um noch lange zusammenzuhalten, geschweige denn neue Bewohner aufzunehmen?

Digitized by Google

Die jüngsten Nachrichten aus Pesth haben, man möchte sagen, etwas Beschämendes. Die Regierungen der beiden Reichshälften haben für das gemeinsame Heer eine kleine Vermehrung beantragt und das Wiener Parlament hat sie angenommen unter der Bedingung, daß auch das ungarische zustimme. Ungarn ist die kleinere Hälfte des Doppelstaates; in Ungarn regieren ausschließlich die Magyaren, die nur knapp die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Von diesem magyarischen Parlament wiederum die Minorität hat sich beifallen lassen, gegen die Heeresvorlage Obstruktion zu machen, und nach längerem Kampf hat Kaiser Franz Joseph sich entschlossen, nachzugeben. Das bisherige Ministerium von Szell ist zurückgetreten, der neue Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary hat sich persönlich zu dem Führer der Opposition begeben und ihm die Zurückziehung der Heeresvorlage angezeigt. Hat ein Staatswesen, in dem eine solche dreifach potenzirte Minorität die Regierung lahmlegen kann, noch eine Zukunft?

Es scheint unglaublich, und doch gerade, weil es so unglaublich ist, muß man auch wirklich noch nicht glauben, daß das das Ende sei: eine Großmacht hat Kräfte in sich, die lange latent sein können und doch noch einmal mächtig hervorbrechen. Hinter all diesem Stolz und diesen Augenblickserfolgen des Magyarenthums steht ja gar keine wirkliche Macht. Das gewaltige Preußen wird mit seinen drei Millionen Polen nicht fertig, sondern sogar Schritt für Schritt zurückgedrängt, wie soll es möglich sein, daß die neun Millionen Magyaren die ihnen an Zahl gleichen Deutschen, Slaven und Rumänen wirklich magyarisiren, daß diese nicht vielmehr sich einmal auf ihre Masse besinnen und gegen die Gewaltherrschaft auflehnen, umsomehr, wenn die Magyaren so thöricht sind, sich mit der Monarchie, die zuletzt doch noch immer das Instrument der Macht, die Armee, in der Hand hat, zu verfeinden? Wir sind von Serbien ausgegangen und zu der Vermuthung gelangt, daß doch über kurz oder lang aus der blutigen Saat Früchte aufgehen werden, die den benachbarten Großstaat zwingen, zur Sichel zu greifen; wer weiß, ob nicht gerade dieser Zwang der auswärtigen Politik auch einmal das Heilmittel für die inneren Nöthe Oesterreich-Ungarns bringen wird. In dem Augenblick, wo das Trompetensignal zur Mobilmachung durch das Land getönt ist, sehen sich alle Dinge anders an; ein Armeekorps von deutschen, polnischen und kroatischen Regimentern in Pesth ist stärker als die stärksten Parlamentsreden. Der heutige ungarische Staat beruht nicht auf unabänderlichen Naturverhältnissen, sondern ausschließlich auf einem künstlichen Wahlsystem und auf der Handhabung der Verwaltung und Polizei durch magyarische Beamte; beides kann durch eine energische, auf Truppen gestützte Regierung binnen ganz kurzer Zeit so verändert werden, daß es nie wieder hergestellt werden kann. Sind die Deutschen, Slovaken, Kroaten, Serben, Rumänen erst einmal ihrer Zahl und dem natürlichen Recht entsprechend im Pesther Parlament vertreten, so ist es mit der Herrschaft der Magyaren für alle Zeit vorbei. So lange diese sich damit begnügten, die politische Herrschaft auszuüben, im Uebrigen

Digitized by Google

aber die Nationalitäten ungekränkt und namentlich den Deutschen und der deutschen Sprache ihren natürlichen Vorrang zu lassen, konnte sich das durch den Dualismus im Jahre 1867 geschaffene Staatswesen behaupten. Das ist den Magyaren nicht genug gewesen. Theils aus bloßer Großmannssucht, theils aus instinktiver Furcht*) vor der Ueberlegenheit der deutschen Kultur und Sprache haben sie den tollen Gedanken gefaßt, alle Nationalitäten innerhalb ihres Reiches, die wie gesagt die volle Hälfte der Seelenzahl ausmachen, gewaltsam zu magyarisiren, ihnen nicht nur die eigene Sprache zu nehmen, sondern ihnen dafür die magyarische zu geben, die weder einen eigenen Kulturwerth hat, noch für einen praktischen Zweck in der Welt brauchbar ist. Ein Mensch, der nichts als deutsch kann, kann damit immer schon recht weit kommen; selbst ein Mensch, der nichts als russisch kann, hat eine weite Sphäre möglicher Thätigkeit. Ein Mensch aber, der nichts als magyarisch kann, ist, als ob ihm ein Sinn fehlte, als ob er blind oder taub wäre, sobald er aus den engsten Heimathsgrenzen heraustritt. Man braucht sich nur die ganze Groteskheit des Großmagyarenthums einmal vorzustellen, um zu sehen, daß hierauf nothwendig über kurz oder lang eine scharfe Reaktion einsetzen muß. In der Hand der Dynastie liegt es, ob, wann und wie sie einsetzen soll — und nun fangen die edlen Magyaren gar noch an, sich auch mit der Dynastie anzulegen!

Wägt man die Kräfte, die sich da gegenüberstehen, so scheint es doch noch nicht so ausgeschlossen, daß der alten Dynastie Habsburg noch eine Zukunft blühe. Es hängt nur daran, ob sie unter ihren Dienern noch einmal einen Mann findet.

* * *

„In dem Augenblick, wo die Regierung und die konservativen Parteiführer zusammen den Entschluß fassen, sitzen die Herren Dr. Hahn, Dr. Rösicke und Dr. Oertel auf der Straße" — schrieben die „Preuß. Jahrbücher" im Oktoberheft 1902 (S. 184). Jetzt haben die Regierung und die konservativen Parteiführer nicht einmal einen wirklichen Entschluß gefaßt; es hat genügt, es dem Volke anheimzugeben — und jene Herren sitzen draußen, sind aus dem Reichstag entfernt. Das ist das große entscheidende Ereigniß bei diesen Wahlen. Die Gefahr, daß sich unsere konservative Partei in eine Interessengruppe verwandelte, ist beseitigt. Der

*) Daß dies ein wesentliches Moment des magyarischen Fakatismus ist, ist einleuchtend dargelegt in der Broschüre „Das Deutschthum in Ungarn" von Dr. S. Radó. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 96 S. Der Verfasser ist so verblendet in seinen magyarischen Fanatismus, daß er in einem Athem alle die Verfolgungen, über die die ungarischen Deutschen sich beschweren, rundweg ableugnet, und zugleich beweist, daß diese Verfolgungspolitik keine Willkür, sondern, wie er meint, durch eine unvermeidliche historische Nothwendigkeit geboten sei. Denn wenn das Magyarenthum das Deutschthum nicht mit äußerster Kraft abwehre, werde es von dessen natürlicher Ueberlegenheit verschlungen werden.

Digitized by Google

Terrorismus, mit dem der Bund der Landwirthe die konservativen Abgeordneten bedrängte, ist gebrochen. Statt der Drohung: „wer nicht stramm agrarisch stimmt, fliegt bei den nächsten Wahlen hinaus", wird jetzt in den geheimen konservativen Fraktionssitzungen die Warnung Trumpf sein: „wer den Agrarismus überspannt, riskirt sein Mandat." Nicht daß die Zahl der agrarischen Mandate in dem neuen Reichstag um einige wenige geschwächt ist, ist von Bedeutung; die Majorität ist agrarisch nach wie vor — aber daß das exklusive Agrarierthum, der Bund der Landwirthe, der nicht Politik, sondern eine intransigente Interessenwirthschaft treiben wollte, an die Wand gedrückt ist, das ist die entscheidende Signatur dieser Wahl.

Die Regierung wird sich unzweifelhaft nach wie vor alle Mühe geben, die mit dem Reichstag vereinbarten agrarischen Minimalzölle zu erlangen; sollten sich, wie es ja wahrscheinlich ist, Rußland und Oesterreich schließlich nicht darauf einlassen, so wird bei der neuen Zusammensetzung des Reichstages trotzdem ein Handelsvertrag durchgesetzt werden können. Der Weg ist von jetzt an frei nicht nur für die Fortsetzung der Caprivischen Handelspolitik (unter möglichster Berücksichtigung der Bedürfnisse der Landwirthschaft), sondern auch für den Wiederzusammenschluß der bürgerlichen Parteien zum Kampf gegen die Sozialdemokratie, der durch das wahnwitzige Gebahren des Bundes der Landwirthe unmöglich geworden war.

Vierundzwanzig Sitze hat die Sozialdemokratie gewonnen und ist damit auf zweiundachtzig Mandate gestiegen. Das ist ungefähr das, was man von vornherein ziemlich allseitig erwartet hat. Die Frage ist, ob wir in dieser Vermehrung eine Etappe konstanten Steigens zu sehen haben, so daß das nächste und übernächste Mal die Genossen abermals um ein bis zwei Dutzend stärker auftreten würden, oder ob nur die ganz ungewöhnlich günstigen Bedingungen der diesmaligen Wahl dem Radikalismus so zu Hilfe gekommen sind.

Die günstige Bedingung der diesmaligen Wahl war für die Sozialdemokratie eine doppelte. Der eigentliche geistige Gegenpol gegen die Strebung dieser Partei ist der Patriotismus, die nationale Gesinnung. Auch sehr viele Arbeiter, die aus Klassenempfindung mit der Sozialdemokratie gehen, sind darum doch nicht jeder patriotischen Ader bar. Aber der Pulsschlag dieser Ader war heuer matt, kaum zu spüren. Die gemeinsame Wahlparole, die alle Stände vereinigt und über alle Klassenunterschiede hinweggreift, fehlte. Statt dessen stand die Wahl ausschließlich unter dem Zeichen der Handelspolitik, und nicht nur gab die „Brotvertheuerung" den fruchtbarsten aller Agitationsstoffe, sondern das Prinzip, das die Sozialdemokratie verfocht, daß es für Deutschland an der Zeit sei, das Schutzzollsystem nicht sowohl zu verstärken, als eher zu mäßigen, gilt in den weitesten Kreisen des Bürgerthums als das richtige. Man hat die Thatsache, daß die besondere Frage der Handelspolitik es gewesen sei, die diesmal die Segel der Sozialdemokratie geschwellt, bestreiten wollen mit dem Hinweis, daß doch die bürgerlichen Parteien, die auf derselben Seite fochten, dabei

Digitized by Google

nicht nur nichts gewonnen, sondern noch ein Drittel ihrer Mandate eingebüßt hätten. Der Einwand, so frappant er scheint, ist doch nicht stichhaltig; die Frage der Handelspolitik war ja nicht die einzige, die die Wahlen bestimmte, sondern nur ein verstärkendes Moment; nun ist aber die soziale Basis, auf die sich die beiden freisinnigen Parteien stützen, so überaus schmal und dünn, daß sie eine rechte Zugkraft unter keinen Umständen mehr entfalten können. Wenn denn einmal das oppositionelle Gefühl angeregt ist, so geht die Menge auch gern gleich zur Sozialdemokratie, wo die Masse imponirt. Der eigenthümliche Modus unseres Stichwahlsystems verschärft die Wirkung. Die freisinnigen Gruppen haben einen großen Theil ihrer Mandate deshalb verloren, weil sie durch die Sozialdemokraten aus der Stichwahl gedrängt sind, was dann nicht selten die Folge hatte, daß nun bei dieser Stichwahl nicht der Sozialdemokrat, sondern der Konservative siegte. Trotz des Niederganges der bürgerlichen Linken kann es also keiner Frage unterliegen, daß das freihändlerische Interesse im höchsten Grade beigetragen hat zum Siege der Sozialdemokratie, selbst da, wo sich, wie z. B. in Bremen, zwei Schutzzollgegner einander gegenüberstanden, denn auch hier galt doch der Sozialdemokrat als der noch unbedingtere und entschlossenere Gegner jeder Brotvertheuerung.

Wer aber will es den Arbeitern verdenken, wenn sie dieser Parole folgen, da doch der stärkste und konservativste der besitzenden Stände, die Landwirthschaft, das Prinzip des Standes-Interesses als das leitende in der Politik proklamirt hatte? Man unterschätze doch solche ideellen Rückwirkungen nicht. Schon lange haben weder die konservative noch die nationalliberale Partei in ihren Programmen etwas, was einen denkenden Arbeiter ihnen zuführen könnte (abgesehen von dem Staatsgedanken als solchen) — nun gar die agrarische Agitation mit ihren grob materialistischen Argumenten: es war nicht anders möglich, als daß die Arbeiter, die doch die meisten sind, daraus *ihre* Konsequenzen zogen.

Noch speziell günstige Verhältnisse haben die Sozialdemokratie schließlich im Königreich Sachsen unterstützt. Als hier jene Wahlrechtsreform eingeführt wurde, die die große Masse des sächsischen Volkes praktisch von der Vertretung, die sie bereits in der Kammer besaß, wieder ausschloß, da wurde in diesen „Jahrbüchern" sofort darauf hingewiesen, daß das nicht nur für Sachsen sich als höchst unheilvoll erweisen, sondern namentlich auch, daß es sich am Reiche rächen werde. Alle Unzufriedenheit, die die sächsische Regierung erregt, und sie ist ja in dieser Beziehung von je überaus fruchtbar gewesen, hat nun keinen anderen Weg sich zu äußern, als bei der Reichstagswahl. Diese sächsische Wahlreform war der schwerste Akt der Untreue am Reich, den dieses seit seinem Bestande von einer Einzelregierung erfahren hat. Um sich selber die kleine Unbequemlichkeit einer sozialdemokratischen Opposition im Landtage vom Halse zu schaffen, lud man die Last aufs Reich ab. Die

Digitized by Google

moralischen Kräfte, mit denen man die Sozialdemokratie hätte bekämpfen können, wurden gelähmt; alle aufgeklärten, humanen, freudig und thatkräftig in die Zukunft schauenden Köpfe, die idealistisch angehauchte Jugend, wandte sich mit Widerwillen ab von einem Regierungssystem, das sich so sehr gegen den Zeitgeist versündigen konnte. Die Besseren unter den Nationalliberalen, die vergeblich opponirten, wurden tief verstimmt. Die nationalliberale Partei als solche, von der ein großer Theil den Gewaltakt mitmachte, war innerlich gebrochen und blieb nur noch ein Anhängsel der Konservativen. Grobe Fehler der sächsischen Finanzverwaltung sind noch in den letzten Jahren hinzugekommen. So ist denn das Ergebniß, daß das Königreich Sachsen im nächsten Reichstag durch 22 Sozialdemokraten und einen Antisemiten, keinen Konservativen, keinen Liberalen vertreten sein wird, kaum verwunderlich.

Nehmen wir alle diese Momente zusammen, so möchte die Vermehrung der sozialdemokratischen Mandate im ganzen Reich nicht nur nicht als hoch, sondern sogar als recht gering erscheinen, besonders wenn wir hinzunehmen, daß die Partei im Ganzen wohl 31 neue Sitze gewonnen, aber auch 7 alte verloren hat. Sieben neugewonnene Sitze sind lange nicht so viel werth wie sieben alte, die man behauptet hat; durch diese sieben verloren gegangenen Sitze unter den jetzigen, so unvergleichlich günstigen Umständen haben auch die diesmaligen Wahlen bewiesen, wie locker trotz aller Erfolge die Sozialdemokraten im Boden der Wählerschaft haften. Die Million Stimmen, die sie im ganzen Reich mehr haben als das letztemal sind kein Gegenbeweis, denn unter dieser Million sind sehr viele, die nicht Sozialdemokraten sind, und daß in sämmtlichen Wahlkreisen gewisse Minoritäten ihren Anschauungen zuneigen und allmählich von der Agitation ergriffen werden würden, war von vornherein sicher. Der Gewinn von vierundzwanzig Mandaten ist unter den obwaltenden Umständen sogar als mäßig zu bezeichnen, und auf keinen Fall folgt aus diesen Wahlen, daß die Sozialdemokratie noch in einem konstanten Aufstieg begriffen sei, sondern es ist ebenso gut möglich, daß das nächste Mal, wenn die Umstände einmal den Gegenparteien den Wind in die Segel führen, die Sozialdemokratie von der stolzen Höhe, die sie heute erreicht hat, wieder heruntergefegt wird.

Der neue Reichstag wird, da, was die Sozialdemokratie gewonnen, die bürgerliche Linke zum größten Theil verloren, in den Hauptfragen ziemlich dieselben Abstimmungsziffern zeigen wie der vorige. Wenn wir bei seiner Zusammensetzung etwas besonders bedauern, so ist es, daß auch diesmal dem Führer der Nationalsozialen, Friedrich Naumann, sich nirgends eine Pforte zum Eintritt geöffnet hat. Der idealistische Gedanke, eine nationale Arbeiterpartei zu schaffen, hat sich als für diese Welt zu schön erwiesen; zwar ist wenigstens ein Vertreter dieser Gruppe, Herr von Gerlach, in das hohe Haus eingezogen, aber so viel diese muntere und eigenthümliche Persönlichkeit auch dazu beitragen wird, die Verhandlungen zu be-

Digitized by Google

leben, eine fruchtbare Wirkung kann, da allenthalben sonst der Parteigedanke sich als nicht tragkräftig genug erwiesen hat, von ihm allein nicht ausgehen. Nur als Persönlichkeit wird wohl Herr von Gerlach eine Bereicherung unserer Volksvertretung bilden. Wie nöthig hätte sie solche Bereicherungen gehabt! Wenn bloß Herr Naumann Mitglied geworden wäre, wäre schon die ganze Physiognomie eine andere geworden. Aber als Hauptunterschied des jetzigen Reichstags von seinem Vorgänger wird man vielleicht künftig empfinden, daß zwar die Parteiverhältnisse nur wenig verschoben, das intellektuelle Niveau aber noch niedriger geworden sei. Mancher wird bestreiten, daß das überhaupt noch möglich sei, aber wenn man die Liste der Gebliebenen überschaut, sieht man, daß es wirklich noch möglich war. In Herrn Büsing hatten die Nationalliberalen noch einen Mann, der sich für den Präsidentenstuhl qualifizirte; Herr Bassermann hat zwar nicht gehalten, was er zu versprechen schien, man konnte aber doch immer noch auf ihn eine gewisse Hoffnung setzen. Beide sind so wenig wiedergekehrt, wie Herr Dr. Barth, der Führer der „Freisinnigen Vereinigung", dem Niemand das Zeugniß versagen kann, daß er sich in seiner parlamentarischen Laufbahn nicht bloß vorurtheilslos und entschlossen, sondern auch lernfähig gezeigt hat. So wird der neue Reichstag noch langweiliger und noch weniger besucht sein als der vorige, die Beschlußunfähigkeit ebenso dauernd und die Geringschätzung, die die öffentliche Meinung ihm zollt, noch größer sein.

Von vielen Seiten hört man bei dieser Sachlage den Stoßseufzer, daß die bestehenden Parteien doch eigentlich alle verbraucht und daß es an der Zeit sei, auf eine neue Parteienbildung zu denken. Wohin soll die Jugend sich wenden? Man lächelt, wenn man hört von „nationalliberalen Jugendvereinen" — es klingt wie „jugendliche Greise". Als Herr Bassermann auf dem nationalliberalen Parteitag die Sentenz wagte, Deutschland lechze nach etwas mehr Liberalismus, da jubelte ihm Alles zu. Aber Herr Bassermann ist nicht fähig gewesen, diesem Wort auch nur die allerkleinste That folgen zu lassen. Ich füge ausdrücklich hinzu, daß ich ihm seine Mithilfe für die Knebelung der Obstruktion durch den Antrag Kardorff keineswegs etwa als einen Fehler, sondern als ein staatsmännisches Verdienst anrechne. Unter keinen Umständen durfte man der Opposition einen solchen Sieg lassen, der Präzedenzfall wäre zu gefährlich gewesen. Aber indem der nationalliberale Führer mit in die Phalanx der Vertheidiger des verfassungsmäßigen Zustandes eintrat, hätte er gleichzeitig durch irgend eine Aktion dafür Sorge tragen müssen, daß der liberale Charakter seiner Partei eindrücklichst dokumentirt wurde. Unser öffentliches Leben bietet ja, du lieber Gott, so viel Gelegenheiten, an denen sich ein Parteiführer die Sporen eines freimüthigen Liberalen verdienen kann! Herr Bassermann ist für eine solche That nicht geschickt oder nicht energisch genug gewesen, so daß die Nationalliberalen durch seine Führung nur um so fester an die Rechte gekettet erscheinen. Von den Führern, die geblieben sind, ist nicht

Digitized by Google

viel zu erwarten. Einer von ihnen, Herr Dr. Sattler, hat sich sogar, wie schon öfter, so auch während dieser Wahlkampagne einen Meisterstreich geleistet. Zu den wenigen Mitgliedern unserer Volksvertretung, die als Persönlichkeiten eine Bedeutung in Anspruch nehmen können, gehört Herr Richard Rösicke. Als Großindustrieller und Führer in seiner Industrie, der Brauerei, ist er praktischer Sozialpolitiker im größten Stil; es giebt heute keinen Mann der Praxis, dessen Name mit größerem Respekt auch in den Kreisen der Wissenschaft genannt wird als der seine; noch vor einiger Zeit hat er in der „Sozialen Praxis" einen Vortrag über die sozialen Aufgaben, die noch vor uns stehen, veröffentlicht, der an Klarheit der Auffassung und Energie des Denkens unübertrefflich, geradezu hinreißend genannt werden muß. Herr Richard Rösicke gehört zur „Freisinnigen Vereinigung", steht also der nationalliberalen Partei noch nicht so sehr fern, aber er gehört doch nicht zur Fraktion, und das genügte für Herrn Dr. Sattler, eigens in den Wahlkreis des Herrn Rösicke zu reisen, Dessau, um dort gegen ihn eine Rede zu halten! Solche Führer hat die nationalliberale Fraktion und da spricht man von „Vereinen der nationalliberalen Jugend!" Was für junge Leute das wohl sind, die sich einer solchen Partei anschließen mögen?

Glücklicher Weise ist Herr Rösicke trotz Herrn Sattler wiedergewählt worden, ein Beispiel, daß praktische Sozialpolitik doch auch für die Wahlpolitik nicht so ganz unnützlich ist, um so eindrucksvoller, als der alte Wahlkreis des Herrn von Stumm, Ottweiler, jetzt verloren gegangen ist.

Ein so unerquickliches Bild die heutige nationalliberale Partei in ihrem Marasmus bietet, zu ersetzen scheint sie mir vorläufig doch noch nicht. Das Elend muß entweder noch viel größer oder es muß etwas ganz Neues eintreten, um eine neue Parteibildung aufsprießen zu lassen. Wie müßte sie aussehen, um mit der heutigen Sozialdemokratie rivalisiren und ihr zugleich Widerstand leisten zu können? Oder wird uns das Neue aus der Sozialdemokratie selber kommen?

Ist es überhaupt möglich, daß eine Partei, die einmal, wenn schon unter besonders günstigen Umständen, ein starkes Fünftel der sämmtlichen Reichstagsmandate innehat, dauernd in der reinen Negation beharre und nicht endlich ein positives Verhältniß zum Staatswesen gewinne? Sehr passend ist gerade vor Kurzem eine kleine Broschüre erschienen*), in der daran erinnert und ausführlich dargelegt wird, daß die Sozialdemokratie ja ursprünglich keineswegs eine so geschlossene Einheit bildete, als welche sie heute dasteht, sondern aus zwei Stücken zusammengesetzt war, die sich unter einander aufs Grimmigste befehdeten. Erst der Polizei, dem Sozialistengesetz und dem immer wiederholten Martyrium, dem die Partei unterliegt, hat sie es zu verdanken, daß sie zu einem so stahlharten Block

*) Marx oder Lassalle? Eine Entscheidung von grundlegender Bedeutung für die Arbeiterpolitik der Gegenwart. Von Politikus. Görlitz, Rudolf Tülfer. 60 Pf.

Digitized by Google

zusammengeschmiedet ist. Der Punkt, weswegen die ursprünglichen Theile ein Jahrzehnt lang nicht zusammenkommen konnten, sondern sich tödtlich befehdeten, war gerade der, der auch jetzt wieder allenthalben diskutirt wird: das Verhältniß zum Staat. Die ursprünglichen Lassalleaner, die nachher Schweitzer führte, wollten bei allem Haß gegen das preußische Junkerthum und das preußische Polizeiwesen doch die historische und nationale Mission dieses Staates nicht verkennen, sondern strebten nach einer Verbindung ihrer sozialen Ideale mit dem hohenzollerschen Königthum. „Wir wissen wohl", schrieb der „Sozialdemokrat" 1866, „daß auch was Preußen uns bringt, des Guten nicht allzuviel ist, aber hier ist doch Hoffnung zum Besseren und darauf gerade, diese Hoffnung zu verwirklichen, muß die Agitation aller demokratischen Elemente in Deutschland sich jetzt richten." Hasenclever veröffentlichte ein Gedicht auf den Einheitsmacher Bismarck und Tölcke ein Programm, das auf eine „vollständige Einigung Deutschlands unter einem hohenzollernschen Kaiserreiche mit voller politischer und gewerblicher Freiheit" lossteuerte. Die andere Gruppe war ursprünglich nicht sowohl sozial, als großdeutsch demokratisch und verdammte die Lassalleaner als Verräther, die die Arbeitersache für baar Geld an Bismarck verkauften. Ob gerade dieser alte Gegensatz noch einmal wieder aufleben, ob ein neuer Spalt in anderer Richtung sich aufthun wird, ob die Fraktion als Ganzes in der Art wie das Zentrum suchen könnte, mit der Regierung zu paktiren, das Alles zu erwägen, dürfte zum wenigsten verfrüht sein. So gewiß auf beiden Seiten viel Stimmung für eine gegenseitige Annäherung vorhanden ist, so ist der Abgrund, der sich aufgethan hat, doch noch gar zu tief und zu dunkel. Nur darauf darf auch jetzt schon mit Bestimmtheit hingewiesen werden, daß eine verständige Regierung die Existenz einer Partei mit drei Millionen Wählern nicht als eine bloße Negation behandeln darf, daß nicht nur jeder Gedanke an gewaltsame Unterdrückung, jede Scharfmacherei unterbleiben, sondern daß man auch sehr ernstlich suchen muß, wo etwa berechtigte Forderungen und Ansprüche der Massen existiren, die zu befriedigen sind. Auch der Kulturkampf ist ja nicht an einem Tage und mit einem Akt beendigt worden, sondern ganz allmählich und stückweise sind die Beschwerden, die von den Katholiken als unerträglich bezeichnet wurden, gemildert und beseitigt und über Machtstreitpunkte Kompromisse geschlossen worden. Der Wunsch, daß unsere Regierung auch mit der Sozialdemokratie in dieser Richtung Fühlung nehmen möchte, steht keineswegs in Widerspruch mit dem oben ausgedrückten Wunsch, daß nunmehr nach Niederwerfung des Bundes der Landwirthe alle bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie wieder zusammenhalten müßten. Im Gegentheil: eins bedingt das Andere; nur indem die anderen Parteien alle fest zusammenstehen, kann man den Uebermuth der Sozialdemokratie soweit dämpfen, daß die Besonneneren unter ihnen vielleicht zu Worte kommen und eine Neigung zu Kompromissen entwickeln. Wollte man Nachgiebigkeit gegen

Digitized by Google

sozialdemokratische Forderungen zeigen ohne ihnen gleichzeitig mit geschlossener Macht gegenüberzutreten, so würde das als Schwächlichkeit erscheinen. Davon darf so wenig die Rede sein, wie einst die großen sozialen Versicherungs-Gesetze des Fürsten Bismarck als Schwächlichkeit gegenüber dem Sozialismus aufgefaßt werden konnten. Der wahre Staatsmann ist der, der sich seiner Stärke bewußt, Gegenparteien das Unvermeidliche freiwillig einräumt. Die industrielle Scharfmacherei hat ihre Zeit gehabt und ist überwunden; die agrarische Scharfmacherei ist nunmehr ebenfalls erlegen. Die Bahn für eine große moderne Politik ist in Deutschland frei.

27. 6. 03. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 2, Heft 8. München, Prag, G. D. W. Callwey.

Leitfaden für deutsche Einwanderer nach den Vereinigten Staaten von Amerika. 160 S. An Interessenten wird das Buch in einzelnen Exemplaren gegen Einsendung des Portos (20 Pf. in deutschen Postmarken) gratis versandt. New York, Broadway 13, Deutsche Gesellschaft der Stadt New York.

Offizieller Führer für Wörishofen und die Kneippkur, Ausgabe 19 3. Wörishofen, R. Hartmann Verlag.

Offner, J. — Volkswirthschaftliche Betrachtungen. 2. Aufl. M. 6,—. Leipzig, Oswald Mutze.

Pastor, Willy. — Lebensgeschichte der Erde. (Leben und Wissen. Band 1.) Brosch. M. 4, —, geb. M. 5,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Pater, Walter. — Das Kind im Hause. Ein imaginäres Porträt. Brosch. M. 1,—, geb. M. 2,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Plattensteiner, Dr. Richard. — Franz Stelzhamer zu seinem hundertsten Geburtstag. Eine biographische und literarische Würdigung. Mit 6 Porträts. M. 1,—. Wien und Leipzig, A. Hartleben.

Politikus. Marx oder Lassalle? Eine Entscheidung von grundlegender Bedeutung für die Arbeiterpolitik der Gegenwart. 60 Pf. Görlitz, Rudolf Dülfer.

Radó, Dr. S. — Das Deutschthum in Ungarn. M. 1,50. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht.

Die kaiserliche Marine während der Wirren in China 1900—1901. Herausgegeben vom Admiralstabe der Marine. M. 8,—, geb. M. 10,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Karten zu dem zweiten Bande der Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Grossen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abtheilung I. Das Abbrechen von Gefechten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Rathlef, G. — Zur Frage nach Bismarcks Verhalten in der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges. M. 5,—. Dorpat, J. Anderson, vorm. E. J. Karows Universitäts-Buchhandlung.

Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Abtheilung für Arbeiterstatistik. 1. Jahrg. No. 2. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Rohmann, Ludwig. — Gegen den Strom. Roman. M. 1,—. (Vobachs illustrierte Roman-Bibliothek.) Berlin, Leipzig, W. Vobach & Co.

Ruskin, John. — Praeterita Bd. I. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, Eugen Diederichs.
—,— Die Steine von Venedig. Bd. I. Brosch. M. 10,—, geb. M. 11,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Schanz, Dr. Paul. — Die moderne Apologetik. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren, Bd. XXII. Heft 8.) Einzelheft 50 Pf. 1 Bd. (12 Hefte) M. 3.60.

Schippel, Max. — Zuckerproduktion und Zuckerprämien bis zur Brüsseler Konvention 1902. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachfolger.

Schoenflies, Dora. — Frühlings-Märchen. Leipzig, Insel-Verlag.

Schubin, Ossip. — Refugium peccatorum. Roman. M. 5,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Seidel, A. — Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft. IV. Jahrg. Heft 15. 60 Pf. Berlin, Wilhelm Süsserott.

Soltau, Dr. W. — Hat Jesus Wunder gethan? Eine biblische Widerlegung kirchlichen Aberglaubens. M. 1,60. Leipzig, Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung.

Strakosch-Grassmann, Dr. Gustav. — Erziehung und Unterricht im Hause Habsburg. Heft 1. (Separatabdruck aus dem Jahresberichte des städtischen Real-Gymnasiums in Kronenburg für 1902—1903.) Kronenburg, Buchdruckerei-Genossenschaft.

Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik II. Das Abbrechen von Gefechten. Herausgegeben vom Grossen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Wartburgstimmen. Herausgegeben von Hans K. E. Buhmann. 1. Jahrg. 2. Heft. Abonnement vierteljährlich M. 4,—, jährlich M. 15,—. Eisenach, Thüringische Verlagsanstalt.

Wassermann, Jakob. — Der niegeküsste Mund. — Hilperich. Zwei Novellen. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

Digitized by Google

v. Wenckstern, Dr. Ad. — Einführung in die Volkswirthschaftslehre. M. 5,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Wick, August. — Neue Menschen. Philosophischer Roman. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,—. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co.

Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur. Herausgegeben von Edward Schroeder und Gustav Roethe. 46. Band IV. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Ziegler, Leopold. — Das Wesen der Kultur. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Ancey, Georges. — Die Hochwürdigen. Komödie in 6 Akten. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

Ascherson, Dr. F. — Deutscher Universitäts-Kalender. Sommer-Semester 1903. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Auerbach, F. — Das Zeisswerk und die Carl-Zeissstiftung in Jena. Preis M. 2,—. Jena, Gustav Fischer.

Beowulf. — Im Schleier der Maya. Ein Entwurf arischer Weltanschauung. Innsbruck. Deutsch-völkischer Schererverlag.

Björnson, Björnstjerne. — Sigurd Slembe. Schauspiel. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. München, Albert Langen.

Bothmer, Heinz. — „Der Orient". Jahrbuch des „Deutsch-Oesterreichischen Orientklubs". Jahrgang V. 160 S. Berlin, Charlottenburg, Centrale des „Deutsch-Oesterreichischen Orientklubs".

Budde, Dr. Karl. — Das Alte Testament und die Ausgrabungen. Ein Beitrag zum Streit um Babel und Bibel. Zweite Auflage. Giessen, J. Ricker.

Coellen, Dr. Ludwig. — Modernes Drama und Weltanschauung. 61 S. Düsseldorf, Schaubsche Buchhandlung.

Congrès International des Accidents du Travail et des Assurances Sociales. Breslau-Berlin, C. T. Wiskott.

Cumont, Franz. — Die Mysterien des Mithra. M. 5,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Dennert, Dr. E. — Glauben und Wissen. Volksthümliche Blätter zur Vertheidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. Heft 6. Stuttgart, Max Kielmann.

Einiges über das vornehme England. M. 2,50. München, Carl Haushalter.

Emerson, R. W. — Lebensführung. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Fernandes, Georg. — Die grosse Krippe. Komödie in 5 Akten. München, Carl Haushalter.

Fischer, Herbert A. L. — Studies in Napoleonic Statesmanship-Germany. Oxford, At The Clarendon Press.

Fridrichowicz, Dr. E. — Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band 1. M. 1,60. Berlin, S. Calvary & Co.

Garbe, R. — Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. M. 6,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Gehr-Lang. — Wesen und System der doppelten Buchführung. Verfasst von K. H. Lang. 154 S. Leipzig, C. L. Hirschfeld

German Ambitions By Vigilans Sed Aequus. London, Smith, Elder & Co.

Godefroid, Kurth. — A l'occassion du XXV me Anniversaire de la Fondation de son Cours pratique d'Histoire. Lüttich, Henri Poncelet.

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta.

Goethes Sämtliche Werke Jubiläums-Ausgabe. Band 28. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.

Gorki, Maxim. — Zugvögel und andere Geschichten. M. 1,—. München, Kleine Bibliothek Langen.

Grillparzers Briefe und Tagebücher. 2 Bände, à M. 1,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Die Grossstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung von K. Bücher, Leipzig; F. Ratzel, Leipzig; G. v. Mayr, München; H. Waentig, Münster; G. Simmel, Berlin; Th. Petermann, Dresden; D. Schäfer, Heidelberg. Gehe-Stiftung zu Dresden, Winter 1902–1903. Dresden, v. Zahn & Jaensch.

Harlan, Walter. — Schule des Lustspiels. 156 S. Berlin, Theaterverlag Eduard Bloch.

Harnack, Ad. — Augustins Konfessionen. 3. Auflage. Preis 60 Pf. Giessen, J. Ricker.

—,— Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte. 6. Auflg. Preis M. 1,20. Giessen, J. Ricker.

Hartwich, Otto. — Richard Wagner und das Christenthum. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Georg Wigand.

Hebbels Ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Stuttgart, J. G. Cotta.

Hedin, S — Meine letzte Reise durch Inner-Asien. M. 1,50. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Helfferich, Dr. Karl. — Geld und Banken. I. Theil: Das Geld. M. 17,50. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Hintze, O. — Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. M. 6,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Hommel, Dr. Fritz. — Die altorientalischen Denkmäler und das alte Testament. Eine Erwiderung auf Prof. Fr. Delitzschs „Babel und Bibel". Zweite vermehrte Auflage. M. 1,50. Berlin, Deutsche Orient-Mission.

Jähns, M. — Geschichtliche Aufsätze. Preis M. 10,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Jahresberichte der Königlich Preussischen Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1902. Mit Tabellen und Abbildungen. Amtliche Ausgabe. Berlin, R. v. Decker.

Katscher, Leopold. — Bertha von Suttner die „Schwärmerin" für Güte. Mit Porträts und einer Anzahl Gedankenperlen. 50 Pf. Dresden, E. Pierson.

Köbner, Prof. Dr. Otto (Admiralitätsrat). — Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien. M. 1,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Knüll, Dr. B. — Historische Geographie Deutschlands im Mittelalter. Geh. M. 4,—, geb. M. 4,60. Breslau, Ferdinand Hirt.

Koser, Reinhold. — König Friedrich der Grosse. Bd. II. 2. M. 4,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Lagerlöf, Selma. — Eine Herrenhofsage. Erzählung. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50. München Albert Langen.

Digitized by Google

Lange, Helene u. Bäumer, Gertrud. — Handbuch der Frauenbewegung. 1. Teil: Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. Geh. M. 9,—, in Leinen geb. M. 11,—. 2. Teil: Frauenbewegung und soziale Frauenthätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,50. III. Teil: Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern. Geh. M. 8,60, geb. M. 10,40. Jeder Teil einzeln käuflich. IV. Teil: Die deutsche Frau im Beruf. Geh. M. 8,—, geb. 9,60. Berlin, W. Moeser.

Lyon, Dr. O. — Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Heft 5: Riehl, Fluch der Schönheit — Quelle der Genesung — Gerechtigkeit Gottes von Dr. Th. Matthias. Geh. M. —,50. Heft 6: Frenssen, Jörn Uhl von Professor Dr. Karl Kinzel. Geh. M. —,50. Leipzig, B. G. Teubner.

Marschall, Dr. W. — Die Tiere der Erde. 2. Lieferung. Preis 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Maupassant, Guy de. — Frau Parisse und andere Novellen. M. 1,—. München, Kleine Bibliothek Langen.

Meyer-Benfey, Dr. — Naumann-Buch. Kart. M. 1,75, geb. M. 2,50 Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Meyrink, Gustav. — Der heisse Soldat und andere Geschichten. M. 1,—. München, Albert Langen.

Müller, Curt. — Moloch Ehre. Ein freies Wort gegen das Duellunwesen. Zweite Auflage. M. 1,—. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzel.

Münz, Dr. Wilhelm, Rabbiner in Gleiwitz. — „Es werde Licht!" Eine Aufklärung über Bibel und Babel. 60 Pf. Breslau, Wilhelm Koebner.

Nebelon, Edith. — Maja Engell. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Stuttgart, Axel Juncker.

LXVI. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1903. M. 2,50. Zürich, Fäsi & Beer.

Neuse, Dr. R. — Landeskunde der Britischen Inseln. M. 4,—, geb. M. 4,60. Breslau, Ferdinand Hirt.

Nicolai, Heinrich. — Von Bismarck bis Bülow. Ein Wort zu den Reichstagswahlen. 31 S. Berlin, Max Hoffschläger.

Nöldeke, O. — Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder. Preis M. 1,40. Giessen, J. Ricker.

Norden, D. — Marotten. Kulturhistorisches und Aktuelles. M. 2,—. Leipzig, Otto Wigand.

Paracelsus, Theophrastus. — Das Buch Paragranum. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

—,— Leben und Persönlichkeit. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Peabody, Fr. G. — Jesus Christus und die soziale Frage. Preis geh. M. 5,—, geb. M. 6,—. Giessen J. Ricker.

Prevost, Marcel. — Die kleine Venezolanerin und andere Novellen. M. 1,—. München, Kleine Bibliothek Langen.

Przerwa-Tetmajer, K. — Aus der Tatra. (Internationale Novellen-Bibliothek No. 2. Polnische Autoren). Br. M. 1,50. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Rau, Albrecht. — Harnack, Goethe, D. Strauss und L. Feuerbach über das Wesen des Christentums. Eine kritische Darlegung. M. 1,—. Delitzsch, C. A. Walter.

Reichs-Arbeit blatt. — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abtheilung für Arbeiterstatistik. Jahrgang 1, No. 1—3. Berlin, Carl Heymann.

Reinsch, Dr. A. — Die gesetzliche Regelung des Milchverkehrs in Deutschland, insbesondere in den grösseren deutschen Städten. M. 1,50. Hamburg, C. Boysen.

Rosen, Felix. — Die Natur in der Kunst. Geh. M. 12,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Roth, Dr. E. — Die Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land in gesundheitlicher Beziehung und die Sanirung des Landes. M. 2,50. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn.

Salzer, Dr. Anselm. — Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur. Lief. 2. M. 1,—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Schrepfer, Rudolf. — Pfalzbayerns Politik im Revolutionszeitalter von 1789—1793. Auf Grund archivalischen Materials bearbeitet. 137 S. München, J. F. Lehmann.

Skram, Amalie. — Professor Hieronymus. Roman. Zweite Auflage. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

Struve, Peter von. — Der Finanzminister und der Reichsrat über die finanzielle Lage Russlands. Deutsche Ausgabe 50 Pf. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.

Sudre, Léopold. — Petit Manuel de Prononciation Française, à l'usage des Étrangers. 64 S. Paris, H. Didier.

Thiel, Peter. — Literarisches Jahrbuch verbunden mit Schriftsteller-Lexikon. 1. Jahrgang 1902. Köln a. Rh. Hoursch & Bechstedt.

Thürlings, Dr. Adolf. — Die schweizerischen Tonmeister im Zeitalter der Reformation. 65 Pf. Bern, A. Francke.

Thoma, Ludwig. — Neue Grobheiten. Simplicissimus-Gedichte von Peter Schlemihl. Geh. M. 1,—, geb. M. 2,—. München, Albert Langen.

Wedekind, Frank. — Frühlings Erwachen. Eine Kindertragödie. Dritte Auflage. Geh. M. 1,50 geb. M. 2,50. München, Albert Langen.

Wegener, Dr. Leo. — Der wirthschaftliche Kampf der Deutschen mit den Polen um die Provinz Posen. Eine Studie. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—. Posen, Joseph Jolowicz.

Weise, Dr. O. — Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. In Leinw. geb. M. 1,40. Leipzig, B. G. Teubner.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

Das amerikanische Unterrichtswesen.

Von

Harry A. Fiedler (New-York).

Die Amerikaner sind ein Mischvolk, das ursprünglich durch Einwanderung aus den europäischen Kulturländern entstanden ist. Den Grundstock bilden die Abkömmlinge der englisch sprechenden Rassen, welche Groß-Britannien bewohnen. In ihnen sind die anderen, meist holländischen, irischen, deutschen und skandinavischen Elemente der Einwanderung aufgegangen; von ihnen haben sie die englische Sprache und die hauptsächlichsten englischen Anschauungen und Gebräuche angenommen.

Zu diesen englischen Sitten kam jedoch ein wichtiges Moment. Die Vereinigten Staaten sind eine rein demokratische Republik, die gegründet wurde, als die Worte Freiheit und Gleichheit noch ihren magischen Zauber ausübten. Diesen Doktrinen des 18. Jahrhunderts folgend, wurde in den Vereinigten Staaten das selbstherrliche Individuum der Träger und die Quelle alles Rechts. Seine Bewegungsfreiheit kann nur von ihm selbst durch Vertrag eingeschränkt werden; und das wird nur geschehen, wenn das allgemeine Interesse, an dem er ja auch Theil hat, es unbedingt verlangt. Durch Vertrag wird das Individuum nun zunächst die lokale Selbstverwaltung schaffen und sie damit beauftragen, die nothwendigen Regelungen der öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen. Erst wo diese lokale Selbstverwaltung versagt, kann eine höhere politische Einheit, der Staat oder gar die Bundesregierung um Hilfe gebeten werden, ohne daß es letzterer jedoch erlaubt ist, gegen den Wunsch der untergeordneten politischen Einheiten zu verfahren.

Diese Anschauungen übten ihren Einfluß auf alle Gebiete des Daseins, also auch auf das Schulwesen aus. Und zunächst verfuhr man hier in doktrinär-individualistischer Weise. Man übersah zwar

Digitized by Google

schon in den ersten Jahren der Republik nicht, daß die Allgemeinheit ein Interesse an der guten Schulbildung ihrer Mitglieder habe. Aber man glaubte, daß man die Sorge dafür denjenigen Leuten überlassen könnte und müßte, deren Interesse daran am unmittelbarsten war: den Eltern der schulbedürftigen Kinder.

Erst allmählich brach sich die Ansicht Bahn, daß das Gemeinwesen ein Recht und eine Pflicht habe, hier einzugreifen. Schrittweise wurde nun das Selbstbestimmungsrecht des Individuums eingeengt. Die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt; öffentliche Schulen wurden gegründet, für welche die Ausgaben aus öffentlichen Mitteln bestritten werden, zu denen also alle Steuerzahler beitragen, auch wenn sie keine Kinder in diese Schulen schicken. Das Gemeinwesen mischte sich zuerst nur in die Fragen des Elementarschulwesens, dann in die der Mittelschulen und schließlich regelte und ordnete es auch die Colleges und die Universitäten. Es war natürlich, daß dem Wirkungskreis dieser Schulen entsprechend erst der ländliche Distrikt, dann die Grafschaft und schließlich der Staat die Kontrole des Schulwesens übernahm. Und jetzt haben alle Staaten der Union volle Autorität über Schulen und Universitäten. Die Bundesregierung mischt sich jedoch nicht in die Angelegenheiten der öffentlichen Erziehung. Versuche, eine Bundes-Universität (national university) in Washington (D. C.) zu gründen, sind bis jetzt stets gescheitert. Das vom Bunde eingerichtete Bureau of Education beschäftigt sich lediglich mit der Sammlung und Veröffentlichung von statistischem und anderem Material. Sonst hat die Bundesregierung öfters neu in die Union aufgenommenen Staaten Land geschenkt, um auf ihm eine Universität anzulegen. Am wichtigsten ist in dieser Hinsicht die land grant act vom Jahre 1862. Dieses Bundesgesetz überwies jedem Staate so viel mal 30 000 Acres Land, als die Anzahl der Senatoren und Abgeordneten betrug, durch die er im Bundesparlament vertreten war. Das geschenkte Land sollte zur Gründung von Colleges benutzt werden, in denen „solche Zweige der Wissenschaft gelehrt werden, als mit dem Ackerbau und dem Handwerk zusammenhängen, ohne daß dadurch sonstiger naturwissenschaftlicher oder klassischer Unterricht ausgeschlossen sein soll."

Die Regelung des Schulwesens ist also den einzelnen Staaten überlassen. Diese verfahren hier unabhängig, je nach ihrer besonderen Eigenart, welche namentlich durch historische Gründe bestimmt ist. Die einzelnen Staaten sind zu verschiedenen Zeiten

Digitized by Google

gegründet, und die oben erwähnten Elemente haben verschieden stark zur Bildung ihrer schließlichen Bevölkerung beigetragen. Nun ist die historische Entwicklung in Amerika meist so gewesen, daß zunächst Privatanstalten versuchten, neu entstehende Bedürfnisse auf dem Gebiete des Schulwesens zu befriedigen. Private Elementarschulen wurden eingerichtet, sogenannte grammar schools, von denen keine der anderen ähnlich war, die aber alle Diplome und Abgangszeugnisse verliehen. Das politische Gemeinwesen mußte sich mit der Regelung dieser verschiedenartigen und verschiedenwerthigen Anstalten beschäftigen und etwas System in das Chaos bringen. Die Privatschulen mußten es sich bald gefallen lassen, daß öffentliche Schulen ihnen zur Seite traten oder sie gar verdrängten. Die, welche übrig blieben, wurden der staatlichen Oberaufsicht unterstellt. Diese Bewegung hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts bereits fast alle ihre wichtigsten Resultate erreicht. Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts tauchten auch Schulen auf, in denen die Schüler nach Zurücklegung des Elementar-Schulkursus sich weiter ausbilden konnten, sogenannte „Academies". Diese Privatanstalten verliehen Diplome und Zeugnisse, und wieder mußte der Staat regelnd und ordnend eingreifen. Er setzte an Stelle der jetzt fast ganz verschwundenen Academy die amerikanische High-School, eine Anstalt, welche erst nach Absolvirung der Elementarschule besucht werden kann und deren Besuch wiederum zum Eintritt in das College berechtigt. Diese Colleges, welche die höchsten amerikanischen Unterrichtsanstalten sind, waren ursprünglich nicht ohne Mitwirkung des Staates gegründet und eingerichtet. Aber nach der Abwerfung der englischen Herrschaft durch die Revolution wurden sie in den ehemaligen Kolonien meist finanziell vom Staate unabhängig. Später machten dann die Staaten wieder ihre Autorität geltend, indem sie darauf drangen, daß die Colleges zum wenigsten ein allgemein giltiges Minimalniveau des Unterrichts aufrecht erhielten. Zugleich wurde mit der Gründung staatlicher Colleges begonnen.

Diese ganze Entwicklung war natürlich eine sehr allmähliche und erstreckte sich über ein volles Jahrhundert. Und je nach der Zeit ihrer Gründung weisen die verschiedenen Staaten in der Anlage ihres Schulwesens verschiedene Phasen dieser Evolution auf. In den älteren Staatswesen des Ostens hat die staatliche Intervention das bereits fruchtbar gewordene Prinzip der Selbsthilfe nur theilweise verdrängt. Neben öffentlichen Elementar- und

Digitized by Google

Mittelschulen finden sich hier zahlreiche Privatanstalten. Ja bis heute ist es noch so, daß die besser situirten Kreise ihre Kinder in Privatschulen schicken und die öffentlichen Schulen nur von den Kindern der unteren Stände besucht werden. Auf dem Gebiete des höheren Erziehungswesens ist im Osten wenig vom Staat gethan. Die Gesammtheit der Bürger hatte hier kein so unmittelbares Interesse ordnend und neugründend einzugreifen.

Darum überwiegen die großen und vornehmen Privat-Colleges und Universitäten. Im Süden hat einerseits die Negerfrage auch im Schulwesen besondere Probleme erzeugt, deren Besprechung hier zu weit führen würde. Andererseits hat die ursprünglich englische Tradition der weißen Aristokratie in den Südstaaten zur Folge gehabt, daß das öffentliche Interesse sich lange nur den Staats-Universitäten und Colleges zuwandte. Erst sehr spät ist der öffentliche Elementar-Unterricht für die unteren Klassen der weißen Bevölkerung oder gar für die Farbigen überhaupt berücksichtigt worden. In den Staaten des Westens überwiegen die kontinentaleuropäischen Elemente in der Bevölkerung und es entspricht ihren politischen Anschauungen, daß der Staat sich an der direkten Leitung des ganzen Unterrichtswesens betheiligt. Außerdem wurden diese Staaten meist zu einer Zeit gegründet, als in der ganzen Union bereits dem Staate die Pflicht zugefallen war, das Schulwesen selbst in die Hand zu nehmen. Darum findet sich im Westen ein staatliches Unterrichtssystem, das mit den Gemeindeschulen beginnt und mit der Staats-Universität abschließt.

Jedenfalls bestehen jetzt in allen Theilen der Union öffentliche Elementar- und Mittelschulen, über welche die staatliche Gesetzgebung volle Autorität hat. Jedoch benutzen nicht alle Staaten diese Autorität über Schule und Bevölkerung in gleicher Weise. Von den 45 Staaten, 5 Territorien und dem Bundesgebiet Columbia, welche zusammen die Vereinigten Staaten bilden, haben nur 31 Staaten, 1 Territorium und das Bundesgebiet die allgemeine Schulpflicht eingeführt. In so gut wie allen Südstaaten*) hat man es nicht für nöthig gehalten, die Bahnen des Fortschritts und der Volksbildung zu betreten. Daher finden sich in ihnen auch so viele Analphabeten. Unter den 76 303 387 Einwohnern der Vereinigten Staaten sind 6 180 069 Analphabeten. Davon sind

*) Die Staaten ohne allgemeine Schulpflicht sind: Delaware, Virginia, North Carolina, South Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Tennessee, Louisiana, Arkansas, Texas, Iowa und Missouri.

Digitized by Google

3 200 746 Weiße und 2 979 323 Farbige*). Gegen 10 Prozent der Bürger**) im wahlberechtigten Alter können also nicht lesen und schreiben. Noch schlimmer ist der Prozentsatz in den eben erwähnten Südstaaten. Hier sind gegen 25 Prozent der Wahlberechtigten***) Analphabeten. Diese Ziffern führen eine deutliche Sprache. Sie machen viele Erscheinungen des öffentlichen Lebens in den Südstaaten verständlich: die Versuche, das allgemeine Wahlrecht zu beschränken, den politischen Meuchelmord, die Lynchjustiz, die Vendetta der Bergbewohner, die niedrigen Arbeitslöhne und das Ueberwiegen der Kinder- und Frauenarbeit in den Baumwollwebereien.

Wo die allgemeine Schulpflicht besteht, da erstreckt sie sich nicht immer auf dieselbe Anzahl von Jahren. Mindestens dauert sie vom achten bis zum vierzehnten Lebensjahre.†) Andere Staaten setzen sie auf die Zeit vom siebenten bis zum dreizehnten; in zwei Staaten dauert sie vom siebenten zum sechszehnten Jahre. Wichtig ist jedoch, daß das amerikanische Schuljahr kürzer ist als das deutsche. Die Sommerferien betragen wenigstens drei bis vier Monate. Im Durchschnitt wird in den öffentlichen Schulen der Union jährlich an 144,2 Tagen††) unterrichtet. Auch in der Länge des durchschnittlichen Schuljahres zeigen sich große Unterschiede zwischen den verschiedenen Theilen des Landes. Theilt man die Staaten der Union, nach dem Vorgange des Bureau of Education, in fünf Gruppen, so erhält man folgende Zahlen für das Jahr 1900—1901:

North Atlantic Division . .	177,2	Schultage
South Atlantic Division . .	112,1	„
South Central Division . .	96,4	„
North Central Division . .	157,5	„
Western Division	143,0	„

Das längste Schuljahr hat der nordöstliche Staat Rhode Island: 190 Tage; das kürzeste der Südstaat North Carolina mit 76,1.

Das Bestehen der allgemeinen Schulpflicht bedeutet jedoch nicht immer, daß die Schüler den Unterricht während des ganzen Schul-

*) Die Gesammtzahl der Neger und Mulatten ist: 8 840 789.
**) 2 326 295 Analphabeten unter 21 329 819 Wählern.
***) 1 194 655 Analphabeten unter 4 408 055 Wählern. (Die Zahlen sind dem Zensus von 1900 entnommen.)
†) In 15 Staaten.
††) Im Jahre 1900—1901, nach dem Report of the Commissioner of Education for the year 1900—1901. p. LXXXII.

Digitized by Google

jahres besuchen müssen. Nur in Massachusets, Connecticut, Rhode Island und New-York wird das verlangt. In Pennsylvania brauchen die Kinder nur an 70 Prozent, in California nur an $62^2/_3$ Prozent der Schultage zu erscheinen. In Vermont, New-Jersey, Ohio und Utah genügen zwanzig, in anderen Staaten sechszehn oder zwölf Wochen. In Kentucky, dem einzigen Südstaat mit allgemeiner Schulpflicht, wird nur acht Wochen langer Schulbesuch verlangt.

Damit ist keineswegs ausgeschlossen, daß verständige Eltern ihre Kinder länger als während der staatlich vorgeschriebenen Minimalzeit zur Schule schicken. Die öffentliche Meinung steht meistens auch auf Seiten eines längeren Schulbesuchs; in kleinen Orten ist es oft Sitte, im Lokalblättchen die Namen der Kinder abzudrucken, die sich durch regelmäßigen Schulbesuch ausgezeichnet haben. Aber es fehlt auch in Amerika nicht an Leuten, die nur gezwungen das thun, was ihnen dienlich ist. So ist denn der tägliche Schulbesuch geringer, als man nach der Anzahl der schulpflichtigen Kinder erwarten dürfte. Im Jahre 1900—1901 besuchten täglich 68,52 Prozent der schulpflichtigen Kinder die Schule.*)

Von den Unterrichtsgegenständen der Volksschule sind natürlich Lesen und Schreiben die wichtigsten. Daneben muß besonderer Unterricht in der Orthographie gegeben werden, da die Kinder jedes einzelne Wortbild der englischen Sprache, fast wie im Chinesischen, auswendig lernen müssen. Beinahe der zehnte Theil aller für die Elementarschule verwendeten Zeit und Mühe wird von der Erlernung dieser pseudo-etymologischen Orthographie in Anspruch genommen. Daneben werden Rechnen, Geographie und die Geschichte der Vereinigten Staaten täglich gelehrt. Den Naturwissenschaften und der Hygiene, dem Singen und dem Zeichnen wird wöchentlich je eine Stunde gewidmet. Im letzten Schuljahre haben die Kinder wöchentlich eine Stunde lang Unterricht in der Verfassung der Vereinigten Staaten, viele Schulen benutzen Lehrbücher der „civics or the duties of citizens“, etwa der Bürgerkunde. Die Geschichte anderer Länder wird nicht überall gelehrt und stets sehr kurz ab-

*) Man muß also die Dauer der Schulpflicht und die Länge des obligatorischen Schuljahres mit einander kombiniren, um die verschiedenen Staaten mit einander vergleichen zu können. Im Staate New-York wird durchschnittlich nur an 177 Tagen jährlich unterrichtet, in Massachusets dagegen an 185. Aber in New-York verlangt das Gesetz, daß jedes Kind vom achten bis zum sechszehnten Lebensjahre jährlich wenigstens an allen diesen Tagen die Schule besucht; in Massachusets ist das Kind nur vom achten zum vierzehnten Jahre schulpflichtig.

Digitized by Google

gemacht. Insbesondere wird England und seine Entwicklung dann besprochen. In einigen wenigen Schulen wird im letzten Jahre eine fremde Sprache, Latein, Französisch oder Deutsch, in den Lehrplan aufgenommen.

Der gesammte Unterricht muß selbstverständlich auf englisch ertheilt werden und die Volksschule ist das große Mittel, durch welches die Kinder der Einwanderer so vollständig amerikanisirt werden, daß sie neben den Vereinigten Staaten nichts anderes kennen und sich um nichts anderes kümmern wollen. In vielen großen Städten finden sich auch Volkskindergärten, damit die Kinder schon im zartesten Alter unter rein amerikanischen Einfluß kommen und ihnen die Landessprache geläufig wird. In manchen Städten ist das fremdsprachige Element der Bevölkerung sehr zahlreich. Da nun alle diese Einwanderer meist nach Nationalitäten zusammen wohnen, so tritt oft der Fall ein, daß in der Schule eines Stadtviertels die meisten Kinder italienisch oder czechisch oder armenisch besser als englisch sprechen. Dann wird streng darauf gehalten, daß die in der betreffenden Schule angestellten Lehrer kein Wort von der Sprache der Kinder verstehen und so gezwungen sind, mit ihnen nur auf englisch zu verkehren. Früher unterhielten fremdsprachige Gemeinden wohl auch im Zusammenhang mit ihren Kirchen sogenannte Parochialschulen, in denen nicht nur auf englisch unterrichtet wurde. War die Zahl der Gemeinde-Mitglieder groß, so gelang es ihnen wohl, durch Ausübung ihres Wahlrechts der Parochialschule Zuwendungen aus dem Fonds für öffentliche Schulen zu sichern. Allein nach und nach ist es in den meisten Staaten als verfassungswidrig verboten worden, die für die öffentlichen Schulen bestimmten Gelder für andere als öffentliche Anstalten zu verwenden. Damit war den Parochialschulen der finanzielle Halt genommen und die meisten von ihnen verschwanden.*)

Der Lehrplan der Elementarschule ist so angelegt, daß er auf den Besuch der Mittelschule vorbereitet. Diejenigen Schüler, welche nicht sofort ins praktische Leben übergehen wollen, können nach Zurücklegung der obersten Klasse der Elementarschule in die unterste der high-school eintreten. Die high-school ihrerseits bereitet zum Eintritt ins College vor, ohne daß sie jedoch die Thatsache vergißt, daß die meisten Schüler nach Zurücklegung der high-school sich

*) Im Westen des Landes unterhalten namentlich die katholischen Gemeinden Parochialschulen, in denen auf die Pflege der deutschen Sprache und auf ihre Beibehaltung Werth gelegt wird.

Digitized by Google

einem praktischen Berufe widmen. In Amerika bilden also der Elementar-, Mittel- und Hochschul-Unterricht eine ununterbrochene Reihe von Lehrstufen. Dem liegt die demokratische Absicht zu Grunde, daß alle Bürger des Landes eine, wenigstens in ihren Anfängen und Grundlagen, gleiche Bildung haben sollen. Bildungsunterschiede sind darum in Amerika nur quantitative Unterschiede; denn wenn auch die Kinder der besseren Kreise nicht die Gemeindeschulen besuchen, so pflegen die entsprechenden Privatschulen einem ähnlichen Lehrplan zu folgen. Ferner ist durch diese Anordnung der verschiedenen Unterrichtsstufen beabsichtigt, daß jeder Schüler ohne Unterschied des Standes und Reichthums der Eltern von vornherein dieselben Aussichten hat, sich die höchste Bildung anzueignen. Wären die drei Unterrichtssysteme von Anfang an parallel, wie in Europa, so würde der Uebergang von dem einen zum anderen höchst umständlich und in vorgerückterem Alter so gut wie unmöglich. In Amerika ist der Lehrplan so, daß der Schüler seine Ausbildung jeden Augenblick unterbrechen kann, ohne daß sie dadurch unfertig ist, und daß er sie andererseits jeden Moment wieder aufnehmen kann. Hiervon wird oft und viel Gebrauch gemacht. Oft verdienen und sparen junge Leute sich das Geld zur Fortsetzung des unterbrochenen Schulbesuchs. Namentlich auf dem College giebt es häufig Studenten, welche auf zwei oder drei Jahre die Anstalt verlassen, um Geld zu verdienen, und dann zur Absolvirung des Studiums zurückkommen.

Diese Einrichtung macht es nun zur Nothwendigkeit, daß jedes der drei Schulsysteme weniger in sich abgeschlossen und vollendet ist. In Deutschland ist der Lehrplan der Volksschule von dem des Gymnasiums und der Universität verschieden. Beide aber sind ein vollendetes Kunstwerk, in dem ein Theil sich zum anderen harmonisch fügt. Wenigstens ist das das methodische, systematische Ideal des deutschen Unterrichts. Anders in Amerika. Hier sind die Theile nicht der Gesammtwirkung untergeordnet. Der Schüler braucht in der Elementarschule nicht Dinge zu lernen, von denen er erst in der high-school wirklichen Gebrauch machen kann. Vielmehr wird jedes Element des Unterrichts als Selbstzweck betrachtet. Und der Schüler soll, nach amerikanischem Ideal, nicht mit einer abgerundeten, systematischen Bildung entlassen werden. Vielmehr soll er für die Thätigkeiten des praktischen und täglichen Lebens vorbereitet sein. Man will ihm darum kein todtes Wissen eintrichtern; sondern man will ihn zur Zeit nie mehr lehren, als was

Digitized by Google

zur praktischen Ausübung irgend einer aktiven Thätigkeit nothwendig und ausreichend ist. Er lernt nichts, das ihm erst später klar werden und dann für ihn ein lebendiger Schatz sein wird. Der Nutzen der neu erworbenen Kenntnisse muß auch dem Schüler sofort in die Augen fallen und er muß einsehen, daß er durch sie sofort befähigt ist, neue praktische Aufgaben thätig zu lösen.

Das Resultat dieser Erziehung ist vielleicht nicht so abgerundet, systematisch und gründlich. Aber daß es praktisch ist und daß es Menschen bildet, die in dem Strom der Welt zu schwimmen gelernt haben, das kann Niemand leugnen. Der Schüler lernt Lesen, Schreiben, Geschichte und Geographie, damit er dereinst als Bürger seines Vaterlandes mit dessen politischen Problemen und Tendenzen vertraut ist und damit er als Wähler an ihrer Leitung verständig theilnimmt. Darum lernt er diese Fächer so, daß er mit ihrer Hilfe später seine Zeitung lesen und verstehen kann. Er wird in der Verfassung und Geschichte seines Landes unterrichtet; über den Rest der Welt erfährt er nicht viel. Genau so liegt es mit seinen geographischen Kenntnissen. Statt der in Deutschland beliebten physischen Geographie wird namentlich Handelsgeographie getrieben. Schon im zarten Alter lernen die Kinder, daß die Vereinigten Staaten nach Klima, Bodenprodukten und Hauptbeschäftigungszweigen der Bewohner in mehrere große Sektionen zerfallen. Dann wird besprochen, wie diese Sektionen unter einander durch Flüsse, Kanäle oder durch Netze von Eisenbahnen verbunden sind. Später wird z. B. in der Chemie den Schülern nicht das abstrakte Gesetz gelehrt und durch ein vom Lehrer gemachtes typisches Experiment illustrirt. Wenn irgend möglich wird den Schülern Anleitung gegeben, selbst ein solches Experiment zu machen und sich persönlich von dem Bestehen eines solchen Gesetzes zu überzeugen.

Allein der Unterricht in der Chemie gehört bereits dem Lehrplane der high-school an. Die Haupt-Unterrichtsfächer sind hier Englisch, Lateinisch, Algebra, ebene und sphärische Geometrie, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Geschichte und neuere Sprachen, das heißt Französisch oder Deutsch oder Beides. Allein auf keinem Gebiete des amerikanischen Schulwesens herrschen größere lokale Unterschiede als auf dem der Mittelschulen. Im Allgemeinen dauert der ganze Kursus vier Jahre. Das ist wenigstens das Ideal, welches auch die high-schools zu verwirklichen streben, die noch kürzere Lehrkurse haben. Da der Schüler oder die Schülerin un-

Digitized by Google

gefähr im vierzehnten Lebensjahr in die high-school aufgenommen werden, so sind sie im achtzehnten zum Besuch des College reif und können mit zweiundzwanzig Jahren den Baccalaureusgrad beim Abgang vom College erwerben.

Alle Elementar- und Mittelschulen unterstehen der Oberaufsicht des Staats, welcher ein Erziehungsminimum für Privat- und öffentliche Schulen festsetzt. Die thatsächliche Einrichtung der öffentlichen Schulen, ihre Leitung und die Aufbringung des dazu erforderlichen Geldes überläßt der Staat jedoch den lokalen Organisationen. Auf dem Lande, wo geschlossene Dörfer selten sind, herrscht vielfach das sogenannte „district-system". Alle Heimstätten, von denen aus die Kinder ein und dieselbe Schule besuchen können, werden in einen Distrikt zusammengefaßt, der eine Schule unterhalten und leiten muß. Dies ist das ursprünglich amerikanische System, typisch in seiner extremen Dezentralisation. Allein die Nachtheile des Systems sind klar. Geistig oder wirthschaftlich zurückgebliebene Distrikte können auf diese Weise kaum vorwärts kommen. Darum wurde ein Schritt zur Zentralisation gethan. Die politischen Selbstverwaltungs-Körper wurden mit der Führung der Schulangelegenheiten betraut. Auf diese Weise bilden sich innerhalb des Staates verschiedene Gruppen, in denen die Schulen sich je auf demselben Niveau halten. Ferner war es hierdurch überall möglich, auch high-schools einzurichten. Ein Distrikt hätte nie genug Schüler für eine Mittelschule gehabt, um ihre Gründung zu rechtfertigen.

Diese politischen Einheiten sind im Norden die sogenannten townships, eine Art Landgemeinden; im Süden sind es die counties oder Grafschaften. Seit ihrer Entstehung ist auch den großen Städten die Führung der eigenen Schulangelegenheiten überlassen worden. Da sie naturgemäß die Sitze des Reichthums und der Intelligenz sind, so übertreffen die städtischen Schulen oft nicht nur die Dorf-, sondern auch die Privatschulen, so daß selbst recht gut situirte Leute ihre Kinder manchmal in die städtische high-school schicken.

Der Staat läßt nun den lokalen Schulbehörden volle Macht, Lehrer anzustellen und zu entlassen, den Unterricht den Schulgesetzen gemäß zu leiten und zu bestimmen, wie viel Geld durch Schulsteuern aufgebracht werden soll. Die Mitglieder der Schulbehörde, Schuldirektoren oder Schulräthe genannt, werden entweder direkt vom Volke des betreffenden Distrikts gewählt, oder sie werden

Digitized by Google

von lokalen Beamten, wie den Richtern, ernannt, welche ihrerseits durch direkte Volkswahl ihr Amt erhalten haben. Man könnte nicht behaupten, daß dieses System überall dazu dient, die Schulen zu vervollkommnen. Allein diese weitgehende lokale Selbstverwaltung auf Grund des allgemeinen Wahlrechts ist das Fundament des amerikanischen Lebens. Wenn der Amerikaner von Freiheit redet, so meint er damit jene lokale, unübersichtliche, oft fortschrittsfeindliche Unabhängigkeit. Sie wird von ihm aus juristischen wie aus allgemein menschlichen Gründen hochgehalten, obwohl sie technische Vollkommenheit in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten beinahe ausschließt. Nur ein Staat, New-York, hat in direkter Nachahmung des Vorbildes der französischen Revolution das Schulwesen zentralisirt und systematisirt. In New-York werden die Schulausgaben überall vom Staate gedeckt, das heißt die Hälfte der von den Städten bezahlten Schulsteuern wird für die Landschulen verwendet. Schwierige Staatsexamina berechtigen allein zum Unterricht an öffentlichen Schulen. Ohne Zweifel ist das Schulwesen des Staates New-York technisch das beste in der Union. Trotzdem wird es oft angegriffen und als unamerikanisch und freiheitsfeindlich bezeichnet.

In allen anderen Staaten ist die Lage des öffentlichen Schulwesens sehr unübersichtlich. Die meisten Schulen stehen höher als das gesetzlich festgestellte Minimum. Andererseits ist die Ausführung der Gesetze in den Händen der direkt Betheiligten gelassen, so daß auch die offiziellen Berichte nicht stets absolut glaubwürdig sind. Ueberhaupt muß man amerikanische Staats-Statistiken nur sehr mit Vorsicht gebrauchen. In Amerika kennt man jene peinliche Genauigkeit und Sauberkeit nicht, mit der in Deutschland dafür gesorgt wird, daß auch das Tüpfelchen über dem i im Gesetze strikt befolgt wird. Die Beamten sind alle vom Volke gewählt, verfahren nach dem Prinzipe „leben und leben lassen" und nehmen die Dinge im Einzelnen nicht so tragisch, namentlich wenn es sich um einflußreiche Personen handelt und wenn die Wahlen vor der Thür stehen.

* * *

Das amerikanische College unterscheidet sich von allen deutschen Unterrichtsanstalten. Man hat es zwar oft mit unseren Gymnasien verglichen, wie es denn auch oft dessen Aufgaben oder die eines Lehrerseminars erfüllen muß. Aber das Alles sind Nebenfunktionen

Digitized by Google

des College, die der Zufall ihm aufgedrängt hat und die mit seinem wesentlichen Charakter nichts zu thun haben. Das College als solches soll weder zum Universitätsstudium vorbereiten, noch soll es als Lehrerbildungsanstalt dienen. Es soll vielmehr den Unterricht und die Erziehung der Schüler zu einem Abschluß bringen und sie als fertige Menschen ins Leben entlassen. Es vollendet den in den Elementar- und Mittelschulen begonnenen Lehrgang. Im College soll der Schüler auf jenes Niveau der allgemeinen Bildung gebracht werden, das ihm den Ehrentitel eines college-bread man verleiht. Damit ist der junge Mann zu einem gentleman gemacht, soweit das durch Unterricht und Erziehung möglich ist; und damit nimmt er sozial eine Stellung ein, welche in vielen Beziehungen der des „akademisch Gebildeten" in Deutschland entspricht.

Darum enthält der Studienplan des College eine Reihe von Unterrichtsfächern, die dem deutschen Gymnasium fremd sind. Neben alten und neueren Sprachen, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften finden sich hier Gegenstände, wie Psychologie, Logik, Ethik, Geschichte der Philosophie, Volkswirthschaft, Verfassungsgeschichte, Geologie, Embryologie und andere. Griechisch ist fast nirgends obligatorischer Lehrgegenstand und wird schon auf den zum College vorbildenden Anstalten kaum noch gelehrt. Im College selbst nimmt nur eine ganz minimale Anzahl von Schülern an dem fakultativen Unterricht im Griechischen Theil. Dagegen gilt das Lateinische, wie in England, als Grundlage der klassischen Bildung. Nach dem auf der high-school oder der preparatory school bis zu vier Jahren Latein getrieben ist, macht das College gewöhnlich die Theilnahme am lateinischen Unterricht auf ein oder zwei Jahre obligatorisch. Dabei werden von lateinischen Schriftstellern neben den im Gymnasium üblichen auch Plautus und Terenz gelesen. Der Literatur des 19. Jahrhunderts wird beim Unterrichte in den neueren Sprachen eine große Wichtigkeit beigemessen, und Besprechungen von Balzac, Flaubert, den Goncourts, Storm, Anzengruber und Hauptmann gehören keineswegs zu den Ausnahmen.

Dieser Unterricht beschäftigt sich also auch mit Gegenständen, welche in Deutschland für die Universität reservirt sind. Man hat darum wohl gesagt, daß die ersten zwei des meist vier Jahre umfassenden College-Kursus noch dem deutschen Gymnasium, die zwei letzten aber bereits der deutschen Universität gleichzustellen sind.

Digitized by Google

Allein auch dieser Vergleich paßt nicht. Denn der Unterricht im College wird nicht vom Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung, sondern von dem der allgemeinen Bildung ertheilt. Die Schüler sollen mit den Thatsachen und Problemen vertraut werden, denen jeder Gebildete täglich im Leben begegnet. Sie sollen im Stande sein, sich darüber ein leidlich reifes und in gewissem Sinne selbstständiges Urtheil zu bilden, ohne daß sie zu wissenschaftlich-kritischen Untersuchungen angeleitet oder vorgebildet werden.

Der Unterricht wird zum Theil in der Form von Vorlesungen ertheilt, welche die Schüler nachschreiben. Zum Theil wird die in deutschen Schulen und Gymnasien herrschende Methode benutzt: ein Thema wird in der Klasse besprochen, den Schülern zur häuslichen Bearbeitung gegeben und die Resultate dieser häuslichen Arbeit werden in der Klasse kritisirt. Im Allgemeinen werden die Schüler nicht gezwungen, regelmäßig in der Klasse zu erscheinen oder sich fleißig zu Hause vorzubereiten. Aber am Ende des Semesters finden in jedem einzelnen Lehrgegenstande schriftliche Schlußexamina statt. Von dem in ihnen erhaltenen Zeugniß hängt es ab, ob dem Schüler der Besuch einer Klasse angerechnet wird oder nicht. Um den Baccalaureatsgrad zu erhalten, muß er nämlich Zeugnisse vorlegen, nach denen er eine gewisse Anzahl von Unterrichts-Kursen mit Erfolg besucht hat. Gewöhnlich ist der ganze College-Kursus auf vier Jahre angesetzt, und man nimmt an, daß etwa 15 Stunden wöchentlich das Normale sind.

In der Auswahl der zu besuchenden Vorlesungen ist dem Schüler eine gewisse Freiheit gelassen, die jedoch in den verschiedenen Anstalten verschieden weit geht. Das Resultat davon ist, daß der College-Student meist in einigen Fächern eine weniger solide Ausbildung hat. Dagegen spezialisirt er seine Studien auf gewisse Gegenstände, die ihm sympathisch sind. Und in ihnen ist er viel weiter vorgeschritten als zum Beispiel der deutsche Gymnasialabiturient.

Die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler sind meistens recht herzliche. Es wird gewünscht, daß die Schüler den Lehrern stets ihre volle und wahre Meinung offen und ohne Hintergedanken sagen. Das ist aber nur möglich, wenn der Lehrer nicht übelnehmerisch ist und wenn er nicht fortwährend Angst hat, sich und seiner Würde etwas zu vergeben. Es ist darum nichts Seltenes, daß Schüler mit einem harmlosen Scherze im Unterricht antworten oder zum Beispiel über die Schönheiten einer lateinischen Ode

Digitized by Google

anderer Meinung sind als der Lehrer und alle Fachleute zusammen.

Die jungen Leute sollen ferner nicht nur allerlei Kenntnisse sich aneignen; sie sollen sich vor Allem daran gewöhnen, diese Kenntnisse stets zu benützen und bei öffentlichen Diskussionen zur Hand zu haben. Zu diesem Zwecke finden Uebungen im Debattiren statt. Es ist auch Sitte, daß die besten Redner zweier Colleges ein öffentliches Wett-Debattiren abhalten. Das hierfür gestellte Thema ist gewöhnlich dem öffentlichen Leben entnommen. Meist werden politische Fragen gewählt, die jeden Bürger interessiren. So wurden häufig die folgenden Themata gegeben: „Sollen die Trusts durch Gesetzgebung eingeschränkt werden?" „Sollen die Philippinen als amerikanische Kolonie verwaltet oder sollen sie zur unabhängigen Republik gemacht werden?" Die Redner des einen College haben für, die des anderen gegen diese Maßregel zu sprechen. Ein Komitee von Preisrichtern, aus Professoren, Rechtsanwälten oder sonst angesehenen Männern bestehend, entscheidet, wem der Preis zukommt.

Dieser Unterricht ist jedoch nur einer der vielen Faktoren, durch die der junge Mann, oder neuerdings ja auch das junge Mädchen im College ihre Bildung erhalten. Ebenso wichtig ist der Einfluß des täglichen Lebens, das sie umgiebt, jenes in Amerika so gerühmte college life. Eine weitgehende Einwirkung auf die Gestaltung des Charakters der Schüler ist vor Allem dadurch möglich, daß die meisten Colleges Internate sind. Die alten und berühmten Anstalten dieser Art, wie sie sich im Osten finden, sind auf dem Lande gelegen, oft vor den Thoren einer großen Stadt, die mit einer Lokalbahn oder der Straßenbahn leicht zu erreichen ist. Auf einer großen, baumgeschmückten Wiese erhebt sich eine Anzahl von Gebäuden, von denen nur die wenigsten Unterrichtszwecken dienen. Die meisten enthalten nichts als Studentenwohnungen. In diesen dormitories leben die jungen Leute in täglicher Gemeinschaft eng beisammen. Gewöhnlich haben je zwei von ihnen eine Wohnung von drei Zimmern inne, zwei Schlafräume und einen gemeinsamen Wohn- und Arbeitsraum. Das Essen wird zu festgesetzten Stunden gemeinschaftlich von allen Bewohnern des dormitory in einem großen Speisesaal eingenommen. In dieser ländlichen Stille, von der Welt fast abgeschieden, sind die Studenten eng auf einander angewiesen und müssen es lernen, sich ineinander zu fügen. Hier gewinnen sie im täglichen Um-

Digitized by Google

gange mit gleichalterigen Kameraden jene Sicherheit des Auftretens, die nur die fortwährende Berührung mit Fremden erzeugt. Dabei ist ihnen eine weitgehende Bewegungsfreiheit gelassen, welche die Mitte zwischen der deutschen akademischen Freiheit und der Disziplin des Gymnasiums hält. So spielen denn auch die College-Jahre im Leben des Amerikaners dieselbe Rolle, die in Deutschland der Studentenzeit zufällt. Allein der Hauptunterschied ist, daß der College-Student sich nicht isoliren kann, daß er sich unter der fortwährenden Aufsicht seiner Kameraden befindet. Er gehört sofort einer großen Organisation an, seiner Klasse, die aus allen mit ihm zusammen eintretenden Schülern besteht. Es ist sein Ehrgeiz, unter seinen Klassenkameraden angesehen zu sein und namentlich seine Examina so abzulegen, daß er mit ihnen zusammen den Baccalaureus-Grad erwirbt und das College verläßt. In den Versammlungen seiner Klasse lernt er, sich frei und ungezwungen unter gleichalterigen Leuten zu bewegen und an den Berathungen der gemeinsamen, meist geselligen Interessen sich zu betheiligen. Er gewöhnt sich, als Mitglied einer Gemeinschaft Gleichberechtigter seine Handlungen und sein Benehmen dem allgemein herrschenden Ton anzupassen und die Macht der öffentlichen Meinung zu respektiren. Seine Manieren und sein Auftreten werden allmählich die seiner Umgebung. Und die älteren Jahrgänge sorgen dafür, daß die Füchse, die fresh-men, die Traditionen des College bereitwilligst annehmen und sie später ihrerseits wieder den jüngeren Generationen durch Ueberredung, Vorbild und oft auch durch allerlei andere Mittel einimpfen. So wird der College-Student bald auch äußerlich ein leicht erkennbares Mitglied einer vornehm gebildeten Gesellschaftsklasse. Denn hier im College sind die Söhne der besten Familien des Landes zusammengekommen, und sie geben den Ton an auch für diejenigen Kameraden, welche aus niedrigeren, weniger gebildeten und begüterten Klassen stammen. In einer von den Studenten regelmäßig und ganz selbständig herausgegebenen Zeitschrift findet dieser Korpsgeist, der college-spirit, dann seinen bewußten Ausdruck.

Ein weiteres Mittel in dieser Erziehung zu vornehmer Männlichkeit ist der Sport, die athletics, welcher von den Leitern des College mit derselben Sorgfalt gepflegt wird, wie z. B. der wissenschaftliche Unterricht. Beim Fußballspiel, beim Wettlaufen, Wettschwimmen, Wettrudern soll der Student nicht nur hygienische Zwecke verfolgen. Er soll nicht nur seinen Körper gesund und

Digitized by Google

geschmeidig erhalten, sondern er soll sich vor Allem Charaktervorzüge aneignen. Physischer Muth und Furchtlosigkeit, kameradschaftliche Solidarität, neidlose Unterordnung sowie Anerkennung der Ueberlegenheit stärkerer Genossen und des Gegners, und namentlich jene vornehme Haltung im Kampfe ums Dasein, die der Amerikaner fair play nennt: das sind die Hauptvortheile, die man vom Sport für die Studenten erwartet. Und nichts ist erfrischender als zu sehen, wie spontan die beim Fußballspiel unterlegene Partei ihren glücklicheren Gegner lärmend hochleben läßt.

Das Ideal der College-Erziehung ist also, aus dem jungen Mann einen „gentleman" zu machen, von sicherem, weltmännischem Auftreten, von offener, furchtloser Männlichkeit und von schneller, energischer Urtheilskraft. Sie soll ihn dazu befähigen, später in der Welt und für die Welt zu leben und sich auszuzeichnen.

Hierdurch wird natürlich vor Allem der Einfluß der Familie beschränkt, während ihr in Deutschland diese erzieherische Thätigkeit in den meisten Fällen fast ausschließlich überlassen bleibt. Eine gewisse Ausnahme machen vielleicht einige alte Internate und später die Erziehung in studentischen Verbindungen oder im Offizierkorps, welche jedoch nicht allen akademisch Gebildeten zugänglich ist oder vielleicht wünschenswerth erscheint. Der amerikanische College-breadman hat unzweifelhaft einen hohen Schatz von Menschenkenntniß erworben; er hat Selbstbeherrschung seinen Impulsen gegenüber gelernt und er hat jene Reservirtheit des Auftretens, jene vorsichtige Verschlossenheit, die im Leben so nützlich ist. Andererseits ist diese Bildung oft rein formal, ja schablonenhaft und auf Kosten der Herzlichkeit gewonnen. Aber in Deutschland, wo man in Fragen der gesellschaftlichen Form vielleicht manchmal zu nachsichtig ist, sollte man nicht unterschätzen, welche Vortheile aus dieser gleichmäßigen, weltmännischen Erziehung der gebildeten Jugend entspringen. Jedenfalls hat sie in Amerika zur Folge, daß jedes Mitglied der gebildeten Stände mit souveräner Sicherheit über die gesellschaftlichen Formen verfügt und daß linkische Schüchternheit zu den allergrößten Ausnahmen gehört. Es ist ferner wichtig, daß diese immerhin exklusive Erziehung anderseits allen Gebildeten eigen ist und daß sie die Schaffung einer Gesellschaft in der Gesellschaft bedeutend erschwert.

Natürlich hat diese College-Erziehung einen höchst undemokratischen Zug, wenn man bedenkt, daß nicht ein Prozent der weißen Männer des Landes zur Klasse der College-breadmen

Digitized by Google

gehören und daß jedes einzelne der vier College-Jahre durchschnittlich 600 bis 700 Dollars (2400 bis 2800 Mark) kostet. Trotzdem spielt die reine Geldfrage keine so absolut wichtige Rolle, als man vielleicht denken könnte. Ein College-Student verliert niemals unter seinen Kameraden dadurch an Ansehen, daß er die zu seinem Studium nöthigen Gelder durch Ertheilen von Unterricht oder auf andere Weise selbst erwirbt oder aus den meist sehr reichlich bemessenen Stipendien (fellowships und scholarships)*) erhält. Jedoch sollte nicht verschwiegen werden, daß namentlich in der letzten Zeit eine starke Tendenz zur Bildung von Klassenunterschieden sich in den Colleges fühlbar macht. Dieser Zug findet seinen Ausdruck in dem Einfluß, den die oft sehr reichen und exklusiven Studentenverbindungen (fraternities, secret societies, greek letter societies) auf ihre Mitglieder ausüben.

Der Einfluß des College endet natürlich nicht mit den in ihm verlebten vier Jahren. Vielmehr bleiben die ehemaligen Schüler ihrer alma mater lebenslang treu ergeben und fühlen sich etwa wie demselben Orden angehörige Ritter. Es wird Familientradition, die jungen Leute zu einem bestimmten College zu senden, wie in Deutschland die Zugehörigkeit zu gewissen Studentenverbindungen Familien-Angelegenheit ist. Wenn zwei einander gänzlich fremde Amerikaner sich kennen lernen und entdecken, daß sie beide z. B. Harvard-men sind, so ist damit sofort intime Kameradschaft zwischen ihnen geschaffen. Diese Zusammengehörigkeit der „Alumni" eines College wird auf größeren Festen gefeiert, zu denen sie sich wie die „Alten Herren" in Deutschland einfinden. In Harvard haben die ehemaligen Schüler sogar weitgehende Befugnisse bei der Verwaltung des College und der Besetzung der Lehrstellen.

So hat ein jedes College seine bestimmten Traditionen, von denen jede eine andere Nuance des allgemeinen Typus des Collegebread man darstellt. Jeder Amerikaner weiß zum Beispiel, daß der Harvard-man sich durch exklusive Vornehmheit auszeichnet und mehr als sorgfältig in der Wahl seines Schneiders und seines gesellschaftlichen Umganges ist. Auch ein leichter Anflug von jeunesse dorée fehlt ihm manchmal nicht, während unter den Yalemen sich vielleicht eine frischere Männlichkeit entwickelt hat.

Obwohl der Prozentsatz der College-breadmen unter den Amerikanern ein sehr geringer ist, so hat diese kleine intellektuelle

*) Sie betragen oft 500 Dollars (= 2000 Mark) oder mehr.

Digitized by Google

Aristokratie doch einen ungeheuren Einfluß auf das gesellige und auch politische Leben. Und namentlich im öffentlichen Leben ist die Macht dieses gesellschaftlichen Ideals einer gebildeten Klasse von unendlichem Werth. Ohne ihn würde der kaufmännische Utilitarismus und das sektirerische Philisterthum in Amerika die Alleinherrschaft haben. Durch das College und seine Einwirkung erhält das amerikanische Leben einen freieren und vornehmeren Ton und verlieren sich allmählich die Voreingenommenheit und Intoleranz, die sonst alles unterdrücken würden. Es ist bezeichnend, daß in New-York die Anhänger von Tammany Hall, jener korrupten politischen Organisation, den jetzt siegreichen Reformern stets vorwerfen, daß sie College-men sind und nicht direkt mit dem Volke zusammenhängen und aus ihm hervorgegangen sind. In der That ist als Ergebniß der New-Yorker Reform-Bewegung Herr Seth Low, der frühere Präsident der Columbia University, zum Mayor gewählt und die meisten Stadtämter sind zum größten Aerger der Leute von Tammany-Hall mit Harvard-men besetzt. Ein weiteres Beispiel für den segensreichen Einfluß dieses College-Geistes bietet der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Roosevelt. Er ist ein Typus des College-man, wie er denn auch seine Erziehung im Harvard College erhalten hat.

* * *

Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß diese aristokratischen Traditionen unmöglich in staatlichen Anstalten, zu denen Jeder unentgeltlich Zulaß hatte, entstehen konnten. Sie finden sich darum auch namentlich in den Colleges des Ostens, welche vom Staat unabhängige Institute sind. Die bekanntesten unter ihnen wurden noch in der Zeit vor der Revolution gegen England gegründet und sind bewußte Nachahmungen der großen Traditionen der englischen Colleges und Universitäten, wie Oxford. Obenan steht unter diesen amerikanischen Anstalten: Harvard College. Ursprünglich von der Colonie Massachusets Bay eingerichtet, wurde es sehr bald durch die Stiftung des englischen Geistlichen John Harvard finanziell und damit auch thatsächlich unabhängig. Seine Gründung geht auf das Jahr 1636 zurück. Ihm folgen Yale-University (in New-Haven, Connecticut, gegründet 1701), Princeton University (in Princeton, New-Jersey, gegründet 1746) und Columbia University (in New-York city, gegründet 1754 als Kings College). Von den zahllosen

Digitized by Google

spätere Gründungen ist namentlich Cornell University (in Ithaca, New-York, 1868) zu größerer Bedeutung gelangt.

Die Gründung dieser Anstalten geschah stets durch testamentarische Ueberweisung oder Schenkung einer bedeutenden Summe Geldes zu dem genannten Zwecke. Meist wurde der Name des Stifters in den Titel der Anstalt aufgenommen, wie die John Harvards, Elihu Yales oder Ezra Cornells. Die Anstalt selbst ist unabhängig, der Staat hat nur die Oberaufsicht über sie, wie über alle Unterrichtsanstalten, denen er das Recht zur Verleihung von Diplomen ertheilt hat. Das Vermögen befindet sich in den Händen eines Verwaltungsraths, des sogenannten Board of Trustees, der überwiegend aus Geschäftsleuten besteht. Oft haben auch die Alumni auf die Verwaltung einen gewissen Einfluß. Die ersten Trustees sind meist vom Gründer selbst eingesetzt. Später ernennen die Trustees selbst die Nachfolger ausscheidender Mitglieder des Boards. Diese Trustees sind die oberste Behörde des College. Sie setzen den Präsidenten ein, dem die wissenschaftliche Leitung des Unterrichts und die Aufrechterhaltung der Disziplin obliegt. Hierdurch hat der Präsident eine fast unbeschränkte Macht über die Studentenschaft. Seine Macht über die Lehrer ist nicht geringer. Zwar werden die einzelnen Mitglieder der Fakultät dem Namen nach von den Trustees angestellt, beziehungsweise entlassen. Allein da diese Trustees keine Gelehrten sind, so müssen sie sich hierbei ganz auf die Vorschläge des Präsidenten verlassen, der ihm unbequeme Lehrer darum stets leicht entfernen kann. Die einzige Grenze der Macht des Präsidenten liegt darin, daß er von den Trustees entlassen werden kann. Das geschieht, wenn unter einem solchen Präsidenten offenbar die Anstalt zurückgeht, wenn die Zahl der Schüler abnimmt und sonstige Zeichen des Verfalls hervortreten. Während der Präsident also absoluter Herr über Lehrer und Schüler ist, hängt er anderseits von den Leistungen und Erfolgen beider ab. Man hat darum wohl gesagt, daß das amerikanische College eine absolute Monarchie darstellt, welche durch Meuchelmord beschränkt ist.

In früheren Zeiten wurden ausschließlich Geistliche auf diesen Vertrauensposten berufen; und noch jetzt folgen viele Anstalten dieser Sitte. Allein in den besten Colleges hat man seit einiger Zeit stets Gelehrte, meist frühere Fakultätsmitglieder, zu Präsidenten ernannt. Juristen und Nationalökonomen, sowie Professoren der Pädagogik haben dabei den Vorzug erhalten. Oft genug waren

Digitized by Google

sie als Professoren weniger durch profunde Gelehrsamkeit als durch weltmännische Geschicklichkeit ausgezeichnet. Während ihre Leistungen manchmal das Niveau der angenehmen Oberflächlichkeit nicht übersteigen, haben diese Männer stets jene Eigenschaft, die in Amerika am höchsten geschätzt wird und zu den höchsten Stellungen führt: sie haben organisatorisches Talent. Ein solcher College-Präsident hat vor allem Menschenkenntniß nöthig und muß im Stande sein, jeden Schüler und jeden Lehrer so anzustellen, daß daraus für die Anstalt der größte Vortheil entsteht. Er muß ein klares Ziel für alle seine Handlungen stets unverrückt im Auge haben und unaufhörlich mit seiner ganzen Persönlichkeit für dessen Verwirklichung eintreten. Nach außen muß er im Stande sein, die Anstalt mit der gehörigen Würde zu repräsentiren. Alles in Allem sind seine Befugnisse, sein Charakter, sein Auftreten die eines kleinen Fürsten, der sich seiner Würde und seiner Bedeutung stets bewußt sein muß.

Aber hinter dem Präsidenten stehen die Trustees, in deren Händen das Geld, der nervus rerum gerendarum, sich befindet. In den alten Colleges hat sich eine große Tradition gebildet, die namentlich von den „Alumni", den ehemaligen Schülern hochgehalten wird und der sich auch die Trustees und der Präsident wie einer ungeschriebenen Konstitution unterwerfen müssen. Anders in den neuesten Gründungen. In ihnen ist dem College durch seinen Gründer vorgeschrieben, welcher Geist in ihm herrschen soll. In Europa hat man sich oft Illusionen über den wahren Charakter der Freigebigkeit amerikanischer Millionäre gemacht. Diese oft fürstlichen Schenkungen entspringen nicht ausschließlich der Hochherzigkeit ihrer Geber. Die amerikanischen Millionäre nehmen, namentlich im Westen, dieselbe politische Stellung ein wie in Europa der hohe Adel. Um ihre thatsächlich ganz kolossale Macht zu befestigen, müssen sie die öffentliche Meinung der besten Kreise auf ihrer Seite haben. Im Mittelalter schloß der Feudalstaat ein Bündniß mit der Kirche. In Amerika sucht die Finanzaristokratie sich dadurch zu konsolidiren, daß sie sich die Anstalten verpflichtet, in denen die öffentliche Meinung der guten Gesellschaft entsteht. Zeigen sich solche Institute undankbar, erlauben sie zum Beispiel ihren Professoren Ansichten zu äußern, welche den Geschäftsinteressen des Gründers schädlich sind, so pflegt der Gründer einfach die Machtfrage, das heißt die Geldfrage aufzuwerfen. Das Ende vom Liede ist stets, daß der taktlose Professor entlassen wird. Eine Universität, die von einem Eisenbahnkönig gegründet war, entließ plötzlich eine

Digitized by Google

Reihe von Professoren, weil diese sich gegen die Zulassung von chinesischen Einwanderern öffentlich ausgesprochen hatten; der Eisenbahnkönig brauchte aber die Kulis als billige Arbeiter zu seinen Eisenbahnbauten. Es ist natürlich ganz ausgeschlossen, daß ein Professor dieser Anstalten eine Meinung über die Entstehung der oft merkwürdig erworbenen Vermögen der Gründer und Geber hat.

Im Westen überwiegen die staatlichen Colleges. Als die westlichen Staaten gegründet wurden, hatte sich die Idee schon Bahn gebrochen, daß der Staat das gesammte Schulwesen leiten und einrichten müsse. Die englischen Traditionen einer vornehmen Erziehung zur Kultur hatten wenig Einfluß im Westen, dessen Siedler entweder aus den östlichen Staaten der Union oder aus Kontinental-Europa, Deutschland und Skandinavien stammen. Die Exklusivität des östlichen College mit ihrem scharfen Klassenunterschiede wäre ihnen unerträglich gewesen und nach ihrer Auffassung vom Staate waren sie weniger geneigt, darin eine Verminderung ihrer persönlichen Freiheit zu erblicken, daß der Staat sich um die Schulen kümmerte.

Zwar schwebten diesen westlichen Anstalten die des Ostens stets als Muster vor und sie übernahmen den Studienplan der alten Colleges. Auch spielt der Sport bei ihnen eine ähnliche Rolle. Aber dem ganzen derben und frischen Ton des Lebens im Westen entsprechend, befördern diese Anstalten, in denen der Unterricht stets unentgeltlich ertheilt wird, nicht die Bildung gesellschaftlicher Klassen. Auch haben sie es sich mehr zur Aufgabe gemacht, die Studenten direkt zu Berufen vorzubereiten. Sie sind namentlich die Lehrerbildungsanstalten für Elementar- und Mittelschulen. Der Unterricht in Pädagogik und ähnlichen Fächern nimmt darum eine hervorragende Stellung ein; und in vielen Staaten des Westens bildet das College, meist University genannt, die oberste Unterrichtsbehörde des Staats. So übt zum Beispiel die University of California in Berkely eine Art Oberaufsicht über das staatliche System von Volks- und Mittelschulen aus, und das Baccalaureats-Zeugniß der Universität berechtigt zum Unterricht an den öffentlichen Schulen.

* * *

Das Unterrichtswesen, soweit bis jetzt betrachtet, ist ein absolut einheitliches. Dem amerikanischen Ideal von der Gleichheit Aller entspricht die Thatsache, daß jedem Kinde ein ununterbrochener

Digitized by Google

Weg von der Elementarschule über die high-school und durch das College zum Baccalaureat offen steht. Mit dieser demokratischen Auffassung verbindet sich dann das aus England stammende Prinzip, daß in der Schule namentlich der Körper und der Charakter gebildet werden muß, und daß Fachbildung im engeren Sinne vom Schulunterricht ausgeschlossen bleiben soll. Während aber in England der Besuch einer Schule wie Rugby oder Eaton stets das Privileg weniger war, verlangt man in Amerika, daß diese Bildung zum gentleman Allen zugänglich sei. Der Amerikaner will aber auch nicht, daß Jemand durch seine in früher Jugend begonnene Fachbildung auf einen bestimmten Zweig des Erwerbslebens angewiesen sei, auch wenn er hierdurch besser dazu vorbereitet wäre. Ueberhaupt legt man wenig Werth auf theoretische Ausbildung zu Berufen. Fachbildung kann nicht durch Gelehrsamkeit, sondern nur durch die Praxis erworben werden. Noch im 18. Jahrhundert erlangten auch Aerzte und Geistliche ihre spezielle Berufsschulung so, daß sie gleichsam als Lehrlinge bei einem angesehenen Arzt oder Geistlichen eintraten. Und noch heute haben viele amerikanische Rechtsanwälte nie eine juristische Vorlesung gehört, sondern haben lediglich im Geschäft eines älteren Rechtsanwaltes „praktisch gelernt".

Allein mit dem Fortschritt der Technik und der daraus folgenden Spezialisirung wurden bald Fachschulen nothwendig. Namentlich Schulen für Aerzte und für Geistliche entstanden. Juristenschulen folgten, obwohl darum keineswegs mit dem eben erwähnten Lehrlingssystem gebrochen wurde. Ebenso ist die Lage der Ingenieure, die noch jetzt vielfach direkt durch praktische Thätigkeit vorgebildet sind und aus dem Arbeiterstande hervorgehen. Aber auch hier machen die fortwährend an Zahl zunehmenden Ingenieur-Schulen und Polytechnikums sich fühlbar. Schließlich verlangte der nationale Ehrgeiz der Amerikaner, daß Bildungsanstalten zur Schulung hervorragender Gelehrter, rein wissenschaftlicher Fachleute, gegründet wurden. Hier wirkte das Vorbild der deutschen Universitäten und zum Theil auch der deutschen technischen Hochschulen.

Es kam nun darauf an, diese beiden einander widersprechenden Erziehungsideale zu versöhnen und das neue System der Fachschulen und wissenschaftlichen Universitäten dem alten System der ununterbrochenen allgemeinen Erziehung irgendwie einzugliedern. Aeußerlich geschah das zunächst so, daß viele Colleges ganz un-

Digitized by Google

berechtigter Weise sich den Namen University beilegten, wodurch der an sich schon chaotische Zustand des amerikanischen Bildungswesens nun vollständig unübersichtlich wurde.

Bald aber mußten thatsächliche Aenderungen im Studienplan eintreten. Bereits vorhandene Fachschulen stellten sich den Colleges gleich und wurden oft mit bereits bestehenden Colleges zu einer großen Unterrichtsanstalt vereinigt. Anderseits nahmen die Colleges Gegenstände in ihren Lehrplan auf, die ihnen ursprünglich fremd waren. Und schließlich fügte man einen Universitäts-Studiengang dem College an, zu dem es nun lediglich vorbilden sollte.

So haben jetzt die meisten Colleges die Ausbildung der Schullehrer übernommen. Neben dem allgemein bildenden Unterricht geben sie eine Reihe von Vorlesungen über Psychologie, Psychophysik und Pädagogik. Dazu haben viele dieser Anstalten eine Elementarschule eingerichtet, in der die Studenten sich unter Anleitung des Professors der Pädagogik praktisch im Unterrichten üben. Aehnlich liegen die Dinge in den sogenannten manual training schools, die den high-shools gleichgestellt wurden und deren Abgangszeugniß oft zum Eintritt in das College berechtigt. Die Fachschulen für Mediziner und Juristen suchten sich als Colleges auszuweisen, indem sie den Namen college of law oder of medicine annahmen und als Abgangszeugniß ein Baccalaureat of law oder of medicine ertheilten. Die meisten schools of medicine verliehen jedoch gleich die medizinische Doktorwürde, und einige juristische Fachschulen entließen ihre Abiturienten als doctores juris. Zur Zeit giebt es nur wenige juristische und medizinische Fachschulen, in denen die Aufnahme vom Besitze eines vorher erworbenen Baccalaureats-Zeugnisses abhängt. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß wegen der langen Dauer des College-Kursus die jungen Leute zu spät sich ihrem Fachstudium zuwenden können. Manche Anstalten wie Columbia University suchen dem dadurch abzuhelfen, daß in ihnen die College-Studenten das letzte, vierte Jahr wesentlich schon ihrem späteren Fachstudium widmen können und diese Arbeit ihnen für den Baccalaureatsgrad angerechnet wird, obwohl sie nicht zur Erwerbung allgemeiner Bildung in dem Department of arts and letters benutzt ist. Wieder andere Institute haben für die betreffenden Studenten die College-Zeit auf drei oder gar zwei Jahre beschränkt, nach denen ihnen der Grad als Baccalaureus artium verliehen wird.

Die ganze Angelegenheit ist noch nicht zur abschließenden

Digitized by Google

Regelung gelangt. Auf der einen Seite will man das medizinische und juristische Studium, analog deutschen Anschauungen zu einem „Universitäts-Studium" gestalten und damit dem College die Rolle des vorbereitenden Gymnasiums zuweisen. Anderseits ist das College hierzu nicht geeignet, namentlich weil sein allgemeinerer und stellenweise vorgeschrittenerer Studiengang zu viel Zeit in Anspruch nimmt. Es handelt sich bei diesem Konflikt zweier Ideale darum, welches schließlich das stärkere ist. Wahrscheinlich wird der Abschluß ein Kompromiß sein. Das College wird nicht einfach eine Vorbildungsanstalt werden, wie das Gymnasium, aber es wird mehr Zeit und Mühe auf die rein vorbildende Thätigkeit verwenden. Zugleich wird die Anzahl der Aerzte- und Juristen-Schulen zunehmen, in denen der Besitz eines Baccalaureats-Zeugnisses Vorbedingung zum Eintritt ist. Darum wird es jedoch nicht an solchen Schulen fehlen, in denen medizinische und juristische Grade auch ohne vorherigen College-Besuch erworben werden können. Neben dem alten B. A., dem Baccalaureus artium, wird der neue Baccalaureus der Pädagogik zahlreicher werden. Technische Hochschulen werden mehr und mehr im Verbande großer Unterrichtsanstalten auftreten, den Grad als B. S., bachelor of science, verleihen und dem College gleichgestellt werden. Auch wird rein praktische Vorbildung wohl kaum von der Ausübung der Berufe ausschließen, in denen sie jetzt als genügend betrachtet wird. Was die Vorbildung der Geistlichen anbelangt, so werden hier die einzelnen der in Amerika so zahlreichen Kirchen und Sekten ihre Anforderungen weiter verschieden hoch stellen. Bei der gänzlichen Trennung von Kirche und Staat ist ihnen hier freie Hand gelassen. Diejenigen Kirchen, zu denen namentlich die unteren Volksklassen gehören, werden einfach den Besuch eines Predigerseminars verlangen, und die Aufnahme in ein solches wird von keiner großen Vorbildung abhängen. Andere Kirchen werden die Aufnahme in ihre Predigerseminare vom Besitz des Baccalaureats-Zeugnisses abhängig machen oder wohl auch den Besuch einer Universität verlangen, in der das theologische Studium nicht von dem Standpunkte einer bestimmten Sekte, sondern nach allgemein giltigen wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben wird.*)

In den rein wissenschaftlichen Studienfächern hat sich der Konflikt nicht so scharf zugespitzt. Die hier in Frage kommenden

*) Wie z. B. in Harvard University.

Digitized by Google

Lehrgegenstände sind ungefähr die, welche man in den norddeutschen Universitäten unter dem Namen der philosophischen Fakultät vereinigt. In ihnen war es verhältnißmäßig leicht, vom College zur Universität, zum graduate study überzugehen, da sie sich sämmtlich auf dem Lehrplan des College fanden. Zwar kamen die Studenten später zum Universitätsstudium als ihre deutschen Kameraden; aber sie waren dafür auch im Stande, die Universität schneller zu absolviren. Namentlich erspart ihnen ihre abgerundetere Bildung die Zeit des Zögerns und Suchens. Der amerikanische graduate student weiß genau, was er will. Seine Absicht ist, so schnell als möglich in einem bestimmten Fache durch Spezialstudium sich den Doktorgrad zu erwerben. Viel Zeit zu studentischen Vergnügungen hat er nicht; auch hat er in den College-Jahren sein Theil davon genossen. Ebenso ist es mit seinem Interesse für allgemeinere Fragen. Dafür ist er aber ernst, fleißig und sehr strebsam. Die Zahl dieser graduate students ist, mit Deutschland verglichen, winzig.*) Der Doktorgrad wird nur von Lehrern an einem College oder einer Universität verlangt. Viele Colleges begnügen sich mit Lehrern, die selbst nur ein College besucht und den Baccalaureatsgrad erworben haben. In den Elementar- oder Mittelschulen finden sich natürlich keine Träger des Ph. D., wie der philosophische Doktorgrad in Amerika genannt wird.

Die oben erwähnten Fachschulen zur Ausbildung von Aerzten, Juristen, Ingenieuren, sowie die für Zahnärzte und Thierärzte waren ursprünglich meist unabhängige Lehranstalten. Allmählich haben jedoch die größeren Colleges entweder Abtheilungen für diese Zwecke neu eingerichtet oder sich älteren Anstalten angegliedert. Die Universitäten wurden so gut wie ausnahmslos von den Colleges eingerichtet. Ihre Entstehung fällt namentlich in die Zeit um 1860. Die erste amerikanische Universität, die nach deutschen Anschauungen diesen Namen verdient, war die im Jahre 1867 gegründete Johns Hopkins University, so nach ihrem Stifter Herrn Johns Hopkins benannt. Der Unterricht wurde in dieser zu Baltimore (Maryland) gelegenen Anstalt im Jahre 1876 begonnen. Obwohl sie ein College hat, legt sie doch den Hauptwerth auf das Universitätsstudium, das nach deutschem Muster eingerichtet ist. Nachdem die Johns Hopkins University das amerikanische Studium auf dieselbe Höhe gebracht hatte, die es in den besten deutschen Universitäten

*) In den Anstalten mit guten und bekannten graduate schools kommt auf wenigstens zehn undergraduates ein graduate student.

Digitized by Google

einnimmt, folgten andere, ältere Anstalten, die bis dahin nur Colleges gewesen waren. Sie richteten „graduate schools“ ein, in denen zum Doktorgrad vorbereitet wird. Der Unterricht steht auch hier meist auf derselben Höhe wie in den deutschen Universitäten.*) Auch ist von jeher eine große Anzahl von Amerikanern zu Studienzwecken nach Deutschland gegangen, und diese Tradition hat noch nicht aufgehört. Jedoch wird der Strom amerikanischer Studenten nach Deutschland durch das wachsende Selbstbewußtsein ihrer Heimaths-Universitäten, sowie hier und da durch die allgemeine Abneigung gegen alles Deutsche eingeschränkt. Auch erzählen die Amerikaner, daß sie seit dem spanisch-amerikanischen Kriege in Deutschland weniger herzlich aufgenommen werden.

Die amerikanischen Doktordissertationen, welche übrigens auch zugleich als Habilitationsschriften dienen, stehen meist auf demselben Niveau wie die der guten deutschen Universitäten. Es giebt natürlich auch in Amerika Anstalten, die sich leider gewisse kleine deutsche Universitäten zum Vorbild genommen haben. Die Laboratorien und Bibliotheken sind meist gut und enthalten Alles, was sich mit Geld ankaufen läßt. Namentlich ist das mit einem Kapital von 10 Millionen Dollars gegründete Carnegie Institute berufen, durch Ueberweisung größerer Summen an Gelehrte noch eine große Rolle in der Förderung der Wissenschaft zu spielen. Präsident dieses Instituts ist Herr Dr. Gilman, der ehemalige Präsident der Johns Hopkins University.

Die Leistungen der amerikanischen Universitäten haben namentlich auf den Gebieten der Geschichte, Nationalökonomie und der Naturwissenschaften gelegen. Hier finden die amerikanischen Gelehrten in ihrer unmittelbaren Umgebung Forschungsobjekte ersten Ranges. Auch klassische und orientalische Philologie und Archäologie sind gut vertreten. Die Neuphilologen, mit Ausnahme der Anglisten, sind ihren kontinentalen Kollegen gegenüber dadurch im Nachtheil, daß sie weniger leichten Zugang zu den Quellen der wissenschaftlichen Forschung haben.

Zwar dürften also die amerikanischen Universitäten berufen

*) So in der Columbia University (New York), Harvard University (Cambridge), Cornell University (Ithaca), Yale University (New Haven), University of Michigan (Ann Arbor), University of Wisconsin (Madison), University of Pennsylvania (Philadelphia), Lelan Stanford jr. University (Palo Alto), University of Chicago (Chicago) und der University of California (Berkeley). Die meisten anderen Anstalten, welche sich University nennen, sind lediglich Colleges oder manchmal noch weit weniger.

Digitized by Google

sein, in den nächsten Jahrzehnten Bedeutendes zu leisten. Allein eine Thatsache wird dadurch nicht geändert werden: sie sind nicht das natürliche Resultat der Entwicklung des amerikanischen Erziehungssystems. Sie werden sich darum auch nie des Ansehens und der Beliebtheit erfreuen, welche die deutschen Universitäten genießen, sondern werden stets eine Art Dependenz des College sein. Die Anzahl der graduate students wird nie dieselben Dimensionen annehmen wie in Deutschland. Sie werden kaum eine große Rolle im öffentlichen Leben spielen, und der Amerikaner wird kaum seine Ansicht aufgeben, daß theoretische Kenntniß von Ideen und Prinzipien im thätigen Leben weniger wichtig sind als praktische Kenntniß von Menschen und Dingen. Erst vor ganz kurzer Zeit hat Herr Professor William James, der berühmte Psychologe der Harvard University, sich öffentlich sehr scharf dagegen ausgesprochen, daß die Erwerbung des Doktorgrades die Vorbedingung zur Anstellung als Universitätslehrer sein solle. Und amerikanische Schulvorsteher, sowie College-Präsidenten werden stets mehr darauf sehen, daß ihre Lehrer pädagogischen Takt haben, als daß sie mit allen möglichen Zeugnissen, Diplomen und Universitätswürden bewaffnet sind.

* * *

Unleugbar hat dieses Schulsystem viel für sich. Das Prinzip der ununterbrochenen Folge der Unterrichtsanstalten von der Elementarschule zum College, zur Fachschule oder zur Universität, hat den Vortheil, daß es den Ehrgeiz fähiger junger Leute ohne Unterschied des Standes anstachelt und den Tüchtigsten Wege und Mittel giebt, sich aus niedriger Stellung zu den höchsten Posten emporzuarbeiten und die beste Bildung zu erwerben. Es ist allerdings wahr, daß in den vornehmen Kreisen des Ostens ein starkes gesellschaftliches Vorurtheil gegen den Besuch der Volksschulen und Staats-Universitäten besteht. Und sogar im Westen machen sich bereits ähnliche Tendenzen fühlbar. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß es in den Vereinigten Staaten einem begabten und strebsamen jungen Manne wirklich leicht gemacht ist, sich eine gute Vorbildung für Beruf und Leben anzueignen.

Ein weiterer Vorzug der amerikanischen Erziehung ist die Aufmerksamkeit und Sorge, welche der Charakterbildung gewidmet wird. In Amerika gilt thatsächlich der oft mißbrauchte Satz „non scholae sed vitae discimus“. Der Amerikaner wird durch die Schule nicht

Digitized by Google

der Welt entfremdet und zum hilflosen Gelehrten-Proletarier verbildet. Der derb praktische Sinn des Volkes hat sich auch hierin bewährt, ja hat vielleicht zu einer Vernachlässigung mehr abstrakter Ideale geführt. Uebrigens wird natürlich das amerikanische Ideal der Bildung zur Männlichkeit keineswegs stets erreicht und verschiedene der angewandten Bildungsmittel verfehlen manchmal ihren Zweck. Der Sport zum Beispiel, wie er in Wirklichkeit oft geübt wird, wahrt nicht immer jenen vornehmen Ton, der ihn pädagogisch so werthvoll macht. Es haben sich namentlich in letzter Zeit gewichtige Stimmen erhoben, welche behaupten, daß der Sport unter Umständen vielmehr Brutalität, Heimtücke und Unredlichkeit züchtet. Allein das betrifft nur Entartungen der „athletics", welche keineswegs häufig oder gar die Regel sind. Auch kann man wohl eine Gefahr darin erblicken, daß der Lehrgang des College die Schüler daran gewöhnt, mit oberflächlicher Kenntniß zufrieden zu sein und ihre Urtheile auf unzureichender Sachkenntniß aufzubauen. Ueberhaupt findet sich in amerikanischen Schulen wohl eine Tendenz non multum sed multa zu geben. Allein wenn Gründlichkeit und Genauigkeit vielleicht nicht genug geschätzt werden, so ist die Schule nicht daran Schuld. Es ist ein allgemein amerikanischer Zug, dem „gesunden Menschenverstand" zu folgen und so weit wie irgend möglich komplizirte wissenschaftliche Ueberlegungen zu ignoriren.

Am meisten jedoch unterscheiden sich die amerikanischen Schulen von den deutschen dadurch, daß in ihnen das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler ein ganz anderes ist. Nach amerikanischer Anschauung soll die Schule alles anwenden, damit der Schüler sich in ihr wohlfühlt und damit ihm die Arbeit Freude macht. Der Unterricht wird darum stets möglichst anziehend gestaltet; er soll die Aufmerksamkeit der Schüler fesseln und nicht voraussetzen, daß die Schüler sich zur Aufmerksamkeit zwingen. Anschaulichkeit der Darstellung, geschickte Wahl eines allgemein interessanten Standpunkts, der den Schülern geläufig und verständlich ist, liebevolles Eingehen auf die geistigen Neigungen der Schüler, das sind die Anforderungen, welche die amerikanische Schule an den Lehrer stellt, und über denen sie oft sogar vergißt, die wissenschaftliche Vorbildung dieses Lehres besonders genau zu prüfen. Neuere Sprachen werden wenn angängig nach der sogenannten „natural method", etwa nach Art der Berlitz-Schulen, gelehrt und die Lehrer sind so gewählt, daß sie in ihrer eigenen Muttersprache unterrichten. In den Colleges und zum Theil schon den high-schools hat dieses

Digitized by Google

Streben nach Belebung des Unterrichts zur Einführung des sogenannten elective system gebracht. Dem Studenten wird kein obligatorischer Bildungsgang vorgeschrieben. Die Anstalt nimmt sich nicht heraus, besser als er zu wissen, was ihm genehm und dienlich ist. Vielmehr muß er ganz allein sich die Vorlesungen auswählen, welche er besuchen will. Hat er eine vorgeschriebene Anzahl von Unterrichtsstunden besucht und die Schlußexamina in ihnen bestanden, so wird ihm das Baccalaureats-Zeugniß gegeben. In manchen Colleges ist noch der Besuch des Unterrichts im Lateinischen, im englischen Aufsatz und englischer Literatur obligatorisch. Andere verlangen von den Studenten, daß ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen den von ihnen gewählten Kursen besteht.*) Aber keine einzige nennenswerthe Anstalt hat einen rein obligatorischen, systematischen Lehrplan.

Ferner ist die Autorität des amerikanischen Lehrers stark beschränkt und dem Schüler eine Bewegungsfreiheit gelassen, die in Deutschland unerhört wäre. So veröffentlichen zum Beispiel in den meisten high-schools die Schüler eine Wochenschrift, die sie ganz und gar allein redigiren. In ihr dürfen die vierzehn- bis achtzehnjährigen Knaben ihre Lehrer, die Schule, den Lehrplan, die angewandten Lehrmethoden, kurz alles was zur Schule gehört, frei und offen kritisiren und besprechen. Sie erlauben sich sogar oft genug, ihre Lehrer zur Zielscheibe meist harmloser Satiren und Witze zu machen. Diese Wochenschrift ist nicht etwa nur erlaubt, sondern der Vorsteher der high-school liest sie mit Aufmerksamkeit, da er hier wirklich sehen kann, was die Schüler denken und wie sie den Unterricht auffassen. Sollten etwa Klagen über den Unterricht oder einen Lehrer abgedruckt sein, so würde der Fall ganz unparteiisch untersucht und etwa entdeckte Uebelstände würden beseitigt werden. Denn es ist durchaus nicht so in Amerika, daß der Lehrer von vornherein Recht und der Schüler Unrecht haben muß. Vielleicht wird hierin sogar den Schülern zu weit entgegengekommen.

Der Lehrer hat also, um es mit einem Worte zu sagen, keine Beamten-Autorität, wie denn die Amerikaner dagegen eine unüberwindliche Abneigung haben. Mit Ausnahme der Armee- und Marine-Offiziere giebt es in den Vereinigten Staaten überhaupt fast gar keine „Beamten“. Der amerikanische Lehrer ist vielmehr

*) Das sogenannte group-system, wie es sich zum Beispiel in der Johns Hopkins University findet.

Digitized by Google

gleichsam der Angestellte eines kaufmännischen Geschäfts. Eine amerikanische Schule läßt sich am besten mit einer Unterrichts-Agentur vergleichen. Sie hat einerseits ihre Kunden, denen die Waare, genannt Erziehung, geliefert wird. Diese Kunden sind die Schulkinder, beziehungsweise deren Eltern, die jedoch in Amerika bei etwaigen Konflikten stets für ihre Kinder und gegen die Lehrer sind. Anderseits beschäftigt die Agentur eine Reihe technisch geschulter Arbeiter, welche den Wünschen der Kunden nachkommen müssen. Das sind die Lehrer. In den Privatschulen ist der Besitzer der Anstalt oder der Board of Trustees, falls die Anstalt als solche Vermögen hat, der Leiter dieser Agentur, in den öffentlichen Schulen der direkt oder indirekt vom Volke gewählte Schulrath. Sind die Kinder mit den Leistungen der Lehrer nicht zufrieden oder fühlen sie, daß sie nicht gut genug behandelt werden, so muß die Schule sich ändern, d. h. die Lehrer müssen entlassen und neue dafür angestellt werden. Kann ein Lehrer zum Beispiel keine Disziplin in seiner Klasse halten, so wird er fortgeschickt; die Kinder werden kaum bestraft. Sollte eine Schule nicht in dieser Weise den Wünschen der Kundenschaft folgen, so würden, falls es sich um eine Privatanstalt handelt, die Kinder aus der Schule genommen werden. Im Fall einer öffentlichen Schule würden die Eltern dafür agitiren, daß bei der nächsten Wahl ein anderer Schulrath eingesetzt wird. Ueberhaupt sind die Lehrer stets kontraktlich und auf wenige Jahre engagirt. Sind ihre Leistungen befriedigend, so werden sie nach Ablauf dieser Zeit wieder engagirt. Dies ist die Lage aller amerikanischen Lehrer, vom Dorfschulmeister bis zum Universitätsdozenten hinauf, obwohl natürlich in den verschiedenen Anstalten mit verschiedenem Maße gemessen wird.

Allein die Schule muß nicht nur ihre Kunden befriedigen, sondern sie muß sich ihre Kundenschaft erhalten und wenn möglich erweitern. Dem dienen allerlei reklamehafte Veranstaltungen, Ausstellungen von Schülerarbeiten, Statistiken, in denen nachgewiesen wird, wie viele ehemalige Schüler bedeutende Stellungen im Leben einnehmen. Die Dozenten und Präsidenten der Universitäten müssen sich in der Oeffentlichkeit hervorthun, um so mehr Schüler anzuziehen. Populäre Vorträge, Entdeckungen von sensationeller Bedeutung, wie babylonische Ausgrabungen, sind hier sehr beliebt. Namentlich pflegen die Präsidenten großer Anstalten jährlich das Land zu bereisen und allerlei Vorträge zu halten, deren wirklicher Zweck es ist, neue Schüler zu „keilen", wie der deutsche Student sagen würde.

Digitized by Google

Namentlich in den öffentlichen Elementarschulen hat diese Abhängigkeit des Lehrers vom Publikum zu oft recht merkwürdigen Zuständen geführt. Wie zu erwarten, sind die meisten Wähler nicht im Stande zu beurtheilen, ob die Kandidaten zur Bekleidung des Amts eines Schulraths befähigt und vorgebildet sind. Dazu fehlt ihnen selbst die Bildung. Sie wählen also sonst populäre Männer, oder solche Leute, die ihnen von anderen als Kandidaten vorgeschlagen werden. Das heißt natürlich, es wird bei der Wahl zu Schulräthen nach politischen Parteien abgestimmt. Hierbei werden nun oft die unfähigsten Menschen zu Leitern der öffentlichen Schulen gemacht und der Schulrath, von krasser Ignoranz strotzend, ist ein beliebtes Ziel des Witzes in gebildeten Kreisen. Noch bedenklicher jedoch ist, daß diese Schulräthe sich bei der Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen oft durch politische Motive leiten lassen. Was das bedeutet, mag folgendes Beispiel zeigen. Im pennsylvanischen Kohlenrevier bilden natürlich die Bergleute die Majorität der Wähler. Darum sind alle Schulräthe Mitglied der Arbeiter-Partei und stellen nur solche Lehrer an, von denen sie sicher sind, daß sie der amerikanischen Gewerkschafts-Bewegung treu ergeben sind. Während des letzten großen Kohlenstreiks wurden darum die Kinder der Streikbrecher von ihren Mitschülern aus der Schule gejagt, ohne daß die Lehrer etwas dabei fanden. Und der Schulrath stellte das Schulgebäude den streikenden Gewerkschaften zur Verfügung, da diese Versammlungen ja im Gemeindeinteresse stattfanden.

Am schlimmsten jedoch ist es, wenn eine korrupte Stadtverwaltung die Herrschaft über den Schulrath erlangt. Und da die meisten amerikanischen Großstädte in den Händen einer ganz korrupten Verwaltung sind oder bis vor Kurzem waren, so geschehen hier unerhörte Dinge. Lehrer sind gezwungen, regelmäßig „freiwillige" Beiträge in die Kasse der die Stadt regierenden Partei zu zahlen. Die Lehrerposten werden von den Schulräthen buchstäblich an den Meistbietenden verschachert. Es ist gerichtlich nachgewiesen, daß in Philadelphia Lehrerinnen je 120 Dollar (480 Mark) an die Schulräthe zahlen mußten, um einen Posten an der Volksschule zu erhalten. Dem Vorsteher einer high-school wurde unter der Hand mitgetheilt, daß er auf Beförderung rechnen könne, wenn er 1000 Dollars zur Bestechung von Schulräthen anwenden wollte.

Derlei extreme Fälle gehören natürlich zu den seltenen Aus-

Digitized by Google

nahmen. Allein das ganze System, nach dem der Lehrer vom guten Willen des Publikums abhängt, hat keinen besonders segensreichen Einfluß auf den Lehrerstand. Namentlich in den Elementarschulen ist es darum sehr schwer, einen tüchtigen Stamm von Lehrern zu erhalten, der sich aus den besten und fähigsten Elementen der Bevölkerung rekrutirt. Viele, welche in Amerika den Lehrerberuf ergreifen, thun es nur, weil sie momentan keine bessere Beschäftigung gefunden haben. Sie richten nun ihr ganzes Streben darauf, bei passender Gelegenheit zu einem angenehmeren Beruf überzugehen. Findet sich keine solche Gelegenheit oder sind sie unfähig, sie zu benutzen, so bleiben sie Lehrer. Darum kann man in den Biographien der meisten bedeutenden Amerikaner lesen, daß sie in ihrer Jugend für einen Zeitraum von zwei bis vier Jahren Lehrer waren. Diese Thatsache findet einen merkwürdigen Ausdruck darin, daß die Anzahl der Lehrerinnen fortwährend zunimmt, während die der Lehrer zurückgeht.*) Denn auch in Amerika wären die meisten Lehrerinnen herzlich froh, wenn sie ihren Beruf als vorübergehend betrachten und mit dem einer Ehegattin vertauschen könnten.

Eine weitere Folge dieser Zustände ist, daß die Lehrergehälter kaum noch darauf berechnet sind, einen Mann mit Familie zu unterhalten. Im Staat New-York beträgt der Gehalt eines Volksschullehrers in den großen Städten jährlich 863 Dollars (gleich 3452 Mark); in Massachusets durchschnittlich 140,94 Dollars im Monat.**) Aber in Pennsylvania erhält ein Lehrer durchschnittlich 44,14 Dollars und eine Lehrerin 38,23 Dollars im Monat, in Vermont nur 36 beziehungsweise 25 Dollars. In Pennsylvanien muß also ein Lehrer mit durchschnittlich 352 Dollars im Jahre, in Vermont mit 288 Dollars (= 1152 Mark) auskommen. Dabei fehlt jede Pensionsberechtigung. In den großen Städten Pennsylvaniens ist das jährliche Durchschnittsgehalt 528 Dollars (= 2112 Mark). Und in den Vereinigten Staaten im Ganzen erhalten die Volksschullehrer durchschnittlich 47 Dollars (= 188 Mark), die Lehrerinnen 39 Dollars (= 156 Mark) Monatsgehalt.

Dem entspricht denn auch die soziale Stellung des Lehrers, welche viel zu wünschen übrig läßt. Und auch die Professoren an den amerikanischen Colleges und Universitäten nehmen keinen in

*) Der Prozentsatz der Lehrer im Lehrerstande war: 1870/71: 41,0; 1879/80: 42,8; 1889/90: 34,5; 1899/1900: 29,9; 1900/1901: 28,8.

**) Während der viermonatlichen Sommerferien wird kein Gehalt gezahlt.

Digitized by Google

jeder Hinsicht beneidenswerthen Posten ein. Zwar fallen bei ihnen die Jahre des unbezahlten Privatdozententhums fort, da die jüngeren Lehrkräfte stets mit Gehalt als lectors, readers oder assistants engagirt sind. Aber die finanzielle Lage der meist mäßig bezahlten*) Professoren inmitten der aus reichen Geschäftsleuten bestehenden Gesellschaft ist oft recht prekär.

* * *

Diese bedrückte Lage des Lehrerstandes ist jedenfalls kein versprechendes Moment im amerikanischen Erziehungswesen und hat bereits zu vielen Erörterungen und Diskussionen geführt. Allein das amerikanische Schulsystem, soweit man es ein System nennen kann, hat viele lebenskräftige Elemente in sich; es ist ein getreues Abbild des nationalen Charakters mit all seinen Idealen und Schwächen; es hat viele Schwierigkeiten überwunden; es hat sich vielen neuen Umständen, wenn auch langsam, anzupassen verstanden. Und wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß die amerikanischen Schulen je die Gründlichkeit, Solidität und die geistige Höhe des deutschen humanistischen Unterrichts erreichen, so muß man doch immerhin zugeben, daß es den Amerikanern wohl gelingen wird, die ihrem Lande eigenthümlichen praktischen Probleme auch auf dem Gebiete des Schulwesens in einer Weise zu lösen, welche die praktischen Interessen der dabei direkt Betheiligten befriedigt.

*) Gewöhnlich erhalten ordentliche Professoren von 2000 bis 3000 Dollars, selten mehr. 5000 Dollars dürfte das höchste Gehalt sein, während bei Eisenbahnen und Banken viele Beamte Gehälter von 10 000 bis 50 000 Dollars beziehen. Diese Gehälter sind so gut wie stets ohne Pensionsberechtigung.

Digitized by Google

Die politischen Ideen Luthers und ihr Einfluß auf die innere Entwicklung Preußens.

Von

Georg Jaeger, Neuwied.

Der preußische Staat ist auf dem Boden des Protestantismus erwachsen. Soll dies Urtheil mehr aussprechen als eine zufällige geschichtliche Thatsache, dann müssen seine besonderen Einrichtungen, die Institutionen, die ihn zu einem eigenartigen Gebilde unter den europäischen Staaten machten, die Schulpflicht, die Wehrpflicht, seine politische und soziale Organisation, die Grundsätze, die das Verhältniß von Staat und Unterthan regeln, in einem inneren Zusammenhang stehen mit dem Geiste der lutherischen Reformation. Die Grundlagen jener großen, organischen Einrichtungen Preußens wurden in der zweiten Hälfte des siebzehnten, in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts gelegt. Es war die Zeit, in der bei den Kulturvölkern Westeuropas der moderne Staat seine Institutionen ausbildete.

Die politische und soziale Ordnung der Vergangenheit hatte sich überlebt: sie ging in Deutschland, England, Frankreich in einem Zeitalter zerstörender Kämpfe und Erschütterungen in Trümmer. Zwischen und über ihnen erhob sich ein Neubau. Seine Umrisse waren noch einfach und unentwickelt, aber sie zeigten bereits deutlich die Züge, die von da an den preußischen, den englischen und französischen Staat charakterisirten. Den Kampf der Waffen begleitete ein Kampf der Geister. Politische und juristische Theorien suchten die Ideen der neuen Schöpfung zu begreifen oder der politischen Arbeit von philosophischen und religiösen Voraussetzungen aus ihre Bahn vorzuzeichnen. Sie sind der Niederschlag der Strömungen, die das geistige Leben der Zeit beherrschten.

Die Wissenschaft befreite sich von der Autorität der Ueberlieferung. Gestützt auf die blendenden Erfolge der mathematisch-physikalischen Forschung erklärte sie Vernunft und Erfahrung für die

Digitized by Google

einzigen Leitsterne menschlicher Erkenntniß. Aus der wissenschaftlichen Theorie wurde eine Weltanschauung, die die Erscheinungen der körperlichen und der geistigen Welt von den gleichen Voraussetzungen aus zu begreifen suchte, eine Lebensauffassung, die Staat, Recht und soziales Dasein umgestalten wollte. Gleichzeitig erfuhr das erstarrte religiöse Leben eine Auffrischung und Erneuerung. Das englische Sektenthum, der Jansenismus, der Pietismus sind einem verwandten geistigen Bedürfniß entsprungen.

Die wissenschaftliche Aufklärung trägt in ganz Europa die gleichen Züge: Die Ideen wanderten, die Wissenschaft kannte keine trennenden Landesgrenzen; sie war das Werk einer Arbeit, an der Forscher verschiedener Nationalität theilnahmen. Die Vernunft, die, dem unhistorischen Zug der Zeit folgend, von den geschichtlichen Bedingungen des Staatslebens absah und in der Freiheit von der Ueberlieferung ihr Lebenselement fand, sprach überall dieselbe Sprache. Wie mächtig die Impulse gewesen sein mögen, die die vernunftgemäße Betrachtung dem Recht und dem Staatsleben gab, sie sind nicht die wirksamste Ursache der eigenartigen politischen Entwicklung der modernen Staaten gewesen. Wohl ging diese aus der nationalen Anlage und besonderen Geschichte der Völker hervor; verknüpft war sie seit den Tagen der Reformation eng mit dem besonderen kirchlichen Leben und dort fand sie zuerst Ausdruck und Form. Das religiöse oder kirchliche Element hatte weder in der staatswissenschaftlichen Doktrin noch im wirklichen Staatsleben seinen Einfluß verloren, wie eine Theorie voraussetzt, die in der Befreiung der politischen Ideen von kirchlichen oder religiösen Gedanken den wahren Ursprung des modernen Staates und der modernen Staatswissenschaft sieht: Im Gegentheil, es hat ihn wirksam entfaltet. Bei näherem Zusehen zerrinnt der Schein, als ob Aufklärung und Liberalismus die einzigen Träger des Fortschritts gewesen seien. Die naturrechtliche Schule verdankt ihre humanen Gedanken zum großen Theil der Religion. Der politische Rationalismus hat sie nur ihres religiösen Gewandes beraubt und eine Geschichtstheorie, die selbst ein Kind der Aufklärung war, that den Thatsachen Gewalt an und wußte nur zu schätzen, was den Stempel ihres eigenen Geistes trug.

In den romanischen Ländern absorbirte die Kirche die Religion. Die Organisation des Staates wurde nach den Gesichtspunkten der Leistungsfähigkeit und der technischen Vollkommenheit ausgebaut. Der verweltlichte Organismus wurde entweder, wie dies der jesuitischen Staatstheorie entsprach, ein Werkzeug der Kirche, oder er diente

Digitized by Google

ausschließlich den Zwecken der Macht und der nationalen Größe. Der entschlossene Versuch der Hugenotten in Frankreich, religiösen Ideen Einfluß auf das Staatsleben zu verschaffen, die schüchternen Versuche des Jansenismus, einer rücksichtslosen Staatskunst sittliche Schranken zu ziehen, endeten mit einer Niederlage: Was die französischen Könige begonnen hatten, vollendete Revolution und Cäsarismus. Napoleon I. kannte nur den ideenlosen Machtstaat, während er die sittliche Leitung des Volkes der Hierarchie überließ. Politische Passivität ist die Schwäche jeder religiösen, Gleichgiltigkeit oder Verständnißlosigkeit den religiösen Bedürfnissen gegenüber ist das Kennzeichen jeder politischen Bewegung auf romanischem Boden geworden.

In den protestantischen Staaten dagegen, in England und Preußen, wirkten religiöse Ideen befruchtend und bestimmend auf den Gang der Geschichte und auf die innere Entwicklung ein. Der Glaubenseifer und die evangelische Freiheitsliebe von Cromwells gottesfürchtigen Dragonern schuf die eigenartige Freiheit des kirchlichen und politischen Lebens, die England lange charakterisirte. Die Unabhängigkeit der Religion war das erste Ziel des Kampfes, die Selbständigkeit des Staates und seiner Politik nur eine Folge des Sieges. Die Wirkungen der Reformation im staatlichen Dasein des deutschen Volkes traten so mächtig hervor, daß sie fast noch als Gegenwart empfunden wird, und immer wieder Haß und Liebe der Parteien wachruft, fast so wie in Frankreich der Verlauf der Revolution als Wendepunkt der nationalen Geschichte die Leidenschaften erregt. Selbst die Aufklärung und der Radikalismus berufen sich in Deutschland, soweit sie nicht unglückliche Nachahmungen des französischen Liberalismus sind, auf die That Luthers.

Wissenschaftliche Aufklärung und Lutherthum scheinen zunächst dem gleichen Geiste der Freiheit entsprungen zu sein: In der Kritik, dem Kampfe gegen den Druck, den die mittelalterliche Kirche ausübte, sah man den Kern und die dauernde That der Reformation. „Quasi esset christianismus nihil aliud nisi statuarum eversio", so kennzeichnet Calvin dieses „libertinistische" Urtheil, als ob das Wesen des Protestantismus die Opposition gegen den Katholizismus sei, und nicht eine eigenartige positive Ausprägung der religiösen Idee, die ohne die Vorarbeit der mittelalterlichen Kirche überhaupt nicht denkbar gewesen wäre.

In Wirklichkeit sind beide Bewegungen nach Ursprung, Wesen und Ziel verschieden, und nur der Gegensatz gegen gemeinsame

Digitized by Google

Gegner verbindet sie. Die Anfänge der modernen Wissenschaft, der Naturwissenschaft und der Staatswissenschaft, gehen zurück auf die vorreformatorische Zeit. Die Männer, die die wissenschaftliche Theorie zu einer umfassenden Weltanschauung und Lebensauffassung erheben wollten, wie Hobbes[1]) und Thomasius, standen den konkreten Schöpfungen der Reformation, dem Calvinismus und dem Lutherthum, mit gleicher Verständnißlosigkeit und gleichem Haß gegenüber, wie der katholischen Kirche.

Die Kritik, der Lebensnerv der modernen Wissenschaft, war in Luthers Geist etwas Sekundäres. Der positive Inhalt seiner religiösen Erfahrung führte ihn zur Opposition und zersprengte fast wider seinen Willen die überlieferten Formen. Den Anfängen der mathematisch-physikalischen Forschungen standen die Reformatoren mißtrauischer und gleichgiltiger gegenüber als die Führer der katholischen Kirche: einem Papste ist das bahnbrechende Werk des Kopernikus gewidmet. Das Mißtrauen gegen die Vernunft war Luther fest eingewurzelt: es beherrscht sein Urtheil über Erasmus[2]) und leitete ihn bei seiner schroffen Ablehnung von Zwinglis Lehre: er argwöhnte in ihr den Versuch Gründe der Mathematik und Physik, also Vernunftgründe zum Maßstab religiöser Wahrheit zu machen.[3]) Das Glaubensbekenntniß der Aufklärung: „jeder Zustand ist gut, der vernünftig und natürlich ist", widerspricht der lutherischen Lehre von der Verderbtheit und Schwäche der menschlichen Natur ebensosehr wie den mittelalterlichen asketischen Anschauungen und, wo Luther verwandte Grundsätze begegnen, bekämpft er sie leidenschaftlich als „eitel, muthwillige Frevelartikel".[4]) Auf so verschiedenem Boden mußten verschiedene Staatsideen erwachsen, mochte sich Luther auch in manchen Einzelheiten den politischen Theorien der Aufklärung nähern. Die Staatsauffassung läßt sich nicht von psychologischen Voraussetzungen und dem Urtheil über das menschliche Handeln überhaupt trennen. Wer den Geist einer religiösen Autorität zur Richtschnur des Handelns machen will, muß das Ver-

[1]) Den Grundgedanken aller evangelischen Theologie fidem et sanctitatem non studio et ratione naturali acquiri erklärt er für eine anarchistische Lehre, die der Staat unterdrücken müsse.

[2]) Vergl. namentlich den Brief an Amsdorf De Wette Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken (citirt D. W., IV. 506).

[3]) ib. IV. 216, 573 gegen das Argument corpus non posse esse sine loco et dimensione.

[4]) Die Artikel: Der heilige Geist ist nichts anderes denn unsere „Vernunft". Die Natur lehrt, daß ich meinem Nächsten thun soll, was ich mir will gethan haben, solches wollen, ist der Glaube ib. III 62.

Digitized by Google

hältniß des Menschen zu den großen Ordnungen des Lebens, Staat und Recht, anders beurtheilen als eine Theorie, die die Vernunft oder den sozialen Instinkt, das Machtbedürfniß oder den Selbsterhaltungstrieb für die maßgebenden Faktoren des politischen und sozialen Handelns erklärt. Die Auffassung des Verhältnisses von Staat und Individuum ist der Kern jeder politischen Lehre, die sich über einen rein beschreibenden oder historischen Charakter erhebt.

Ein Charakterzug verbindet Luther mit den Begründern des Naturrechts, die Staat und Recht aus der Natur des Menschen ableiten und auf psychologischer Grundlage aufbauen wollten. Auch er erhebt sich über eine juristische und historische Methode, die Staat und Recht nur in ihrem objektiven Dasein betrachtet. Er hat die Kraft, die Zustände auf das Individuum zu projiziren, über sie hinaus in die Brust des Menschen zu greifen, sie mit Ideen und Trieben zu verbinden, die der Geist nicht als etwas Fremdes, sondern als sein eigenes Wesen empfindet, sie aus ihnen abzuleiten und neu zu gestalten. Darin liegt der Individualismus, der den Reformator als Bundesgenossen der wissenschaftlichen Aufklärung erscheinen ließ, der Geist der Freiheit, der den unerbittlichen Feind jeder gewaltsamen Selbsthilfe zum Vorkämpfer individueller Selbständigkeit machte, und der revolutionäre Zug, der ihm trotz der konservativen Richtung seiner politischen Gedanken anhaftete.

Aber Luther faßt nicht, wie die Begründer einer rationalistischen Staatswissenschaft, das animal rationale, das vernunftbegabte Wesen, ins Auge, das seinem Eigennutz oder seinen sozialen Instinkten in dem Staat ein Werkzeug schafft. Er wendet sich an den religiös gestimmten Menschen. Ihm legt er die Frage vor: welches soll Dein Verhältniß zu Staat und Recht sein? Diese großen Lebensordnungen zu ignoriren, ist unmöglich; selbst die Gleichgiltigkeit hätte auf diesem umfassenden Lebensgebiet positive Folgen. Der Mensch findet sie als gegebene Mächte vor, und doch sind sie seinem Einfluß nicht entzogen; sie sind die Normen seines Handelns und doch Objekte seines Wollens, das der religiös gestimmte Mensch einer religiösen Autorität unterwirft.

Immer wieder ist die reinliche Scheidung von Religion und politischem Handeln, zwischen dem Gebiet, auf dem die sittlich-religiöse Idee, und der Sphäre, in der das Gebot der Macht herrscht, versucht worden. Ist diese Scheidung mit den psychologischen Voraussetzungen alles Handelns vereinbar? Ist die Zerlegung des Willens in einen politischen, sozialen und religiösen denkbar, ohne

Digitized by Google

daß die Triebkräfte der einen Sphäre alle anderen lähmen und ihnen nur den Schein eines Einflusses übrig lassen? Spottet nicht die Wirklichkeit jener künstlichen begrifflichen, theologischen oder juristischen Unterscheidungen? Drängt sich nicht Jedem der Einfluß der religiösen Ideen auf die Gestaltung von Staat und Recht, anderseits die entsittlichende Wirkung einer unsittlichen Rechtsordnung auf? Sie verstrickt den Menschen in ihre Netze. An dieser Thatsache kann kein ernsthafter religiöser Denker, wie individuell er auch die Aufgaben der Religion auffassen mag, vorübergehen. Nur die weltfremde Mystik oder ein blinder philosophischer Idealismus kann sich mit dem Gedanken trösten, daß der Mensch frei geboren sei, und „wär er in Ketten geboren". Läßt sich endlich das Christenthum die wichtigsten Gebiete menschlichen Handelns verschließen, so daß seine angebliche Universalität ein geographischer oder dogmatischer Begriff wäre?

Der Jesuitismus, die einseitige Orthodoxie und der vulgäre Liberalismus sind einander ähnlicher als man denkt: sie sondern Religion und staatliches oder soziales Leben, entweder um den Staat, das Geschöpf brutaler, eigennütziger Triebe, der Kirche, dem geistigen Organismus, zu unterwerfen, oder um die religiösen Impulse zu neutralisiren und sie auf das ungefährliche Gebiet privater Erbauung zu beschränken. In der Theorie zerstören sie die Einheit des Handelns. Luther ordnet dagegen das gesammte sittliche Wollen einem einheitlichen Maßstab unter: „alle Werke sollen gerichtet sein, dem Nächsten zu gut".[1]) Luther ist es nie in den Sinn gekommen, für die Politik oder die Obrigkeit ein Ausnahmegesetz zuzulassen oder dem Evangelium im wirthschaftlichen Leben nur die Rolle eines müßigen Zuschauers zuzuweisen.

Die Begründer der modernen Staatswissenschaft mußten den Standpunkt, von dem aus der Reformator das politische Handeln beurtheilte, verwerfen: sie hofften, die Gesetze des staatlichen und sozialen Lebens zu finden, wie mathematische oder naturwissenschaftliche Wahrheiten nach einer wissenschaftlichen Methode, die nur Vernunft, Erfahrung und geschichtliche Forschung als maßgebend anerkannte: Trennung von Politik und Moral, Befreiung der Staatswissenschaft und der Rechtswissenschaft von der Theologie war ihre erste kritische That. Nur vermochten sie selbst Theologie und Reli-

[1]) Von der Freiheit eines Christenmenschen vergl. die ganze Schrift. Ich citire nach der Erlanger Ausgabe (E. A.) oder nach der leicht zugänglichen, Luthers Werke für das christliche Haus (T. A.).

Digitized by Google

gion nicht mehr zu sondern: Mit der Theologie entfernten sie das religiöse Element aus dem Staatsleben im Widerspruch mit der geschichtlichen Wirklichkeit. Einer religionslosen Staatstheorie entsprach eine religionslose Staatsauffassung, bis die rauhe Hand des Schicksals den dogmatischen Schlummer störte und die Wissenschaft an die Kräfte erinnerte, die im Völkerleben das entscheidende Wort sprechen. Die Vernunft gehört zu ihnen nicht. So verlor die Theorie die lebendige Beziehung zu ihrem Stoff und die Fähigkeit, Einfluß auf die Triebfedern des Willens und auf die Masse des Volkes zu gewinnen. Die politischen Ideen des deutschen Reformators bilden kein System, das nach methodischen Grundsätzen gemessen werden könnte. Aber sie sind frei von jenem doktrinären Geiste. Der Maßstab, den sie an das politische Handeln legen, ist dem Stoffe angemessen und war den wirksamen Kräften der Geschichte verwandt, namentlich in einer Zeit, in der religiöse Fragen das ganze öffentliche und private Dasein berührten. Die Sache liegt ähnlich wie bei Luthers Urtheil über die Schriften der Bibel, das einer vernunftgemäßen Kritik weit vorauseilt, weil es einen Maßstab anwendet, der dem Wesen des Objekts entspricht, den Maßstab des religiösen Urtheils. Nicht die methodische Vollkommenheit entscheidet über den Werth sozialer und politischer Ideen, sondern ihr Verhältniß zu wirksamen Kräften des Lebens und ihr thatsächlicher Einfluß: an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Das richtige Maß wird verschoben, wenn man die Staatsauffassung, die sich mittelbar oder unmittelbar durch die Reformation bildete, auf eine Stufe stellt mit den Staatsromanen und Utopien der Renaissance, mit den gedankenreichen Schriften erfahrener Staatsmänner und den Erzeugnissen politischer Mathematik.

Luther stützte sich auf eine geschichtlich bestimmbare Autorität: aus dem Evangelium leitete er die Prinzipien seiner Lebensauffassung und damit seines Urtheils über das Verhältniß des Menschen zu Staat und Recht ab. In seinen Ideen war ein historischer Geist wirksam. Sein geschichtlicher Sinn war gesund: er bewahrte ihn vor dem Radikalismus, der unbekümmert um den Wandel der Zeiten Gedanken und Erscheinungen des biblischen Alterthums zum Gesetz erhob, um mit seiner Hilfe die eigenen Träume der Gegenwart aufzuzwingen. Sein geschichtlicher Sinn war lebendiger als der der Romantik und der historischen Rechtsschule, die in bewußtem Gegensatze gegen eine unhistorische Zeit eine todte Vergangenheit mit den Mitteln der Phantasie und der Gelehrsamkeit künstlich neu schufen.

Digitized by Google

Der Reformator empfand das biblische Christenthum als ein Stück seines eigenen Wesens; er war ein Sohn der mittelalterlichen Kirche, in deren geistiger Luft er aufgewachsen war. Er ging über sie hinaus auf die Grundsätze des Evangeliums zurück, aber die Thatsache, daß diese seinem Denken durch die Kirche in kirchlicher Form ursprünglich vermittelt waren, blieb bestehen und blieb wirksam. Er bildete die kirchlichen Ideen von einem eigenartigen Standpunkt aus um und suchte ihren ursprünglichen Geist zu erwecken, aber ihre Form, ihre Beziehungen zu einander und zu der sittlichen Welt, die ein umfassendes System bildeten, waren gegeben in der Dogmatik wie in der Auffassung des staatlichen, kirchlichen und sozialen Lebens.

Der gordische Knoten war nicht gelöst, wenn man die Selbstständigkeit des religiösen Daseins aussprach. Einem theoretischen Machtspruch wichen die Folgen einer Erziehung nicht, die seit Generationen die Menschen mit den wirksamsten Mitteln zu fassen wußte. Staat und Kirche standen kraft der Gewalt der Thatsachen, das Recht und die sittlich religiösen Gedanken kraft der festgewurzelten Ueberzeugungen der Menschen in einem Verhältniß, das in Ideen altchristlichen Ursprungs und in Begriffen, in die das Mittelalter jene Ideen gekleidet hatte, Ausdruck fand. Von ihnen muß der ausgehen, der Luthers Staatsauffassung verstehen will.

Allerdings begegnen wir hier dem unlösbaren Problem jeder historischen Forschung, dem inneren Wandel aller Dinge, der das Objekt, das betrachtende Subjekt und ihr Verhältniß stetig verändert: πάντα ῥεῖ, wir steigen nicht zwei Mal in denselben Fluß. Die historisch wirksamen Ideen sind nicht meßbar wie Körper oder konstante Größen. Sie gleichen den Kräften, die in jedem Augenblicke die Resultanten veränderlicher Komponenten sind, die wieder untereinander und mit ihrem Produkt in steter Wechselwirkung stehen. Sie gewinnen feste Umrisse und einen konkreten Inhalt erst durch die wechselnden Zustände, aus denen sie erwachsen, und in die sie sich einfügen. Faßt man die ursprünglichen Ideen des Christenthums als allgemeine Wahrheiten, so werden sie ihrer geschichtlichen Realität entkleidet und zu Abstraktionen, die sein Wesen verhüllen und nur den Geist des Beschauers widerspiegeln. Die Geschichte kennt nur konkrete Erscheinungen. Ihr ist eine geistige Bewegung nur in historisch bedingten Phänomenen zugänglich: Das Bild des Christenthums bricht sich nicht nur in bestimmten Persönlichkeiten und Zuständen, es wird vielmehr durch sie immer neu geschaffen.

Die Idee des Gottesreiches stand im Mittelpunkt der christ-

Digitized by Google

lichen Vorstellungen. Ihre besondere Gestaltung charakterisirt das Verhältniß des religiös gestimmten Menschen zur Welt und ihrer Rechtsordnung. Man mag den Begriff abstrakt fassen und ihn jeder Beziehung auf den Staat entkleiden; durch seinen Ursprung, die Vorstellungen, die er erwecken muß, und die Gegensätze, an denen er sich gestaltet, nähert er sich dem Gebiete, das der rechtlichen Organisation unterliegt. Das Reich der Gerechtigkeit ist mehr als eine subjektive Daseinsform, es bedeutet einen objektiven Zustand, und nur die Willkür kann den Begriff auf das innere Leben des Menschen beschränken. Er bezeichnet einen idealen Gesellschaftszustand, in dem der schneidende Widerspruch zwischen der sittlichen Welt und der Wirklichkeit, zwischen innerem Werth und äußerem Recht beseitigt ist. Als Bild eines idealen Zustandes der Menschheit hat der Gedanke auf alle die Geschlechter gewirkt, denen die Religion eine lebendige Kraft war. Denn das Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit läßt sich nicht mit der theologischen Vorstellung der Rechtfertigung abspeisen. Der Wahn, der auf subjektivem Gebiet den Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits zerreißt, ist längst als Aberglaube erkannt. „Hölle, Fegefeuer, Himmel", sagt schon Luther, „unterscheiden sich genau so, wie verzweifeln, beinahe verzweifeln und des Heiles gewiß sein." Die Resignation, die die Welt und ihre Ordnungen „dem Teufel überläßt" und das Gottesreich als einen rein metaphysischen Zustand betrachtet, den ein göttliches Wunder verwirklichen soll, zerreißt auf objektivem Gebiet die Brücken zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Geist und Welt und verfällt dem Aberglauben, den sie längst überwunden wähnt.

Auf dem Boden des römischen Reiches traten die Ideen des Christenthums in ein geschichtliches Dasein; dort erhielten sie die Gestalt, in der sie fortwirkten. Nach drei Gesichtspunkten wurde hier das Verhältniß des religiös gestimmten Menschen zu Staat und Recht aufgefaßt. Die drei Gedankenreihen mag das religiöse Bewußtsein zu einer Einheit verschmelzen, ihre thatsächlichen Folgen waren verschieden. Sie erschöpften die Möglichkeiten, die im Verhalten zu Staat und Recht denkbar sind, und galten der religiösen Weltanschauung als Gebote oder Lehre. Deshalb beherrschten sie die christliche Staatsauffassung. Luther beruft sich, wenn er seine sozialen und politischen Gedanken entwickelt, auf die Stellen der Schrift, in denen sie ihren klarsten Ausdruck finden: Ev. Joh. 18, 28 ff.; Röm. 13; I. Petr. 2, 11 ff.; 1. Cor. 1, 6 ff.; Math. 7, 12; 5, 39 ff.

Christus und Pilatus, das Gottesreich, das Reich der Wahr-

Digitized by Google

heit, das den Gebrauch äußerer Machtmittel, die zum Wesen des irdischen Staates gehören, nicht kennt, und das römische Weltreich, das ist der Gegensatz, den das Johannesevangelium (18) in voller Klarheit in vorbildlichen Persönlichkeiten verkörpert. Dieses Kunstwerk malt die Kontraste in ihrer ewigen Bedeutung: die Allgewalt des Machtstaates und seine Abhängigkeit von der Volksstimmung, seine Schrankenlosigkeit und seine Ohnmacht im Kampfe geistiger Prinzipien, das Selbstgefühl des Beamtenthums und seine innere Unsicherheit, die gesicherte Legalität seiner Stellung und die Verkümmerung der tieferen Verantwortlichkeit. Zwei Prinzipien stehen einander gegenüber; sie haben nichts miteinander gemein: „mein Reich ist nicht von dieser Welt". Deswegen könnten sie ungestört nebeneinander in der Welt bestehen. Ihr Konflikt ist das Werk einer Macht, die die Prinzipien vermischt und Staat und Religion gleichmäßig bedroht: der politischen Religion, deren Künsten die Schwäche des Pilatus unterliegt. In dem Bilde des Johannesevangeliums ist die Trennung beider Reiche eine Wahrheit, und ihr entspricht im Geiste des Christen der duldende Gehorsam und die beinahe mitleidige Gleichgiltigkeit gegenüber Staat und Rechtsordnung, die sich auf ihren eigenen Grundsätzen aufbauen und den tiefsten Kern des Menschen nicht berühren.

„Jedermann sei unterthan der obrigkeitlichen Gewalt, denn es giebt keine Obrigkeit, die nicht von Gott wäre. Wer also der Obrigkeit sich widersetzt, der lehnt sich auf wider Gottes Ordnung . . . Willst Du keine Furcht haben vor der Obrigkeit, so thue das Gute, und Du wirst von ihr Lob haben. . . . Thust Du aber Böses, dann fürchte Dich, denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Gehilfe. . . Darum ist es geboten, sich ihr zu unterwerfen, nicht nur um des Zorngerichtes, sondern auch um des Gewissens willen." (Röm. 13.) Den Worten des Apostels, die spätere staatsrechtliche Theorien mit der umfassenden Anerkennung der sozialen Institutionen der römischen Gesellschaft im ersten Petrusbrief (2, 11 ff.) kombiniren, giebt die Beziehung auf den heidnischen Staat mit seiner Rechtsordnung ihre besondere Kraft. Er erscheint als ein Werk Gottes, nicht etwa so, wie die Welt seine Schöpfung ist, sondern als nothwendiges Organ seines sittlichen Regimentes. Hier ist der Standpunkt der Passivität und des duldenden Gehorsams nicht mehr haltbar. Der Apostel verlangt weit mehr als demüthige Unterordnung oder stolze Gleichgiltigkeit: er fordert eine opfervolle Hingabe „um des Gewissens willen". Der Wunsch, den

Digitized by Google

Konflikt mit dem römischen Staate zu vermeiden, das Bewußtsein des Gegensatzes gegen das Judenthum und seine politisch-religiösen Hoffnungen leitet den Apostel, aber eine Stimmung, die die Zeitverhältnisse erklären, erzeugte einen Gedanken von unvergänglicher Bedeutung und schuf den Boden, auf dem der Staatsabsolutismus sich mit christlichen Anschauungen versöhnte: Der Staat und seine Rechtsordnung hat ein Daseinsrecht unabhängig von bestimmten religiösen Ideen. Weil er der Träger der Macht ist, kann er Unterordnung und Hingabe verlangen.

Das idealisirende Urtheil über die heidnische Obrigkeit, „die der Gute nicht zu fürchten brauche", mußte verschwinden, als der Selbsterhaltungstrieb des römischen Staates den Vernichtungskrieg gegen das Christenthum eröffnete. Der hochgespannte sittliche Idealismus des Christenthums und der rationalistische Eigennutz, der die Rechtsordnung des römischen Reiches gestaltete, standen in einem unversöhnlichen Gegensatz. Bei dem Manne, der dem Christenthum den Weg zur Weltherrschaft bahnte, kam ein Gedanke zum Durchbruch, der reicher an fruchtbaren Folgen war als die politische Passivität und die konservative Anerkennung jeder bestehenden Rechtsordnung.

Paulus verbot den Mitgliedern der korinthischen Gemeinde, Rechtshändel unter Gemeindegenossen vor heidnischen Richtern, d. h. vor den Gerichten des römischen Staates, zum Austrag zu bringen: „Läßt sich Jemand unter Euch beikommen, wenn er eine Sache hat wider den Anderen, Recht zu nehmen bei den Ungerechten anstatt bei den Heiligen?" Die Warnung des Apostels trug den Kern eines Konfliktes in sich, der die tiefsten Grundlagen des staatlichen und sozialen Lebens aufrührte und die in dem Streite enthaltenen Probleme ungelöst der Nachwelt hinterließ.

Der römische Staat fand seine Wirksamkeit auf dem Gebiete beschränkt, in dem er seinen höchsten Beruf gefunden hatte, im Rechtsleben, in der Aufsicht über die Formen des sozialen Verkehrs. Gestützt auf eine religiöse Autorität, entzogen sich die Individuen seinem Rechte, das ihren sittlichen Ideen nicht mehr entsprach und ihnen keinen wirksamen Schutz gegen die brutalen Kräfte des wirthschaftlichen Eigennutzes gewährte. Die Gewalt des weltlichen Staates wurde ihres wesentlichen Inhalts beraubt und für einen stetig wachsenden Kreis von Menschen außer Kraft gesetzt.

Die Organe der kirchlichen Gemeinde verdrängten die Organe des Staates. Paulus verweist in den Rechtskonflikten, die nicht

Digitized by Google

ausbleiben konnten, auf die Entscheidung eines Vertrauensmannes, eines verständigen Mitgliedes der Gemeinde. Der Vorstand der Gemeinde war der Vertrauensmann, auf den die Verhältnisse selbst hinwiesen. Seine Aussprüche waren mehr als Rathschläge: es waren Rechtsentscheidungen und damit war der Weg beschritten, den jede menschliche Rechtsbildung einschlagen muß. Sie wurde unter den Schutz einer Autorität gestellt, die der Zwangsmittel nicht völlig entbehren konnte. Die Zwangsmittel waren wirksamer als die Zwangsmittel des römischen Staates, weil die Menschen in der religiösen Gemeinde Sicherheit ihres geistigen und sozialen Daseins fanden und ihre Zwangsmittel eine unmittelbare und lebendige Wirkung auf den Willen ausübten. Die Vertreter des römischen Staates fühlten ihre Ohnmacht jener geistigen Gewalt gegenüber und suchten vergebens, einem entgeistigten Staat in dem Cäsarenkultus ein religiöses Element zuzuführen.

Dem Geiste des römischen Rechtes trat ein feindliches Prinzip entgegen: „Warum lasset Ihr Euch nicht lieber Unrecht thun? Warum Euch nicht lieber berauben?“ Der Apostel verweist die korinthischen Christen bei ihren Rechtshändeln auf die Grundsätze der Bergpredigt: „wer mit Dir rechten will und den Rock nehmen, dem laß auch den Mantel“. Er verpflanzt sie auf einen Boden, wo sie eine andere Tragweite hatten als in ihrer orientalischen Heimath. In Palästina bewegte sich das soziale Leben in seinen hergebrachten Formen, fast unbekümmert um den Staat und seine Ordnung. Das gesetzliche Recht war in theologischen, geheiligten Formeln erstarrt. Die politische Macht lag in den Händen fremder Eroberer, die dem Volksleben verständnißlos gegenüberstanden. Die Massen waren an den Gedanken gewöhnt, daß Staat und Recht ihrem Einfluß entzogen seien. Im Abendlande waren diese keine der menschlichen Einwirkung entrückte Wesen. Der Zusammenhang zwischen ihnen und den sittlichen Ueberzeugungen der Individuen war noch lebendig.

Der Rechtsverzicht vernichtet die psychologischen Voraussetzungen und die geistigen Grundlagen des römischen Rechtes. Er trifft die Wurzel des festen Eigenthumsbegriffes. Die Wahrung und Vertheidigung des eigenen Rechtes ist das Lebensprinzip der sozialen Ordnung, die den Ideen des römischen Rechtes entspricht. Auf seinem Boden ist sie eine soziale und politische Pflicht: eine actio war nicht denkbar, ohne daß der Bürger seine Ansprüche geltend machte.

Die Selbstentrechtung ist undurchführbar: sie zerstört die Ge-

Digitized by Google

schaft; sie führt zu den Unmöglichkeiten, die das Gebot der Bergpredigt bald als unpraktische, erbauliche Sentenz, bald als Traum eines weltfremden Idealisten erscheinen ließen. Angewandt auf ein organisirtes Gemeinleben bedurfte es einer Ergänzung. Wer eine Rechtsordnung auflöst, muß für den Kreis, für den er sie außer Kraft setzt, eine neue schaffen. Das Christenthum mußte sich, als sich die eschatologische Stimmung der ersten Zeit verflüchtigte, für das Leben einrichten, ohne seine Ideen zu opfern. Die Ergänzung lag in der Ordnung der Gemeinde, in der Wirksamkeit ihrer Organe, in sozialistischen Organisationen, die den individuellen Rechtskampf überflüssig machten und den Schwachen den Schutz gewährten, den ein unsoziales Recht ihnen versagte.

Umrisse einer solchen sozialen Ordnung werden in der Organisation der Gemeinden erkennbar: freiwillige Vermeidung des Verbrechens, Erweiterung und Vertiefung des Begriffs der verbotenen Handlung, wirthschaftliche Solidarität der Gemeindegenossen, Ausdehnung der Rechtsgemeinschaft auf diejenigen Volksschichten, die der antike Staat rechtlos ließ, sind ihre Grundsätze.[1]) Sie war dem Rechtssystem des Staates überlegen, weil sie der Ausdruck lebendiger Ueberzeugungen war, die Normen des Lebens mit den sittlichen Ideen zu versöhnen suchte und den Bedürfnissen des Volkes und der Sehnsucht nach einem neuen, umfassenden, gesicherten Lebensprinzip entgegenkam.

Nicht ausdrücklich, aber thatsächlich schränkt Paulus das Gebot der Bergpredigt auf den Verkehr der Gemeindegenossen, die nach denselben Grundsätzen leben wollten und also gegenseitige Verpflichtungen anerkannten, ein. Die Reinheit einer Lebensregel, die den entschlossenen Verzicht auf jeden selbstsüchtigen Trieb ausspricht, ist getrübt, ihre Durchführbarkeit aber ermöglicht. Ein Zug geistlichen Stolzes ist in den Worten des Korintherbriefes nicht zu verkennen: die heidnischen Richter sind die „Ungerechten", Menschen, die die Gemeinde verachtet.[2]) Die Geringschätzung, mit der Paulus von den Gerichten des Staates spricht, ist unvereinbar mit dem Urtheil des Römerbriefes: Die korinthische Gemeinde soll sich vom römischen

[1]) Statt weiterer Belege Plin. ad Traj. ep. XCVI se sacramento non in scelus aliquod obstringere, sed ne furta, ne latrocinia, ne adulteria committerent u. s. w zu 1 u 2; zu 3 Luc. περὶ τῆς Περεγρ τέλ. 13 καταφρονοῦσιν οὖν ἁπάντων καὶ κοινὰ ἡγοῦνται.

[2]) τοὺς ἐξουθενημένους ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ. Die Frage, ob sich τ. ἐ. auf heidn. Richter bezieht, ist allerdings viel umstritten. Indeß sprachliche Gründe und die Rücksicht auf ἐν ὑμῖν τοιοῦτος machen eine Beziehung auf gering geachtete Gemeindemitglieder unmöglich.

Digitized by Google

Staate absondern. Der Zerfall einer Gesellschaft in zwei Hälften, deren soziales Dasein durch widersprechende Prinzipien bestimmt wird, kann nicht dauern. Kraftvolle Bewegungen suchen die Welt und das gesammte Leben ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Sie streben nach dem Besitz der Macht, weil nur die rechtliche Organisation ihren Ideen die Gewähr der Dauer und der Allgemeingiltigkeit giebt.

Die Widersprüche im Geiste des Apostels zeichnen die verschiedenen Bahnen vor, auf denen das Christenthum seinen Siegeslauf vollenden konnte. Politisirung der Kirche, Ersatz des römischen Staates durch eine kirchliche Organisation, das war der eine Weg: an die Stelle des römischen, des weltlichen Rechtes trat ein christliches Recht. Christianisirung des Staates und der Gesellschaft, das war die zweite Möglichkeit: die christlichen sozialen Ideen wurden der regulirende Maßstab bei der Umbildung und Weiterbildung des Rechtes.

Ehe das Ziel erreicht war, ermattete die schöpferische Kraft des kirchlichen Christenthums. Der thatsächliche Zustand war das Werk eines stillschweigenden Kompromisses. Das soziale und politische Leben behielt seinen weltlichen Charakter, weil das Christenthum die wirthschaftlichen und geistigen Kräfte nicht entwurzelte, auf denen der Bau ruhte. Die antike Gesellschaft brach zusammen. Sie hinterließ im Abendlande den Gegensatz, den Dualismus von Staat und Kirche, gerade weil hier anders als im Orient die kirchlichen Institutionen und die religiösen Ideen ihre Unabhängigkeit und ihre umfassende Wirksamkeit bewahrten.

Die Kirche des Mittelalters war die Erbin der altchristlichen Ideen: In den Staats- und Rechtstheorien, soweit sie nicht rein weltlich-juristischer Art sind, und in praktischen Bestrebungen setzen sich die Gedanken des Johannesevangeliums und des Paulusbriefes fort. Die Mystik und ihr geistiger Führer, Bernhard von Clairvaux, waren bereit Staats- und Rechtsleben sich selbst zu überlassen: Sie verwarfen die juristische Thätigkeit der Kirche, ihre Theilnahme an Dingen, die der Religion unwürdig und zu niedrig für den hohen Beruf der Kirche seien. Die Forderung der Unterordnung unter das Staatsgebot im Sinne des Römerbriefes fand Vertreter, die mit den Waffen der kirchlichen Wissenschaft arbeiteten. Der Gedanke, Staat und Rechtsordnung christlichen Grundsätzen zu unterwerfen, wurde die Triebfeder der gewaltigsten Reformbewegungen des Mittelalters: Auflösung der menschlichen Gesellschaft in einen theokratischen Staat

Digitized by Google

war das höchste Ideal Gregors VII. und Innocenz III., deren Entschlossenheit einen unversöhnlichen Kampf, den Vernichtungskrieg gegen den weltlichen Staat nicht scheute; Umbildung des Rechtes unter dem Einfluß kirchlicher Prinzipien war das Ziel gemäßigter Männer, wie Alexanders III., das eine Verständigung mit dem Staate möglich machte.

Die Hierarchie identifizirte sich mit der Kirche und die sichtbare Kirche mit dem Gottesreich. Sie verlangte Unabhängigkeit vom Staate und zerriß die Einheit der Rechtsordnung, indem sie sich auf eine klerikale Auslegung von 1. Kor. 2, 15: der geistliche Mensch, ὁ πνευματικός, wird von Niemand gerichtet, stützte. Das Ueberwuchern eines hierarchischen Elementes trübte das Bild und verwirrte das moderne historische Urtheil, das kritiklos unsere Vorstellungen von Staat und Kirche auf die Vergangenheit übertrug. Die Kirche der Gegenreformation ist eine andere als die des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. In dieser organisirte sich die gesammte abendländische Christenheit und sie enthielt die Kräfte des geistigen Fortschritts, jene enthält in den Millionen südeuropäischer und romanischer Katholiken ihren festen Kern: sie herrschen durch ihre Masse und ihre thatsächliche Macht; ihre mechanischen religiösen Bedürfnisse bilden das Gesetz der geistigen Einheit, die die Kirche ihrem Wesen nach sein muß, und alle Versuche, ihnen die Grundsätze einer tieferen Religiosität zugänglich zu machen, haben mit einem Mißerfolg geendet, wie die Geschichte der Moralstreitigkeiten in der katholischen Kirche zeigt.

Das Mittelalter vermochte die Ideen nicht von ihren sichtbaren Trägern zu trennen. Das kirchliche Gewand war die nothwendige Hülle christlicher Gedanken. Erst durch die kirchliche Organisation gewannen sie Einfluß auf das Volksleben und entgingen der Gefahr, in asketischer, gelehrter, oder mystischer Abgeschlossenheit zu verkümmern.

Die Unabhängigkeit des religiösen Lebens ließ sich von der Freiheit der Kirche nicht trennen. Alexander III. und Thomas Becket bekämpften die Vermischung beider Prinzipien: Ihre Gegner Friedrich I. und Heinrich II., ein echter Vorläufer Heinrichs VIII., wollten, jeder in seiner Machtsphäre, die höchste weltliche und kirchliche Gewalt erringen und beide den Geboten der Politik dienstbar machen.[1])

[1]) Reuter, Alexander III und die Kirche seiner Zeit.

Digitized by Google

Die Kirche stand einer Gesellschaft gegenüber, die sich christlich nannte, deren Lebensordnungen aber heidnisch und von einem Geiste beherrscht waren, der in einem unerträglichen Widerspruch zu dem christlichen Ideal stand. Die Völker erkannten die sittliche Autorität der Kirche an.

Die kirchliche Rechtsbildung war ein Versuch, das Leben nach christlichen Prinzipien zu regeln: Sie schützte Gebiete des Lebens, die der Staat der Verwilderung preisgab, während sie eine nothwendige Beziehung auf das sittliche Dasein hatten, wie die Ehe; sie nahm sich der Volksschichten an, die eine Zeit, in der Recht und Macht zusammenfloß, schutzlos ließ. Sie stellte der verjährten Gewalt, der Willkür der Gewohnheiten und dem starren Formalismus der Volksrechte, der in dem Satze gipfelt, qui cadit in verbo, cadit in causa, der geringste Formfehler bedingt den Verlust des Prozesses, die prudentia und ratio, die Vernunft und Wahrheit, die aequitas, die Billigkeit und das Verlangen einer inneren Objektivität des Verfahrens entgegen.[1])

Die kanonistische Gesetzgebung versuchte die sozialen Grundsätze des Evangeliums zu verwirklichen. Das Zinsverbot bildet ihren charakteristischen Mittelpunkt. Es ist nicht der Ausdruck eines starren Biblizismus, der der mittelalterlichen Kirche fremd war, nicht eine Umkehr zur Naturalwirthschaft oder ein Versuch, veraltete wirthschaftliche Formen künstlich zu erhalten, und nicht das Erzeugniß einer volkswirthschaftlichen Theorie. Es ist der wichtigste Bestandtheil eines Systems, dessen Glieder Unterordnung des Eigenthums unter das Gemeinwohl, objektive Gerechtigkeit des Preises, d. h. die objektive Gleichwerthigkeit von Waare und Preis[2]), Begünstigung der Arbeit und der Konsumenten, waren.[3]) Die Kirche traute sich zu, das wirthschaftliche Leben nach den sittlichen Prinzipien des Christenthums regeln zu können, und beanspruchte deshalb die Befugniß, die Rechtmäßigkeit aller Geschäfte nach seinen Grundsätzen zu prüfen.

Die Volksrechte erstarrten: sie vermochten den Wandlungen des Rechtsbewußtseins und des wirthschaftlichen Lebens nicht zu folgen. Die kanonische Gesetzgebung war ein Versuch, das Recht in sozialem Sinne weiterzubilden im Gegensatz gegen die Grundsätze des römi-

[1]) Friedberg, Das kanonische und das Kirchenrecht. Zeitschrift für Kirchenrecht VIII S. 1 ff Weitere Belege in Thomas Beckets Briefwechsel.

[2]) aequalitas dati et accepti.

[3]) Das Material nach Endemann nationalökonomische Grundsätze der kanonistischen Lehre. Jahrbücher für Nationalökonomie 1863.

Digitized by Google

schen Rechtes, das mit der freien Preisbildung und der unbeschränkten Ausnützung des Eigenthums dem Kapitalismus seine juristischen Waffen gab: Die Prinzipien einer kapitalistischen Wirthschaftsordnung verwarf die Kirche als unchristlich. Darlehen und Verschuldung war nur die erste, sichtbare Form, in der das Kapital seine Macht offenbarte. Das Zinsverbot ist der charakteristische Ausdruck sittlicher Ideen, die zu Rechtssätzen wurden, um im wirthschaftlichen Leben den Eigennutz durch die Nächstenliebe zu überwinden.

Die Kirche selbst gab die Gedanken preis, durch die sie Einfluß auf das Leben und die Ueberzeugungen gewonnen hatte. Sie wurde zu einer politischen Macht, und politischen Rücksichten, Machtansprüchen, die das Verhalten der Hierarchie bestimmten, opferte sie die Unabhängigkeit der Religion; die Worte, durch die das Evangelium das Verhältniß des Menschen zu Staat und Recht bestimmte, wurden zu Schlagworten der kurialen Diplomatie. Das kanonische Recht wurde zu einem klerikalen Gesetzbuch, zu einem der Mittel, durch die die Hierarchie das Leben der Völker beherrschte.

Das Zinsverbot und die übrigen Bestimmungen des kanonischen Rechtes waren ursprünglich der Ausdruck einer sozialen Idee. Später verschwand unter den Einzelgeboten der Geist, dem sie entsprungen waren: sie wurden für den Kern der Sache erklärt. Ein stabiles Recht war den veränderten Verkehrsbedürfnissen gegenüber ohnmächtig. Das Prinzip verlor seine Anpassungsfähigkeit und Anwendbarkeit. Es verschmolz mit einer volkswirthschaftlichen Doktrin, der Lehre von der Unproduktivität des Geldes[1]), von der ausschließlichen Produktivität des Geldes und der Arbeit, von dem feststehenden, natürlichen Werth aller Waaren.[2]) Das entsprach der Methode der Scholastik, die die theologischen und sittlichen Dogmen als den objektiven und vernünftigen Ausdruck des wahren und natürlichen Wesens der Dinge begreifen wollte, aber die Theorie wurde die Schwäche des Systems. Mit seiner doktrinären Stütze brach das Prinzip selbst zusammen, als die Lehre von der Unproduktivität des Geldes der siegreichen Macht wirthschaftlicher Erfahrungen wich.

Die Umbildung des Rechtes, die unter veränderten Verkehrs- und Produktionsverhältnissen die sozialen Grundsätze erhalten hätte, unterblieb: Spitzfindige Theorien kamen den unabweisbaren Bedürfnissen des Lebens entgegen und verdeckten den Widerspruch zwischen dem geltenden Recht und den wirklichen Zuständen, indem sie dem

[1]) pecunia pecuniam parere non potest.
[2]) quod habent res certum et determinatum valorem a natura institutum.

Digitized by Google

Kapitalzins eine beschränkte Entgeltlichkeit zusprachen. Die kirchliche Verwaltung besaß nicht die Kraft, die volkswirthschaftliche Arbeit in einem einheitlichen Geiste zu organisiren. Sie war auf die Armenpflege und auf Einzelverbote beschränkt. Die verschiedenartigen Wirthschaftsgebiete, die die Kirche umfaßte, ließen sich nicht einem unveränderlichen Gesetze unterwerfen. Die Mächte, die das fixirte Recht fortbilden und mit den Veränderungen seiner wirthschaftlichen und geistigen Grundlagen versöhnen können, Staat und Wissenschaft, blieben in den Fesseln eines erstarrten Systems. Der Kapitalismus drang in die Kirche ein: ihr eigener Reichthum unterwarf sie den volkswirthschaftlichen Grundsätzen, die dem Besitz anhaften. Der Kurialismus gab die kanonischen Gebote der diskretionären Gewalt des Papstes preis und lockerte die Strenge des altkirchlichen Rechtes. Wo das Interesse der Hierarchie es verlangte, wurde die kapitalistische Ausnützung der gewerblichen Arbeit und die kapitalistische Belastung von Grund und Boden gestattet. In einem agrarischen Lande, wie Deutschland, entzündete der Rentenkauf, den die kanonistische Theorie erlaubte, zum ersten Mal den Haß gegen den Kapitalismus. Die Kirche erschien als eine Geldmacht oder als eine Verbündete des Kapitalismus. Die theologische Theorie begann die Einheit der mittelalterlichen Weltanschauung aufzulösen: die praeparatio animi, die innere Opferfähigkeit, wurde für die Erfüllung der höchsten Gebote der Nächstenliebe erklärt und ihnen damit der Einfluß auf die Normen des sozialen Lebens entzogen. Der Kampf gegen den Mammon wurde ins Herz verlegt, damit er die Welt mit ihrer Rechtsordnung ungestört beherrsche.

Die Ideen, die die Kirche einst gepflanzt hatte und nun opferte, lebten fort. Im Kampfe mit einer verweltlichten Hierarchie verfochten die Spiritualen, die strengeren Mitglieder der Bettelorden, die Unabhängigkeit des religiösen Daseins, die die Mystik thatsächlich in Anspruch nahm. Unter ihrem Einfluß bildete Dante den Gedanken zur Idee der Duldung um. Franziskus und seine Jünger erneuerten und verschärften das soziale Prinzip. Die Prediger der Bettelorden bestimmten die Gedankenwelt der mittleren und unteren Schichten des städtischen Bürgerthums: hier behaupteten sich die altkirchlichen sozialen Gedanken als religiöse Ueberzeugung, wach gehalten, weil die Macht, gegen die sie einst reagiert hatten, der Kapitalismus, ihre Gewalt behauptete und in den Symptomen des wirthschaftlichen Lebens, in dem Einfluß der großen Kapitalistengesellschaften, der Preissteigerung, der wachsenden Verschuldung, den ein-

Digitized by Google

zelnen Menschen ihre Kraft fühlbar machte. Die volkswirthschaftlichen Reformgedanken, in denen sich im Zeitalter der Reformation Männer verschiedener Richtungen begegnen, und die sich klar von gleichzeitigen radikalen Programmen abheben, enthalten den Kern der sozialen Ueberzeugungen des städtischen Bürgerthums.[1]) Das jus divinum, das göttliche oder christliche Recht, wurde das Schlagwort der Parteien, die dem verderbten, willkürlichen menschlichen Recht eine ideale Norm entgegenstellten, und einerseits die Idee, die der kanonischen Gesetzgebung vorschwebte, aufnahmen, anderseits dem Begriffe des natürlichen Rechtes vorarbeiteten.

In den mittleren Schichten des städtischen Bürgerthums haben wir die Heimath der Reformation zu suchen. Durch die geistigen Kräfte, die hier wirksam waren, und nicht durch mittelalterliche Häresien war sie kritisch und positiv vorbereitet. Unabhängigkeit des religiösen oder kirchlichen Lebens, der Begriff des jus divinum, eine Anzahl sozialer Grundsätze, die in dem Zinsverbot gipfelten: das waren die Vorstellungen, die Luther vorfand und mit denen er rechnete, als er aus der Klosterzelle heraustrat, den Boden der subjektiven religiösen Erfahrung verließ und das Verhältniß des Christen zu Staat und Recht, den Einfluß der Religion auf die Kräfte und die Gestalt des staatlichen und des sozialen Lebens bestimmen mußte. Die Vorstellungen waren verkümmert. Ihr Zusammenhang mit dem geistigen Wesen des Menschen und den religiösen Gedanken des Christenthums war gelockert, sie waren zu erstarrten Formeln oder Schlagworten geworden oder hatten ihren Einfluß auf den gesellschaftlichen Organismus verloren. Sie waren altchristlichen Ursprungs und die mittelalterliche Kirche hatte ihnen Gestalt gegeben. Die Hierarchie war ihnen untreu geworden. Der Widerspruch zwischen den wirklichen Zuständen und den Prinzipien, die als die ursprünglichen und wahren erschienen, wurde bald undeutlich empfunden, bald klar erkannt, und das Bewußtsein dieses Widerspruchs ist die Bedingung jeder fruchtbaren Umwälzung, die zugleich eine Erneuerung ist. Ideen, die ihre berufenen Vertreter verkümmern lassen, leben in der Tiefe der Gesellschaft fort, um von dort zu neuem geschichtlichen Wirken emporzusteigen und die erstarrten Formen zu zerbrechen. Die lutherische Reformation war ihrem Ursprung nach eine religiöse Bewegung. Die mönchische Auffassung von Staat und

[1]) Vergl. die Zusammenstellung Schmoller zur Geschichte der nationalökonomischen Ansichten in Deutschland während der Reformationsperiode. Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften XVI.

Digitized by Google

Recht, der Einfluß der Mystik, deren bestrickende Kraft Luther an der eigenen Seele empfunden hatte, wirkte in seinem Geiste lange und tief nach. In der schroffen Scheidung von Weltreich, „dem Reich des Zornes, das eitel Strafen, Wehren, Richten ist und für das die Sprüche von der Barmherzigkeit nicht gelten", und von dem Reiche Gottes, „der Gemeinschaft der Christen"[1]), lebt der mittelalterliche Dualismus von Staat und Kirche fort. Die Geringschätzung, die Gleichgiltigkeit, mit der es in seinen ältesten Schriften von der weltlichen Gewalt, die viel „zu gering ist, als daß man um ihrer willen, sie thue recht oder unrecht, sich sperren sollte"[2]), erinnert an Bernhard von Clairvaux. Die Passivität, die sich mit dem Gedanken beruhigt, daß Glaube und Liebe bei jeder Rechtsordnung bestehen könne, die die Verfolgung und das Martyrium als den höchsten Beweis christlicher Wahrheit herbeiwünscht, war ihm nicht fremd. Unabhängigkeit des religiösen Lebens, Freiheit der Religion von den Rücksichten und Zwecken, mit denen ein künstliches System sie verkoppelt hatte, war das ursprüngliche Ziel des Reformators. Nur vergeistigte er den Begriff der Religion, indem er den Glauben in den Mittelpunkt rückte und so ihre subjektive Grundlage klar erkannte. Darum vergeistigte er den Begriff der religiösen Freiheit. Sie floß ihm nicht zusammen mit der Unabhängigkeit der Kirche: Luther warnt vor einer Vermischung des geistlichen und des weltlichen Reiches[3]); er tritt für die Freiheit des geistlichen Amtes ein. Aber er vertheidigt sie nicht wie ein grundlegendes Prinzip. Die äußere Freiheit betrachtet er als eine gleichgiltige Sache, nie als ein Recht. Die Freiheit des Glaubens ist ihm eine subjektive Thatsache; er entzieht sich der Zwangsgewalt: „weltliche Gewalt thue und lasse wie sie will, so geht mein Glaube zu Gott seine Straße und wirkt für sich, weil ich nicht glauben muß, wie sie glaubt".[4]) Die Anerkennung dieser Freiheit durch den weltlichen oder theokratischen Staat ist nur eine Frage der Zweckmäßigkeit oder Billigkeit.

Wenn Luther in einer grundsätzlichen Erklärung den Staat als das Reich bezeichnet, für dessen Regiment Vernunft und Erfahrung maßgebend seien und das der heiligen Schrift nicht bedürfe[5]), so scheint auch von politischem Standpunkt aus das Band zwischen

---

[1]) Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern. W. A. VII 365.
[2]) Sermon von den guten Werken ib. 1 76.
[3]) Vergl. namentlich das Gutachten D. W. V 8.
[4]) Sermon von den guten Werken W. A. I 76.
[5]) In den Predigten über das zweite Buch Mose E. A. 35, 381; vergl. auch D. W. II 467.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Gegensatz zu dem mechanisirten Verwaltungsorganismus der Kirche, den geistlichen Kartellen der Bruderschaften und der subjektiven Erbauung der Mystik fordert er eine innere Einheit der christlichen Gemeinde mit Worten, die das Gegentheil von Individualismus bedeuten: „daß also die eigennützige Liebe seiner selbst durch dies Sakrament ausgerottet, einlasse die gemeinnützige Liebe aller Menschen und also durch der Liebe Verwandlung ein Brod, ein Trank, ein Leib, eine Gemeine werde."

Ein Ideal, das dem Leben zugewendet ist und die individualistische Isolirung verwirft, kann an der staatlichen sozialen Ordnung nicht mit grundsätzlicher Gleichgiltigkeit vorübergehen, ohne sich selbst zu zerstören. Und Luther war sich der umfassenden Bedeutung der evangelischen Grundsätze bewußt, und ein mattherziger Verzicht, der sie auf das subjektive Dasein beschränkt hätte, lag nicht in seinem Wesen: „Das heilige Evangelium, nachdem es an den Tag gekommen ist, straft und zeigt allerlei Werke der Finsterniß . . . Denn es ist ein helles Licht, das aller Welt leuchtet und . . . zeigt die rechten Werke, so man gegen Gott und den Nächsten üben soll." So rechtfertigt der Reformator in dem Traktat von Kaufhandlung und Wucher den Versuch, Verkehr und Handel vom Standpunkt des Evangeliums zu gestalten.

Die Rücksicht auf das wirkliche Leben in seinem nothwendigen Zusammenhang mit der staatlichen und sozialen Ordnung giebt den Volksschriften des Reformators, dem Sermon von den guten Werken, den Predigten, den Katechismen ihre eigenartige Kraft. Die Energie und Klarheit, mit der sie sich den Fragen des Rechtslebens und des sozialen Lebens zuwenden, unterscheidet sie von der erbaulichen Literatur, die die Religion auf kirchliche und theologische, erbauliche und künstlerische Zwecke beschränkt und die allgemeinen Verhältnisse, die das Dasein und das Handeln des Menschen beherrschen, aus der Betrachtung ausscheidet. Der Katechismus faßt den Menschen als lebendiges Glied einer Gemeinschaft: die Beziehung ist verdunkelt, weil der Katechismus zu einem ehrwürdigen Lehrbuch geworden ist, von dem Niemand einen tieferen Einfluß auf die Gesammtheit des Lebens erwartet. Das Bild war ein anderes als er noch den Eindruck der Neuheit und Ursprünglichkeit machte, und der Reformator, getragen von der Hoffnung die Volksüberzeugungen umzubilden, in der Auslegung der Gebote ein Werkzeug der Volkserziehung schuf. Luthers Schriften sind fast alle aus den geschichtlichen Bewegungen der Zeit hervorgewachsen: Sie werden vorbereitet durch Gutachten,

Digitized by Google

Briefe, Predigten und fassen häufig nur die Eindrücke und Gedanken abschließend zusammen, die die Nothwendigkeit praktischer Entscheidungen ans Licht trieb. Ihre Genesis offenbart uns den politischen Geist, der trotz der Selbstgenügsamkeit der religiösen Gedanken in ihnen mit Kraft und Klarheit durchbricht.

Das asketische Ideal des Mittelalters und der Kultus der menschlichen Persönlichkeit, der das höchste Ziel der Renaissance blieb, ließen den Geist unbefriedigt. Die Sehnsucht nach einer neuen und reineren Lebensauffassung bewegte die Gemüther. Schon der geistvollste Vertreter des Humanismus, Erasmus, hatte in seinem Enchiridion militis Christiani versucht, das Licht anzuzünden, das dem Menschen den Weg weise, und ein praktisches Lebensideal zu gestalten. In der Kritik und der allgemeinen Orientirung scheint es sich dem lutherischen zu nähern. Den „Judaismus", das neue Zeremonialgesetz der katholischen Kirche, den monachatus, das Vertrauen auf asketische Vollkommnheit verurtheilten Luther und Erasmus. Die Gedanken des Humanisten klingen an die Auslegung des ersten Gebotes, die der Katechismus giebt, an.[1]) Auch Erasmus empfindet das Bedürfniß, seiner Ethik eine religiöse Grundlage zu schaffen. Auch er zieht die politischen und sozialen Pflichten in den Kreis seiner Betrachtung: er entwirft mit Ernst und Feinheit einen Fürstenspiegel und das Bild eines pflichttreuen Beamten.

Und doch wie matt ist das Lebensideal des großen Humanisten, wie wirkungslos sind seine politischen Gedanken, seine und seiner Gesinnungsgenossen soziale Ideen[2]) verflogen! Sie sind dem Studium, nicht der inneren Erfahrung entsprungen. Abgesehen von der Gebundenheit, mit der Erasmus bei aller kritischen Schärfe der Macht der Ueberlieferung gegenübersteht, vermag er weder seinen praktischen noch seinen theologischen Gedanken eine psychologische Begründung zu geben; er versteht nicht sie an die Kräfte der Menschenbrust, an eine wahrhaft empfundene Religion anzuknüpfen und ihnen so einen autoritativen und allgemeingiltigen Inhalt zu sichern. Weil er den geschichtlichen Kämpfen fern bleibt, verliert er sich in wirkungslose Allgemeinheiten. Was das Lebenselement von Luthers Schriften bildete und ihnen die Fähigkeit gab in den Gang der geschichtlichen Entwicklung einzugreifen und noch heute den Willen zu bestimmen,

[1]) qui pecuniam ut rem magnam expetunt et in ea statuunt praesidium . . . ii plures sibi deos finxere. Man vergl. etwa Calvins Auslegung des ersten Gebotes mit ihren dogmatischen Elementen.

[2]) Charakteristisch für ihre farblose Erbaulichkeit, si nihil amas nisi in Christo, si omnia tua bona putas omnibus esse communia u. s. w.

Digitized by Google

fehlt ihnen: die unmittelbare Beziehung auf das Individuum einerseits, auf die Realität des staatlichen und sozialen Lebens anderseits, das uns mit seiner Rauheit und erbarmungslosen Härte, seinen trüben Leidenschaften und kleinlichen Fragen, seiner erschütternden Größe und seinen zerstörenden Schlachten in Luthers Worten vor den Geist tritt. Die Seele, die sich in der Religion ihrer Freiheit und Selbständigkeit bewußt wird, der „geistliche Mensch, der die volle Selbstverantwortung trägt, auf seine eigene Schanze sehen muß" und doch alle Dinge richtet, und die allgemeinen Ordnungen, Staat, Recht, soziales Leben stehen hier einander ohne trennende Zwischenglieder gegenüber. Das ist der Ausgangspunkt einer Betrachtungsweise, die unter dem Drucke praktischer Nothwendigkeiten zu neuen, fruchtbaren, politischen Ideen führte.

Der abstrakte Begriff Staat war Luther unbekannt: er verschmilzt in seiner Vorstellung bald mit der Gemeinde bald mit der Obrigkeit; er faßt die Staatsgewalt durchaus konkret und persönlich. Das Verhältniß des Unterthanen zum Träger der Souveränetät bestimmt den Charakter des Staates, und so durchbricht Luther lange vor Hobbes und Grotius die Schranken einer Anschauung, die das besondere Wesen eines Staates in seiner monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung sah. Freiheit und Unterordnung sind gleichmäßig nothwendige politische Begriffe. Jede Freiheit ist beschränkt, jede Unterordnung bedingt. Die Grenzbestimmungen bilden den charakteristischen Kern jeder politischen Theorie. Ein Gebiet der Freiheit hatte der Reformator dem Menschen vorbehalten: der innere Mensch, der Glaube ist der Zwangsgewalt unzugänglich. Je sicherer seine starke Persönlichkeit ihrer Unabhängigkeit auf diesem Boden war, um so nachdrücklicher konnte er die Gehorsamspflicht auf dem Gebiete des leiblichen Lebens einschärfen. Der Verzicht auf jeden gewaltsamen Widerstand ist das erste Gesetz für das Verhalten des Menschen zum Staate, die unbedingte Sicherheit der staatlichen Autorität, die ihrem Wesen nach „eitel Wehren und Strafen", also Zwangsgewalt ist, die Voraussetzung jeder Rechtsordnung, der Aufruhr das schlimmste Verbrechen: „ein Aufrührerischer greift das Haupt selbst an und fällt ihm in das Schwert und Amt, daß sein Frevel keines Gleichen hat gegen den Mörder".[1])

Auf die Furcht, die Achtung vor dem Gesetz oder Volkswillen stützte die naturrechtliche Doktrin die Gehorsamspflicht. Für Luther

[1]) Ein Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern. W. A. VII. 376; ib. 378.

Digitized by Google

ist sie ein göttliches Gebot und eine Gewissenssache. Er leitet sie ab aus der Idee der Gerechtigkeit und der Pflicht der Nächstenliebe und verknüpft sie mit der Forderung eines allgemeinen, gleichmäßigen Rechtsschutzes: „es ist unchristlich, ja auch unnatürlich gemeinen Nutz und Schützung zu genießen, und doch nicht auch gemeine Last zu tragen". „Wer in der Gemeinde sein will, der muß auch die Last, Gefahr und Schaden der Gemeinde helfen, tragen und leiden." So erweitert und vertieft der Reformator den Gedanken der Gehorsamspflicht und zerstört, wie mit der unbedingten Verwerfung des Widerstandsrechtes, grundsätzlich die Fundamente des feudalen mittelalterlichen Staates. Er vertieft die Gehorsamspflicht zu der Forderung einer opferbereiten Hingabe, die auf jene freie Willkür verzichtet, die sich mit der Achtung vor dem Gesetz begnügt und das Leben ohne Rücksicht auf die allgemeinen Interessen gestaltet.[1]) Er dehnte sie aus auf die Geistlichkeit, die sich bisher der staatlichen Aufsicht und den staatlichen Pflichten entzogen hatte.

Aus dem allgemeinen Grundsatz leitet Luther die Steuerpflicht der Geistlichkeit[2]) und die Wehrpflicht ab: „wenn sie nun von weltlicher Obrigkeit zum Streit gefordert werden, sollen und müssen sie streiten aus Gehorsam . . . Darum, wenn sie streiten, so thun sie es nicht für sich, sondern zu Dienst und Gehorsam der Obrigkeit, unter welcher sie sind, wie S. Paulus zu Tito schreibt: „Sie sollen der Obrigkeit gehorsam sein."[3])

Mit dem einen Gedanken entzog Luther den staatlichen Privilegien der Geistlichkeit ihren Boden: ein Geistlicher verlangte den Verzicht auf ein Vorrecht als Christenpflicht. Indem er die Wehrpflicht rechtfertigte, bekämpfte er die Schwäche, die in dem Gebrauch des Schwertes eine Sünde sah. Mit jener Forderung knüpfte er an die städtische Politik des Mittelalters, mit dieser an statutarische Bestimmungen der Tertiarier, die dem Christen unbedingte Friedfertigkeit geboten, aber den Gebrauch der Waffen im Dienste des Vaterlandes und der Kirche erlaubten, an. Er wählte aus der Ueberlieferung die Elemente aus, die einer neuen umfassenden Staatsidee entsprechen, suchte sie der individuellen Ueberzeugung einzupflanzen und, indem er den theokratischen Gedanken des Glaubenskrieges bei Seite schob, verschaffte er dem Staate freie Verfügung über die Macht-

[1]) Vom Kriege wider die Türken. W. A. VII 470.
[2]) D. W. II 297 unter Berufung auf Matth. 17. 27; Röm. 13, 1—7.
[3]) Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können. W. A. VII 394, 420, 425.

Digitized by Google

mittel, die in dem Willen des Menschen liegen und ohne die der Souverän den äußeren Schutz, Rechtssicherheit und die innere Einheit des Staates nicht erhalten kann.

Der Machtkampf zwischen Staat und Kirche, der die politische Gewalt während des Mittelalters gelähmt, die Religion verfälscht hatte, war gegenstandslos geworden. Aber in veränderter Gestalt dauerten die alten Probleme fort. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Staatsgebot und Gewissenspflicht blieb bestehen und damit die Möglichkeit einer Lähmung der Staatsgewalt trotz der Beseitigung des Widerstandsrechtes. Die konsequenten Vertreter des Staatsabsolutismus suchten den Konflikt zu lösen, indem sie die Selbstverantwortung für aufgehoben erklärten durch das Staatsgebot, ein Ausweg, der für den religiösen Denker ungangbar war. Denn dieser kann die Unbedingtheit göttlicher Befehle nicht opfern. Anderseits strebt der Staat nach Alleinherrschaft über den Willen. Das Problem ist unlösbar, solange es eine individuelle Freiheit des Handelns giebt und die lutherische Lehre vom passiven Gehorsam nimmt ihm seine gefährliche Schärfe, ohne es zu heben.

Die Gehorsamspflicht schließt die aktive Theilnahme am öffentlichen Leben nicht aus: „kannst Du die Obrigkeit bewegen, daß sie angreife und befehle, so magst Du es thun"; nur der Aufruhr ist unrecht, „wie rechte Sache er immer haben mag". Ein quietistischer Verzicht auf politisches Handeln und auf politischen Einfluß war eine Schwäche mystischer Sekten, die Luther grundsätzlich verwarf.[1]) „Das Schwert und die Gewalt, als ein sonderlicher Gottesdienst gebührt den Christen zu eigen vor allen Andern auf Erden."[2]) Der Christ bleibt Christ, auch wenn er politisch thätig ist. Luthers Staatsauffassung brachte es mit sich, daß er der Obrigkeit, dem berufenen Träger der Staatsgewalt das aktive politische Handeln vorbehielt. Der Begriff der christlichen Obrigkeit bekam bei ihm eine tiefere, eine sittliche Bedeutung: Ihr Thun ist ein Werk der Nächstenliebe, in bestimmtem christlichen Sinne, nicht in abgeblaßter humanitärer Bedeutung, wenn auch die besondere Aufgabe der Obrigkeit und die menschliche Sündhaftigkeit den rücksichtslosen Gebrauch der Zwangsgewalt gebietet.

Den Widerspruch mit den ausdrücklichen Erklärungen, die der Vernunft die Ordnung des Staatswesens überlassen, löst Luther selbst: „Was darf ich dem Schneider sagen und ihm lernen einen

[1]) Brief an Melanchthon v. 13. Juli 1521. T. W. II 23.
[2]) Von weltlicher Obrigkeit. W. A. VII 244.

Digitized by Google

Rock zu machen? Er weiß es vorher. Darum soll ich ihm allein sagen seines Handwerks wohl und christlich zu gebrauchen. Also gebührt mir auch nicht, einen Fürsten in dem zu unterweisen; ich soll ihm allein sagen, daß er christlich handle. Und also sollen die Herren und weltlichen Regenten das Schwert ganz christlich annehmen und haben, damit sie den Andern dienen, schützen und handhaben."[1]) Die Technik der Regierung ist Sache der Vernunft und der Erfahrung, der Zweck bleibt abhängig von dem christlichen Gebot der Nächstenliebe. Die obrigkeitliche Gewalt soll dem Gemeinwohl dienen. An dieser Idee findet sie ihre Schranken und in ihr die Verpflichtung zu einer umfassenden Wirksamkeit, die sich wohl auf äußere, aber nicht auf materielle Zwecke beschränkt. Der Eigennutz, der dem Machttrieb gehorcht, ist verwerflich, selbst in der äußeren Politik: nur den Vertheidigungskrieg hält Luther für erlaubt.[2]) Erst Kant erreichte wieder die Einheitlichkeit von Luthers Staatsauffassung, indem er das Friedensbedürfniß, aus dem die naturrechtliche Doktrin die Staatsordnung ableitete, auf den internationalen Verkehr im Gegensatz zu einer rohen Gewalttheorie ausdehnte. Dem Reformator war der erobernde Rechtsstaat ein Unding: eine gewaltthätige Politik, die Gewöhnung an Krieg untergräbt mit dem Rechtssinn seine sittliche Grundlage: „Es ist nicht möglich, wo Morden und Rauben in Uebung ist, daß da eine feine, löbliche, weltliche Ordnung sei; denn vor Krieg und Mord können sie des Friedens nicht achten."

Freiheit und Gebundenheit der Staatsgewalt war in der persönlichen Auffassung der Souveränetät vereinigt. Die Obrigkeit, die die volle persönliche Verantwortung trug, konnte sich nicht mit der vollziehenden Gewalt, der Stellung eines Exekutors der Rechtsordnung begnügen. Die Theilung der staatlichen Gewalten ist mit einer wahren Verantwortlichkeit unvereinbar. Weil die Obrigkeit Hüterin der Rechtsidee ist, muß das Recht ihr Werk sein: „Ein Fürst muß das Recht so fest in seiner Hand haben, als das Schwert." Ein Fürst darf sich nicht gefallen lassen, daß er durch die Juristen zu „einem Rentmeister, der die Zinsen einnähme", gemacht wird.[3]) Er ist verantwortlich für das Unrecht, das in gesetzlichen Formen geschieht. „Was aber durch ordentliche Gewalt geschieht, ist nicht für

[1]) Aus der Predigt v. 22. Oktober 1522, der Grundlage der Schrift von weltlicher Obrigkeit.

[2]) Vergl. die Schrift vom Kriege wider die Türken.

[3]) D. W. V 412.

Digitized by Google

Aufruhr zu halten."[1]) Luther schreckt vor den äußersten Konsequenzen nicht zurück.[2]) Die Staatsgewalt schafft das Recht nach ihrem freien Ermessen: „wenn Kaiser und Fürsten Mose Recht annehmen, dann sollten wir auch folgen".[3]) Er befreite den Staat von den Fesseln überlieferter Rechtssysteme und begann seiner rechtschaffenden Kraft wieder freie Bahn zu machen. Sie war ein Attribut der Schutzgewalt des Staates, dessen Aufgabe ist, „die Bösen zu strafen, die Frommen zu schützen". In einer Zeit, in der Rechtspflege und Verwaltung nicht gesondert waren, die Verwaltung als Ausübung von Rechten erschien und dank der kirchlichen Gesetzgebung die Begriffe Sünde und Verbrechen ineinanderflossen, wurde damit fast das ganze Volksleben der Aufsicht des Staates, zugleich aber der Herrschaft sittlicher Ideen unterworfen.

Denn die Obrigkeit, die fremde Sünde duldet, wo sie sie verhindern kann, macht sich vor Gott dieser Sünde schuldig: „was hilfe es, daß ein Oberherr für sich selbst so heilig wäre wie St. Peter, wo er nicht den Unterthanen in diesen Stücken fleißig zu helfen gedenkt, seine Obrigkeit wird ihn doch verdammen."[4]) Wer das Recht mit dem Willen des Souveräns identifizirt, der eröffnet den Triebkräften und Motiven, die den Willen bestimmen oder bestimmen sollen, entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Rechtes und der sozialen Ordnung. Hier scheiden sich Luthers Wege von denen der Vertreter einer individualistischen Machttheorie, denen er sich mit seinen absolutistischen Gedanken nähert: die Nächstenliebe, nicht der wirthschaftliche Eigennutz ist für ihn das Prinzip der Rechtsbildung.

Mittelalterliche und moderne Elemente durchdringen sich in Luthers Staatsauffassung. Die theokratische Idee des Mittelalters war in seinem Geiste lebendig gewesen: auch er betrachtete die Christenheit als einen von Gott beherrschten einheitlichen Staat. In ihm regiert der Kaiser unter Gott, unter dem Kaiser die Fürsten, und so geht es hinab durch die ganze Stufenleiter der obrigkeitlichen Gewalten, so daß jedes Herrscheramt als Ausfluß einer göttlichen Vollmacht aufgefaßt werden könnte.[5]) Ja so stark war in Luther die traditionelle Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Schirmherrn der

[1]) Eine treue Vermahnung sich vor Aufruhr zu hüten. W. A. VII 210.
[2]) Sehr radikal E. A. XXIII 303.
[3]) D. W. II 519.
[4]) Aus dem Sendschreiben an den christlichen Adel.
[5]) Vergl. die äußerst charakteristische Stelle aus der Schrift, ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein können. W. A. VII 420 das 3. Stück. Für die mittelalterlichen Ideen Gierke Althusius 1, 56 ff.

Digitized by Google

Christenheit, daß er den Verfall des Kaiserthums wohl einmal für den Vorboten der bevorstehenden Zukunft Christi erklärt.[1]) Aber der mittelalterliche Gedanke wird durch eine Auffassung durchbrochen, die nominalistischen Ursprungs ist und in den naturrechtlichen Theorien wiederkehrt: „Wenn sich der Souverän zu seinen Unterthanen kehrt, so ist er so viel Personen, so viel Häupter er unter sich hat." Der Souverän vereinigt also in sich den Willen aller Unterthanen, er repräsentirt die Einheit der staatlich organisirten Gesellschaft.[2]) Von der Theokratie hatte Gregor VII. die Einheit der christlichen Gesellschaft erwartet. Der Dualismus von Staat und Kirche beherrschte das Gesellschaftsleben und die staatsrechtlichen Theorien des Mittelalters. Von beiden Anschauungen rang der Reformator sich los. Während er Anfangs auf eine konziliare Gesetzgebung, auf die Jurisdiktion eines höchsten geistlichen Gerichtshofes, der dem Reichskammergericht zur Seite treten sollte[3]), und auf ein Zusammenwirken von weltlicher und geistlicher Obrigkeit gerechnet hatte[4]), warf er zuerst den Begriff geistlicher Obrigkeit entschlossen bei Seite: die Christen soll ein Bischof ohne Schwert mit dem Wort Gottes allein regieren, sintemal kein Zweifel ist, daß die nicht Christen sind, welche nicht freiwillig fromm sind."[5]) Die Unterscheidung zweier Regimenter, eines weltlichen und eines geistlichen, und die Kaiseridee in ihrer kirchlichen Gestalt verschwand: „Der Kaiser ist nicht das Haupt der Christenheit noch der Beschirmer des Evangelii."[6]) Luthers historischer Scharfblick antizipirt die verwegensten Angriffe, die die geschichtliche Kritik gegen die kirchliche und mittelalterliche Theorie richtete: In der päpstlichen Kirche lebt das zerstörte römische Reich als widerchristliche Tyrannei fort.[7])

Nicht Pufendorf, sondern Luther zerstörte zum ersten Mal die unwahren Fiktionen der Reichspubliziſtik. Er geht mit radikaler Verwegenheit über die Grundsätze der Legitimität hinweg: „Es liegt Gott nichts daran, wo ein Reich herkommt, er will es dennoch regiert haben."[8]) Er spricht den modernen Souveränetätsgedanken aus:

[1]) W. A. VII 484.
[2]) Ob Kriegsleute W. A. VII 420.
[3]) Sendschreiben an den christlichen Adel.
[4]) Sermon vom Wucher. E. A. XVI 83.
[5]) D. W. II 405.
[6]) Vom Kriege wider die Türken. W. A. VII 468.
[7]) Aus dem Sendschreiben an den christlichen Adel. W. A. VII 243 „das haben die Buben erdacht, die . . . das zerstörte römische Reich wieder aufrichteten."
[8]) ib. 283.

Digitized by Google

der thatsächliche Besitz der Macht begründet die souveräne Gewalt und den Anspruch auf Gehorsam.[1]) Der Staat ist der einzige Träger politischer Hoheitsrechte.[2]) Aber mit der Machttheorie verband Luther unmittelbar die religiöse Idee des Mittelalters, die er ihres historischen Charakters entkleidete und als sittliches Prinzip beibehielt. So dachte er beide Elemente widerspruchslos zu vereinigen. Die Macht ist das Kennzeichen und das unentbehrliche Werkzeug der politischen Gewalt, aber ihr Rechtstitel und Ursprung ist ein göttlicher Auftrag: sie ist ein Beruf, ein Amt, ein Dienst an der Gemeinde, in der sich die Einheit der christlichen Gesellschaft äußerlich verwirklicht. Diese Einheit zu zerreißen, lag Luther fern. Der Gedanke an eine spontane Kirchenbildung durch lauter überzeugte aktive Mitglieder war eine vorübergehende, bedeutungslose Velleität. Die Abneigung gegen jede „Rottirerei", die Furcht vor einer Zersetzung der einheitlichen christlichen Gemeinde bestimmte die Kirchenpolitik des Reformators und unterscheidet seine Ideen von dem wiedertäuferischen Gesellschaftsprinzip. Die gleichen Elemente bilden den kirchlichen und den staatlichen Verband. Das war die Anschauung, die sich trotz mancher widersprechender Erklärungen auf lutherischem Boden als die maßgebende erwies. Die Frommen zu schützen, das ist der ideale Zweck des Staates, und wo die Obrigkeit sich andere Ziele setzt, da wird er zu einer Zuchtrute Gottes über die ungläubige Welt.[3])

Der patriarchalische Staat entsprach Luthers Staatsideal. In dem Katechismus erscheint es als Bestandtheil seiner sittlichen Gesammtanschauung (zum 4. Gebot): „Desgleichen ist auch zu reden von Gehorsam weltlicher Obrigkeit . . . Denn hier ist nicht ein einzelner Vater, sondern so vielmal Vater, so viel er (der Fürst) Landsassen, Bürger oder Unterthanen hat." Legitimistische Konstruktionen gaben dem patriarchalischen Staatsgedanken eine historische Bedeutung: sie führten den Ursprung des Königthums auf den ersten Hausvater Adam zurück. Luther wollte keine geschichtliche Erklärung geben, sondern die Art von Verbindung charakterisiren, die zwischen Obrigkeit und Unterthan bestehen soll. In diesem Sinne hat die Idee das gleiche Recht wie die Fiktion des Staatsvertrages, der schließlich auch als geschichtliche Thatsache betrachtet wurde. An die Idee des Gesellschaftsvertrages knüpfte die nominalistische, die jesuitische, die kalvinistische und die naturrechtliche Doktrin an, weil sie den Staat und

[1]) Heerpredigt. E. A. XXXI 116.
[2]) Sermon von dem Banne.
[3]) Vom Kriege wider die Türken. W. A. VII 459.

Digitized by Google

seine Ordnung zu einem Erzeugniß menschlicher Willkür und einem Werkzeug individueller Triebe machten. Luther unterwirft Staat und Individuum einer höheren Ordnung, in die sich beide eingliedern sollen. Das Band, das sie verbindet, ist ein sittliches, und so ist der patriarchalische Staatsgedanke der unentbehrliche Schlußstein einer Staatsauffassung, die dem politischen Rationalismus gleichberechtigt zur Seite steht und durch ihren thatsächlichen Einfluß ihr Daseinsrecht, ihren Ursprung aus den wirksamen Kräften des staatlichen Lebens bewiesen hat.

Die Reformation zerstörte nicht nur eine Kirchenordnung; sie vernichtete zugleich eine Rechtsordnung. Sie war morsch geworden, aber sie erschien noch als ein nothwendiger Bestandtheil der sozialen Organisation. Diese beruhte auf dem Zusammenwirken des kanonischen und des weltlichen Rechtes und seiner Organe. Die Grenzen beider waren im 16. Jahrhundert neu geregelt. Das kanonische Recht beherrschte weite und wichtige Gebiete des Lebens. Die geistlichen Gerichtshöfe waren vom Staate anerkannt. Sie blieben bevorzugte oder nothwendige Instanzen für zahlreiche Prozesse. Durch die Kirche waren die Anstalten sozialer Fürsorge, die Armenpflege, die Volkserziehung organisirt. Die Ahndung und Unterdrückung des Verbrechens bedurfte der Mitwirkung der Kirchenzucht. Die rechtliche Sicherung der Ehe und ihrer Unlösbarkeit, selbst die Monogamie als unverletzliche Institution war ein Werk der Kirche. Diese blieb die Hüterin bestimmter sozialer Ideen. Die Anfänge eines Völkerrechtes knüpften an die kirchliche Gemeinschaft der abendländischen Völker an. Luther warf das kanonische Rechtsbuch ins Feuer. Er stürzte seine geistigen Stützen, ein tödtlicher Schlag für ein Recht, das auf einer geistigen Autorität beruhte. Durch die Reformation wurden nicht nur ganze Kreise der Bevölkerung, die Priester und Mönche, aus ihrem bisherigen Rechtsverbande gelöst und die Eigenthumsverhältnisse der geistlichen Güter unklar: Im Eherecht drohten anarchische Zustände, seitdem die kirchliche Autorität schwankend geworden war. Der Ehehandel Philipps von Hessen ist nur ein typisches Beispiel.[1]) Luthers Briefwechsel bietet ein charakteristisches Bild der Verworrenheit, die auf diesem Gebiete einriß. Die Erlaubtheit der Bigamie wurde ernsthaft erörtert.[2]) Die Lage der Priesterkinder war völlig unklar. Das Urtheil zahlreicher Juristen

[1]) Vergl. die oft citirten Stellen der Schrift de captivitate Babylonica ecclesiae, die die Verwilderung der Anschauungen beweisen.
[2]) D. W. II 457.

Digitized by Google

über die Reformation, Luthers eigene Klagen über die sittliche Verwilderung des Volkes sind der Reflex dieser Rechtsauflösung, in die die Beziehungen der Staaten hineingezogen wurden.

Luther riß ein Bauwerk ein, dessen Grundlagen längst unterwühlt waren. Die Hierarchie vermochte das Werk nicht durchzuführen, das sie begonnen hatte. Und schon standen die Mächte bereit, die den Boden einnehmen wollten, den eine verweltlichte Kirche nicht mehr behaupten konnte. Der Geist der Renaissance suchte die menschliche Persönlichkeit zu befreien: er zersetzte die asketischen Anschauungen des Mittelalters und mit ihnen den Ernst christlicher Sitte. Die wirthschaftlichen Kräfte des Kapitalismus rangen nach Entfaltung. Das römische Recht, das Recht des Eigennutzes und der freien Ausnutzung der wirthschaftlichen Macht, wurde rezipirt: die soziale Idee, die in dem kanonischen Gesetzbuch festgelegt und erstarrt war, wich ohnmächtig vor den lebendigen Kräften des Lebens zurück. Der ständige Staat fing an, das politische Vorrecht den wirthschaftlichen Interessen dienstbar zu machen. Der fürstliche Staat organisirte sich als Machtstaat und Beamtenstaat, und bereits hatte er begonnen, die Kirche zu verstaatlichen und die kirchlichen Institute zu Organen seines Willens zu machen.

Die Verweltlichung von Religion und Kirche hat man als die Ursache der Reformation betrachtet. Mit dem gleichen Rechte könnte man in der Zeit, die die Reformation vorbereitete, von einer Entgeistigung des Staates, einer Verweltlichung des menschlichen Gemeinlebens überhaupt reden. Diese und nicht die Abhängigkeit der politischen Gewalt von der kirchlichen wurde als der eigentliche Schaden der Zeit von allen ernsteren Geistern empfunden. Nicht als ob die Staaten weltlicher gewesen wären als die politischen Gebilde einer früheren Epoche. Aber unter dem Einfluß religiöser Ideen war der Maßstab, der an das menschliche Gesellschaftsleben, mochte es sich als Kirche oder Staat organisiren, gelegt wurde, ein anderer geworden, und neben einer entarteten Kirche erschien der Staat als diejenige Gewalt, die die Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit lösen, die Aufgabe erfüllen, der sich der Klerikalismus versagte, und das gesammte Volksleben einem einheitlichen Gesetze unterwerfen könne.

Daß die Auflösung einer morschen Rechtsordnung in Norddeutschland im Namen der Religion, unter dem überwiegenden Einfluß eines Mannes, der durchaus von religiösen Impulsen bewegt war, vollzogen wurde, das war eine Thatsache von entscheidender Bedeutung. Man hat das Wesen der Staatsauffassung der Refor-

Digitized by Google

matoren bald in der Befreiung des weltlichen Staates von religiösen und kirchlichen Ideen, bald in der Erneuerung und Kräftigung des religiösen Elementes in dem Staatsleben gesehen.[1]) In Wirklichkeit lag ihr Wesen darin, daß beide Elemente vereinigt wurden. Luther befreite den Staat von der konkurrirenden Gewalt der Kirche: die Obrigkeit sollte mit souveräner Machtvollkommenheit die Grenzen der weltlichen und geistlichen Rechtsprechung festsetzen. Anderseits sprach er den religiösen Ideen des Evangeliums eine unbedingte Giltigkeit zu: nachdrücklich bekämpft er die Vorstellung, die sie auf die praeparatio animi oder auf einen Kreis von Vollkommenen beschränkte und ihnen so den Einfluß auf die Gestaltung des sozialen Lebens nahm. Er erneuerte ihre Geltung in dem Willen der handelnden Persönlichkeit, und nur von dort aus konnten sie wieder zu einer lebendigen Kraft im Staatsleben werden. So behielten die sittlichen Ideen, die sich aus dem Wust der kirchlichen Ueberlieferung herausschälten, ihren Einfluß und bildeten ein positives Gegengewicht gegen die materiellen Triebe, die in der Organisation der Gesellschaft allmächtig zu werden drohten. Aus beiden Elementen bildete sich die Staatsidee, die oft genug zurückgedrängt doch immer wieder in die Entwicklung des preußischen Staates eingriff. Sie war gesichert durch ihre Verbindung mit einer religiösen Lebensauffassung, die der menschlichen Willkür entrückt schien, reich an fruchtbaren Keimen und doch, weil sie nicht zu einem religiösen Gesetz erstarrte, bildungs- und anpassungsfähig.

Ihr entnahm die spätere rationalistische Staatstheorie ihre positiven Gedanken überall da, wo nicht die Verwegenheit von Denkern wie Spinoza und Hobbes waren, mit klarem Bewußtsein auf widersprechende Voraussetzungen zurückging. Ein Prozeß wiederholte sich, der in der Geschichte geistiger Bewegungen immer wiederkehrt. Was eine starke Persönlichkeit in sich erlebt und aus den Bedingungen menschlichen Denkens und Willens abgeleitet hatte, wurde objektivirt. Die Unterordnung und die Unabhängigkeit des Willens wurde als gesetzliche Gebundenheit und als Recht oder Freiheit in die objektive Welt verlegt.

Die Staatsidee Luthers war eine einheitliche: Der Liberalismus zersetzte die Einheit, indem er die Sicherung der Freiheit in der Schwäche der souveränen Macht, der Theilung der Gewalten und der Theilung der Verantwortlichkeit sah. Das Staatsbild des Refor-

[1]) Vergl. zum letzteren Gierke Althusius S. 64 f.

Digitized by Google

mators war ein umfassendes. Die Aufgaben von Staat, Kirche und Gemeinde verschmolzen, wie das territoriale Fürstenthum der Erbe der drei Gewalten war. Wenn das Verhältniß von Souverän und Unterthan das formale Gesetz jeder politischen Ordnung ist, so ist die Aufgabe, die der Staat sich setzt, der Zweck seines Wirkens maßgebend für ihren inneren Charakter. Eine Fülle von Aufgaben drängte sich an den Staat heran, nicht auf Grund von Machtansprüchen, sondern in Folge der Auflösung, die den kirchlichen Faktor zunächst aus dem Rechtsleben beseitigte. Die Art ihrer Lösung wurde durch die erneuerten religiösen Ideen nicht völlig beherrscht, aber immer beeinflußt und geleitet.

An dem Begriffe des jus divinum hält Luther fest: nur soll es wieder werden, was es ursprünglich war, ein christliches Recht, ein jus charitatis et spiritus, die Norm, die die unabänderlichen Grundsätze der Gerechtigkeit enthält[1]), ein regulirendes Prinzip der menschlichen Gesetzgebung. Im Falle des Konfliktes muß das menschliche Recht dem göttlichen weichen.[2]) Nach einigem Schwanken sprach sich Luther dafür aus, das Eherecht den Juristen d. h. dem weltlichen Staat zu überlassen[3]), aber nicht um es zu verweltlichen und das jus divinum außer Kraft zu setzen. Der Formalismus des kanonischen Rechtes bedrohte die Unlösbarkeit der Ehe: Formfehler und Ehehindernisse, die nachträglich entdeckt, bisweilen künstlich vorbereitet wurden, stellten ihre Giltigkeit in Frage. Ihm stellt der Reformator die wahren Grundsätze eines christlichen Rechtes entgegen: der Wille und die Ueberzeugung, der thatsächliche Abschluß der Ehe sind ihre der Willkür entrückte Basis[4]), nur die Versündigung gegen ihren Zweck rechtfertigt die Auflösung der Ehe.

Im Strafrecht ließen die Reformatoren den Ernst der kirchlichen Anschauungen nicht fallen. Der Pessimismus, mit dem Luther die Welt betrachtete, steigert eher die Härte; weltlich Recht ist für ihn ein schwach, gering „unrein Ding". Das war eine Stimmung, die einer Reform ungünstig war. Wenn er gelegentlich die Billigkeit alles Rechtes Meister sein läßt und einer Berücksichtigung der Motive des

[1]) Das jus divinum läßt sich weder regieren noch ändern. D. W. I 314.
[2]) ib. IV 399.
[3]) D. W. IV 647.
[4]) Rex, si peccavit ducendo uxorem fratris mortui, peccavit in legem humanam, seu civilem, si autem repudiaret, peccabit in legem mere divinam, cedere debet lex hominum aus einem Gutachten in dem Ehehandel Heinrichs VIII. D. W. IV 296, vergl. 402. Jene Grundgedanken sind der Kern mancher Gutachten. Spätere Rückkehr zu einem starken Biblizismus ib. V 436.

Digitized by Google

Verbrechers das Wort redet, so waren dies dürftige, doch immerhin fruchtbare Ansätze, die die Grausamkeit der Abschreckungstheorie und den Formalismus einer mechanischen Strafpraxis vom Standpunkt einer umfassenden Nächstenliebe erschütterten.

Die kirchlichen Grundlagen des Völkerrechtes zerstörte die Reformation. Gleichzeitig baute sie dieselben neu auf, indem Luther Friedfertigkeit für eine Pflicht der christlichen Fürsten erklärte: jeder Angriffskrieg verstößt gegen den Geist des Evangeliums. Die neue Basis des Völkerrechtes war breiter und fester. Sie ist eine sittliche Verpflichtung, die auch außerhalb der kirchlichen Schranken, für den Verkehr mit allen Völkern, selbst mit den Türken[1]), gilt. Der Friedenszustand erscheint als das normale in den Beziehungen der Staaten; seine Störung bedarf der Rechtfertigung. Das ist der Grundgedanke jedes Völkerrechts; wirksam wurde er zuerst in den persönlichen Beziehungen der Herrscher. Grotius gab der Idee nur eine juristische Gestalt. Erst die entgegengesetzte Lehre, wonach der Kriegszustand das natürliche Verhältniß der Staaten war, zerstörte die Voraussetzungen des Völkerrechts, wie sie einer rücksichtslosen Politik entsprach.

Die Volkserziehung soll den Händen des Staates anvertraut werden, um unter seinem Schutz wirksam zu werden. Die Erziehung der Jugend ist ein unentbehrliches Mittel der Regierung und eine Pflicht des Staates: sie soll den Menschen fähig machen nach seinen Kräften der Gemeinde zu dienen. Der Staat muß die elterliche Gewalt ergänzen, wo sie ihre Pflicht versäumt. Der Landesherr ist der natürliche Vormund der Jugend.[2]) Auf diesen Grundgedanken der Schrift „an die Rathsherren aller Städte u. s. w." beruht unser staatliches Erziehungssystem. Durch die Säkularisation sollen die Stiftungen unter gewissenhafter Achtung persönlicher Rechte ihrem wahren kirchlichen oder sozialen Zweck erhalten oder wiedergegeben werden.[3])

So knüpft Luther an die überlieferten Ideen an und sucht ihren sittlichen Kern im Staatsleben wirksam zu machen. Seine sozialen Schriften bedeuten eine Rückkehr zu den sozialen Ideen, die dem religiösen Bewußtsein als die christlichen erschienen. Er erneuert das Zinsverbot, die Grundsätze, die Begriffsbestimmungen des kanoni-

[1]) Vom Kriege wider die Türken. W. A. VII, z. B. 449 u. sonst.
[2]) D. W. III 135.
[3]) ib. II 384 und sonst häufig.

Digitized by Google

schen Rechts mit allen ihren Konsequenzen: „Wo man Geld leihet und dafür mehr oder besseres fordert oder nimmt, das ist Wucher, von allen Rechten verdammt.“[1]) Wucher ist jede Vertheuerung der Waaren, jede Benützung der Bedürfnisse Anderer zum eigenen Vortheil[2]): nur der Austausch objektiv gleicher Werthe ist sittlich erlaubt.[3]) Die freie Preisbildung[4]), die Umgehungen des Zinsverbotes, die Zugeständnisse an die Bedürfnisse des Verkehrs, namentlich der Rentenkauf, der Versuch, dem Gesetz seinen verbindlichen Charakter und den Einfluß auf das soziale Leben zu nehmen, werden verworfen.[5]) Die Entsittlichung des Rechtes und des Rechtsgefühls ist für den Reformator der schwerste Schaden des Zinsrechts: „Noch viel ärger bist Du, wo Du den Zins als für Recht nimmst.“[6])

Im Gegensatz gegen die juristischen Spitzfindigkeiten, die das Zinsverbot aus Rücksicht auf die Verkehrsinteressen zu umgehen suchten, appellirt er an den Geist, der das Gesetz des kanonischen Rechtes geschaffen hatte. In diesem Sinne behandelt er die Lehre vom damnum emergens und lucrum cessans: Billigkeitsgründe rechtfertigen den Ersatz des Schadens, der dem Gläubiger durch fahrlässige oder böswillige Zahlungsversäumniß erwächst.[7]) Der Zins ist erlaubt, wenn die Interessengemeinschaft von Schuldner und Gläubiger gewahrt bleibt, wenn also der Gläubiger, der Antheil am Gewinn hat, das Risiko, „die Fahr, die die Arbeit des Zinsmannes hindern mag“, theilt. Das ist auch der Kern von Luthers praktischen Vorschlägen für eine Reform der Zinsgesetzgebung.[8]) Das Zinsverbot wird wieder zum Ausdruck einer umfassenden Betrachtung des sozialen Verhaltens: „Drum ist's nit genug, daß dieser Kauf durch geistlich Recht errettet sei vom Wucher. Denn er ist darum nit los oder sicher von Geiz und eigennütziger Liebe.“ Die Gebote des Evangeliums, die die kirchliche Theorie zu consilia evangelica verflüchtigte, Luk. 6, 30 und Math. 5, 39 sollen als bindende Normen dem Christen vor Augen stehen: „Christliches Handeln und Wohlbrauch zeitlicher Güter stehet in den dreien: geben

---

[1]) An die Pfarrherrn wider den Wucher. E. A. XXIII 283; Sermon vom Wucher. E. A. XVI 95.
[2]) An die Pfarrherrn 283.
[3]) Von Kaufhandlung und Wucher. B. A. VII 517 ff.
[4]) Großer Catechismus: als habe er gut Fug und Recht das Seine zu geben, als ihm gefällt.
[5]) E. A. XVI 81.
[6]) ib. XXXIII 288.
[7]) E. A. XXIII 293, 295.
[8]) Großer Sermon vom Wucher. E. A. XVI 606; das Gutachten D. W. II 657.

Digitized by Google

umsonst, leihen ohne Aufsatz und mit Fried fahren lassen, was mit Gewalt genommen wird."

Luther verzichtet keineswegs darauf, die ethische Ueberzeugung in eine verbindliche Rechtsordnung umzuwandeln. Wohl bewahrte ihn sein gesunder geschichtlicher Sinn davor, Rechtsideen des Alten Testaments auf die eigene Zeit zu übertragen. Er verwirft die Selbsthilfe, eine Doktrin, die aus der Sündhaftigkeit des Kapitalzinses das Recht und die Pflicht ableitete, den Zins zu verweigern.[1]) Um so nachdrücklicher aber wandte er sich an die Obrigkeit: noch erschienen alle die wirthschaftlichen Vorgänge, die der Begriff des Wuchers umfaßte, als Sünde. Wenn die Obrigkeit sie duldet, dann macht sie sich „fremder Sünde" schuldig. In der „Ordnung des gemeinen Kastens" werden allerdings die sozialen Maßregeln in die Hand einer freiwilligen kirchlichen Organisation gelegt, aber diese deckt sich mit dem politischen Verbande und verfügt über ein Besteuerungsrecht und durch ihre Verbindung mit dem Staate über die obrigkeitliche Zwangsgewalt.

Luthers Gesellschaftsauffassung ist sozialistisch: er sichert sie einerseits gegenüber den Zufälligkeiten der wirklichen Zustände, indem er sie auf das sittliche, durch die Gebote des Evangeliums gebundene Gewissen der Individuen stützt, anderseits sucht er ihr objektive Geltung zu verschaffen, indem er eine christliche Obrigkeit auf sie verpflichtet. Sozialistisch ist der Kampf gegen die geistigen und sittlichen Voraussetzungen des Kapitalismus und gegen die Herrschaft des Geldes. Wenn Luther den Eigennutz, der durch Gesetz oder Sitte legalisirt ist, ebensogut für sündhaft erklärt, wie den rechtswidrigen Egoismus, wenn er niemals zwischen einem berechtigten und unberechtigten Eigennutz unterscheidet, wenn er „Geiz, Wucher, Sicherheit" als die sozialen Sünden ansieht, so wendet er sich gegen die geistige Verfassung, die die moderne Volkswirthschaft als bestimmende Kraft der sozialen Arbeit ansieht; und wenn er die freie Preisbildung, das ungehemmte Spiel des Eigennutzes verwirft, die Macht des Geldes eine Herrschaft des Teufels nennt, so verurtheilt er die unentbehrlichen Mittel einer kapitalistischen Wirthschaftsweise.

Sozialistisch ist Luthers Eigenthumsbegriff und der Verzicht auf das Eigenrecht, den er verlangt, im Anschluß an die Bergpredigt und den Korintherbrief. Ein starker Rechtssinn und eine sichere Empfindung für die Kraft wirthschaftlicher Selbstverantwortung ließen ihn

[1]) D. W. II 425, 520, 657.

Digitized by Google

an der Einzelwirthschaft und an ihrer Grundlage, dem Privateigenthum, festhalten. Aber die freie Ausnützung des Eigenthums zu eigennützigen Zwecken, die kapitalistische Vorstellung, die sagt, „ich lasse es den Leuten zu Dienst, künnt' und mocht ich's doch wohl behalten", ist für ihn eine ruchlose Willkür.[1]) Die Befriedigung der Nothdurft und der Dienst am Nächsten sind allein berechtigte Zwecke der Ausnützung des Besitzes. Deshalb ordnet Luther das Eigenthumsrecht im Einklang mit der kanonischen Gesetzgebung rücksichtslos den Forderungen der allgemeinen Wohlfahrt unter.[2])

Die Berufsidee vervollständigt diesen Gedanken: Sie hat eine grundlegende Bedeutung in Luthers Gesellschaftsauffassung.

Der Reformator verknüpft sie mit der Lehre vom allgemeinen Priesterthum, so daß in ihr die subjektiven religiösen Elemente mit den sozialen Ideen zu einer Einheit verschmelzen: Jede wirthschaftliche Thätigkeit, selbst der Handel[3]), ist ein Beruf, ein Amt, ein Dienst an der Gemeinde, so gut wie das Amt des Fürsten und des Geistlichen: „Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer hat seines Handwerks Amt und Werk und ein Jeglicher soll mit seinem Amt und Werk dem Andern nützlich und dienstlich sein, daß also vielerlei Werke alle für eine Gemeinde gerichtet sind, Leib und Seele zu fördern, gleichwie die Gliedmaßen des Körpers alle eins dem andern dienen."[4])

Der Appell an die Staatsgewalt macht den sozialen Gedanken zum sozialistischen: Der Rechtsverzicht, den Luther als evangelische Pflicht bezeichnet, setzt ein Eingreifen des Staates voraus. Er erhält die Aufgabe, selbstthätiger Hüter seiner sozialen Ordnung zu sein. Ersatz des persönlichen Rechtsschutzes, der stets der Ausdruck des Individualismus bleibt und in der Hand der Schwachen versagt, durch obrigkeitliche Hilfe ist der Grundgedanke eines sozialen Rechtes: „Doch ist es wahr, daß Gott hat eingesetzt das weltliche Schwert, dazu auch die geistliche Gewalt der Kirche, und beiden Ueberkeiten befohlen, den Böswilligen zu strafen und den Verdruckten zu retten. . . Aber das soll also geschehen, daß Niemand soll Kläger werden, sondern die Andern in brüderlicher Liebe und Sorgfältigkeit für einander ansagten dieser Unschuld und jenes Unrecht."[5]) In dem christlichen Staate verwirklicht sich das Gemeindebild, das Paulus Cor. 6, 8 entworfen hatte. Die Obrigkeit ist der berufene Träger des frei-

[1]) E. A. XXIII 288.
[2]) ib. 286.
[3]) „Verkaufen ist ein Werk das Du gegen Deinen Nächsten übst."
[4]) Sendschreiben an den christlichen Adel. W. A. I 210.
[5]) E. A. XVI 83.

Digitized by Google

willigen Schiedsamtes, das der Apostel verlangt. Weil jedes Amt der Aufsicht der Obrigkeit unterliegt, und weil auch die wirthschaftlichen Berufe den Amtscharakter tragen, beherrscht die regelnde Kontrole des Staates das gesammte wirthschaftliche Leben, das nicht mehr den individualistischen Bedürfnissen dient.[1])

In deutlichen Umrissen tritt uns in Luthers Schriften das Bild einer idealen Gesellschaftsordnung entgegen: aus ihr ist die Macht des todten Geldes und des Eigennutzes verbannt. Der Verzicht auf das Eigenrecht und die Interessengemeinschaft bestimmen die Verkehrsformen.[2]) Die Arbeit ist frei von „Sorge und Geiz", der müßiggängerische Genuß ebenso unbekannt, wie die quälende Unruhe eines rastlosen Erwerbslebens. Die Mittel von Verkehr und Produktion sind eine Arbeit, die nicht dem Eigennutz, sondern einer Berufspflicht, ein Austausch von Gütern, der nicht der Steigerung der Werthe, sondern nur der wirthschaftlichen Nothdurft dient.

In der Behandlung charakteristischer Einzelheiten zeigt sich das Wesen eines Rechtes und einer Rechtstheorie: Das Zinsverbot in Luthers Munde ist nicht das Ueberbleibsel einer veralteten Staatsauffassung, sondern ein nothwendiger Bestandtheil seiner Gedanken. Es unterscheidet ihn mehr als alle theologischen Differenzen von Calvin. Indem dieser die rücksichtslose Verfolgung des eigenen Rechtes gebot, schnitt er seine Sittenlehre nach den wirthschaftlichen und politischen Bedürfnissen einer bürgerlichen Gesellschaft zurecht. Der Widerspruch zwischen einer emsigen Kirchlichkeit und einer pedantischen Sittenstrenge einerseits, der Herrschaft des legalisirten Eigennutzes in der Politik und im sozialen Leben anderseits kehrt im Gebiet des Calvinismus wieder. Die geschichtliche Auffassung, die Luther an dem festen Bau des kanonistischen Sozialismus nur rütteln und Calvin als den kühneren und liberaleren Denker zu einer modernen Auffassung fortschreiten läßt, sollte endgiltig beseitigt werden. Modern und veraltet sind nur für den Gegensätze, der sich in dogmatischer Befangenheit auf den Boden einer klassischen, absoluten Wirthschaftstheorie stellt. Luther war der Vertreter eines sozialen Prinzips, das gleichberechtigt neben der individualistischen Theorie steht.[3]) Es steht der modernen liberalen Wirthschaftstheorie unversöhnlich gegen-

[1]) An den christlichen Adel. W. A. I 210, man muß die ganze Stelle nachlesen.
[2]) „sie sind schuldig für des nächsten Sache zu wachen als für ihre eigene." Sermon von den guten Werken. W. A. I 93, großer Catechismus zum 8. Gebot.
[3]) Ueber den fundamentalen Unterschied vergl. Dietzel, Artikel Individualismus im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Digitized by Google

über und ergab sich mit Nothwendigkeit aus den allgemeinen Voraussetzungen von Luthers Weltanschauung, dem Pessimismus, mit dem er die menschliche Natur betrachtete, und dem Idealismus seiner sittlichen Forderungen. Der Unterschied zwischen dem, was ist und dem, was sein soll, war dem Reformator bewußt: für das Handeln ist aber nicht die Wirklichkeit, sondern die Idee der bestimmende Faktor.

Luthers soziale Gedanken sind vorbereitet durch die kanonistische Lehre und durch franziskanische Gedanken. Doch überwand er die asketischen Anschauungen des Mittelalters und mit ihnen das Armuthsideal der Bettelorden, und er führte seine Gedanken in das Leben des Staates und die soziale Arbeit ein. Sie hörten auf ein starres Gesetz zu sein: sie wurden entwicklungsfähig und gewannen durch ihre Verbindung mit der Macht die Kraft, die Formen des sozialen Daseins zu beeinflussen. Deshalb führten sie zunächst zu einer Reihe praktischer Vorschläge, die von der Hoheit des Ideals abstechen, aber seinen Geist wahren und mit der Wirklichkeit versöhnen. Sie erheben sich über den mittelalterlichen Sozialismus, dem das Almosen Selbstzweck blieb. Wenn Luther obrigkeitliche Taxen, das Verbot des Bettels, Ueberwachung der Volksernährung und des Getreidehandels verlangt, und dem Staate weitgehende Rechte über das Eigenthum in Nothfällen zuspricht[1]), so hält er sich in den Schranken des kanonischen Rechtes und der städtischen Wirthschaftspolitik. Aber wenn er den Grundsatz verwirft, „man sei nur schuldig, dem Nothleidenden zu geben" und Maßregeln fordert, deren Zweck die Erhaltung der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit ist, so legt er Keime einer weit fruchtbareren Gesetzgebung.[2])

Die Wirklichkeit zerstörte die Hoffnung, die kirchlichen und sittlichen Aufgaben freiwilligen Organisationen anvertrauen zu können. Die Massen des bäuerlichen Volkes standen den religiösen und sozialen Ideen der Reformatoren gleichgiltig gegenüber; nur die Opposition gegen das alte Kirchenthum war ihnen mit Luther gemein. Ihm selbst war die bäuerliche Welt fremd: erst die Visitationen und der Bauernkrieg offenbarten ihm ihr Wesen. Aufgewachsen in den Anschauungen des städtischen Bürgerthums, in mönchischen Ideen, verstand er die Gedanken nicht, die dort gährten. Zwischen dem harten bäuerlichen Eigennutz, der entweder zum Kommunismus führte, oder

[1]) E. A. XXIII 286 zu theuerer Zeit ist die Obrigkeit schuldig, die Bauern, Bürger, Adel und so es haben zu zwingen, Getreide zu verkaufen. Kanonisches Recht tempore necessitatis cibaria omnibus communicanda.

[2]) E. A. XVI 87, 91, 92, 93, vergl. auch die Ordnung des gemeinen Kastens.

Digitized by Google

wie in den Programmen der süddeutschen Bauern eine Sicherung und feste Abgrenzung des bäuerlichen Eigenthums wünschte, und einer Anschauung, die in dem Verzicht auf das Eigenrecht und in der Unterordnung aller wirthschaftlichen Thätigkeit unter das Gesetz der Nächstenliebe gipfelte, bestand eine unüberbrückbare Kluft. Der Bauernkrieg trieb den Gegensatz ans Licht. Das Volk konnte nicht der Träger von Luthers sozialen Gedanken sein und dieser Eindruck spiegelt sich wieder in Luthers schroffen Urtheilen. Aber die Ideen wurzelten nicht in wirthschaftlichen Verhältnissen und waren darum stark genug, die Enttäuschung zu überdauern. Sie wurden dem Territorialstaat anvertraut, der Macht, deren Einwirkung sich auf das ganze Volk erstreckte, und die dabei doch ein abgeschlossenes, einheitlich geartetes Gebiet für ihre Wirksamkeit vorfand.

Der Territorialstaat rezipirte mit dem Lutherthum die Berufsidee und soziale und juristische Gedanken, die ein Gegengewicht bildeten gegen absolutistische Machtgedanken, gegen eine kapitalistische Entwicklung und gegen das römische Recht, das gleichzeitig auf norddeutschem Boden vordrang. Das Lutherthum theilte die Herrschaft mit Gewalten, die vor ihm bestanden und weiter wirkten. Ein Ideal, das in die Wirklichkeit übergeführt wurde, verlor seine Reinheit, und fremde Elemente überwucherten sein ursprüngliches Wesen. Je höher der Schwung der Gedanken gestiegen war, um so schneidender war der Kontrast. Luther erlebte diesen Vorgang als mithandelnder und mitdenkender Mensch. Trotz der bitteren Stimmung, in der sich das Bewußtsein dieses Gegensatzes entlud, verzichtete er nicht auf die Verwirklichung seiner Ideen, aber Opfer, schwere Opfer mußte er der praktischen Nothwendigkeit bringen. Das war sein Verhängniß, und der Streit ist überflüssig, ob er sich in den Jahren 1517—25 über sich selbst erhob oder später unter sein ursprüngliches Wesen herabsank.

In seinen sozialen Traktaten spiegelt sich dies Aufsteigen und Ermatten reformatorischer Gedanken. Die feierliche ernste Frömmigkeit des Sermons vom Wucher (1519) zeigt, wie der Reformator herauswuchs über die mittelalterliche Religiosität und den franziskanischen Ideenkreis, der noch tief nachwirkt. Die rasch hingeworfene Schrift von Kaufhandlung und Wucher (1524) steht auf der Höhe evangelischer Auffassung: in ihr lebt die Zuversicht, daß das Evangelium das ganze Leben erneuern werde. Indem Luther den Eigennutz auf Mangel an Gottvertrauen zurückführt, verbindet er seine sozialen Ideen mit dem religiösen Prinzip der Reformation. Die Predigt an die Pfarrherrn vom Wucher (1540) verräth den neu-

Digitized by Google

erwachenden Einfluß der scholastischen Gelehrsamkeit: Luther beruft sich wieder auf die Lehren der kanonistischen Nationalökonomie[1]), als ob die evangelische Begründung ihre Kraft verloren hätte. In der Rücksicht, die auf geistliche Standesinteressen genommen, in der Bedeutung, die kirchlichen Strafmitteln[2]) beigelegt wird, offenbart sich ein klerikales Element. Die Härte, die als eigentliche Aufgabe des Staates die unbarmherzige Ahndung des Verbrechens ansieht und bedauert, daß so viele Galgen feiern, trägt bereits die Züge des hartherzigen Lutherthums eines Karpzov.

Deutlich sind die Gefahren vorgezeichnet, die dem Lebensideal der Reformation und ihren kirchlichen, politischen und sozialen Gedanken drohten: der Rückfall in scholastische Gelehrsamkeit, die Klerikalisirung der Kirche und die Erstarrung lebendiger Prinzipien zu juristisch-theologischen Gesetzen. Luther selbst gab bereits den Grundsatz der Duldung und mit ihm die Unabhängigkeit des religiösen Lebens preis, wie laut er auch gelegentlich die Uebergriffe der Juristen auf kirchliches Gebiet beklagen mochte. Er rief die Zwangsgewalt des Staates an und rechtfertigte den Glaubenszwang mit denselben Gründen, die die Kirchenpolitik Ludwigs XIV. bestimmten und das Rüstzeug der Unduldsamkeit wurden: der Staat muß um der politischen Einheit willen die kirchliche „Uniformität" erzwingen.[3]) Der Staat hat die Pflicht, Gotteslästerungen zu unterdrücken, und für Gotteslästerung wurde jede Abweichung vom Lutherthum, der katholische Gottesdienst so gut wie die reformirte Abendmahlslehre erklärt.[4])

In Melanchthons Staatsauffassung ist die Kraft des evangelischen Geistes verflogen: die fremdartigen Elemente gewinnen die Oberhand. Die Idee der Duldung ist verschwunden: von dort war nur ein Schritt zu der Erneuerung der klerikalen Machtansprüche, die den Staat zu einem Werkzeug der Theologen machten und in Wirklichkeit den Cäsaropapismus schlecht verhüllten: „Gott will, daß der Staat existirt um der Kirche willen"; „die vornehmste Aufgabe des Staates ist die Vertheidigung der wahren Lehre."[5]). Die Politisirung der Kirche bedeutete die Unterordnung der religiösen

[1]) E. A. XXIII 300.
[2]) Dem Wucherer soll die Absolution und das kirchliche Begräbniß versagt werden; die Wiederholung einer Verfügung Alexanders III.
[3]) D. W. III 89, 498, V 121.
[4]) ib. V 191.
[5]) Corp. Ref. XVI 85, 94, 112 vergl. den Traktat An principes debeant mutare impios cultus.

Digitized by Google

Impulse unter die Macht: So wird das christliche Prinzip der Nächstenliebe aus seiner zentralen Stellung verdrängt und im politischen und sozialen Leben neutralisirt. Melanchthon baut seine Staats- und Rechtstheorie auf Aristoteles und dem römischen Rechte auf; Verträge, die die obrigkeitliche Autorität erlaubt, sind nach seiner Theorie dem Christen gestattet.[1]) Der nachträgliche Zusatz: „wir dürfen bei Kontrakten nicht nur an unser Interesse, sondern müssen an unsere sozialen Pflichten denken und müssen den Nutzen des Nächsten und der Gesellschaft zum Maßstabe unseres Handelns machen",[2]) ist nur eine dekorative Erinnerung an den Geist Luthers und für die Rechtsbildung werthlos. In der Behandlung des Zinsverbotes nähert sich Melanchthon Calvin, aber weil er nicht die Kühnheit besaß mit der Ueberlieferung zu brechen, verfällt er nur der Spitzfindigkeit der verfallenden kanonistischen Jurisprudenz. Gleichmäßig erstarrten die kirchlichen und die politischen Vorstellungen: Die Worte aus Röm. 13, die in Luthers Sinne einen sittlichen Grundsatz, die Nothwendigkeit der freiwilligen Unterordnung aussprechen, wurden zu einer konservativen Rechtfertigung der thatsächlichen, politischen Ordnung verwendet: der ständische Staat wurde durch die Berufung auf ein göttliches Gebot legitimirt.[3]). Der Beruf wurde als Grundlage einer Lebensstellung mit bestimmten Ansprüchen aufgefaßt. Die Begriffe Freiheit und Rechtssicherheit gingen ineinander über. Wenn Luther den Dualismus von staatlichen und kirchlichen Ansprüchen im Innern des Menschen zu versöhnen suchte und Staat und Kirche in eine höhere Einheit, in die Idee des gemeinsamen Dienstes an der Gemeinde auflöste, so wurden sie in den Vorstellungen seiner Epigonen wieder zu Rechtsanstalten, die ihre Machtansprüche abgrenzten und die Herrschaft über die Menschen unter sich theilten.

Theologie und Jurisprudenz stritten in den Ueberzeugungen der leitenden politischen Kreise um den maßgebenden Einfluß: dem politischen Ideal der Reformation machte ein juristisches Ideal den Rang streitig: eine Staatsidee, deren höchstes Ziel die Sicherung einer bestimmten äußeren Ordnung, einer feststehenden sozialen Schichtung und eines Systems von individuellen Rechten war, für die das corpus juris, dem man mit Hilfe von Röm. 13 eine göttliche Beglaubigung verschaffte, die höchste Autorität bildete, die den Versuch, das Gesetzbuch Justinians philosophisch oder historisch zu

[1]) ib. 131.
[2]) ib. 142.
[3]) Vergl. den Brief an Burenius ib. 6.

Digitized by Google

verstehen und so seinen entwicklungsfähigen Kern von zufälligen geschichtlich-bedingten Bestandtheilen zu sondern, grundsätzlich zurückwies, und deren Reformstreben sich nicht über die Forderung einer gründlicheren Vorbildung der Beamten und einer strengeren Polizei erhob. Das ist die Staatsauffassung in dem Testament Melchiors von Ossa, einem merkwürdigen Zeugniß der Gedanken, die in weiten und einflußreichen Kreisen des Beamtenthums im Jahre des Augsburger Religionsfriedens herrschten: Nur noch in Aeußerlichkeiten verräth sich der Einfluß der Reformation. Und wie in der gelehrten Theorie beide Elemente zu einer leblosen Orthodoxie und einer künstlichen Staatsdoktrin zusammenflossen, so war das politische Leben des Territorialstaates ein Kompromiß, den beide Richtungen miteinander und mit den ständischen Ideen schlossen. Nur mühsam erkennen wir unter der erstarrten Hülle die Züge, die die Nachwirkungen des lutherischen Geistes verrathen.

Die äußere Politik, die die lutherischen Fürsten, namentlich August von Sachsen und der Kurfürst von Brandenburg, seit 1555 beobachteten, hielt sich thatsächlich in den Bahnen, die Luther vorgezeichnet hatte. Dieser hatte stets zu unbedingter Friedfertigkeit, namentlich dem Kaiser gegenüber, gerathen[1]) und vor jeder Verbindung mit ausländischen Fürsten gewarnt.[2]) Wie er bei allen Wiedervereinigungsversuchen die Unversöhnlichkeit des Katholizismus und des Protestantismus klar erkannte[3]), so widersprach er jeder wirklichen Annäherung an die Reformirten[4]): Tutius discidium quam ficta concordia war eines der Lieblingsworte eines ehrlichen und klaren Geistes. Man hat dieser Politik Schwächlichkeit und Mangel an protestantischem Gemeingefühl vorgeworfen. Aber während sie die Selbständigkeit der protestantischen Territorien wahrte, entsprach sie den völkerrechtlichen Prinzipien des Reformators. Sie erhielt den Bestand des Reiches, das in Wirklichkeit nur noch einen völkerrechtlichen Verband bildete. Die Vermischung von Politik und Religion, die bei einem aggressiven Vorgehen der protestantischen Stände unvermeidlich gewesen wäre und auf calvinistischem Boden die religiösen Ideen vielfach zu Parteisymbolen erniedrigte, wurde verhindert. Der norddeutsche Territorialstaat gewann die Ruhezeit, deren er bedurfte, um seine kirchliche und politische

[1]) D. W. IV 369, 372, 382, 384, vergl. auch die etwas künstlichen Deduktionen zu Gunsten der geistlichen Fürstenthümer ib. IV 105 ff., nam. Punkt 5.
[2]) ib. 337; V 508.
[3]) Während der regensburger Verhandl. ib. V 337, 338, 368, 353.
[4]) ib. IV 203, 380.

Digitized by Google

Organisation auszubauen. Es lag im Geiste des Lutherthums, wenn seine Thätigkeit nach Innen gerichtet wurde. Die lutherische Ansicht von der Aufgabe des Staates lebte fort.

Seine enge Verbindung mit der Kirche kostete dieser das Gut der Freiheit. Aber der Staat gewann die Kirchenaufsicht nicht als staatliches Hoheitsrecht, sondern als eine verpflichtende Aufgabe. Trotz aller Erstarung verlor sie nie ganz den Charakter eines Dienstes an der Gemeinde. Die Kirchenhoheit hielt ein religiöses Element in der Auffassung des fürstlichen Berufes lebendig, sie verhinderte den Sieg einer brutalen Machttheorie und dehnte den Einfluß der Landesregierung auf alle Bevölkerungsschichten aus. Erst das Zusammenwirken von kirchlicher und staatlicher Zucht gab dem Gemeinwesen einen einheitlichen Charakter. Die umfassenden Polizeiverordnungen der Zeit dehnten die obrigkeitliche Bevormundung auf alle möglichen Gebiete des Lebens aus. Trotz ihrer Kleinlichkeit erhielten sie das soziale Prinzip der Reformation: der Staat ist verantwortlich für das leibliche und geistige Wohl seiner Unterthanen. Das Gefühl einer umfassenden Verpflichtung lockerte die privatrechtliche Gebundenheit der Souveränetät. Der Berufsgedanke lebte in dem Beamtenthum fort[1]): Es wurde sich seiner Aufgabe, der Träger des politischen und sozialen Fortschritts zu sein, bewußt.

Die Idee der Amtspflicht machte den Vasallen und den Hofbeamten zum Staatsdiener. Von ihr wurde selbst das ständische Wesen berührt, wenn auch hier der Eigennutz das obrigkeitliche Recht immer wieder in ein Machtmittel der herrschenden sozialen Schicht verwandelte. Nur erschien dies dem sittlichen Bewußtsein als eine Umkehr des höheren Rechtes. Der Gedanke, daß Obrigkeit eine Pflicht sei, war unausrottbar: Die Grundlage, auf der die wirthschaftliche Ausnützung der obrigkeitlichen Gewalt ruhte, war erschüttert und der Versuch vorbereitet, auf Grund obrigkeitlicher Verantwortung die Gutsherrschaften zur Erfüllung sozialer Pflichten zu bestimmen. Die Verbindung von Eigenthum und Obrigkeit konnte zu einer Schranke für die rücksichtslose Ausnutzung des Eigenthums werden. Das ist der Sinn von Luthers Worten, wenn er einmal die Sonderung von Eigenthumsübertragung und Obrigkeit als eine charakteristische Schwäche des türkischen Staatswesens bezeichnet.

In allen norddeutschen Territorialstaaten kehren verwandte politische Institutionen wieder. Der Gedanke eines patriarchalischen

[1]) Selbst bei Osia in luth. Fassung, Testament Ausg. v. Thomasius. Halle, 1717, 118.

Digitized by Google

Fürstenthums erscheint verwirklicht. Der Staat trägt die Züge einer erweiterten Hauswirthschaft und hat sich doch zu einem wirklichen Staate entwickelt, dessen Dasein die Person des Landesherrn überdauert. Eine vielseitige und regsame Verwaltung traut sich zu, das gesammte geistige und wirthschaftliche Leben des Volkes schützenden und ordnenden Normen zu unterwerfen. Der territoriale Staat bewährte in den Stürmen einer furchtbaren politischen und sozialen Krisis seine Stärke. Seine Zeiten waren vorüber, aber er hegte und erhielt Kräfte, die neu befruchtet, einen neuen leistungsfähigen Organismus schufen.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert war in Ostdeutschland die Rechtsordnung, in der der Einzelne während des Mittelalters Schutz gefunden hatte, erschüttert. Mit wachsender Deutlichkeit treten uns Symptome politischer und sozialer Auflösung entgegen. Ihre Folge und ihr bedenklichstes Kennzeichen war die Schwäche des Staates, und doch war dieser die einzige Gewalt, die ihr steuern konnte und von der man Heilung erwartete. Die Schwäche des Staates zeigte sich in dem Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und den Ideen, die die Ueberzeugung der führenden Geister bestimmten, in der Unfähigkeit, das Recht in Einklang zu bringen mit veränderten wirthschaftlichen Zuständen und verwandelten sittlichen Anschauungen, es dem Rechtsbewußtsein und den sozialen Bedürfnissen des Volkes anzupassen und die widerstrebenden Kräfte niederzuwerfen. So trat trotz der Geschäftigkeit der Verwaltung ein Zustand der Stagnation und des Rückschritts ein.

Die Duldung war eine nothwendige Folge des Protestantismus; der Glaubenszwang war unvereinbar mit einem religiösen Prinzip, für das der Glaube eine subjektive Thatsache und ein unmittelbares Verhältniß des Menschen zu Gott war. Die Versuche, den Glaubenszwang mit politischen Gründen zu rechtfertigen, verdecken nur das Bewußtsein des Widerspruchs. Trotzdem blieb er bestehen; er wurde verschärft, 1555 und 1648 den Händen des Staates anvertraut, ja der Obrigkeit zur Pflicht gemacht. Die vereinzelten Zugeständnisse, die die Hohenzollern an den Gedanken der Religionsfreiheit machten, waren Konzessionen an praktische Nothwendigkeiten oder an rechtliche Verpflichtungen, kein grundsätzlicher Verzicht auf die Herrschaft über das Gewissen. Die Staatsauffassung, die ein unmittelbares Band zwischen Obrigkeit und Unterthan schuf, blieb unwirksam in Folge des Einflusses autonomer Zwischengewalten; die rechtschaffende Kraft des Staates blieb gelähmt und gefesselt, die umfassende Verantwortlich-

Digitized by Google

keit des Souveräns und die sozialen Grundsätze, die Luther den individualistischen Tendenzen entgegenhielt, verkümmerten.

Das Strafrecht war grausam und trotzdem unwirksam: juristischer Formalismus und zelotischer Eifer verbündeten sich, um jede Rücksicht auf Umstände und Beweggründe, jedes Zugeständniß an humane Ideen auszuschließen. Die Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit des Prozeßverfahrens, Unwissenheit und Bestechlichkeit der Richter gaben unredlichen advokatischen Künsten freie Bahn und machten den Rechtsschutz, der allgemein sein sollte und als oberste Pflicht der Obrigkeit erschien, für breite Schichten des Volkes unwirksam.

Das Privatrecht wurde unklar: marchia utitur jure incerto. Die Ueberbleibsel überlieferter Gesetze verbanden sich mit neuen Statuten zu einem ungesichteten Ganzen. Zwei Rechtssysteme, das sächsische und das römische, rangen in Brandenburg miteinander: dieses wurde befördert durch den Einfluß der juristisch gebildeten Beamten. Ein Recht, das den Eigenthumsbegriff scharf entwickelt hat und klare Eigenthumsverhältnisse voraussetzt, wurde auf einem Boden angewandt, wo das Eigenthumsrecht umstritten war, als getheilt angesehen wurde und gutsherrliche und bäuerliche Ansprüche und Interessen miteinander kämpften. Die Unklarheit mußte hier zu einer Waffe in der Hand der Klassen werden, die politische Macht besaßen.

Nicht das obrigkeitliche Pflichtgefühl, sondern der wirthschaftliche Eigennutz bestimmte den Gang des sozialen und politischen Lebens. Agrarische und städtische Interessen traten auf den Landtagen einander entgegen. Die kurfürstliche Regierung schwankte zwischen den Parteien, ohne sich über Rücksichten des Augenblicks auf den Standpunkt des Gemeinwohls erheben zu können. Die Masse des Volkes fand keinen Schutz. Die Vorrechte von Adel und Geistlichkeit waren ein Hohn auf den Grundsatz, den Luther mit aller Schärfe ausgesprochen hatte: „wer in der Gemeinde sein will, der muß auch die Last, Gefahr und Schaden der Gemeinde helfen tragen und leiden". Das Wachsen der Rittergüter, die Ausnutzung der bäuerlichen Arbeitskraft, die sich in der Ausbildung des Zwangsgesindedienstes, der Steigerung der Frohndienste und der Beschränkung der Freizügigkeit zeigte, das Legen zahlreicher Bauernhöfe waren die Folgen und die Mittel einer kapitalistischen Entwicklung.

Sie drohte zu einer Entrechtung und Enteignung der bäuerlichen Masse des Volkes zu führen. Das bäuerliche Besitzrecht war unsicher, seitdem der Gutsherr das Recht gewonnen hatte, guts-

Digitized by Google

unterthänige Bauern zwangsweise auszukaufen. Die Versuche des Adels den Gutsunterthanen die Rechtsfähigkeit dem Gutsherrn gegenüber zu nehmen, hatten einen allerdings beschränkten Erfolg. Die Bauern waren in Gefahr „zum lebenden Inventarium der Gutshöfe" zu werden; Preußen schien in polnische Zustände zu verfallen.[1])

Der dreißigjährige Krieg beschleunigte diese Entwicklung, aber bezeichnet keineswegs ihren Höhepunkt. Die düstersten Berichte, wie die Relation Lubens, der das Bild vielleicht etwas zu dunkel färbt, und die Berichte über die wirthschaftliche Lage Ostpreußens stammen aus dem Ende des siebzehnten, dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts: Nur mit äußerster Härte konnten die staatlichen Lasten beigetrieben werden. Die Bevölkerung des flachen Landes „flüchtete" vielfach nach Polen, wo sie größere Freiheit und ein besseres Dasein zu finden hoffte[2]), ein Beweis, wie völlig zerrüttet das Verhältniß von Staat und Unterthan war, ein Kennzeichen des ungesunden Wandertriebes heimathlos werdender Landarbeiter.

Die bäuerliche Bevölkerung besaß nicht mehr die Kraft der Selbsthilfe: Ihre Passivität, ihre wirthschaftliche Unbeholfenheit oder dumpfe Verzweiflung wird von allen Beobachtern beklagt. Schon deshalb waren Lubens liberale Vorschläge im Großen undurchführbar. Nur die Gesetzgebung des Staates und seine organisatorische Arbeit konnte der Auflösung Einhalt gebieten. Sie setzte die Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit der Staatsgewalt voraus. Deshalb war das Werk des großen Kurfürsten, die Sicherung der souveränen Macht, die Bedingung der Heilung, nicht die Heilung selbst, und nur wer Folge und Ursache verwechselt und in der politischen Ohnmacht nicht das Symptom, sondern das Wesen des Verfalles sieht, kann in der Energie der äußeren Politik die rettende That erblicken. Erst Friedrich Wilhelm I. hemmte die Auflösung: seine politische und soziale Arbeit mit ihren Vorboten und den Wirkungen, die auf sie folgten, begründete eine neue lebenskräftige Ordnung. Sie ist nicht das Ergebniß irgendwelcher allgemeinen politischen Wahrheiten, oder einer rationellen Staatsauffassung, sondern eine Rückkehr zu den Ideen, ein Wiederaufleben der Gedanken, die die Jugendzeit der Reformation emporgetrieben hatte, eine konkrete Gestaltung des Staatsbildes, das ihrer Lebensauffassung entsprang.

---

[1]) Vergl. die bekannten Arbeiten der Knappschen u. der Schmollerschen Schule; ferner die Publikationen Stadelmanns.

[2]) Bericht der Hofkammer vom 31. Juli 1708 bei Knapp. Bauernbefreiung II 3.

Digitized by Google

Im siebzehnten Jahrhundert ging eine tiefe Bewegung durch den norddeutschen Protestantismus, eine Reaktion gegen den geistigen, sittlichen und religiösen Verfall des lutherischen Volkes. Sie war ihrem Ursprung nach dem Pessimismus verwandt, der sich in der Zeit nach dem großen Kriege in Satire und Schimpfrede, in resignirter Trauer und hastigem Reformdrang Luft machte, aber praktischer, positiver und fruchtbarer. So weit sie kirchlicher und religiöser Art war, ging sie hervor aus dem Widerspruch gegen die Ueberschätzung der Rechtgläubigkeit, aus dem Bewußtsein des Kontrastes zwischen den wirklichen Zuständen und dem sittlichen Ernst des Christenthums, zwischen der kirchlichen Theilnahmlosigkeit der Massen und der Lehre vom allgemeinen Priesterthum.[1]) Sie gipfelte im Pietismus, ehe er zur Schule erstarrte; ihr charakteristischer und wirksamster Vertreter war Spener.

Man mag bei ihm Gedanken nachweisen, die der Mystik entstammten oder zur Aufklärung hinleiteten. Aber nicht nur aus Mangel an Folgerichtigkeit oder durch eine Unklarheit, die sich des Wesens der eigenen Ideen nicht bewußt geworden wäre, sondern mit grundsätzlicher Bestimmtheit, wies er die Gedanken zurück, die das Lutherthum zersetzten, eine rationalistische und optimistische Auffassung der menschlichen Natur vorbereiteten und so zu den psychologischen Voraussetzungen der politischen Lehren und nationalökonomischen Anschauungen des Liberalismus hinführten: die Doktrin, die Christus mit dem inneren Licht und der Vernunft identifizirte, in der Sünde eine Schwäche, nicht eine Schuld sah, die die menschliche Natur in der Wurzel verderbe, und die, indem sie jede rechtliche Organisation der Kirche verwarf, die herkömmliche Verbindung von Staat und Kirche aufzulösen suchte.

Ein historischer Zug im Pietismus findet zu wenig Beachtung: gründliche Studien über die Anfänge der Reformation, wie Seckendorffs commentarius de Lutheranismo, zeugen von ihm. Spener selbst griff auf die halb vergessenen Werke der Reformatoren zurück, die eine Lebensauffassung zu gestalten suchten, und ging zurück über die dogmatischen Bekenntnißschriften. Jesuitische Angriffe und die Kirchenpolitik Ludwigs XIV. stärkten die Klarheit des protestantischen Bewußtseins. Das verschollene und verdunkelte Lebensideal der Reformation lebte wieder auf, nicht als künstliche gelehrte Erneuerung einer todten Vergangenheit: es war verwachsen mit geistigen

[1]) Ritschl, Geschichte des Pietismus.

Digitized by Google

Kräften, die die Reformation entbunden, und die selbst eine Zeit der Erstarrung nicht erstickt hatte.

An sich bildete dies ein Gegengewicht gegen einen quietistischen Hang, den die individuellen Erbauungsbedürfnisse groß zogen. Es war praktisch, dem Leben und seinen historisch gegebenen Ordnungen zugewandt. Spener selbst war ein völlig unpolitischer Kopf. Aber durch ihn gewann eine erneuerte, protestantische Religiosität Einfluß auf die Klassen, die sich dem Druck staatlicher Pflichten durch Vorrechte zu entziehen suchten oder geneigt waren, die Macht als Werkzeug des wirthschaftlichen Eigennutzes anzusehen. Bestimmte soziale und politische Gedanken waren mit Luthers Lebensideal innerlich verbunden. Sie wurden zu neuem Leben erweckt.

Seckendorffs „Christenstaat" (1685) ist ein werthvolles Zeugniß für die Erneuerung des reformatorischen Geistes. Die Schrift verdient die Mißachtung nicht, mit der ein einseitiges Urtheil sie behandelte. Sie ist, wie des Verfassers Fürstenstaat dem wirklichen Leben zugewandt, sie beschäftigt sich mit dem Organismus, der in Deutschland die staatliche Arbeit verrichten mußte. Das ist charakteristisch für die politische Literatur des deutschen Protestantismus; es entschädigt für zahlreiche Trivialitäten und macht sie so geistreichen Werken wie Pufendorfs politischen Schriften, die sich entweder mit dem Leichnam des deutschen Reiches oder mit allgemeiner Staatswissenschaft beschäftigen, überlegen. Der Christenstaat enthält die politischen Anschauungen eines neubelebten Lutherthums[1]), angewandt auf den norddeutschen Territorialstaat: er enthüllt Kräfte, die im Beamtenthum wirksam waren, den engbegrenzten Kreis konservativer Ansichten, die den Verfasser des Fürstenstaates beengten, erweiterten und das Staatsideal der Orthodoxie und einer stagnirenden Jurisprudenz überwanden. Die Schrift ist außerordentlich reich an werthvollen Reformgedanken. Sie hat einen symptomatischen Werth auch da, wo wir keinen unmittelbaren Einfluß annehmen können. Wenn wir zwischen ihr und der Gesetzgebung Friedrich Wilhelms I. eine nahe Verwandtschaft finden, dürfen wir auf das Wirken gleichartiger Kräfte schließen. Der Pietismus wurde in Preußen gefördert; er fand am Hofe einflußreiche Vertreter. Der König selbst bestreitet in seinem Briefwechsel mit seinem vertrautesten Freunde ausdrücklich seine Zugehörigkeit zum Pietismus. Aber seine aufrichtige Frömmigkeit, die die stärkste Triebfeder seines Handelns

[1]) Die Schrift verdankt Speners Anregung ihren Ursprung.

Digitized by Google

bildete, trägt alle Züge des erneuerten, praktisch gestalteten Lutherthums. Seine Wirkungen lassen sich in der Auffassung des Fürstenthums und in den einzelnen wesentlichen Institutionen des Staates verfolgen.

Die Ableitung des Fürstenthums von Gott war ursprünglich nicht der Ausdruck eines mystischen, legitimistischen Dünkels. Sie war der Ausdruck eines ernsten Verantwortlichkeitsgefühles und der Demuth. So verstand schon der erste Hohenzoller in den Marken den Titel von Gottes Gnaden: „gott, der uns solche und ander guetter befolen hat . . . als wir das bekennen, wenn wir von unseren fürstenthumen von Gottes gnaden schreiben. Wir sein gott schuldig als unserm rechten Herrn, des slechter amtman an den fürstenthumen wir sind." Im Lutherthum lebte der Gedanke fort; Seckendorff lieh ihm aufs Neue Worte: „der Titel von Gottes Gnaden ist etwa mehr ein Zeichen der Demuth gewesen". Durch die Verbindung mit der Berufsidee gewann er in dem durchgebildeten monarchischen Beamtenstaat erst seine volle Bedeutung. Die Berufsidee wurde die sittliche Stütze des Beamtenthums, eine Kraft, die in seinen geistigen Führern, wie in Friedrich Wilhelm I. und dem Freiherrn von Stein mächtig war und das gesammte Staatsleben befruchtete. Der Gedanke, daß das Amt ein gottgewollter Dienst an der Gemeinde sei, und nicht nur auf einem Staatsauftrag, sondern auf einem inneren Ruf beruhe, erhob das Beamtenthum über die bloße Legalität, zum Gefühl wahrer Verantwortlichkeit; er verlangte die ganze Persönlichkeit für den Dienst des Staates und wurde ein Element des Fortschritts, der Freiheit und Unabhängigkeit, die sich auf das Gefühl der Amtspflicht gründete.

Der tiefere Kern jeder fruchtbaren Verwaltungsreform war der Versuch, der Berufsidee Geltung und weitere Ausdehnung zu verschaffen, und den „todten Dienstgehorsam" durch ein lebendiges Pflichtgefühl zu beleben. Weder die Reformen Friedrich Wilhelms I., der sich selbst als den ersten Beamten des Staates betrachtete, noch die des Freiherrn von Stein erschöpfen sich in einer technischen Verbesserung und einheitlichen Gestaltung des Dienstes. Er ist nur ein Beweis der Zersetzung des altpreußischen und protestantischen Staatsgedankens, wenn bei der Selbstverwaltung und bei der Ausübung des Wahlrechtes das politische Handeln unter den Gesichtspunkt einer Berechtigung gestellt wird. Die Amtsidee ist eine wirksamere Schranke absolutistischer Willkür als alle parlamentarischen Fesseln, und so bewährte sie sich in dem Kampfe, den die hohen

Digitized by Google

preußischen Beamten schon vor 1806 gegen die Kabinetsregierung führten. Sie ist eine Läuterung und Ergänzung des Selbstgefühls der Juristen, das schon im Mittelalter entwickelt genug war[1]), eine Grenze der Staatsgewalt, die im Inneren des Souveräns Gestalt gewann, um dann erst durch gesetzliche Einrichtungen äußerlich gesichert zu werden. Sie ist eine Frucht des Protestantismus und deshalb selbst einsichtigen Romanen fremd: Es ist bezeichnend, daß Franzosen wie Cavaignac[2]), das Wesen der Steinschen Reformen stets in organisatorischen oder liberalen Fortschritten sehen und für ihre wichtigste Seite kein Auge haben.

Die friedliche, defensive Haltung eines waffengewaltigen Staates, die man der äußeren Politik Friedrich Wilhelms I. als Schwäche vorgeworfen hat, entsprang dem gleichen Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit. Sie entsprach den völkerrechtlichen Grundsätzen, die sich aus der pflichtmäßigen, persönlichen Friedfertigkeit eines christlichen Fürsten zu ergeben schienen, der Stellung, die die lutherischen Territorialstaaten dem Reiche gegenüber einnehmen, und durch die sie seinen Bestand sicherten, und der Auffassung des Reformators, der dem Waffenhandwerk die Ehre eines nothwendigen Dienstes an der Gemeinde, dem Schwerte sein Recht gegönnt hatte und doch jeden Krieg, der sich nicht in dem Rahmen einer unvermeidlichen Vertheidigung der Unterthanen hielt, verdammte.

Die Staatsgewalt verlangte Unterordnung, Hingabe der Persönlichkeit, das höchste Opfer, das Opfer des Lebens, aber sie gestand dem Individuum ein Gebiet der Freiheit zu, indem sie die Schranken ihrer Aufgabe und ihres Berufes erkannte. Das waren die Gesichtspunkte, nach denen das Verhältniß von Staat und Individuum geregelt wurde. Er gab den Grenzbestimmungen die rechtliche Form, die man unter dem Einfluß lutherischer Ideen als sittliche Nothwendigkeit erkannt hatte. Die allgemeine Wehrpflicht auf der einen, die Duldung auf der anderen Seite sind das Ergebniß der Ausdehnung und der Selbstbeschränkung der politischen Macht.

Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht knüpft an Luthers Schrift, „ob Kriegsleute im seligen Stande sterben können?“ an. Der

[1]) Jason de justitia: judices recte judicantes et utentes legibus prout decet meliorem vitam agunt, quam fratres praedicantes vel alii religiosi. Schon Erasmus verband in enchar. militis Chr. damit den Begriff der sittlichen Verpflichtung. Wirksam wurde er durch die religiöse Begründung, die Luther ihm gab.

[2]) Formation de la Prusse contemporaine; vergl. auch die idealisirende Schilderung der preußischen Selbstverwaltung bei Taine.

Digitized by Google

theologisch begründeten Schwäche, die in dem Gebrauch des Schwertes Sünde sah, hält er die Pflicht entgegen, dem Rufe der Obrigkeit in gerechter Sache zu folgen. Der Verschmelzung eines energischen Staatsgedankens mit dem religiös begründeten Pflichtgefühl und der Idee der Gerechtigkeit verdankt das Grundgesetz des preußischen Staates seinen Ursprung. Nicht das Machtbedürfniß des Staates schuf den Gedanken, um seine Rechtfertigung einer späteren Theorie zu überlassen. Das Machtbedürfniß war überall das gleiche, und doch führte es nur in Preußen zur allgemeinen Wehrpflicht, auf anderem Boden zur Konskription oder zur Schöpfung eines Söldnerheeres. Die Theorie eilte dem Ruf des Staates voraus. Aus dem Kreise der eximirten Klassen wurde unter dem Einfluß eines erneuerten Lutherthums das Verlangen der allgemeinen Wehrpflicht erhoben. Der Pietist Seckendorff erneuerte und erweiterte die Gedanken von Luthers Schrift, auf die er sich berief: „Jeder ist schuldig vor seinen eigenen Leib, Gut und Blut und für seine Obrigkeit und Vaterland sich zu wehren."[1] „Das wäre das Beste in der Christenheit, daß ein Jeder von gewissen Jahren an" (auch der Gelehrte und Beamte) „bis ins Alter sich in Waffen übte und gebrauchen ließe."[2] „Das Werben ist dagegen ein bedenkliches und mißliches Werk." Der praktisch geschulte Beamte erkennt die nothwendigen Voraussetzungen und Folgen des Gedankens: Die Entscheidung über die Berechtigung des Waffengebrauchs kann nicht dem Gewissen des Einzelnen überlassen bleiben; der Befehl des Staates hat bindende Gewalt; freilich setzt Seckendorff dabei Vertrauen auf den rechtlichen Sinn einer christlichen Obrigkeit voraus. Er verlangt eine Verbindung der Wehrpflicht des Volkes mit den technischen Fortschritten der Kriegskunst, einen Stamm von Berufssoldaten neben dem Aufgebot[3], gründliche Schulung der wehrpflichtigen Landeskinder, sogar durch feldmäßige Manöver in Gegenwart des Landesherrn[4], strenge Mannszucht und sittliche Hebung des Soldatenstandes[5], Berücksichtigung der Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens.

Erst in dieser Gestalt war der Gedanke fruchtbar und vereinbar mit dem Ernst des Krieges. Friedrich Wilhelm I. begann ihn auszuführen: er gab ihm Ausdruck in charakteristischem religiösen Gewande: „die junge Mannschaft ist mir nach des höchsten Gottes

[1] Christenstaat 368.
[2] ib. 248, 249.
[3] ib. 374.
[4] 376, 377.
[5] 252.

Digitized by Google

eigener Ordnung und Befehl mit Gut und Blut zu dienen schuldig.[1]) Er versuchte, die Wehrpflicht in das Gefüge des sozialen Lebens einzugliedern, und steigerte die strengen Anforderungen der militärischen Technik. Scharnhorst vollendete, was er unausgeführt und verkümmert hinterließ, als der Druck der Noth den ursprünglichen Geist des Staates erweckte. Seine Reformen decken sich mit den Vorschlägen, die der vergessene Kanzler von Halle machte, nicht als ob eine unmittelbare Verbindung bestände.[2]) Aber verwandte Kräfte waren am Werke: eine Einrichtung, die noch nach dem dreißigjährigen Kriege als unerträglicher Druck erschienen wäre, wurde wie etwas Selbstverständliches in eine organische Institution des Staates verwandelt, weil sie dem Geiste eines streitbaren Volkes und den Ideen entsprach, die der Protestantismus in den gebildeten Klassen großgezogen hatte. Deshalb war die allgemeine Wehrpflicht mehr als ein Machtmittel: sie gehörte zu der Organisation des gesammten Volkslebens; in ihr prägte sich das Verhältniß von Staat und Unterthan, d. h. die eigenartige preußische Staatsidee aus, und sie hat deshalb eine tiefere Bedeutung als in den außerdeutschen Ländern, die die preußische Wehrordnung nachahmten.

An ihrer Ausbildung hat die Aufklärung keinen Antheil. Ihr war Schillers Wort, daß „nun dank der fortgeschrittenen Kultur kein Feind mehr den Bürger vom Pfluge auf das Schlachtfeld fordere, Vaterland und Herd zu vertheidigen", aus der Seele gesprochen.[3]) Der einzige der großen rationalistischen Vertreter des Staatsabsolutismus, der den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht mit voller Bestimmtheit aussprach, Spinoza, gab ihm eine Form, in der er für jeden Sachkenner und für den ernsthaften Staatssinn unannehmbar war: die allgemeine Volksbewaffnung sollte statt des stehenden Heeres eine Miliz schaffen, dem Staat eine neutrale Haltung aufnöthigen und dem Mißbrauch der souveränen Gewalt vorbeugen.[4])

Duldung ist Anerkennung und Schutz der Unabhängigkeit des religiösen und geistigen Lebens durch den Staat. Bei dem engen Zusammenhang, in dem Erkenntniß, Wille und Handeln stehen, kann

---

[1] Mylius const. III 360.

[2]) Wohl enthält die Schrift, in der Scharnhorsts Lehrer seine Ideen der Volksbewaffnung entwickelt, manche Anklänge an Seckendorffs Christenstaat. Vergl. den Auszug: Lehmann, Scharnhorsts Leben S. 18.

[3]) Wie studirt man Universalgeschichte.

[4]) Tract. pol. VI §. 10 militia ex solis civibus nullo excepto formanda est; vergl. VI § 34; VII § 12, § 17, § 22.

Digitized by Google

sie niemals eine schrankenlose sein. Trotz aller Schwärmerei für Humanität und Geistesfreiheit vermochten die naturrechtlichen Theoretiker niemals zu jenem Begriff von Duldung durchzudringen, weder die Vertreter einer Machttheorie, die dem Staat die Herrschaft über die Ideen, die nach ihrer eigenen rationalistischen Ueberzeugung den Willen bestimmten, nicht nehmen durften, noch die Vorläufer des bürgerlichen Liberalismus. Ihre Verständnißlosigkeit gipfelt in Lockes Ausspruch, der Kirchenbann könne keiner staatlichen Aufsicht unterliegen, weil man niemand verbieten könne, rechtmäßig erworbene Verbrauchsgegenstände, wie Brod und Wein, einem Andern zu verweigern. Ihre Weisheit erschöpft sich in der Schwächung der Polizeigewalt, während sie das Individuum schutzlos bald der kirchlichen, bald der sozialen Vergewaltigung preis geben.

Die protestantische Auffassung vom Wesen des Glaubens, der religiösen Selbstverantwortung des Menschen, und der Aufgabe der Obrigkeit, wie Luther sie in den acht Sermonen von 1522 und in der Schrift von weltlicher Obrigkeit niederlegte, bleibt der Ursprung wahrer und wirksamer Duldung, einer Duldung, die die Staatsgewalt nicht lähmte, sondern vielmehr einen kraftvollen Staat verlangte. Der vielgefeierte Satz, „das Recht des Staates reicht nicht weiter als seine Macht und erstreckt sich deshalb nicht auf das Innere des Menschen", ist nur die doktrinäre, vieldeutige Fassung des protestantischen Gedankens, dem hier die feste Grundlage eines bestimmten, seiner selbst gewissen Glaubens fehlt. Praktisch, den Bedürfnissen des Volkes, nicht nur der gelehrten Forscher angemessen, ist die Erneuerung der Idee der Duldung durch den Pietismus: „Es kommt weder der Obrigkeit, weit weniger den Bischöfen zu, die Unterthanen mit Gewalt zur Annahme eines Glaubensartikels zu zwingen." „Das Christenthum will durch Lehre und Beispiel gepflanzt und mit gläubigem, freiwilligem Herzen bekannt sein."[1] Der Begriff wurde einer verfeinerten Vorstellung von der Objektivität des Staates angenähert, indem Angesichts der kirchenpolitischen Maßregeln Ludwigs XIV. Verheißung von Geld und Beförderung zu Aemtern zu den verwerflichen Mitteln staatlichen Zwanges gerechnet wurden.

Einsicht in das Wesen des Glaubens und Achtung vor dem individuellen Rechte, das auf ihm beruhte, Erkenntniß der Grenzen der eigenen Verantwortlichkeit und Verzicht auf eine Gewalt, die

[1] Christenstaat S. 305 ff., 287 ff.

Digitized by Google

diese Grenzen überschritt, landesväterliches Pflichtgefühl, das den Bedürfnissen aller Unterthanen gerecht werden wollte, das waren die Triebfedern, die das Prinzip der Duldung dem energischen Machtbewußtsein der kraftvollsten Hohenzollernschen Fürsten nahe brachten.

Im wirklichen Leben löste es sich in eine Reihe von Einzelfragen auf. Leicht war die Duldung der wissenschaftlichen Forschung und radikalen Strömungen auf protestantischem Boden gegenüber, die damals einen durchaus subjektiven Charakter trugen, und die Fähigkeit die Massen zu fanatisiren verloren hatten. Friedrich I. gewährte sie schon aus Rücksicht auf die „splendeur" des Hauses Brandenburg, zu der auch der Ruhm wissenschaftlicher Freiheit gehörte. Die Mißhandlung Wolffs durch seinen Nachfolger blieb für lange eine vereinzelte Gewaltthat.

Schwierig wurde das Problem erst da, wo der Staat auf Gemeindebildung und auf die Ansprüche organisirter Mächte stieß. Es lag für Preußen in dem Verhältniß zu der katholischen Kirche. In dem Testament von 1667 blicken wir in die Zweifel hinein, die die Seele des großen Kurfürsten bewegten. Er ist bereit, den klevischen Katholiken seinen Verpflichtungen gemäß volle Religionsfreiheit zu gewähren. „Aber", so fügt er hinzu, „sie sollen keinem Extraneo gehorchen, sondern die bischöfliche Gewalt des Landesherrn anerkennen."

Der klare Staatssinn Friedrich Wilhelms fühlte die Schwierigkeit, über die sich nur die Gedankenlosigkeit täuschen kann. Der Gehorsam gegen eine fremde Macht, die die Herrschaft über das sittliche Wollen des Menschen verlangt, zereißt die Staatseinheit, und je unbedingter die Ansprüche von Staat und Kirche werden, um so unvermeidlicher ist der Konflikt. Das Auskunftsmittel des großen Kurfürsten verkennt das Wesen des Katholizismus. Sein landesväterliches Pflichtgefühl fand den Standpunkt, der allein die Kompromisse möglicht machte, die das Dasein des Katholizismus in Preußen ermöglichten, noch ehe er sich Schonung erzwingen konnte: „Eure Unterthanen müßt Ihr ohne Ansehung der Religion als ein rechter Landesvater lieben."

Andere Gesichtspunkte beherrschten das Verhältniß des Staates zur protestantischen Kirche. Dem Staate verdankten die evangelischen Kirchen Norddeutschlands ihre Organisation und ihre Sicherheit, die enge Verbindung von Staat und Kirche war geschichtlich gegeben und mit ihr die Gefahr des Cäsaropapismus. Mit ihm war die Selbständigkeit des religiösen Lebens unvereinbar. Die Refor-

Digitized by Google

matoren erkannten die Gefahr; ein Mann von Speners vorsichtiger Mäßigung beklagte in kirchlichem Interesse die herrschende Cäsaropapie, und namentlich wurden die Patronatsrechte der niederen Obrigkeiten eine Quelle anstößiger Mißbräuche und widersprachen offenbar den Grundsätzen christlicher Gemeindebildung. Ein religiöser Radikalismus, der in der Politisirung der Kirche die Wurzel alles Verderbens sah, hielt die vollständige Trennung von Staat und Kirche schon damals für ein sicheres Heilmittel. Er arbeitete der Aufklärung vor, aber verkannte die geschichtlichen Grundlagen, auf denen die kirchliche und politische Organisation der norddeutschen Territorien beruhte und die nothwendigen Folgen seines Vorschlages: Er mußte zur kirchlichen Anarchie oder bei der Unselbständigkeit der ländlichen Gemeinden zur Herrschaft eines orthodoxen Klerus führen, die durch die Mittel kirchlichen und sozialen Zwanges die subjektive Freiheit vernichtet hätte.

Die Verbindung von Staat und Kirche lösen, das hieß anderseits den Souverän den Impulsen der Macht und einer rücksichtslosen Staatsklugheit überliefern. Denn als Träger religiöser Aufgaben war der Fürst sich seiner sittlichen Aufgaben erst bewußt geworden. Die Stellung an der Spitze der christlichen Gemeinde adelte das Fürstenthum. Ein beinahe rührendes Zeugniß für die Bedeutung, die in einer Zeit rücksichtsloser und einseitiger Fiskalitiät, die kirchliche Pflicht des Königs hatte, sind die Worte, die Friedrich Wilhelm I. an die Königsberger Regierung schrieb: „Dieses ist nichts, denn die Regierung will das arme Land in der Barbarei behalten. Doch, wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir Alles nicht."

Die kirchenpolitischen Vorschläge, die aus Speners Gedanken hervorgingen, halten sich in einer mittleren Linie: Der Staat soll sich der Eingriffe in das Gebiet des Glaubens enthalten. Die christliche Obrigkeit darf sich aber der Sorge für das geistige Wohl ihrer Unterthanen nicht entziehen.[1])

Die Geistlichkeit ist allen staatlichen Pflichten unterworfen wie jeder andere Unterthan.[2]) Die Zustimmung der Gemeinden bei Patronatswahlen soll nicht zur bloßen Formalität werden.[3])

Es ist eine behutsame Erneuerung protestantischer Forderungen. Ihnen entsprach im Wesentlichen die Kirchenpolitik Friedrich

[1]) Christenstaat, 287 ff., 305.
[2]) ib. 694.
[3]) ib. 701, 704.

Digitized by Google

Wilhelms I.: er begünstigt den Pietismus, der für die Unabhängigkeit des geistlichen Amtes eintrat. Allerdings verführten ihn seine autokratischen Neigungen zu gelegentlichen Uebergriffen. Aber trotzdem nahm er die besten Traditionen des Lutherthums auf: geleitet von dem Gefühl seiner kirchlichen Verpflichtungen, schuf er die Schulpflicht. Er führte aus, was Luther einst verlangt hatte: die staatliche Organisation der Volksbildung, um die religiöse Erziehung zu sichern.

Unter Friedrich Wilhelm I. begann für Preußen die Zeit einer neuen, eigenartigen Rechtsbildung: sie fand ihren Abschluß in den großen friederizianischen Kodifikationen. Sie erschöpfte sich nicht in technischen Fortschritten und in der Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens, auch nicht in der Sichtung und Ordnung des geltenden Rechtes, in dem Ausgleich von römisch-rechtlichen, deutsch-rechtlichen und statutarischen Bestimmungen. Sie war ein Werk der rechtschaffenden Kraft des Staates, der die Fesseln der juristischen Tradition durchbrach, die Bestandtheile der Ueberlieferung als Material verwandte und das Recht den wirthschaftlichen und politischen Bedürfnissen und den sittlichen Ueberzeugungen anzupassen suchte. Im Bunde mit der Verwaltung verwirklichte sie Rechtsideen, deren Quelle weder das römische noch das deutsche Recht, noch naturrechtliche Lehrsätze waren. Die Gesetzbücher Friedrichs II. geben uns eine unvollständige und verdunkelte Vorstellung von ihr, obgleich sie ihre wesentlichen Bestandtheile enthalten. Sie sind das Werk einer Zeit, in der die Kraft der Rechtsbildung erlahmt war, und einer Gelehrsamkeit, die von der Doktrin abhängig war und den lebendigen Kräften der vergangenen Epoche bereits verständnißlos gegenüberstand.

Den Versuchen, den Bauern die Prozeßfähigkeit zu nehmen, sie zu entrechten, wurde im achtzehnten Jahrhundert ein Ende gemacht. Der staatliche Rechtsschutz wurde ein unbedingter und allgemeiner. Die zahlreichen Reformen im Prozeßverfahren sollten seine Wirksamkeit und Objektivität sichern; eine staatliche Aufsicht überwachte die patrimoniale Gerichtsbarkeit. Der Staat faßte eine Aufgabe ins Auge, an der die römische Jurisprudenz gleichgiltig vorüberging. Ein Recht, das dem Berechtigten die Vertheidigung und Begründung seiner Ansprüche überließ, war für den Schwachen der wirthschaftlichen Uebermacht gegenüber werthlos. Der Grundsatz, „wo kein Kläger ist, ist kein Richter" wurde aufgehoben. Ergänzung und Ersatz des unwirksamen und ungenügenden individuellen Rechtsschutzes durch das Eingreifen der öffentlichen Autorität und

Digitized by Google

durch eine Rechtsordnung, deren Sicherheit und Klarheit die Prozesse möglichst beseitigte, war einer der wichtigsten Gesichtspunkte der Reform.

Sie wurde so zu einem Theil der sozialen Arbeit des preußischen Staates. Ihren Mittelpunkt bildet die „Konservationspflicht". Unter „Konservation" verstand man die Erhaltung und den Schutz der einzelnen wirthschaftlichen Existenz. Ihre Tragweite, ihre Bedeutung für die soziale und politische Organisation ist nicht genug gewürdigt worden. Sie erscheint als eine der wichtigsten Staatsaufgaben. In den grundlegenden Urkunden der Verwaltung, in der Instruktion für das Generaldirektorium, in Diensteidsformeln wird die Konservationspflicht zu einem wesentlichen Theil der Amtsverpflichtung. Ihr dienen zahlreiche Bestimmungen des Landrechtes, und wie sie einen Grundgedanken der Gewerbepolitik bildete, so schuf die soziale Idee, die ihr zu Grunde liegt, im Verein mit der Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des Staates in dem „Bauernschutz" ein Werk, das der sozialen Organisation Preußens ihr besonderes Gepräge gab.[1])

War die Ausbildung von Rittergut und Gutsherrschaft das Werk einer kapitalistischen Entwicklung, dann war der „Bauernschutz" eine entschlossene Reaktion der Gesetzgebung gegen ihre Gefahren. Er verhinderte die Vernichtung des bäuerlichen Besitzes durch den Großgrundbesitz. Der Staat verbot dem Adel den Erwerb bäuerlicher Güter, das Legen, Auskaufen, Verkleinern und Zusammenschlagen bäuerlicher Besitzungen. Die Höfe mußten auch nach Ablauf der Pachtzeiten besetzt werden. Der Gutsherr durfte die Abgaben nicht erhöhen. Das bedeutete einen weitreichenden Schutz für jeden Inhaber eines Bauernhofes. Der Staat schuf für die Masse der ländlichen Bevölkerung erst wieder ein sicheres Besitzrecht, das den schwankend gewordenen Eigenthumsbegriff ersetzte. An dieses knüpfte die Stein-Hardenbergsche Agrargesetzgebung an.

Der Staat erkannte nicht nur die Verpflichtung an, nach zerstörenden politischen Krisen, wie nach dem siebenjährigen Kriege, für die Erhaltung der bäuerlichen Besitzungen einzutreten. Er legte der Ausnutzung des Eigenthums im Interesse des Gemeinwohls drückende Fesseln auf. Um die Konservation durchzuführen, verpflichtete er die Gutsherren, den Bauern in Nothfällen zu unterstützen und ihm bei unverschuldetem Unglück den Zins zu erlassen.

[1]) Vergl. Knapp, Bauernbefreiung . . . in den alten Theilen Preußens.

Digitized by Google

Es war ein Versuch, die wirthschaftliche Macht zu einem Berufe, einer Verpflichtung auszubauen, Verwaltungsreform und soziale Organisation zu verbinden.

Der Staat bemächtigte sich weder der Produktion noch des Eigenthums. Die Einzelwirthschaft blieb die Grundlage des sozialen Gebäudes. Friedrich Wilhelm I. gab den Domänenbauern das Eigenthum an ihren Höfen, weil er die Kraft wirthschaftlicher Selbstverantwortung zu würdigen wußte. Aber der Ueberschuß der wirthschaftlichen Arbeit und das Eigenthumsrecht wurde dem Gemeinwohl dienstbar gemacht und unterworfen.

Steuer und Wehrverfassung dienten nicht nur staatlichen Bedürfnissen: sie waren die großen Regulatoren des wirthschaftlichen Lebens. In dem geldarmen Lande war der Staat der einzige Großkapitalist. Durch die Besteuerung legte er die Hand auf die Ueberschüsse der Einzelbetriebe, durch die Ausgaben des Heeres kehrten sie zu den Produzenten zurück, um belebend und fördernd auf Industrie und Landwirthschaft einzuwirken. Je stärker das Heer bei dem geringen Umfang des Landes war, um so größer war seine wirthschaftliche Bedeutung.[1]) Während das Land dem Auslande gegenüber eine geschlossene Einheit bilden sollte, spielte sich der Kreislauf des wirthschaftlichen Lebens im Innern unter der Leitung des Staates ab.

Die Getreidehandelspolitik fügt den Schlußstein in das System: sie überschritt den Rahmen einer Theuerungspolitik. Der Staat schuf einen Ausgleich zwischen den Interessen der Konsumenten und Produzenten, der beiden das wirthschaftliche Dasein sicherte. Durch eine staatliche Brodtaxe, Kontrole des Handels, durch ein Magazinsystem, das den Preis regulirte, sicherte er die Volksernährung und beherrschte das wichtigste Gebiet der Volkswirthschaft. Das letzte Ziel war eine Stabilität des Getreidepreises, die ihn den Wechselfällen der Ernte, und der Willkür des Eigennutzes und der freien Preisbildung entrückte.

Der Staat Friedrich Wilhelms I. war eine künstliche Schöpfung, nicht das natürliche Produkt einer wirthschaftlichen Entwicklung, sondern einer Reaktion gegen eine solche. Sein Wesen ist ein monarchischer Sozialismus, der die ständische Gliederung der Gesellschaft als etwas Gegebenes hinnahm, aber sie den Zwecken der Volkswohlfahrt dienstbar machte. Das Volk wurde einer Arbeitspflicht unterworfen, der ein Recht auf Arbeit oder Unterhalt entsprach, der Bauer

[1]) Naudé, Getreidehandelspolitik II 294 ff.

Digitized by Google

an die Scholle gefesselt. Der Sozialismus knüpfte das Band zwischen Staat und Unterthan, das sich aufzulösen drohte, aufs Neue. Das Bild, das den Staat Friedrich Wilhelms I. als unerträgliche Zwangsanstalt malt, ist längst als falsch erkannt. Die Thatsache, daß Preußen das Ziel einer regen Einwanderung war, ist unvereinbar mit dem Urtheil, das dem Gemälde zu Grunde lag. Und trotz der Härte der Manneszucht, war auch die Lage der Soldaten, „der blauen Kinder des Königs" keine drückende. Die romanhaften Erzählungen des „armen Mannes in Tockenburg", auf die eine traditionelle Darstellung zurückgeht, sollte man endlich über Bord werfen.[1]) Die wirthschaftliche Freiheit, die der größte Theil der Pächter und Kleinbesitzer Frankreichs längst besaß, war kein Schutz gegen soziales Elend. Der Zwang war wohlthätig und nothwendig: nur demagogische Unredlichkeit oder Unklarheit kann der Welt vorspiegeln, sozialistische Einrichtungen seien mit wirthschaftlichem Selbstbestimmungsrecht vereinbar.

In dem Staate Friedrich Wilhelms I. lagen die Keime der lebenskräftigen Institutionen Preußens. Allerdings war er unfertig, der König blieb auf halbem Wege stehen. Die Wehrpflicht war beschränkt auf den Adel und die Masse der bäuerlichen und niederen städtischen Bevölkerung. Die wirthschaftliche Struktur des Staates war keine einheitliche: in den hochentwickelten westlichen Landestheilen und den agrarischen Provinzen des Ostens mit ihrer eigenartigen Verfassung ließ sich unmöglich das gleiche soziale System durchführen. Der Absolutismus des 18. Jahrhunderts war nicht rücksichtslos genug, um eine vollständige Umbildung des Privatrechtes zu erzwingen. Der König zog den Adel in den Dienst des Landes: aber es gelang ihm nicht in dem Verhältniß des Gutsherrn zu seinen Unterthanen die Berufsidee zur ausschlaggebenden Kraft zu machen und die Gefahren, die in der Doppelstellung des Adels lagen, zu beseitigen. Der Adel war ein unentbehrliches Glied der sozialen Ordnung, aber wenn er sich auch unter der strengen Zucht des Königthums vielfach mit obrigkeitlichem Pflichtgefühl erfüllte, er blieb eine soziale Klasse und der Versuchung ausgesetzt, bei den unvermeidlichen Interessenkämpfen die politische Macht zu mißbrauchen.

Im Einzelnen verwandte die Gesetzgebung Mittel der städtischen

[1]) Der arme Mann hat, was er als selbsterlebt berichtet, keineswegs selbst erlebt. Sonst könnte er die Schlacht von Lobositz nicht auf die Kapitulation von Pirna folgen lassen, etwa wie wenn ein Berichterstatter die Schlacht von Gravelotte auf die Kapitulation von Metz folgen ließe. Selbst Koser Friedrich d. Gr. I 541 thut ihm zu viel Ehre an, wenn er sich auf ihn beruft.

Digitized by Google

Wirthschaftspolitik des Mittelalters, Ueberbleibsel der überlieferten politischen und agrarischen Verfassung, Maßregeln, die das wirthschaftliche oder kameralistische Interesse eingab. Bei jeder Rechtsbildung wirken verschiedenartige Motive und Ideen mit. Man mag die Anfänge des Bauernschutzes zurückführen auf die wirthschaftlichen Bedürfnisse des Großgrundbesitzes, der sich einen sicheren Stamm ländlicher Arbeiter erhalten mußte. Die Unentbehrlichkeit der bäuerlichen Dienste für die Zwecke der Staatsverwaltung, der Gedanke an die Ergänzung des Heeres wirkten mit, als er zu einer umfassenden Maßregel wurde. Wohlerwogene Gründe der Bevölkerungspolitik, eine Theorie, die in einem menschenarmen Lande die menschliche Arbeitskraft als den „größten Reichthum" ansah, merkantilistische Ideen waren von Einfluß.

Indeß die Kraft, die das Einzelne zu einem Ganzen verband, die Auswahl der Maßregeln bestimmte, die erstorbenen Reste der Vergangenheit zu neuem Leben erweckte und den Geist und Charakter von Staat und Recht zu beherrschen suchte, war nicht die merkantilistische sondern die lutherische Staatsauffassung. Nicht als ob das Werk Friedrich Wilhelms I. eine programmmäßige Ausführung lutherischer Ideen gewesen wäre. Auch den Einfluß der Schriften Seckendorffs, der aus den politischen Schriften des Reformators schöpfte und zu seiner Zeit eine große Wirkung ausübte, darf man nicht überschätzen. Der sittliche Kern des Lutherthums, der erneuert wurde, mußte, wo er mit einem energischen Staatssinn und einer Auflösung zusammentraf, die das Gewissen der Obrigkeit weckte, die Folgen haben, die die Uebereinstimmung zwischen seinem Staatsbilde und dem Preußen des 18. Jahrhunderts erklärt.

Die Einzelheiten sind nicht entscheidend, mag auch die staatliche Getreidehandelspolitik in „der Ordnung des gemeinen Kastens" vorgezeichnet sein, mag die Zinstheorie des Sermons vom Wucher im Anschluß an das kanonische Recht Remission des Zinses bei Mißwachs verlangen und so die preußische Gesetzgebung vorbereiten, mag sich auch die prophylaktische Armenpflege, die der Reformator verlangte, den Zwecken der Konservationspflicht nähern. Das sind nur wichtige Symptome eines verwandten Geistes. Die Beziehungen sind engere. Die kritische That Conrings hat die Wissenschaft von einer unwahren Fiktion befreit. Aber sie war es nicht, die die rechtschaffende Kraft des Staates entband. Das Verantwortlichkeitsgefühl der Fürsten, das im Lutherthum wirksame Gestalt gewonnen hatte, zerriß die Fesseln. Es begnügte sich nicht damit, Gesetze auszuführen, sondern

Digitized by Google

es wollte Recht schaffen, ein Recht, das im Einklang stand mit der Rechtsidee. „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel." Dies Wort ist der wahre Ursprung der Rechtsreform. Sogar der Verwegenste der rationalistischen Neuerer, Thomasius, bestritt lange vor Savigny seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung. Der Kleinmuth der Gelehrten, der Angesichts des Chaos verzagte, wurde überwunden. Die Gesetzgebung fand die Normen für ihr Werk nicht allein in den Abstraktionen einer vernunftgemäßen Rechtsidee, sondern in konkreten Anschauungen über die Pflicht, die eine christliche Obrigkeit gegen ihre Unterthanen habe. Mit ihnen wurden Reformgedanken begründet, die den Vorschlägen der wissenschaftlichen Jurisprudenz zur Seite oder vorangingen: Vereinfachung des Verfahrens, Verkürzung der Prozesse, sittliche und geistige Hebung des Richterstandes, Beseitigung der fiskalischen Rücksichten bei der Rechtspflege, der Kabinetsjustiz, des Formalismus, der um eines Formfehlers willen eine wohlbegründete Klage zurückweist, und des Racheprinzips im Strafrecht.[1])

Die patriarchalische Staatsauffassung schuf in der Gestalt, die Luther ihr gab, ein unmittelbares Band zwischen der Obrigkeit und jedem einzelnen Unterthan. Radikaler und moderner als die Calvinistische Theorie, die den Staat aus autonomen, korporativen Verbänden aufbaute, beseitigte oder beschränkte sie die mittelalterlichen Zwischengewalten zwischen Staat und Individuum. Allgemeinheit des staatlichen Rechtsschutzes war die nothwendige Folgerung. Ihn wirksam zu machen trotz eines freiwilligen oder nothgedrungenen Rechtsverzichtes der Unterthanen war die Pflicht der Obrigkeit: „denn mancher kann oder will aus Scheu, Armuth, auch Einfalt und Unverstand nicht klagen."[2])

Hier liegt der Unterschied zwischen dem sozialen Prinzip der preußischen Gesetzgebung und dem Merkantilismus, dem sie durch zahlreiche Einzelmaßregeln und durch ihre wirthschaftlichen Grundsätze verwandt war. Für die merkantilistische Lehre war der Mensch ein Mittel für Staatszwecke, die einzelne wirthschaftliche Existenz ein Faktor des Nationalwohlstandes; die Rücksicht auf Reichthum und Macht des Staates blieb maßgebend und die Werthsteigerung Selbstzweck. Die Theorien, die vom Merkantilismus ausgehend ihn kritisch überwanden, blieben in den Schranken, die er der nationalökonomischen Anschauungsweise gesteckt hatte. Der Gedanke, den die Konservationspflicht verwirklichte, bewegt sich in einer andern Rich-

[1]) Christenstaat 390 ff.
[2]) ib. 163.

Digitized by Google

tung: Die Rücksicht auf den Menschen, der mit den wirthschaftlichen Voraussetzungen seines Lebens dem Staate anvertraut ist, war der Gesetzgebung Friedrich Wilhelms Selbstzweck. „Aus dem Christenthum oder der christlichen Liebe fließet die Vorsorge bei gottesfürchtigen Regenten, daß die Unterthanen bei ihrer Nahrung und Gewerbe das Auskommen haben.“[1]) Denn die Regierung ist nicht die Ausübung der Macht oder einer Fülle von Rechten, sondern ein Beruf und ein Dienst an der Gemeinde.

Ein Blick auf die agrarische Schutzgesetzgebung Oesterreichs macht den charakteristischen Unterschied klar. Hier überwog der Gedanke an die Erhaltung der bäuerlichen Steuerkraft: die Konservationspflicht, die den einzelnen Bauern schützte und den Gutsherrn für seine Erhaltung mitverantwortlich machte, war dort unbekannt, wie der Staat die Prozeßfähigkeit der Bauern verkümmern ließ. Die Reformen Josephs II. waren radikaler und mögen das hohe Lob, das ein hervorragender Sachkenner ihnen spendet, verdienen. Sie stützten sich theoretisch auf naturrechtliche Ideen[2]): nur war ihr der preußische Bauernschutz vorangegangen, und der österreichischen Verwaltung schwebte dies Vorbild vor. Die Aufklärung arbeitete bei positiven Werken auch hier mit den Gedanken, die auf dem Boden des Protestantismus entstanden waren.

Das Werk Friedrich Wilhelms I. begann schon zur Zeit seines Nachfolgers zu zerfallen. Die einzelnen Institutionen wurden allerdings sorgfältig erhalten; Friedrich II. betrachtete sie als ein geheiligtes, seiner Hand anvertrautes Gut. Aber der Geist, der sie zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet, entwich. Sie verloren die Entwicklungsfähigkeit, erstarrten und verkümmerten. Die Wehrpflicht wurde nicht weiter entwickelt, sie blieb bestehen als bequemes Mittel der Rekrutirung. Die Getreidehandelspolitik schuf einen stabilen Preis, aber diese Stabilität, die ein äußeres Resultat unbekümmert um den Wandel der wirthschaftlichen Verhältnisse festhielt, war doch wieder ein Kennzeichen der Erstarrung. Der Bauernschutz wurde streng gehandhabt, aber er wurde zugleich eines der Mittel, die die überlieferte ständische Gliederung künstlich erhielten. Im Landrecht stehen die Bestimmungen, die der Konservation dienten, nur wie ehrwürdige Trümmer der Vergangenheit[3]), für die Masse des Volkes

[1]) ib. 433.

[2]) Vergl. zu den Thatsachen Grünberg, Die Bauernbefreiung ... in Böhmen, Mähren und Schlesien.

[3]) Es handelt sich um sehr zahlreiche Paragraphen, namentl. II 7, § 147 ff.

Digitized by Google

vielleicht der wichtigste Bestandtheil des Gesetzbuches. Sie wurden bald außer Kraft gesetzt: es ist als ob die Kodifikation Rechtsideen in dem Augenblick zu fixiren sucht, in dem sie unsicher und schwankend werden.

Allgemeine und persönliche Gründe wirkten zusammen. Preußen verlor seit der Erwerbung Schlesiens noch mehr als früher die geistige und wirthschaftliche Einheitlichkeit. Der Katholizismus wurde eine Macht. Die gewerbliche Thätigkeit hob sich; das städtische Element nahm an Zahl und Bedeutung zu: Preußen hörte auf ein reiner Agrarstaat zu sein. Es wurde zu einer Großmacht und verließ den Boden einer territorialen Politik. Kriegerische Aufgaben nahmen die Kraft des Staates in Anspruch: die Zeit eines friedlichen Ausbaues seiner inneren Organisation war vorüber. Die Aufklärung zersetzte die Ideen, auf denen der lutherische Territorialstaat begründet war. Sie waren schon Friedrich II. und seinen Beamten fremd und unverständlich.

Die Prinzipien, auf denen das Staatswesen ursprünglich aufgebaut, blieben trotzdem wirksam in den Einrichtungen, die sie geschaffen hatten. Sie lebten auf unter dem Druck der Noth und die Frage wäre wohl erörterungswerth, wie weit die Schöpfungen der Reformzeit eine Rückkehr zu altpreußischen Gedanken darstellen und wie weit in den geistigen und religiösen Strömungen, die sie begleiten und unterstützen, die lutherische Lebensauffassung und das protestantische Lebensideal in fortentwickelter Gestalt auflebte.

Die große Zeit verrann bald. Die Kräfte, die den Staat Friedrich Wilhelms I. verwandelt hatten, blieben wirksam und gewannen neue, mächtige Verbündete. Der Parlamentarismus und seine Vorläufer gaben den organisirten Interessengruppen, die der Absolutismus einst den Geboten des Gemeinwohls unterordnen wollte, wieder politischen Einfluß. Eine individualistische Wirthschaftstheorie wußte lange alle sozialen Gedanken als unwissenschaftlich zu brandmarken. Den Gewalten gegenüber, die das wirthschaftliche Leben bestimmten, schien der Staat zur Ohnmacht verurtheilt.

In jeder großen revolutionären Volksbewegung ist, wie modern auch die theoretische Begründung ihrer Forderungen klingen mag, ein Niederschlag historischer Erinnerung verborgen, laut oder versteckt erklingt in ihr der Ruf ἡ πόλις ἡμῶν ἀφέστηκεν, „der Staat hat uns schutzlos gelassen im Widerspruch mit seinem wahren Charakter, dem er untreu wurde.“ Die geschichtliche Forschung darf sich nicht damit begnügen, die wirksamen Theorien zu zergliedern und

Digitized by Google

quellenmäßig zu erklären. Die Frage nach dem geschichtlichen Ursprung der Empfindungen, die sie zum Parteisymbol der Massen werden läßt, ist das wichtigere Problem. Wenn die soziale Bewegung unserer Zeit auf altpreußischem und protestantischem Boden sich am mächtigsten entfaltete, wenn die Keime sozialer Ideen hier ein fruchtbares Feld fanden, so war dies historische Element wirksam. Es enthält zugleich die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den Kräften, die dem Staat entfremdet wurden, und den berufenen und legitimen Vertretern des Staates und seiner Tradition. Denn der soziale Geist ist dem preußischen Königthum und Beamtenthum aufgeprägt, weil die lutherische Staatsauffassung in den entscheidenden Stunden seiner Geschichte die führenden Persönlichkeiten beherrschte. Wer an diesen Geist appellirt, der ruft nicht den Geist eines vergangenen Staatswesens ins Leben zurück, damit er wie Shakspeares geharnischtes Gespenst in voller Rüstung und doch als verwirrender Schatten die politische Bühne betrete, sondern er wendet sich an eine Idee, die ihr unvergängliches Daseinsrecht im Kampf mit den Tendenzen der Auflösung bewährte.

Digitized by Google

Vitalismus.

Vom

Privatdozenten Dr. **Karl Camillo Schneider** in Wien.

In meinem Buche: Vitalismus, Elementare Lebensfunktionen, das vor Kurzem erschienen ist (Leipzig und Wien bei Fr. Deuticke), habe ich darzulegen versucht, daß wir in keiner Weise berechtigt sind, einen reinchemischen Stoffumsatz im Plasma anzunehmen, daß vielmehr jeder Stoffwechselvorgang der Organismen allein befriedigend als ein eigenartiger vitaler, der einer Sondergesetzlichkeit untersteht, zu deuten ist. Mit den Chemikern glaube ich die Spaltungen und Verbrennungen im Plasma der Zellen an Fermente (bezw. Enzyme und Oxydasen), außerdem aber die Synthesen, durch welche höher organisirte Stoffe, bezw. Biomoleküle selbst (Assimilation) gebildet werden, an sog. Kolloïden gebunden, und es besteht ein Unterschied unserer Auffassungsweisen nur hinsichtlich der energetischen Bethätigung dieser Theilchen, die nach Ansicht der Chemiker eine katalytische, nach der meinen eine spezifisch vitale ist. So bedeutungsvoll mir nun die vorgetragenen Argumente für den Vitalismus erscheinen, so sind sie doch die schwächsten unter der Liste aller, die eine Sondergesetzlichkeit des Lebens erweisen; von den anderen gewichtigeren soll eine Anzahl — ausgenommen die psychischen Phänomene — im Folgenden zur Sprache kommen.

Nehmen wir zunächst an, alle Vorgänge in den Zellen seien chemische. Man hätte sich also vorzustellen, daß einer Zelle, in welcher vielleicht 10—30 verschiedene Ferment- und Kolloïdenarten vertheilt sind, Nährstoffe zuströmen, die zum Theil gespalten, zum Theil verbrannt, zum Theil durch Synthese gespeichert, zum Theil assimilirt werden. Wie — so frägt man sich — halten sich nun alle diese Vorgänge das Gleichgewicht? Wir sehen ja offenkundige Beziehungen der einzelnen Prozesse zu einander; ist z. B. die Zufuhr von Zucker in den Leber- oder Muskelzellen eine reiche, so wird nicht sämmtlicher Zucker verbrannt (zu Alkohol und Kohlensäure durch intramolekulare Athmung oder allein zu Kohlensäure

Digitized by Google

durch Sauerstoffathmung), sondern der nicht benöthigte Ueberschuß wird durch Kollosen zu Glykogen kondensirt und als solches gespeichert. Ist dagegen die Zuckerzufuhr eine ungenügende, so wird das gespeicherte Glykogen durch Fermente in Zucker gespalten und verathmet. Die Assimilation, welche die Neubildung der Fermente vermittelt, erscheint aufs Deutlichste abhängig vom Fermentverbrauch. Wenn nun immer die Fermente und Kollosen gemeinsam arbeiten würden, so wäre eine solche thatsächlich bestehende Regelung der verschiedenen Prozesse nach dem Bedürfniß ausgeschlossen; wir müssen also annehmen, daß es regulative Vorrichtungen giebt, welche einerseits die verschiedenen Vorgänge einleiten, anderseits sie zum Abschluß bringen können. Die Antwort auf die Frage, wie das wohl möglich sei, bleibt uns die chemische Beurtheilung des Lebens schuldig.

In der physikalischen Chemie von R. Höber (1902) lesen wir folgenden Passus (p. 316): „Ist der Verbrauch größer als er sein sollte, so kommt es zu einer Anhäufung der verbrauchten Stoffe, der Zersetzungsprodukte, die den Katalysator hemmen oder ausschalten, bis sie mit Hilfe eines zweiten Katalysators in eine zweite Reaktion, die in dem System sich vollzieht, hineingezogen sind, in eine zweite Reaktion, in der sie Ausgangsmaterial sind, das verbraucht wird. Oder die vermehrten Zersetzungsprodukte aktiviren sogar erst bis dahin schlummernde Fermentmengen, welche sie schnell weiter zu verwandeln vermögen." Aus diesen Zeilen ergiebt sich als Antwort auf unsere Frage, daß es die Spaltungsprodukte sind, welche thätige Fermente ausschalten oder Profermente aktiviren. Indessen ist nur eine Fermentausschaltung auf solche Weise möglich und selbst sie nur bei gewissen besonders empfindlichen Fermentarten beobachtet; von einer Aktivirung, d. h. abschließenden Reifung der Profermente durch die chemische Wirkung von Spaltprodukten ist nichts bekannt, vielmehr wissen wir, vor Allem durch die Befunde Pawloffs und seiner Schüler, daß die Verdauungssekrete durch Nervenreize aktivirt werden, und dürfen daraus schließen, daß auch die Profermente der einzelligen Thiere sowie der Pflanzen von Reizen, wie sie auch das nichtnervöse Plasma vermittelt, die aber nicht als chemisch-physikalische gedeutet werden können (siehe später) abhängig sind. Dafür ließen sich eine Menge Belege anführen. So sehen wir z. B., daß Vergährung des Zuckers durch Hefezellen nur sich vollzieht, wenn dem Zucker auch Stickstoffverbindungen und Aschenbestandtheile beigemengt sind, die den Hefezellen ge-

Digitized by Google

ſtatten, zu wachſen und ſich durch Sproſſung zu vermehren. Auch die eingeleitete Gährung wird unter ungünſtigen Verhältniſſen eingeſtellt; das beweiſt uns, daß bei der Hefe das Enzym (Zymaſe) vom Plasma, von dem es ja nur gewaltſam (Buchner) geſondert werden kann, abhängig bleibt, und hier Einflüſſen unterſteht, die mit der chemiſchen Einflußnahme der Spaltprodukte gar nichts zu thun haben.

Wenn wir, im Anſchluß an die Chemiker, die Fermentationen und Syntheſen für katalytiſche erklären, ſo ergiebt ſich ein Verſtändniß des intrazellulären funktionellen Gleichgewichts nur bei der Annahme, daß die Einzelprozeſſe im Plasma einer höheren Leitung unterſtehen, welche vermittelt, daß zur rechten Zeit neue Biomoleküle aktivirt und funktionirende ausgeſchaltet werden. Dieſe Anſicht wird eigentlich von den meiſten Biologen anerkannt. Denn wie ſich aus Ausſchaltung oder Einleitung beliebiger chemiſcher Prozeſſe durch andere chemiſche Prozeſſe eine Regulation des Zellhaushaltes ergeben ſoll, bleibt durchaus unverſtändlich. Selbſt wenn maſchinelle Vorgänge für einen beſtimmten Zuſtand durch Selektion ausgebildet worden wären — wobei aber vollkommen unbegreiflich bliebe, wie ſich aus einem Chaos von Vorgängen auf zufälligem Wege Ordnung entwickelt haben ſollte —, ſo könnte doch ein regulatives Verhalten, ein Ueberwiegen des einen oder anderen Prozeſſes entſprechend dem wechſelnden Bedarfe und Angebote maſchinell auf keine Weiſe erklärt werden; als Maſchine wäre dann doch immer wieder das geformte Plasma zu bezeichnen, und eben an dieſes ſind gerade die ſpezifiſch vitalen Erſcheinungen der Vermehrung, Reifung und Reizleitung gebunden. Darum ſagt E. von Hartmann in ſeinem Artikel: Mechanismus und Vitalismus S. 175: „es hängt nicht von den Fermenten ab, daß ſie da ſind, an der rechten Stelle ſind, zur rechten Zeit aktivirt und wieder desaktivirt werden.“ „Das Leben beſteht . . . darin, daß an jeder Stelle zu jeder Zeit die richtige . . . Bewegungsform eintritt“; „lebende Subſtanz iſt nur ein Produkt des Lebens; lebend heißt die Subſtanz nur, ſofern ſich das Leben an ihr abſpielt“, ſofern ſie alſo einer beſonderen Naturgeſetzlichkeit unterſteht. — Am ſchärfſten ſpricht ſich Drieſch in dieſer Hinſicht aus. Nach ihm bethätigt ſich in den Zellen ein Lebensagens, als deſſen Funktion die „Schaffung ſpezifiſcher chemiſcher Qualitäten“ anzuſehen iſt. „Das ‚Lebensagens‘ ſchafft die Spezifität im Regulationsmoment.“ Es offenbart uns „die vitale, die nichtchemiſche Geſetzlichkeit“. Auch O. Hertwig ſteht auf einem ähnlichen Standpunkt, und ſelbſt

Digitized by Google

Weismann kann, obgleich er den Stoffwechsel chemisch-physikalisch erklärbar glaubt, für Assimilation, Wachsthum und Theilung der in den Zellen befindlichen Biophoren — als welche er Gruppen chemischer Moleküle deutet — nur besondere vitale „Affinitäten", über deren Wesen er sich allerdings nicht ausspricht, verantwortlich machen. Weismanns Stellungnahme ist um so bedeutsamer, als er im Uebrigen alles Gewicht auf eine mechanistische Erklärung des Lebens legt; es erhellt daraus, daß ein tieferes Versenken in die biologischen Vorgänge der Sondergesetzlichkeit des Lebens nothwendiger Weise sich bewußt werden muß. Indessen kann ich, so sehr ich auch von der Richtigkeit der letzteren Aussage überzeugt bin, doch die Anschauungen der letztgenannten Forscher nicht theilen.

Um genau würdigen zu können, was eigentlich unter dem Lebensagens oder der vitalen Sondergesetzlichkeit, die bei den genannten Autoren (auch bei Reinke u. A.) eine so große Rolle spielt, gemeint ist, müssen wir das Gebiet der Entwicklungslehre betreten. Es empfiehlt sich, etwas weiter auszuholen und alle wesentlichen Erklärungsfaktoren zu berücksichtigen. Hinsichtlich der Entwicklung der Organismen stehen sich noch immer zwei Anschauungen, die schon aus dem 18. Jahrhundert stammen, gegenüber, wenn auch nicht mehr so feindlich wie zur Zeit, da sie aufgestellt wurden: die evolutionistische Anschauung, nach welcher im Keim bereits der fertige Organismus präformirt vorliegt, sich demnach im Laufe der Ontogenese nur aus einem überlieferten Urbild entfaltet, und die epigenetische Anschauung, nach welcher der Keim keinerlei Anlagen des fertigen Organismus enthält und alle Komplizirtheit des Letzteren sekundär bei der Entwicklung durch äußere Einflüsse ausgelöst wird. Für beide Anschauungen lassen sich thatsächliche Befunde zur Stütze anführen. Betrachten wir die evolutionistische zuerst.

Im Keim liegen die Anlagen des fertigen Organismus. Ursprünglich (Bonnet) stellte man sich das derart vor, daß der Keim ein verkleinertes Abbild des Organismus enthalte, das sich bei der Entwicklung nur durch Einfügung unendlich vieler Theilchen (Wachsthum) vergrößert. Die genauere Kenntniß der Entwicklungsgeschichte zeigte die Unhaltbarkeit dieser Ansicht ohne weiteres; man wurde gewahr, daß das befruchtete Ei eine einfache, wenn auch manchmal außerordentlich große Zelle darstellt und sich von allen anderen Zellen des Organismus nicht prinzipiell unterscheidet. Die modernen Evolutionisten suchen deshalb im Keim nicht mehr das

Digitized by Google

Abbild des Organismus, sondern die Anlagen seiner einzelnen Theile, und denken sich dieselben außerordentlich klein, so daß sie selbst mit den stärksten Vergrößerungen nicht wahrgenommen werden können. Bei der Entwicklung sollen sich die Anlagen auf die entstehenden Zellen vertheilen und deren Charakter bestimmen. Die Anlagen sowohl wie ihre Vertheilung werden verschieden gedacht. Nach Weismann handelt es sich um die Anlagen (Determinanten) der einzelnen Zellen und Organe, soweit sie selbständig zu variiren vermögen; er stellt sich vor, daß ein Determinant bestimmt, ob die Zelle Muskel- oder Hautzelle ꝛc. wird, ein Anderer, wie sie sich im Einzelnen mit anderen Zellen zu bestimmt geformten Komplexen verbindet u. s. w. Nach anderen Autoren (z. B. de Vries, Delage, Emery) handelt es sich dagegen nur um die Anlagen einzelner histologischer Qualitäten, gewissermaßen um präformirte gewebliche Stoffe, deren Aktivirung in den verschiedenen Zellen durch bestimmte Reize das Auftreten von Muskel-, Nerven-, Bindegewebsstruktur ꝛc. bedingt. Es handelt sich, um es deutlicher auszudrücken, um die Profermente (bezw. Prokollosen), die in den Zellkernen, in welche auch Weismann die Vererbungssubstanz verlegt, schlummernd vorhanden wären und erst auf bestimmten Reiz hin ins Plasma übertreten, hier den Charakter der Zelle bestimmen und wieder durch ihre Funktion die Auslösung anderer Anlagen vermitteln würden. Es ist klar, daß solche Profermente nicht, wie ja auch Weismann für seine Determinanten (bezw. für deren elementare vitale Theilchen, die Biophoren) annimmt, als einfache chemische Verbindungen gedacht werden können (siehe Näheres darüber weiter unten), da sie sich zu vermehren vermögen. Auch Emery spricht vom „Biochemismus", über den bis jetzt nichts bekannt sei; es führt also die evolutionistische Lehre zur Annahme besonderer vitaler Funktionen, die um so umfassender erscheinen, je mehr die Anlagen von äußeren Einflüssen unabhängig und mit je mehr Qualitäten sie ausgestattet gedacht werden. Am weitesten geht in dieser Hinsicht Weismann, der die Bedeutung äußerer Einflüsse zwar nicht bestreitet, ja in Rücksicht auf die Anpassungsfähigkeit der Organismen (Gallenbildung, Aenderung der geweblichen Beschaffenheit, Polymorphismus u. A.) sie sogar unentbehrlich nennt, doch aber immer wieder hervorhebt, daß die Ausgestaltung der Organe durchaus unabhängig von bekannten äußeren Einflüssen (Licht, Druck, Schwere, Wärme, chemische Agentien) ist und nur durch die vitalen Kräfte der Determinanten bedingt wird. Der Kern der

Digitized by Google

evolutionistischen Lehre liegt eben in der Zurückführung der gesammten Entwicklung auf differente eigenartig begabte Anlagen und das Zugeständniß der Mitbestimmung durch äußere Einflüsse erscheint nur als Kompromiß an die Thatsachen, welche die epigenetische Auffassung zu ihren Gunsten anführt.

Die epigenetische Anschauung in ihrer reinsten Form (H. Spencer) bestreitet jegliche Anlagen und läßt aus dem isotropen, d. h. durchaus gleichartig beschaffenen Ei den komplizirten Organismus allein durch Einwirkung äußerer Einflüsse hervorgehen. Aufgestellt wurde die Theorie von der Entwicklung des Eies durch Neu- und Umbildung unter dem Einfluß äußerer Faktoren von K. v. Wolff im 18. Jahrhundert in Gegnerschaft zu Bonnet und seinen Anhängern. Wie die Natur die wunderbare Komplizirung von etwas Gleichartigem vollbringen soll, bleibt vollkommen räthselhaft. Man nahm daher an (Blumenbach), das ein „Nisus formativus", eine nicht erklärbare Gestaltungskraft, aus dem einfachen „Schleim" das fertige Thier erzeugt, etwa so, wie ein Schöpfer aus gleichartigen Uratomen des Chaos die vielgestaltige Welt erschaffen haben soll. Diese Anschauung ist auch in der letzten Zeit als Neovitalismus wiederaufgetaucht und nimmt an, daß die physikalisch-chemischen Vorgänge der Entwicklung von einer Sondergesetzlichkeit beherrscht werden, welche von Reinke als Entwicklungsdominante, von Driesch als Entwicklungsentelechie bezeichnet wird. Auf das Wesen dieser Sonderfaktoren wird noch einzugehen sein; erwähnt sei hier nur, warum man wieder zum Vitalismus zurückgekehrt ist. Bestimmend für Driesch, der in erster Linie in Betracht kommt, waren zwei Umstände. Erstens wies er nach, daß die bekannten chemisch-physikalischen Agentien (siehe oben) zur Erklärung gewisser Entwicklungsvorgänge nicht ausreichen, und schloß daraus, daß z. B. in Fällen, wo es sich thatsächlich um völlig gleichartige (harmonisch-äquipotentielle) Zellen, die doch eine differente Entwicklung einschlagen, handelt, unbedingt ein neuer Faktor, ein Agens besonderer Art (Entelechie) als Differenzirung bestimmend vorauszusetzen sei. Zweitens hält es Driesch für maschinell unerklärbar, daß ein so komplizirt struirtes Gebilde, als es das Idioplasma (Vererbungssubstanz) Weismanns ist, sich durch Theilung sollte in gleichartige Stücke zerlegen können. Die Anordnung der Determinanten wird von Weismann als räumlich fest bestimmte, innerhalb der Iden (wie die Gesammteinheiten aller differenten Determinanten in den

Digitized by Google

Kernen der Keimzellen genannt werden) aufgefaßt, und die Entstehung neuer Zellen durch Gleich- oder Ungleichtheilung der Idee erklärt. Diese Theilung ist physikalisch unmöglich, da sich eine komplizirt gebaute dreidimensionale Maschine nicht in solch gesetzmäßiger Weise theilen kann. Aber Weismann hat diesen Uebelstand seiner Theorie bereits selbst erkannt und nimmt nun die schon erwähnten unbekannten vitalen Affinitäten als Theilungsvermittler an, mit denen sich natürlich alles Mögliche beweisen läßt.

Es ist interessant, daß beide Entwicklungstheorien ohne Sondergesetzlichkeiten nicht auskommen können. Jede enthält einen wahren Kern, der durch Thatsachen bezeugt wird. So ist es sicher, daß die Keime differente Anlagen enthalten, daher nicht alle Komplizirung durch äußere Faktoren, seien es nun chemisch-physikalische oder vitale, ausgelöst wird. Andererseits ist aber auch sicher, daß von einer Selbstentfaltung des Keims nicht geredet werden kann, da die Einflußnahme der äußeren Faktoren in so vielen Fällen mit voller Bestimmtheit nachgewiesen wurde. Die Einführung der Sondergesetzlichkeit im Sinne Weismanns und Driesch's bedeutet im Grunde eine Aufhebung beider Theorien. Denn wenn wir es recht überlegen, ist es bedeutungslos, anzunehmen, auf was für Theilchen die Entelechie oder die vitalen Affinitäten einwirken. Dieses unbekannte X kann ebensogut Ungleichartiges (Ideen) in gleiche Hälften zerlegen, wie Gleichartiges (harmonisch-äquipotentielle Systeme) zur mannigfaltigen Differenzirung anregen. Wozu vorhandene Anlagen in der Ontogenese voraussetzen, wenn wir doch in der Phylogenese (Stammesgeschichte) sehen, daß hier successive aus einem Protozoon ein Mensch entstehen konnte, was doch sprechend die Schöpferkraft der Entelechien beweist? (Siehe darüber den Schluß des Artikels.) Wenn Driesch sagt, daß es Unsinn sei, dem Ei völlige Isotropie zuzuschreiben, so erscheint mir das ebenso als verschleiert-unfreiwilliges Zugeständniß der Theorie an die morphologischen Befunde, wie die Aeußerung Weismanns, daß „die Pflanzengallen nicht entfernt ein Stein des Anstoßes für die Determinantenlehre" seien, als Zugeständniß an die von der Natur selbst angestellten Experimente, denen sich die vom Menschen angestellten als weitere Steine des Anstoßes für eine konsequente Evolutionslehre zugesellen. Wir werden nun im Folgenden zu prüfen haben, was aus den thatsächlichen, morphologischen und experimentellen Befunden hinsichtlich einer Theorie der Entwicklung zu schließen ist.

Digitized by Google

Zunächst kommt die Frage nach einer besonderen Vererbungssubstanz in Betracht. Als Vererbungssubstanz (Idioplasma: Nägeli) betrachtet man fast allgemein die färbbare Substanz des Zellkerns (sog. Chromatin), welche bei den Theilungen der Zelle aufs Genaueste in zwei Hälften zerlegt wird. Jedes Chromosom (Chromatinkörper = Idant nach Weismann, der sich wieder aus Iden zusammensetzt, manchmal aber direkt nur einer Ide, d. h. einer Gesammtheit aller Keimesanlagen, entsprechen soll) theilt sich der Länge nach in zwei Hälften, deren jede unter Vermittelung der Theilungsspindel einer anderen Tochterzelle überliefert wird. Aus dieser Exaktheit der Theilung schloß man auf eine besondere Bedeutung des außerdem — was noch besonders hervorgehoben wird — in einem Kernraum von den übrigen Zellsubstanzen isolirten Chromatins, und da sich eine physiologische Bedeutung desselben nicht feststellen ließ, so wurde es zum Vererbungsträger gestempelt, welche Deutung nach Weismann als so gut wie erwiesen angesehen werden kann. Indessen ist diese Anschauung vollkommen unhaltbar. Denn erstens beschränkt sich die exakte Halbirung bei der Zelltheilung nicht auf die Chromosomen, sondern gilt auch für das Centrosom, das Gerüst und vermuthlich auch für andere Substanzen, für welche wenigstens bei den Samenzellen von Paludina (Meves) ein sicherer Beweis geliefert ist. Die Gleichtheilung des Kerngerüsts glaube ich in verschiedenen Fällen erwiesen zu haben (siehe meine Histologie der Thiere); auch ist es an den Chromosomen gerade das als Träger des Chromatins funktionirende Gerüst, welches die Halbtheilung vermittelt, nicht das Chromatin selbst, so daß also die Annahme besonderer Kräfte für diese Längsspaltung überflüssig erscheint. Zweitens hat das Chromatin ohne Zweifel eine physiologische Bedeutung. Denn wir sehen an wachsenden und intensiv funktionirenden Zellen (z. B. Eizellen) einen starken Verbrauch desselben, indem es sich innerhalb der Nukleolen — welche durch Vereinigung zahlreicher Chromatinkörner entstehen — in eine Flüssigkeit umwandelt, die durch den Kern ins Sark (Zellleib) eindringt. Diese Beziehung des Chromatins zur Funktion des Sarks ist schon vielfach erkannt; sie hat durch Befunde Spitzers eine bedeutsame Würdigung gefunden, denn dieser Forscher wies nach, daß die als Flüssigkeiten aus den Geweben extrahirbaren Oxydasen (Stoffe, welche die Athmung vermitteln) eisenhaltige Nukleoproteïde repräsentiren, die sonst als für den Kern charakteristisch angesehen werden müssen. Auf Grund dieser und anderer Befunde ist der

Digitized by Google

Kern von J. Loeb als Oxydationswerkzeug gedeutet worden, welcher Ansicht ich mich in meinem zitirten Buche (Vitalismus) angeschlossen und sie zugleich weiter ausgearbeitet habe. Doch wie auch die funktionelle Bedeutung des Chromatins sei, sicher ist, daß es eine funktionelle Bedeutung hat. Nach Weismann dürfte eine Beziehung zwischen Kern und Sark nur während der Differenzirung des letzteren, während der Reifung der embryonalen Zellen zu Gewebszellen statthaben, sie ist jedoch gerade für die andauernde Bethätigung des Sarks, sei es nun in Drüsen-, Ei- oder Nervenzellen, sogar experimentell (für Nervenzellen: Mann, Hodge, Lugaro u. A.) festgestellt worden. Drittens ist überhaupt von einer differenten Beschaffenheit der chromatischen Substanz innerhalb eines Kerns nichts wahrzunehmen. Darauf erwidert nun zwar Weismann, daß die differenten Determinanten viel zu klein sind, als daß sie unter dem Mikroskop unterschieden werden könnten; wenn wir jedoch bedenken, daß sich die geringste chemische Differenz ganz allgemein aller Zellsubstanzen und auch der Chromatinkörper (Umbildung zur anders sich färbenden flüssigen Substanz) charakteristisch färberisch bemerkbar macht, so muß der Gedanke eines different beschaffenen und doch chemisch gleichartig sich verhaltenden Chromatins direkt als absurd verworfen werden.

Ich sage daher im Gegensatz zu Weismann, O. Hertwig und vielen Anderen, es kann als erwiesen gelten, daß das Chromatin die Vererbungssubstanz nicht ist und daß es überhaupt keine Vererbungssubstanz im Sinne der Autoren giebt. Damit ist durchaus nicht behauptet, daß eine Vererbung der Zellqualitäten nicht möglich sei; nur besteht eben nicht allein das Chromatin aus lebenden, theilungsfähigen und daher ihre Qualitäten vererbenden Theilchen, sondern auch das Zellgerüst, die Zentralkörner und all die zahlreichen Körnerarten des Sarks (Sekret- und Speicherkörner im Allgemeinen) sind, wenigstens im jugendlichen Zustande, als vitale Gebilde im gleichem Sinne aufzufassen. Die Vererbungssubstanz liegt weder allein im Kern, noch im Sark, sondern in beiden zugleich und wird gebildet von den vermehrungsfähigen Jugendstadien der Plasmakörner, von den Plastiden, welcher Name von Wiesner eingeführt wurde. Diese Ansicht ist durch zahlreiche Befunde gestützt; sie bietet auch eine Erklärung für die bemerkenswerthe Thatsache, daß Ungleichtheilungen von Zellen während der Ontogenese möglich sind. Denn die Vertheilung der Plastiden ist in den Zellen eine durchaus gesetzmäßige. Das

Digitized by Google

Chromatin findet sich nur im Kern; das Gerüst zeigt eine höchst regelmäßige Anordnung, wie ich ausführlich in meiner vergleichenden Histologie der Thiere dargethan habe; auch das in der Einzahl oder als Doppelkorn entwickelte Zentralkorn, auf dessen Bedeutung hier nicht eingegangen werden kann, findet sich immer in ganz bestimmter Position und die Plastiden der Sekret-, Nähr- und Speicherkörner ordnen sich in vielen Fällen in lokalisirten, deutlich hervortretenden Bildungsheerden an oder sind dem Gerüst in charakteristischer Weise angelagert. Somit besitzt jede Zelle eine komplizirte Struktur, die durch den Theilungsmechanismus in zwei gleiche oder ungleiche Hälften zerlegt werden kann.

Von einer solch regelmäßigen Zellstruktur haben sich bis jetzt nur die wenigsten Forscher überzeugt; nach meinen umfassenden Untersuchungen kann ich aber mit voller Bestimmtheit dafür eintreten und behaupten, daß in den Keimen mindestens fünf verschiedene Plastidarten vorliegen, deren Differenzirung in den Embryonalzellen nach vielen Richtungen hin möglich ist, wodurch der Charakter dieser Zellen und die Ausbildung der Gewebszellen bestimmt wird. Auf die Ursachen der differenten Reifungen der Plastiden wird gleich einzugehen sein; ich möchte hier nur betonen, daß die von den Plastiden repräsentirten Anlagen natürlich gar nicht mit den Determinanten zu verwechseln sind, denn sie repräsentiren weiter nichts als das embryonale Material des ganzen Körpers, welch letzterer durch Vermehrung und funktionelle Reifung der Plastiden aufgebaut und zu so mannigfacher Bethätigung befähigt wird. Daß sich ein Keim in ganz bestimmter Richtung entwickelt und derart eine ganz bestimmte Organismenart, bezw. ein Individuum mit seinen ererbten Merkmalen, liefert, das liegt allerdings auch in der Beschaffenheit der Plastiden begründet, welche auf äußere Reize hin nur in bestimmter Weise zu reagiren und demnach nur gerade die eine Art zu entwickeln vermögen, wobei aber als Voraussetzung auch die vitale, nicht einfach chemische Natur der Plastiden zu berücksichtigen ist. Ich kann mir ganz gut vorstellen, daß alle Plastidarten, ebenso wie es jedenfalls phylogenetisch der Fall war, auch ontogenetisch aus einer einzigen Art hervorgehen. Diese Art würde in sich die Veranlagung zu allen Qualitäten des betreffenden Organismus besitzen; sie würde sich im Laufe der Ontogenese in minder umfassend veranlagte Plastiden zerlegen und so würde fortschreitend eine Verringerung der Potenzen eintreten, bis zuletzt jedes lebende Theilchen des Körpers spezialisirt

Digitized by Google

erscheint. Da wiederum die Plastiden aus Biomolekülen bestehen, so könnte man, um das Problem scharf zu kennzeichnen, sagen, daß als Ausgangspunkt jeder Entwicklung ein Biomolekül mit umfassendster Veranlagung vorhanden sei, aus dem zahllose spezialisirte Moleküle hervorgehen. Von differenten Determinanten kann da natürlich nicht die Rede sein; der einzige Determinant des Organismus ist sein spezifischer Biochemismus, der jedes Biomolekül charakterisirt, aber nur in den Plastidmolekülen der Keimzellen zu weitgehender mannigfacher Abänderung befähigt, in den angepaßten Gewebszellen dagegen einseitig festgelegt, in eine nicht mehr veränderliche Modifikation umgewandelt erscheint.

In zweiter Linie kommen die Ursachen für die differenzirende Entwicklung des Keims in Betracht. Als Vererbungssubstanz hatten wir die differenten Plastidarten erkannt, die in bestimmter Anordnung in der befruchteten Eizelle vorhanden und deren mindestens fünf anzunehmen sind. Da tritt uns nun zu allererst und als besonders wichtig die Frage entgegen, welche Ursache denn eigentlich den ganzen Entwicklungsgang auslöst. Wir sehen, daß das Ei eine komplizirte Reifung durchmacht und schließlich befruchtet wird. In der Befruchtung sieht man allgemein den Anstoß zur Furchung des Eies; aber mir erscheint die Befruchtung, ebenso wie die Eireifung, nur als ein Umstand von mehr nebensächlicher Bedeutung. Ich entnehme diese Ansicht aus dem Vergleich des Eies mit den Gewebszellen. Muskel-, Nerven- oder Stützzellen zeigen das Sarkgerüst spezifisch differenzirt und lassen die Fähigkeit zur Verdauung und Exkretion vermissen; sie vermögen außer der Kontraktion, Reizleitung und Stützleistung nur Nährstoffe zu speichern, sowie sie durch Oxydasen und Enzyme (Muskelzellen) zu verbrennen. Drüsenzellen, Nährzellen und Speicherzellen, zu welchen auch die Exkret- und Bindegewebszellen mit den differenten Bindesubstanzen gehören, vermitteln dagegen Spaltung und Synthese in hervorragendem Maße, sind aber nicht zu besonders ausgiebiger Gerüstfunktion geeignet. Allen diesen Zellen geht das Theilungsvermögen entweder ganz ab oder kommt ihnen nur in beschränktem Maßstabe zu; man darf sagen, daß die überwiegende Entwicklung einer oder weniger Biomolekülarten das ganze Zellleben beherrscht und die starke einseitige funktionelle Bethätigung, der sich oft auch völliges Unvermögen zu anderer Bethätigung über-

Digitized by Google

haupt zugesellt, als Gegenreiz gegen das Bestreben zur Theilung wirkt. Dieses Bestreben tritt um so mehr hervor, je minder spezialisirt die Theile sind. Wenn in ihnen die Plastiden über die angepaßten Molekülе überwiegen, wenn also die Zellen einen embryonalen Charakter haben, dann sehen wir sie auch geneigt, sich zu vermehren, und am geneigtesten dazu erscheint das Ei, das am reichsten unter allen Körperzellen veranlagt ist. Die Reifung, die es durchmacht, bedeutet einerseits nur eine Ansammlung von Nährstoffen für die folgenden Theilungsvorgänge, andererseits nur eine Vorbereitung für die Aufnahme des Spermatozoons. Diese letztere, die Befruchtung, erscheint wichtig, weniger weil sie zur Vermehrung der Plastidarten, also zur reicheren Ausstattung des Keimes beiträgt, als vielmehr weil sie die Vermischung zweier differenter Biochemismen vermittelt und hierdurch einer andernfalls früher oder später eintretenden Degeneration der Art entgegenwirkt (auf diesen Punkt kann hier nicht näher eingegangen werden). Somit komme ich zu der bereits in meinem Buche: Vitalismus aufgestellten Hypothese, daß das Theilungsbestreben der Eizelle sich allein aus ihrer qualitativen Ueberwerthigkeit ableitet. Nicht theilungsfähig ist die spezialisirte Gewebszelle; besitzt sie doch noch Theilungsvermögen, so hat sie sich gewissermaßen einen Rest des embryonalen Charakters gewahrt. Wenn eine embryonale Zelle sich nicht theilt, so hat man als Ursache dafür einen Gegenreiz zu denken, der von der Umgebung ausgeht oder auch durch eigene Produktion bestimmter, vorübergehend hemmender Stoffe geliefert wird.

Es ist ja ohne Weiteres klar, daß Zellen, in denen der Plastidcharakter überwiegt, besonders zur Theilung geeignet sein müssen. Denn die Plastiden sind eben jugendliche Plasmatheilchen, deren Biomolekülе ausschließlich zur Vermehrung befähigt erscheinen. Jeder funktionellen Anpassung einer Zelle geht eine Vermehrung der in Betracht kommenden Plastiden, die dann in bestimmter Weise ausreifen, voraus. Ich habe die Biomolekülе der Plastiden Assimilatoren genannt und ihnen ausschließlich die Fähigkeit zur Assimilation (Angleichung der Nährstoffe an den eigenen Chemismus), also zur komplizirtesten Synthese, zugeschrieben. Bei der Reifung der Plastiden zu Fermenten, Kolloſen oder Bestandtheilen des Gerüstes wandeln sich die Assimilatoren in Ergatiden um, die nun nur Spaltungen, Verbrennungen oder minder komplizirte Synthesen auszuführen vermögen. Somit ist also ein

Digitized by Google

Biomolekül in der Jugend reicher veranlagt als später, und die Assimilation erscheint als die Hauptfunktion des Organismus. Betrifft die spezifizirende Reifung sämmtliche Assimilatoren einer Plastidart, so ist selbstverständlich eine weitere Vermehrung ausgeschlossen; aber auch schon die Anhäufung funktionirender Ergatiden dürfte, da sie als Reiz empfunden wird (siehe unten), der Theilung entgegenwirken. Jedenfalls sehen wir im Allgemeinen, daß die Zellfunktionen bei der Theilung eingestellt werden, wobei natürlich jene Theile, die die Mitose vermitteln, ausgenommen sind. Aus dem Ganzen erhellt die Ursache des Theilungsvermögens ohne Weiteres; doch bedarf es, um Theilung herbeizuführen, noch eines weiteren Faktors, als der erwähnten.

Wenn wir sehen, daß einzelne Forscher die Bedeutung äußerer Entwicklungsreize für die Differenzirung des Keimes so gut wie ganz in Abrede stellen und alle Entwicklungsursachen in den Keim selbst verlegen, andere Autoren dagegen den Keim zu selbständiger Entwicklung ganz unbefähigt glauben und den äußeren Einflüssen alle Bedeutung zuschreiben, so wird wohl ohne Weiteres klar, daß hier noch Faktoren mitspielen müssen, die man bis jetzt nicht genügend gewürdigt hat. Die theoretisirenden Forscher kommen ohne Annahme von Sondergesetzlichkeiten nicht aus, wie wir gesehen haben. Aber worin besteht die Sondergesetzlichkeit? Am schärfsten formulirt sie Driesch, indem er den Aristotelischen Entelechiebegriff wieder einführt. Die Lokalisation eines bestimmten Differenzirungsvorganges an gleichartig veranlagtem Material erscheint ihm ausschließlich vermittelt durch ein besonderes vitales Agens, das den chemisch-physikalischen Stoffwechselvorgängen eine bestimmte Richtung giebt und so eine neue Qualität aus den reichbefähigten embryonalen Zellen hervorlockt. Bekannte äußere Einflüsse als Entwicklungsreize konnte Driesch in den von ihm experimentell an den Keimen geschaffenen Situationen mit Recht als ausgeschlossen betrachten. Es scheint ihm daraus hervorzugehen, daß solche Einflüsse bei der Entwicklung überhaupt nur eine geringe Rolle spielen, dagegen die Entelechie, deren Wirkung durch die Befruchtung ausgelöst wird, als eigentlich formbildendes Element die ganze Ontogenese beherrscht. Sie repräsentirt eine Kraft (Oberkraft oder Dominante bei Reinke), die nicht wie die verschiedenen Energien an Stofftheilchen gebunden ist, deshalb auch nicht unter das Energiegesetz fällt und nur lenkend auf die einzelnen energetischen Vorgänge Einfluß nimmt. Sie ist kein nisus formativus, keine causa

Digitized by Google

finalis, d. h. bildende Ursache oder Bildungskraft, wie die alten Vitalisten sie auffaßten, sondern nur eine Entwicklungsbedingung, eine conditio finalis, welche dargebotene Vorgänge lenkt und so nur die Differenzirungsrichtung, nicht aber das Differenzirungsgeschehen bedingt; welche die Möglichkeit bietet, aus Einfachem Komplizirtes zu machen, ohne aber selbst weder das Einfache noch das Komplizirte zu schaffen. Driesch vergleicht sie den Konstanten der Physik und Chemie (Affinitäten), welche man auch Systemsbedingungen nennt, da sie kennzeichnen, wie ein Vorgang sich an einem System abspielen wird, die also den Energiestrom lenken, nicht aber ihn selbst repräsentiren.

Da aber die physikalischen und chemischen Konstanten nichts als Qualitäten repräsentiren, welche den Ablauf eines Vorganges am betreffenden System, soweit er nicht von der zugeführten Energie abhängt, bestimmen, so sind in der Driesch'schen Auffassung die biologischen Konstanten etwas wesentlich davon Verschiedenes, da sie bei gleichen Bedingungen den Energiestrom in differenter Richtung sollen lenken können. Es tritt also bei den Organismen eine Kraftwirkung zu Tage, die mit den Kräften, welche sich an den Anorganismen ausschließlich bethätigen, absolut unvergleichbar, weil nicht an bestimmte Stofftheilchen gebunden ist. Auch E. von Hartmann nimmt solche immateridirende Kräfte an, da er die vitalen Vorgänge physikalisch-chemisch mit Recht unerklärbar glaubt, aber zugleich auch den Gedanken an eine materiirende vitale Energie verwirft. Ich habe nun in meinem Buche und auch an anderer Stelle gezeigt, daß wir um die Annahme einer vitalen Energie nicht herumkommen, und auch der Chemiker Ostwald steht wenigstens hinsichtlich der mit Bewußtsein verknüpften Nervenvorgänge auf demselben Standpunkt. Diese vitale Energie offenbart sich in der Empfindlichkeit der Biomoleküle für spezifische Reize und in der eigenartigen Reaktion, die weder typisch chemisch noch katalytisch ist (Erregungszustand, siehe mein zitirtes Buch), und die entweder eine Veränderung umgebender Substrate oder der eigenen Substanz (Reifung, siehe unten) vermittelt. Acceptiren wir diese Ansicht von der Empfindlichkeit der Biomoleküle, so entfällt vollkommen die Nothwendigkeit, eine immateriirende Kraft in den Organismen wirksam anzunehmen; wir vermögen alle Vorgänge zu erklären, wenn wir den Biomolekülen bestimmte energetische Wirkungen gesteigert zuschreiben, die vermuthlich auch bei den

Digitized by Google

Anorganismen eine gewisse Rolle spielen, so zum Beispiel bei den Krystallisationen.

Wer die Entelechiewirkung nicht anerkennt, muß die Differenzirung der Keime auf äußere Reize zurückführen. Aber eben diese Reize glaubte Driesch für bestimmte Fälle mit Sicherheit ausschließen zu dürfen. Im Allgemeinen ist es jedoch weniger der Mangel an Reizen, was als besonders bemerkenswerth in der Ontogenese hervortritt, als vielmehr die Reaktionsfähigkeit der Maschine, als welche ja von den Mechanisten der Keim gedeutet wird, auf gegebene Reize. Ueber Entwicklungsreize (formative Reize) ist schon viel gearbeitet worden; eine zusammenfassende Darstellung der Befunde hat Herbst gegeben. In seinem Buche werden Zug, Druck, Temperatur, Licht, Schwerkraft und chemische Wirkungen als Reize angeführt, und es wird angenommen, daß jedem Reiz, entsprechend der spezifischen Beschaffenheit des reagirenden Keimtheiles, eine bestimmte Reaktion entspricht. So löst z. B. Berührung zweier Epithelien Verwachsungen derselben aus; bei operirten Froscheiern hängt es von der Lage des Eies in der Hülle, also indirekt von der Schwerkraft ab, ob ein Halb- oder ein Ganzembryo entsteht (auf Anführung weiterer Beispiele sei hier verzichtet). Dabei handelt es sich nur relativ selten um Einflußnahme der Außenwelt auf den Keim, vielmehr ist auch die Einflußnahme der Keimtheile auf einander für jeden einzelnen Fall als äußerer Reiz zu bezeichnen. Wir können in dieser Hinsicht mit Driesch sagen, daß das Schicksal der Keimzellen von ihrer Lage im Ganzen, d. h. von den Einwirkungen der Nachbarelemente abhängig ist. Indessen dieser Einwirkungen giebt es im Keim auch solche, die bis jetzt nicht näher berücksichtigt wurden, die aber gerade zur Lösung des von Driesch für seinen Vitalismus verwertheten Lokalisationsproblems von größter Bedeutung sind. Darauf ist jetzt näher einzugehen.

Keine andere Eigenschaft des Keimes ist im Grunde erstaunlicher als seine Empfindlichkeit für Reize. Man bedenke doch, was es heißt: im Keim ist eine Summe von Anlagen vorhanden, die sich vermehren und reifen und derart zur Zelltheilung und Zelldifferenzirung Anlaß geben. Welch ein komplizirtes Wechselspiel von Beziehungen zwischen den Anlagen setzt das voraus? Wie kommt es, daß die Vermehrung in geordneter Weise erfolgt, daß

Digitized by Google

die Theilung der Zelle in bestimmter Richtung sich vollzieht, daß eine Menge von Plastiden sich zu Gewebselementen differenziren und diese wieder lokalisirt sich anordnen? Das allein aus Maschinenbedingungen erklären zu wollen, erscheint ohne Weiteres absurd; wir können nur annehmen, daß alle Keimtheilchen, also die Biomoleküle, für die jeweiligen Lagebeziehungen der Theilchen zu einander empfindlich sind, sei es nun, daß Reizstoffe auf geeignet abgestimmte Anlagen wirken oder einfach Berührung den Reiz bedingt. Besonders das letztere Moment erscheint mir von größter Wichtigkeit. Wir sehen zum Beispiel, daß die Berührung wachsender sensibler Nervenbahnen mit Myoblasten deren Differenzirung zu Muskelsubstanz zur Folge hat (Herbst u. A.). Von einer direkten chemischen Einwirkung der sensiblen Fasern auf die Myoblasten kann dabei wohl keine Rede sein; sind es doch die Muskelfasern, die im ausgebildeten Thiere auf diese Nervenfasern einwirken und zum Beispiel Ermüdung oder krankhafte Zustände durch sie dem Gehirn zum Bewußtsein bringen, nicht aber werden sie von ihnen zur Funktion angeregt. Im Keim giebt es nun noch kein Nervensystem; aber doch müssen wir den Keimzellen nervöse Qualitäten, d. h. eine Empfindung für die verschiedensten Reize, zuschreiben, wenn wir alle Differenzirungsvorgänge von Reizen abhängig machen wollen, was ja nicht zu umgehen ist.

Wenn die aus äquipotentiellen Zellen bestehende Urdarmanlage einer Echinidengastrula durchschnitten wird, so entwickelt sich aus der halben Anlage doch ein dreigliedriger Darm, wie es normaler Weise der Fall ist. Nun lassen sich aber nach Driesch keinerlei chemische oder grobmechanische Einflüsse der Umgebung als Ursachen für die Dreigliederung feststellen; somit bleibt nur übrig — da die Driesch'sche Erklärung durch Entelechiewirkung nicht acceptirt werden kann — anzunehmen, daß die Darmzellen für räumliche Beziehungen innerhalb des Urdarms, d. h. zu den Nachbarzellen des Organs, aber auch zur Umgebung empfindlich sind, etwa so wie im ausgebildeten Körper die sensiblen Nervenendigungen Lokalempfindungen vermitteln, was doch nur bedeutet, daß sie veränderte Beziehungen innerhalb eines bestimmten Gewebskomplexes zu empfinden vermögen. Es ist auch gar nichts gegen die Lokalempfindung von embryonalen Zellen einzuwenden. Denn erstens zeigen die Endigungen der sensiblen Nervenfasern, und zwar gerade derjenigen, welche hier in Betracht kommen, keinerlei spezifische Eigenthümlichkeiten; zweitens ist die Reizempfindlichkeit der Nerven-

Digitized by Google

fasern nicht eine besondere Qualität, die dem nicht-nervösen Plasma völlig abgeht, sondern nur eine Steigerung der für jedes Plasma charakteristischen Irritabilität. Jede Zelle ist eine Nervenzelle in gewisser Beziehung; so wissen wir, daß auch Pflanzenplasma Reize leitet, ohne daß bis jetzt Neurofibrillen bei Pflanzen mit Sicherheit festgestellt wurden (die Beobachtungen von Nemec erscheinen nicht ganz einwandfrei). Auch sind die Neurofibrillen, an welche die gesteigerte Reizleitung in den Nervenfasern gebunden ist, nichts Anderes als differenzirte, d. h. in bestimmter Weise ausgereifte Gerüstfäden des embryonalen Plasmas. Da nun die einzelnen Keimzellen durch das Gerüst direkt unter einander in Zusammenhang stehen, so kann es uns nicht wundern, wenn jede Zelle für Veränderungen, die sich an anderen abspielen, auch ohne daß chemische Reizstoffe in Betracht kommen, empfindlich ist und derart ihre Entwicklungsrichtung bestimmt wird.

Aber natürlich bedarf es einer empfindlichen Substanz, damit solche Positionsreize empfunden werden. Wer das Plasma aus chemischen Stoffen aufgebaut glaubt, der wird niemals die Zelldifferenzirung und Theilung verständlich machen können. Das hat Weismann sehr wohl empfunden, als er die Vererbungssubstanz aus lebenden Biophoren bestehend annahm; nur kann ein solches Biophor keine Summe chemischer Verbindungen — im Sinne Weismanns — repräsentiren, da eine solche ebenso wenig zu vitalen Funktionen geeignet erscheint wie eine einzelne Verbindung. Vital funktioniren kann nur ein vitales Molekül. Wir sehen überall, daß sich die Arbeitsleistung der lebenden Substanz aus Funktion seiner letzten elementaren Theilchen erklärt und z. B. ein ganzer Muskel nicht vitaler ist als ein noch so kleiner Fibrillentheil; die Leistungen addiren sich quantitativ, verändern sich aber nicht qualitativ. Die spezifischen Qualitäten sind an die letzten Theilchen gebunden. Das ist ja ohne Weiteres verständlich, wenn man, wie ich es thue, die Fermente als Summen von Biomolekülen auffaßt. Hier haftet ganz ohne Zweifel die Funktion an jedem Fermenttheilchen und ist in dieser Hinsicht jeder chemischen Wirkung vergleichbar, von ihr aber durch mannigfache Besonderheiten unterschieden. Zu diesen Besonderheiten, die sich als Fermentation (inklusive Athmung) und Synthese (inklusive Assimilation) erwiesen, gesellt sich nun noch die Reifung, welche die Bildung der Ergatiden aus den Assimilatoren vermittelt, worauf hier eingegangen werden muß.

Digitized by Google

Die Reifung ist als ein hochbedeutsames Merkmal des Lebens zu betrachten, denn auf ihr beruht alle Differenzirung und Anpassung. Selbst wenn wir die Fermente in ihrer fertigen Ausbildung als komplizirt gebaute Katalysatoren betrachten wollten, da sie sich nicht zu vermehren vermögen, so würden sie doch in Hinsicht auf ihre Entstehung aus vermehrungsfähigen Plastiden durch Reifung als wenigstens in der Jugend lebende Stoffe aufzufassen sein. Der Reifungsvorgang macht sich morphologisch bemerkbar; er bedeutet eine substantielle Veränderung der Plastiden, also, in Hinsicht auf die Biomoleküle, eine Umbildung der Assimilatoren zu Ergatiden. Es handelt sich hierbei um eine Anpassung der zunächst nur zur Assimilation befähigten Biomoleküle an spezifische andere Funktionen. Alle ontogenetische und phylogenetische Differenzirung ist auf solche Anpassung zurückzuführen. Wir dürfen annehmen, daß die phylogenetisch zuerst entstandenen Biomoleküle Assimilatoren waren, da es als Voraussetzung für die Erhaltung der lebenden Substanz gelten kann, daß sie sich zu vermehren vermag. Die Urzeugung in den kambrischen oder präkambrischen geologischen Zeiten haben wir uns als einen Zusammentritt chemischer Verbindungen unter besonderen Verhältnissen, die hier nicht diskutirt werden können, vorzustellen; als die Verhältnisse jedoch ungünstiger wurden und sich den jetzigen anzunähern begannen, war Neubildung lebender Substanz nur durch Vermittelung bereits vorhandener möglich. Da nun aber auch die zur höchsten Synthese nöthigen Stoffe nicht so ohne Weiteres wie früher sich darboten, bedurfte es vorbereitender Einwirkung auf die Umgebung, die einerseits assimilirbare Stoffe, andererseits Energie für den assimilatorischen Vorgang lieferte. Um dieser Anforderung zu genügen, kam es zur Arbeitstheilung unter den ursprünglich gleichwerthigen Molekülen, zur Anpassung an differente Arbeitsleistungen, d. h. zur Ausbildung der Ergatiden aus den Assimilatoren.

Bis jetzt ist die Reifung der Plastiden überhaupt nicht eingehender berücksichtigt worden. Wiesner, welcher den Plastidbegriff geschaffen hat, steht doch dem Begriff des Biomolekülś fern und erklärt Wachsthum und Differenzirung aus Anlagerung chemischer Substanz gleicher oder differenter Art an die als elementare Theilchen aufzufassenden Plasome (Plastiden), welche sich durch Theilung vermehren. Kassowitz nimmt zwar Biomoleküle an, die, da sie zu assimiliren vermögen, unseren Assimilatoren entsprechen; er betont auch die Differenz der Moleküle in verschiedenen

Digitized by Google

Geweben und Organismen, kennt aber keine Ergatiden und glaubt deshalb nur an eine substitutive Assimilation, welche durch Bildung chemisch abweichender Assimilatoren von Seiten der bereits vorhandenen charakterisirt ist. Auch die chemische Beurtheilung des Plasmas kennt die Reifung nur insoweit, als sie eine Umbildung der Profermente durch bloße Umlagerung ihrer Bestandtheile (Isomerie) oder andere chemische Veränderungen vertritt. Da sie aber den Begriff des Biomoleküls nicht acceptirt, so übersieht sie den Anfang jeder Reifung, die Umbildung der Assimilatoren zu den Profermenten (oder Prokollosen) vollständig, und gerade diese ist das Wesentliche im Entwicklungsgang der Ergatiden. Die Beobachtung lehrt uns eine lang andauernde chemische Abänderung der Plastiden bei Ausbildung der charakteristischen Gewebssubstanzen und -Produkte; diese Thatsache, der die größte Wichtigkeit zukommt, ist bis jetzt entweder übersehen oder nicht in ihrer wahren Bedeutung gewürdigt worden.

Das Wesentliche ist die Aenderung des eigenen Chemismus. Auf spezifische Reize hin verändern die Plastidmoleküle ihren Biochemismus in bestimmter Richtung, wodurch sie an andere Funktionen angepaßt werden. Sowohl zur Annahme der Chemismusänderung, wie auch der zugehörigen spezifischen Reize, werden wir durch die morphologische und experimentelle Untersuchung gezwungen. Es ist Thatsache, daß die Fermente, die Muskel- und Neurofibrillen aus präformirten vermehrungsfähigen Theilchen hervorgehen, nicht aber Absonderungsprodukte eines flüssigen Plasmas, das an sich ja das unmöglichste Ding von der Welt wäre, sind. Also: präformirte Biomoleküle verändern sich, ohne dabei ihre Individualität einzubüßen; denn aus dem Bestand des Plastiden darf auf den Bestand seiner Elemente wohl mit Sicherheit geschlossen werden. Eine derartige Molekülreifung kann aber auf keine Weise chemisch — auch nicht katalytisch — sich vollziehen; zum Verständniß bleibt uns nur die Annahme, daß der durch Reiz ausgelöste Erregungszustand im Biomolekül sich nicht gegen ein gebundenes Substrat, sondern gegen die eigene Substanz wendet, und die Kombination der stofflichen Elemente, unter Unterstützung der Hilfsgruppen, abändert. Das Molekül ist sich in diesem Fall selbst Substrat. Wie im Einzelnen die Abänderung sich abspielen dürfte, darüber läßt sich zur Zeit nichts Bestimmtes aussagen und soll hier nicht weiter diskutirt werden.

Ich sagte bereits, daß die Reifung die Anpassung an eine

Digitized by Google

spezifische Arbeitsleistung vermittelt. *Anpassung ist immer eine Umbildung embryonalen oder Plastidmateriales in ergastisches (Gewebs-) Material.* Wir begegnen ihr nicht nur in der Ontogenese, sondern auch am fertigen Organismus, wo ja fortwährend neue Sekrete gebildet werden und von dem uns auch die Regenerationsfähigkeit bekannt ist. Regeneration oder Neubildung verloren gegangener Theile ist gewissermaßen eine lokale Wiederholung der Ontogenese, und die Befunde des letzten Dezenniums haben immer klarer erkennen lassen, daß es sich dabei um Reifung embryonalen Materiales handelt. Im Allgemeinen charakterisirt sich Regeneration zunächst durch Auftreten eines sogenannten Kallusgewebes, d. h. einer Ansammlung undifferenzirter Zellen, deren sich ja in allen Organismen ein Vorrath erhält, dann durch Wachsthum und Differenzirung dieser Regeneratanlage. Diese letzteren Vorgänge sind, obgleich nicht immer oder nie der ontogenetischen Organbildung völlig entsprechend, ihr dem Wesen nach doch völlig vergleichbar, und wir müssen zu ihrer Erklärung gleichfalls spezifische Reize, welche aus den Lagebeziehungen der Zellen zu einander oder auch von der Außenwelt sich ableiten, voraussetzen. Die Bedeutung des Nervensystems für den Charakter des Regenerates ist in einzelnen Fällen deutlich erkannt worden.

Die bemerkenswerthesten Reifungsvorgänge erkennen wir aber, wenn den Organismus ganz neue Reize treffen und er in Beantwortung derselben neue Qualitäten entwickelt, die früher von ihm nicht bekannt waren. Das ist z. B. der Fall bei der Infektion mit Bakterien oder Bakteriengiften (Toxinen). Er entwickelt dann Gegengifte (Antitoxine), die als neuartige Reifungsprodukte vorhandenen Plastidmateriales, als spezifische Fermente, deren Substrat die Toxine bilden, anzusehen sind. Ein anderes Beispiel erkennen wir in dem gelegentlich feststellbaren Vermögen gewisser Gewebe, bei Regenerationen Produkte zu liefern, die normaler Weise (ontogenetisch) auf ganz anderem Wege entstehen. So entsteht ontogenetisch das Gehirn von *Ciona* vom Körperepithel, regenerativ aber vom Epithel des Peribranchialraumes — der allerdings auch ektodermalen Ursprungs ist — aus. Die Linse des Tritonauges ist in der Ontogenese Produkt der Oberhaut, regenerativ dagegen Produkt des Augenbechers, der vom Gehirn sich ableitet. Es schlummern also in gewissen Zellen Anlagen, die für gewöhnlich gar nicht hervortreten, vermuthlich, weil die be-

Digitized by Google

treffenden Elemente nicht von den entsprechenden Reizen getroffen werden. Uebrigens ist die Sache komplizirter, als es auf den ersten Blick hin erscheint. Bei der Exstirpation der Linse ist nicht dieser Vorgang direkt als Reiz für die Bildung des Regenerates anzusehen. Wäre das der Fall, so müßten eigentlich zahlreiche Linsen entstehen, da die Linsenanlagen von einzelnen Zellen der Augenbecher ausgehen, solcher Zellen aber, in entsprechender Lage, zahlreiche vorhanden sind. Abnormer Weise beobachtet man auch mehrere Linsenanlagen, fast immer kommt aber nur eine, und zwar am dorsalen Irisrand gelegene zur Entwicklung. Zur Erklärung bedarf es der Annahme, daß zum primären Reiz, der in der Linsenentnahme zu suchen ist, noch ein sekundärer, der den Regenerationsvorgang lokalisirt, hinzukommt. Diesen sekundären Reiz können wir nun aber nur aus einer Empfindlichkeit der Becherzellen für Lagebeziehungen ableiten. Aus dem Exstirpations- und Positionsreiz ergiebt sich der Regenerationsreiz, der nur bestimmte Zellen trifft und diese zu Vermehrung und differenzirender Reifung anregt.

Ein drittes Beispiel für die Anpassungsfähigkeit der Organismen an neuartige Einflüsse sehen wir in allen Veränderungen bei Wechsel der Lebensbedingungen. Mit Diskussion dieser Frage betreten wir ein außerordentlich umstrittenes Gebiet, denn es knüpft sich daran die Frage nach der Artentstehung, die ja nach Ansicht der Lamarckisten von der Einflußnahme der Außenwelt auf den Organismus abhängt. Wie sehr veränderte Lebensbedingungen den Körper beeinflussen, ist bekannt; ein Blick auf unsere Hausthiere oder auf die Kulturrassen der Gewächse bezeugt es. Die Außenwelt wirkt entweder direkt, indem sie durch neue Reize veränderte Reifung der Anlagen bedingt (St. Hilaire), oder indirekt, indem sie eine veränderte Lebensweise auslöst, in der nun die direkte Ursache neuartiger Differenzirung zu suchen ist (Lamarck). Als Beispiel unter unzähligen im ersteren Sinne sei hier auf das Krebschen Artemia salina hingewiesen, dessen Körperbau entsprechend dem verschiedenen Salzgehalt des Wassers Abweichungen aufweist. Als Beispiel im zweiten sei die Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe erwähnt, wie sie sich an der Muskulatur und am Knochensystem so charakteristisch bemerkbar macht. Auch hier handelt es sich um Reizwirkung auf Anlagen, die sonst nicht oder in geringerem Maße oder in ganz anderer Richtung zur Entwicklung kommen. Ihr differentes Hervortreten

Digitized by Google

bedingt die Variabilität der Organismenarten, die in Form von mehr oder weniger zahlreichen Varianten, seien es nun vikariirende Arten, Lokalrassen, Standortsvarietäten, Kulturrassen oder wie man die Abweichungen vom Typus sonst bezeichnet, über die Erde verbreitet sind. Dieses Abänderungsvermögen giebt uns erst deutlich zu erkennen, wie umfangreich die Veranlagung jeder Organismenart ist und lehrt die Abhängigkeit der lebenden Substanz von den äußeren Einflüssen aufs Offenkundigste. Indessen hat man mit diesen wichtigen Befunden einen großen Mißbrauch getrieben, indem man das Entstehen neuer Arten aus dem Einfluß der Existenzbedingungen abzuleiten versuchte. Ohne daß in diesem Artikel auf die wahre Ursache der Artentstehung genauer eingegangen werden kann, sollen doch die Gründe des Lamarckismus, auf die er seine deszendenztheoretischen Anschauungen stützt, erörtert werden. Es sollen zugleich auch die selektionistischen Anschauungen der Gegner (Darwinianer strenger Observanz) zur Sprache kommen, um auf diese Weise das Problem der Artbildung scharf zu charakterisiren.

Wenn es sich nachweisen ließe, daß Veränderungen des Organismus, wie sie durch veränderte Existenzbedingungen sich ergeben, vererbt werden, so würde das Problem der Artentstehung anscheinend auf sehr einfache Weise gelöst sein. Wir hätten nur anzunehmen, daß die Abänderungen der Gewebszellen sich auch den Keimzellen bemerkbar machen und in diesen neue Dispositionen der Anlagen — ohne welche überhaupt keine Entwicklungslehre auskommen kann — hervorrufen, wodurch in folgenden Ontogenesen eine gewebliche Differenzirung nach Art der vom Elternorganismus erworbenen, aber ohne Einflußnahme derselben Ursache, sich ausprägt. Die Möglichkeit einer Abänderung der Keimzellen, auch wenn sie nicht direkt von dem Reize, der die Gewebe variiren läßt, betroffen werden, ergiebt sich aus dem oben Gesagten von selbst. Wir sahen ja, daß der primäre, der Außenwelt entstammende Reiz einen sekundären Reiz, an dessen Produktion der Organismus sich selbst betheiligt, zur Folge haben kann, daß also die Theile des Körpers sich untereinander beeinflussen. Im Nervensystem, dessen Bahnen — im Gegensatz zur Weismannschen völlig irrthümlichen Anschauung — qualitativ verschiedene Reize übermitteln (siehe mein mehrfach zitirtes Buch), wäre das Substrat für Beeinflussung der Keimzellen ohne Weiteres gegeben und wir hätten uns nur vor-

Digitized by Google

zustellen, daß durch den Reiz bestimmte Plastiden eine geringe Modifikation ihres Chemismus erfahren, der bei der Entwicklung eine entsprechende Abänderung des oder der in Frage stehenden Organe bedingt. Indessen, trotzdem daß also anscheinend nichts der Annahme der Vererbung erworbener Eigenschaften entgegensteht, ist doch bis jetzt von einer solchen Vererbung nichts Sicheres bekannt. Selbst die überzeugtesten Lamarckisten, z. B. Kassowitz, müssen zugeben, daß von einer Nothwendigkeit der Vererbung überhaupt nicht gesprochen werden kann, da z. B. die auf der Insel Portosanto vorkommenden Kaninchen, trotzdem daß sie schon vielleicht Nachkommen im tausendsten Glied des vor mehreren Jahrhunderten ausgesetzten Elternpaares repräsentiren, doch bei Rückversetzung ins europäische Klima rasch wieder der Stammform ähnlich werden, also in diese zurückschlagen. Nur einzelne und dazu nicht einwandfreie Beweise sprechen direkt für Vererbung experimentell herbeigeführter Abänderungen, wie z. B. die Brown-Sequard'schen Befunde einer Vererbung epileptischer Krämpfe, die durch Durchschneidung des Hüftnerven oder des Rückenmarks künstlich bei Meerschweinchen hervorgerufen wurden; ferner die Standfuß'schen und E. Fischer'schen Züchtungsversuche an Schmetterlingen. Alle jene Erscheinungen aber, die man im Allgemeinen für eine Artentstehung durch Vererbung erworbener Eigenschaften in Anspruch nimmt und die z. B. in den Ausführungen Kassowitz's eine so große Rolle spielen, sind gar keine Beweise, denn sie zeigen uns bereits vollzogene Abänderungen, die zwar durch äußere Einflüsse bedingt gedeutet werden können, aber doch nicht direkt die Abhängigkeit von diesen erweisen; sie zeigen Resultate, die auch anders entstanden sein können. Es seien als Beispiele folgende Befunde erwähnt. Bei Höhlen- und Tiefseethieren sind oft die Augen zu Gunsten von Tastanhängen verkümmert, was man auf die direkte Wirkung von Nichtgebrauch und Gebrauch zurückführt. Die phylogenetische Entwicklung der Hufthiere in Bezug auf Hufe und Zähne, der Vögel in Bezug auf die Flügel und Brustmuskulatur, der Robben in Bezug auf die Flossen, der Giraffe in Bezug auf ihren langen Hals, der Pleuronektiden in Bezug auf die Lage ihrer Augen, der flügellosen Insekten auf ozeanischen Inseln in Bezug auf den Flügelmangel u. s. w.; alle diese Beispiele werden von den Lamarckisten als Beweise für die Vererbung erworbener Eigenschaften angesehen. Ebenso auch die Existenz der lokalen Varietäten,

Digitized by Google

die mit den Kulturrassen der Pflanzen und Thiere, welche der Mensch züchtet, verglichen werden. Indessen trägt man dabei nicht der Thatsache Rechnung, daß wir zwischen zweierlei Kulturrassen zu unterscheiden haben. Die einen sind von ihrem Auftreten an konstant, d. h. sie vererben ihre neuen Eigenschaften; man bezeichnet sie neuerdings in Anschluß an Waagen allgemein als Mutationen. Die anderen dagegen können nur durch strenge Zuchtwahl konstant erhalten werden, d. h. wenn zur Fortpflanzung der Rasse immer nur die besonders günstig abgeänderten Individuen ausgewählt werden; de Vries beschränkt auf sie die Bezeichnung Variationen. Unterbleibt die Auslese, so schlagen die Formen früher oder später in die Ausgangsform zurück, was besonders rasch eintritt, wenn sie wieder in die ursprünglichen Lebensverhältnisse gebracht werden. Sie stimmen also in dieser Hinsicht mit den erwähnten Portosanto-Kaninchen überein und, da wir nun die Bedingungen, unter denen Mutationen entstehen, nicht kennen, die Bedingungen aber, welche die Variationen hervorrufen, nur so lange Veränderungen konserviren, als sie andauern, so darf man wohl mit Weismann mit Bestimmtheit sagen, daß es keine Artentstehung durch den Einfluß der Existenzbedingungen giebt.

Die Variationen dokumentiren eben nichts weiter als die große Reaktionsbreite der Organismen auf äußere Einflüsse. In gewisser Hinsicht vererben sich allerdings die erworbenen Charaktere, denn bei völligem Mangel an Vererbungsfähigkeit würde überhaupt keine Kulturrasse entstehen; die Keimzellen ändern sich auch unter dem Einflusse der Körperzellen ab; aber diese Abänderungen werden bei Rückkehr in die Ausgangsbedingungen wieder rückläufig. Der Chemismus der Anlagen kann umgestimmt werden, aber diese Umstimmung ist eine durchaus abhängige und daher nicht fixirbare. Somit beruht die Entstehung der Arten auf wesentlich anderen Faktoren, wofür auch schon folgende, von Weismann besonders betonten Befunde sprechen. Es giebt nämlich eine sehr große Zahl von Abänderungen, welche gar nicht in Folge funktioneller Bethätigung entstanden sein können. Das sind alle jene morphologischen Charaktere, die rein passiv wirken, wie sie vor Allem den Gliederthieren zukommen, die Beine, Flügel, Fühler, Dornen, Haare, Klauen u. s. w., die allesammt bereits vor dem Gebrauch fertiggestellt sind, also gar nicht mehr durch Gebrauch verändert werden können. Nicht der Muskelzug kann z. B. lokal das Skelett eines Krebses verdicken, denn während die Muskeln sich entwickeln, ist

Digitized by Google

das Skelett weich, und nach der Entwicklung kann es sich nicht mehr verändern. Auch bei den Pflanzen spielen solche passive Schutzvorrichtungen eine große Rolle, z. B. die Borsten, Wollpelze, Schalen, Flugvorrichtungen. Hier versagt der Lamarckismus vollständig, und das Gleiche gilt auch für die Mimicryerscheinungen, welche eine Thierart einer anderen oder gar einem Pflanzentheil auffallend in Form oder Färbung ähnlich zeigen. Zur Erklärung, wie diese und die vorher erwähnten passiven morphologischen Charaktere entstanden sein könnten, schien bis jetzt nur die Selektionslehre, also der eigentliche Darwinismus, geeignet, auf den deshalb kurz einzugehen ist.

Voraussetzung der Selektion ist das Auftreten von Abänderungen an den Organismenkeimen. Denn die Auslese durch natürliche Zuchtwahl erstreckt sich nur auf gegebene, die Existenz der betreffenden Individuen begünstigende Merkmale. Da bei allen Organismenformen während der Entwicklung und später zahlreiche Individuen zu Grunde gehen, so nahm man an, daß das Auftreten günstiger Charaktere im Kampf ums Dasein einen Schutz gewährt. Die Hauptsache ist nun, zu erklären, wie die Abänderungen, an welchen die Selektion angreift, entstehen. Wir sahen, daß der Lamarckismus in zahllosen Fällen zur Erklärung nicht genügt, da sehr viele Charaktere gar nicht durch Funktionsänderung hervorgerufen sein können. In Rücksicht darauf sprach Darwin von zufälligen Abänderungen, d. h. von solchen, deren Ursachen nicht genauer festgestellt werden können. Weismann sucht neuerdings die Ursachen in der ungleichen Ernährung der Determinanten, welcher Gedanke aber natürlich auf Grund des weiter oben Gesagten als völlig verfehlt betrachtet werden muß und auch allgemein zurückgewiesen wird, da innerhalb des Keimplasmas — wenn es existirte — kein Kampf ums Dasein statthaben kann. Also es bleibt — und das ist höchst bemerkenswerth — gerade die Voraussetzung der Selektionsvorgänge unerklärt. Aber unerklärt bleibt auch, wie überhaupt eine Auslese möglich sein soll. Zur Auslese bedarf es erstens eines auslesenden Faktors, als welcher der Kampf ums Dasein oder die geschlechtliche Zuchtwahl angenommen werden: zweitens bedarf es der Vererbung der zufällig auftretenden Eigenschaften. Betreffs der Vererbung ist auf das bereits oben Gesagte zu verweisen. Ohne weiteres vererbt

Digitized by Google

werden Mutationen, welche als völlig neu hervortretende, über das Maß der Veranlagung hinausgehende Qualitäten anzusehen sind; variative Abänderungen bedürfen dagegen zur Erhaltung andauernder Züchtung, wie sie in erster Linie durch Verhinderung jeder geschlechtlichen Mischung mit anderen, nicht oder abweichend veränderten Formen erzielt wird. Es ist nun klar, daß eine solch strenge Züchtung in der Natur unmöglich ist. Die Abänderungen sind in der Regel viel zu unbedeutend, als daß ihr Besitz die betreffenden Individuen aus der Schaar der Andern hervortreten ließe und derart eine geschlechtliche Zuchtwahl ermöglichen würde. Dann ist überhaupt nur den wenigsten Charakteren eine Bedeutung für die geschlechtliche Fortpflanzung einzuräumen und bei den niederen und allen hermaphroditen Thieren eine geschlechtliche Zuchtwahl überhaupt ganz undenkbar. Somit erscheint Wahrung eines neuen Charakters, wenn er nicht an und für sich schon erblich, also ein Mutat ist, nur durch räumliche Isolation oder alleinige Erhaltung der abgeänderten Form möglich. Der erstere Faktor kann nur in Ausnahmsfällen von Bedeutung sein; der Andere, welcher fordert, daß sich im Kampf ums Dasein nur oder vor Allem die günstig abgeänderten Exemplare erhalten, schreibt den Abänderungen, die ja nur als geringe angenommen werden dürfen — denn große, sogenannte single variations oder Monstrositäten, sind eben Mutationen — eine viel zu große Bedeutung für den Entscheid über Leben und Tod, der überhaupt in der Regel von Zufälligkeiten und nicht von der Qualität der Individuen abhängt, zu. Kurz und gut, wenn wir auch in einzelnen Fällen den Argumenten der Darwinisten eine gewisse Berechtigung zusprechen müssen, so kann doch nach de Vries und zahlreichen anderen Autoren die eigentliche Bedeutung der Selektion nur in der Vernichtung besonders ungünstig variirender — richtiger gesagt: mutirender, da Variationen eben niemals zur echten Artbildung führen — Individuen liegen; zur Schaffung neuer Arten ist natürliche Selektion also völlig ungeeignet.

Artentstehung erklärt sich einzig und allein aus dem Auftreten ganz neuer Qualitäten, denen eine wesentliche Abänderung des Plastidmateriales in den Keimzellen zu Grunde liegt. Diese Abänderungen, welche sehr verschiedene Bedeutung besitzen und dementsprechend als Mutate (de Vries) oder Deszensen (ich, 1902 in meiner Histologie) benannt werden können, entstehen weder durch funktionelle Anpassung, noch unter dem leicht nachweisbaren Ein-

Digitized by Google

fluß der Existenzbedingungen — welcher ja auch für die zufälligen Keimesvariationen der Selektionisten verantwortlich zu machen wäre —, denn alle letztgenannten Veränderungen repräsentiren nur Entfaltung der bereits gegebenen Anlagen und sind als Hilfsmittel der Anpassung an differente Lebensbedingungen anzusehen. Der Organismus bedarf, um möglichst existenzfähig zu sein, einer breiteren Veranlagung als sie uns eine beliebige Ontogenese kundgiebt; aber Artentstehung ist hiervon ganz unabhängig und untersteht völlig anderen Prinzipien, die hier aber nicht erörtert werden können, da sie nur unter Berücksichtigung der psychischen Erscheinungen genügend klarzulegen sind. — Ich kehre nun zum Ausgang meiner Betrachtungen zurück.

Das Ergebniß aller biologischen Bestrebungen des 20. Jahrhunderts ist ein großes Fiasko. Es galt, eine Erklärung der Artentstehung und des Lebens überhaupt zu gewinnen; was sind aber die Resultate der darauf abzielenden Arbeiten? Die Artentstehung wird weder durch den Lamarckismus noch durch den Darwinismus erklärt; sie bleibt ein Räthsel nach wie vor, obgleich an der Thatsache der Deszendenz nicht gezweifelt werden kann. Das Leben ferner ist gleichfalls völlig räthselhaft geblieben. Eine mechanistische (chemisch-physikalische oder katalytische) Erklärung desselben ist unmöglich, aber auch die Verquickung einer solchen mit den Anschauungen der Neovitalisten ist durchaus unhaltbar. Wer sagt, daß das Leben nicht an bestimmte elementare Substanztheilchen (Biomelekule) gebunden sei (E. v. Hartmann), sondern nur auf dem Eingreifen einer immateriirenden Kraft (Entelechie) in die Energieabläufe an den chemischen Theilchen der Organismen beruhe, der stellt sich eigentlich in vollkommenen Widerspruch zu aller Erfahrung. Denn die wichtigste aller Erfahrungen ist die, daß jedes Geschehen an eine bestimmte stoffliche Organisation gebunden ist. Wozu aber alle stoffliche Differenzirung, wenn das Wesen des Lebens auf einem unstofflichen Faktor beruht? Wozu ein Nervensystem, wozu überhaupt eine bestimmte Zuordnung des Reizes zur Reaktion, wenn die Entelechie in die energetischen Abläufe einzugreifen vermag und die Reaktionen mitbestimmt? Ueberall sehen wir die offenkundigste Abhängigkeit der Wirkung von der Ursache, und das gilt unstreitig auch von unserem geistigen Leben, wenn man es nur richtig faßt; aber all diese Gesetzlichkeiten werden durch

Digitized by Google

die Annahme der immateriirenden Kräfte für nebensächlich erklärt, ja geradezu entwurzelt, und dafür wird das Wunder eingeführt. Denn es ist nur ein Kompromiß an die thatsächlichen Befunde, wenn man eine Abhängigkeit der Entelechie von den Reizen behauptet; man legt dem Wunder Fesseln an, während eine konsequente Anschauung der Materie jegliche Bedeutung abstreiten und alles Geschehen von den Entelechien, die im Grunde alle insgesammt eine einzige Weltentelechie repräsentiren, abhängen lassen müßte. In der Entwicklungslehre huldigen manche eigentlich auch dieser Konsequenz. Denn sowohl in der Ontogenese wie in der Phylogenese nehmen die echten Epigenetiker ein Ausgehen vom Einfachen, also ein Hinzukommen neuer Qualitäten an. Indessen besteht diese Ansicht nur zu Recht für die Phylogenese. In der Ontogenese handelt es sich um die Zerlegung der umfassenden Anlagen der Keimzelle; wie schon oben bemerkt, könnte man als Ausgangsmaterial jeder Entwicklung ein einziges Biomolekül annehmen, dessen Biochemismus zur differenzirenden Abänderung im Sinne aller Ergatiden des fertigen Organismus veranlagt ist. Alle Qualitäten des letzteren sind nur Theilveranlagungen des Ausgangsmoleküls, die diesem durch Reize bei seiner Vermehrung entlockt werden. Das ist meiner Ansicht nach die einzig richtige Beurtheilung der Ontogenese; auf keinem Stadium der Entwicklung kommt eine wirklich neue Qualität hinzu, auch nicht bei der variativen Entwicklung, d. h. bei der Anpassung an veränderte Existenzbedingungen. In der Phylogenese dagegen handelt es sich um die Zufügung neuer Qualitäten, die nicht in der Ausgangsform schlummern, unter eventuell gleichzeitiger Entäußerung übernommener Qualitäten. Hier — aber nur hier — hätte es einen Sinn von der Bethätigung einer nicht-stofflichen Kraft zu reden, welche die in den Stoffen gegebenen Qualitäten zu neuer Formenstufe zusammenfügt oder trennt. Die Urzeugung und die Artzeugungen sind, wie man sich ausdrücken könnte, entelechiale Probleme; aber ich habe in meinem Buche (Vitalismus) zu zeigen versucht, daß auch in Hinsicht auf sie der Entelechiebegriff überflüssig ist.

Digitized by Google

Die Natur in der Kunst.

Von

Paul Schubring.

Felix Rosen: Die Natur in der Kunst. Studien eines Naturforschers zur Geschichte der Malerei. Mit 120 Abbildungen nach Zeichnungen von Erwin Süß und Photographien des Verfassers. Leipzig, Teubner 1903.

Die Kunstgeschichte als Wissenschaft ist von je bemüht gewesen, ihren Bestand an festen und indiskutabeln Kriterien zu erweitern, um für die vielen Fragen, die in der Sphäre des Geschmacksurtheils und der Qualitätskritik liegen bleiben müssen, eine sichere Basis zu gewinnen und den so oft irreführenden Muthmaßungen und Hypothesen einen soliden Indizienbeweis mehr materieller Art an die Seite zu setzen, der eine dauernde Kontrole jener hypothetischen Bestimmungen ermöglicht. In diesem Sinne glaubte z. B. Giovanni Morelli umgestaltend wirken zu können, der in der Wiedergabe bestimmter Einzelheiten, die auf jedem Figurenbilde wiederkehren, wie der Fingernägel, der Ohren, der Füße — Dinge, bei denen sich unwillkürlich eine Manier bei jedem Künstler herausbildet — feste Anhaltspunkte für die Taufe eines umstrittenen Bildes zu sehen glaubte. Leider hat er seine Methode oft mit mehr Temperament als Vorsicht und Gewissenhaftigkeit angewendet; ihr ideales Recht zugegeben, verlangt sie doch eine große Klugheit; sie versagt gerade bei der Trennung des Meisters vom Schüler, da sich meistens innerhalb des gleichen Ateliers dieselbe besondere Art, Ohren u. s. w. zu malen, herausbildet. Morellis Methode erlaubt dem Künstler ferner nicht, sich zu wandeln, und wirkt tyrannisch, wo ein Maler sich mal selbst verleugnet hat. Mich hat diese Kritik immer an die heute freilich schon überwundenen Bemühungen der neutestamentlichen Theologie erinnert, die beispielsweise dem Apostel Paulus innerhalb eines 30jährigen Lebens keine Wandlungen und Widersprüche gestatten, sondern unter allen Umständen ein paulinisches System retten wollte. Beide Mal droht ein höchst eigenwilliger Doktrinarismus das freie Wachsthum organischer Gebilde frühzeitig abzuschnüren und zu unterbinden.

Digitized by Google

Viel aussichtsvoller ist die Methode, die Technik der einzelnen Künstler zu befragen; denn die Technik ist die Handschrift des Künstlers und Keiner hat dieselbe wie der Andere. Wer hier zu lesen weiß, der kommt bei dieser sehr intimen Lektüre zu dem innigsten Verstehen. Ein langer, mühsamer Prozeß mit all seinen Enttäuschungen und Zufälligkeiten enthüllt sich dem, welcher sich auf diese Art der Palimpseste versteht; nicht das fertige, sondern das werdende Kunstwerk offenbart sich ihm. Wir schelten die Modelleure von heute, weil sie wohl den Thon kneten, aber dann die Steinarbeit nicht selbst ausführen. Denn der fertigen Marmorarbeit fehlt die „Handschrift" des Bildners; all die Zufälligkeiten des Blockes sind nicht benutzt und zu geistreichen Aperçus, die in der letzten heißesten Stunde gelingen, bleibt keine Gelegenheit. Was wir in solchen „übertragenen" Arbeiten vermissen, ist jener Hauch persönlichen Gestaltens und intimer Sonderart; beim Bilde wird diese heimliche Schönheit bedingt durch die Technik des Meisters, für die, Gott sei Dank, noch kein Vikar erfunden worden ist. — So wichtig also diese Frage für die Kenntniß des einzelnen Stückes und Künstlers ist, so schwer ist es, aus ihr eine methodische Prüfung abzuleiten; denn es ist ungeheuer schwierig, hier zu präzisen Resultaten zu kommen und die Technik gleichzeitiger, also mehr oder weniger über dieselben Errungenschaften verfügender Maler mit Bestimmtheit auseinanderzuhalten oder gar die hier so häufigen Stufen der Entwicklung zu unterscheiden. — Andere materielle Kriterien sind das Holz (ob Nuß, ob Eiche u. s. w.), Format, Rahmen, Grundirung, die Wiedergabe so stereotyper Bildungen wie des Heiligenscheins u. s. w. — alles Dinge, die ein Vertrauter und Kenner sorgfältig verwerthen wird, mit denen aber ein Frischling, der plump addirt und substrahirt, nichts erreichen kann.

So bleiben denn die Bildungen des Bildes selber schließlich immer wieder das Wichtigste. Wir fragen uns: wie bildet Giotto, wie Masaccio, wie Michelangelo den menschlichen Leib? Wie ist die Landschaft Verrocchios von der Peruginos zu unterscheiden? Wie drapirt Donatello, wie Fra Bartolommeo? Wie faßt Raffael in Florenz, wie in Rom das Portrait auf? Auch hier können Antworten nun gegeben werden auf Grund eines ausgezeichneten Gedächtnisses und einer langen Uebung. Und immer wieder fühlt der Kunsthistoriker, daß er zur Beurtheilung der Figuren den Anatom, der Pflanzen den Botaniker, der Felsen den Geologen u. s. w. braucht, um ganz sicher zu gehen. In der That haben denn auch Mediziner

Digitized by Google

der Kunstgeschichte schon besonders wichtige Dienste erwiesen; ich nenne nur Henkes schöne Aufsätze über Michelangelos Figuren und ihr Verhältniß zur Antike, Brückes Darlegung über den menschlichen Körper u. s. w.; auch Stratz wäre in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Soeben ist nun ein Buch eines Naturforschers über künstlerische Fragen erschienen, das diesen Bemühungen sich trefflich anreiht, aber nach einer ganz anderen Seite hin neue Kriterien anzubieten hat.

Der Verfasser, Professor in Breslau, hat viel gesehen, namentlich Italien und die Niederlande oft bereist und die Fremde nicht mit dem Auge des Schwärmers, Aestheten oder Malers, nicht mit dem des Historikers und Archäologen, sondern mit dem des *Geologen und Botanikers* betrachtet und die Eigenart jeder Provinz und Landschaft in Bezug auf die Bildungen der Boden- und Felsstruktur, der Flußufer der Flora und ihres landschaftlichen Sondercharakters im Ganzen, sich eingeprägt. Seine Liebe zur Kunst hat ihn nun dazu geführt, mit den so gewonnenen Resultaten an die ihm auch sonst wohlvertrauten Bilder heranzutreten und sie nach ihren geologischen und botanischen Reminiscenzen, nach ihrem Grad der Naturempfindung und ihrem Streben nach Naturnachahmung zu befragen. Er thut das auf breitester Grundlage und treibt kein kleinliches Bäumchenwechseln. Er hat ein klares Auge für landschaftliche Gegensätze und weiß die Eigenart des Arnothals gegen die des umbrischen Landes und die Campagna vor den Thoren Roms charakteristisch abzusetzen. Man wird manchmal an Schnaases berühmte niederländische Briefe erinnert. Neu ist bei ihm die *Methode, jeden Meister nach seinen geologischen und botanischen Spezialitäten* zu befragen, und so, abgesehen von der Frage, wie weit dieser die Natur studirt hat und fähig ist, sie im Bilde als Einheit darzustellen, feste Anhaltspunkte giebt, woran man den und jenen Meister erkennen kann.

Ich greife ein paar Beispiele der botanischen Kontrole heraus. Im Korridor der Uffizien hängt ein Bild, „Christus in Gethsemane", von der Tafel als „Giotto" bezeichnet. Rosen fand Gras in diesem Oelgarten gemalt und wußte sofort, daß das Bild nicht vor dem Ende des Trecento gemalt sein könne; denn damals erst wurde das Gras von den Malern „entdeckt". Zufällig hatte sich bei dem Bilde die Forschung schon auf den Namen Lorenzo monaco geeinigt; immerhin empfing sie durch Rosen eine höchst willkommene Bestätigung.

Ein zweites viel alarmirenderes Beispiel ist folgendes: In der

Digitized by Google

Florentiner Akademie hängt ein viel umstrittenes Bild: „Tobias mit den drei Erzengeln". Es galt früher als Botticelli und diesen Namen trägt es offiziell noch heute; dann traten Bayersdorffer und Bode für Verrocchio ein, heute schlagen Manche den Namen Francesco Botticini vor. Rosen kontrolirt die Flora des Bildes; und überraschender Weise ergiebt sich, daß diese Flora nicht die Verrocchios ist, sondern sich — ebenso wie die Bodenstruktur — von den Formen auf Verrocchios sicherem Bilde, der Taufe Christi, wesentlich unterscheidet. Und zwar handelt es sich nicht um verschiedene Exemplare und Gattungen, die Verrocchio bald hier bald dort verwandt haben könnte, sondern um eine ganz spezifische botanische Richtung des Tobias-Meisters, welcher die Ruderalflora (Eisenkraut, Sandglöckchen, Mäusegerste, Distelpflanze) bevorzugt, während Verrocchio Eiche, Erle, Mandel, Mispel, Edelkastanie, Erdbeerbaum, Kiefer und Schlafmohn anbringt. Hier ist es der Plastiker, der Fruchtgebilde liebt, dort der Maler, der die unscheinbare Schönheit flacher Gebilde am Wiesenrand hervorholt.

Rosen, der ein treuer Leser von V. Hehns berühmtem Hauptwerk ist, ist auch der Historie der Pflanze nachgegangen und hat vielfach eine symbolische Bedeutung einzelner Pflanzen nachweisen können. Die Blumenstadt Florenz hat die im 14. und 15. Jahrhundert besonders in Blüthe stehenden Gärten auch gern auf den Hintergründen der Bilder angebracht und den Heiligen dann jedesmal das Neueste und Herrlichste vorgesetzt, was in den Anlagen zu finden war. Schon Taddeo Gaddi sorgte für ein offenes Treibhaus, wenn es galt, Marias Hochzeitstag zu feiern, und ließ Palmen — das Geschenk Palästinas, Zitronen — die medischen Aepfel der Griechen, deren Stämme die beste Holzart lieferte, die allein den Motten widerstand — und Blüthenbüsche jeder Art blühen. Die Lilie, die dem Verkündigungsengel in die Hand gedrückt wird, ist früher die Blume der Venus gewesen, und soll der Milch der Hera entsprossen sein. Nun symbolisirt sie das Liebeswerben des göttlichen Freiers. Sie ist also nicht ein Symbol von Marias Reinheit; ursprünglich hat nur der Engel eine Lilie in der Hand (oft Riesenexemplare, wie auf dem Verkündigungsrelief Sperandeos im Dom von Faenza), erst später steht eine zweite in der Vase des Jungfrauenstübchens. Man sieht, aus der ganzen Welt holt man das Kostbarste herbei, um die Himmlischen zu ehren; nichts ist ohne Bedeutung, an jedem Blüthchen entzündete sich einst das fromme Staunen, die intime Huldigung und die besondere Verehrung. Bisweilen sind die Gewächse auch einfach geogra-

Digitized by Google

phische Orientirungen. Die Einsiedler der Thebais (Fresko im Pisaner Camposanto) leben in einer ägyptischen Landschaft; drum darf die Palme nicht fehlen. Aehnlich hat übrigens schon der Erzgießer Bonannus um 1180 in seiner Pisaner Bronzethür das Morgenland charakterisirt. Da wo Wasser fließt oder anzunehmen ist, fehlt der Rohrkolben selten.

Rosen will aber nicht nur Kriterien für einzelne Bilder geben und symbolische Zusammenhänge verfolgen. Sein Streben geht dahin, nachzuweisen, daß überhaupt von Giotto an jenseits und diesseits der Alpen die Entwicklung der Kunst an die Rückkehr zur Naturbetrachtung gebunden gewesen sei. *Die Beobachtung als heuristisches Prinzip der Kunst*, so lautet eine seiner wichtigsten Thesen. Der Gedanke ist für uns Heutige fast eine Binsenwahrheit; und dennoch weiß ich nicht, ob er überall der rothe Faden ist, an dem die Entwicklung verfolgt werden kann, namentlich ob das Trecento unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden darf.

Es ist wahr, daß das Mittelalter begrifflich dachte und daher auch begrifflich sah. Das Phänomen ist nicht an sich von Bedeutung, sondern nur, soweit es mit dem festen Begriffsapparat, über den man verfügte, in Verbindung stand. Wie vom Minnesänger des 13. Jahrhunderts die Frühlingswiese nur als Lustort der Mädchen geliebt wird, so sind auch dem heiligen Sänger dieser Zeit, Franz von Assisi, auf dem Monte La Verna Sonne und Erde nur Schwestern in der gleichen Liebe Gottes. Das Schauspiel des Sonnenaufgangs wird als Manifestation der Gottesliebe gefeiert; der Wettgesang der Bruderspharen ist auch hier das Ergreifende, nicht das Schauspiel der Natur. Auch Dante geht vom System aus und werthet den einzelnen Menschen nur als Nummer seiner Kategorie; wunderbar, wie er ihn trotzdem so glaubhaft darstellen konnte. Es ist auch zu bedenken, daß er alle seine Leute aus ihrer Umgebung herausnahm und in seinen Trichter that, von einem Zusammenhang zwischen Mensch und Milieu also nichts wissen wollte.

Bei Giotto, dem Maler, setzt dann freilich die Beobachtung als solche ein. Es muß immer wieder als ein besonders glückliches Ereigniß angesehen werden, daß er die jungfräuliche Franzlegende in Assisi selbst malen durfte, wo sie *gelebt* worden war, wo die Spuren der heiligen Tritte im Gras noch nicht verwischt waren. Nicht nur die Vögel, selbst die Hälmchen und Blüthen am Subasio reckten die Köpfchen, um von dem Heiligen zu zeugen. Alte Leute wußten hier noch, wie der Heilige ging und stand und zeigten den Prellstein, wo

Digitized by Google

er seine erste Gassenpredigt gehalten. Das dadurch bedingte Lokalkolorit färbt deutlich Giottos Cyklus. Das erste Gebäude, das in den Fresken vorkommt, ist der antike Minervatempel in Assisi, der bekanntlich Goethe zum Besuch des Städtchens veranlaßte (Goethe hat von Giotto und der ganzen Kirche S. Francesco nichts gewußt); und die erste Landschaft der Franzlegende stellt das Thal zwischen Assisi und Perugia dar. So könnte man fortfahren und noch manches von Giotto und den andern Trecentisten beibringen — das Beste führt Rosen selbst an, wenn er zur Verdeutlichung eines Freskos in Orvieto genau die Stelle photographirt, wo die vom Maler vorgeführte Prozession in Wirklichkeit vor dem Stadtthor entlang gezogen ist (selbst ein kleiner schwebender Garten findet sich auf dem Fresko von 1370, ebenso auf der Photographie von 1902!)

Gewiß, alle diese Anlehnungen und Nachbildungen der realen hängsel und Malerwitze. Andere Momente wirken mindestens so stark wie das Streben nach Naturwiedergabe. Man muß sich vor Allem vor- Wirklichkeit kommen vor; die Frage ist nur, ob sie mehr sind als Anstellen, wie stark man in jener Zeit den Bildern entgegenkam. Wo es dem frommen Sinn genügte, Gottes Gegenwart in einer aus den Wolken herabweisenden Hand zu sehen, wo ein Ciborium die Kirche nicht nur „symbolisirte", sondern erscheinen ließ, wo an zwei Pyramiden sofort die heilige Pilgererinnerung an Rom heraufschoß, da brauchte der Künstler nicht auf bauliche und landschaftliche Porträts zu sinnen. Im Banne der höheren Wirklichkeit, die der Besuch der Sonntagsmesse erschloß, wünschte man gar nicht von den Bildern allzu deutlich an den Alltag und die Misere der Gasse erinnert zu werden. In dieser Abbreviatur der Wirklichkeit wurden die Maler noch bestärkt durch die ganz primitive Bühne der Mysterienspiele, wo ja auch ein Stuhl und ein Teppich für Marias Mädchenstübchen genügte, und die Figuren mit Mimik und Geste Alles zu bestreiten hatten! Ich leugne nicht den zunehmenden Grad der Beobachtung im Trecento — er ist namentlich bei Antonio Veneziano verblüffend — aber realistische Treue ist hier nicht angestrebt worden. Das Psychische, der Ausdruck und vor Allem die Einheit der Komposition ist das Wichtigere; sehen wir doch bei Giotto deutlich, wie bei zunehmender Reife seine Requisiten immer mehr schwinden und selbst das Landschaftliche — Rosen weist das sehr gut für die Passionsfresken der Arena nach — in den Dienst der Klage oder der Wonne treten muß. Dies ist aber das prinzipielle Gegentheil von der Nachbildung um ihrer selbst willen; die Psyche leitet das Auge. Erst im

Digitized by Google

Quattrocento wird dieser Standpunkt aufgegeben. Der Kampf um das Objekt steht nur dann im Vordergrunde, wenn das Objekt als widerspenstig empfunden wird. Das haben die Trecentisten noch nicht empfunden, und die Cinquecentisten nicht mehr.

Dagegen war das, was man gewöhnlich Augensinnlichkeit nennt, auch im Trecento schon im höchsten Maß ausgebildet. Das Gefühl für feinen Linieneinklang und sorgsam abgestufte Farben wird während des Trecento in Florenz und Siena gleichmäßig gepflegt. Das aber setzt auch etwas Anderes als Naturnachahmung voraus, ja verleugnet diese sogar, da, wo sie störend wirken könnte. Hierin denkt das Trecento noch ganz wie das Mittelalter, das sich durchaus nicht unbeholfen fand, sondern souverän über die künstlerischen Mittel verfügte. Der ornamentale Kalligraph des Mittelalters schrickt vor blauen Pferden und goldenen Himmeln nicht zurück; soweit geht Giotto nicht mehr. Er macht auch nicht — wie es Duccio noch that — das Haus der Heiligen roth und das der Heiden blau. Aber er schiebt selbstherrlich alle szenischen Requisiten zusammen, drängt sie zurück, verkleinert, wo es nöthig ist, nur damit die Figuren nicht bedrängt werden. Auch hierin wieder trifft er mit dem Cinquecento zusammen. Warum macht Leonardo seinen Abendmahlstisch so klein und Raphael auf Petri Fischzug seine Kähne so gebrechlich, oder die schlafenden Jünger der Verklärung den Erdschollen gleich? Es ist jedes Mal eine höhere Oekonomie der Raum- und Figurenwerthe, welche die Treue der Naturnachahmung in die zweite Stelle rückt und wichtigere Pflichten kennt.

Gerade das aber unterscheidet die Giottisten von ihrem Meister, daß sie anfangen, Meiningerei zu treiben. Wer möchte sie schelten? Sie fanden die Lösung im großen Stil schon gegeben und wußten nun nichts Besseres, als durch Zuthaten zu überraschen. Taddeo Gaddi steht zu Giotto etwa in demselben Verhältniß, wie Antonio Rossellino zu Donatello. Ueber Taddeo sagt Rosen Ausgezeichnetes (abgesehen davon, daß er ihm Fresken in der spanischen Kapelle geben will; sie sind alle von Andrea da Firenze, die Decke ist nur noch gräßlicher übermalt als das Andere); so der interessante Hinweis, daß die Begegnung Joachims und Annas an der goldenen Pforte (Freske in der Baroncelli-Kapelle in Sa Croce) die Lokalität in Jerusalem mit der Omar- und Aksamoschee wiederzugeben sucht, was auch leidlich gelingt. Dagegen ist Spinello Aretino zu hoch eingeschätzt. Gewiß, er hat die meisten Kräuter; hängt das damit zusammen, daß er lange für die Apotheke der

Digitized by Google

Florentiner Dominikaner zu malen hatte? Er hat auch die meisten Trachten, Rüstungen; er ist der Kammerunteroffizier der Giottistenkompagnie. Aber das ist eben der Novellenstil Sacchettis, ohne die großen Linien Boccaccios!

Nicht weniger ergiebig sind Rosens Resultate für die altniederländische Schule. Auch hier führt die botanische Kontrole zunächst zu einigen wichtigen Umtaufen; der Berliner Crucifixus sowohl wie das Turiner Bild wird Jan van Eyck abgesprochen. Petrus Christus wird in gesunden Gegensatz gegen Jan van Eyck gestellt. Hugo van der Goes und Gerhard David bekommen neues Relief. Mit feinen Gründen wird erklärt, wie gerade der Aristokrat Goes dazukam, die ersten echten Bauerngesichter zu malen; dabei sei an Brunelleschi erinnert, der — gleichfalls ein Vornehmer — die Knechte Abrahams als echte Diener charakterisirt, während der ärmlichen Verhältnissen entstammende Ghiberti statt der Knechte junge Leute giebt, die sich mit Anstand zu unterhalten wissen. Ueberall wird der zum eigenen Geschick im Gegensatz stehende Zustand besser erfaßt als der eigene. Man könnte diesen Gedanken noch weiter spinnen: Wie heute die Holländer des sumpfigen Flachlandes gern in die Alpen reisen und die trockene Höhe suchen, so haben sie einst sich bei Ruysdael jene romantischen Felspartien bestellt, die es daheim nicht gab. In Venedig, der einzigen Stadt ohne „Hinterland", erstand die erste große Landschaft, in Tizians Petrus martyr. In der Heimath der Nebel lebte der Lichtfürst Rembrandt. „Im graulichen Tag hinten im Norden" ist die Farbensehnsucht viel lebendiger als im Süden, wo das Bunte als solches verpönt ist.

Prächtig gelingt der Nachweis, die geologischen Besonderheiten der Bouts-Bilder von Eindrücken im Maasthal abzuleiten. Hier hätte der Kölner Meister des Bartholomäusaltars eingeschoben werden können, der bekanntlich feine, kleine Landschaften über den Köpfen seiner Heiligen anbringt, die, wie Aldenhoven ausgeführt hat, derselben Landschaft entnommen sind. Die Blumen des Portinarialtars von Hugo van der Goes (blau und weiße Iris, rothe Feuerlilie, Akelei) werden mit Recht als „erste Exemplare" gerühmt; vielleicht sind sie aber auch symbolisch zu verstehen, wie das Weizenstroh, das nach der Legende von Davids Acker hereingebracht war und die demüthige Rolle des Alten Testaments symbolsirt. Dementsprechend sind die Irisblüthen sicher „neutestamentlich" aufzufassen.

Wichtiger als diese Einzelheiten ist die Frische des Naturgefühls,

Digitized by Google

welche die altniederländischen Bilder durchzieht. Man muß hier — wie auf allen Bildern! — spazieren gehen, die Weite der Wiesen durcheilen, die Würze der Luft genießen, den Duft der Blumen beim Pflücken und die Osterherrlichkeit des Lichts beim Wandern erleben und heimbringen. Während Giotto die Passion auch im kahlen Blattwerk feiert, prangt die nordische Flur auch unterm Kreuz. Auf Bildern wie Rogiers Grablegung tritt sogar das Blumenparadies zu den grausamen kalten Formen der Steinplatte und schwarzen Todtenkammer in sehr ausdrucksvollen Gegensatz. Auf diesem Kontrast erhebt sich dann erst die menschliche Tragödie. Man wird übrigens öfter als man meint, von hartherzigen Steinen sprechen können, deren schroffe Formen allem lebendigen Wechsel oft so absichtlich spotten. Das ergreifendste Beispiel ist mir immer die Derelitta Botticellis gewesen, deren Jammer in der Frühstunde am hartherzigen Gestein der steilen Palastwand ungehört verschallt.

Rosen greift auch in die allerjüngste Kontroverse über die van Eycks ein und steht Seeck und Voll Rede, letzterem vielfach beipflichtend, aber auch ihn bisweilen flacher Urtheile bezichtigend. Für die Scheidung Huberts und Jans van Eyck vermag die Botanik nichts beizubringen; es bleibt dabei, daß vermuthlich Hubert die drei großen Hauptgestalten der oberen Reihe und die Predelle des Genter Altars gemalt hat. Sehr ansprechend ist die Beziehung von Boccaccios Gartenschilderung im Dekameron auf die Landschaft in der „Anbetung des Lammes"; gerade die Abweichungen im Sinne des nordischen Geschmacks, die Jan für nöthig hielt, sprechen für diese Quelle. Im nordischen Bild fehlen die kühlen niedrigen Laubgänge des Südens, es fehlen die hohen Mauern des Gartens, es fehlt die Verwerthung des im Süden so kostbaren Wassers zum Mühlenbetrieb und die in Toskana so beliebten freien Wasserspiele. Dem Niederländer ist das Wasser feind; wieviele Leichen liegen in den holländischen Dämmen begraben! Er führt es daher bezwungen und gebändigt da vor, wo er Paradiesesruhe genießen will.

Die Malerei des Florentiner Quattrocento mußte Rosens Untersuchungen eine besonders lockende Unterlage bieten. Denn es ist, im Gegensatz zum Trecento und Cinquecento, das Jahrhundert der Details und der Spezialitäten. Es ist die große Zeit planmäßiger Eroberung; das Objekt gilt jetzt als heilig und auch das Subjekt Mensch wird zum Objekt. Wie in aller Kunst Italiens, so bleibt aber auch hier durchaus der Mensch der Herr der Situation und das Hauptthema; man braucht nur an Rembrandtsche Landschaften zu

Digitized by Google

denken, um sich der völlig andersartigen Einschätzung der menschlichen Figur im Gegensatz zu aller romanischen Kunst bewußt zu werden. Man sollte deshalb von Raffael nicht verlangen, er hätte der Gegenpart Michelangelos auch in dem Sinne werden können, daß er statt der Herrschaft des Menschen den Sieg der Landschaft proklamirt hätte. — Der Italiener versteigt sich selten in die großzügige Empfindung des Pantheismus. Wie er nicht den Strauß, sondern die einzelne Blume der geliebten Frau reicht, so liebt er das Exemplar, das Einzelne, kurz das Objekt mehr als den Zusammenhang, in dem es steht oder gar die Mystik, in welcher der Beschauliche das Getrennte vereint erschaut. Das Naturempfinden des Quattrocento ist lange nicht so stark wie das in den Niederlanden jener Zeit. Alles Botanische, Geologische, Alluvium und Diluvium, Baumwuchs und Bodenformation reizte den Italiener um der besonderen Form willen, die er hier fand. Die Bestürzung, die der Portinarialtar Hugo van der Goes' in Florenz hervorrief, beruhte auf der Einsicht, daß in diesem Bild das Objekt und Exemplar ernstlicher und strenger bezwungen sei, als es am Arno üblich war. Die Florentiner haben im Quattrocento die Landschaft nicht um ihrer selbst willen, sondern als reichbesetzten Tisch kultivirt. Höchstens bei Lorenzo di Credi und Perugino könnte man von der einheitlich erfaßten Stimmungslandschaft reden. Aber auch diese reicht nicht an Giottos Stimmungslandschaft heran.

Es ist nun interessant, Rosens steigenden und fallenden Pegel des Naturempfindens zu vergleichen mit dem Gesammturtheil, zu dem die Historiker sich im Allgemeinen über die Helden dieser Epoche geeinigt haben. Eine Natur wie Masaccio steht außer Debatte. Rosen weist immer wieder und mit Recht auf seinen Zusammenhang mit dem Cinquecento hin; er hätte aber auch nach rückwärts die Brücken schlagen können. Denn die Fäden, die ihn mit dem großen Stil verbinden, verknüpfen ihn auch mit Giotto. Auch Beider Entwicklung verläuft — so weit wir die Masaccios übersehen — sehr ähnlich. Die Fresken in S. Clemente entsprechen, was ihre Kühnheit betrifft, etwa denen der Franzlegende in Assisi; die der Brancaccikapelle sind denen der Arena in Padua nahezurücken. Hier wie dort wird — mit verschiedenen Mitteln — der große Raumstil gesucht. — Von den strengen Wissenschaftlern des frühen Quattrocento fällt der Schlagerot Andrea del Castagno bei Rosen fast ganz aus. Als Steinliebhaber hat aber auch er sein Plätzchen sich gesichert. Der flammende Marmor jener Wandplatte auf dem Abendmahl in Sa Appolonia,

Digitized by Google

der über Jesu, Judas' und Johannes' Kopf aufbrodelt, zeigt an, daß hier der Brennpunkt der Szene zu suchen ist. Die Stärke seines animalischen Körperempfindens verräth am verblüffendsten der Leib des Gekreuzigten in den Uffizien! — Paolo Uccello giebt sich auch in der Naturwiedergabe als exakten Naturforscher, einwandsfrei, fleißig, von überraschender Treue der Beobachtung, wenn auch bisweilen in der Leidenschaft für Medizingärtlein im Sinne des Physiologus befangen. Reiter und Roß, nackte Urmenschen und Kampfgetümmel sind seine Lieblingsgedanken. Und doch hat gerade dieser Gelehrte zum ersten Male im dunkeln Laub die Goldorangen glühen lassen.

Fra Angelico und Fra Filippo stehen glänzend da als Naturkinder; jener empfindet hinter Klostermauern leidenschaftlich die reine Schönheit der Klosterblumen, und die Sehnsucht seiner still bewegten Seele hat den Gottesgarten mit innigeren Augen angesehen als mancher Tourist, der keine Mauer kennt. Was Angelico als Poet mit lieber Hand pflückt und nachbildet, das findet in der derber zufahrenden Hand des tollen Frate sich zum üppigen Strauße des Frühlings zusammen. Fra Filippo ist Pantheist im romanischen Sinne und empfindet in seinem allzu offenen Herzen stark die Einheit alles Lebendigen, alles Warmen, alles Wachsthums. „Er sieht die Natur mit denselben Augen an wie das Weib; beide sind ihm in ihrem fruchtbaren Reichthum schön. So wird Fra Filippo auch der Entdecker der „Mutter" Erde." So falsch die einzelne Blüthe bleibt, so deutlich ist die Einheit des Waldes, der Wiese, des Gebüsches empfunden. Wer hätte das nicht dem bekannten Berliner Bild der Anbetung nachgefühlt!

In den hier angedeuteten Eroberungen scheint Methode zu liegen. Jeder dieser früheren Quattrocentisten wirft sich auf ein besonderes Feld. Das ist ja das Segensreiche für die Florentiner Kunst gewesen, daß jeder Nachfolger gewissenhaft da einsetzt, wo der Vorgänger nicht weiter gekommen war. Welch ein organisches Bild der Arbeitstheilung gegenüber dem isolirten Tasten und Sichtodtrennen in der deutschen Kunst jener Zeit.

Die Wegbereiter haben damit ihre Arbeit gethan. Der jetzt folgt, Botticelli, ist durchaus Poet und der Erscheinungswelt nur als Dichter zugethan. Alles ist ihm Hülle seiner Träume; sein Pantheismus ist nicht der animalische Fra Filippos, sondern der melancholische allseitiger Gebundenheit. Für das reiche Gewebe seiner Gedanken und Empfindungen brauchte er die farbigsten Muster der Welt da

Digitized by Google

draußen; aber nicht nachbildend stellt er diese dar, sondern sich ihrer bedienend zu leisen Beziehungen und reicher Symbolik. In Fra Filippos Wald rauscht das Bächlein, duftet die Wiese, summt der Schatten; in Botticellis Frühlingshain ist alles Wachsthum schon vollzogen, der Prozeß als solcher tritt zurück. Und doch war es dieser Poet, der zuerst das Meer entdeckte, und auf seinem Spiegel die Schaumgeborene an die toskanische Küste trug. Nicht der Strand Pisas gab ihm diese Kühnheit ein, sondern Polizians Gedichte, die der poetische Maler mit dem Pinsel umdichtete. Also selbst in Italien, dem Land der gesunden Augen, weist die Poesie den Weg bisweilen, um bisher Ungeschautes farbig abzubilden!

Die Betrachtung der seltsam geschichteten Felsen, an denen Minerva den Kentauren greift (Bild im Pal. Pitti), führt Rosen zu dem höchst interessanten Nachweis, daß wir hier so gut wie bei Desiderio da Settignano (Relief bei Herrn von Liphart), Verrocchio und Andrea Mantegna (Madonna in der Felsengrotte, Uffizien), die Steinbrüche bei Fiesole (Mugnoneschlucht) vor uns haben, aus denen damals wie heute die pietra serena gewonnen wurde, welche für die ornamentale Architektur, das Relief und die Freiplastik in Florenz eine so große Rolle spielt! Dieser Hinweis, zugleich mit dem späteren auf die Bildungen bei Sammezzano im mittleren Arnothal, die für Benozzo Gozzoli vorbildlich waren, gehört zu den Glanzstellen des Buches. Der stilkritischen Ergebnisse betr. Verrocchios wurde schon gedacht. Bei ihm ist der Mediziisarkophag in San Lorenzo die Fundgrube für Flora und Fauna. Die „eiserne" Palme auf der Taufe Christi bleibt aber auch bei Rosen unerklärt; sie muß symbolisch als „Wüstenbaum" zu fassen sein.

Gern berichteten wir noch über die Maler des umbrischen Landes, von denen Piero della Francesca mit Recht am höchsten eingeschätzt wird. Keiner steht so mit beiden Füßen auf der Erde und schöpft Antaeus gleich aus dieser Berührung täglich neue Kraft. Die Fresken in Arezzo führen ein bodenständiges Geschlecht von wilder Kraft und Energie vor, sodaß selbst der an Quattrocento-Skrupellosigkeit Gewöhnte zurückfährt! Die Landschaften dieses Künstlers, durch welche er Herr und Herrin von Urbino kutschirt, verrathen ein gleiches Naturgefühl für die weite Ebene und die Küste. Sie sind wirklich gesehen und Portraits jenes Landes, über welches Federigo von Urbino herrschte. — Doch es muß genug sein; das Buch giebt weiteren, für Venedig leider zu knappen Aufschluß. Mir scheint, der Verfasser empfinde an der Lagune weniger offen. Freilich handelt

Digitized by Google

es sich hier mehr um die Stimmung als um das Objekt. Wie soll die Stadt der Wellen Botaniker großziehen? Sie überläßt Toskana die Periode emsiger Eroberung und verharrt mit lächelndem Gleichmuth im goldenen Gewirk vergangener Zeiten, bis ihr Giorgione und Tizian die neuen Gewänder überwerfen, von deren großem Zauber geblendet man nicht mehr fragt, wie so etwas entstand. Der großzügige malerische Duktus der Hochrenaissance ist hier ebenso wie in Rom durch das Preisgeben des Einzelnen — man nennt das heute oft unnöthigerweise Weglassen des Unwesentlichen! — erkauft.

Ich meine, die Kunsthistorie hat Felix Rosen für das Buch vielfach zu danken. Sie wird sich darum auch damit abfinden, daß es ihr bisweilen zu breit dünkt und Bekanntes wiederholt wird. Rosen war vielleicht nur zu gut berathen, wenn er beim großen Publikum wenig voraussetzte und auch kulturhistorische Zusammenhänge nicht unterdrückte. So bietet sich hier eine geschlossene Darstellung der italienisch-nordischen Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts sub specie naturae. Bewältigung der einzelnen Naturformen, Verwendung im Sinne der natura naturans und Erfassung der Einheit dieser natura naturata — das sind die Grundgedanken. Eine Zeit, die auf die Schulung des Auges durch bewußtes Betrachten der natürlichen wie künstlerischen Gebilde hinarbeitet und das Reisen, das heute meist zerfahren macht, wieder zu einem methodisch bereichernden Faktor umbilden möchte, hat für dies Buch doppelt dankbar zu sein.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Leopold Ziegler, Das Wesen der Kultur. Eugen Diederichs Verlag, Leipzig. 1903.

Ein Jeder führt das Wort „Kultur" im Munde, aber nicht Alle werden sich eines bestimmten Begriffes dabei bewußt sein. Einen Versuch, ihn zu finden, stellt das vorgenannte Buch Zieglers dar, und zwar unternimmt es der Verfasser, „die Kultur aus dem zu begreifen, aus welchem sie einzig verstanden werden kann, aus der Nothwendigkeit ihrer Entstehung, aus dem Zweck, den sie dem Menschen bei ihrer Entstehung erfüllte."

Nicht auf historischem Wege, welcher die Nothwendigkeit der Kulturentstehung unerklärt lassen würde, sondern durch ein psychologisches, dialektisches Verfahren will Ziegler das Werden der Kultur klarlegen aus einer fortschreitenden Nöthigung innerer Triebkräfte, die von Gestaltung zu Gestaltung fortdrängt, bis der Reichthum der menschlichen Beziehungen zu Natur und Welt das werden durfte, was man gemeinhin als Kultur bezeichnet.

So stellt er fest, daß die bewußtlose Natur den Menschen im Verlaufe ihres Entwicklungsprozesses zunächst einem Zustand überliefert, wo sie ihn mit vollkommener Hilflosigkeit der Nothwendigkeit gegenüberstellt, die unbewußte Zweckmäßigkeit ihrer eigenen Gesetze zu verlassen und durch die bewußten Gesetze seiner reflektirenden Kraft zu ersetzen. „Die bewußten Zweckgedanken, vom Menschen in äußerster Noth erfunden, um sein arbeitendes Dasein zu fristen, werden von ihm bald als die Symbole seiner ihm eigenthümlichen Freiheit, als Zeichen seiner Menschlichkeit und Außernatürlichkeit verstanden. Der Zweck der menschlichen Arbeit ist aber nothwendig den Irrthümern des Bewußtseins überliefert, jenen Irrthümern, deren langsame Richtigstellung eigentlich die menschliche Entwicklung ausmacht". Den ersten Zweck entnimmt der Mensch seinem Instinkt der Selbsterhaltung. Durch die individuelle Selbstzwecksetzung erfolgt der Bruch mit der Natur, die Revolution der individuellen Besonderheit gegen die Idee der Gattung. Daraus erwächst der Wille zur Freiheit von der Naturkausalität, welcher sich zum Eudämonismus erweitert,

Digitized by Google

denn, „so lange der Mensch in dem Glauben befangen ist, als sei das Leben die Verwirklichung seines Ichs, d. h. die bedingungslose Durchsetzung seines Lebensinstinktes, so lange muß er auch Leben und Eudämonie einander gleichsetzen". Das Korrelat des Menschen als Selbstzweck ist die Natur als Mittel für den Menschen. Soll sie ihm ein zweckmäßiges Mittel sein, so muß er ihre Kräfte umformen, was aber nur wieder durch Anwendung eigener Kraft möglich ist. In diesem mechanischen Kampfe gegen die objektiv reale Natur sinkt der Mensch gewissermaßen unter die Stufe des organischen Lebens wieder herab. Doch dieser Kampf muß sein, das erheischt der menschliche Zweck der Naturbefreiung; aber unversehens wird er auch zum Kampfe gegen den Menschen selbst, indem er zu dessen eigener Mechanisirung führt. In dieser fortschreitenden Mittelbarmachung der Naturgesammtheit haben wir die Zivilisation zu erkennen. Sie ist: „praktisches Verhalten durch den bewußten Zweck der Glückseligkeit bestimmt." Ueber sie hinaus vermag den Menschen zuerst das ästhetische Verhalten zu bringen. Der Schein befreit ihn in zweierlei Hinsicht: erstens von der Naturbedingtheit, zweitens von der Illusion. So lange sich der Mensch ausschließlich praktisch verhält, wird er unbarmherzig mitbetroffen von jeder realen Veränderung des von ihm gewollten Zustandes. Indem er aber diesem realen Verhältnisse entsagt durch Auflösung der Dinge in ihren reinen Schein, stellt er sich im Geiste über die Natur. Allerdings sind auch dann die Beziehungen sowohl der Dinge untereinander als derselben zum Menschen nicht unterbrochen, sie sind nur ihrer Realität entkleidet und zur Scheinhaftigkeit verklärt. Es ist deshalb keine reale Befreiung, welche sich über die überall herrschende Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit erheben könnte, sondern eine solche, welche die unverbrüchlichen Gesetze in sich selber aufhebt, indem sie auch für den reinen Schein ihre Unumgänglichkeit anerkennt. Der Illusion andererseits raubt das ästhetische Verhalten den Stachel der Täuschung, indem es von einem objektiv realen Korrelate der subjektiven Vorstellungsinhalte absieht. Aber der Mensch kann in dem Zustande der ästhetischen Betrachtung nicht lange ausschließlich verharren. Sobald er die rein logische Natur des ideellen Gesetzes als den letzten Grund für sein ästhetisches Vergnügen zu ahnen beginnt, nöthigt ihn sein Erkenntnißtrieb zu einer ungetheilten Antheilnahme an dieser Gesetzmäßigkeit selbst. Damit erweist sich das ästhetische Verhalten als eine Uebergangsstufe vom rein praktischen zum theoretischen Verhalten. Den Vorgang des wissenschaftlichen Verhaltens bestimmt der Verfasser nach einer eingehenden Darlegung desselben als die „Selbstbewußtwerdung des Unbewußten". Sehr richtig bezeichnet er u. A. dabei als das Kriterium für die Entwicklung der Wissenschaften nicht deren fortschreitende unterschiedliche Gliederung, nicht die Aufspeicherung eines unübersehbaren Beobachtungsmaterials, wie z. B. in der Naturwissenschaft, sondern die Synthese ihrer Entfaltung, ihre einheitliche Gestaltung und Wiederspiegelung in einem menschlichen Geistesleben, einem mikrokosmischen

Digitized by Google

Bewußtsein. Deshalb beruht unsere Zukunft ausschließlich auf dem Anschluß an die deutsche Philosophie, in dem Sinne, daß nur diese den Glauben an den objektiven und uns doch immanenten Zweck aller entwicklungsmäßigen Arbeit verbürgen kann durch das Dasein eines allen innewohnenden und in allen identischen unbewußten geistigen Selbstes. Um von dem theoretischen Verhalten in der Philosophie als der Lehre vom all-einen kategorialen Subjekte zur Religion zu gelangen, bedarf es des Hinzutrittes des Willens zur „Erlösung", d. h. zu einem heiligen Leben. „Wäre im Erkennen die menschliche „Selbst"-Befreiung vollzogen, so wäre die Religion ein überflüssiges Verhalten, denn das Erkennen ist erst der Anfang des religiösen Lebens. Aber der uns immanente Gott will mehr als nur erkannt sein, Gott will sein, er will sich durchsetzen, er will nicht Freiheit im Sinne von Bewußtheit, sondern er will Erlösung, d. h. Umgestaltung der Wirklichkeit nach dem Maße seines Erkannt-Seins." Erst mit der Religion erklärt daher Ziegler den Zauberkreis für geschlossen, in welchem sich der Mensch seit seinem Verlassen der Zivilisation befunden hatte. „Indem sie ebenso mit dem theoretischen Verhalten bricht, wie dieses zu seiner Zeit dem praktischen entsagt hatte, kehrt sie synthetisch zu der ursprünglichen Verhaltungsweise zurück, die eine praktische war. Aber diese durch lange Irrfahrt geläuterte praktische Beziehung des religiösen Menschen ist im Vergleich zur Zivilisation die höhere Synthese, eine Beziehung, welche nicht mehr das menschliche (unbewußte) Selbst in seinen letzten und höchsten Kundgebungen aus-, sondern einschließt. Erst in der Religion wird der Mensch mithin befähigt, eine neue, eine erlösende Wirklichkeit nur nach den Gesetzen seines (unbewußten) Selbstes zu gestalten, diese neue Wirklichkeit ist aber die Kultur."

Wer dem Autor in seinem Buche bis hierher gefolgt ist, wird nicht anstehen, zuzugeben, daß seinem dialektischen Verfahren eine zwingende Logik innewohnt, aber er wird einwenden, daß in Wirklichkeit der Kulturprozeß doch wohl nie und nirgends sich genau in diesen Bahnen bewegt habe. Der Verfasser ist sich denn auch selber dieser Inkongruenz seiner dialektischen Konstruktion wohl bewußt; er weiß, daß die Idee, welche zu Grunde liegt, zwar wie überall ein Letztes und Einfaches ist, das aber in seiner Anwendung auf die Wirklichkeit eine unendliche Fülle von Verschiedenheiten und Variationen bedingt. Seine Methode sollte sich ja auch nicht mit den wirklichen historischen Vorgängen decken oder ein genaues Abbild von ihnen liefern, sie sollte, wie man sich erinnern wird, dazu dienen, den einzig zutreffenden und zugleich höchsten Kulturbegriff zu finden.

Die Kultur, welche der religiösen Förderung nach Verwirklichung eines Daseins, das durch die zunehmende Erkenntniß des Selbstes bestimmt ist, entspräche, welche somit „aus der Erkenntniß die Erlösung schüfe", müßte, nach des Verfassers Ansicht, aus einer synthetischen Vereinigung sowohl des antiken Humanitätsgedankens als auch unseres eigenen deutschen oder germanischen Begriffes einer menschlichen Kultur mit dem Geiste des

Digitized by Google

indischen Ariers erstehen. War doch die ganze Entwicklung der deutschen Philosophie von Fichte, ja von Kant bis einschließlich Eduard von Hartmann in gewissem Sinne eine Vorbereitung für die Aufnahme der indisch-brahmanischen Grundgedanken, eine langsame Entdeckung des Selbstes als einer Einheit des menschlichen Wesens mit Gott. Dann ergäbe sich endlich das, was wir unter Kultur zu verstehen haben, nämlich: „die Gesammtheit aller Beziehungen des Menschen zum objektiv daseienden, ewig bewußtlosen Weltgeiste, der im Menschen zum Bewußtsein seines eigenen Willens gelangt und dessen Richtung den Selbstbefreiungsprozeß des unbewußten göttlichen Wesens im menschlichen Bewußtsein und Dasein bedeutet. Die Geschichte der Kultur ist demnach die Geschichte der im Menschen frei werdenden Göttlichkeit; der Werth der Kultur beruht auf dem Grade, in welchem der Mensch die Befreiung Gottes zu fördern vermag. Nicht im Uebermenschen endet der große Befreiungsgang des Menschen — sondern im Gottmenschen, nicht die Sehnsucht Nietzsches, sondern die Gedanken Hegels mögen sich in uns verwirklichen: das Bewußtsein Gottes ist das Bewußtsein des Menschen von Gott — nur das kann Kultur heißen." Die Ziele der Kultur und der Religion sind somit einander gleich; beide unterscheiden sich nur dadurch, daß erstere alle Beziehungen zum unbewußten Weltgeist unter sich befaßt, während die Religion ihr Wesen in die praktischen Verhältnisse setzt und das theoretische sowie das ästhetische Verhältniß zu Gott ausschließt, mithin ist auch die Kultur Gottesdienst.

Mit diesen Erklärungen wäre denn von Ziegler nunmehr das Wesen der Kultur endgiltig richtig gekennzeichnet. Von der Warte dieser neuen Erkenntniß wirft er dann noch vergleichende Blicke auf das Verhältniß zwischen „Kultur und Natur" sowie zwischen „Kultur und Zivilisation". Auch in der ersteren Betrachtung gelangt er zu dem Ergebniß: „daß der Kulturmensch identisch sein müsse mit dem Gottmenschen. Denn der bewußtlose Naturgeist, der vom Menschen erkannt wird als die höchste Macht über die bewußte Freiheit, das handelnde Schicksal in der Geschichte ist ja eben Gott; der Mensch aber, der sich diesem Geiste hingiebt, als den göttlichen Willen zu dem seinen erhebend, ist der Gottmensch. Obwohl das Wesen dieses Gottmenschen darin besteht, daß er in sich die Natur überwindet, so steht er doch in einem höheren Sinne der Natur näher als der Mensch schlechthin. Denn diese Naturüberwindung ist der Sieg des Bewußtseins über alles triebartig Unbewußte, über Alles, was nur geahnter oder gefühlter Instinkt ist. Gerade diesen Ueberwindungsprozeß stellt aber auch die ganze Natur dar. Wenn die Entwicklungshypothese der gegenwärtigen Naturwissenschaft recht hat, daß die ganze Natur eine Genesis der höheren aus den niederen Organismen darstelle, so ist auch die Natur ein Zu-sich-Selbst-Kommen Gottes, wie das Leben des Gottmenschen. Denn die höheren Organismen sind keine anderen als die mit einem umfassenderen und reicheren Bewußtseinsinhalt ausgestatteten: der Maßstab

Digitized by Google

dieses Hoch und Nieder im Reigen der Naturtotalität ist das Bewußtsein, welches in seiner gesteigerten Form Selbst-Bewußtsein, im höchsten Naturwesen eins wird mit dem Gottes-Bewußtsein." Bei der Konfrontation von „Kultur und Zivilisation" findet er, daß die Kultur erst da eine Möglichkeit wird, wo ein wirklicher Kraftüberschuß frei wird, d. h. wo nicht alle menschliche Thätigkeit durch den Befreiungsprozeß von der Natur aufgesogen wird, und daß es dagegen die Kultur ist, welche die Zivilisation erst sittlich rechtfertigt. „Wenn ohne Kultur der Wille des Menschen bestimmt ist durch die Vorstellung der Glückseligkeit, wenn ohne die zunehmende Einsicht in das Wesen der Welt und in die Beschaffenheit dieses Glücks alle menschliche Energie ohne Rettung vergeudet würde im Daseinskampfe um die Verwirklichung dieses Glückes — so liegt es im Vermögen der Kultur, die Zivilisation in sich selbst zu läutern und wenigstens ihre frühere Motivation durch eine andere zu verdrängen. Die Kultur kann die Zivilisation nie überflüssig machen, weil sie selbst auf ihr Dasein gegründet ist, aber sie kann mit dem täuschenden Beweggrunde brechen, welcher ursprünglich zur Zivilisation getrieben hatte. Daß die Zivilisation ihrem Wesen nach Befreiung ist, Ueberwindung der elementarsten Naturschranken Raum und Zeit, darin liegt ihre Verwandtschaft mit der Kultur. Was sie von dieser scheidet, ist die Motivation, die sie ins Leben rief. Wird diese Motivation eine andere, so wird die Zivilisation in die Kultur selbst aufgenommen, der Befreiungsprozeß von der Natürlichkeit eine Vorstufe des sich befreienden Geistes. Die Zivilisation hat in überwiegender Ausschließlichkeit zwar gar keine menschliche und ethische Bedeutung, wird aber als Grundlage einer Kultur zu einem unerläßlichen Postulat."

Mit diesen Auszügen und Andeutungen aus dem gedankenreichen Werk müssen wir uns hier begnügen. Freudig begrüßen wir sein Erscheinen im Interesse eben der Kultur, die es vertritt. Ueberwiegend von dem erhabenen, idealen Geiste der Hartmannschen Philosophie beseelt, erhebt es sich mit kühner Jugendkraft hinan zu den Höhen gottmenschlichen Denkens. Möge es ihm vergönnt sein, in dem anspruchslosen, billigen Gewande, das ihm die Verlagshandlung gegeben, vielen Lesern zu begegnen, die seinen inneren, edlen Gehalt zu schätzen wissen, damit es in unserer glaubensarmen, metaphysikscheuen, in theoretischem und praktischem Materialismus befangenen Zeit seinen Läuterungszweck erfülle und sie zu jener Kultur leite, die es meint. Seine begeisterte Sprache läßt es an Aufmunterung und Anregung hierzu nicht fehlen.

Homburg v. d. H. Anton Korwan.

Digitized by Google

Literatur.

Paul Bastier, Lector à l'université de Koenigsberg: La mère de Goethe d'après sa correspondance. Paris 1902.

Wir besitzen eine ausführliche Biographie über Goethes Mutter von Karl Heinemann. Sie umfaßt 335 Seiten großen Formats bei kleinem Druck und sieht trotz der eingestreuten Bilder aus wie ein wissenschaftliches Werk. Ich möchte daher zweifeln, ob das Buch seinen ausgesprochenen Zweck, ein Familienbuch zu werden, erreicht hat. Die Abneigung gerade der wohlhabenden Klassen in Deutschland gegen den Selbstbesitz von Büchern ist ja unüberwindlich; kommt noch ein unhandliches Format hinzu, so hat es das schönste Buch schwer, sich auch nur zur üblichen Geschenkliteratur hindurchzuringen. Das Buch von Bastier gewährt äußerlich den Anblick des üblichen französischen Romanbandes: 264 Seiten kleineren Formats bei großem, sehr deutlichem Druck auf starkem Papier. Die Erscheinung ist vornehm, es läd förmlich zum Lesen ein, und der Preis ist billig. Es ist nicht zu zweifeln, daß es nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland gelesen werden wird.

Bastier schreibt für französische Leser, die der Mutter Goethes nicht das warme Herzensinteresse entgegenbringen, wie es beim deutschen Leser vorausgesetzt werden darf. Daher hat er es nicht auf ein vollständiges, abgerundetes Lebensbild abgesehen, auch nicht auf ethische Vertiefung, sondern auf den interessanten Charakter, die humorvolle Briefstellerin. Er will in ihr „von einem mehr objektiven Standpunkt, nach französischer Art, das menschliche Individuum studiren". Sein Buch soll ein Unterhaltungsbuch sein. „Wenn das dankbare Deutschland gewissermaßen kindliche Gefühle gegen die Mutter seines größten Dichters hegt, wer will uns Franzosen das Recht verwehren, in ihr die erste Briefstellerin von jenseit des Rheins zu schätzen und uns literarisch zu unterhalten (divertir) an ihrer geistreichen und munteren Phantasie?" (S. 8.)

Die Einleitung begründet auf 8 Seiten das Recht dieser Frau auf eigenen Ruhm und entwickelt in wenigen vortrefflichen Strichen das allgemeine Charakterbild. Diese wenigen Seiten sind für den deutschen Leser vielleicht das Genußreichste am ganzen Buch, theils durch das, was der Franzose an der deutschen Frau auffaßt, theils durch die Art, wie er das Aufgefaßte ausdrückt. Sie variiren im Allgemeinen die beiden Sätze, die zugleich als Stilprobe gelten können: Partout dans ses lettres la joie de vivre déborde, non une joie brutale, mais une joie philosophe et raffinée (S. 2) . . . Non seulement elle fut heureuse, mais elle sut faire rayonner son bonheur, et nous ne savons ce qui nous ravit le plus de son exquise bonté ou de sa sérénité.

Die beiden ersten Kapitel (Elisabeth Textor und Madame la conseillere Impériale) geben einen geschichtlichen Ueberblick über ihre Mädchenzeit, ihre Ehe, ihr Verhältniß zum Sohn und zu den jungen Dichtern

Digitized by Google

bis etwa 1775, bis sie die „Frau Aja“ wird. Dieser Abschnitt ist ersichtlich nach Heinemanns Buch gearbeitet, wie ein Vergleich von S. 21 f. mit Heinemann S. 13 (Elisabeths Verheirathung) ohne Weiteres beweist. Dabei ist es nicht ohne Mißverständniß abgegangen. Die sonderbare Ansicht, daß Goethes Großvater väterlicherseits erst das Schmiedehandwerk gelernt und es dann mit dem des Schneiders vertauscht habe (S. 22), scheint mir einer Verwechslung der Wortbildung „Schmiede-“ und „Schneider-“ ihre Entstehung zu verdanken. Die Heranziehung der Olimpia aus „Erwin und Elmire“ als Kronzeugin für die Erziehung von Elisabeth Textor (S. 11) ist scheinbar ohne Vergleichung mit der Dichtung selbst der Vorlage entnommen: es fehlt, wie bei Heinemann, der Hinweis, daß es sich hier um die erste Bearbeitung, nicht um die römische Umarbeitung (die keine Olimpia kennt) handelt; die Schreibung „Olimpia“ scheint er für einen Druckfehler zu halten, denn er verbessert sie in „Olympia“; endlich begegnet ihm das Mißgeschick, einen Theil der Rede Olimpias als Brief der Mutter Goethes an ihren Sohn einzuführen (S. 13): Ton père, écrit-elle encore à son fils, n'a jamais eu à rougir de moi etc.), wobei allerdings ein Satz mehr zitirt wird, als Heinemann giebt (S. 12). — Dergleichen Ungenauigkeiten (um das hier gleich vorwegzunehmen) finden sich in dem Buche mehrere. Die Herzogin-Mutter von Weimar heißt beharrlich Marie-Amélie; Frau von Stein wird S. 192 eingeführt als veuve et mère de sept enfants (von denen aber nur noch drei lebten), de tempérament maladif; Bettina Brentano gilt ihm, wie die Rückverweisung von S. 224 auf S. 92 beweist, als Tochter der Luise Laroche, der jüngeren Schwester der Maxe, obwohl mit dieser Auffassung die Bemerkung auf S. 223: la mère de Bettina avait été ardemment aimée par le jeune Wolfgang in unauflöslichem zeitlichem Widerspruch steht.

Einspruch muß erhoben werden gegen die Charakteristik von Goethes Vater. Sie wird gewonnen, indem die Züge aus Heinemanns nicht gerade milder Beurtheilung bis zur Verzerrung übertrieben werden: persévérant jusqu'à l'entêtement, soigneux jusqu'à la manie, ferme jusqu'à la rigueur klingt zwar deklamatorisch voll, giebt aber mehr typische als auf die Person passende Züge. Von dem „schmutzigen Geiz“ (ladrerie S. 27) des alten Goethe nach Veröffentlichung seines Haushaltungsbuchs*) zu reden, ist geradezu Verleumdung. Wer für Wohlthätigkeit, für Wissenschaft und Kunst, für Ehrenausgaben aller Art eine so offene Hand hatte und die Seinigen in allen Bedürfnissen so reichlich ausstattete, bis auf den Monatswechsel des studirenden Sohnes, wie es jene Veröffentlichung bezeugt, der sollte vor dem härtesten Vorwurf doch geschützt sein und verdiente, daß man sich zur Erklärung seiner Sparsamkeit nach besseren Gründen umsähe. In der Ehe dieses „vernünftigen“ Mannes soll l'amour-passion keine Rolle gespielt haben (S. 31): wahr, wenn passion die Art

*) Weimars Festgrüße 1899.

Digitized by Google

von Liebe meint, die wir aus französischen Romanen und deren deutschen Ablegern kennen; wenn wir aber darunter die Tiefe des Gefühls verstehen, die auf die Wurzeln der eigenen Existenz hinabreicht, so redet wiederum das — Haushaltungsbuch eine vernehmliche Sprache. Der Verfasser sei auf dessen 69. Seite verwiesen. Ueberhaupt dürfte einem Manne die Fähigkeit der Leidenschaft nicht abgesprochen werden, der sich durch seine auflodernde vaterländische Gesinnung in die bekannte Lebensgefahr brachte, und dessen uneigennützige Begeisterung für Friedrich II. so wohlthuend gegen die weniger uneigennützige Kaisertreue des schwiegerväterlichen Stadthauptes absticht. Selbst der Vorwurf der Pedanterie, der ja seine gute Berechtigung hat, erleidet eine Einschränkung durch den wahrhaft weisheitsvollen Erziehungsplan, den er mit dem jungen Wolfgang befolgte. Daß er auch seine Tochter damit quälte, erklärt sich bei dem Einsamen aus dem Mangel eines vergleichenden Maßstabes. Und auch dem Sohne gegenüber war er doch nicht so eigensinnig, daß er nicht Abweichungen zugelassen hätte, wo er gute Wirkungen davon sah. Die große Freiheit, die der junge Goethe im Hause genoß, lediglich der mütterlichen Vertuschungskunst zuschreiben, heißt zudem der Ehrlichkeit der Gattin zu nahe treten. Diese wird den Gatten im Stillen überredet, aber nicht im Bunde mit dem Sohne heimlich betrogen haben. Nur diese Auffassung paßt in den Ton dieses Hauses hinein; mit der Vorstellung von dem „unbeugsamen Eigensinn" stimmt sie freilich nicht überein. Bastier läßt den Verkehr von Vater zum Sohne sogar im „barschen Tone" (ton bourru 5) S. 2 sich vollziehen, und er rechnet dahin das harmlose Räthsel- und Spruchspiel, in dem der Vater seine gutbürgerliche Abneigung gegen den Fürstendienst ausspricht! — Für die Art des alten Goethe hat Heinemann wohl das bezeichnendste Wort gefunden: eine „unfrohe Natur"! Er gehörte zu den Menschen, die immer nur nach Grundsätzen, nie aus Natur, aus unmittelbarem Gefühl handeln. Solchen Menschen fehlt die Grazie des Auftretens, aber sie bilden im Gesammtleben der Nation einen sehr nothwendigen Einschlag ins Gewebe, und der alte Goethe, wenn wir die theils närrischen und theils schlimmen Käuze, welche das zeitgenössische Frankfurt in ähnlichen Lebenslagen erzeugte, neben ihn stellen, nöthigt uns entschiedene Achtung ab. Es wäre darum an der Zeit, daß das übliche Charakterbild des knurrenden Wauwau, das nun so lange durch die Literaturgeschichten läuft, endlich revidirt würde. Bastier ist wohl durch das Bedürfniß des Kontrastes verführt worden, so düster zu malen. Aber er muß doch selbst zugestehen, daß der Einfluß dieses ernsten und eckigen Vaters auf den Sohn der „glücklichste und dauerhafteste" gewesen ist (S. 28). Man darf noch weiter gehen und sagen, daß der läßlichen und bequemen Mutter die Erziehung dieses Sohnes wahrscheinlich mißlungen sein würde. Bastier sucht daher auf einem Umwege dem Alten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Im Widerspruch zu der gewöhnlichen Meinung nennt er den Dichter bien vraiment le fils de son père (S. 29); er findet

Digitized by Google

in dem „Goethe der Vollreife“ (wie er sich seit der italienischen Reise entwickelte) „die bis zur Vollendung getriebene Idealisirung dessen, was sein Vater gewesen“ (S. 28). An einer späteren Stelle (S. 237) vertheilt er den Antheil beider Eltern dahin, daß der Vater ihm das „Genie“ (den Kern der Persönlichkeit), die Mutter das „Talent“ (die dichterische Kraft des „Formens“) gegeben habe. Bemerkenswerth sind die folgenden Sätze: „Wenn der Dichter des „Faust“ zum Vater den Sprößling einer altangesehenen Bürgerfamilie (l'issu d'une vieille race bourgeoise) gehabt hätte, wie es die Voreltern von Frau Aja waren, so wäre er vielleicht ein geistreicher Tadler und Kritiker, aber sicherlich kein Genie geworden. Mit seinem, zierlichem Witz hätte er sich zum unfruchtbaren Nörgeln geneigt; die Kühnheit des Schaffens hätte er nicht gefunden.“ Dazu gehörte la sève robuste, populaire, „l'esprit ouvrier“ des Vaters. Sehr schön, nur würde es noch überzeugender wirken, wäre uns eben dieser Vater vorher nicht als ein beschränkter Polterer und halber Tropf vorgestellt worden!

Bastier urtheilt sogar höchst paradox, daß Goethe recht wenig von dem spezifischen geistigen Wesen seiner Mutter hatte. Dieses, was er l'esprit de Mme. Aja nennt, aus ihren Briefen herauszuholen, zu zergliedern und darzustellen, ist nun die eigentliche Aufgabe seines Buches. Er löst sie, indem er den gesammten veröffentlichten Briefwechsel unter verschiedenen Gesichtspunkten exzerpirt und nach Sachen ordnet, wobei er die Briefstellerin möglichst viel selbst reden läßt. Dazu bedarf es einer umfangreichen Uebersetzerarbeit. Wenn man die Eigenthümlichkeiten des Briefstils der Frau Rath bedenkt, so muß man sagen: es gehörte für einen Fremden schon recht viel Liebe zur Sache dazu, um vor dieser Arbeit nicht zurückzuschrecken. Die Frau Rath hat bekanntlich weder eine Orthographie noch eine Satzbildung: sie bezeichnet diejenigen Laute mit Buchstaben, die beim Sprechen in ihrem Ohre klingen; und sie stellt diejenigen Worte zusammen, die beim Sprechen eine natürliche Gruppe bilden, und macht, wo man Athem holt, einen Gedankenstrich, andere Interpunktionszeichen kennt sie kaum. Sie ist also im verwegensten Sinne Phonetistin und Individualistin. Das muß dem Fremden schon für das Verständniß ungeahnte Schwierigkeiten bereiten, die Herr Bastier denn auch gelegentlich mit gutem Humor hervorhebt (S. 257). Die Schwierigkeiten müssen aber noch wachsen, wenn es sich um Uebertragung in die fremde Sprache handelt, noch dazu in die französische, die wir uns ohne elegant abgezirkelte Sätze nicht denken können. Herr Bastier sieht daher mit gutem Recht von einer Wiedergabe des Wortlautes überhaupt ab. Er bildet vor Allem ordentlich gegliederte Sätze und bemüht sich im Uebrigen nur, den Ton, der die Musik der Frau Rath macht, zu treffen. Und das ist ihm bewunderungswürdig gelungen. Freilich, übersetzt man versuchsweise ein Stück rückwärts ins Deutsche und vergleicht es mit der ursprünglichen Vorlage, so hat man meist zwei Texte, zwischen denen kaum noch eine allgemeine Familienähnlichkeit besteht; liest man aber das Französische für sich, so kann man die leibhaftige Frau Aja

Digitized by Google

zu hören glauben. Seine Technik ist die, daß er sich von seiner Vorlage fast nur den Gedanken geben läßt, das sprachliche Gewand aber mit vollkommener Freiheit aus dem Stoff der französischen Umgangssprache schafft, wie ja auch die Schreiberin ihre Wendungen der Umgangssprache entnahm. So wirft er auch die Sätze zusammen oder zerschneidet sie, unterbricht den Fluß der Rede durch Interjektionen, ganz wie es ihm gut scheint. Die Grenzen solcher Freiheit lassen sich nicht von vornherein bestimmen, sondern nur nach dem Erfolg beurtheilen, und da muß man sagen: wenn es überhaupt möglich war, so ist es hier gelungen, dem französischen Leser, der das deutsche Original wohl niemals in die Hand bekommen wird, eine Vorstellung von dem eigenartigen Wesen dieser Frau zu geben. Hier und da kommt ein kleines Mißverständniß vor. Ein solches, das zugleich die Uebersetzerarbeit veranschaulichen kann, findet sich S. 173: Frau Rath beklagt sich (12. Oktober 1800) ihrem Sohn gegenüber über den Hanswurst auf der Frankfurter Bühne und giebt eine Probe seiner faden Witze: „i hab sein Kragen sei Knopf, het i a sei Kopf!" Bastier nimmt das für einen eigenen Zornesausbruch der Schreiberin und übersetzt: „Ah! si elle le tenait au collet, il passerait un mauvais quart d'heure!" Am 14. November 1807 schreibt sie (an Christiane, nicht an ihren Sohn): „Bei so stürmischem Wetter bleibe ich zu Haus, wer mich sehen und hören will, muß mir eine Kutsche schicken." Bastier übersetzt: „et qui veut me voir ou entendre, n'a qu'à m'envoyer chercher en voiture" (S. 245): er verwandelt das „der muß schon" in ein „der braucht nur", die Erschwerung in eine Erleichterung (oder sollte das n'a qu'à ironische Färbung haben?). Ebenso scheint S. 250 die prosaische Wiedergabe der poetischen Epistel an Thusnelda auf mißverständlicher Uebersetzung zu beruhen, denn Niemand wird darin den Inhalt des Originals*) wiedererkennen.

Doch das sind Kleinigkeiten. Die Hauptsache ist, daß der Verfasser sich mit Liebe und Verständniß in seinen Gegenstand hineingedacht hat. Davon zeugt (neben der schon erwähnten Einleitung) das Kapitel über die Lebensweisheit der Frau Aja (Sa philosophie). „Frau Aja ajate", schreibt sie (19. Juni 1781) an ihren Sohn. Dazu bemerkt Bastier (S. 63): „Ajaen (ajater)! Dieses von ihr geprägte Wort malt sie ganz wie sie ist. Ajaen — das heißt Geschichten erzählen, flinkweg eine über die andere: das heißt eine lebhafte Unterhaltung führen, deren Kosten oft ihr großer Sohn bestreiten muß; das heißt ein schönes Märchen erzählen: „Es war einmal . . ." mit ausdrucksvollen Geberden und sprechenden Augen; das heißt, ihren Gästen die Lust erwecken, daß sie immer in ihrer Nähe leben möchten; das heißt hinreißen, fesseln, in Erstaunen setzen, derart, daß diejenigen, welche sie zum ersten Mal sahen und beim Kommen sie beneideten, daß sie einen Sohn habe wie Goethe, beim Weggehen Goethe glücklich priesen, daß er eine Mutter habe, wie diese." Treffend und beredt hebt

*) Robert Keil, Frau Rath. S. 230.

Digitized by Google

der Verfasser an ihr hervor die Klarheit und Selbstsicherheit, die Freude am Leben, die zwischen Optimismus und Pessimismus den sicheren Boden der Erfahrung behauptet, die in dem als nothwendig erkannten Wechsel von Freude und Leid die Freude mit vollen Sinnen und aller Kraft des Bewußtseins genießt, das Leid, wo es unvermeidlich ist, ohne Bitterkeit und Zorn auf sich nimmt und auf das Bessere wartet — „den Teufel verschluckt, ohne ihn viel zu besehen" (S. 53) — wo es bekämpft werden kann, ihm kühn die Stirne bietet oder ihm durch Humor den Stachel nimmt — kurz, die von Natur und durch Erfahrung gefestigte Persönlichkeit, die durch alle Zustände sich behauptet, aus allen Zuständen Nahrung für sich zieht und der Sorge, die ihren sicheren Gang stören will, wie Faust zuruft: „Deine Macht — ich werde sie nicht anerkennen!" Und das Alles ohne Zurüstung, ohne Geräusch, ohne Reibung, im selbstverständlichen Vollzug ihres inneren Lebens.

Hier ist indessen zu einer Berichtigung Anlaß. Nach Bastier gehört wie schon erwähnt, nur der junge Goethe der Mutter, der alte dem Vater So einfach läßt sich die Theilung doch nicht vollziehen. Das Konstituirende an unserem Goethe ist doch gerade die Zähigkeit der „Entelechie", die Kraft der Persönlichkeit, die sich durch allen Wechsel der Zustände hindurch behauptet und ihn zur inneren Bereicherung benutzt. Sie fehlte dem Vater, der vielmehr den Eindrücken von außen erlag. Sie ist das wesentliche Erbtheil der Mutter, eben das, was der Sohn ihre „Frohnatur" nennt. Diese hatte aber in der Mutter ihre sehr bestimmte Werthgrenze: Frau Aja begnügte sich am eigenen Wohlbehagen; sie griff nicht über sich hinaus und wirkte nicht anders als durch ihr bloßes Sein. Hier tritt dann der Ernst des „arbeitsamen Vaters" ergänzend beim Sohne ein, aber mehr als Hilfstruppe: er hilft ihm aus der Welt unermüdlich den Stoff sammeln, an dem er sich zu der neuen Erscheinung des universalen modernen Menschen entwickelte. Dieser väterliche Ernst trat naturgemäß im Alter mehr hervor als in der Jugend, er fehlt aber auf keiner Lebensstufe. Die mütterliche Gabe der formenden Phantasie hat dann wieder das Werk gekrönt und seine Lebensernte durch die dichterische Darstellung für die Menschheit fruchtbar gemacht. So bleibt gegen Bastier doch der alte Satz aufrecht, daß Goethe, und nicht bloß le jeune Goethe (S. 261), „der Sohn seiner Mutter" ist, daß er von ihr und nicht vom Vater den Kern seines Wesens — sein ‚génie' — hat.

Unter den folgenden Ueberschriften wird hierauf der Briefwechsel nach allen Seiten durchackert: Sa personne et le train-train de son existence — Ses relations avec la Duchesse de Weimar — L'histoire anecdotique des guerres — Goethe intime — Maman Aja et le théâtre — Sa mort. — Daß der Verfasser die Briefe, die er mittheilt, nur ausnahmsweise datirt, darf man ihm nicht zum Vorwurf machen. Er will ja seine Leser nicht zum Nachforschen anleiten, sondern unterhalten, und für diesen Zweck ist das Zeitverhältniß der Briefe gleichgiltig. Eine Entwicklung der

Digitized by Google

Persönlichkeit der Frau Rath spiegelt sich nicht darin: sie ist in dem letzten, der kurz vor ihrem Tode geschrieben wurde, genau dieselbe wie in dem ersten uns erhaltenen. Aus welchem Jahr eine Aeußerung von ihr stammt, trägt darum für ihr Charakterbild nichts aus. Was man dagegen gewünscht hätte, das ist, daß der Verfasser diesen zahlreichen Briefstellen einen stärker gezeichneten Hintergrund gegeben hätte, auf dem sie mehr den Eindruck eines zusammenhängenden Bildes hätten hervorrufen können. Ohne diesen wirken sie auf die Dauer doch wie die vereinzelten zitternden Sonnenflecken auf dunklem Waldboden: sie ermüden das Auge. In keinem Kapitel wird dieser Mangel unmittelbarer empfunden und in keinem wäre ihm leichter abzuhelfen gewesen als in dem über die Kriegsgeschichte der Zeit. Wir erfahren von den verschiedensten Einquartierungen, Besetzungen, Belagerungen, Beschießungen; aber der Leser sitzt dabei wie in einem dunklen Zimmer, wo er den Lärm von allen diesen Vorgängen anhören muß, ohne sich über ihren Zusammenhang Rechenschaft geben zu können. Daß der Verfasser sich durch das Beiwort anecdotique in der Ueberschrift von vornherein gegen Ansprüche verwahrt hat, wird ihn kaum trösten. Auch in den Beziehungen zu Weimar und zum Theater würden einige chronologische Striche mehr dem Bilde größere Festigkeit gegeben haben. Im Uebrigen ist aber mit Geschick und großem Fleiße der Stoff herausgeholt und vertheilt.

Als Beschluß folgt eine zusammenfassende Beurtheilung der briefstellerischen Kunst der Frau Rath: Sa valeur d'épistolière. Hier, namentlich in dem Abschnitt Son style, ist der Franzose auf seinem eigensten Gebiet. Gleich der erste Satz ist charakteristisch: „Was in dem Briefwechsel der Frau Rath am meisten anzieht, das ist der künstlerische Ausdruck, ohne den der Gedanke nicht wirken würde." Statt des Auszugs dienen einige Proben: „Ihr natürlicher Sinn ergriff begierig in ihrer ausgebreiteten Lektüre, im Theater, in einem Gespräch das, was ihr typisch zu sein schien . . . Zugleich ergriff ihr scharfer naiver Verstand die sinnvollen Beziehungen, die zufälligen, aber glücklichen Aehnlichkeiten, die das Gedachte oder Gelesene lebendig machen, die es zusammenordnen. Hierin liegt das Geheimniß des Reizes, den sie auf uns ausübt, das Geheimniß ihres Witzes, der glücklichen Treffer in ihrer Art sich auszudrücken. Sie sammelt hier und sammelt da, und aus der Beute bereitet sie einen Honig von besonderem und auserlesenem Geschmack. Sie ist voller Anekdoten und Zitate nach der Weise Montaignes. Ihr Stil ist ein Gewebe, bedeckt mit Stickereien und Malereien. Bald entlehnt sie der Volksweisheit ihre Sprichwörter: ihre Briefe sind eine Fundgrube sprichwörtlicher Wendungen, aber sie weiß diesen alten, oft verwischten Bildern eine duftige Frische zu verleihen, indem sie sie in einen stimmungsvollen Rahmen faßt, der sie zur Geltung bringt; bald greift sie auf die Bibel zurück, namentlich das Alte Testament, dessen Psalmen in ihrem Gedächtniß klingen, bald auf Erzeugnisse der Literatur, auf das Theater, auf

Digitized by Google

Schöpfungen ihres Sohnes. Aber niemals sucht sie diese Bilder oder Züge. Sie bilden ein Stück ihres Wesens, sie sind ihr, sozusagen, in Fleisch und Blut übergegangen. Sie macht nicht Jagd auf den Witz . . . Sie haßt den gezierten Witz, hinter dem man herläuft . . ." (S. 240 ff.)

„Unter allen Briefen der Frau Aja, die uns erhalten sind, ist keiner langweilig oder gewöhnlich . . . Kein noch so kurzes Billet, wo nicht ein malerischer Ausdruck unser Ohr trifft . . ." (S. 249.)

„In den Spielen ihres zierlichen Witzes wird Frau Aja niemals breit . . . Sie erschöpft nicht Alles, was einen geistreichen Zug hergeben könnte. Sie erzählt lebhaft und bricht ab. „Punktum" ist ihr Lieblingswort. Sie plaudert gern, aber schwatzt nicht. Ein sehr sicherer Takt räth ihr, was man sagen und wo man aufhören muß." (S. 252.)

„In jeder Zeit hatte sie ein Streben, in edler Form zu sagen, was sie hätte sagen können ‚wie Peter und Johann'. Selbst in die stehenden Höflichkeitsformeln bringt sie Abwechselung und legt in sie etwas Eigenes nach ihrer Art . . ." (S. 255.)

„Im Nothfalle thut sie den gemessenen Gewohnheiten der deutschen Sprache Gewalt an: man muß ihr ‚viel, viel' von dem ‚lieben, lieben' Weimar erzählen . . ." (S. 255. Wo hier die sprachliche Gewaltthat liegen soll, wird nur gerade der deutsche Leser nicht begreifen.)

Man sieht: unter künstlerischer Form ist Bastier weit entfernt, etwas wie konventionellen Klassizismus oder überhaupt etwas Allgemeingiltiges zu verstehen. Er meint dasselbe, was Goethe die innere Form nennt, d. h. die Gestalt, die die Dinge annehmen in der Eigenart eines künstlerischen Geistes, in der sie sich spiegeln — wie es in einem Jugendbriefe heißt, „wenn die innere Welt die äußere packt". Der zutreffende äußere Ausdruck für diese innere Form, d. h. der Stil, kann niemals allgemeingiltig, er muß immer höchst persönlich sein. Daher . . . „sie schafft sich ihre Sprache und prägt ihr eine solche Ursprünglichkeit auf, daß es unmöglich ist, selbst für eine Bettina, sie (sozusagen) durchzupausen." (S. 255.)

So legt denn der Verfasser, um den literarischen Rang der Frau Rath für die französische Schätzung zu bestimmen, ausschließlich diesen Maßstab der Form, die Betrachtung ihres Stils zu Grunde: der bleibende Rechtsgrund ihres Ruhmes ist l'expression pittoresque de sa pensée. Er scheint aber uns Deutschen die Fähigkeit, diesen Werth zu empfinden, kurzerhand abzusprechen und sie in der Bescheidenheit, die nun einmal die Schwäche des Franzosen ist, für sich und seine Landsleute vorzubehalten: Chacun à sa guise (S. 261), und das deutsche Verständniß endigt seiner Meinung nach bei dem Gedanken, daß Frau Aja die Mutter Goethes und — man höre! — „das Ideal der guten deutschen, sparsamen und praktischen Hausfrau (l'idéal de la bonne ménagère allemande, économe et pratique) ist, die uns dann am sympathischsten sei, wenn sie — man höre nochmals! — „die künstlichen Blumen aus Bertuchs Fabrik beinah schöner fand als die natürlichen"! Nun, Höflichkeit wenigstens macht Herrn

Digitized by Google

Bastiers Wahrhaftigkeit nicht verdächtig. Aber er redet ja auch nicht zu uns, sondern über uns zu seinen Landsleuten, und da braucht er aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Er giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß Frau Aja eigentlich viel zu fein für uns sei — ein Kukuksei, durch die Ironie des Schicksals ins deutsche Nest gelegt, oder ein Pfau von einer Krähe ausgebrütet. Denn die eigentliche Formel, unter der ihr Wesen von ihm begriffen wird, heißt: la vivacité de l'esprit romane (S. 262), genauer: de l'esprit français (S. 263). Erst durch diesen esprit français wird sie la plus spirituelle des épistolières allemandes et a, comme telle, un droit particulier à la gloire.

Das ist nicht etwa so gemeint, daß der Franzose das ihm Sympathische an fremder Geistesart seinem Verständniß näher bringt, indem er es mit seiner eigenen Art benennt, wie Nathan dem Klosterbruder erwidert: „Was mich Euch zum Christen macht, macht Euch mir zum Juden." Es handelt sich hier nicht um eine bloße Hilfsvorstellung, sondern um eine förmliche Aneignung. Da nun aber der Stammbaum der Frau Aja durch zwei Jahrhunderte hinauf rein deutsch ist, so kann Herr Bastier, der großen, ja übergroßen Werth auf die Vererbungstheorie legt, sich ihre grâce latine nur erklären durch Vererbung von ihren „humanistischen Vorfahren" (deren Humanismus übrigens bloße Vermuthung aus dem lateinischen Familiennamen Textor ist S. 262, vergl. Heinemann S. 3)! Was würde Herr Bastier dazu sagen, wenn wir es seinem längeren Aufenthalt in Deutschland zuschreiben wollten, daß er doch so viel wissenschaftliche Ernsthaftigkeit bekundet, um die grâce latine dieses Erklärungsversuchs selber mit einem Fragezeichen zu versehen?

Die ganze Formel ist aber auch falsch. Der französische esprit zerlegt sich in Verstand und Phantasie, die Geistesform der Frau Rath muß zerlegt werden in Gemüth und Phantasie. Die erstere Verbindung führt zur Satire, die letztere zum Humor. Jene vernichtet die Dinge, um die Macht des Ich an ihnen zu erweisen; dieser läßt die Dinge, wie sie sind, damit das Ich sich an ihnen freue. Der französische Witz ist subjektiv, der Humor der Frau Rath ist objektiv: dort benutzt das Subjekt die Dinge, um sich selbst ins Licht zu setzen, es zwingt ihnen seinen Witz auf; hier sind es die Dinge selber, die den Witz machen, sie benutzen nur gewissermaßen den Kopf des Humoristen als Auslösungsstelle. Der Witz der Frau Rath hat niemals satirische Färbung, darum ist er nicht französisch; sie gehört zu den Menschen, die „sich selbst zum Besten haben können". Sie macht von dieser Fähigkeit in ihrem Briefwechsel sogar ausgiebigen Gebrauch und bekundet schon dadurch, daß ihr Wesen auf deutscher Grundlage ruht.*)

Goethe selbst hat uns die Formel überliefert, in die das Wesen seiner Mutter einzustellen ist. Er sagt einmal, daß er immer für diejenigen

*) Goethe: Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Digitized by Google

Frauen eine besondere Neigung gehabt, die ohne viel Besinnung am rechten Ort das Gehörige thäten.*) Er bezieht das zunächst auf Lotte Buff, aber er hat auch in seiner Dichtung weibliche Naturen dieser Art mit Vorliebe geschildert: Götzens Frau, Hermanns Mutter; in dem Gedichte „Rechenschaft" ist ihnen die Strophe gewidmet:

Wenig hab ich nur zu sagen,
Denn ich habe nichts gethan;
Ohne Grämen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthschaft an . . .

Und was anders wird ihn zu Christiane gezogen haben, als daß auch sie allenfalls bereit war, „den Teufel zu verschlucken, ohne ihn lange zu besehen"? Dieser Frauentypus, den man als Klarheit über sich, als „resolutes Wesen" (Goethe), als Frische, die immer neu, weil jeder neuen Lage gewachsen ist, kurz als gesunden Lebenssinn bezeichnen kann, schließt die bonne ménagère zwar in sich, erschöpft sich aber nicht in ihr. Jedenfalls ist er ein urdeutscher Typus, der bisher ohne die französische Sonne (S. 1) bei uns gediehen ist — oder sollte ihn Goethe für seine Dichtungen eigens aus Frankreich importirt haben? — und den selbst unser modernes Töchterschulwesen noch nicht ausgerottet hat.

Mit diesem gesunden Lebenssinn hängt nun auch der Briefstil der Frau Rath innigst zusammen. Um seine besondere Art zu verstehen, brauchen wir nur wieder auf Goethe zu hören. Gegen Eckermann klagte er einmal (14. April 1824), daß die philosophische Spekulation den deutschen Stil verdorben habe, und fährt fort: „Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten . . . Gleicherweise giebt es unter deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Stil schreiben, sodaß sie sogar manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen . . . Im Ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Inneren: will Jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele . . ." Goethes Mutter war klar in ihrer Seele, und zwischen Empfindung und Ausdruck kam ihr keinerlei künstliche Bildung, darum gehen die Bilder ihrer Seele ohne Verlust und ohne Rest in den schriftlichen Ausdruck über, und so wird ihr Stil in der That ein vollkommen getreuer Ausdruck ihres Inneren, das von den Bildern einer großen Epoche und eines höchst mannigfaltigen, bunt bewegten Lebens erfüllt war (S. 258—260). Daß sie diese Bilder mit der naiven Freude am objektiven Sein wiedergab, ohne ihre Willkür einzumischen, ist der Reiz ihrer Briefe, aber es ist gerade nicht französisch, sondern deutsch und findet sich bei uns noch überall da, wo offener Sinn und lebhafte Phantasie

*) Vergl. Chiron in Faust II, 2. Akt:

Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.

Digitized by Google

mit dem Mangel an schulmäßiger Bildung zusammentreffen, wie ich denn einmal die Behauptung habe aussprechen hören: nur noch unsere Köchinnen könnten Briefe schreiben. Denn alle Bildung wird mit einem Verlust an Originalität bezahlt, der sich erst auf der Höhe ausgleicht, wo Bildung wieder zur Natur wird und dann freilich zur größten Leistung befähigt. Wo die Höhe aber nicht erreicht wird, da ist der von der Natur Bevorzugte, aber mit keiner Bildung Beschwerte dem Halbgebildeten entschieden überlegen, weil seine natürlichen Vorzüge ohne Störung heraustreten. Solche Menschen halten sich wie wirkliche Naturkräfte genau in den Grenzen ihrer Fähigkeit, anstatt durch Bildungsprätensionen auf fremdes Gebiet zu verstümmelter Thätigkeit abgelenkt zu werden. Frau Ajas Kraft lag in der unmittelbaren Selbstdarstellung im mündlichen und schriftlichen Gespräch; das wußte sie, und darum hat sie auch das Schriftstellern mit der ihr eigenen Klarheit abgelehnt (S. 239). Dadurch wurde zwar der Radius ihres Wirkens eingeschränkt, aber innerhalb desselben erreichte sie durch die geschlossene Einheit ihrer Erscheinung die volle beglückende Wirkung des Schönen, und diese Wirkung haftet heute noch an ihren Briefen. Denn diese sind eben weiter nichts als schriftliche Gespräche. Von ihrem Stil zu reden, hat daher eigentlich keinen Sinn; ihre Stillosigkeit ist ihr Stil. Denn unter Stil versteht man doch mindestens eine sprachliche Form, die ein eigenes Dasein hat und sich verstandesmäßig zergliedern läßt. Das ist aber hier unmöglich, es läßt sich höchstens das Negative aussagen, daß die Briefform der Frau Aja die grammatische und logische Form der gebildeten Rede nicht hat. Einen Stil hat sie so wenig, wie man eine eng anliegende Trikotbekleidung, deren Formen ganz durch die dahinter steckenden Körperformen bedingt werden, einen Bekleidungsstil nennen kann. Eine solche geistige Trikotbekleidung ist die schriftliche Rede der Frau Aja in der That. Sie bringt kein neues künstlerisches Element zu ihrem Geist hinzu; man muß sich sogar freuen, daß die innere Form ihres Geistes, auf die oben schon aller Nachdruck gelegt wurde, durch die äußere Form nicht verändert oder gar verdorben wird. Niemand aber wird behaupten, daß das so sein müßte und daß dieser Geist sich nicht auch in der Form der Bildung hätte darstellen können. Von dem Reiz, der ihrer Briefform anhängt, macht doch zunächst das Lächeln der Ueberlegenheit beim Leser einen nicht kleinen Theil aus. Der tiefere Reiz freilich, dessen man sich erst allmählich bewußt wird, liegt in dem spielenden Sieg ihres Geistes über die Sprödigkeit der Form, und zwar ohne die Hilfsmittel, welche die Bildung bereitet hat. Man sieht kein Ringen und fühlt sich leicht und frei.

Frau Aja ist ein Frauentypus, der sich unter jedem Himmel und in jeder Rasse wiederholen wird. In dieser Vollendung ist er freilich eine Ausnahme und würde es überall sein. Was ich Herrn Bastier vorzuwerfen habe, ist, daß er Lust zeigt, die deutsche Ausnahme als die französische Regel hinzustellen und ihr Vorkommen auf unserer Seite dadurch ge-

Digitized by Google

wissermaßen zu erklären, daß im Spiel der Natur ein Tropfen der französischen Art zufällig auf unsere Seite gefallen sei. Anstatt durch sein Buch das Verständniß deutschen Wesens jenseits der Vogesen zu fördern, wozu es wohl geeignet wäre, reizt er dadurch vielmehr den Rassendünkel an; er giebt sogar an verschiedenen Stellen nicht undeutlich zu verstehen, daß die deutsche Frau in Strickstrumpf und Kochlöffel aufgehe. Demgegenüber darf man daran erinnern, daß Napoleon dem Ersten in der Welt nur drei Frauen imponirt haben, und diese waren sämmtlich unter dem deutschen Himmel gediehen: die Herzoginnen von Baden und von Weimar und die Königin Luise. Metz.

Staatswissenschaften.

Der moderne Kapitalismus. Von Werner Sombart. Erster Band: Die Genesis des Kapitalismus. 669 Seiten. Zweiter Band: Die Theorie der kapitalistischen Entwicklung. Mit Registern über Band I und II. 648 Seiten. Leipzig, Duncker und Humblot. 1902.

Die deutsche Volkwirthschaft im Neunzehnten Jahrhundert von Dr. Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau 647 S. Erstes bis fünftes Tausend. Brosch. Mk. 10,—, geb Mk. 12,50. Berlin, Georg Bondi. 1903.

Werner Sombart ist ein jüngerer Gelehrter, auf den die weitesten Kreise, die sich mit Sozial- und Wirthschaftspolitik beschäftigen, von seinem ersten Auftreten an große Hoffnungen gesetzt haben. Selbständig in seinem Denken, gestützt auf ein umfassendes Studium, frisch und selbstbewußt trat er auf und wußte sich, schriftstellerisch wie persönlich, zur Geltung zu bringen. Unreifes und Widerspruchsvolles in seinen Aussprüchen verzieh man ihm gern, in der Hoffnung, daß er noch wachsen werde. Eine kleine Schrift „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“ (1896) erregte freilich schon viel Kopfschütteln; ihre Verworrenheit erschien doch gar zu groß und das Verständniß für historische Entwicklung ganz verbildet, aber sie hatte einen populären Zug, war nicht ohne Geist und ist ungeheuer viel gelesen worden.

Nunmehr hat Sombart zwei mächtige Werke fast zugleich veröffentlicht. Die beiden ersten Bände eines sehr breit und gelehrt angelegten Werkes unter dem Titel „Der moderne Kapitalismus“ und einen faustdicken Band gelehrter Plauderei unter dem Titel „Die deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert“, welches letztere Buch natürlich viele von den Gedanken und Ergebnissen des ersten reproduzirt. Noch immer mit recht guten Erwartungen bin ich an die Lektüre dieser Bücher herangetreten. Nicht nur als Politiker und um der allgemeinen Bildung willen mußten sie mich interessiren, sondern der Kapitalismus historisch betrachtet ist auch ein Gegenstand, der sich auch mit meinen Spezialstudien sehr nahe berührt.

Digitized by Google

Die Geschichte der Kriegskunst und der Kriegsverfassungen, der ich einen so wesentlichen Theil meiner Lebensarbeit gewidmet habe und fortdauernd widme, hängt mit der Wirthschaftsgeschichte aufs Engste zusammen. Lehnswesen und Ritterthum sind von der Naturalwirthschaft nicht zu trennen; zu Söldnerheeren gehört Geldwirthschaft; auch die Größe und die innere Struktur der Heere ist in weitem Maße abhängig von der Menge und der Aufbringung des Geldes. Selbst die Disziplin und die Taktik hängt, wie das jüngst an dem klassischen Beispiel von Moritz von Oranien Dr. Roloff in diesen Jahrbüchern nachgewiesen hat, eng mit der Frage der Besoldung zusammen. Vom Söldnerheer zum Bürgerheer giebt es hinüber und herüber Uebergangsstufen, die mit wirthschaftlichen Verhältnissen in Wechselwirkung stehen; auch umgekehrt, die Wirthschaftsgeschichte ist in hohem Maße abhängig von der Kriegsgeschichte: die größte wirthschaftliche Katastrophe, die die Weltgeschichte kennt, der Sturz der antiken Geldwirthschaft in die Naturalwirthschaft, der bis dahin jeder Erklärung spottete, hat von der Kriegsverfassung aus plötzlich Licht empfangen. Ein Buch wie das Sombartsche, das sich im ersten Bande vorsetzt, die „Genesis des Kapitalismus" darzulegen, mußte mich also schon fachmäßig aufs Höchste interessiren, und daß es vom Standpunkt unseres öffentlichen Lebens kaum ein anziehenderes Thema geben kann, liegt auf der Hand.

Um es von vornherein zu sagen: das Werk ist eine schwere Enttäuschung. Es beruht auf einer umfassenden Belesenheit und enthält zahlreiche interessante Einzelheiten, aber wissenschaftlich kann man nicht anders, als es scharf zurückweisen. Sombart ist prinzipiell Theoretiker, der das Chaos der Erscheinungen begrifflich zu erfassen und diese Begriffe dann historisch zu vertiefen und als zutreffend nachzuweisen bestrebt ist. Das ist ein unanfechtbarer, vortrefflicher Standpunkt, aber es kommt darauf an, wie er durchgeführt ist. Von zwei Seiten kann man ihn unter die kritische Lupe nehmen: man kann seine theoretischen Begriffe nachprüfen auf ihre Klarheit und innere Konsequenz, und man kann die rückwärtige historische Perspektive nachprüfen. Es wäre denkbar, daß der eine Theil dieser Kritik ungünstig ausfiele, der andere aber günstig; daß z. B. die Begriffsbildung sich als unangreifbar herausstellte, die historische Begründung aber als fehlerhaft befunden würde. Das würde dem Werke zwar einen Theil seines Werthes, aber doch nicht die Hauptsache rauben. Leider muß ich sagen, daß weder das Eine noch das Andere, weder die Theorie noch die Historie in diesem Werk vor der Kritik bestehen können.

Beginnen wir mit dem Theoretischen, und zwar dem Grundbegriff, dem des „Kapitalismus" (I, 195).

„Kapitalismus heißen wir eine Wirthschaftsweise, in der die spezifische Wirthschaftsform die kapitalistische Unternehmung ist. Letztere gilt es somit zu definiren und in ihren Wesenheiten zu kennzeichnen. Dieses ist die Aufgabe dieses einleitenden Kapitels. Kapitalistische Unternehmung aber nenne ich diejenige Wirthschaftsform, deren Zweck es ist, durch eine

Digitized by Google

Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerthe Leistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen zu verwerthen, d. h. mit einem Aufschlag (Profit) dem Eigenthümer zu reproduziren. Ein Sachvermögen, das solcher Art genutzt wird, heißt Kapital.

„Die konstitutiven Merkmale des Begriffs unserer Wirthschaftsform finden wir zunächst in der Eigenart der Zwecksetzung. Es fällt auf, daß der gesetzte Zweck nicht durch irgend welche Beziehung auf eine lebendige Persönlichkeit bestimmt wird. Vielmehr rückt ein Abstraktum: das Sachvermögen, von vornherein in den Mittelpunkt der Betrachtung. Diese Loslösung der Zwecke unserer Wirthschaftsform von der leiblich-individuellen Persönlichkeit des Wirthschaftssubjektes ist wohlbedacht. In ihr soll die Abstraktheit des Zweckes selbst und damit seine Unbegrenztheit sofort als das entscheidende Merkmal der kapitalistischen Unternehmung zum Ausdruck gebracht werden.

„Es ist vor Allem wichtig, zu erkennen, daß für jegliche in ihr entfaltete Thätigkeit nicht mehr der quantitativ und qualitativ fest umschriebene Bedarf einer Person oder einer Mehrheit von Menschen richtunggebend wirkt, sondern daß Quantum und Quale der Leistungen einer kapitalistischen Unternehmung nur noch unter dem unpersönlichen Gesichtspunkt einer Verwerthung des Kapitals betrachtet werden dürfen. In der Ueberwindung der Konkretheit der Zwecke liegt die Ueberwindung ihrer Beschränktheit eingeschlossen. Die Zwecke der kapitalistischen Unternehmung sind abstrakt und darum unbegrenzt. An diese elementare Einsicht ist jedes Verständniß für kapitalistische Organisation gebunden. Indem wir diese fundamentale Eigenart der kapitalistischen Unternehmung feststellen, wird ersichtlich, daß wir sie als den vollendetsten Typus der Erwerbswirthschaft charakterisiren."

Soweit Sombart.

Die logischen Fehler dieser begrifflichen Darlegung sind so offenbar, daß sie gleich beim ersten Durchlesen auffallen. Daß ein Mann, der doch der geistigen Schärfe keineswegs entbehrt, einen solchen Wirrsal in die Welt schicken konnte (er wiederholt sie noch wörtlich in dem zweiten Werke, der „Deutschen Volkwirthschaft"), kann ich mir nicht anders erklären, als daß er an seiner Begriffsbestimmung so lange herumgebastelt hat, daß er schließlich den Wald vor Bäumen nicht mehr sah. Gehen wir die einzelnen Bestimmungen durch.

„Wirthschaftsform, deren Zweck es ist, durch eine Summe von Vertragsabschlüssen" ꝛc.

Einwand: „Vertragsabschlüsse" sind etwas bloß Formales; nimmermehr kann das Wesentliche darin bestehen, daß man Verträge schließt. Die Sombartsche Definition stattet eine äußere Form mit einem inneren Werth aus, den sie nicht haben kann. Ist denn das Wesentliche eines kaufmännischen Geschäfts, daß es in einem Vertragsabschluß zum Ausdruck kommt? Der Begriff des „Kapitals" wird durch die Beschränkung auf

Digitized by Google

Verwerthung ausschließlich durch Vertragsabschlüsse offenbar viel zu sehr eingeschränkt.

Weiter: „Der gesetzte Zweck" soll „nicht durch irgend welche Beziehung auf eine lebendige Persönlichkeit bestimmt werden." Das steht in offenbarem Widerspruch mit der vorhergehenden Bestimmung, daß das Kapital „dem Eigenthümer" reproduzirt werden soll. Ist dieser „Eigenthümer" keine „lebendige Persönlichkeit" oder steht er zu den „Vertragsabschlüssen" in „keinerlei Beziehung"?

Können Verträge überhaupt ohne „lebendige Persönlichkeit" abgeschlossen werden?

Was Sombart hier vorschwebt, ist die altbekannte Wahrheit, daß in der kapitalistischen Wirthschaftsordnung die Verwaltung und Verwerthung des Eigenthums sich von der Person des Eigenthümers sehr weit entfernen kann. Der Kouponschneider hat mit den Sachen, in die er sein Geld gesteckt hat, nur noch sehr wenig zu thun. Daß aber die kapitalistische Unternehmung nur noch um ihrer selbst, nicht um des Eigenthümers willen arbeite, ist eine Absurdität. Immer bleibt doch bei den Eigenthümern der Entschluß, ein Unternehmen anzufangen oder sich zu betheiligen, dabei zu bleiben oder es aufzugeben. Der Fall, daß ein Mensch mit seinen Einkünften nichts mehr anzufangen weiß und sein Kapital bloß noch weiter arbeiten läßt, um es zu vermehren, ist freilich nicht so ganz selten und nicht etwa bloß bei höchstem Reichthum; er kann an einem einfachen, in seinen Gewohnheiten fortlebenden Menschen schon bei ganz mäßigem Vermögen eintreten. Immer aber ist das nichts Typisches weder für die Wirthschaftsordnung noch für eine Klasse. Denn auch der ungeheuerste Reichthum kann nicht nur durch Erbschaft wieder vertheilt werden, sondern auch die Möglichkeiten der Ausnutzung sind vielleicht subjektiv beschränkt, objektiv aber unbeschränkt: man braucht nur an die Thatsache zu erinnern, daß Reichthum Macht ist auch in politischem Sinne; auch der größte heutige amerikanische Reichthum aber ist immer noch klein, wenn man ihn mißt an der Möglichkeit, dadurch in den Vereinigten Staaten politische Macht zu gewinnen und Ehrgeiz zu befriedigen. Schließlich ist die Verwaltung und Verwendung eines Kapitals durch einen anderen als den Eigenthümer, z. B. durch den Direktor einer Aktiengesellschaft, durchaus noch keine Loslösung des Kapitals von der lebendigen Persönlichkeit überhaupt. Die Trustdirektoren, die das Kapital in der Hand haben, sind überaus lebendige Persönlichkeiten. Ein Kapital, das nur durch sich selbst und für sich selbst arbeitet, giebt es nicht.*)

*) Zum Vergleich setze ich einige andere Definitionen des Begriffs „Kapital" hierher:

E. Friedrichowicz in seinem vortrefflich arrangirten „Kurzgefaßten Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort" (Berlin, S. Calvary & Co. 1903) beantwortet S. 43 die Frage „Wie ist der Begriff Privatkapital zu definiren?" folgendermaßen:

Digitized by Google

Sombart führt seine Gedanken weiter aus mit den Worten, für jegliche in der kapitalistischen Unternehmung entfaltete Thätigkeit sei „nicht mehr der quantitativ oder qualitativ fest umschriebene Bedarf" richtunggebend, sondern nur noch „der unpersönliche Gesichtspunkt einer Verwerthung des Kapitals". „An diese elementare Einsicht" soll „jedes Verständniß für kapitalistische Organisation gebunden sein."

Wo in aller Weltgeschichte ist denn je der „quantitativ oder qualitativ festumschriebene Bedarf" richtunggebend gewesen für den Erwerb? Bei völlig bedürfnißlosen Naturvölkern und ihnen nahestehenden Schichten, sonst aber nirgends in der Wirthschaftsordnung eines Kulturvolkes. Sombart übertreibt um der Antithese willen eine richtige Beobachtung bis zur Exklusivität und damit bis zum Nonsens. Gewiß hat es Zeiten und Stände gegeben, wo man im Allgemeinen über einen gewissen gewohnheitsmäßigen Bedarf hinaus zu erwerben nicht strebte und wo die Sittenprediger und auch die Gewerbsregulative solche Selbstbeschränkung als Grundsatz aufstellten. Das gilt vornehmlich vom mittelalterlichen Handwerk, auch von vielen Landwirthen. Aber es ist viel zu viel gesagt, daß der Bedarf hier „festumschrieben" gewesen sei, die Grenzen waren und sind

---

„Es giebt vier verschiedene Definitionen des Begriffs Privatkapital, die je nach den Zwecken, zu denen man mit ihnen operirt, ihre Berechtigung haben:

1. Privatkapital ist jedes nicht freie, mobile wie immobile, materielle wirthschaftliche Gut, das seinem Besitzer beim Erwerbe hilft (Erwerbsmittel — Wagner).

2. Privatkapital ist jedes nicht freie, mobile, materielle, wirthschaftliche Gut, das seinem Besitzer beim Erwerbe hilft.

3. Die Summe aller Tauschgüter, die im rechtlichen Machtbereich einer Person bezw. eines geschlossenen Personenkreises sich befinden.

4. Eine bestimmte Geldsumme, die sich im rechtlichen Machtbereich einer Person bezw. eines geschlossenen Personenkreises befindet."

A. v. Wenckstern, in seiner jüngst erschienenen „Einführung in die Volkswirthschaftslehre" (Duncker & Humblot. 1903) definirt Kapital Seite 57 folgendermaßen:

„Kapital sind Stoffe und Kräfte, welche der Mensch aus der Natur besonders handlich für seine Verwendung geformt hat und die er sich durch irgend eine Form des positiven Rechts als Eigenthum zurechtgelegt hat.

Es handelt sich um Rohstoffe, um Werkzeuge, um Gebäude, Wege, Schiffe, Gebrauchswerthe jeder Art. Theils rechnen die Theoretiker Grund und Boden zum Kapital, theils führen sie ihn neben dem Kapital besonders auf als Natur. Eigentlicher Forst und eigentlicher Acker, also durch die menschliche Thätigkeit geradezu in natürliche Maschinen umgebildete Stücke des Grund und Bodens, müssen unter allen Umständen zum Kapital gerechnet werden.

Das Entscheidende ist, daß der Mensch sich im Kapital in der Folge der Generationen verhältnißmäßig dauerhafte Stoff- und Kräftemassen geschaffen hat, durch deren Medium er die noch nicht kapitalisirten Stoffe und Kräfte der Natur meistert. Mittelst der Ackerkrume und mittelst der gesammten Ackerwerkzeuge holt der Mensch die Wirkung der Naturkräfte hervor.

Was ist der das Kapital gegenüber der bloßen Natur charakterisirende Zug? Ein durch den menschlichen Geist besonders geformtes Stück Natur ist das Kapital. Die Vergeistigung des Naturstoffes, der Naturkraft macht sie zum Kapital."

Digitized by Google

vielmehr elastisch, und der Wunsch, über den gewohnheitsmäßigen Bedarf hinaus zu verdienen, zwar bei den meisten nicht stark, bei manchen vielleicht gar nicht vorhanden, aber keineswegs ausgeschlossen. Sombart selber führt (I, 80 f.) aus, wie groß auch im Mittelalter die Unterschiede im Vermögen und Einkommen der Handwerker auch desselben Gewerbes gewesen seien. Die „fundamentale Eigenart der kapitalistischen Unternehmung", möglichst viel verdienen zu wollen, ist also keineswegs etwas „Fundamentales", sondern nur etwas Graduelles im Vergleich zu anderen Erwerbsarten. Ich will damit nicht läugnen, daß auch dieser graduelle Unterschied schon etwas sehr Wichtiges ist und daß sich aus dem graduellen Unterschied, wie Marx das wollte, vielleicht ein prinzipieller entwickeln läßt. Sombarts Versuch aber, hier zu einer neuen Begriffsbildung zu gelangen, ist mißlungen. Ob und wieviel Richtiges dunkel empfunden zu Grunde liegt, können wir dahingestellt sein lassen, da jedenfalls das was uns vorgelegt wird, ungenügend ist.

Ich breche hier mit der Kritik des Theoretischen ab; gehen wir über zum Historischen.

Da fällt zunächst auf, daß das Alterthum kaum hier und da gestreift ist. Die Untersuchung der Genesis des Kapitalismus fängt erst mit dem Mittelalter an. Nun ist es ja richtig, daß das antike Wirthschaftsleben in der Völkerwanderungsperiode fast vollständig zu Grunde gegangen ist — aber doch nur „fast": gewisse Reste sind in Frankreich, Spanien, Italien und namentlich dem oströmischen Reich geblieben, und bei einer Untersuchung der Genesis des Kapitalismus durfte nicht wohl die Frage übergangen werden, ob Reliquien der Antike dabei eine Rolle spielen, ganz abgesehen von der zweiten Frage, ob und welche Rolle der Kapitalismus etwa im Alterthum selber gespielt hat. Sombart geht an diesen Fragen vorbei, wohl nicht bloß, weil er sie für überflüssig hielte, sondern weil er auch offenbar von diesen Verhältnissen nur sehr unzulängliche Vorstellungen hat. Wir lesen (I, S. 359 ff.): bis tief ins 15. Jahrhundert hinein sei der Vorrath an Edelmetallen in Westeuropa immer knapper geworden: „zunächst war ein großer Theil des Baargeldes, das die römische Kultur in Westeuropa verbreitet hatte, seitdem Byzanz erblüht war, vornehmlich auf dem Steuerwege nach dort abgeflossen." Dann habe der Handel, der für den Occident passiv war, das Uebrige gethan. Im byzantinischen wie im arabischen Reich des Mittelalters finde man deshalb märchenhaften Reichthum an Gold und Silber. „Die Angaben beispielsweise der Justinianischen Rechtsbücher über die Besoldungen der Richter, die Prozeßgebühren u. s. w. weisen Beträge von so fabelhafter Höhe auf, daß wir nicht umhin können, eine ganz außergewöhnliche Senkung des Geldwerthes in jener Zeit anzunehmen." Die letztere Behauptung ist thatsächlich unbegründet. Justinian zog die Steuerschraube aufs Allerschärfste an und hatte einen vorzüglichen Finanzminister, trotzdem war der Herr eines Reiches von Italien bis Mesopotamien, vom Schwarzen Meer bis Egypten

Digitized by Google

nicht im Stande, auch nur ein Heer von 20 000 Mann einige Jahre lang hintereinander im Felde zu halten. Die Gerichtssporteln waren hoch, aber auch als sehr drückend empfunden, und Justinian hat sie herabgesetzt. Die „fabelhafte" Höhe der Besoldungen ist eine einfache Fabel. Der praefectus praetorio per totam Africam bezog etatsmäßig (ob in Wirklichkeit, ist noch die Frage) 100 Pfund Gold, das ist etwa 90 000 Mark; für den höchsten Beamten eines so ungeheuren Gebietes keineswegs „fabelhaft". Seine nächsten Gehülfen, die consiliarii, hatten etatsmäßig 20, die cancellarii 7 Pfund Gold*), die fünf duces von Afrika jeder $907\frac{1}{2}$ sol = etwa 11 000 Mk., die Assessoren meistens nicht mehr als 72 Solidi, das ist etwa 800 Mk. (nebst Sporteln).**) Aber was bedeutet die zufällig-irrthümliche Reminiszenz unseres Verfassers über Gehalt und Sporteln, wenn wir die Geschichtskenntniß prüfen, die sich kundthut in dem Satz, daß das Geld des Occidentes „auf dem Steuerwege" nach Byzanz geflossen sei! „Auf dem Steuerwege" konnte das Geld des Occidentes nach Byzanz doch erst fließen, nachdem es Hauptstadt geworden war. Das geschah bekanntlich unter Constantin, der im 4. Jahrhundert lebte, während die Währungskatastrophe bereits im 3. Jahrhundert stattfand, und nicht nur das, sondern wann soll überhaupt Byzanz die Steuern des Westens aufgesogen haben? Bekanntlich hat schon Constantin, der selber von Byzanz aus nur noch wenige Jahre regierte, das Reich getheilt und von da an ist es nur ganz vorübergehend wieder in einer Hand gewesen und von Konstantinopel aus regiert worden! Was sollen wir von einem Wirthschaftshistoriker halten, der ein so großes Ereigniß wie das Absterben der Geldwirthschaft erklären will und dabei die verschiedenen Jahrhunderte durcheinanderbringt?

Selbst damit aber sind die Verkehrtheiten in diesem Passus noch nicht erschöpft. Hat eben der Historiker Sombart eine beklagenswerthe Konfusion gezeigt, was sollen wir zu dem Nationalökonomen und Wirthschaftshistoriker sagen, der behauptet, daß in Europa „wenigstens bis tief ins 15. Jahrhundert hinein der Vorrath an Edelmetallen immer knapper wurde"? Diese letzteren Worte hat der Verfasser sogar gesperrt drucken lassen, sie also für besonders wichtig gehalten: dabei ist es eine unzweifelhafte Thatsache, daß der Tiefstand an Edelmetallbesitz in der Karolingerzeit war und der Vorrath etwa vom zehnten Jahrhundert an das ganze Mittelalter hindurch nicht gesunken, sondern gestiegen ist!

Der eigentliche Grundstein des Sombartschen Werkes ist die Beantwortung der Frage: wie ist (im Mittelalter) das Kapital entstanden, auf das sich die kapitalistische Wirthschaftsform aufbaut? Daß dieses Kapital

*) Dig. I tit. XXVII.

**) J. Merkel, Abhandlungen a. d. Gebiet d. röm. Rechts. III. Ueber die Entstehung des römischen Beamtengehaltes und der römischen Gerichtsgebühren. 1888. Das einzige auffällig hohe Gehalt ist das des advocatus fisci, nämlich 60 Pfund Gold. Die Bedeutung und Natur des Amtes macht aber auch das wohl erklärlich. Die Unterrichter erhalten (außer Sporteln) 2 Pfund Gold (Nov. 82).

Digitized by Google

in städtischen bürgerlichen Händen ist, liegt zu Tage. Sombart untersucht, ob es aus Gewerbe und Handel stammt und verneint diese Lösung: das Gewerbe sei viel zu kleinlich, der Handel viel zu unbedeutend gewesen, um Gewinne abzuwerfen, die sich akkumuliren ließen. Er fragt weiter, ob es aus der Geldleihe, der Steuerpacht, der Münzerei, dem Bergbau stamme und verneint auch das Alles. Das Urkapital stammt nach ihm ausschließlich aus der Akkumulation der Grundrente. Theoretisch und historisch glaubt er den Beweis dieser Behauptung so sicher geführt zu haben, daß er ausruft (I, 291): „Wir sind am Ziele. Das Geheimniß ist enthüllt. Die Anfänge des bürgerlichen Reichthums sind aufgedeckt. Jene Summen, mit denen in Italien und Flandern seit dem 13. Jahrhundert und noch früher, in den übrigen Ländern seit dem 14. Jahrhundert in größerem Stile Geld- und Handelsgeschäfte gemacht wurden, die also recht eigentlich als die Urvermögen anzusehen sind, aus denen sich das Kapital zu entwickeln vermochte: sie sind akkumulirte Grundrente".

Meines Erachtens ist der Beweis für diese Behauptung nicht nur nicht geführt, sondern er ist offensichtlich und vollständig mißlungen. Schon der Ausgangspunkt ist sehr unsicher. Sombart meint (S. 284), „es dürfte wohl auf allen Seiten darüber Einigkeit herrschen, ... daß die später herrschende Klasse (in den Städten) die ursprünglich mit Grundbesitz in der Stadt angesessenen Familien waren". Diese Meinung hat allerdings viele Anhänger, Einigkeit aber herrscht darüber keineswegs. Ich selber z. B. theile sie nicht. Aber sehen wir hiervon ab und decken gleich den Kardinalfehler auf, der sich durch das Ganze hindurchzieht und die Argumentation in allen ihren Theilen verdirbt: Sombart konstruirt allenthalben absolute Sätze und exklusive Urtheile, wo es sich um relative Gegensätze und Uebergänge handelt. Weshalb muß denn das Urkapital schlechterdings aus einer Quelle stammen? Weshalb kann es nicht aus verschiedenen kleinen Rinnsalen zusammengeflossen sein?

Es ist unzweifelhaft richtig, wenn auch nicht neu, daß Gewerbe und Handel im älteren Mittelalter geringe Dimensionen hatten und nicht sehr hohe Gewinne abwerfen konnten. Aber viele wenig machen zuletzt doch ein Viel.

Es ist unzweifelhaft richtig, daß ein Theil des Reichthums der späteren mittelstädtlichen Patrizierfamilien aus Grundrenten stammt. Aber damit die Masse der Kleinbürger in Gestalt von hohen Miethen u. dgl. Grundrenten zahlen konnte, mußte doch erst ein gewisses Plus vorhanden sein, das nothwendig aus Handel und Gewerbe stammte.

Mit der größten Bestimmtheit behauptet Sombart, daß der Reichthum der Geschlechter nicht aus Handel und Gewerbe stamme, weil sie sich daran ursprünglich gar nicht betheiligt hätten. „In Nürnberg", lesen wir I, 294, „beginnen um das Jahr 1300, in Augsburg nicht vor 1368 die Geschlechter Handel zu treiben". Als Beleg werden ein paar alte wissenschaftlich minderwerthige Schmöker (Roth, Gesch. des Nürnberger

Digitized by Google

Handels; v. Stetten, Gesch. der adeligen Geschlechter) angeführt. Ueber die entgegenstehenden, völlig durchschlagenden Zeugnisse wird leicht hinweggegangen. Wo sich gar nicht darum herumkommen läßt, wird ein neuer, leider sehr unklarer Begriff konstruirt: es war bloßer „Gelegenheitshandel", den die Patrizier trieben. Ein echt Sombartsches Verfahren. Einmal wird uns apodiktisch erklärt (I, 284), „daß jene handwerksmäßigen Händler die in der früheren Zeit allein da sind . . . so gut wie gar keine Beziehung zu dem reichen Kaufmannsstande haben, den wir am Ende des Mittelalters in den großen Städten antreffen; daß es keine Brücke zwischen jenen beiden Gruppen giebt, ja nach der ganzen Struktur der mittelalterlichen Gesellschaft nicht geben konnte", dann hören wir anderswo (I, 227, I, 293) von „den paar großen Gelegenheitshändlern" auf der einen und den „paar Sonntagskindern", „kleinkapitalistischen Unternehmern", die auch aus dem Handwerk zu Reichthum emporstiegen, auf der anderen Seite. Der Gegensatz, auf dessen Herausarbeitung dem Verfasser Alles ankommt, ist also schon bei ihm selber garnicht so scharf, und in Wirklichkeit ist er überhaupt von keiner Bedeutung. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die patrizischen Geschlechter der mittelalterlichen Städte ursprünglich in ihrer großen Mehrzahl irgendwie im Handel thätig waren und mit ihm emporgekommen sind. Sombart konstruirt: ursprünglich waren sie nichts als Grundbesitzer, dann, als sie durch den steigenden Werth ihres Grundbesitzes oder ihrer Grundrenten wohlhabend geworden waren, warfen sie, im 14. Jahrhundert, dieses so erworbene Kapital auch in den Handel. Sehr bald aber, schon im Beginn des 16. Jahrhunderts (I, 297), fanden sie wieder, daß man durch Krämerei die adelige Ehre besudele, und zogen sich wieder aus dem Handel größtentheils zurück. Wer eine Spur von historischer Psychologie besitzt, empfindet sofort, daß ein solches Hin- und und Herschwanken in der Standesempfindung schlechthin unmöglich ist: der Vorgang, wie er auch quellenmäßig gar keinem Zweifel unterliegt*), war vielmehr der, daß die Hauptwurzel des städtischen Wohlstandes im Gewerbe und Handel zu suchen, die Familien aber, die durch diese Geschäfte, wozu dann bald auch Geldleihe, Münzerei, Bergbau, Terrainspekulationen ꝛc. traten, zu sicherem Wohlstand gelangt waren, sich allmählich, wie das auch heute geschieht, aus dem Geschäft zurückzogen und sozialen Anschluß an den Adel suchten und fanden.

*) Z. B. in einem Privileg des Erzbischofs von Köln für Andernach v. J. 1171 wird bestimmt, daß wohlhabende Leute, nicht arme, in das Schöffen-Kollegium berufen werden sollen, und daß sie bei den Sitzungen entschuldigt werden können, „si . . . . . mercationis vel cujusvis impedimenti causa abesse contingeret". Bei der Empörung der Kölner gegen Erzbischof Anno i. J. 1074, von der uns Lambert v. Hersfeld eine ausführliche Schilderung giebt, gehört ein Kaufmannssohn zu den Familien der primores civitatis. Höniger „Die älteste Urkunde der Kölner Richerzeche (Festschr. f. Mevissen, 1895), S. 22 sagt, es trete aus den Urkunden greifbar entgegen, „wie eine Geldaristokratie überwiegend kaufmännischen Ursprungs . . . . (im 12. Jahrhundert) im Begriff ist, sich in ein städtisches Patriziat umzuwandeln". Aehnlich andere Gelehrte.

Digitized by Google

Als besonders charakteristisch für des Verfassers Art, historische Beweise zu führen, wollen wir noch die Behandlung des fraglichen Problems bei Venedig und Florenz erwähnen. Bei allen Pflanz- und Kolonial-Städten, z. B. Riga, ist es ja von vornherein unmöglich anzunehmen, daß nicht die Kaufleute, um derentwillen der Ort begründet wurde und die ihm den Charakter gaben, sondern nicht-kaufmännische Grundbesitzer, denen erst nach Generationen wirkliche Grundrenten zufließen konnten, die herrschende Klasse gebildet haben sollen — nun aber gar erst Venedig! Man weiß ja, daß es in der Völkerwanderung von Flüchtlingen begründet wurde. Sombart (I, 315) zweifelt nicht, daß auch hier von Anfang an die Bevölkerung in die beiden Klassen der wohlhabenden Grundbesitzer und der besitzlosen Handwerkerschaft zerfallen sei. Die vor den anrückenden Barbaren flüchtenden reichen Familien des Festlandes waren nämlich so klug, vorher ihren Besitz zu „versilbern" und auf dem Fleck ihrer Ansiedelung „die vorhandenen Dorfgemeinden auszukaufen". Auf dem angekauften Terrain trieben sie dann ihren Bodenwucher, der ja, wie wir an anderer Stelle hören (I, 295) je enger der Raum, desto lukrativer ist: daher der Reichthum in Venedig, Genua, Konstanz und vielen flandrischen Städten, die „in sumpfiger Umgebung" liegen. Man kann wirklich nicht geschickter spekuliren als diese Venetianer, Genuesen, Konstanzer und Flamen, besonders in einer Zeit, wo, nach Sombart, der kapitalistische Geist noch gar nicht erwacht war. Weniger klug scheinen freilich die Leute gewesen zu sein, die in dem Augenblick, als die Hunnen von den Alpenpässen herunterstiegen, den Flüchtenden noch ihren Besitz für baar Geld abkauften, die Lagunendörfler, die ihnen ihr Land abtraten, und die Masse der Handwerker, die sich gerade auf diesem Fleck niederließ, um sich von den müßiggehenden (I, 292) Grundbesitzern auswuchern zu lassen.

Von Florenz wird uns ausdrücklich berichtet durch Dante, daß manche von den reichsten Familien erst jüngst aus niederem Stande emporgekommen seien — „eine schreiende Widerlegung der hier vertretenen Auffassung?" fragt Sombart selbst. O nein! Dante ist „ein verärgerter Parteimann", dem nicht zu trauen ist. Jene Familien stammen aus der Vorstadt Oltr' Arno, wo eine große Steigerung der Bevölkerung, also auch der Bodenwerthe stattgefunden hat. Jene Familien werden also die grundbesitzenden Geschlechter der ursprünglichen Vorortdörfer gewesen sein. Beweis: sie werden schon frühzeitig in Urkunden als „dominus" und „messer" bezeichnet, nämlich in Urkunden aus den Jahren 1278 und 1280! Sombart weiß natürlich so gut wie wir alle, daß dies nicht die Zeit zwei Generationen vor Dante, worauf es hier ankommt, sondern gerade die Zeit Dantes ist, der um es hinzuzufügen, 1265 geboren ist und 1321 gestorben — aber unser Autor ist durch seine Konstruktion so verblendet, daß er selbst Jahreszahlen nicht mehr zu unterscheiden vermag. Schließlich wirft er auch gar noch den Satz hin, es bliebe sich gleich, ob es sich um den alten Hufenbesitz der ehemaligen Bauern oder um den Zukauf findiger Speku-

Digitized by Google

lauten handle — ohne zu merken, daß er dadurch seine eigene Theorie aus den Angeln hebt. Denn wenn die Kapitalisten nicht die ursprünglichen Bodenbesitzer, sondern Spekulanten sind, so müssen diese doch schon Kapital gehabt haben, als sie das Terrain auf Spekulation kauften — das Urkapital stammt also doch nicht aus der Grundrente, sondern irgendwo anders her und die Grundrente hat nur dazu beigetragen, es zu vermehren.

Hat sich so die Ableitung des „Urkapitals" aus der Grundrente als ein historischer Irrthum erwiesen, so wird dieser Irrthum verhängnißvoll für das ganze Sombartsche Werk. Denn es ist aufgebaut auf den Gedanken, daß zwischen der alten handwerksmäßigen Produktion und der modernen kapitalistischen Produktion ein absoluter Gegensatz bestehe. Dieser absolute Gegensatz ist zu einem bloßen Hirngespinst geworden, nachdem sich ergeben hat, daß das Kapital selber aus der mittelalterlichen Produktion stammt.

Man könnte nun noch hoffen, daß es sich in einem mehrbändigen Werk mit dem Angeführten doch nur um gelegentliche Entgleisungen handelt. So ist es aber leider nicht; nicht nur sind die kritisirten Kapitel die Grundmauern der ganzen Arbeit, sondern auch überall sonst, wo ich die Sonde eingeführt habe, habe ich dieselben Fehler gefunden, daß nämlich nicht die historischen Zeugnisse wirklich verhört, sondern daß irgend einer theoretischen Konstruktion zu liebe ohne jede Kritik, ob sie wirklich glaubwürdig und beweiskräftig sind, Quellenstellen zusammen getragen und zurecht gemacht werden. Dafür noch einige Beispiele.

Ganz einseitig übertrieben ist die Schilderung von dem Werth und den Erträgnissen der Kolonien und Plantagen Venedigs und Genuas.

Einmal (I, 242) soll uns bewiesen werden, daß die Könige von England sehr hohe Einnahmen hatten. Die Durchschnittseinnahme des Königlichen Haushalts wird uns zur Zeit des Plantagenets auf 120 000 Lstr. angegeben. Wir wollen milde damit sein, daß bei der Umrechnung in Mark eine Null zu viel geschrieben worden ist (60 bis 70 Millionen statt 6 bis 7 Millionen). Aber schon auf der nächsten Seite, wo bewiesen werden soll, daß die großen Grundherren größere Einnahmen hatten als „Lübeck und Hamburg in ihrer Blüthezeit", da hat ein englischer König, Eduard IV, nur 13 000 Lstr. und ein Herzog 4000 Lstr. Ist denn das Einkommen des englischen Königs im 15. Jahrhundert auf fast ein Zehntel gesunken? Die Verwirrung voll zu machen ist an der ersten Stelle ein Vergleich gesetzt, daß die Gesammteinnahmen des Deutschen Reiches unter Kaiser Sigismund nur 13 000 fl. ausmachten. Wie kann Jemand, der auch nur einige Anschauung in deutscher Geschichte hat, einen völlig aufgelösten Körper, wie das Deutsche Reich unter Sigismund, als Maßstab nehmen? Aber von der deutschen Geschichte hat Sombart eben, wie man auf Schritt und Tritt merken kann, nur sehr verworrene Vorstellungen (man lese Bd. I S. 298). Was Ritter, was Adel, was „gefolgspflichtige Hintersassen" (I, 337) sind, ist ihm offenbar ganz unklar.

Digitized by Google

Während, wie wir gesehen haben, Sombart den Gewinn des europäischen mittelalterlichen Handels nicht gering genug veranschlagen kann, schlägt ganz ebenso unmotivirt und mit ebenso ungeheuerlicher einseitiger Uebertreibung der Ton plötzlich um, wenn er von dem Gewinn spricht, den die Portugiesen dadurch erlangten, daß sie die Araber aus ihrer vermittelnden Stellung in dem Handel zwischen Orient und Occident verdrängten. Man mag die Gewinne, die die Portugiesen aus Indien heimbrachten, noch so hoch veranschlagen, es ist doch eine bare Absurdität, wenn Sombart (I, 327) dies „das für Westeuropa entscheidende Ereigniß" nennt, „das zwei Weltalter trennt, von dessen Eintritt an wir mit Recht einen neuen Abschnitt der Geschichte beginnen lassen". Nicht nur daß die Portugiesen trotz der Einheimsung des indischen Reichthums doch keine leitende Stellung unter den europäischen Völkern gewonnen haben, sondern auch umgekehrt, der Verlust, den der Orient erlitt, kann nicht so übermäßig gewesen sein; gerade in der darauf folgenden Epoche erhebt sich ja der Herrscher der Gläubigen zu der allerschwersten Bedrohung des christlichen Europa: die Türken erscheinen 1529 zum ersten Mal vor Wien. Ganz abgesehen von der tieferen historischen Begründung hat Sombart offenbar nie auch nur das äußere Gesammtbild der Epoche, über die er spricht, vor Augen.

Da das frühere Mittelalter den Erwerbstrieb eigentlich gar nicht gekannt haben soll, so muß dieser Trieb irgendwann einmal erwacht sein; zwar haben die Menschen von je das Gold geliebt, aber zu bestimmten Zeiten nimmt das Goldfieber einen akuten Charakter an (I, 381). Obgleich wir von Sombart selber eingehend hören, wie schon in den Kreuzzügen stark wucherische Vorschußgeschäfte gemacht wurden, so soll doch erst das ausgehende Mittelalter die Zeit des akuten Goldfiebers geworden sein. „Jene Verweltlichung der gesammten Lebensauffassung, wie wir sie gegen Ende des Mittelalters allerorts Platz greifen sehen, sie war die unmittelbare Folge jener vielen Glaubenskriege gewesen, die die früheren Generationen geführt hatten. Es ist die Berührung mit den reichen glanzvollen Kulturen der Byzantiner und Araber, die den Sinn für die Freuden dieser Welt erweckt, die den Begehr nach Luxus und Wohlleben erzeugt. Wer wüßte es nicht". Ich bedaure als Historiker diesen Worten hinzufügen zu müssen, daß ich das nicht nur nicht weiß, sondern daß die ganze Schilderung eine gänzlich unhistorische Fabelei ist.

„In Italien (fährt Sombart fort) vernehmen wir schon im 14. Jahrhundert die Klagen der Moralisten über die zunehmende Sucht nach dem Golde" . . . . Wir kennen dann zahlreiche Aeußerungen aus der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, die uns bezeugen, daß das Gold überall in Westeuropa begonnen hatte, seine Herrscherstellung einzunehmen. Pecuniae obediunt omnia, klagt Erasmus; „Gelt is auff erden der irdisch gott" verkündet Hans Sachs; beklagenswerth nennt Wimpheling seine Zeit, in welcher das Geld zu regieren angefangen. . . . . Solche Ueberwerthung

Digitized by Google

des Geldes muß nothwendig das Verlangen steigern, sich in seinen Besitz zu setzen. Und dieses Verlangen mußte dazu führen, auf Mittel und Wege zu sinnen, es zu befriedigen. Und in der That beobachten wir gegen den Ausgang des Mittelalters, wie sich die Arten mehren, zu Gelde zu kommen. Jeder nach seinem Können wußte Methoden ausfindig zu machen, mittels deren er sich in den Besitz des kostbaren Edelmetalls zu setzen vermöchte. Wer Macht im Staate besaß, nutzte diese aus, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Die Kaiser und Könige, sowie die Großen im Lande sannen auf neue Steuern und Auflagen, wenn sie nicht vorzogen, die Städte zu schatzen oder die Judengemeinden auszurauben. Der Ritter aber, der kleine Grundeigner, erinnerte sich seiner Bauern, deren Lasten er in Geld umwandelte und allerorts erhöhte. . . . . Der Raub bildete immer mehr die selbstverständliche Erwerbsart des vornehmen Mannes, dessen Renten allein nicht ausreichten, um den wachsenden Anforderungen an täglichem Aufwand und Luxus zu genügen. Das Freibeuterthum galt als durchaus ehrenhafte Beschäftigung, weil es dem Geiste des Ritterthums entsprach, daß Jedermann das an sich bringe, was der Spitze seines Speeres und der Schärfe seines Schwertes erreichbar war. Bekannt ist, daß der Edle Raubritterei lernte wie der Schuster die Schusterei . . ."

Widerlegenswerth ist diese historische Karrikaturzeichnung nicht. Wer sich die methodologischen Fehler prinzipiell klarmachen will, den verweise ich auf meine beiden Aufsätze „Die historische Methode des Ultramontanismus" (in den „Historischen und politischen Aufsätzen" 1883) und „Die gute alte Zeit" (in den „Erinnerungen, Aufsätzen und Reden" 1902).

Als eine besondere Probe der historischen Kenntnisse Sombarts und zugleich als Beleg, daß diese Arbeit mit der Annäherung an die neuere Zeit nicht besser wird, sei noch notirt, was (D. Volksw. S. 86) über das Anwachsen des Geldvorraths in Deutschland um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts gesagt ist. Hier lesen wir: „Just wie ein paar Menschenalter später, ist es großentheils französisches Geld gewesen, mit dem Deutschlands Volkswirthschaft belebt wurde. Erst sind es die Emigranten, die in Schaaren nach Deutschland strömten und die, wie man weiß, nicht mit leeren Händen kamen . . . Endlich aber müssen wir der Subsidien gedenken, die verschiedene deutsche Staaten während der ganzen zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vom Auslande bezogen. Ein guter Kenner (Gustav von Gülich) berechnet, daß seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Subsidien und Bestechungsgelder von Frankreich an deutsche Fürsten, deutsche Staatsmänner und Gelehrte 137 226 152 Livres, von England als Subsidien 46 696 576 Lstr. gezahlt worden seien. Das wäre in unserem heutigen Gelde mehr als eine Milliarde Mark; ein für die damalige Zeit enormer Betrag, dessen relative Höhe wir aus dem Umstande zu ermessen vermögen, daß er (nach Ansicht desselben Gewährsmannes) nicht erheblich hinter dem Werthe des gesammten Exports zurückstand."

Digitized by Google

Also Gustav von Gülich hat berechnet, daß seit Mitte des achtzehnten Jahrhundert bis 1815, wie wir wohl ergänzen müssen, mehr als eine Milliarde Mark an englischen und französischen Subsidien ꝛc. nach Deutschland geflossen ist. Gut — wer aber den Einfluß dieses Geldes auf das deutsche Wirthschaftsleben in Anschlag bringen will, sollte doch nicht vergessen, daß nach einer noch bekannteren Berechnung von Max Duncker Napoleon in den Jahren 1806—1808 allein in den paar altpreußischen Provinzen diesseits der Elbe etwa eine Milliarde Franken erpreßt hat, und vor Allem, daß Deutschland in dieser Periode, vom Siebenjährigen Kriege an bis zu den Freiheitskriegen, dauernd das Schlachtfeld Europas geblieben ist. Nicht der geringste Zweifel kann darüber herrschen, daß die ungeheuren, immer wiederholten Zerstörungen, Lasten und Erpressungen dieser Kriege den Wohlstand und das Kapital Deutschlands so sehr geschädigt und gedrückt haben, daß jene englischen und französischen Zahlungen auch nicht entfernt als ein Ausgleich dafür gelten können. Das baare Geld, das hineinkam, ist natürlich, da die Ueberschüsse Deutschlands an Produkten durch die Kriege zu so sehr großem Theil aufgefressen und für die Zerstörungen auch von außen Ersatz geschafft werden mußte, sehr schnell wieder herausgeflossen. Die 100 Millionen Franken, die Preußen schließlich 1815 im Zweiten Pariser Frieden erhielt, war nach Ansicht früherer Beurtheiler kaum mehr als ein wenig lindernde Salbe für den ausgemergelten, zerschlagenen und zerschundenen Volksleib: nach Sombart „ein Betrag, der für das damalige Wirthschaftsleben fast dasselbe bedeutete wie die Milliarden 1871."

Nun aber gar das Geld, das „wie man weiß" die französischen Emigranten mitgebracht haben sollen! Nach dem, was ich für meine Person davon weiß, haben sie überhaupt nur recht wenig Mittel mitgebracht, und von diesem wenigen noch einen Theil nicht in baar, sondern in Assignaten: hatten einige von ihnen etwas Geld, so mußten um so mehr andere von Unterstützungen erhalten werden und lebten oft geradezu vom Bettel oder litten Hunger. Die Behauptung, daß ein Theil des deutschen Geldkapitals von diesen französischen Emigranten stamme, gehört zu denen, bei welchen, wie man sagt, „die Weltgeschichte aufhört". Fängt etwa die Nationalökonomie dabei an? Ich möchte den Nationalökonomen doch rathen, sich gegen solche geschichtliche Begründungen recht ernstlich zu verwahren.

Grundfalsch ist die Behauptung (D. Volksw. S. 42), die Begründung des deutschen Zollvereins sei ein *wesentlich* politischer (nicht wirthschaftlicher) Vorgang gewesen.

Handelte es sich nur um Einzelfehler, so würde man ja schließlich auch über solche Plumpser, wie diese letzten, hinwegkommen. Aber das ist es nicht. Der Fehler steckt tiefer, er ist konstitutionell. Sombart hat Talent und Studium, aber es fehlt ihm durchaus an der Strenge der wissenschaftlichen Methode. Er hat wohl historisches Wissen, aber keine historische Bildung. Er hat die zahlreichen Werke, die er mit anerkennenswerthem

Digitized by Google

Fleiß durchgelesen, immer nur auf das vereinzelte wirthschaftliche Moment hin geprüft und exzerpirt, von dem eigentlichen Zusammenhang der historischen Ereignisse — was ja auch nicht so leicht und ohne sehr ernstliches Studium nicht zu erreichen ist — hat er keine Vorstellung. Er wird, wenn er diese Zeilen liest, vermuthlich nicht einmal wissen, was eigentlich damit gemeint ist. Es ist der bekannte Zirkel: wer historische Bildung hat, dem braucht man nicht zu sagen, was es ist, und wer sie nicht hat, dem kann man es auch nicht sagen. Am besten ließe es sich vielleicht an dem Fehlen des Augenmaßes demonstriren: Sombart sieht die Dinge alle in falschen Dimensionen — das Kleinste erscheint ihm groß, das Größte klein. So konnte er dazu kommen, die Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit in dem Verdienst der Portugiesen am indischen Handel zu finden und den Kapitalreichthum Deutschlands aus dem Gelde der französischen Emigranten abzuleiten.

Ich glaube, man darf sagen, so grobe Sehfehler sind schon nicht mehr bloße historische Irrthümer, sondern leiten schon über in das theoretische Denken, und wir haben schon im Eingang gesehen, wie wenig das Sombartsche Werk auch in diesem Punkt der Kritik standhält, wie schief, unlogisch, voller Widersprüche und Denkfehler die Begriffsbildung ist, die sich durch das ganze Werk hindurchzieht. Was kann uns eine Wirthschaftsgeschichte sein, deren Begriffe unklar und deren thatsächliche Angaben aus der Luft gegriffen sind?

Scheint das Urtheil hart, so ist es doch nicht nur sachlich richtig, sondern es war auch nothwendig, es ohne zarte Schonung auszusprechen, denn wer im Denken so wenig geschult und in der Weltgeschichte so wenig zu Hause ist wie Sombart, darf sich nicht anmaßen, in dieser Weise philosophische und historische Urtheile auszusprechen. Unser Sünder spricht sie aber nicht bloß aus, sondern führt sie mit einem solchen Selbstbewußtsein und in solchem Tone der Sicherheit vor, daß diese Bücher in Laienkreisen, wo man die Hohlheit des Aufbaues nicht gleich durchschaut, viel Verwirrung stiften müßten, wenn nicht energisch widersprochen wird. Sombart persönlich darf das bei dem zuversichtlich-herausfordernden Ton, den er selber angeschlagen hat, nicht übelnehmen.

Er hat das Unglück gehabt, früh von Karl Marx eingefangen worden zu sein. Zwar muß man anerkennen, daß er sich jetzt vielfach von ihm emanzipirt hat: er macht noch immer von Zeit zu Zeit eine tiefe Verbeugung vor dem großen Namen, thatsächlich aber folgt er seinen Spuren nur noch streckenweise. Wer aber einmal in die Tretmühle dieses Pseudodenkers hineingerathen ist, der findet sich nicht so leicht zur echten Wissenschaft wieder zurück. Das dürfte die Signatur von Sombarts geistiger Entwicklung gewesen sein.

Wir wollen hoffen, daß der Most schließlich doch noch ein Wein wird. Sombart hat freilich das 40. Lebensjahr bereits erreicht, aber es ist — glücklicher Weise — in seinem Denken doch noch etwas Unreifes

Digitized by Google

und Unfertiges, das die Hoffnung auf weitere Entwicklung nicht ausschließt. Was ich hier bisher besprochen und kritisirt habe, ist ganz vorwiegend aus dem ersten Bande des „Kapitalismus", der die begrifflichen und historischen Grundlagen enthält. Einen wesentlich anderen Charakter hat der zweite, der auf Gegenwartsstudium aufgebaut ist: eine Fülle von bunten Bildern, ganz eigenartige, selbständige Studien und originale Beobachtungen. Wissenschaftliche Forschungen kann man diese Schilderungen kaum nennen, die sich auf alles Mögliche, „den neuen Stil des Wirthschaftslebens", die Wandlungen des Geschmacks, das Wesen der Mode, die Gestaltungen des Luxus, die Kunst beziehen; die Art, wie Alles und Jedes auf den einen Begriff des Kapitalismus zugespitzt ist, ist einseitig, übertrieben und deshalb vom Standpunkt der Wissenschaft falsch. Bei unleugbarem, oft frappantem Scharfsinn im Einzelnen zeigt sich auch wieder der Mangel systematischen Denkens in der des logischen Aufbaues entbehrenden Disposition. Die allerwichtigsten Erscheinungen sind in Folge dessen willkührlich übergangen; die Kartelle z. B. werden nur ganz flüchtig gestreift, das Wort „Trust" erinnere ich mich nicht gelesen zu haben und es findet sich auch nicht im Register. Aber die vorhandenen Schilderungen als solche sind von hohem Reiz und kulturgeschichtlichem Werth, und nicht nur schriftstellerisches Talent, sondern bei aller Verschwommenheit und allen Verkehrtheiten auch Ansätze zu einem nicht nur muthigen, sondern auch gesunden Urtheil finden sich vielfach. Eine wahre Erquickung war es mir, zu lesen, was er über den Einfluß von Klima und Rasse auf die historische, wie im Besondern die wirthschaftliche Entwicklung sagt (I, 380). Es heißt hier:

. . . „Zweifellos läßt sich ein gut Theil der Erscheinungen des modernen Wirthschaftslebens in ihren Eigenarten aus einem dieser beiden Faktoren bezw. aus ihrem Zusammenwirken erklären. Es ist oft und mit Recht betont worden, daß nur im Bereiche der gemäßigten Zone mit ihrer Knappheit an genußreifen Gütern, ihrem Reichthum an Produktivkräften, sowie ihrer mittleren Fruchtbarkeit die wirthschaftliche Kultur jenen Grad von Intensität erreichen konnte, den wir heute an ihr wahrnehmen. Und es ist ebenso mit Recht hervorgehoben worden, daß ohne die spezifischen Eigenarten der europäischen Rassen — wir müssen diese schon als Ganzes betrachten, da eine Beschränkung auf die germanischen Rassen Angesichts der wirthschaftlichen Blüthe der italienischen Republiken doch nicht recht angängig erscheint —, ohne ihre Arbeitsenergie, ihr lebhaftes Temperament, ihre irdische Weltauffassung ebenfalls eine ökonomische Entwicklung, wie sie die letzten Jahrhunderte erlebt haben, nicht wohl gedacht werden könne. Das ist alles gut und vortrefflich. Aber es ist so herzlich wenig. Es führt über einige ganz allgemeine und darum recht nichtssagende Wahrheiten nicht hinaus, ganz abgesehen davon, daß die Einstellung einer Rasseneigenthümlichkeit in einen sozialen Kausalzusammenhang doch immer eine Verlegenheitsoperation ist, ein Durchhauen des Knotens bedeutet, wo eine Lösung verlangt wird. Denn das Rassenmerkmal als Erklärung eines

Digitized by Google

Phänomens benutzen, heißt den kausalen Regressus sehr früh abbrechen, heißt auf die Aufdeckung intimerer psychologischer Zusammenhänge verzichten, heißt im Grunde eine Bankerotterklärung aller wirklichen Motivirung. Weshalb denn das Operiren mit Rassenmerkmalen bei der Aufdeckung historischer Zusammenhänge so beliebt bei allen geistreichen Dilettanten geworden ist. Ich meine, man sollte sich bei einer Erklärung solcher Art nur im äußersten Nothfalle beruhigen und bei der Feststellung sozialer Kausalzusammenhänge das Rassenmoment immer lieber nur als ein bedingendes, aber nicht als verursachendes Moment in Betracht ziehen".

Aus dem anderen, dem populären Werke Sombarts hebe ich folgende Stellen hervor. Gegenüber der optimistischen wie der pessimistischen Auffassung von der steigenden Bedeutung des Welt-Austausches der Waaren, legt er dar (S. 450), „daß die einzelnen Volkswirthschaften immer vollkommnere Mikrokosmen werden, und daß der innere Markt für alle Gewerbe den Weltmarkt immer mehr an Bedeutung überflügelt".

Gegenüber der Lehre, daß die armen Klassen der Bevölkerung immer noch ärmer würden, und daß der Reichthum sich in immer weniger Händen konzentrire, behauptet er: (S. 502) „Im großen Ganzen ist die Veränderung, die die Einkommenvertheilung im 19. Jahrhundert erfahren hat, herzlich unbedeutend". Von dem sehr bedeutenden Zuwachs an Reichthum, der im Ganzen erzielt sei, sei ein Theil verwandt, um an Stelle der sehr wenigen reichen Leute, die früher existirten, jetzt eine schon recht erhebliche Anzahl zu schaffen: ein anderer Theil, die allerunterste Schicht zu heben, „die Slums der Gesellschaft zu saniren". „In den Rest theilt sich die so viel stärkere Bevölkerung annähernd zu gleichen Theilen wie ehedem". Ein Hauptunterschied gegen früher ist also die gesunkene Sterblichkeit (namentlich wohl der kleinen Kinder), infolgedessen die ungeheure Volksvermehrung, so daß nun von den hochgestiegenen Reichthümern auf jeden Einzelnen nicht so viel kommen kann, wie es möglich wäre, wenn der Divisor so klein geblieben wäre, wie er früher war. „Vielleicht ist die Mehlsuppe (für die Masse) etwas konsistenter und sicher sind die Fettaugen (die Reichen) zahlreicher geworden".

Mit aller Entschiedenheit lehnt Sombart (S. 514) die Identifizirung von sozialer Klasse und Partei ab. Das sei eine Verwechselung und eine Unklarheit.

„Die soziale Frage", heißt es endlich (S. 529), „die unseren Vätern so viel Kopfzerbrechen machte: wie eine kapitalistisch-sozialistische Gesellschaft zu organisiren sei, ist thatsächlich am Ende des Jahrhunderts gelöst. Das heißt: die Prinzipien sind festgelegt. Ihre Ausführung wird das mühsame Werk der staatsmännischen Technik sein müssen".

Mehr kann man von einem alten Marxianer nicht verlangen. Diese Sätze zeigen einen so gesunden realistischen Blick, daß man die bizarr-doktrinäre Definition von Kapital und Kapitalismus kaum damit zu vereinigen vermag. Als Erzeugnisse der Wissenschaft müssen diese Werke

Digitized by Google

Sombarts im Ganzen einfach und scharf abgelehnt werden, aber das hindert nicht, anzuerkennen, daß in dem Autor selbst etwas steckt, daß er lernfähig ist und daß er zuletzt als Persönlichkeit vielleicht doch noch einmal etwas leisten kann. Delbrück.

Charles Morawitz. Die Türkei im Spiegel ihrer Finanzen. Nach dem französischen Original Les finances de la Turquie. Uebersetzt und mit einem Nachwort versehen von Georg Schweitzer. Berlin. Carl Heymanns Verlag. 1903. 510 Seiten. 8°. Preis 10 Mark.

Der Verfasser verfügt über eine sehr gute Eigenschaft, die allerdings bei der Behandlung orientalischer Dinge, mögen sie nun finanzieller oder sonstiger Natur sein, schwer zu entbehren ist: er hat Humor. Gleich zu Anfang seines Buches, in dem Abschnitt über die „Aera der kontinuirlichen Anleihen", nimmt er zur Vorbereitung des Lesers auf das Kommende eine kleine psychologisch-philologische Abschweifung über das Wort „Kef" vor. Man höre: „Es wäre leichter, Liebe und Haß zu definiren, als das Wort Kef. Einen annähernden Begriff davon gäbe das dolce far niente des Italieners; dieses dolce far niente aber verhält sich zum Kef wie die Nadel der Kleopatra zum Eiffelthurm, wie der Hügel des Montmartre zum Himalaya. Um einen gewissen Zustand der Indolenz auszudrücken, braucht der Italiener einen ganzen Satz: dolce far niente; dem Orientalen genügt ein Wort: „Kef". Der italienische Satz drückt immerhin eine Handlung aus; der Lazzarone thut doch etwas. Dieses „Etwas" ist allerdings Nichts; aber die Phrase beweist, daß ihm der Gedanke an eine Thätigkeit doch nicht fremd ist; sein Gehirn arbeitet, indem es sich bewußt wird, daß es angenehm sei, nichts zu thun. Der Kef ist die gänzliche Weltvergessenheit. Es ist die vollkommene Wunschlosigkeit, die idealste Befriedigung in der Unthätigkeit, das höchste Glück der Schlaffheit, die vollständige Resignation. Der Kef ist ein durch den Fatalismus hervorgerufener Zustand der Gleichgiltigkeit; er ist die Abwesenheit jeder Bewegung, der absolute Stillstand! Der Kef betrachtet mit der größten Seelenruhe und Indifferenz die in der ganzen übrigen Welt durch Wissenschaft und Fortschritt hervorgerufene Umgestaltung der Lebensverhältnisse. Wozu Aenderung? Ist doch Alles zum Besten bestellt in der besten aller Welten!" Das ist sehr hübsch gesagt, und nur Jemand, der häufige und lange Gelegenheit gehabt hat, mit Orientalen zu verkehren, kann eine so erschöpfende Definition des Kef aufstellen. Ich würde vorschlagen, Jedem, der mit oder ohne Beruf über türkische Reformen und Reformfähigkeit etwas sagen oder schreiben will, zuerst diesen Abschnitt aus Morawitz vorzulesen und ihn dann zu fragen, ob er weiß, daß die Regierung und die Leute, von denen die Reformen ausgehen sollen, allesammt ihr tiefstes und

Digitized by Google

innerstes Lebensideal im Kef haben? Nicht als ob der Türke keiner Anstrengung fähig sei! Er ist es unter Umständen durchaus, aber nicht mit Hingabe. Hingabe, wirkliche Hingabe hat er im Grunde nur für den Kef! Der Kef als Lebensideal ist für den Orientalen dasselbe, was respectability für den Engländer, otium cum dignitate für den Römer, die „Menschenrechte" für den demokratischen Republikaner. Innerlich geärgert, gereizt, aus den tiefsten Falten seines Gleichmuths gebracht, ist der Orientale eigentlich nur dann, wenn man ihm den Kef nicht gönnt — und weil Herrn Morawitz' Buch nur zu geeignet ist, den Kef zu stören, hat man dem Autor einen türkischen Orden gegeben, aber sein Werk in der Türkei verboten.

Indeß Scherz bei Seite. Morawitz' Werk ist eine im hohen Grade verdienstliche Arbeit, die nur auf Grund einer höchst intimen und langdauernden persönlichen Bekanntschaft mit den türkischen Finanzverhältnissen zu schreiben möglich war. Sie ist aber auch, wie schon die Aenderung des Titels der deutschen Uebersetzung gegen die französische Ausgabe andeutet, mehr als eine bloße Studie über die Finanzen; sie enthält so viele werthvolle Angaben über die politische, Kultur- und Personalgeschichte der Türkei, daß sie jetzt, wo die türkischen Dinge namentlich von der materiellen Seite her stark im Vordergrunde des Interesses bei uns stehen, dem deutschen Leser nur aufs Beste empfohlen werden kann.

Der Verfasser giebt zuerst einen kurzen historischen Ueberblick über die türkischen Finanzen bis zum Erlaß des sogenannten Muharrem-Dekrets vom 20. Dezember 1881, das die Regelung des Staatsschuldendienstes auf die noch heute geltenden Grundlagen stellte. Dieser Ueberblick behandelt seinerseits wieder die Zeit vor und nach dem Krimkriege gesondert. Aus der ältesten Zeit sind einige Angaben der venezianischen Vertreter in Konstantinopel an den Rath der Republik über die Einkünfte der Sultane interessant. Mocenigo schätzt das Einkommen Selims I., 1518, auf etwas über 3 Mill. Dukaten. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter Soliman II., als der größte Theil der vorher von Persien okkupirten Tigrisländer, ferner Egypten und Theile Hocharmeniens, überdies ausgedehnte Eroberungen in Europa an die Pforte gelangt waren, giebt Novagero $10^1/_2$ bis 15 Mill. Dukaten an, wobei bemerkenswerth ist, daß Syrien mit einem ums Dreifache höheren Betrage erscheint (600 000 Dukaten), als das bereits vollkommen ruinirte Mesopotamien (200 000 Dukaten). Der erste — erfolglose — Anleiheversuch der Türkei in Europa fällt unter Murad IV., 1623. Um 1637 beträgt das Staatseinkommen unter demselben Herrscher 8 Mill. Dukaten. Vom Frieden von Carlowitz (1699) an datirt Morawitz den eigentlichen Niedergang der türkischen Finanzen, da mit jenem Vertrage eine Anzahl besonders reicher Provinzen in Europa der Pforte verloren ging. Unter Selim III. (1789—1807) schätzt der englische Resident Eton die Einnahmen bereits auf weniger als die Hälfte des Ertrages hundert Jahre zurück, nämlich ca. 1,8 Mill. englische Pfund (35—40 Mill. Mark).

Digitized by Google

Bei allen diesen Angaben muß man natürlich an den von dem heutigen Stande sehr verschiedenen damaligen Werth des Geldes denken. Ebenso dürfen die Angaben der ausländischen Diplomaten nur als das aufgefaßt werden, was sie sind: annähernde Schätzungen, die aber, wie man sieht, unter einander in einem durchaus glaublichen Verhältniß stehen.

Die ersten türkischen Anleihen in Europa gehen auf den Krimkrieg zurück. 1854 bürgte England gegen Verpfändung des egyptischen Tributs für die Aufnahme von 3 Mill. Pfund Sterling und ein Jahr darauf England und Frankreich gemeinsam für eine weitere Anleihe von 5 Mill. Pfund. Dazu trat dann die Ausgabe von Papiergeld, das in sehr kurzer Zeit einen höchst bedenklichen Betrag erreichte. Von da ab bürgern sich die türkischen Anleihen, erst langsam und unter Schwierigkeiten, dann, zumal nach der Gründung der Banque Ottomane in Konstantinopel, in immer schnellerem Tempo auf dem europäischen Geldmarkt ein. Die Bedingungen, unter denen die Türkei Geld erhielt, waren allerdings so ungünstig wie nur möglich. 1860 wurde zum Beispiel ein Kontrakt in Paris unterzeichnet über 400 Mill. Franks zum Kurse von 53¾ (!), dazu kamen noch Bankierprovision und bedeutende Zinsenvortheile. 1862 glückte eine Anleihe von 8 Mill. Pfund zu 68 Prozent, 1863 emittirte die neue Ottomanische Bank 300 000 Obligationen von 500 Franks, die bloß zu 360 Franks übernommen wurden. 1871 wurden in London für 5,7 Mill. Pfund sechsprozentige Obligationen zum Kurse von 73 Prozent emittirt.

Unter ähnlichen und noch schlechteren Bedingungen ging es weiter. 1875, zwanzig Jahre nach dem Beginn der Anleiheperiode, betrug der Nennwerth aller Staatsschulden 4811 Mill. Franks, wovon aber nur ca. 2½ Milliarden, also die Hälfte, effektiv in die Staatskasse geflossen waren. Immerhin repräsentirte auch das wirklich erhaltene Geld einen kolossalen Betrag. „Man weiß nicht", schreibt Morawitz, „worüber man mehr staunen soll, über den Reichthum Frankreichs, denn den größten Theil dieser Anleihen hatten die kleinen französischen Sparer gezeichnet — oder über die Möglichkeit, eine solche Summe zu verausgaben, ohne irgend welche Spur zu hinterlassen. Von diesem Riesenkapital haben kaum ein Zehntel zu gemeinnützigen Werken (Eisenbahnen) gedient. Für die Verwendung der anderen neun Zehntel könnte man höchstens auf einige Paläste an den Ufern des Bosporus hinweisen, auf einige Kriegsschiffe, die nie im Dienst standen und es auch nicht gekonnt hätten; allerdings auch auf einige schöne Privathotels in der Gegend des Park Monceau, Besitzungen ehemaliger Galataer Bankiers, die sich nach Paris zurückgezogen haben."

Bei einem Anleihesystem, das nur 50 Prozent des nominell vorgeschossenen Kapitals realisirte, konnte natürlich die Katastrophe nicht ausbleiben. Am 7., 10. und 30. Oktober 1875 erschienen hintereinander drei Erlasse der türkischen Regierung, die unter allerhand nothdürftig ver-

Digitized by Google

schleiernden Wendungen eine Herabsetzung des Zinskoupons für den Dienst der Staatsschuld auf die Hälfte anordneten. Da das in Wirklichkeit immer noch eine ganz leidliche Verzinsung des größten Theiles der faktisch in den Besitz des türkischen Staatsschatzes gelangten Summen bedeutete, so wäre noch kein Anlaß gewesen, sich allzu sehr darüber aufzuregen — aber kurz darauf brach der Krieg zwischen der Türkei und Serbien und darnach der große russisch-türkische Konflikt aus. Bereits der Koupon vom 1. April 1876 wurde nicht nur nicht zur Hälfte, sondern garnicht eingelöst; der Bankerott war also da.

Vom Frühjahr 1876 bis zur Publikation des Muharrem-Dekrets blieben die Zahlungen für die türkische Staatsschuld überhaupt eingestellt. Zwischen diese beiden Daten fallen, nach Beendigung des Krieges, langwierige Verhandlungen zwischen der türkischen Regierung und den Besitzern ihrer Anleihewerthe, die schließlich mit der Einsetzung eines europäischen Verwaltungsrathes für den Dienst des größten Theiles der türkischen Staatsschuld, der sogenannten dette publique, enden. Nur die durch den egyptischen Tribut garantirten Anleihen für den Krimkrieg, die russische Kriegsentschädigung und die schwebende Schuld wurden in das Abkommen nicht einbezogen. Die Gläubiger ihrerseits willigten als Gegenleistung in eine Herabsetzung des Nominalkapitals, der Verzinsung und der Amortisationsquote auf die Hälfte.

Vom Tage des Muharrem-Dekrets an zerfällt die türkische Finanzverwaltung in zwei vollkommen von einander gesonderte Theile: in das Ressort des Malié (Finanzministerium) und der dette publique oder des Verwaltungsraths der türkischen Staatsschuld. Beide Verwaltungsbereiche stehen neben einander wie Mittelalter und Neuzeit, wie Abend- und Morgenland. Das System des Malié beruht auf einem unentwirrbaren Durcheinander von Zentral- und Provinzialverwaltung. Jede Provinz stellt ihr besonderes Budget auf, und zwar nicht nur für die eigentlichen Provinzialangelegenheiten, sondern auch z. B. für ihren Antheil an den Gerichtsinstitutionen, am Heeresunterhalt und dergleichen. Der Finanzminister erhält alljährlich eine Abschrift aller Provinzialbudgets zugesandt, um die Einnahmen, die Ausgaben und den etwa für die Staatskasse verfügbaren Ueberschuß abschätzen zu können. Das ist, wie Morawitz bemerkt, in der Theorie sehr schön, aber in Wirklichkeit durchbricht die Zentralverwaltung selbst das aufgestellte Schema an allen Ecken und Enden, indem es ohne Rücksicht auf die mitgetheilten Budgets den Gläubigern der verschiedenen, in Konstantinopel befindlichen Haupt- und Zentralkassen Zahlungsaufträge, sogenannte Havalés, an die Provinzialkassen ausstellt. Bisweilen überschreitet der Betrag der vom Finanzministerium auf eine Provinzialkasse ausgeschriebenen Havalés nicht nur den Einnahmeüberschuß, sondern die Einnahmen der betreffenden Provinz überhaupt, und es ist denn auch nichts Seltenes, daß im Geheimen ein Wink an die betreffenden Kassen ergeht, sich mit der Einlösung dieses oder jenes Havalé nicht allzu

Digitized by Google

sehr zu beeilen. Außer durch das Havaléſyſtem wird aber das Provinzialbudget auch durch die weitere üble Praxis zerrüttet, daß ſowohl die vom Maliéminiſter thatſächlich unabhängige oberſte Finanzkommiſſion, als auch das Kabinet des Sultans von ſich aus des öfteren an die Provinzialkaſſen telegraphiren, entweder die und die Summen oder einfach alles vorhandene bare Geld direkt per Eilboten abzuliefern. Natürlich hat ein Havalé auf die Kaſſen von Bagdad, Moſſul oder Tripolis in Konſtantinopel für den Empfänger nur einen Bruchtheil ſeines Nominalwerthes; der Beſitzer ſelbſt iſt kaum je in der Lage, es perſönlich zu realiſiren; er muß es daher an gewerbsmäßige Unternehmer, die aus dem maſſenhaften Einkaſſiren der Havalés ein Geſchäft machen, verkaufen und bekommt dabei kaum je mehr als die Hälfte, oft aber auch nur zwei Fünftel oder ein Drittel. Iſt es irgend ein armer Teufel von Beamten oder Penſionsempfänger, ſo muß er den Schaden tragen und Allah danken, daß es überhaupt etwas gegeben hat; iſt es aber ein Lieferant oder ſonſtiger Geſchäftsmann, ſo hat er natürlich in Vorausſicht dieſes Zahlungsmodus ſeinen Preis von vornherein kalkulirt, und der ſchließliche Effekt für die Staatskaſſe iſt bloß der, daß die Dinge der Regierung doppelt und dreifach theurer zu ſtehen kommen, als es bei einer vernünftigen Zentraliſirung der Finanzwirthſchaft nöthig geweſen wäre. Ueberhaupt trägt die ganze türkiſche Staatsverwaltung im Großen wie im Kleinen den Charakter des Sparens mit Löffeln und Verſchwendens mit Scheffeln. Um eine Oekonomie an den Beamtengehältern zu machen, hat man z. B. (ſeit 1834) ſtatt des arabiſchen Mondjahres von 355 Tagen, das der übrigen offiziellen Zeitrechnung zu Grunde liegt, für die Gehaltszahlungen das griechiſche Jahr von 365 Tagen adoptirt. Man ſpart auf dieſe Weiſe in je drei Jahren ein Monatsgehalt gegen früher, aber was will das dagegen ſagen, daß im Allgemeinen die Beamtenzahl, die ſchon an ſich für die wirklichen Bedürfniſſe des Staates viel zu groß iſt, fortgeſetzt ins Endloſe vermehrt und in den oberen Stellen auch unſinnig hoch bezahlt wird? So theilt Morawitz z. B. mit, daß ſich im Jahre 1880 die Summe der in Konſtantinopel bezahlten Gehälter auf 70 000 türkiſche Pfund monatlich belief, gegenwärtig aber auf faſt das Dreifache — 200 000 Pfund! Das macht jährlich beinahe $2^1/_2$ Mill. Pfund hauptſtädtiſche Gehaltszahlungen — wozu man vergleiche, daß die geſammten Staatseinnahmen im Durchſchnitt der letzten Jahre bloß $18^1/_2$ Mill. Pfund ausmachen.

Eine genauere Durchſprechung der einzelnen Abſchnitte, in denen Morawitz das Kapitel über die Finanzverwaltung des Malié gliedert, würde an dieſer Stelle zu weit führen. Wir müſſen uns mit dem nochmaligen Hinweis darauf begnügen, daß hier für alle, die ſich nicht nur mit den Finanzen, ſondern überhaupt mit der ökonomiſchen Gegenwart und Zukunft der Türkei beſchäftigen wollen, eine Quelle der Belehrung fließt, wie ſie in dieſer Vollſtändigkeit bisher noch nicht erſchloſſen worden iſt. Allerdings muß man ſich dabei immer vor Augen halten, daß nach dem eignen Aus-

Digitized by Google

druck des Autors in der Türkei zwei mal zwei niemals einfach vier machen, sondern immer nur ungefähr vier, und daß „am Ersten des nächsten Monats“ niemals wirklich am ersten Tage des Monats heißt, sondern immer nur irgend einen in anständiger Entfernung von diesem Datum liegenden Termin bedeutet. Auf einen für das Verständniß türkischer Verhältnisse geradezu grundlegenden Abschnitt möchte ich übrigens doch noch besonders hinweisen: den über die Vakufs oder die Güter der todten Hand. Fast drei Viertel des bebauten Bodens der Türkei sind gegenwärtig in irgend einer Form Vakuf und als solche mit einer Reihe sowohl für die privatwirthschaftliche Nutzbarmachung als auch für die Staatsfinanzen hinderlicher und verderblicher Schranken umzogen! Die Einschränkung oder besser die gänzliche Beseitigung des Vakufs auf der einen, die Herstellung moderner Verkehrswege auf der anderen Seite sind diejenigen beiden Bedingungen, ohne deren wenigstens theilweise Erfüllung alle Projekte und Hoffnungen auf eine günstige wirthschaftliche Entwicklung der Türkei illusorisch sind und bleiben werden. „Der Mangel von Landstraßen hat einen ganz direkten Einfluß auf das Budget, da er den Ersatz des Naturalienzehnts durch den vortheilhafteren Modus der Steuerleistung in Geld unmöglich macht. Wie kann man denn von den Bauern verlangen, die Steuer anders als in natura zu entrichten, wenn man ihm nicht die Mittel giebt, seine Produkte auf den Markt zu bringen? Der Mangel an Straßen, identisch mit dem Mangel an Absatzgebiet, behindert auch den Aufschwung der Lokalindustrie und lähmt die Entwicklung von Handel und Ackerbau. . . . In Europa bedarf der Einfluß guter Verkehrswege auf die Entwicklung des Handels keines Beweises mehr; aber selbst in der Türkei giebt es, obwohl nur selten, Beispiele, um deren Nutzen augenscheinlich zu machen. So haben im Vilajet Siewas zum Beispiel, nachdem unter Halil Rifaat Pascha einige gute Straßen erbaut waren, die mehrere produktionsreiche Orte dieser Gegend mit Samsun, dem nächsten Hafen, verbinden, wenige Jahre hingereicht, um die Handelsbewegung in diesem Hafen zu verdoppeln.“

Wiewohl Morawitz selbst auf den bloß bedingten Werth türkischer Budgetaufstellungen hinweist, so ist doch von Interesse, den von ihm probeweise für das Etatsjahr 1313 (1896) mitgetheilten, auf den faktisch eingegangenen Erträgen dreier vorhergehender Jahre beruhenden offiziellen Voranschlag näher zu betrachten. Darnach ergiebt sich für die türkischen Staatseinnahmen folgendes Bild:

1. Direkte Steuern, Zehnten und Taxen . .	10,3	Mill. Ltq.
2. Indirekte Steuern und verwandte Erträge	4,6	„ „
3. Administrative Einnahmen	2,5	„ „
4. Tribute	1,1	„ „
zusammen ca. . .	18,5	Mill. Ltq.
	(rund 350 Mill. Mark).	

Die Hauptpfeiler dieses Einnahmebudgets sind die Immobiliensteuer mit

Digitized by Google

$2^1/_2$ Mill., der Zehnte mit 4,1 Mill., die Viehsteuer mit 2 Mill., die Zölle mit 2 Mill. Ltq. Salz, Tabak und Spirituosen bringen zusammen gleichfalls $1^3/_4$ Mill. Ltq.; die erhobene Steuer von der christlichen Bevölkerung für die Befreiung vom Militärdienst 0,9 Mill. Ltq. Das Einnahmebudget der Türkei reicht also noch nicht an das des Königreichs Belgien (ca. 400 Millionen Mark) heran: es übertrifft dasjenige des kleinen und armen Portugals noch nicht einmal um das Doppelte und ist nur unwesentlich größer als die Einkünfte der beiden vereinigten Länder Schweden und Norwegen.

Diesen Einkünften stehen gegenüber:

1. Zivilliste und Apanagen . .	0,9	Mill.	Ltq.
2. Schuldendienst	6,5	„	„
3. Militär, Marine, Gendarmerie	6,5	„	„
4. Kultus, Pensionen u. s. w. .	0,7	„	„
5. Zivilverwaltung	3,8	„	„
zusammen . .	18,4	Mill.	Ltq.

Selbst nach der Reduktion beansprucht also der Anleihendienst mehr als ein Drittel der gesammten Staatseinkünfte. Die Gesammtsumme der Schuld, deren Verzinsung wieder aufgenommen werden sollte, wurde auf 117 Mill. Ltq. oder rund 50 Prozent des Nominalbetrages vor dem Staatsbankerott festgesetzt. Entsprechend den „Garantien", die den einzelnen Anleihen ursprünglich ertheilt worden waren, klassifizirte man die reduzirte Gesammtschuld in vier Serien (A, B, C, D), die hintereinander zur Tilgung gelangen sollen, in Bezug auf den Zinsgenuß aber einander gleichstehen, während die sogenannten „Türkenloose" (ca. 15 Mill. Ltq.) nur ausgeloost, nicht verzinst werden.

Der zweite Theil des Morawitzschen Werkes beschäftigt sich mit der Geschichte und dem System der europäischen Verwaltung der reduzirten türkischen Schuld. Durch das Muharrem-Dekret sind die Einkünfte für den Dienst der dette publique festgestellt: Salzmonopol, Tabakmonopol, Stempelsteuer, Spirituosensteuer, Fischereisteuer, Seidenzehnt, Zollüberschüsse sowie eine Anzahl kleinerer Posten. Man kann sagen, daß die rund 100 Seiten, die Morawitz der Verwaltung dieser Einkünfte durch die dette publique widmet, in ihrer ausgezeichneten Darstellungskraft und Präzision ein zusammenhängender Nachweis dafür sind, was durch Ausdehnung der europäischen Finanzverwaltung und durch Verbesserung der Verkehrsmittel in ökonomischer Beziehung aus der Türkei gemacht werden — könnte. Um ein praktisches Beispiel dafür zu sehen, braucht man nur nach Egypten zu gehen und Lord Cromers Reports über die Finanzverwaltung des Landes seit der englischen Okkupation zu studiren. Die Steuerlast ist um 20 Prozent verringert und die Einkünfte sind um 30 Prozent gestiegen — eine Wirkung, die durch nichts Anderes erzielt ist, als durch die planvolle und befreiende Bevölkerung von Gewerbe, Handel und Verkehr.

Digitized by Google

Zum Schluß finden sich noch einige besondere Kapitel über die gegenwärtig in der Schwebe befindlichen Projekte zur Unifizirung und Konvertirung der türkischen Staatsschuld, über die nach dem Muharrem-Dekret neu kontrahirten Anleihen, endlich ein besonderer Theil über das Eisenbahnwesen, der eine vollständige Statistik aller im Betriebe befindlichen Bahnen in der europäischen und asiatischen Türkei, sowie eine allerdings nur sehr summarische Besprechung der noch nicht ausgeführten Eisenbahnkonzessionen und Projekte enthält. Auch hier gebührt dem Verfasser der ausgezeichnetste Dank für die mühsame und anders als durch Jahre lange Arbeit an Ort und Stelle gar nicht zu erreichende Beschaffung des Materials. Auf der von ihm gelegten Grundlage kann jetzt für die allgemeine Behandlung der wirthschaftlichen Lage der Türkei weiter gebaut werden. Dieser Gesammtleistung gegenüber will es wenig besagen, wenn Jemand, der namentlich die asiatischen Theile der Türkei von einem Ende bis zum anderen persönlich kennen gelernt hat, im Stande ist, auf den 510 Seiten des ganzen Bandes eine Reihe nebensächlicher Irrthümer und Unrichtigkeiten zu bemerken.

Paul Rohrbach.

Ex Oriente Lux. Jahrbuch der deutschen Orient-Mission. Herausgegeben von Dr. Johannes Lepsius. 1903. Verlag der deutschen Orient-Mission. Berlin W. 10. 251 S. Preis 2,50 M.

Die deutsche Orient-Mission geht auf eine doppelte Wurzel zurück: auf die Bewegung zur Linderung des Nothstandes in Armenien, die 1896 in Deutschland ihren Anfang nahm, und auf einen Gedanken, den der spätere Direktor des deutschen Hilfsbundes für Armenien, Johannes Lepsius, bereits kurz vorher selbständig mit einigen Freunden gefaßt hatte: eine Evangelisation innerhalb der muhammedanischen Welt ins Leben zu rufen. Die Unterstützungsbewegung für die Armenier theilte sich in Deutschland von Anfang an in zwei Zweige: das sogenannte Frankfurter Komitee unter dem Vorsitz des Pastors Lohmann, und das Berliner unter dem Vorsitz des Grafen Bernstorff; aus ihm ging dann durch Neukonstituirung am 11. Mai 1900 die deutsche Orient-Mission hervor, indem die ursprünglich bloß auf philanthropische Hilfeleistung an den nothleidenden Armeniern gerichtete Arbeit der Gesellschaft programmmäßig auf das Ziel hin erweitert wurde, die vorhandenen Mittel und Kräfte ganz allgemein in den Dienst der Verbreitung christlicher Kultur im islamischen Orient zu stellen. Ich bin mir allerdings bewußt, daß diese Definition vielleicht nicht ganz im Sinne einiger Freunde der deutschen Orient-Mission gehalten ist, die von anderen als autonomen kirchlich-missionarischen Motiven nicht viel wissen wollen, aber das was die deutsche Orient-Mission auf ihren Stationen, und zwar gerade den größten und blühendsten, faktisch leistet, läßt

Digitized by Google

sich auf keine Weise besser als mit der Bezeichnung einer Propaganda für christliche Kultur umschreiben.

Das vorliegende „Jahrbuch" bringt zunächst einige Aktenstücke zur Geschichte der Gesellschaft. Darauf folgt ein Abschnitt „Islam", der viel Werthvolles und Interessantes enthält, unter Anderm einen muhammedanischen Katechismus, nach dem Original des Mehmud Me'jud von Professor F. C. Andreas übersetzt und kommentirt. Auch der Abschnitt „Was lehrt der Koran über Jesus?" hat viel Ueberraschendes und trägt besser als manche ausführliche Charakteristik dazu bei, daß sich der Leser ein Bild von der eigenthümlichen und barbarischen Verworrenheit machen kann, die in dem Denken des Propheten und in den Quellen, aus denen er seine Anschauungen bezog, geherrscht haben muß.

Der Abschnitt „Aus Armenien" bringt hübsche und stimmungsvolle, zum Theil rührende Details aus der Arbeit auf der einzelnen Station. Sehr dringlich empfehle ich die Lektüre des Kapitels „Aerztliche Mission". Wer sich eine Vorstellung davon machen will, welch eine weite Thür durch die von den Prinzipien christlicher Humanität getragene Thätigkeit eines deutschen Arztes im türkischen Orient für uns geöffnet werden kann, der lese die Berichte der ärztlichen Mitarbeiter der Orient-Mission im „Jahrbuch" und verfolge namentlich auch die von der Mission herausgegebene monatliche Zeitschrift „Der christliche Orient" (Abonnement jährlich 1,50 M. durch den Buchhandel und den Verlag der deutschen Orient-Mission, Berlin W. 10, Lützow-Ufer 5; durch die Post 1,24 M.).

Zum Schluß kommt auch der Humor des Orients zu seinem Recht, besonders in der köstlichen Geschichte vom „Heiligen Esel". Von ihr will ich nichts verrathen; sie will selbst gelesen werden.

Paul Rohrbach.

Geographie.

Hermann Wagner. Lehrbuch der Geographie. 7. Auflage. Durchgesehener Abdruck der sechsten gänzlich umgearbeiteten Auflage von Guthe-Wagners Lehrbuch der Geographie. Erster Band. Einleitung. Allgemeine Erdkunde. Mit 85 Figuren. Hannover und Leipzig. Hahnsche Buchhandlung. 1903. 918 Seiten. Preis 10 Mk.

Wagner stellt uns auf eine harte Probe. Wir jeufzen förmlich nach einem Buche, das uns den modernen Stand der geographischen Wissenschaft in übersichtlicher Form und in einem Umfange, der über den Charakter der sparsamen Skizze hinausgeht, vermittelte. Als Wagner vor nun bald zehn Jahren die durchgreifende Neubearbeitung des schon in der fünften Auflage von ihm stark umgestalteten alten Lehrbuchs von Guthe übernahm, war man sich in allen interessirten Kreisen darüber klar, daß jetzt eine Arbeit ersten Ranges bevorstand, und mancher, der sich vielleicht mit dem Gedanken eines ähnlichen Werkes getragen haben mochte, wird daraufhin

Digitized by Google

die Hand davongelassen haben. Jetzt erfahren wir aus der Vorrede, daß, nachdem vom ersten Bande, der „Allgemeinen Erdkunde", bereits die zweite Auflage nöthig geworden ist, die Ausgabe des zweiten Bandes, der Länderkunde von Europa, „nicht vor Sommer 1904" in Aussicht steht. Bis dann die außereuropäischen Erdtheile folgen, wird, nach dem bisherigen Gang zu schließen, wohl das Ende des ersten Jahrzehnts im neuen Jahrhundert herankommen.

Es wäre freilich ungerecht, wollte man den Verfasser wegen dieser Langsamkeit nur tadeln. Wer heute ein wissenschaftliches Buch über Geographie schreiben will, hat im Verhältniß noch zu der Zeit vor zwanzig und dreißig Jahren eine, man möchte sagen ihrer inneren Natur nach von der früheren Aufgabe verschiedene Arbeitsleistung zu bewältigen. Die Geographie ist, nicht zum mindesten unter dem Einfluß des Berliner Kollegen Wagners, Ferdinand von Richthofen, zu einer Disziplin geworden, die in der Reaktion gegen die frühere theils mathematische, theils politisch-statistische oder historische Auffassung mit einer gewissen Eifersucht ihren Charakter als den reiner Naturwissenschaft betont. Auch Wagner hat zu allen Zeiten mit Energie den Kampf für die Erhebung seines Faches zum Range einer selbständigen Wissenschaft gekämpft, und seine ursprünglich und auch noch bis in die Gegenwart überwiegend den Feststellungen von Raum, Maß und Zahl auf der Erdoberfläche gewidmete Lebensarbeit hat nach dieser Richtung hin bedeutende Erfolge zu verzeichnen; aber den eigentlichen Triumph hat die in Deutschland mit dem Namen Richthofens verbundene Schule gefeiert, der die physikalisch-genetischen, umformenden und bewegenden Prozesse auf und innerhalb der festen Erdrinde, der Ozeane und des Luftmeeres das eigentliche Substrat der geographischen Wissenschaft bilden.

Nach dieser Richtung hin müssen wir Alle uns daran gewöhnen, wo es sich um eine Darstellung geographischer Verhältnisse handelt, von der einfachen Beschreibung der gegenwärtigen Zustandsformen irgend welcher Theile der Erdoberfläche, sammt den durch menschliche Einwirkung auf ihr hervorgebrachten Erscheinungen historisch-kultureller Art, als von der Norm abzusehen, und statt dessen verlangen, bei der Entrollung eines geographischen Bildes immer gleichzeitig die Anschauung vermittelt zu erhalten, daß was wir sehen immer nur eine augenblickliche Phase innerhalb einer fortlaufenden Zustandsänderung oder eines Entwicklungsprozesses repräsentirt. Es ist wunderbar, welch eine befruchtende Wirkung sich von diesem Prinzip aus auch für die Anwendung geographischen Wissens auf Politik, Historie und allgemeine Kulturverhältnisse ergiebt. Erst wenn wir die geologische Geschichte Babyloniens und der großen chinesischen Ebene vorgeführt erhalten oder die Wirkungen der meteorologischen Verhältnisse Innerasiens auf seine physikalische Oberflächengestaltung kennen lernen, öffnet sich uns der Blick in das Wesen einer langen Reihe geschichtlicher und ethnographischer Probleme, deren

Digitized by Google

richtige Auffassung für das Verständniß der ältesten Kulturentwicklung des Menschengeschlechts grundlegend ist. Nach dieser Richtung hin ist Richthofen, wiewohl er selbst es mit Bewußtsein ablehnt, etwas anderes als reine Naturwissenschaft zu vertreten, der moderne Klassiker der Geographie: was aber die Leistung anbetrifft, die Vereinigung des messenden, rechnenden und zählenden mit dem dynamischen Prinzip in der Erdkunde encyklopädisch im Rahmen des Lehrbuchs vorzuführen, muß Wagners Werk mit großer Dankbarkeit, allerdings auch mit dem energischen Ausdruck der Hoffnung begrüßt werden, daß es bald vollständig vorliegen möge! Weil Wagner zwar von einer etwas älteren Richtung kommt, aber sich die Methode der modernen Schule doch mit voller Ueberzeugung gleichfalls angeeignet hat, darum repräsentirt das, was er giebt, ein Bild von größerer Vollständigkeit, als es auf andere Weise zu erreichen gewesen wäre. Vielleicht wird man im zweiten Buch, „Physikalische Geographie" (die Erdoberfläche, das Festland, das Meer, die Lufthülle), den Einwand machen können, daß bezüglich der Erklärung verschiedener Phänomene weniger eine allseitig originale Durchdringung der Materie, als ein gewisses eklektisches Verfahren unter verschiedenen und von verschiedenen Autoren herrührenden Theorien angewendet ist — aber bei einem Buche, das seinem Wesen nach einen Durchschnitt durch den erreichten Stand des Wissens geben will, fällt diese Eigenthümlichkeit ebenso sehr nach der positiven wie nach der negativen Seite hin in die Waagschale.

Wagners Buch hat außer allem Anderen noch einen besonderen hoch zu werthenden Vorzug: es ist in genauer Uebereinstimmung und Ergänzung zu dem „Methodischen Schulatlas" gearbeitet, den derselbe Verfasser in Gotha bei Justus Perthes herausgegeben hat (der sogenannte Sydow-Wagner. Preis 5 Mk.). Dieser Atlas ist in Bezug auf methodische Durcharbeitung und darstellende Klarheit des in ihm gebotenen Erdbildes ein wahres Meisterwerk und sollte, sei es allein für sich, sei es neben einem der großen modernen Handatlanten, in keinem Hause fehlen (hier ist die zu Tode gehetzte Reklamewendung wirklich einmal am Platz).

Paul Rohrbach.

Georg Wegener, Deutschland im Stillen Ozean. Samoa, Karolinen-, Marschallinseln, Mariannen, Kaiser Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel und Salomo-Inseln. Mit 140 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1903. 156 S. gr. 8°. (XV. Band der von A. Scobel unter dem Titel „Land und Leute" herausgegebenen Sammlung von Monographien zur Erdkunde.)

Im Jahre 1879 brach das Hamburger Handelshaus Cäsar Godeffroy in Folge unglücklicher europäischer Minenspekulationen zusammen. Getrennt von seinen Unternehmungen in Europa, besaß es in der Südsee ein großes,

Digitized by Google

auf die Gewinnung und Verwerthung von Perlmutter, Trepang, Kopra und dergleichen gegründetes blühendes Handelsreich. Apia, auf der zur Samoagruppe gehörigen Insel Upolu, war die Zentrale: andere Stationen existirten auf den Paumotu-, Tonga-, Tokelau-, Fidschi-, Gilbert- und Marschallinseln, auf den Karolinen und auf den großen melanesischen Inseln im Osten von Neuguinea. Sofort bei der Godeffroyschen Liquidation trat englisches Kapital auf, um das große deutsche Südseegeschäft an sich zu bringen. Bismarcks Initiative brachte dann einige deutsche Finanzleute dazu, daß sie sich bereit erklärten, gegen eine Zinsgarantie durch das Reich zu einer „Deutschen Seehandelsgesellschaft" mit einem Höchstkapital von 10 Mill. Mark zusammenzutreten und den Godeffroyschen Besitz zu übernehmen. Am 27. April 1880 verwarf (!) der Reichstag die Vorlage, die bei weitblickenderer Behandlung die ganze später mit ungleich größeren Kosten aufgenommene deutsche Kolonisationsarbeit in der Südsee auf eine gesunde Grundlage gestellt hätte.

Mit dieser Reminiszenz leitet Wegener sein hübsches Buch über die deutschen Besitzungen im Stillen Ozean ein. Er hat den großen Vorzug, daß er viele von diesen Inseln aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Das kommt natürlich der Lebendigkeit seiner Schilderung zu Gute. Ebenso dankenswerth und durchaus mehr als ein bloßer „Schmuck" im landläufigen Sinne sind die zahlreichen zum Theil nach eigenen Photographien beigegebenen, meist sehr guten Abbildungen. Was man bei dem Wegenerschen Werk inhaltlich am angenehmsten empfindet, ist das Gefühl, bei aller Reichhaltigkeit und geschickten Zusammenstellung des thatsächlichen Materials doch überall die Hand des in geographischen Fragen modern geschulten Fachgelehrten zu spüren. Es ist manchmal nur eine dem Laien kaum oder gar nicht ihrer Bedeutung nach bemerkbare Wendung (vergl. S. 90 über das „erhobene Urgestein" der Mariannen-insel Farallon de Pajaros), dann aber wieder, wie bei der Schilderung der inneren Struktur der Südsee-Inselwelt, eine größere auch populär verständliche Darstellung geographisch-genetischer Zusammenhänge, die zu loben ist.

Paul Rohrbach.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

22. Juli 1903.

Die Reichsfrage. — Die ungarische Armee. — Personalunion und Theilung der Monarchie. — Stellungnahme Oesterreichs zur magyarischen Politik. — Vorbedingungen der Trennung. — Staatsrecht der Kroaten. — Der parlamentarische Zusammenschluß der Deutschen. — Ausgleichsphantasien. — Herr v. Körber.

Im ungarischen Abgeordnetenhause wurde die Reichsfrage aufgeworfen; seit Monaten verhandelt man in Budapest über die Formen, in denen sich das staatliche Leben der österreichisch-ungarischen Monarchie weiter entwickeln soll. Scheinbar ist es freilich nur eine Minorität von 40—50 Angehörigen der Unabhängigkeitspartei, verstärkt durch Parteilose und Versprengte der früheren Nationalpartei, die den parlamentarischen Kampf gegen die gemeinsamen Institutionen aufgenommen hat, aber sie nimmt thatsächlich und ohne ernsten Widerspruch die Vertretung der Nation in Anspruch und wird von der Regierung mit allen Ehren behandelt, die einer mit den Waffen der Obstruktion gerüsteten Minorität gebühren.

Es sollen hier nicht die Folgen der Erfindung der Obstruktion für das parlamentarische Regierungssystem im Allgemeinen erörtert werden, es genügt, festzustellen, daß die Taktik des gegen sie zu führenden Kampfes nur dann Erfolg haben kann, wenn die kämpfende parlamentarische Majorität über eine große Summe moralischer Kraft und über eine vortreffliche Organisation verfügt. Beide Aufforderungen treffen im ungarischen Abgeordnetenhause nicht zu, die liberale Majorität wagt es nicht einmal, gegen die Ziele der obstruirenden Minorität offen aufzutreten, sie markirt ihre Stellungen nur formell und überläßt die Gefahren des Gefechtes ausschließlich den Regierungen. Das Ministerium Szell hat sich bereits zurückgezogen, der Banus von Kroatien Graf Khuen-Hedervary, dem die Liberalen ganz kühl, ja fast gleichgiltig gegenüberstehen, ist von der Krone dazu erwählt worden, die Interessen der Monarchie mit denen des ungarischen Staates in Einklang zu bringen. Es fragt sich nun, ob dies überhaupt noch möglich ist, ohne das Wesen der Monarchie von Grund auf zu verändern.

Die Unabhängigkeitspartei verlangt, daß Ungarn nicht nur seine innere

Digitized by Google

Verwaltung selbst besorge, sondern daß es auch nach Außen als ein Staatswesen für sich auftreten könne, daß es über die Machtmittel, die es aufbringt, allein verfüge, sie will die gemeinsame Armee auflösen und eine eigene ungarische Armee errichten. Niemand kann daran zweifeln, daß die sogenannten „nationalen Aspirationen", die als Preis für die Einstellung der Obstruktion aufgestellt werden, nichts Anderes bezwecken, als den Beginn der Theilung der österreichisch-ungarischen Armee. Es sollen die auf dem Territorium der Stephanskrone gebildeten Truppenkörper eigene Fahnen und Embleme erhalten, sämmtliche Offiziere ungarischer Nationalität sollen in ungarische Truppenkörper versetzt werden, es soll Niemand in diesen den Offiziersrang bekleiden, der nicht der ungarischen Sprache mächtig ist, damit in allen ungarischen Truppenkörpern die ungarische Dienstsprache eingeführt werden könne. Eine Armee mit besonderen Fahnen und Emblemen mit einem nationalen Offizierkorps und einheitlicher, der Staatssprache entsprechenden Dienstsprache steht auf der Stufe der ehemaligen deutschen Bundeskontingente, die keine deutsche, sondern eine aus einzelstaatlichen Truppen für den Kriegsfall zusammengesetzte Bundesarmee gebildet haben; die Beziehungen dieser Kontingente waren aber noch leichter herzustellen, als zwischen der künftigen österreichischen und der ungarischen Armee, weil sich ein Bayer doch noch leichter mit einem Pommern verständigt, als ein Salzburger mit einem Szekler. Die „nationalen Aspirationen" gehen aber noch weiter, das ungarische Parlament will Einfluß auf die neue militärische Strafprozeßordnung gewinnen, der Honvedminister soll Militärbegünstigungen ertheilen können, die Ersatzreserve soll für die ungarischen Truppenkörper besonders kontingentirt werden. Wenn dies Alles durchgeführt ist, warum soll dann der ungarischen Nation nicht auch ein Einfluß auf die Besetzung der Armeekommandos eingeräumt, warum soll nicht verlangt werden, daß ungarische Truppenkörper nur einem ungarischen Staatsangehörigen Gehorsam zu leisten haben?

Ein Staat mit einer Armee, wie Ungarn sie verlangt, ist ein völlig selbständiger und nicht mehr der Theil der Monarchie; er kann und wird verlangen, Bündnisse und Verträge zu schließen, Gesandte an fremde Staaten zu entsenden und seine Interessen, wenn nöthig, mit seinen eignen Machtmitteln, d. h. mit seiner Armee, zu vertheidigen. Damit ist selbst der Begriff der Personalunion nicht mehr vereinbar, weil der Wille des Monarchen nicht gespalten und nicht verfassungsmäßig berechtigten Einflüssen mehrerer Parlamente ausgesetzt werden kann, die verschiedene und sich gegenseitig ausschließende Interessen vertreten und vertheidigen sollen. Bei absoluten Staaten vollzog sich der Ausgleich eben nothwendig in dem Willen des gemeinsamen Regenten, der den Zwiespalt durch seine Entscheidung aus der Welt schaffen konnte, konstitutionelle Staaten müssen den Ausgleich selbst schaffen, sie müssen gemeinsame Angelegenheiten gemeinsam besorgen und die Mittel der Exekutive dem gemeinsamen Monarchen einheitlich und uneingeschränkt zur Verfügung stellen.

Digitized by Google

Die Unabhängigkeitsgelüste der Ungarn sind keine neue Erscheinung, sondern gehören zum historisch-politischen Inventar der Nation. Ihre „nationalen Aspirationen" erfüllen zu wollen, ist ein ganz unmögliches Unterfangen, denn ihre politische Leidenschaft kennt keine Grenzen, sie fühlt sich durch das tollste Vabanque-Spiel gehoben und befriedigt: die ungarische Verfassung hat mehr die Aufgabe, der Nation ihre politischen Circenses zu sichern, als die Uebereinstimmung der monarchischen Gewalt mit dem Willen des Volkes zu befördern. Die magyarische Nation hält an ihrer Souveränität fest, der „König" ist nur der Vollstrecker des souveränen Willens der Magyaren, der zunächst auf die Beherrschung der von der Stefanskrone umfaßten fremden Nationen, in weiterer Entwicklung aber auch auf die Unterwerfung der Interessen der übrigen habsburgischen Länder unter die magyarischen gerichtet ist. Mit dieser reservatio mentalis, die auch ein Deák nicht ehrlich eingestehen durfte, hat Ungarn den Ausgleich von 1867 geschlossen, durch den der Träger seiner Krone, der zugleich „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" beherrscht, unlösbaren Konflikten ausgesetzt wird. Es hat die ganze politische Beschränktheit und Kurzsichtigkeit der deutschen Autonomisten und die ganze Frivolität des eitlen Ignoranten Beust dazu gehört, die 1867er Gesetze rechtskräftig zu machen, eine Reichsgewalt auf Kündigung von zehn zu zehn Jahren einzusetzen und den Träger der Habsburgischen Macht eine Verfassung beschwören zu lassen, die er nicht halten kann, wenn er seinem Nachfolger ein „Reich" hinterlassen will. Dieser Eid, auf dessen „Heiligkeit" angeblich das Verhältniß Ungarns zur Habsburgischen Monarchie beruhen soll, nimmt dem Könige die Waffen nicht etwa gegen eine parlamentarische Majorität, sondern auch gegen die Obstruktion einer abenteuernden Minoritätspartei aus der Hand, hindert ihn, den Verpflichtungen nachzukommen, die er als Ungar gegen das Abgeordnetenhaus und die Magnatentafel, und die er als Kaiser gegen seine nichtungarischen Königreiche und Länder eingegangen hat, er schafft den sogenannten „Ex-lex"-Zustand, in dem die ungarische Staatsmaschine verfassungsmäßig zu funktioniren aufhört, obwohl König, Regierung und Parlamentsmajorität über ihre Absichten vollkommen einig sind.

Die 1867er Gesetze sind schon deshalb unhaltbar, weil sie eine Monarchie begründen sollen, deren Haupt nicht in allen Theilen des Reiches dieselben Rechte ausübt, daher einen ungleichartigen Charakter hat. Der beeidete König von Ungarn kann nicht alle Funktionen versehen, die dem Kaiser von Oesterreich zustehen, er darf für die Staatsnothwendigkeiten nicht auf Grund derselben monarchischen Gewalt eintreten, die er in der anderen Reichshälfte besitzt, er kann nicht verhindern, daß Oesterreich — um es kurz zu sagen — durch den Bankerott einer ungarischen Regierung geschädigt werde. Die allzu weitgehende Beschränkung des Königthums in Ungarn ist die Ursache des endlosen Zwiespaltes zwischen den beiden Reichshälften, die „Zehnjährigkeit" des sogenannten Ausgleichs ist die Stabilisirung

Digitized by Google

der Erschütterung des Reiches und der Krone. Die Kaiserfeld und Konsorten, die Anton von Schmerling gestürzt haben, damit sie den für die Dynastie und die Deutschen gleich verderblichen Pakt mit der Deák-partei schließen konnten, haben mit ihrer vielgerühmten patriotischen That nichts Anderes zu Stande gebracht, als den vollgiltigen Beweis, daß die nach der liberalen Theorie konstruirten Staatsformen unbrauchbar sind und Freiheit und Gerechtigkeit nicht nur nicht kräftigen, sondern untergraben.

Man ist in Oesterreich allgemein der Ueberzeugung, daß es sich seit dem Ausbruche der neuen Krise nicht mehr um bloße Ausgleichsmanöver handelt, sondern um die Frage des Reiches! Alles, was sich bis heute als Stütze des Thrones und der Dynastie angesehen hat, vor Allem die Generale und der grundbesitzende Adel, ist erschüttert durch die Thatsache, daß die Militärvorlage, die eine Erhöhung des Rekrutenkontingentes in Ungarn verlangte, wegen des Widerstandes der Unabhängigkeitspartei zurückgezogen wurde, sie erblickt darin einen Rückzug der Krone, durch den die gemeinsame Armee preisgegeben sei. Die Erschütterung ging in Hoffnungslosigkeit über, als sich selbst der Verzicht auf den erhöhten Rekrutenstand nicht ausreichend erwies, um das Budget und das normale Kontingent durchzubringen, als Franz Kossuth, der dahingehende Versprechungen gemacht hatte, von seiner eigenen Partei bei Seite gesetzt und zum Verlassen des parlamentarischen Kriegsschauplatzes veranlaßt wurde. Die Befürchtungen, die in diesen Kreisen ausgesprochen werden, sind wohl nicht ganz berechtigt. Der Kaiser und König hat bis jetzt kein Recht aus der Hand gegeben, er hat nicht, wie gesagt wird, „vor der Revolution kapitulirt“; er wird auch voraussichtlich keine entscheidende Entschließung fassen, die seinen Nachfolger binden könnte. Sein bestimmtes Streben ist darauf gerichtet, den Verpflichtungen, die ihm die Verfassung auferlegt, gerecht zu werden, daher auch die Ansprüche des Reiches so viel als möglich zurückzuhalten, um die äußerste Grenze des Konfliktes in Ungarn nicht zu berühren. In einer mehr als fünfzigjährigen Regierung hat Franz Josef mit den Ungarn so merkwürdige Erfahrungen gemacht, daß er auch durch ihr neuestes Auftreten nicht überrascht wird; er läßt sich von ihren Loyalitätserklärungen nicht täuschen, er überschätzt aber auch das Feuer der Opposition nicht und erwartet von einer kalten Behandlung des magyarischen Fiebers dessen baldige Heilung.

Anders müssen die österreichischen Politiker, vor Allem die deutschen, die gegenwärtige Lage betrachten; denn die dynastischen Ansprüche decken sich gegenwärtig nicht mehr ganz und gar mit den staatlichen. Oesterreich kann die Auslegung des Begriffes der „gemeinsamen Angelegenheiten“ weder dem Belieben der Magyaren noch der Ansicht der Krone überlassen. Es kann wohl die Pflicht der Deutschen werden, kaiserlicher als der Kaiser zu sein, d. h. auf der Erhaltung des Wesens der österreichisch-ungarischen Monarchie unbedingt und mit selbstbewußter Berufung

Digitized by Google

auf die ultima ratio kategorisch zu bestehen. Seit vierhundert Jahren tragen die Oesterreicher ihre Haut zu Markte, um die Macht des Hauses Habsburg an der Donau aufrecht zu erhalten und damit für ihren Handel und Wandel zu sorgen, mehr als einmal haben sie dieses Ungarland erobert, es zuerst Stück für Stück den Türken abgenommen und endlich den Rebellen wieder entrissen. Warum sollen sie heute auf jedes Kondominium verzichten, ruhig zusehen, ja ihre Zustimmung dazu geben, daß an den Grenzen der alten Erblande ein fremdes Heer die Wache bezieht und fremde Interessen beschützt, indem es die österreichischen bedroht? Was soll der Anlaß dieser freiwilligen Abdankung sein, was soll uns abhalten, *die Aufrechterhaltung der Gemeinsamkeit zu erzwingen*, für die wir so große Opfer gebracht haben?

Diese Frage wäre zunächst zu erwägen. Sollte sich ergeben, daß es sich für uns selbst nicht unvortheilhaft gestalten könnte, wenn wir den Reichsverband lösen, dann müßte die Art der Lösung erst wohl bedacht werden und sie dürfte nicht nach dem Geschmacke der Nachbarn allein vollzogen werden. Wenn getheilt werden soll, dann *zuerst die Bank und darnach das Heer*. Wir wollen doch nicht auf die Großmuth der Magyaren angewiesen sein, wenn wir mit ihnen unsere Geldangelegenheiten auseinandersetzen. Und noch eines! Wir haben alte Bundesgenossen jenseits der Leitha, die wir nicht einem zweifelhaften Schicksal überlassen wollen. Die Kroaten sind Waffengefährten der Oesterreicher seit den Türkenkriegen; es bestehen Beziehungen zwischen Inneröesterreich und der alten „Grenze", die nicht für immer abgebrochen sein sollen, weil die Magyaren sich als Herren der Kroaten betrachten. Bevor wir unsere gemeinsamen Angelegenheiten mit dem Königreich Ungarn aufgeben, muß die *staatsrechtliche Stellung Kroatiens* gesichert und ein neues Band zwischen Kroaten und Deutschen geknüpft werden, das auch wieder gemeinsame Beziehungen festlegt. Die Magyaren werden sich während der letzten Unruhen überzeugt haben, daß nur „Kaiserliche" Truppen den Frieden hergestellt haben. Das Erscheinen eines einzigen Honvéd-Bataillons würde den Krieg entfesselt haben.

Oesterreich kann sich nicht von den Magyaren den Stuhl vor die Thür setzen lassen. Wenn abgerechnet und Staat von Staat geschieden werden soll, dann muß dies unter dem Schutze einer Kaiserlichen Armee geschehen. Und wenn wir den Zollkrieg beginnen sollen, dann wollen wir vorher den ungarischen Kredit auf sich selbst anweisen und dem wohlhabenden Konkurrenten nicht mit eigenem Gelde unter die Arme greifen. Wir können daher nicht zugeben, daß die Organisation der gemeinsamen Armee eine Aenderung erfahre, so lange es noch andere gemeinsame Angelegenheiten giebt: wir können ihr Schicksal wohl in die Hände des gemeinsamen kaiserlichen Kriegsherrn legen, aber nicht in die Hände eines auf die ungarische Verfassung vereidigten Königs von Ungarn.

Es wird sich nun erweisen, ob Oesterreich fähig ist, eine ihm auf-

Digitized by Google

gedrängte politische Aufgabe zu lösen, ob es der ungarischen Reichshälfte Widerpart zu halten vermag? Die Entscheidung liegt in dem Verhältnisse der Deutschen und Tschechen. Bleibt dieses, wie es ist, dann wird Ungarn seinen Willen durchsetzen, wie und wo es ihm beliebt; sind dagegen die beiden schaffenden und verdienenden und daher zur Führung berufenen Nationen noch einer klugen Erwägung ihres Vortheils fähig, und verständig genug, sich Angesichts einer großen Gefahr auf die Bedingungen eines Waffenstillstands zu besinnen, so werden sie Ungarn zwingen können, den Bündnißvertrag einzuhalten, der vor vierhundert Jahren durch die Wechselheirathen der Jagellonen und Habsburger bestätigt und bekräftigt wurde.

Keines von beiden Völkern kann für sich allein alle seine Wünsche durchsetzen. Die Deutschen werden niemals wieder die Stellung einnehmen, die ihnen der Absolutismus und die katholische Reaktion eingeräumt hatte. Es war eine der großen Täuschungen des Liberalismus, mit der Proklamirung der Freiheit zugleich die dauernde Unterordnung eines Volkes unter das andere erreichen, mit einem bureaukratischen Wahlapparate eine deutsche Majorität im Reichsrathe und im böhmischen Landtage statuiren zu wollen. Die Deutschen bedürfen, um Oesterreich zu regieren, eines Bundesgenossen, dieser kann aber nur in den Tschechen gefunden werden, weil sie in ihren Leistungen den Deutschen am nächsten kommen und weil sie mit ihren $5^1/_2$ Millionen eine Macht bedeuten. Ein Starker ist auch in der Politik mehr werth als fünf Schwache. Noch weniger kann es den Tschechen jemals gelingen, aus Böhmen und Mähren ein Tschechenreich zu machen, weil sich außer ihnen Niemand dafür interessirt und weil die Deutschen stark genug sind, es nicht dulden zu müssen. Also wozu der endlose Spahn, wozu das kindische Besser- und Mehrseinwollen, wozu diese verbitternde sogenannte „nationale Kleinarbeit", der Kampf Haus um Haus, Schule um Schule, Amt um Amt, der an den großen Verhältnissen, auf denen die geschichtliche Entwicklung beruht, nichts ändern kann?

Die Deutschen haben es neuerlich den Tschechen leicht gemacht, mit ihnen ein Abkommen zu schließen. Die Gründung eines parlamentarischen Verbandes von vier deutschen Klubs (der Volkspartei, der Fortschrittspartei, der verfassungstreuen Großgrundbesitzer und der Christlichsozialen) mit zusammen 138 Abgeordneten hat eine Schlachtordnung geschaffen, die nicht gesprengt und nicht umgangen werden kann. Sie wird voraussichtlich sehr bald durch den rechten Flügel der Deutschradikalen (die Partei Wolf) verstärkt werden, sowie die Christlichsozialen eine Anzahl Mandate der katholischen Volkspartei an sich ziehen werden. Wenn dann auch Herr Schönerer mit Gefolge, die Vertreter des glaubenseinheitlichen Tirol und der oberösterreichischen Bauernprotzen ihre Kriegspfade allein verfolgen, so werden die geeinten 150 Deutschen doch immerhin eine Anziehungskraft ausüben, von der die Tschechen nicht unberührt bleiben

Digitized by Google

können. Die Polen, denen die Zugehörigkeit zu einer starken Majorität Bedürfniß ist, werden sie mit den Deutschen bilden, weil sie sicher zu erreichen ist und Dauer verspricht, während der Zusammenschluß mit den Tschechen noch immer keine reale Macht erzeugt. Die Organisation des deutschen Verbandes wurde durch den Obmann der deutschen Volkspartei, Dr. v. Derschatta, so geschickt gefügt, alle persönlichen Eifersüchteleien wurden mit so feinem Verständniß für die parlamentarische Taktik berücksichtigt und unschädlich gemacht, daß auf ein exaktes Funktioniren der Parteimaschine wenigstens in nächster Zeit gerechnet werden kann.

Darüber werden sich auch die Tschechen klar sein, und Dr. Rezek, der als Landsmannminister vorläufig zu wirken aufgehört hat, wird als Abgeordneter vielleicht seine Landsleute dahin zu führen vermögen, wohin er sie als Mitglied des Ministeriums Körber nicht gebracht hat, zum — Konferenztisch für den deutsch-tschechischen Ausgleich. An der Hochschulfrage kann dieser nicht scheitern, sie ist bei richtiger Erkenntniß der Bedürfnisse unstreitig lösbar. Zwei tschechische Fakultäten (eine juristische und eine philologisch-historische) in Kremsier, denen sich leicht eine theologische Fakultät wird anschließen lassen, werden den mährischen Tschechen annehmbar erscheinen, während Brünn durch eine medizinisch-naturwissenschaftliche Fakultät, der Kliniken und Institute gewidmet werden können, an Ansehen und Bedeutung gewinnen wird. Daß die mährischen Tschechen eine bedeutende, reich ausgestattete medizinische Schule, wenn auch mit deutscher Unterrichtssprache, nicht einer lebensunfähigen Fakultät mit tschechischen Lehrkräften vorziehen sollten, müßte erst erwiesen werden. Die Deutschen können den Tschechen die zweite Universität gönnen, die ihrer Volkszahl angemessen ist, wenn sie dafür die Uebersiedlung der deutschen Universität aus dem tschechischen Prag in eine deutsche Stadt erreichen, die zum Kulturzentrum der Deutschen in Böhmen ausgestaltet werden kann. In Prag hat die deutsche Wissenschaft die Stellung des Aschenbrödels, die weder den Professoren noch den Studenten Befriedigung und Ehre gewähren kann, in Karlsbad, Aussig oder Reichenberg findet sie den gesicherten nationalen Boden, dessen sie heutzutage zu einem gesunden Leben unbedingt bedarf. Das Zwittergeschöpf von historischer Größe und moderner Zweckwidrigkeit in Prag bedeutet für die Deutschen kein Werthobjekt, antiquarische Stimmungen fördern den politischen Kampf der Gegenwart nicht. Das soll man sich unter den Deutschböhmen endlich einmal ehrlich gestehen und die heillose Unterlassungssünde aus der Badenizeit gutmachen. Eine deutsche Universitätsstadt wird in Böhmen zur deutschen Hauptstadt. Ist diese einmal vorhanden, dann hält Niemand mehr die Zweitheilung auf, die allein beiden Nationen Gerechtigkeit und freie Entwicklung in der Heimath verbürgt. — Ob Herr v. Körber die Annäherung der Deutschen und Tschechen als Minister erlebt oder nicht, wird ihre Bedeutung weder erhöhen noch vermindern. Es möge nur Niemand erwarten, daß er sie zu Stande bringe! Das ist kein Geschäft für sitzfleißige Bureaukraten; dazu gehört mehr, als

Digitized by Google

man im Präsidialistendienste lernt und durch Aktenstudium erwirbt: dazu gehört — ein Mann.

Herrn v. Körbers Auftreten während der Verhandlungen Khuen-Hedervarys mit Kossuth, seine Demission und ihre Zurücknahme in Folge eines kaiserlichen Handschreibens, das die von ihm verlangten Bürgschaften nicht enthält, haben die Meinung von seiner Charakterstärke nicht gesteigert und das Vertrauen in seinen Einfluß nicht gefestigt. Ein Beamtenministerium soll aus Beamten bestehen, die auch politischen Aufgaben gewachsen sind, sein Vorzug soll nicht darin beruhen, daß die hervorragenden Beamteneigenschaften seiner Mitglieder deren Ausbildung zu politischen Individualitäten verhindern. *

Die sozialdemokratische Gefahr. Reform des Reichstagswahlrechts. Reform des Landtags-Wahlrechts. Klassen-Justiz. Papstwahl.

Der Eindruck, den die Reichstagswahlen hinterlassen haben, ist nach wie vor ein widerspruchsvoller, so wie es diese Wahlen selbst waren. Einerseits hat man sich klar gemacht, daß die Mehrheits- und Abstimmungsverhältnisse so gut wie unverändert geblieben sind, daß also hiernach in Deutschland ruhig so fort regiert werden darf wie bisher, und, wenn eine Veränderung stattgefunden, daß es nur noch leichter und glatter laufen wird, weil die agrarischen Hetzer und Störenfriede ausgeschieden sind. Auf der anderen Seite hat das Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen doch einen sehr großen Eindruck gemacht. Wir unsererseits sind gerade dieser Thatsache gegenüber sehr kühl geblieben; es ist ja eigentlich bei den unerhört günstigen Verhältnissen dieser Wahl noch hinter dem, was wir erwarteten, zurückgeblieben; von 122 Stichwahlen, an denen sie betheiligt waren, haben die Sozialdemokraten nur 23 gewonnen, so daß die Gesammtzahl 81 (nicht 82, wie wir noch im vorigen Heft annahmen), beträgt. Es ist danach nicht einmal so sehr wahrscheinlich, daß dieser Reichstag wird einmal aufgelöst werden müssen. Als an dieser Stelle die Ansicht ausgesprochen wurde, daß man vor Allem gegen den Bund der Landwirthe vorgehen müsse und gegen die etwa gar zu stark anschwellende Macht der Sozialdemokratie sich auf eine zukünftige Auflösung und Neuwahl verlassen, waren die Dinge also schon etwas zu schwarz angesehen. Vorläufig wenigstens braucht man mit dieser Möglichkeit noch nicht ernstlich zu rechnen: der neue Reichstag wird als solcher arbeitsfähig sein, und die Chance, die neben der Fortsetzung der bisherigen Politik jetzt am meisten zur Erwägung steht, ist nicht sowohl die Wiederniederwerfung der Sozialdemokratie, als ganz umgekehrt die Erwägung, ob es nicht möglich und räthlich sei, mit ihr zu einer gewissen Verständigung zu gelangen.

Eine parlamentarische Nothwendigkeit liegt, wie wir sahen, schlechter-

Digitized by Google

dings nicht vor; auch eine Sorge um die Zukunft zwingt dazu nicht: selbst angenommen, die sozialdemokratische Fraktion wüchse bei den nächsten Wahlen abermals um zwanzig Stimmen, so wäre der Ausgleich darum in fünf Jahren nicht schwerer, sondern leichter, denn diejenigen sozialdemokratischen Führer, die überhaupt für Ausgleichsgedanken zugänglich sind, würden auch bei einer Fraktion von hundert Mann immer noch wissen, daß sie viel zu schwach sind, das Deutsche Reich umzustürzen oder auch nur zu erschüttern und mit ihrer größeren Stimmenzahl nur um so lieber auf einen Kompromiß eingehen, um nicht bei einer Krise völlig niedergeschmettert zu werden.

Obgleich nun thatsächliche Gefahr nicht vorhanden ist, so regt sich doch allenthalben ein lebhafter Wunsch, das bisherige Regierungssystem durch einen Modus vivendi mit der Sozialdemokratie nicht gerade zu ersetzen, aber ich möchte sagen, in das bisherige Regierungssystem einen Modus vivendi mit der Sozialdemokratie einzufügen. Der letzte Grund für diese Stimmung aber ist nicht parlamentarischer, sondern moralischer Natur. Die sozialdemokratischen Kandidaten haben drei Millionen Stimmen, ein volles Drittel der an die Wahlurne getretenen Staatsbürger, auf sich versammelt; es ist für das Deutsche Reich nicht schwer, selbst eine so starke Opposition dauernd im Zaum zu halten und zu regieren, aber es ist unmöglich, daß der deutsche Volksgeist sich naturgemäß, gesund und glücklich entwickle, wenn ein so ungeheuer großer Theil der Nation den nationalen Idealen dauernd feindlich gegenübersteht. Nicht was die Sozialdemokratie positiv schadet, ist das Wichtigste, sondern daß sie negativ so wesentliche Theile unseres Volkes verhindert, freudig im nationalen Dasein mitzuleben. Jeder, der sich das einmal klar gemacht hat, und der weiß, daß jede Möglichkeit, so große Massen mit Gewalt auf andere Bahnen zu bringen, ausgeschlossen ist, der muß wünschen, daß in eine ernstliche Prüfung eingetreten werde, durch was für Maßnahmen diesen Massen eine Befriedigung gewährt und sie an die nationalen Grundgedanken wieder näher herangezogen werden. Jede Idee, nach sächsischem Rezept durch Aenderung des Wahlrechts die Sozialdemokratie aus dem Reichstag zu verdrängen, muß von vornherein ausgeschlossen sein. Denn nicht dadurch, daß sie 81 Stimmen im Reichstag, sondern dadurch, daß sie drei Millionen Stimmen im Volke hat, ist die Partei gefährlich; das allgemeine Stimmrecht hat diese Entwicklung zwar zweifellos befördert, zugleich aber den Vortheil gehabt, rechtzeitig die vorhandenen Strömungen im Volke zu offenbaren und den leitenden Persönlichkeiten die Augen zu öffnen, so daß sie Vorsorge treffen und vorbeugen können. Dieses Vorbeugen muß aber in erster Linie in der Hebung berechtigter Beschwerden bestehen, oder, um es gleich politisch zu fassen, da über das „berechtigt" die Ansichten verschieden sind, solcher Beschwerden, auf deren Hebung die Massen, die sozialdemokratisch wählen, besonderen Werth legen würden und wo man entgegenkommen kann, ohne das Staatswohl preiszugeben.

Digitized by Google

Gleich die erste Beschwerde, die da in unseren Gesichtskreis tritt, scheint hoffnungslos zu sein; es ist keine Frage, daß die Wirthschafts- und Zollpolitik den agitatorisch wirksamsten Beschwerdepunkt bei diesen Wahlen gebildet hat; die Massen wollen unter keinen Umständen einen weiter erhöhten Schutz für die Landwirthschaft, sondern umgekehrt, Rückkehr zu einer freihändlerischen Handelspolitik. Der Gegensatz ist prinzipiell unausgleichbar. Aber wenn es gelingt, Handelsverträge zu Stande zu bringen für längere Frist, so scheidet die ganze Frage doch praktisch aus dem politischen Kampfe aus, tritt wenigstens sehr zurück. Auch unter den sozialdemokratischen Intelligenzen haben sich doch bereits einige gefunden, die ihrer Partei den Rath gegeben haben, die Schutzzölle nicht bloß unter dem einseitigen Konsumentenstandpunkt anzusehen; sind also die Handelsverträge erst abgeschlossen, zeigt sich dann in der Praxis, daß die gefürchtete Brotvertheuerung nicht zu spüren ist und liegen aktuelle Fragen der Zollgesetzgebung nicht vor, so mag man immerhin hoffen, daß auf diesem Gebiet sich ein Waffenstillstand Geltung verschafft und man sich nach anderen Gegenständen umsehen kann, wo eher eine positive Einigung zu erzielen ist.

Nach dem bei der Gründung des Reiches erlassenen Wahlgesetz wird auf 100 000 Seelen ein Abgeordneter gewählt. Da das Reich damals 39 700 000 Einwohner hatte, so besteht der Reichstag aus 397 Abgeordneten; dies Verhältniß hat sich durch die Zeit sehr verschoben. Deutschland hat nach der Volkszählung von 1900 bereits über 56½ Millionen Einwohner, heute wird es fast 58 Millionen haben. Das Wahlgesetz sieht nun ausdrücklich vor, daß bei steigender Bevölkerung die Zahl der Abgeordneten durch ein Gesetz vermehrt werden soll. Diese gesetzliche Bestimmung wird nicht zur Ausführung gebracht, und der Grund liegt auf der Hand. Die Vermehrung der Bevölkerung ist ausschließlich den Städten, und ganz vorwiegend den Großstädten zu Gute gekommen. Die Wahlkreise sind noch immer die ursprünglichen, aber einige von ihnen haben mehr als doppelt so viel Wähler als andere Seelen; man will aber keine Neueintheilung, weil diese, wie man meint, ausschließlich der Sozialdemokratie zu Gute kommen würde.

Ich stehe nicht an, anzuerkennen, daß die Beschwerde der Sozialdemokratie in diesem Punkt so offensichtlich berechtigt ist, daß man nicht ohne schwere Verletzung des Rechtsgefühls sie länger übersehen darf. Allerdings schreibt das Gesetz ja nicht vor, daß die Neueintheilung der Wahlkreise gerade jetzt vor sich gehen muß. Man könnte auch noch einige Zeit damit warten, aber was soll das helfen? Einmal muß es doch geschehen, und je länger man wartet, desto größer wird die Umwälzung. Ich glaube aber auch nicht einmal, daß die Folgen einer Konzession an diesem Punkt so sehr große sein würden. Das ungeheure Anschwellen einzelner Wahlkreise wesentlich durch Fabrik- und Arbeiterbevölkerung hat zwar zur Folge gehabt, daß diese Wahlkreise jetzt sozialdemokratisch wählen, aber keineswegs, daß sie vollständig sozialdemokratisch geworden sind, sondern

Digitized by Google

in ihnen allen leben starke Minoritäten, die jetzt nicht zu Worte kommen können. Der wohlhabendste Theil von Berlin zum Beispiel, Berlin W., ist im Jahre 1867 mit SW. und S (Hasenhaide) zu einem Wahlkreis verbunden worden, und die ganze vornehme Bewohnerschaft der einen Hälfte des Wahlkreises wird von der Masse der Arbeiterbevölkerung in der anderen überstimmt.

Findet eine Neueintheilung der Wahlkreise statt, so würde es sich wohl weniger empfehlen, das Gesetz wörtlich auszuführen und die Zahl der Abgeordneten zu vermehren, als vielmehr die Zahl der Abgeordneten unverändert zu lassen und die Wahlkreise zu vergrößern, sodaß also nach der letzten Volkszählung statt auf 100 000 auf je 142 000 Seelen ein Abgeordneter kommen würde. Berlin würde also statt der sechs Vertreter, die es jetzt hat, zwölf bekommen; es ist aber keineswegs gesagt, daß es dann entsprechend dem jetzigen Verhältniß zehn Sozialdemokraten und zwei Freisinnige in den Reichstag senden würde. Die neue Eintheilung wird der Natur der Dinge und der Gerechtigkeit entsprechend am besten so gemacht, daß die sozial gleichartigsten Theile zusammengefaßt werden. Wenn dann Berlin W für sich allein einen Abgeordneten wählt, so wird es ganz gewiß keinen Sozialdemokraten, wahrscheinlich nicht einmal einen Freisinnigen, sondern einen Nationalliberalen oder einen Konservativen wählen. Ganz ähnlich steht es in anderen Großstädten; sobald die mehr bürgerlich bewohnten Stadttheile von den Arbeitervierteln getrennt werden, haben sie die Möglichkeit, ihren eigenen politischen Charakter, der jetzt vollständig unterdrückt ist, wieder zur Geltung zu bringen. Hamburg wählt jetzt drei Sozialdemokraten; wenn es in fünf Wahlkreise getheilt wird, werden sie gewiß nicht alle fünf dieser Partei anheimfallen, und der große Nachtheil, der sich aus der Versteinerung unserer Eintheilung entwickelt hat, daß die Großstädte fast alle ausschließlich durch die Vertrauensmänner der Arbeiter-Bevölkerung vertreten sind, würde gehoben sein. Im Königreich Sachsen sind unter 23 Vertretern 22 Sozialdemokraten gewählt worden, obgleich auf diese nicht mehr als 58 Prozent der abgegebenen Stimmen gefallen sind. Bei anderer Eintheilung würden sicher wieder eine Anzahl Bürgerlicher, vielleicht sogar Agrarier, gewählt werden. Die Sozialdemokraten sind ja zum allergrößten Theil nur mit ziemlich geringer Majorität gewählt worden. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Neu-Eintheilung zwar eine große Beschwerde heben und doch in der Vertheilung der Parteien im Reichstag keine sehr wesentliche Verschiebung herbeiführen würde. Die großstädtisch-bürgerliche Bevölkerung, die jetzt mundtodt gemacht ist und sich am öffentlichen Leben kaum noch betheiligt, würde wieder Lust bekommen und sich regen.

Freilich in einem Punkt würde sich eine wesentliche Verschiebung ergeben. Die Rechte als Ganzes würde wohl nicht gerade viel verlieren, aber innerhalb der Rechten würde das ländlich-konservative Element zurückweichen zu Gunsten des städtisch-konservativen; denn die Zahl der Ab-

Digitized by Google

geordneten, die den Großstädten neu gegeben werden müßte, müßte den vorwiegend ländlichen Wahlkreisen genommen werden. Von diesem Gesichtspunkte aus wird die Reform von der jetzigen konservativen Partei unzweifelhaft mit aller Kraft bekämpft werden, und auch das Zentrum, das von seinen bayerisch-landwirthschaftlichen Kreisen einen Theil hergeben müßte, wird wohl nicht so sehr dafür sein. Die Regierung sollte sich dadurch nicht abschrecken lassen. Thatsächlich umfaßt die landwirthschaftliche Bevölkerung in Deutschland doch schon nicht mehr als etwas über ein Drittel der Bevölkerung, und die große Majorität des Reichstages ist agrarisch. Das ist ein unnatürlicher Zustand, der sich auf die Dauer nicht halten läßt; sobald die Regierung eine Neu-Eintheilung der Wahlkreise vorschlägt, kann der Reichstag sie nicht ablehnen, und das Deutsche Reich ist stark genug, das, was die Natur der Dinge einmal verlangt, auch auszuführen und sich durch die neuen Verhältnisse, die dadurch geschaffen werden, durchzukämpfen.

Auch in der Vertretung der einzelnen Staaten würden übrigens nicht ganz unwesentliche Verschiebungen stattfinden; Bayern würde von 48 auf 43 Abgeordnete reduzirt, Sachsen von 23 auf 29 erhöht werden. Der Grundsatz, daß jeder Staat zum Wenigsten einen Abgeordneten zu senden habe, würde sich schwerlich aufrecht erhalten lassen, da beide Schwarzburg, Waldeck, Reuß ä. L., Schaumburg-Lippe, Lübeck unter 100 000 Einwohner zählen, Schaumburg-Lippe nur 43 132.

Noch viel wichtiger, aber auch viel schwerer als die Neu-Eintheilung der Reichstagswahlkreise ist die Reform des Wahlrechts zum preußischen Abgeordnetenhause. Wenn jetzt ganz Deutschland mit Fingern auf das Königreich Sachsen hingewiesen hat: seht ihr wohl, eure 22 Sozialdemokraten sind die gerechte Strafe für das schmähliche Unrecht, das ihr durch eure Wahlentrechtung begangen habt — so geben die guten Sachsen das zwar sehr kleinlaut zu, weisen dann aber trotzig auf Preußen hin, wo ja das Dreiklassen-Wahlrecht noch viel ungerechter und schlechter sei als das sächsische. Die Thatsache ist richtig, nur mit dem doch recht wesentlichen Vorbehalt, daß in Preußen das das überlieferte Recht ist, während in Sachsen bereits ein dem Geist der Zeit gemäßes Wahlrecht bestand und durch einen übermüthigen Gewaltakt vernichtet wurde. Wie aber sollen wir in Preußen das Wahlgesetz ändern? Davon, daß man ohne Weiteres zum Reichstagswahlrecht übergeht, kann nicht die Rede sein. Ein Wahlrecht aber, das thatsächlich die Entscheidung in die Hände einer ganz winzigen Minorität legt und der ungeheuren Mehrheit des Volkes nur den Schein einer Mitbestimmung läßt, läßt sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten; auch hier vertritt die Sozialdemokratie mit der Forderung der Reform etwas unbestreitbar Berechtigtes. Es ist zu früh, um in Betrachtungen darüber einzutreten, wie man etwa reformiren könnte, nur das darf und muß mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden: eine Reform ist nothwendig, und es ist Sache der Regierung, den Widerstand, den ihr

Digitized by Google

ohne Zweifel die Konservativen im Abgeordnetenhause und namentlich das Herrenhaus bereiten werden, zu überwinden. Was für Sachsen jetzt eigentlich Niemand mehr bestreitet, daß es nämlich eine Entlastung für die Reichstagswahl bedeutet, wenn die Sozialdemokratie auch am Landtag betheiligt ist, das gilt auch für Preußen.

Giebt man aber mit solchen Zugeständnissen nicht die Zukunft aus der Hand, ohne irgend eine Bürgschaft, die verirrte Masse wieder zur Fahne des Staatsgedankens zurückzuführen? Verlangt nicht deshalb gerade die Sozialdemokratie in erster Linie die Wahlreformen, um dadurch dauernd die parlamentarische Macht in die Hand zu bekommen?

So ist es ohne Zweifel und so würde es kommen, wenn man sich mit der Wahlreform begnügt und nicht zugleich ein prinzipiell anderes Verhältniß zur Sozialdemokratie sowohl wie zum Arbeiterstande überhaupt anstrebt.

In Halle hat jüngst ein sozialdemokratischer Stadtverordneter die städtische Polizei kritisirt und dabei behauptet, daß Polizeibeamte ihm Mittheilungen und Beschwerden über widersprechende Dienst-Instruktionen gemacht hätten. Es ist darauf Anklage wegen Beleidigung der Polizeibeamten gegen ihn erhoben worden; sämmtliche Polizeibeamte des Bezirks sind zeugeneidlich vernommen, und da keiner von ihnen sich zu der behaupteten Thatsache bekannte, ist der Stadtverordnete zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt worden. Die Begründung des Urtheils ist veröffentlicht worden und es heißt darin wörtlich:

„Hier handelt es sich lediglich um die Frage, ob es in der öffentlichen Meinung mit Rücksicht auf die notorisch auf Umwälzung der gegenwärtigen sozialen und staatlichen Ordnung gerichteten Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei einerseits und die den Beamten der Polizei obliegende entgegengesetzte Verpflichtung zur Unterstützung der Behörden in der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung andererseits, als mit der Amtsstellung eines Polizeibeamten vereinbar gilt, sich mit Beschwerden und besonders über innerdienstliche Vorgänge an Mitglieder dieser Partei zu wenden. Nach der aus der Verhandlung vom Gericht gewonnenen Ueberzeugung, und wie demgemäß für erwiesen erachtet ist, ist aber kein Zweifel, daß in Halle a. S. sowohl in der gesammten Bevölkerung, soweit sie nicht selbst der sozialdemokratischen Partei angehört, mit nur ganz vereinzelten Ausnahmen, wie auch speziell in den Kreisen der Polizeibeamten selbst und ihrer Vorgesetzten und denjenigen Kreisen, mit denen sie beruflich und gesellschaftlich in Berührung kommen und verkehren, insbesondere auch den Kreisen der übrigen Magistratsbeamten, eine solche Handlungsweise als mit der Amtsstellung eines Polizeibeamten nicht vereinbar gilt, daß vielmehr ein Polizeibeamter, der gleichwohl so handeln würde, dadurch in den bezeichneten Kreisen verächtlich gemacht und in der öffentlichen Meinung der nichtsozialdemokratischen Bevölkerung herabgewürdigt werden würde."

Digitized by Google

Die Beleidigung liegt also darin, daß ein Polizei-Beamter bei einem Sozialdemokraten eine Beschwerde angebracht haben soll. Es ist keine Beleidigung, wenn einem Polizei-Beamten nachgesagt wird, daß er sich bei einem andern Stadtverordneten über Dienstverhältnisse beschwert habe, aber daß er zu einem Sozialdemokraten gegangen sein soll, enthielt den Vorwurf einer Pflichtverletzung, weil „die Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei notorisch auf Umwälzung der gegenwärtigen staatlichen und sozialen Ordnung gerichtet sind." Vom Standpunkt des politischen Parteikampfes ist diese Auffassung unzweifelhaft richtig; ist es aber auch richtig, daß die Justiz sich auf diesen Standpunkt stelle? Neben den Auffassungen der politischen Parteien kommt doch auch die Auffassung der wissenschaftlichen Politik in Betracht und diese ist, ich glaube, ich darf auch sagen „notorisch", eine andere; hier nimmt man an, daß das sozialdemokratische Programm zwar den Umsturz enthalte, daß auch die sozialdemokratische Presse und Volksredner noch in diesem Sinne sprechen, daß aber thatsächlich diese Redewendungen bereits zu ziemlich inhaltlosen Floskeln geworden sind, und daß der wahre Inhalt der sozialdemokratischen Partei mehr und mehr ein Radikalismus wird, den man bekämpfen muß, der sich aber dem Staate gegenüber nicht anders verhält als andere Parteien auch. In den Zeiten des Kulturkampfes war es Sitte, die Katholiken in derselben Weise mit ihren Dogmen zu stigmatisiren wie heute die Sozialdemokraten mit ihrem Programm. Man argumentirte: der Papst ist berechtigt, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden; jeder Katholik muß das glauben; der Katholik ist also ein Unterthan, der es in den guten Willen eines auswärtigen Souveräns stellt, ob er seinen Treueid halten wird oder nicht. Die Katholiken konnten gegen dieses Raisonnement prinzipiell nichts einwenden und können es auch heute noch nicht, sie können sich nur darauf berufen und berufen sich darauf, daß der Fall praktisch nicht eintreten wird. Die Sozialdemokraten sind noch nicht so weit; viele von ihnen glauben noch wirklich an den Umsturz und nur wenige wagen es schon offen auszusprechen, daß sie nicht mehr daran glauben. Thatsächlich aber unterliegt es keinem Zweifel, daß für die große Masse der Partei der Umsturz nichts anderes ist, als für die Katholiken die Löse-Gewalt des Papstes: eine bloße Doktrin ohne praktische Bedeutung.

Wenn die Dinge so liegen, hat dann ein preußisches Gericht das Recht, diese Auffassung, die doch von recht ansehnlichen Leuten getheilt wird, vollständig zu ignoriren und allein die entgegengesetzte als die „notorisch" allein richtige zu proklamiren und daraufhin Strafurtheile zu fällen?

Es ist aber noch mehr gegen das Urtheil einzuwenden. Während sonst in der ganzen Welt zwischen dem einzelnen Mann und seiner Partei oder seinem Stande unterschieden wird, während man selbst dem einzelnen Jesuiten zugesteht, daß vielleicht das, was man sonst Jesuitismus nennt, ihn persönlich nicht treffe, so hat die hallische Strafkammer nicht bloß die

Digitized by Google

sozialdemokratische Partei rundweg als Umsturzpartei charakterisirt, sondern auch dem einzelnen Sozialdemokraten generell den Charakter der Partei vindizirt.

Man mache sich klar, wohin eine solche Rechtsprechung führt. Es ist möglich, daß ein Polizei-Beamter wirklich einen gerechtfertigten Grund hat, einen groben Mißstand zur Erörterung zu bringen; die kompetente Behörde dafür ist die Stadtverordneten-Versammlung; in dieser Versammlung ist vielleicht nur einer, der den Muth und die Geschicklichkeit hat, der Katze die Schelle umzuhängen, dieser eine aber ist Sozialdemokrat. Da soll es nach dem hallischen Urtheil nicht bloß eine Pflichtverletzung sein, wenn der Beamte sich an diesen Stadtvertreter wendet, sondern sogar eine so grobe Pflichtverletzung, daß die bloße Behauptung, er habe es gethan, mit vier Wochen Gefängniß, man denke, mit vier Wochen Gefängniß geahndet werden muß.

Aber noch viel mehr. Der Stadtverordnete wurde verurtheilt, weil er nicht nachweisen konnte, daß seine Behauptung richtig sei, er wollte den Namen nicht nennen. Da hat das Gericht die gesammten Polizei-Beamten des Bezirks Halle eidlich vernommen. Um einer solchen Sache willen so viel Eide, und mit welcher Gefahr eines Meineides! Ernsthafte Männer werfen immer wieder die Frage auf, ob es nicht möglich sei, dem fürchterlichen Mißbrauch des Namens Gottes mit den gerichtlichen Eiden irgendwie zu steuern; wenn irgendwo einmal wieder über die Eides-Noth verhandelt wird, dann empfehle ich, auch diesen hallischen Prozeß mit in Erwägung zu ziehen und daran die Frage zu knüpfen, ob nicht Staatsanwaltschaft und Gerichte bei uns Eide schwören lassen, die vom ethischen Standpunkt unter allen Umständen vermieden werden müßten. Freilich, ein bekannter Rechtsgelehrter, Professor Zorn in Bonn, hat jüngst erklärt: „Wir vermögen Gewissensbedenken gegenüber dem Rechtsgrundsatze nicht anzuerkennen." Aber glücklicherweise giebt es auch doch noch Menschen in Deutschland, die diesen Grundsatz nicht theilen und von der Justiz ganz umgekehrt verlangen, daß auch dem „Rechtssatz" gegenüber die sittlichen Bedenken nie vergessen werden sollen.

Ich habe das hallische Urtheil etwas ausführlicher besprochen, nicht weil es an sich so bedeutsam wäre, denn es handelt sich ja zuletzt nur um eine Bagatelle, sondern weil es keinem Zweifel unterliegt, daß die Auffassung, die zu diesem Urtheil geführt hat, die in unserer Justiz vorherrschende ist.

Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen. Handelt es sich hier um eine, wie mir scheint durchaus einseitige Beurtheilung der sozialdemokratischen Partei, so fragt sich, wie unsere Gerichte über Arbeiter als solche, außerhalb der Politik, urtheilen. In Bromberg hat jüngst ein schwerer Krawall stattgefunden; die Arbeiter hatten in Lohndifferenzen Verhandlungen vor dem Einigungsamt beantragt; an dem Widerstand der Arbeitgeber waren sie gescheitert; es erfolgte ein Streik; die Unternehmer

Digitized by Google

ließen auswärtige Arbeiter kommen und das führte zu Angriffen der Streikenden auf diese und zum Krawall. Der Krawall war sehr schwer, denn es wurde viel mit Steinen geworfen, zu gefährlichen Verletzungen aber ist es nicht gekommen. Wegen dieses Exzesses wurden über dreizehn Personen vierzehn Jahre Zuchthaus und siebzehn Jahre Gefängniß verhängt. Die beiden Höchstbestraften erhielten beide fünf Jahr Zuchthaus, dazu Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht, was bekanntlich auch nach der Entlassung die Rückkehr in das ordnungsmäßige bürgerliche Leben unendlich erschwert. War eine so schwere Strafe gerechtfertigt? „Mit Schrecken und Grauen erfüllt uns dies Urtheil", schreibt dazu Professor Francke in der „Sozialen Praxis". „Wenn aus den Arbeiterkreisen solche Urtheile als „Klassen-Justiz" angesehen werden, so vermögen wir leider nicht zu widersprechen", fügt er hinzu. Man erinnere sich, welche Erregung einst durch die öffentliche Meinung und die Presse ging beim Löbtauer Urtheil; jetzt scheint man sich an diese Justiz bereits gewöhnt zu haben, denn so viel ich gesehen habe, hat die bürgerliche Presse zu dem Bromberger Urtheil geschwiegen.

Der Graf Pückler, der mit den stärksten Worten öffentlich zur Gewaltthätigkeit aufgefordert hatte, ist freigesprochen worden, weil seine Aufforderung doch nur bildlich aufzufassen sei; wegen eines gewaltsamen Akts der Selbsthilfe ist er zu Gefängniß verurtheilt, aber begnadigt worden.

Wir müssen auch das Urtheil über den Fähnrich Hüssener in diesem Zusammenhang erwähnen, obgleich ja dabei noch andere Momente hineinspielen und der Prozeß noch in der Revisions-Instanz schwebt. Aber selbst wenn das Urtheil noch geändert werden sollte, so bleibt doch die Thatsache, daß ein Oberkriegsgericht geglaubt hat, seinen Todtschlag mit zwei Jahren der leichtesten Haft genügend gesühnt zu sehen. Dies Urtheil mag motivirt sein entweder durch die Anschauungen des See-Offizierkorps, die das Vergehen als ein so leichtes betrachten, oder durch unsere Militärgesetze, die thatsächlich kein strengeres Urtheil erlaubten, unter allen Umständen bleibt die Gegenüberstellung: dort fünf Jahr Zuchthaus und Ehrverlust für Menschen, die in der Leidenschaft nach der Polizei mit Steinen geworfen haben, ohne daß ernstliche Verletzungen entstanden sind, hier zwei Jahr leichte, ehrenvolle Haft für eine Tödtung.

Wir sehen in diesem Zusammenhang ganz davon ab, welchen lähmenden, unverwindlichen Schaden die Begeisterung für die Flotte, für Deutschland zur See durch dieses Urtheil erfahren hat; worauf es uns hier ankommt ist ja nur, eine der Wurzeln aufzudecken, aus der die unheimlich wachsende Macht der Sozialdemokratie ihre Kraft saugt; es ist durchaus nichts Sozialistisches, es ist, wenn man will etwas Demokratisches, es ist die Empfindung, daß wir in Deutschland noch nicht in einem Staate der Rechtsgleichheit leben, es ist der leidenschaftliche Haß, den die Vorstellung der „Klassen-Justiz" weckt.

Was verstehen wir unter Klassen-Justiz? Selbst die Sozialdemokratie

Digitized by Google

behauptet nicht, daß es bewußte Parteilichkeit und Ungerechtigkeit sei, sie behauptet nur, und das ist auch das, was Professor Francke meint, wenn er sagt, daß sie recht habe, daß die Inhaber der richtenden Gewalt bei uns unbewußt befangen sind in gewissen Vorstellungen ihres Standes und ihrer Klasse und aus diesem Vorstellungskreise heraus fortwährend Urtheile sprechen, die von den niederen Klassen als schweres Unrecht empfunden werden.

Ich glaube, daß thatsächlich hier der eigentliche Knotenpunkt unserer politischen Verwickelung ist. Worüber haben sich denn die unteren Klassen bei uns eigentlich zu beklagen? Es ist ja eine Albernheit, zu meinen, daß durch bloße demagogische Agitation eine Partei von drei Millionen Wählern zustande gebracht wird, die in anderen verwandten Kulturstaaten, z. B. England, überhaupt nicht existirt. Es müssen große, überaus drückend empfundene Beschwerden vorhanden sein: wo sind sie? Materielle Ueberlastung mit Steuern? Das kann so schlimm nicht sein: denn im Ganzen geht es unseren niederen Klassen nicht schlechter als anderswo, eher besser. Die großen Wohlthaten der sozialen Versicherungsgesetze werden von ihnen selber nicht geleugnet. Die beschränkte Theilnahme an der Regierung durch die Klassenwahl wird von den Massen so direkt wenig empfunden; das, was sie empfinden, ist thatsächlich *die Behandlung, die ihnen von den Verwaltungs-, Polizei- und Justizbehörden zu Theil wird*. Die Behörden nehmen in den Lohn- und Arbeitskämpfen die Partei der Unternehmer. Im Staate der allgemeinen Wehrpflicht, der allgemeinen Schulpflicht und des allgemeinen Wahlrechts fühlen die Arbeiter sich nicht als Gleichberechtigte.

Hier also muß vor Allem eingesetzt werden mit der Besserung. Aber es ist ungeheuer schwer. Es ist viel schwerer, als Gesetze zu ändern. Es handelt sich darum, in unserem ganzen Beamtenthum einen anderen Geist heranzubilden. Unser Beamtenthum ist gut disziplinirt; einige kräftige Worte von oben würden aufklärend und dadurch bessernd wirken, aber nun erscheint erst der verhängnißvolle Zirkel, in den wir eingeschlossen sind: diese Worte, die die Wurzel der Sozialdemokratie abschneiden würden, können und dürfen nicht gesprochen werden — weil wir die Sozialdemokratie haben. Denn das wäre eine sehr leichtfertige Täuschung, wenn man glauben wollte, diese Partei würde in dem Augenblick, wo die gerechtfertigten Beschwerden, die sie vertritt, gehoben sind, aufhören zu existiren. O nein, sie hat auch eine ganze Menge sehr ungerechtfertigte, thörichte und verderbliche Forderungen, für die sie nach wie vor agitiren würde. Sie muß also auch nach wie vor bekämpft und zwar energisch bekämpft werden. Wenn mit bloßem Entgegenkommen in solchen Kämpfen zu siegen wäre, dann wäre die Arbeit leicht. Es handelt sich aber darum, gleichzeitig mit aller Kraft die Autorität des Staates aufrecht zu erhalten und dabei doch keinen Anlaß zu gerechtfertigten Beschwerden zu geben. Das aber ist bei den Vor-

Digitized by Google

urtheilen, der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Menschen unendlich schwer. Die große Mehrzahl der Beamten versteht es eben nicht anders, die Staatsautorität geltend zu machen, als dadurch, daß sie, wo sich auch eine Gelegenheit bietet, möglichst schneidig auftreten und eingreifen. Welch unermeßlichen Schaden solche überschneidigen Urtheile und Maßnahmen der Staats-Autorität thatsächlich zufügen, indem sie in der Menge den leidenschaftlichen Haß erzeugen, der sich dann bei den Reichstagswahlen äußert, das machen sich diese Präsidenten, Geheimen Räthe, Richter und Staatsanwälte nicht klar. Werden sie aber von oben darauf hingewiesen, so entsteht die Gefahr, daß sie unsicher werden und Weichheit Platz greift, auch da, wo Strenge walten muß.

Welche Aufgabe böte sich hier einer Partei wie den Nationalliberalen! Aber sie zu erfüllen dazu gehörten Männer, über die sie leider nicht verfügt.

Schon ein einzelner Mann aber könnte sich an dieser Stelle heute ein großes Verdienst erwerben, ein geschulter, vorsichtiger Jurist, der sammelt und nachprüft, was an Fällen, wo Klassen-Justiz geargwöhnt wird, bekannt wird, und unser Beamtenthum, namentlich unsern Richterstand immer wieder auf die Gefahr dieser Verirrung aufmerksam macht und sie daran erinnert, daß nicht bloß die Staatsordnung aufrecht zu erhalten sei, sondern auch noch heute das Wort Friedrichs des Großen gilt, er müsse le roi des gueux sein.

Es gab ja doch eine Zeit, wo man zu citiren pflegte: „es giebt noch Richter in Berlin!“ Heute citirt man: das Löbtauer Urtheil, das Breslauer Urtheil, das Magdeburger Urtheil, das Gnesener Urtheil, das Flensburger Urtheil — es vergeht keine Woche, wo die sozialdemokratische Presse nicht ihren Lesern wieder ein solches Urtheil vorführt und in ihrem Sinne kommentirt!

Alle Arbeit gegen die Sozialdemokratie, strenge Unterdrückung oder Wohlthat, soziale Gesetzgebung und Belehrung, Vaterlandsliebe oder Religion, alles wird keine Wirkung haben, so lange nicht ein anderer Geist in unsere Strafkammern eingezogen ist.

* * *

Der Tod Papst Leos XIII. und die Wahl seines Nachfolgers beschäftigt in diesem Augenblick von allen Weltangelegenheiten die öffentliche Meinung am meisten. Nicht die drohenden Nachrichten über den bevorstehenden Krieg zwischen Rußland und Japan, nicht die heftigen Zuckungen auf der Balkan-Halbinsel, wo sich hier wie da doch ein Weltbrand entzünden kann, reizen so sehr die Aufmerksamkeit und Neugier wie das bevorstehende Konklave. Wenn man es recht betrachtet, so ist eigentlich die Hauptfrage bei dieser Wahl, ob sie überhaupt eine so wesentliche Bedeutung hat. Nicht als ob nicht das Papstthum eine ungeheure Bedeutung hätte. Das Papstthum ist zweifellos eine Weltmacht; in alle inneren und äußeren Fragen aller Kulturstaaten ist es verflochten. Im Deutschen Reich ist der

Digitized by Google

Papst durch seinen Einfluß auf mehr als ein Viertel des Reichstags eine Art von Mitregent. Aber wird diese Weltmacht wesentlich davon beeinflußt, ob der Inhaber nun Pecci oder Gotti, Vanutelli, Agliardi oder Rampolla heißt? In der Vergangenheit hat ohne Zweifel die Individualität der Päpste einen ungemein großen Einfluß ausgeübt, nicht nur indem ein Mann wie Gregor VII. die Entschlossenheit hatte, den Kampf um die Ansprüche der Kirche gegen den Kaiser aufzunehmen. Hier war der Papst nur Verkörperung der kirchlichen Idee. Aber auch ganz zufällige persönliche Eigenschaften Haß, Liebe, Vorurtheil, Familienbeziehungen haben sich auf das Stärkste geltend gemacht. Man könnte zweifeln, ob die wechselnden Personen in den erblichen Dynastieen oder in dieser kirchlichen Wahlmonarchie größere Nachwirkung gehabt haben. Aber das war alles zu den Zeiten, wo der Papst zugleich italienischer Fürst war und einen Staat beherrschte. Die päpstliche Politik wurde in jener Zeit niemals ausschließlich kirchlich, sondern immer auch durch das territoriale Element und die damit verbundenen Interessen bestimmt. Das ist jetzt fortgefallen. Der Papst ist heute wirklich nichts mehr, als was er seinem Begriffe nach sein soll: der Oberpriester einer Universalkirche; dadurch sind die verschiedenen Möglichkeiten päpstlicher Politik ungemein vereinfacht; selbst die Rücksicht auf die päpstliche Familie, auf die Nepoten, die früher so sehr bedeutsam war, ist dadurch fast vollständig ausgeschaltet. Die Linie der einzuhaltenden Politik ist so deutlich vorgeschrieben, von den objektiven Momenten so stark bestimmt, daß für die Subjektivität des Trägers der Tiara nur noch wenig Spielraum bleibt. Die Kurie regiert, der Papst ist nur noch Vollstrecker ihres Willens. Aber ich will das Alles doch nur mit einem gewissen Vorbehalt gesagt haben. Vielleicht ist das Wenige, was von Spielraum geblieben ist, doch noch immer recht viel und die Zeit bringt neue Möglichkeiten. Leo XIII. hat den Kultur-Frieden mit Deutschland abgeschlossen, der mit seinem Vorgänger nie zustande gekommen wäre. Freilich ist das noch kein Beweis: der Personenwechsel als solcher mag das Entscheidende gewesen sein: wer den Kampf nicht selbst geführt hat, seine Leidenschaft nicht mehr im Blute spürt, ist leichter geneigt zu einem Abkommen, wie auch sonst sein Temperament sei. So ist jeder Personenwechsel an hohen Stellen von Bedeutung; zwischen einem frommen Asketen, einem bösartigen Fanatiker, einem feinen Diplomaten und was es sonst für Spielarten unter den Kardinälen giebt, sind doch so starke Gegensätze, daß sie sich wohl geltend machen müssen. Wie wenn jetzt ein Papst gewählt würde, der die Aussöhnung mit dem Königreich Italien betreibt, in der Hoffnung, einmal durch eine klerikale Parlaments-Majorität selber das Königreich zu regieren? Oder einer, der sich an die Spitze der Friedens-Liga stellt, in der Hoffnung, als der einzige internationale Unparteiische zum Welt-Schiedsrichter gemacht zu werden und die Aera des ewigen Friedens heraufzuführen?

Digitized by Google

In dem Verhältniß zu Deutschland oder zu Frankreich scheinen in diesem Augenblick kaum so sehr wesentliche Veränderungen möglich: kein Papst wird jetzt mit Deutschland Streit anfangen, und mit keinem Papst wird die heutige französische Regierung einen Freundschaftsbund schließen. Es wird wohl so sein, daß, wem auch der Fischerring übergeben werde, der neue Herr vorläufig etwa so weiter regiert, wie es der alte gethan hat. Ob die neue Wahl wirklich doch einmal in der Kirchengeschichte einen Abschnitt bedeuten wird, kann sich auf jeden Fall erst nach recht langer Frist herausstellen.

25. 7. 03. D.

Nationalliberale Jugend.

Eine Zuschrift.

Im letzten Hefte der „Preußischen Jahrbücher" hat Herr Professor Delbrück über die Bewegung der nationalliberalen Jugend ein wenig günstiges Urteil gefällt, das mich zu einigen Bemerkungen über das Wesen und Wirken der im „Reichsverband der nationalliberalen Jugend" zusammengeschlossenen jungnationalliberalen und jungliberalen Vereine veranlaßt.

Wenn ich dabei eine gewissermaßen aktenmäßige und daher wohl zu trockene Darstellung gebe, so geschieht dies, um dem Leser die eigene Urtheilsbildung über die Tendenzen der Jugendbewegung zu ermöglichen und ihn nicht auf meine eigene, ihm wohl weniger maßgebliche Auffassung zu beschränken.

Ort wie auch Zeit der Gründung des ersten „Vereins der nationalliberalen Jugend" sind bezeichnend: In Köln, der Hochburg des Zentrums, spürten wir in unmittelbarer Berührung den schwer lastenden Alpdruck des herrschenden Ultramontanismus; das Unbefriedigtsein mit den politischen Zuständen trat besonders stark auf nach den preußischen Landtagswahlen von 1898, in denen ein erhebliches Zurückdrängen der Reaktion nicht gelungen war.

„Es darf fernerhin nicht so bleiben, daß der liberale Deutsche erst mit 40 Jahren vielleicht auf seine politischen Pflichten sich besinnt und dann allmählig anfängt, sich am politischen Leben zu betheiligen"; heißt es in dem ersten Aufruf dieses, Anfangs 1899 gegründeten Kölner Vereins. (Jahresbericht des Vereins der nationalliberalen Jugend, Köln 1899/1900 S. 4). Als eine Pflicht der Jugend wird darin die Theilnahme an der politischen Arbeit bezeichnet; der Jugend wird aber auch die besondere Fähigkeit zugesprochen, heilsam und erfrischend auf das politische Leben zu wirken.

„Gerade an die Jugend wenden wir uns, weil sie von wahrhaft liberalem Geiste durchdrungen ist und noch nicht

Digitized by Google

durch einschläfernde Gewöhnung oder den Druck der Verhältnisse es verlernt hat, jeder Bedrückung der liberalen Sache offen und kraftvoll entgegen zu treten." —

Wenn die Jugend so in die Politik eintrat, auf welchen Boden sollte sie sich stellen? Auf einen parteilosen wäre unsinnig gewesen, denn ein jedes politische Wirken ist nur in und durch eine Partei denkbar. Eine neue Partei gründen? Die ungeheuren Schwierigkeiten waren uns zu wohl bewußt, um dies Experiment zu wagen, das selbst einem Naumann, der über zahlreiche bedeutende Mitarbeiter zu verfügen hatte, nach eigenem Zugeständniß nicht geglückt ist. Die Gründer schlossen sich vielmehr einer bestehenden Partei, und zwar der nationalliberalen an, in deren Programm, der Vereinigung von liberalen, nationalen und sozialen Ideen, sie den geeignetsten Sammelpunkt erblickten.

Der im Oktober 1900 gegründete Reichsverband der auf die Kölner Anregung hin gebildeten jungnationalliberalen und jungliberalen Vereine hat das Verhältniß zur nationalliberalen Partei in einer offiziellen Kundgebung (Nationalliberale Jugend, Jahrgang 1901, S. 40.) folgendermaßen präzisiert:

„Wir haben den Namen „national-liberal" angenommen in demselben Sinne, in dem die nationalliberale Partei an der Schaffung und dem Ausbau des Deutschen Reiches gearbeitet. Diesen nationalen und liberalen Geist, in dem man nach dem Konflikte in die von Bismarck gebotene Hand einschlug, der mit freiheitlichem Wehen die Verfassung und die Grundlagen des neuen Reiches durchdrang, der die militärische Stärke der Nation im Vereine mit dem großen Kanzler befestigte — . . . wollen wir . . . pflegen . . . Nicht in sklavischem Nachbeten besteht unsere Methode; wir erkennen keine Unfehlbarkeit auf politischem Gebiete an, und die Maßnahmen und Aeußerungen der augenblicklichen Vertreter der Partei in den Parlamenten bilden für uns kein maßgebendes Dogma, sondern wir fassen alle jungen Staatsbürger, die national fühlen und liberal denken, zusammen, um mittels freier Meinungsäußerung, vom objektiven Standpunkt aus logisch aufbauend, uns von der Richtigkeit alles Vorgebrachten zu überzeugen und so durch uns selbst die Grundsätze zu gewinnen, nach denen wir späterhin in der praktischen Politik unser Verhalten einrichten wollen."

Ein jedes Parteiprogramm leidet bei der Verwirklichung Schaden; das beruht auf der Unzulänglichkeit alles Menschlichen. Daß die nationalliberale Partei bei der Verwirklichung ihres Programms es oft an sich hat fehlen lassen, soll nicht geleugnet werden, wenngleich die von Professor Delbrück erhobenen Vorwürfe im Einzelnen nicht gerade berechtigt erscheinen: Wenn er bei Bassermann die Knebelung der Obstruktion nicht mißbilligt, so ist der Tadel, daß er nun in dieser Zeit „durch irgend eine Aktion dafür hätte sorgen müssen, daß der liberale Charakter seiner Partei ausdrücklichst dokumentirt würde" nicht sehr schwerwiegend; denn ein künst-

Digitized by Google

liches Herbeiziehen einer Gelegenheit hätte man mit Recht als Wahlmache bezeichnen können. Und daß Dr. Sattler in Dessau eine Wahlrede für einen nationalliberalen Kandidaten und gegen Richard Roesicke hielt — das ist doch eigentlich selbstverständlich. Eine Partei würde sich wegen ihrer Schlappheit lächerlich machen, wenn sie ohne Grund — ein solcher lag nicht vor, da entweder Roesicke oder der Nationalliberale in die Stichwahl kommen mußte — bei der Wahl vor jedem geachteten und sympathischen Mitglied einer anderen Partei die Flagge streichen sollte! Wer nicht für uns ist, der ist wider uns; das ist im politischen struggle for life die richtigste Maxime, die leider die nationalliberale Partei nur zu wenig verfolgt.

Aber sei dem wie es wolle, auch wenn wirklich die derzeitigen Leiter der Partei gar nichts werth wären und der unerquicklichste Marasmus in der Fraktion herrschte, auch dann — ja dann um so mehr wäre es Sache der Jugend, für einen frischen Wind zu sorgen, der die Marasmen wegfegte, dafür zu sorgen, daß die bleibenden Ideale der Partei wieder in die rechten Hände kämen, um zur Durchführung zu gelangen. Wie man Monarchist sein kann, ohne mit dem Wirken des jeweiligen Herrschers einverstanden zu sein, so kann man einer Partei anhangen, wenn man auch die Haltung der Fraktion, der zeitigen Vertreter in den Parlamenten mißbilligt. Denn nicht in diesen besteht die Partei, sondern in ihren Programmgrundsätzen und in der Gemeinschaft aller der, die wirklich an diesen festhalten.

Auf dem festen Boden des Parteiprogramms wurzeln wir; ja, vielleicht sind wir in dieser Hinsicht „orthodoxer" als manche Parteivertreter. Wir wollen, daß mit dem Programm Ernst gemacht wird, und wir nehmen das selbstverständliche Recht für uns in Anspruch, die Haltung der Parteivertreter in den schwebenden Fragen nach dem Maßstab des Parteiprogramms einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Daß derartige Auseinandersetzungen sich meist im Innern der Partei vollziehen, und nach Außen wir möglichst geschlossen mit der Parteileitung auftreten, diese „Disziplin" ist die nothwendige Konsequenz des Anschlusses an eine Partei.

Man hat vielfach von uns erwartet, wir würden nach der Mode südamerikanischer Generäle ein „Pronunciamento" erlassen und die Fahne des Aufruhrs gegen die Parteileitung erheben; das wäre gleichbedeutend mit einer Spaltung der Partei. Wir wollen davon absehen, daß bisher schwerwiegende Differenzen noch nicht zu Tage getreten sind, daß ferner unsere Gruppe von Jugendvereinen — über 40 — zu einem erfolgreichen Vorgehen wohl noch nicht die nöthige Macht besäße, — selbst wenn das Alles der Fall wäre, so würden wir doch sicherlich dem schon zu sehr zersplitterten Liberalismus mit einer neuen Spaltung keinen Dienst erweisen. Ebenso wie im Staatsleben eine organische Entwicklung jenen unnützen Revolutionen südamerikanischen Stiles vorzuziehen ist, verhält es sich auch im Parteileben. Während wir nach Außen geschlossen unter der Partei-

Digitized by Google

fahne marschiren, versuchen wir in der Partei als Sauerteig zu wirken und langsam unserer Auffassung zum Durchbruch zu verhelfen. Wir glauben bereits jetzt nicht ohne Erfolg geblieben zu sein.

Es hat nicht an Gelegenheiten gefehlt, bei denen wir Jungnationalliberalen unserer politischen Auffassung Ausdruck gegeben haben.

Allerdings beschäftigten sich die ersten Tagungen des Reichsverbandes erklärlicherweise in der Hauptsache mit Fragen der Organisation und Methode, von denen aber zwei Punkte auch politisch von Bedeutung sind: das Bestreben, mit Hilfe einer demokratischen Verfassung unserer Vereine in diesen möglichst alle Stände und besonders die von den meisten bürgerlichen Parteien sehr vernachlässigten unteren Stände in sich zu vereinigen, und der fernere Grundsatz, eine systematische politische Bildung unserer Mitglieder durch grundlegende Erörterungen — z. B. über Verfassungen, Parteiprogramme, wichtige Abschnitte der Geschichte, volkswirthschaftliche Grundlehren — herbeizuführen und so eine verständnißlose politische Kannegießerei zu verhüten. Zugleich werden bei dieser Behandlungsweise die großen Ziele, die im politischen Tageszank leicht zurückgedrängt werden, wieder in den Vordergrund geschoben.

Auf der im Oktober 1902 in Düsseldorf stattgehabten Vertreterversammlung nahmen zum ersten Male politische Fragen den Vorrang bei unseren Verhandlungen ein. (Vergl. „Nationalliberale Jugend", Jahrgang 1902 Nr. 11.)

Dabei offenbarte sich über die wesentlichen Gesichtspunkte eine überraschende Einmüthigkeit der aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zusammengekommenen Vertreter der Jugendvereine.

Die erste Resolution zeichnet in großen Linien die von uns erstrebte Richtung und giebt unserer Sehnsucht nach einer energischeren Durchführung der Parteiideale Ausdruck:

> „Die Parteivertreter mögen der freudigsten Zustimmung des Reichsverbandes der nationalliberalen Jugendvereine gewiß sein, wenn sie unter Ablehnung jeder einseitigen Interessenpolitik auf das Entschiedenste alle antinationalen Bestrebungen sowie alle reaktionären Angriffe auf politischem und sozialem Gebiete zurückweisen und selbst durch Initiativanträge auf eine Reform unserer Gesetzgebung im freiheitlichen und volksthümlichen Sinne hinwirken."

Der darauf folgende Zusatz spricht für sich selbst, er beweist, daß wir von einem schwächlichen Nachgeben gegen den regierenden Ultramontanismus nichts wissen wollen:

> „Im Hinblick auf die unheilvoll herrschende Stellung des Zentrums und dessen verderbliche Grundsätze erscheint der Kampf gegen das Zentrum als eine Hauptaufgabe liberaler Politik."

Weiter wurde beschlossen:

Digitized by Google

„Die Vereine der nationalliberalen Jugend erachten es als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben, für einen steten und energischen Fortschritt auf dem Gebiete der Sozialpolitik einzutreten."

Unzweideutig hat sich hiermit der Reichsverband für die Bassermannsche Richtung ausgesprochen. Im Gegensatz zu den jetzt die freisinnigen Fraktionen bildenden Elementen, welche 1883 gegen das Krankenkassengesetz, 1884 gegen das Unfallversicherungsgesetz, 1889 gegen das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz u. A. stimmten, hat die nationalliberale Partei vom Beginn der sozialreformatorischen Gesetzgebung an diese gefördert. Bassermann hat dafür gesorgt, daß diese Haltung der Partei fortgesetzt und noch verstärkt wurde. In dieser Erkenntniß der modernen Anforderungen erblicken wir den schlagendsten Beweis für die Lebenskraft der nationalliberalen Partei.

Daß wir aber uns nicht auf allgemeine Zustimmungserklärungen beschränken, sondern durch sorgfältiges Eingehen auf die Einzelheiten praktische Sozialpolitik treiben wollen, zeigen die ausführlichen Referate über „kommunale Sozialpolitik" (gedruckt durch die Geschäftsstelle der nationalliberalen Jugend in Köln), die bei derselben Düsseldorfer Tagung von Dr. C. Poensgen und Dr. Fr. Goldschmit gehalten wurden.

Was politische Einzelfragen angeht, wurde einstimmig eine hochbedeutende Resolution gefaßt, die keinen Zweifel daran läßt, daß wir die alten Forderungen des politischen Liberalismus ohne Abschwächung aufrecht erhalten wollen:

„Die Parteivertretung möge auf eine Verbesserung verschiedener veralteter Landesverfassungen, besonders der preußischen Verfassung, sowohl im Hinblick auf das Herrenhaus wie auf das Haus der Abgeordneten hinwirken. Was letzteres anlangt, bedarf das heutige Wahlrecht, das einerseits nur auf dem Zensus beruht, andererseits von den Zufälligkeiten der Wohnung die bedeutendsten Unterschiede im Stimmrecht abhängen läßt, einer entschiedenen Verbesserung im liberalen Sinne. Auch muß die alte Eintheilung der Wahlkreise, die nur einer rückständigen Partei, die sich besonders auf rückständige Gebiete stützt, zur künstlichen Aufrechterhaltung ihrer politischen Macht dient, einer neuen Platz machen, die den Ergebnissen der Volkszählung Rechnung trägt."

Eine entschieden liberale Politik darf aber keineswegs eine ebenso entschieden nationale ausschließen. In der Erwägung, daß man der heutigen unter dem lähmenden Einfluß des Zentrums stehenden Regierung nicht allein die Sorge der Kriegsmacht des Reiches überlassen darf, wurde beschlossen:

„Die Vertreter der Partei mögen die Initiative zu einer weiteren erheblichen Vermehrung der deutschen Kriegsflotte ergreifen. Auch nach Durchführung des letzten Flottenplanes erscheint die deutsche Seemacht der Bedeutung der deutschen Schiffahrt, des deutschen überseeischen Handels und der deutschen Welt-

Digitized by Google

interessen nicht entsprechend und nicht genügend zu einer kräftigen unabhängigen auswärtigen Politik."

Aus diesen Kundgebungen, deren Tendenz auf dem Vertretertag vom 24. Mai 1903 bei der Abfassung des Wahlaufrufes der Jugend noch bestätigt wurde, lässt sich schon auf unsere Stellung zu den anderen liberalen Gruppen schließen.

Von dem Richter'schen Freisinn trennen uns zwei programmatische Punkte: seine „unentwegte" Feindschaft gegen Heer und Flotte — die nicht in den ursprünglichen Ideen des Liberalismus begründet ist, der doch 1848 die deutsche Flotte schuf — und seine kraß antisoziale Haltung, die er mit einer veralteten nationalökonomischen Doktrin zu rechtfertigen sucht. Auch als Person können wir uns Eugen Richter nicht als einen fruchtbaren politischen Leiter denken — gerade jetzt, wo er wieder die von der Seite der freisinnigen Vereinigung ausgehenden gutgemeinten Vorschläge zu einer Einigung der liberalen oder wenigstens der linksliberalen Elemente als „Kannegießerei" verurtheilt. Er ist für uns eine historische Reliquie des vorigen Jahrhunderts, kein Führer für eine moderne liberale Jugend.

Im Hinblick auf das Programm steht uns die freisinnige Vereinigung schon näher. Sie hat sich — wie mit Recht Prof. Delbrück von Dr. Barth sagt — „lernfähig" bewiesen. Flotten- und Kolonialsachen beurtheilt sie sachlicher; ja sogar die einstigen eingefleischten Manchesterleute haben sich mit den Nationalsozialen angefreundet! Ob aber allerdings die Aufnahme des Herrn v. Gerlach in die Fraktion wirklich eine so schnelle Wandlung ihrer ökonomischen Ansichten bewirken wird? Ob nicht in der Praxis doch wieder soziale Gesetzentwürfe zwar mit platonischem Wohlwollen behandelt, aber am Ende wegen der darin gefundenen „Beschränkung der Freiheit des Individuums" abgelehnt werden? Was werden sie und ihre Hintermänner sagen, wenn man etwa schärfere Beaufsichtigung der Hypothekenbanken oder wenn ihr neuer Freund Damaschke den Bau von Wohnhäusern durch öffentliche Organe oder Maßregeln gegen die großstädtische Bodenspekulation verlangt? Die freisinnige Vereinigung hat sich m. E. schon zu sehr zur einseitigen Interessenvertretung der Börse und des mobilen Großkapitals gemacht, um so leichter Hand die Manchesterpolitik zu verlassen. Sie giebt bei dieser Interessenvertretung dem Bund der Landwirthe nicht allzu viel nach; das beweist ihr Fanatismus bei der Tarifvorlage, wo sie die liberalen Ideale mit einer Zolltarifposition identifizirte und wegen materieller Interessen den Parlamentarismus, als dessen Hort sie sich ausgiebt, durch skrupellose Obstruktion gefährdete.

Wir wenden uns mit Schärfe gegen jede „eigensüchtige Interessenvertretung" (vgl. unsern Wahlaufruf) von welcher Seite sie auch kommen mag, und auch wenn sie sich in den eigenen Reihen breit zu machen versucht.

Digitized by Google

Wir ziehen den Standpunkt der nationalliberalen Partei vor, welche in Zollfragen den Mitgliedern freie Hand läßt. Wir sind uns bewußt, daß die dadurch zugelassene Verschiedenheit der handelswirthschaftlichen Ansichten eine Achillesferse der Partei in dem Sinne bildet, als ihr so die Stütze des zähen Standesegoismus fehlt. Andrerseits — und das ist für uns das Entscheidende — bildet grade das Fehlen dieses materiellen Egoismus einen Ehrentitel der Partei; trotz dieses Fehlens werden die Ideale der Partei ihre Werbekraft auf die besseren Elemente des deutschen Bürgerthums nicht verfehlen — diese Ueberzeugung giebt uns den Ansporn zu unserem Wirken. —

Ist demnach auch das Programm der freisinnigen Vereinigung nicht in allen Stücken uns zusagend, so mußte uns noch mehr die thatsächliche Verfassung, in der sich die Fraktion befindet, davon abhalten, an sie Anschluß zu suchen: Kann doch eigentlich die kleine Gruppe kaum auf die Bezeichnung „Partei" Anspruch machen! Denn trotz ihrer demokratischen Prinzipien wurzelt sie — das haben die früheren und die jetzigen Wahlen bewiesen — garnicht im Volke. Auch fehlt ihr die Geschlossenheit. Ihre Vertreter sind gute Menschen, aber schlechte Musikanten, aus denen man kein Orchester bilden kann, da jeder die erste Violine spielen will. So ist ihr Reichthum an Individualitäten, deren Befähigung über das Mittelmaß hinausreicht, nicht nur ein Vorzug.

Trotz dieser kritischen Beurteilung der freisinnigen Fraktionen haben wir es stets für richtig gehalten, bei der politischen Arbeit im Hinblick auf die gemeinsame liberale Weltanschauung nicht das — verhältnißmäßig doch untergeordnete — Trennende, sondern das Gemeinsame mit den andern liberalen Gruppen zu betonen. So sind mit Absicht in unserm Wahlaufruf (Nat.-lib. Jugend, Jahrgang 1903, Juni-Nummer), der sich aufs Schärfste gegen Ultramontane, Sozialdemokraten und die agrarischen und konservativen Elemente wendet, die freisinnigen Parteien nicht angegriffen worden.

Die jetzigen freisinnigen Gruppen mit der nationalliberalen zu einer großen liberalen Partei zu verschmelzen, ist wohl unausführbar; eine geschlossene Partei ist undenkbar, die den Schrullen eines Richter gerecht werden soll. Ihre Elemente aber hoffen wir zu gewinnen. Auch läßt sich wohl in vielen Punkten eine Verständigung anbahnen, die um so nothwendiger wird, je mehr die Reaktion fortschreitet.

Klarer als die freisinnigen Gruppen, zumal als der in dieser Beziehung aus Stichwahlfurcht sehr schlappe Richter, erkennt die Jugend die Gefährlichkeit des Ultramontanismus und den unerträglich drückenden Einfluß der jetzigen Zentrumsvorherrschaft. Selbst im Vergleich zur Sozialdemokratie erscheint uns heute das Zentrum als der schlimmste Feind, den auch unser Wahlaufruf an erster Stelle nannte. Bei Gelegenheit des im Mai d. J. stattgehabten Vertretertages (Nationalliberale Jugend, 1903, Juni-Nummer S. 70) erklärte unter allgemeinem Beifall der Vorsitzende

Digitized by Google

des Reichsverbandes Dr. Fischer: „das Zentrum bekämpfen wir, weil es unser Volk durch konfessionellen Hader zu zerklüften sucht, weil es anstürmt gegen die Segnungen des Kulturfortschrittes, weil es nationale Forderungen nur unterstützt, um für seine sonstigen Wünsche Vortheile zu erlangen, und vermehrten Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. Die Wahl zwischen beiden Feinden (Zentrum und Sozialdemokratie) wird uns nicht schwer, beide sind gleich gefährlich, nur daß man für den Augenblick den Kampf gegen das Zentrum als den betrachten kann, der mit besonderem Nachdruck zu betreiben ist.“ Ein Redner des Tages, Emil Bau, charakterisirte treffend den Unterschied der beiden Gefahren: „Wenn ich mit einem Gleichniß auf die beiden uns hier entgegenstehenden Parteien schließen darf, so möchte ich die Sozialdemokratie vergleichen mit einem am blauen Himmel aufsteigenden Gewitter. Es ballt sich schnell zu drohenden Wolken zusammen, es blitzt und kracht, als sollte die ganze Erde vertilgt werden. Aber in der starken Staatsgewalt ist ein Blitzableiter erstanden, der des Wetters Ungestüm unschädlich macht. Der Ultramontanismus verdunkelt langsam, aber sicher fortschreitend den Abendhimmel, ohne Geräusch, unaufhaltsam, bis schließlich Alles eingetaucht ist in stockfinstere Nacht.“

Wenn wir so bei den Reichstagswahlen bereits die Politik einer Verständigung mit dem Zentrum bei Stichwahlen, die ja auch völliges Fiasko erlitten hat, indem das Zentrum sich gerne liberale Hilfe gegen die Sozialdemokratie gefallen ließ, aber umgekehrt den Sozialdemokraten zum Siege verhalf — Karlsruhe, Mannheim, München I, Dortmund, Bochum, Durlach-Pforzheim u. a. — nicht billigen konnten, so wird es um so mehr unsere Aufgabe sein, bei den preußischen Landtagswahlen ganz entschieden mit allen Mitteln gegen jede Reaktion Front zu machen.

Zum ersten Male wird dort die Sozialdemokratie in den Kampf eintreten. Es gilt, diese Thatsache zur Verminderung der reaktionären Landtagsmehrheit zu benutzen.

Die konservativen Gruppen bilden jetzt fast schon allein eine Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhaus! Unter dessen 433 Mitgliedern befinden sich 143 Konservative, 57 Freikonservative, 5 konservative Wilde — also 205, während die absolute Mehrheit 217 beträgt. Da das Zentrum 100 Mitglieder zählt, so bilden ohne die Freikonservativen schon allein die extrem reaktionären Parteien — Zentrum und Konservative — mit 243 Mann eine erdrückende Mehrheit, die bei antikulturellen Bestrebungen noch durch die 13 Polen verstärkt wird. Die ganze Linke beträgt nur 113 (Nationalliberale mit einem Wilden 77, Freisinnige Vereinigung 11, Freisinnige Volkspartei 25). Diese Machtverhältnisse haben zu einem unhaltbaren Zustande geführt: Seit zehn Jahren — seit der Miquel'schen Steuerreform — ist kein Reformgesetz von größerer Bedeutung zu Stande gekommen; der bedeutendste Versuch in dieser Richtung, die Kanalvorlage,

Digitized by Google

ist zweimal an den reaktionären Felsen gescheitert; kleinere Gesetze sind in reaktionärem Sinne erledigt worden; in gleichem Sinne wird die Verwaltung geführt; dabei stehen wir fortwährend unter der Furcht vor einem Volksschulgesetz, das unsere Volksbildung noch tiefer herabdrücken soll. Gegen diese reaktionäre Hochfluth bildet die Regierung längst keinen Damm mehr.

Dem kann nur durch eine erhebliche Stärkung der linken Seite abgeholfen werden. Eine Verständigung der Liberalen wird nicht genügen, daher ist die Wahlhilfe der Sozialdemokratie nicht abzuweisen. Besonders aber beim Kampfe gegen einen Ultramontanen darf die Angst vor der rothen Gefahr — eine solche Gefahr ist bei dem preußischen Landtagswahlrecht ja garnicht denkbar — nicht mitsprechen. Auch für den Preis eines Landtagsmandates ist die Hilfe der Sozialdemokraten zum Zurückdrängen des Zentrums nicht zu theuer erkauft. Die großen rheinischen Städte sind besser und richtiger durch einen Liberalen und einen Sozialdemokraten — von denen der Erstere die Intelligenz und die führenden Kräfte in Handel und Industrie, der Zweite die industrielle Arbeiterschaft vertritt — als durch zwei Ultramontane, die Repräsentanten einer rückständigen Weltanschauung, vertreten.

Die bisherige Politik, bei der Regierung um Abwehr reaktionärer Bestrebungen zu betteln, hat zu nichts geführt — immer mehr ist Zentrum Trumpf! — sondern nur der Achtung von Außen und der Selbstachtung der nationalliberalen Partei geschadet! Jetzt muß es heißen: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!“

Und so gefährlich wird der sozialdemokratische Acheron, der vielleicht auf ein Dutzend Mandate anschwellen kann, garnicht im preußischen Landtag sein: er wird vielmehr mithelfen, Volksschulgesetze und dergleichen Dinge niederzustimmen. Nationale Fragen, bei denen ja die Sozialdemokratie unangenehm wirken könnte, gehören kaum zur Kompetenz der Einzelstaaten; sollten wirklich solche im preußischen Abgeordnetenhaus zur Erörterung kommen, so wird die Rechte in Verbindung mit den Nationalliberalen und im Nothfalle auch der Freisinnigen Vereinigung immer noch stark genug sein, sie in unserem Sinne zu entscheiden.

Aber noch von einem anderem Gesichtspunkte aus ist der Eintritt von Sozialdemokraten in den preußischen Landtag erwünscht: von dem der Gerechtigkeit.

Es ist unbillig, wenn eine Partei mit einer solchen Menge von Anhängern, wie die Sozialdemokratie, eine Partei, die einen großen Theil eines wichtigen Standes, der industriellen Arbeiterschaft vertritt, in einer Volksvertretung garnicht vertreten ist. Mag ihr Standpunkt der verkehrteste sein — und das ist er sicher in seinen kommunistischen und antinationalen Ideen — er muß die Gelegenheit haben, zu Worte zu kommen, es muß die Ansicht eines so großen Bruchtheils der Bevölkerung gehört werden. Nicht nur auf liberaler Seite werden ähnliche Ansichten

Digitized by Google

vertreten, auch der christlich-konservative Freiherr von Grotthuß äußerte in der Juli-Nummer seiner Zeitschrift „Der Türmer“: „Und wäre es etwa besser gewesen, wenn man die wahre Volksstimmung durch „gut gemachte“ Wahlen verfälscht oder unterdrückt hätte? Nur ganz Kurzgesichtige können wünschen, daß das Volk eine „Vertretung“ ins Parlament sende, die nicht die wahre Stimmung im Lande zum Ausdruck brachte.“

Vielleicht trägt es auch zur Mauserung der Sozialdemokratie bei, denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß ursprünglich radikale Bewegungen bei längerer Betheiligung an gesetzgeberischer Thätigkeit infolge der so gewonnenen praktischen Erfahrungen eine gemäßigtere Richtung einschlagen.

Daß man mit Scharfmacherei, mit Entziehung oder Vorenthaltung des Wahlrechtes die Sozialdemokratie nicht mit Erfolg bekämpfen kann, sondern das Gegentheil erreicht, hat der Ausfall der Reichstagswahlen in Sachsen doch deutlich genug erwiesen.

Das Zentrum, diese „Stütze des Thrones“, wirkt geradezu umgekehrt. Bei den letzten Reichstagswahlen haben in den fünf unter Zentrumsherrschaft stehenden Provinzen Bayerns die Zentrumsstimmen um 36,7 %, die der Sozialdemokraten aber um 66,4 % zugenommen, während in der liberal angehauchten Provinz Mittelfranken die Zunahme der Sozialdemokraten nur 29,7 % betrug. In einem Artikel in der „Neuen Zeit“ hat der neugewählte Sozialdemokrat Hué nachgewiesen, daß die einst ultramontanen Wahlkreise und die Orte mit überwiegend katholischer Bevölkerung am wenigsten Widerstandsfähigkeit gegen die Sozialdemokratie zeigten. Nachdem er auf die überwiegend katholischen Städte München und Mainz hingewiesen hat, fährt er fort:

„Und gerade in jenen Kreisen ist die sozialdemokratische Fluth am gewaltigsten angeschwollen, wo die Katholiken in der Mehrheit sind, Essen und Duisburg. Hier ist unsere Stimmenzahl seit 1890 um das sieben- und achtfache gestiegen. Wo bleibt da die Umsturzsicherheit des katholischen Staatsbürgers?

Einfach verblüffend wirkte aber folgende Thatsache: Im Kreise Bochum ist der südliche Theil (Witten, Hattingen) stärker evangelisch, der Norden (Gelsenkirchen, Herne) überwiegend katholisch. Beeinflußt von früheren Erfahrungen setzten wir unsere größten Hoffnungen auf den evangelischen Süden — und wurden enttäuscht! Wohl wählte der Hattingen-Wittener Bezirk gut, aber bedeutend besser schnitten wir ab in den ultramontanen Hochburgen Wattenscheid, Gelsenkirchen, Herne, Eikel-Wanne. Gerade hier liegen Wahlbezirke, wo unsere Stimmenziffern um 100 bis 300 v. H. stiegen. Und in der Stichwahl haben uns gerade die überwiegend katholischen Ortschaften den Sieg verschafft, der durch das Versagen des evangelischen Südens sehr in Frage gestellt war.“

Je mehr man die reaktionären Elemente stärkt, desto mehr stärkt man die Sozialdemokratie, je mehr man aber die Reaktion zurückdrängt, desto

Digitized by Google

mehr entzieht man der Sozialdemokratie den Nährboden. So wird — es klingt paradox! — die Wahl von Sozialdemokraten in den preußischen Landtag zur Zurückdrängung der Sozialdemokratie beitragen!

Denn indem in Folge der Wahlhilfe durch die Sozialdemokratie und in Folge ihrer Abstimmung im Abgeordnetenhaus reaktionäre Gesetze verhindert und eine liberalere Regierungsweise ermöglicht werden, wird der Grund zur Unzufriedenheit wegfallen, die das Wasser auf die Mühle der Sozialdemokraten bedeutet.

Wir Jugendvereine bekämpfen die Sozialdemokratie durch Aufklärung des Volkes: In großer Zahl sind Arbeiter Mitglieder unserer jungen Vereine; von uns ausgehend werden besondere liberale Arbeitervereine gegründet, deren Forderungen wir vertreten. So zum Beispiel ist die Aufnahme der von dem liberalen Arbeiterverein Augsburg gestellte Forderung von Arbeitskammern in den Wahlaufruf der Partei durch einen jungliberalen Vertreter veranlaßt worden. Diese Frage wird übrigens auch der Gegenstand eines Referates auf unserem nächsten, Ende August dieses Jahres in Mannheim stattfindenden Vertretertage bilden, wo zugleich auch die Wahltaktik bei den Landtagswahlen behandelt werden wird.

Weiter bekämpfen wir die Sozialdemokratie durch Anstreben einer volksthümlichen Regierung und Gesetzgebung und von sozialen Reformen. Um so besser können wir diesen Kampf führen, als wir die Sozialdemokratie nicht für unbesieglich halten; die nationalliberalen Erfolge in Hanau und Offenburg beweisen uns das.

Wenn wir Jungnationalliberalen stetig und mit Energie arbeiten, werden wir erreichen, was unser Endziel ist: die nationalliberale Partei zu der großen liberalen Partei zu machen, zu der Partei der Zukunft! O. P.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Wied, G. — Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit. M. 4, —, geb. M. 5,—. Stuttgart, Axel Juncker.

Wilbrandt, Ad. — Timandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 2,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Winckler, H. — Abraham als Babylonier, Joseph als Aegypter. 70 Pf. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Wirminghaus, Dr. A. — Das Verkehrswesen im Gebiete der Stadt Köln. Beitrag zur Festschrift für den XIV. Deutschen Geographentag. 70 S. Köln, M. Dumont-Schauberg.

Wolkonsky, Fürst G. — Ein Blick auf die heutige Lage Russlands. M. 2,—. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.

Zenker, E. von. — Die Gesellschaft. II. Band. Die soziologische Theorie. M. 3,—. Berlin, Georg Reimer.

Arbeitszeit der Arbeiterinnen über 16 Jahre in Fabriken und diesen gleichgestellten Anlagen, nach den Erhebungen der Kgl. Preussischen Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden im Jahre 1902. Amtliche Ausgabe. 374 S. Berlin, R. von Decker.

Björnson, Björnstjerne. — Ueber unsere Kraft, Schauspiel in 2 Theilen. Wohlfeile Volksausgabe. Geh. M. 2, —, eleg. geb. M. 2,60.

—, — Laboremus. Drama. Wohlfeile Volksausgabe. Geh. M 2,—, eleg. geb. M. 2,80. München, Albert Langen.

Duimchen, Theodor. — Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. (Kulturprobleme der Gegenwart, Band VI.) M. 2,50. Berlin, Johannes Räde.

Grupp, Georg. — Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. Bd. 1. Untergang der heidnischen Kultur. 583 S. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Gumpel, S. — Die Spekulation in Goldminen-Werthen. Praktische Rathschläge und Belehrungen mit Karten und Plänen. 247 S. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Heine, Thomas Theodor u. Thoma, Ludwig. — Die bösen Buben. München, Albert Langen.

Korolenko, W. — Ein gewöhnlicher Fall und andere Erzählungen. (Internationale Novellen-Bibliothek, Russische Autoren. Bd. 3.) Brosch. M. 1,50. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Michaëlis, Karin. — Der Richter. Roman. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Stuttgart, Axel Juncker.

Nossig, Dr. Alfred. — Jüdische Statistik. (452 S.) Berlin, Jüdischer Verlag.

Scheid, Prof. Nik. — Edmond Rostands Entwicklungsgang und seine Beziehung zur deutschen Literatur. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren Bd. XXII, Heft 10.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

Schumm, Anton. — Frankreichs letzter Ritter. Ein Lebensbild. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. XXII. Heft 9.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

Thode, Henry. — Schauen und Glauben. Geh. 40 Pf. Heidelberg, Carl Winter.

—, — Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern. Geh. 60 Pf. Heidelberg, Carl Winter.

Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studierenden. M. 1,50. Dresden-Blasewitz, R. von Grumbkow.

Von Versailles nach Damaskus. Gedanken eines Laien. Zürich, Schulthess & Co.

Weininger, Dr. Otto. — Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. M. 8,—. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Auer, Dr. Fritz. — Soziales Strafrecht. 80 Pf. München, C. H. Beck.

Berg, Dr. W. — Die Erziehung zum Sprechen. M. 1,— Leipzig, B. G. Teubner.

Bousset, D. Wilh. — Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte. M. 1,—, geb. M. 1,—. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Denkschrift, im Auftrage des Akademischen Schutzvereins verfasst von Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie a. d. Universität Leipzig. (IV u. 251 S.) 8. Geh. M. 1,60, geb. M. 2,20. Leipzig, B. G. Teubner.

Dyckerhoff, Traugott Wilhelm. — Gesammelte Schriften. Geh. M. 6,—. Essen, G. D. Baedeker.

Goethes Sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Band 23. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.

Gunkel, D. H. — Israel und Babylonien. Der Einfluss Babyloniens auf die israelitische Religion. Preis M. 1,20. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Hensel, Paul. — Hauptprobleme der Ethik. M. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.

von der Heydt, Karl. — Variationen über das Thema Weib. Rhythmen vom Leben, von der Liebe und vom Tode. Elberfeld, Sam. Lucas.

Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. X. Bd. Preis geb. M. 8,—. Berlin, B. Behr.

Jahresbericht der Handelskammer zu Chemnitz. 1902. II. Theil. Chemnitz, Focke's Buchhandlung.

Lehmann, Max. — Freiherr vom Stein. II. Theil. Die Reform 1807—1808. Preis geh. M. 12,—, geb. M. 14,50. Leipzig, S. Hirzel.

The Monist. A Quarterly Magazine Devoted to the Philosophy of Science. Vol. XIII No. 4. Cts. 50. Chicago, The Open Court Publishing Co.

Natur und Staat, Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften herausgegeben von Prof. Dr. H. E. Ziegler in Verbindung mit Prof. Dr. Conrad und Prof. Dr. Haeckel. Teil I. Matzat, Heinrich. — Philosophie der Anpassung mit besonderer Berücksichtigung des Rechtes und des Staates. Einzelpreis M. 6,—, Subskriptionspreis M. 4,50. — Teil II. Ruppin, Dr. Arthur. — Darwinismus und Staatswissenschaft. Einzelpreis M. 3, —, Subskriptionspreis M. 2,40. Jena, Gustav Fischer.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

Der Papst und die Religion.

Von

Prof. Dr. **Max Schneidewin.**

Die Macht und Bedeutung der katholischen Kirche für unser deutsches geistiges und politisches Leben und für die Menschenwelt überhaupt wird gegenwärtig meist, Thatsachen entsprechend, sehr hoch eingeschätzt. Merkwürdiger Weise, wie mir scheint, ohne daß eine entsprechende Erhöhung der Kampfesgluth auf den der katholischen Kirche entgegengesetzten Seiten wahrzunehmen wäre. Das hervortretende Gepräge der herrschenden Stimmung ist vielmehr das einer verhüllten, durch verständnißzublinzelnde Blicke und den ironisch angehauchten Ton der Stimme sich kennzeichnenden Kritik gegen diejenigen Faktoren unseres nationalen Lebens, die es dahin haben kommen lassen, daß man von der katholischen Kirche als der jetzt ersten Macht der Erde spricht und schon im Halbernst so thut, als ob die Rückkehr ganz Deutschlands in den Hafen dieser Kirche ein Ereigniß wäre, das die in den einschlägigen Regionen wehenden Winde über kurz oder lang für das deutsche Reichsschiff herbeiführen müßten. Weil man jene „Faktoren" anderweitig hoch respektirt, trägt man eine gewisse Resignation zur Schau, die diese ungeahnte Wendung eben hinnehmen müsse.

Sehen wir uns einmal den eben vollzogenen Thron- und Personenwechsel in der Kurie unter diesem Gesichtspunkt auf seine symptomatischen Erscheinungen an.

Ich muß es kurz sagen: Die Kirche hat sich in diesen Wochen in einer Gestalt gezeigt, daß man meinen sollte, selbst die deutschen gläubigen Katholiken, die ernstesten und frömmsten, die es auf der Erde giebt, müßten an ihrer „heiligen Mutter" einigen Anstoß nehmen. An der Stelle des religiösen Kernes, der auch für Andersgläubige wahrhaft hochzuschätzen ist, sind gar befremdliche Dinge in den Vordergrund getreten.

Digitized by Google

Da lehrt die Kirche: daß um der menschlichen Natur willen auch ein sichtbares Oberhaupt der Verfassung der Kirche noth thue; dieses Oberhaupt hat die Bedingung zu erfüllen, daß es ganz und gar den Geist des Systems der Kirche vertritt. Das Gefühl und Gebahren angesichts eines scheidenden und eines kommenden Papstes aber war so, als ob Alles gerade an einer bestimmten individuellen Persönlichkeit hinge. Den draußen Stehenden war das um weltlicher Konsequenzen willen wohl nachzufühlen; für die Katholiken aber bedeutete es eine Unklarheit über ihr System, das auf dem Gedanken der Heilsamkeit des Allgemeingiltigen, nicht auf dem der Bedeutung der Individualität steht.

Die Kirche bezieht alle ihre Lehren und Einrichtungen letzthin auf das Schicksal der „zuletzt mit Gott allein bleibenden" Seele, auf ein ewiges und seliges Ziel für diese. Man muß sich eben einmal hineindenken, daß die katholische Kirche damit auf einem ganz anderen, an sich ja überaus würdevollen Boden stehen geblieben ist, als die moderne Menschheit, die ja offenbar von ganz anderen Zielgedanken beherrscht wird. Nun kam die Seele des obersten der Katholiken in die Krisis, unumgänglich „Ewiges nach der Zeitlichkeit" ererben zu sollen, und siehe da, ein ganz heidnischer Naturalismus der Empfindung machte sich breit, als ob da „das Schlimmste", eine „Katastrophe" eintreten würde; ja, der Papst selber, der doch ganz auf die Hoffnung der seligen Anschauung Gottes gelebt haben mußte, soll, wie ein armes Naturwesen, gefragt haben: „Muß ich denn wirklich sterben?" Ist das Alles die Bewährung dessen, was gelehrt wird, in der Stunde, wo es darauf ankommt?

Die Kirche lehrt, daß man Alles, auch das an sich edelste, natürliche Gefühl in der Ordnung der übernatürlichen Liebe Gottes, des höchsten Gutes, halten müsse, um es so vor Ausschreitung zu bewahren. Jetzt aber zeigte sich ein Persönlichkeitskultus — in den bei einer hoch- und fernstehenden Persönlichkeit immer schon etwas von Einbildung sich einmischen muß —, der sich fast schrankenlos ergoß, als ob das Heil selber mit gerade diesem Menschen unzertrennlich verknüpft wäre.

Es kam die Wahl des neuen Oberhirten. Gut und vernünftig, daß sie ohne jeden Einfluß von außen her, ganz aus dem Geiste der ausgesiebtesten Vertreter des kirchlichen Geistes, vor sich gehen soll. Nun aber leistet ja auch das „Heilige Kollegium", dem die Wahl obliegt, noch ausdrücklich, jedes einzelne Mitglied,

Digitized by Google

vor dieser den Eid, daß es in dieser Wahl nur nach der Ehre Gottes und dem Wohl der Kirche und der Gläubigen sich halten wolle. Und dann doch diese seltsamen, sozusagen physischen Absperrungsmaßregeln, die es sonst bei keiner Wahl giebt! Ein wie naives Mißtrauen des Kollegiums in die Festigkeit und Lauterkeit seiner Mitglieder, ein wie sonderbares eigenes Armuthszeugniß für seine Zuverlässigkeit! Auch ohne den Eid schon müßte doch die sittliche Würde dieser Auserwählten alle Bürgschaft geben, zumal der Glaube der Kirche ist, daß der Heilige Geist selber über der Wahl des unfehlbaren Auslegers des Glaubens wache und walte. Aber trotzdem die kleinlichsten äußerlichen Mittel, um den Verschluß gegen die Welt dicht zu halten, gleich als ob man es mit unreifen Klausur-Prüflingen zu thun hätte, bei denen man der sittlichen Belehrung über die Pflicht nicht traut, sondern die äußerliche Ueberwachung peinlich durchführt!

Und nun diese Hülle und Fülle von Zeremonien, von den Sterbestunden des vorigen Papstes an bis zu der Krönung des neuen! Man weiß ja, die katholische Kirche hält es überhaupt mit der strengen Regelung der Form in allen Dingen und schwimmt in Symbolik, und für den Werth der Formen für den Inhalt läßt sich ja vieles sagen. Aber in dieser Zeit drängte sich die Form so sehr in den Vordergrund, der einfache Inhalt, durch den die Kirche berechtigter Weise stark ist, trat so sehr in den Hintergrund, daß man vor lauter Zeremoniell seiner kaum ansichtig wurde. Dabei forderte manches an diesem doch den modernen Geist gar zu stark zu gefährlicher Kritik auf, wie die Heranschleppung wunderthätig wirken sollender Reliquien an das Sterbelager eines 93jährigen, oder wie der an morgenländische Despotieen erinnernde Fußkuß. In gewöhnlichen Zeiten kann man über diese peripherischen fremden Ankrystallisirungen romanischen Volksthums um einen christlichen Kern mit Lächeln einigermaßen hinwegsehen, aber wenn nun Wochen lang überall das Römische, und das Christliche beinahe gar nicht an dieser Kirche hervorsah, konnte man um das Christliche an ihr förmlich angst und bange werden.

Nach dem Allem ist es wirklich hohe Zeit, daß nun endlich der „religiöse Papst", welcher der Kompromiß-Kandidat ja sein soll, in die Erscheinung tritt. Daß wir in sehr großer Minderzahl befindlichen Wissenschaftlichen auch diesen religiösen Inhalt für eine menschliche Dichtung ansehen, darauf kommt es hier gar nicht an; wir sind geistesfrei genug, daß wir die Größe dieses Inhaltes

Digitized by Google

würdigen und freiheitsliebend genug, daß wir den Vielen, welche diese Dichtung befriedigt, ihnen zugleich als Wahrheit erscheinend, ihren Glauben gönnen. Philosophisch kann die Menge ja nach Plato nicht sein; und wenn die Philosophie auch einen realistisch wahreren Inhalt bieten kann, einen würdigeren, höheren und wirksameren kann sie nicht bieten. Dieser möge nun endlich wieder hervortreten! Welcher das ist? Alle, die von den größten Dingen nicht anders als in den pompösesten Worten zu sprechen gewohnt sind, werden sich über die Einfachheit der Antwort wundern: Er ist kein anderer als — der Inhalt des Katechismus. Dieser aber enthält auch, das Postulat einer Offenbarung und der Bedeutung der palästinensischen religionsgeschichtlichen Thatsachen und Personen einmal zugegeben, ein in seiner Weise wirklich wundervolles und durch die konsequenteste Logik in seinen Theilen verkettetes System der Beantwortung der drei größten, von Kant so formulirten Fragen: Was kann ich wissen? Was darf ich glauben? Was soll ich thun? Der Grad der Liebe zum Guten und der Menschenliebe ist sonst von dem Zufall der Begabung und des Milieu sehr abhängig; hier aber wird diese sittliche Liebe auf einen Boden gepflanzt, in dem sie ganz allgemein wohlgedeihen kann, wenn der Boden nur nicht verfälscht wird. Es ist jetzt schon ganz gewiß, daß es ein Irrthum war, wenn in den ersten Jahrhunderten nach Christus der Glaube auftrat und sich allmählich verdichtete, daß für alle Zeiten, für alle Bedürfnisse der Menschenseele, des Menschengeistes und der menschlichen Zustände schon allumspannende und erschöpfende Fürsorge getroffen sei, durch eine von Gott eingesetzte allgemeine (katholische) Veranstaltung (Kirche) zur Erlangung irdischer Vollkommenheit und ewiger Seligkeit. Die Idee der Menschheit und die menschheitlichen Entwicklungen sind noch längst nicht erschöpft, und diese fluthen weit über diesen Rahmen hinaus. Aber es ist sehr wohlgethan, wenn einstweilen, während die protestirenden Kräfte um ganz neue Erkenntnisse und Gestaltungen unter schweren Herzensnöthen und tiefen Erschütterungen in noch unaufgeklärtem Kampfe ringen, die große Masse des Volkes noch auf dem Boden des systematisirten Christenthums, also des Katechismus, in einem großen und heiligen Glaubensinhalt ein geruhiges, sittliches und tüchtiges Leben führt. Das geht ganz gewiß nicht nur in der Form des evangelischen, sondern auch des katholischen Katechismus; von dessen einfacher und gesunder Atmosphäre aber darf eben das Volk wirklich nicht zu lange abgelenkt werden durch äußerliche Vor-

Digitized by Google

gänge an den Spitzen einer romanischen Hierarchie, die es irre machen können an der inneren Hauptsache.

Die Lösung der Sticheleien über eine sich vorbereitende allgemeine Rekatholisirung aber ist zu überwinden durch zwei ganz einfache Einsichten. Erstens: daß wir wissen, der kirchliche Glaube kann von den führenden Trägern der menschlichen Erkenntniß schlechterdings nicht mehr angenommen werden. Zweitens: daß die im Eingange angedeuteten Faktoren unseres geistigen Lebens der katholischen Kirche doch nur freundlich sind um des Friedens unseres Volkes bei der geschichtlich gegebenen Glaubensspaltung willen, aber nicht, weil sie selber zu ihr bekehrt wären oder solcher Bekehrung entgegengingen: dafür sind doch die Symptome ihres Haltens an der evangelischen Form des Christenthums wieder viel zu stark und unzweifelhaft. Das hat Niemand bezweifelt, als einst der Fürst Bismarck sich entschloß, den Gang nach Canossa, so sehr er ihn verschworen hatte, schließlich doch noch anzutreten, und das braucht Niemand zu bezweifeln, der erkennt, wie diese Politik heute fortgesetzt wird und fortgesetzt werden muß.

Digitized by Google

Die Staatslehre des Thomas von Aquino.

Von

A. Goedeckemeyer.

Im Anschluß an die französische Revolution war in der katholischen Welt eine Bewegung entstanden, die darauf hinzielte, die in dem freiheitlich gesinnten 18. Jahrhundert arg ins Hintertreffen gerathene katholische Philosophie zu erneuern, indem sie der auf der freien Forschung beruhenden und von ihr wegwerfend als „subjektivistisch" bezeichneten Philosophie eine solche entgegenzustellen suchte, die auf die Tradition, und zwar in Gestalt des Thomismus, Rücksicht nahm, und in letzter Linie den Wunsch hegte, die „philosophische Zerfahrenheit" durch *eine*, natürlich *katholische*, Philosophie zu überwinden. Aber diese Bewegung hatte zunächst nicht den gewünschten Erfolg, da die ihr ergebenen Philosophen nicht sofort im Stande waren, den die Zeit beherrschenden „Subjektivismus" in sich selbst zu unterdrücken, sodaß die „philosophische Zerfahrenheit" statt geringer, nur noch größer wurde. Daher wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, etwa um dieselbe Zeit, als man in der von kirchlichen Rücksichten nicht beengten Philosophie zu Kant zurückrief, in der katholischen Welt der in dem immer noch freiheitlich gesinnten Anfang des Jahrhunderts noch nicht ganz verstandene Ruf: „Zurück zu Thomas!" noch einmal mit lauterer Stimme in einem schon besser vorbereiteten Milieu wiederholt. Und jetzt wenigstens mit dem Erfolge, daß man von vielen Seiten mit größerer Selbstverleugnung darauf hinarbeitete, Thomas wieder zu *dem* Philosophen des Katholizismus zu machen. Indessen gab es noch immer „Subjektivisten" unter den katholischen Philosophen, und diese wollten sich durchaus nicht durch Gründe davon überzeugen lassen, daß die einzig wahre Philosophie im Thomismus zu suchen, alles Andere dagegen bloß „Zeitphilosophie", lediglich „pathologisch" sei. Da

Digitized by Google

griff die höchste Stelle der katholischen Kirche, Leo XIII., in diese Bewegung ein und setzte allem Streite ein Ende, indem er durch seine Encyklika „Aeterni Patris" vom 4. August 1879 die unter dem Einfluß der göttlichen Offenbarung zu Stande gekommene aurea sancti Thomae sapientia zum Fundament der katholischen Philosophie machte und damit die Forderung aufstellte, daß kein „philosophus catholicus" von den Prinzipien und Hauptthesen derselben abweichen dürfe, dagegen, dieses vorausgesetzt, das Recht habe, allen weisen und nützlichen Gedanken von anderer Seite die größtmögliche Berücksichtigung zu theil werden zu lassen.*)

In dieser Weise bildet nun der Thomismus auch die Grundlage der katholischen Staatslehre, was obendrein die Encyklika auch ausdrücklich hervorhebt, wenn sie sagt: „Selbst die bürgerliche Gesellschaft, welche, wie wir Alle wohl einsehen, durch das Gift verderblicher Meinungen in höchster Gefahr schwebt, würde ohne Zweifel viel mehr Ruhe und Sicherheit gewinnen, wenn auf den Akademien und in den Schulen eine gesündere und dem kirchlichen Glauben mehr entsprechende Lehre vorgetragen würde, wie sie die Werke des heiligen Thomas enthalten.**) Ueber deren Prinzipien möchte ich im Folgenden einen kurzen Ueberblick — und nur diesen — geben.

Der Mensch ist von Natur ein soziales und politisches Wesen.***) Dieser Aristotelische Satz bildete den Ausgangspunkt und die Basis der Thomistischen Staatslehre. Und um dieser seiner Bedeutung willen sucht ihm Thomas, ehe er zu weiteren Aufstellungen fortschreitet, die größtmögliche Sicherheit zu verleihen. Zu dem Zwecke beruft er sich einerseits darauf, daß der Mensch sowohl als physisches als auch als ethisches Wesen auf Andere seines Gleichen angewiesen ist. Als physisches Wesen, weil er allein von allem Lebenden sich Nahrung und Kleidung und die Kenntniß dessen, was ihm nützlich und schädlich ist, erst verschaffen muß, ein Einzelner aber wegen der Schwierigkeit der Beschaffung und wegen der großen Anzahl der in Betracht kommenden Gegenstände dazu nicht in dem erforderlichen Maße im Stande ist; als ethisches Wesen, weil sein letztes Ziel das tugendhafte Leben bildet,

*) Vergl. die Encykl. im Archiv für Kath. Kirchenrecht N. F. 36 S. 367 Abs. 2; 369/70; Stimmen aus Maria-Laach Bd. 18 S. 490 ff.

**) Encykl. a. a. O. S. 368.

***) summa theol. I 96, 4c; vergl. comment. in pol. I lect. 1 (opera ed. Parmae t. XXI S. 371a); de reg. princ. I 1 Bd. XVI S. 225b.

Digitized by Google

das überhaupt nur in Gemeinschaft möglich ist.*) Auf der andern Seite dient ihm aber auch die Thatsache der Sprache als Argument für die soziale Natur des Menschen. Denn die natürliche Fähigkeit zur Verständigung hat nur dann einen vernünftigen Sinn — und alles Natürliche muß sinnvoll sein —, wenn der Mensch von Natur zur Gemeinschaft bestimmt ist.**)

Nun ist der Zweck einer aus Freien bestehenden menschlichen Gemeinschaft — und nur Freie können eine solche Gemeinschaft bilden***) — das Wohl der Gesammtheit. Dem ordnet sich aber der einzelne Mensch nicht ohne Weiteres unter, da er geneigt ist, sein persönliches Wohl, das oft genug mit dem Wohle Aller in Konflikt geräth, diesem voranzustellen. Daraus folgt, daß es in der Gemeinschaft, wenn sie ihren Zweck erreichen, ja überhaupt lebensfähig und von Dauer sein soll, ein über den Einzelnen stehendes Prinzip geben muß, das die Menschen zwingt, neben ihrem eigenen auch das Interesse der Gesammtheit im Auge zu haben. Das ist die Regierung, deren Nothwendigkeit für die menschliche Gemeinschaft Thomas auch durch Analogiebeweise zu erhärten sucht, die unter Hinweis auf gewisse Einrichtungen der Natur, als deren Nachahmung jede Kunstform zu gelten hat, wie die Leitung aller Körper durch Gott, die Leitung der Glieder durch die Seele, den allgemeinen Satz zu erweisen unternimmt, daß es überall, wo eine Mehrheit von Personen oder Sachen auf ein Ziel hingeordnet ist, ein Prinzip geben muß, das im Stande ist, diese Hinordnung in Wirklichkeit umzusetzen.†)

Von hier aus gelangt Thomas zu der Aufstellung der verschiedenen Regierungsformen. Denn zunächst kann die Regierung eine gute oder schlechte sein: sie wird gut sein, wenn sie dem Zwecke, um dessentwillen sie erforderlich ist, entspricht; schlecht im entgegengesetzten Falle, d. h. dann, wenn sie nicht das allgemeine Wohl, sondern nur ihren eigenen Vortheil im Auge hat. Sodann kann sie der Zahl nach verschieden bestimmt sein, insofern als sie entweder in der Hand eines Einzigen liegen kann, oder in der Hand Mehrerer oder in der Aller. Und durch Kombination dieser verschiedenen Eintheilungsglieder ergeben sich dann für Thomas die

*) comment. in eth. I 1 Bd. XXI S. 2a; de reg. princ. I 1 S. 225b vergl. 226b; I 14 S. 236b/237a.

**) de reg. princ. I 1 S. 225b; vergl. comm. in pol. I 1 S. 371a.

***) Vergl. S. 408.

†) de reg. princ. I 1 S. 225b; 226a; s. th. I 96, 4c.

Digitized by Google

bekannten klassischen Regierungsformen: als gute die Monarchie, die Aristokratie und die Demokratie; als schlechte die Tyrannis, die Oligarchie und die Herrschaft des Pöbels.*)

In ihre Besprechung führt Thomas aber sogleich als herrschenden Gedanken die Frage nach der besten Verfassung ein. Als solche gilt ihm die Monarchie. Denn die beste Verfassung wird, wie er ausführt, diejenige sein, welche den Zweck der Gemeinschaft, die allgemeine Wohlfahrt, die in erster Linie auf der Einheit, d. h. der Eintracht der Bürger, beruht, am sichersten zu erreichen weiß. Das aber ist seines Erachtens die Monarchie, die, wie er der mittelalterlichen Vorliebe für Begriffsanalogien unterliegend erklärt, die genannte Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt, und damit auch diese selbst, deshalb am vollkommensten zu verwirklichen vermag, weil sie selbst Einheit ist. Jedoch sieht er sich um der Wichtigkeit der These willen auch noch nach anderen Beweisgründen um, die er theils wiederum in der Natur, den schon genannten natürlichen Systemen, theils auch in der Geschichte findet, die lehre, daß alle nicht monarchisch regierten Staaten an Zwietracht litten, während die monarchisch regierten sich der bürgerlichen „Einheit" erfreuten, durch Gerechtigkeit blühten und durch materiellen Wohlstand hervorragten.**)

Indessen übersieht er auch die Bedenken nicht, die sich gegen die monarchische Verfassung erheben ließen: auf der einen Seite die Gefahr des Niederganges des Staates in Folge der politischen Gleichgiltigkeit des Volkes, das, wenn einmal alle Sorge für das Gemeinwohl auf einen übertragen ist, wegen seiner völligen Einflußlosigkeit auf das Staatsleben ihm auch völlig theilnahmslos gegenüberstehen wird, und auf der anderen Seite die Gefahr der Tyrannis oder Despotie. Von diesen Gefahren erscheint ihm aber die der Tyrannis als die bei Weitem größere, schon wegen seiner ganz antiken Mißachtung des Tyrannen, der nur für *sein* Wohl sorgt, seine Unterthanen daher lediglich als Mittel zur Befriedigung seiner Begierden benutzt, indem er sie plündert oder mordet, wie es ihm beliebt, der seine Herrschaft nicht durch Liebe und Freundschaft, sondern nur durch Furcht und Schrecken zu erhalten vermag, und deshalb nichts so sehr fürchtet, als Tüchtigkeit des Einzelnen und

*) de reg. princ. I 1 S. 226 a, b; I 3 Abs. 1; vergl. s. th. II a 95, 4 c. Die von der gewählten Uebersetzung z. Th. abweichenden lateinischen Termini sind: **regnum, aristocratia, politia — tyrannis, oligarchia, democratia.**

**) de reg. princ. I 2 Abs. 2 ff.; vergl. summa contra gentiles IV 76 Abs. 4.

Digitized by Google

Eintracht der Gesammtheit, die doch gerade die Bedingung jedes guten Staates ist.*)

Aus diesem Grunde wendet sich seine Besprechung der Bedenken auch in erster Linie der Gefahr der Tyrannis zu. Und er will in ihr einmal deshalb keinen ausreichenden Einwand gegen die Bevorzugung der Monarchie sehen, weil sie auch und noch viel leichter aus den anderen guten Verfassungen hervorgehen könne und, wie die Geschichte lehre, faktisch hervorgegangen sei; dann aber vor Allem aus dem Grunde, weil er Mittel angeben zu können glaubt, durch die sich diese Gefahr bei einer monarchischen Staatsform so gut wie ganz ausschließen lasse.

Als solche Mittel bezeichnet er auf der einen Seite die richtige Wahl des Herrschers — auch Thomas zieht das Wahlkönigthum dem Erbkönigthum aus dem bekannten Grunde vor, daß sich nie sagen lasse, wie die Söhne eines Herrschers beschaffen seien —, und auf der anderen die Beschränkung der monarchischen Gewalt durch Zuordnung eines aristokratischen — wobei natürlich nur an die aristocratia secundum virtutem zu denken ist — und eines demokratischen Elementes, von denen jenes, in dem es die Beamtenschaft bildet, direkt an den Staatsgeschäften betheiligt sein soll, während die Wirksamkeit des demokratischen Elementes darin zu Tage tritt, daß die Regierenden sowohl aus dem Volke als auch durch das Volk gewählt werden; m. a. W. Thomas will der Gefahr der Tyrannis und zugleich auch dem durch die Theilnahmlosigkeit des Volkes drohenden Niedergange des Staates dadurch aus dem Wege gehen, daß er nicht die absolute Monarchie empfiehlt, sondern sich (wieder im Anschluß an klassische Vorbilder) für die aus den drei reinen Verfassungen gemischte Staatsform ausspricht, wobei er sich allerdings nicht verhehlt, daß sich diese nur für ein solches Volk eignet, das bereits eine gewisse politische Reife besitzt und gewillt ist, das allgemeine Wohl in den Vordergrund zu stellen.**) — Sollten jedoch diese Mittel versagen, und der Herrscher doch Gelegenheit finden, sich zum Tyrannen zu machen, dann empfiehlt Thomas der milden Despotie gegenüber Geduld, der unerträglichen gegenüber spricht er dagegen unter ausdrücklicher Warnung vor dem der apostolischen Lehre direkt widersprechenden Tyrannenmorde

*) de reg. princ. I 3 ff.; vergl. summa theol. II a 105, 1 ad 1; II b 42, 2 ad 3.

**) de reg. princ. I 5 f. vergl. summa theol. II a 105, 1 c; ad 2; 95, 4 c; 97, 1 c; comm. in pol. III 14 Bd. XXI S. 495 a, b; V 11 ib. S. 595 a.

Digitized by Google

der Gesammtheit das Recht der, wenn nöthig gewaltsamen, Absetzung oder Gewaltbeschränkung des Herrschers zu und erklärt, daß sie hiermit selbst in dem Falle, daß sie sich dem Herrscher zuvor auf ewig unterworfen hätte, nicht treulos handeln würde, weil der Herrscher zuerst der ihm übertragenen Pflicht untreu geworden sei. Wo aber dieses Vorgehen aus Gründen des allgemeinen Wohles ausgeschlossen ist, vertröstet er auf Gott, dem es freistehe, entweder das grausame Herz des Tyrannen zur Milde zu stimmen, oder aber ihn zu zerschmettern, wenn er ihn der Bekehrung für unwerth erachte. Erfolg soll jedoch diese Anrufung Gottes erst dann haben, wenn sich das Volk von der Sünde losgesagt hat, die zu strafen es Gott dem Schlechten überhaupt nur gestattet, sich der absoluten Herrschaft zu bemächtigen.*)

Ihren Höhepunkt erreicht diese Erörterung über Monarchie und Tyrannis indessen erst in einem Abschnitte, der von der Belohnung des Herrschers handelt. Denn nach Thomas' wieder an klassische Vorbilder erinnernder Ansicht muß es für einen Herrscher, der seiner Aufgabe in richtiger Weise nachkommt, nothwendig eine Belohnung geben, da seine Thätigkeit sonst zu beschwerlich und undankbar wäre. Diese Belohnung kann aber s. E. nicht in dem von Menschen abhängigen Ruhme gesucht werden. Denn der Ruhm ist, weil er von der Meinung der Menschen abhängt, nicht nur wie diese unbeständig und veränderlich, sondern hat auch noch zahlreiche Nachtheile zur Folge, wie Ruhmsucht und Ehrgeiz, die die Geisteshoheit vernichten, zur Heuchelei verleiten und oft sogar zu leichtfertigen Kriegen führen, die den Untergang des ganzen Volkes im Gefolge haben können. Eine wahre Belohnung kann vielmehr, wie er ausführt, nur von Gott stammen, und das um so mehr, als ja von ihm auch die Macht der Herrscher als Diener Gottes herrührt. Und diese Belohnung wird nun in nichts Anderem zu sehen sein als in der Vereinigung mit Gott, der höchsten Glückseligkeit, die es überhaupt giebt. Und wenn diese Glückseligkeit auch Allen zu Theil wird, die auf Erden tugendhaft gelebt haben, so wird sie den Herrschern doch in um so höherem Grade zufallen, je höher ihre Tugend über der der übrigen Menschen deshalb steht, weil sie nicht nur sich selbst — und das obendrein in einer so schwierigen und versuchungsreichen Lage —, sondern auch ihre Unterthanen in richtiger Weise regiert haben. Im Gegensatz zu dem

*) de reg. princ. I 6 vergl. 10; summa theol. II b 42,2 ad 3; comm. in pol. V 1 Bd. XXI S. 553 a, b.

Digitized by Google

guten Herrscher geht aber der Tyrann dieser höchsten und mit jedem irdischen Gute völlig unvergleichlichen Glückseligkeit für immer verlustig und tauscht an ihrer Stelle im Jenseits die schwersten Strafen ein, die ebenfalls um so schwerer sind als die Strafen irgend eines andern bösen Menschen, als seine Schuld die Schuld jedes Andern übertrifft. Und da nun der Tyrann auch nicht einmal der irdischen Güter wie Freundschaft, Reichthum oder Ruhm theilhaftig werden kann, weil seine Herrschaft auf Furcht und kostspieligen Söldnerschaaren beruht, so hat der Monarch auch aus diesem wichtigsten Grunde das höchste Interesse daran, gut zu regieren und sich vor jeder tyrannischen Regung in Acht zu nehmen.*)

Nachdem nun Thomas in dieser Weise den absoluten Vorrang der Monarchie vor jeder anderen Staatsform festgestellt und gegen jedes Bedenken gesichert hat, geht er dazu über, einiges über die Obliegenheiten des Monarchen zu sagen.

Diese leitet er nun zunächst im Allgemeinen aus der Betrachtung der natürlichen Monarchien ab. Denn wie überhaupt das Künstliche eine Nachahmung des Natürlichen ist, so ist auch die künstliche Monarchie eine Nachbildung der natürlichen, und wird daher im Allgemeinen auch dieselben Aufgaben haben wie diese. Und da nun den natürlichen Monarchien, nämlich der Herrschaft Gottes im Makro- und der Herrschaft der Seele im Mikrokosmos die Doppelaufgabe der Einrichtung und der Leitung der Welt bezw. des Körpers zukommt, so wird auch dem Herrscher der künstlichen Monarchie, d. h. des monarchisch regierten Staates, diese Doppelaufgabe zu stellen sein: den Staat einzurichten und zu leiten, und das noch um so mehr, als er ja wie jede gerechte menschliche Obrigkeit von Gott eingesetzt ist und auch aus diesem Grunde in seinem Wirkungskreise das göttliche Regiment nachzuahmen hat. Dabei scheint ihm freilich die Leitung in höherem Grade zuzukommen als die Einrichtung, da zwar alle Herrscher den Staat regieren, nicht aber alle ihn auch erst gründen und einrichten. Indessen ganz abgesehen davon, daß die ersten Herrscher ihre Staaten sicherlich erst einrichten mußten, ehe sie sie regieren konnten, gehört die Einrichtung auch deshalb zu den Aufgaben des Monarchen, weil nur der recht regieren kann, welcher weiß, wozu die einzelnen Elemente und Faktoren des Staates da sind, welcher m. a. W. die ratio institutionis inne hat. Und so gehört in der That nicht nur

*) de reg. princ. I 7 ff.

Digitized by Google

die Regierung, sondern auch die Einrichtung des Staates zu den Aufgaben des Herrschers.*)

Durch diese Erörterung sind indessen die Obliegenheiten des Herrschers erst ganz im Allgemeinen festgestellt, und es wird sich nunmehr um eine genauere Bestimmung derselben handeln. Diese läßt sich aber, wie Thomas ausführt, nur aus der Einsicht in den letzten Zweck der menschlichen Gemeinschaft gewinnen. Dieser letzte Zweck der Gemeinschaft kann aber nichts Anderes sein als dasjenige, was auch letztes Ziel des Einzelnen für sich genommen ist, d. h. die Seligkeit oder der Genuß Gottes (fruitio dei). Und hieraus scheint sich nun auch die gesuchte Präzisirung der Obliegenheiten des Herrschers gewinnen zu lassen.

Aber diese sich geradezu aufdrängende Folgerung weist Thomas jetzt ganz plötzlich ab, und zwar sind es spezifisch kirchliche Motive, die ihn dazu bewegen. Freilich: wäre die Seligkeit in der That das letzte Ziel wie der Gemeinschaft, so auch des einzelnen Herrschers, dann würde sich ohne Frage aus ihr die gesuchte Präzisirung seiner Obliegenheiten ableiten lassen. Aber die Thätigkeit des Herrschers ist auf die im eigentlichen Sinne menschlichen Angelegenheiten beschränkt, d. h. auf diejenigen Dinge, die sich allein durch menschliche Kraft erreichen lassen. Zu diesen gehört aber die Seligkeit nicht. Sie ist vielmehr nur durch göttliche Hilfe zu gewinnen und fällt daher nicht in das Gebiet des menschlichen, sondern in das des göttlichen Regiments, ist in letzter Linie Sache dessen, der zugleich Mensch und Gott ist, d. h. Jesu Christi. Von ihm aber wurde dieses „königliche Priesterthum" zwar auf die Menschen übertragen, aber, damit das Geistliche vom Irdischen getrennt wäre, nicht auf die irdischen Herrscher, sondern auf die Priester und in erster Linie auf den höchsten Priester, den Nachfolger Petri, Christi Statthalter, den römischen Papst. Er also ist es, der als der Herrscher des einen christlichen Volkes, als das Haupt der ganzen Kirche im Verein mit seiner Priesterschaft die Christenheit zu ihrem höchsten Ziele, der Seligkeit, führt.**)

Aber dieses Ziel läßt sich ebenso wenig wie irgend ein anderes ohne zweckentsprechende Mittel erreichen. Und zwar ist dasjenige Mittel, das, richtig gebraucht, zu ihm hinführt, das irdische Leben.

*) de reg. princ. I 12 f; de reg. iud. sub sexto Bd.. XVI S. 293 b; summa theol. II b 10, 11 c.

**) de reg. princ. I 14 f; vergl. summa theol. II a 105, 1, 4; contra gent. IV 75 f.

Digitized by Google

Das aber kann sich der Mensch selbst gestalten, das wird daher auch zur Kompetenz des menschlichen Herrschers gehören. Das letzte Ziel also, für welches dieser Sorge zu tragen hat, ist nicht die Seligkeit, sondern nur das Mittel zur Seligkeit, die richtige Lebensführung. Und hieraus erst ergiebt sich nun auch die Präzisirung der allgemeinen Obliegenheiten des Herrschers *).

Zuvor müssen wir indessen auf eine aus den letzten Erörterungen folgende und für die Thomistische, ja wegen der päpstlichen Encyklika für die ganze katholische Staatslehre prinzipiell bedeutsame Bestimmung über das Verhältniß zwischen weltlichem Herrscher und Papst aufmerksam machen. Danach ist der weltliche Herrscher dem Papst untergeordnet. Denn wie stets diejenige Herrschaft höher steht, welche auf ein höheres Ziel gerichtet ist, und stets derjenige, welcher das höhere Ziel im Auge hat, dem zu befehlen hat, dem nur die Sorge für das diesem Ziele angemessene Mittel zukommt, so muß auch in dem Verhältniß zwischen Papst und weltlichem Herrscher derjenige, welcher sich um das Ziel zu kümmern hat, über dem stehen, dessen Sorge nur die Mittel anvertraut sind. Es müssen m. a. W. alle christlichen Herrscher dem Papste untergeordnet sein — wie sie ja auch Christus untergeordnet sind, dessen Stellvertreter der Papst ist. Und diese Unterordnung unter das geistliche Regiment wird nach Thomas um so unerläßlicher sein, als sich der Herrscher sogar, um nur seiner eigenen Pflicht in ausreichender Weise nachkommen zu können, an das göttliche Gesetz halten muß, dessen Auslegung allein Sache der Geistlichen ist.**) —

Nicht der Sorge für das letzte Ziel der Menschen, sondern nur der Sorge für das Mittel hierzu ist die Thätigkeit des weltlichen Herrschers in letzter Linie gewidmet, der Sorge für das richtige Leben. Hieraus wird daher auch die genauere Bestimmung seiner allgemeinen Obliegenheiten abzuleiten sein.

Fassen wir nun von ihnen zunächst die Einrichtung des Staates ins Auge, so wird der Herrscher, da das Leben der Unterthanen nur dann zweckmäßig verlaufen kann, wenn Friede und Tugend herrschen und an äußeren Gütern kein Mangel ist, bei ihr auf diese drei Punkte Rücksicht zu nehmen haben. Zu dem Ende wird er zunächst einen für die richtige Ausbildung der wichtigsten menschlichen Fähigkeiten, Muth und Intellekt, passenden d. h. klimatisch gemäßigten Landstrich wählen, wird sodann in diesem Landstriche

*) de reg. princ. I 15.
**) de reg. princ. I 14 f.

Digitized by Google

eine zweckmäßige Gegend ausfindig machen, die zur Erhaltung des Lebens seiner Unterthanen gesund sein muß, fruchtbar, damit sich der Staat selbst die zur Erhaltung und Fortpflanzung seiner Bürger nothwendigen Lebensmittel anschaffen kann und so wenig wie möglich auf den Kräfte und Sitten verweichlichenden Handel angewiesen ist; lieblich, um den Menschen Erholung zu gewähren, ohne sie jedoch durch allzu große Schönheit genußsüchtig zu machen; und endlich von Natur geschützt, damit der Staat gegen feindliche Angriffe möglichst sicher ist.*)

Die so gewählte Gegend wird er dann gemäß den Erfordernissen eines vollendeten Staatswesens abzutheilen haben, wird Plätze für Städte, Dörfer und Festungen bezeichnen müssen und innerhalb der einzelnen Orte die Stellen für die dem allgemeinen Wohle dienenden Einrichtungen wie Unterrichtsanstalten, militärische Uebungsplätze, kaufmännische Versammlungsorte, Heiligthümer, Gerichtsstätten und Kunstanstalten festzulegen haben.**)

Sodann wird er bestrebt sein müssen, die geeignete Anzahl von Menschen zusammenzubringen, einem Jeden die ihm angemessene Beschäftigung zuzuweisen und sie Alle in Einheit und Frieden zu halten. Von der näheren Erörterung dieser Punkte, die Thomas sicherlich nicht unterlassen hat, ist jedoch nicht viel übrig geblieben, so daß wir das Gesagte auch nur durch wenige Bemerkungen ergänzen können. Dazu gehört zunächst die, daß Thomas als den wichtigsten Unterschied innerhalb der zu einem Staate gehörenden Menge den Unterschied zwischen Freien und Sklaven ansieht, und daß er nirgends den Versuch gemacht hat, diesen Unterschied durch Aufhebung der Sklaverei zu beseitigen, sondern im Gegentheil aus dem Sündenfall sogar eine Rechtfertigung der Sklaverei, die, weil sie den gezwungenen Verzicht auf die Sorge für das eigene Wohl enthält, den Charakter einer Strafe trägt, ableiten zu können geglaubt und nur zu möglichst milder Behandlung der Sklaven gerathen und ermahnt hat.***) Aber auch unter den Freien hat er noch verschiedene Stände unterschieden, und zwar tritt uns hier als der wichtigste Unterschied der zwischen Geistlichen und Laien entgegen, von denen es

*) de reg. princ. I 15; 13; II 1 ff; zu Thomas' Beurtheilung des Handels auch summa theol. IIb 77, 4 ad 3; c; comm. in pol. VII 4, Bd. XXI S. 650.

**) de reg. princ. I 13.

***) Summa theol. I 96, 4c; IIb 183, 1c; 104,5c; ad 2; III 52,2c und Anm.; comm. in lib. sent. II 44,1,3.

Digitized by Google

jene mit den geistlichen, diese dagegen mit den irdischen Angelegenheiten zu thun haben. Und innerhalb der Laien wird dann noch der Stand der Richter, der Lehrer, der Händler, der Gewerbetreibenden u. s. w. erwähnt, ohne daß sich indessen mit Sicherheit sagen ließe, ob und wie Thomas diese Stände angeordnet hat. Ihren politischen Werth sieht er aber darin, daß auf diesem Wege der Arbeitstheilung, die den Einen für den Andern thätig sein läßt, viele Menschen an der Sorge für das Gemeinwesen Antheil erhalten, und dadurch der innere Friede des Staates mehr als sonst gesichert wird.*)

Aber die Sammlung, Anstellung und Einigung einer Menschenmenge bildet doch immer noch nicht die höchste Thätigkeit des mit der Einrichtung des Staates beschäftigten Fürsten, sondern immer nur ebenso wie die Wahl und Eintheilung des Landes und seiner Plätze die unerläßliche Bedingung derselben. Sie selbst ist erst in der Sorge für ein tugendhaftes Leben zu sehen. Und weil dieses nun das Ziel des ganzen Staatswesens bildet, können auch nur die als Bürger eines Staates angesehen werden, welche im tugendhaften Leben mit einander übereinkommen, d. h. die Freien.**)

Dieses Ziel des tugendhaften Lebens oder der Unterordnung des persönlichen Vortheils unter das Wohl der Gesammtheit kann aber nur durch positive Gesetze erreicht werden. Denn wenn dem Menschen von Gott auch ein natürliches Gesetz ins Herz gepflanzt ist, so hilft ihm dieses doch nur dazu, Gut und Böse ganz im Allgemeinen von einander zu unterscheiden, gewährt ihm aber keine ausreichenden Anhaltspunkte für sein Handeln in einzelnen Fällen, mit denen er es doch in der Regel zu thun hat. Dazu kommt, daß es auch schlechte Menschen giebt, die ihrer eingeborenen Neigung zum Guten überhaupt nicht folgen wollen, für die Ruhe des Staates daher eine ständige Gefahr bilden, wenn sie nicht durch Furcht und Strafe zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten werden. Hierzu werden sich aber aus verschiedenen Gründen die unparteiischen, auf vielen Beobachtungen beruhenden und lange vorbereiteten positiven Gesetze unter allen Umständen besser eignen, als ein rein persönliches Urtheil. Und darum wird sich nun als letzte und höchste Aufgabe der einrichtenden Thätigkeit des Herrschers die bezeichnen lassen, Gesetze zu geben, welche die Handlungen der Menschen im Hinblick auf das allgemeine Wohl

*) de reg. princ. I 13 f; II 3; vergl. summa theol. IIb 183,2 ad 3.
**) de reg. princ. I 14 f; II 4.

Digitized by Google

regeln. Und nur solche vom Fürsten als dem Stellvertreter der Gemeinschaft, nicht aber von irgend einer Privatperson gegebenen und veröffentlichten Gesetze sind dann auch im Stande, den Zweck des Gesetzes zu erfüllen; sie allein besitzen die zu ihrer Wirksamkeit unerläßliche zwingende Kraft (vis coactiva).*)

Jedoch ist noch nicht jedes so gegebene und veröffentlichte Gesetz auch vor dem Gerichtshofe des Gewissens verpflichtend; ihre Sanktion erhalten sie vielmehr allein von dem ewigen, d. h. dem göttlichen Gesetze; nur wenn sie mit dem übereinstimmen, werden sie absolut binden, nur dann werden sie aber auch wahrhaft gerecht sein, weil sie nur dann sicher und erfolgreich ihrem Ziele dienen. Und darum werden ungerechte Gesetze, d. h. solche, die mit dem göttlichen Gesetze entweder nicht übereinstimmen oder ihm gar widersprechen, auch nur im ersten Falle, aber auch dann lediglich zur Vermeidung gemeinschädlicher Unruhen zu befolgen sein, während sie im zweiten Falle unter keiner Bedingung befolgt werden dürfen — denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.**)

Indessen gilt doch die Verpflichtung auch der gerechten Gesetze zunächst nur für die, welche der gesetzgebenden Gewalt unterworfen sind, hat aber z. B. keine Bedeutung für die, welche einer andern Gemeinschaft angehören, noch auch für die, welche zwar derselben Gemeinschaft angehören, aber doch in gewissen Punkten einer höheren Gewalt unterstehen. Und darum sind die Geistlichen zwar im allgemeinen zur Befolgung der positiven Gesetze verpflichtet, mit Ausnahme jedoch der Punkte, in denen diese etwas Anderes bestimmen als das Gesetz des heiligen Geistes.***)

Aber auch die, welche der gesetzgebenden Gewalt unterworfen sind, verpflichten die Gesetze nicht absolut. Das gilt zunächst für den Herrscher selbst, der sich ihnen insofern entziehen kann, als es Niemanden giebt, der im Stande wäre, ihn mit Gewalt zur Befolgung der Gesetze anzuhalten; der aber auch dann, wenn er von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch macht, sondern es als echter Fürst vorzieht, freiwillig dem selbstgegebenen Gesetze zu gehorchen, immer noch das Recht behält, sich und Andere von der Befolgung

*) de reg. princ. I 14 f; summa theol. II a 95, 1 c; ad 1; ad 2; 3 c; 90, 2, 2; 2c; ad 2; 3 c; 4 c; ad 1; 91, 2 c vergl. ad 2; 3 c; ad 1; 97, 1 ad 1; 92, 2 c vergl. ad 3; 96, 5 c; comm. in eth. I 1 Bd. XXI S. 2 a.

**) summa theol. II a 97, 3 c, ad 3; 90, 3 c; ad 2; 4 c; 95, 3 c; 96, 4 c; 91, 3 c; ad 1; 4 c; 92, 1 c; 93, 3 c; 95, 2 c; II b 104, 5 c; ad 2; ad 3; 9 ad 3; de reg. princ. I 15; comm. in pol. III 14 Bd. XXI S. 495 b vergl. 582 a.

***) summa theol. II a 96, 5 c; ad 2.

Digitized by Google

eines Gesetzes zu dispensiren; ein Recht, das ihm deshalb zusteht, damit die gemeinnützige Absicht des Gesetzes unter allen Umständen verwirklicht werden kann. Und aus dem gleichen Grunde soll selbst der einfache Unterthan berechtigt sein, gegebenen Falls, und wenn die Einholung des fürstlichen Dispenses nicht möglich ist, aus sich selbst heraus von der Befolgung eines Gesetzes abzusehen. Daß aber solche Fälle, in denen ein Gesetz, wenn es befolgt würde, seine Absicht völlig verfehlt, überhaupt möglich sind, liegt an dem unvermeidlichen Mangel jedes Gesetzes, das wegen seiner nothwendigen formalen Allgemeinheit, ohne die es überhaupt nutzlos wäre, auch manche Handlung trifft, für die es eigentlich nicht bestimmt war.*)

Aber die positiven Gesetze leiden noch an einem anderen Mangel, dem nicht durch einen einfachen Dispens abgeholfen werden kann. Das ist der Umstand, daß sie nicht scharf genug sind, ja überhaupt nicht scharf genug sein können. Denn ein Gesetz muß allemal dem Zustande der Menschen angepaßt sein, für die es gemacht ist. Nun sind aber die meisten Menschen von der Tugend, zu der sie das Gesetz hinführen soll, noch recht weit entfernt. Und darum kann es von vornherein nicht alles das verbieten oder gebieten wollen, was es tugendhaften Menschen verbieten oder gebieten würde — man müßte denn Gefahr laufen wollen, daß sich die Menschen aus Verdruß über seine Strenge überhaupt garnicht mehr um es kümmerten —, sondern muß sich zunächst damit begnügen, nur den gröbsten, insbesondere den gemeingefährlichen Lastern zu wehren und die gemeinnützigen Tugenden zu verlangen. Es wird also das positive Gesetz manches ungestraft lassen, was mit der Tugend eigentlich nicht vereinbar ist, wird mit anderen Worten auch nach dieser Richtung hin mangelhaft sein. Diesem Mangel kann nun aber nicht durch einen Dispens, sondern nur durch eine Ergänzung des positiven Gesetzes abgeholfen werden, durch seine Ergänzung durch das göttliche Gesetz, das nichts ungeahndet läßt, was der Tugend entgegen ist. Und diese Ergänzung ist um so nothwendiger, als es auch wegen der Unsicherheit des menschlichen Urtheilens irgend eine absolute Regel geben muß, an die man sich halten kann, als sich ferner das positive Gesetz nur auf die äußeren Handlungen, nicht aber auch auf die seinem Blicke entzogene Gesinnung beziehen kann, und endlich der Mensch

*) summa theol. II a 96, 1c; ad 2; 5c; ad 2; ad 3; 6c; 97, 4c.

Digitized by Google

zu seinem höchsten Ziele, der Seligkeit, überhaupt nur von einem übernatürlichen, göttlichen Gesetze hingeleitet zu werden vermag*) — für den philosophischen Theologen Gründe genug, um in den Staat neben, nein, über**) das positive Recht noch ein sogenanntes natürliches oder göttliches Recht zu stellen, oder, was dasselbe ist, den gesetzgebenden Herrscher in letzter Linie ganz in die Hände der geistlichen Gewalt als der berufenen Interpretatorin des göttlichen Gesetzes zu geben. —

Der allgemeinen Aufgabe der Einrichtung des Staates, die von Thomas in der nunmehr besprochenen Form präzisirt worden ist, stand als zweite allgemeine Obliegenheit des Fürsten die Regierung des Staates zur Seite. Auch sie bedarf nun einer genaueren Bestimmung. Da nun aber Regieren nichts Anderes bedeutet als das regierte Objekt in gehörigem Zustande zu dem ihm bestimmten Ziele hinführen***), so werden sich in der Aufgabe des Regierens noch zwei Momente von einander trennen lassen: die Erhaltung und die Förderung des Staates.†)

Was nun von diesen Momenten zunächst die Erhaltung angeht, so ergeben sich die in dieser Hinsicht an den Herrscher zu stellenden und der Determinirung des allgemeinen Begriffes dienenden Anforderungen aus den Hindernissen und Gefahren, welche dem Bestande des Staates drohen.

Dazu gehört aber an erster Stelle der natürliche Verfall und die natürliche Sterblichkeit der Menschen; denn dieser Umstand legt dem Herrscher die Pflicht auf, die unbrauchbaren oder gestorbenen Beamten stets durch geeignete neue Kräfte zu ersetzen. Und hierbei will Thomas, da es sich ja nur um zeitliche Objekte handelt, auch den Aemterverkauf nicht ausschließen, wenngleich er wegen der mannigfaltigen damit verbundenen Gefahren für das allgemeine Wohl auf verschiedene zu beobachtende Vorsichtsmaßregeln aufmerksam macht, und schließlich der unentgeltlichen Verleihung der Aemter an gute und tüchtige Männer entschieden den Vorzug giebt.††)

Weiter können für den Bestand des Staates die schlechten Elemente im Innern durch passives oder aktives Unrechtthun gefährlich werden. Ihnen gegenüber erwächst daher dem Herrscher

*) summa theol. II a 96, 2 c; ad 2; 3 c; 91, 4 c; II b 77, 1 ad 1.
**) Vergl. S. 406.
***) Vergl. de reg. princ. I. 14: gubernare est id quod gubernatur convenienter ad debitum finem perducere.
†) Vergl. de reg. princ. I 15.
††) de reg. princ. I 15; de reg. iud. sub quinto Bd. XVI. S. 293 a.

Digitized by Google

die Aufgabe, sie zunächst zu ermahnen, und wenn das nichts hilft, die ihm zustehende Zwangsgewalt (vis coactiva) anzuwenden, um sie durch Einschüchterung und Bestrafung zum Ablassen vom Unrecht und zum Rechthandeln zu zwingen, und sie auf diesem Wege im Laufe der Zeit womöglich dahin zu bringen, daß sie das anfangs erzwungene Thun schließlich freiwillig ausüben, mit anderen Worten aus schlechten zu tugendhaften Menschen werden. Und die den Guten zu Theil werdenden Belohnungen mögen dazu einen weiteren Ansporn bilden *).

Eine dritte und letzte Gefahr endlich droht dem Bestande des Staates von äußeren Feinden, und darum kommt dem für die Erhaltung des Staates sorgenden Herrscher auch noch die Pflicht zu, ihn durch angemessene Einrichtungen und Maßregeln, zu denen auch die friedlichen und gefahrlosen Waffenübungen gezählt werden, auch hiergegen sicher zu stellen. Und diese Pflicht giebt ihm dann auch das Recht, zur Vertheidigung des seiner Obhut anvertrauten Staates oder zur Bestrafung eines gegen diesen begangenen Unrechts zu dem sonst durchaus verpönten Mittel des Krieges zu greifen, und selbst Festtage sollen ihm hierbei, wenn die Noth drängt, nicht hindernd im Wege stehen**). —

Der Erhaltung des Staates war seine Förderung koordinirt, und erst beide zusammen erschöpften den Begriff der Regierung. Unter der Förderung des Staates aber versteht Thomas ganz allgemein die Verbesserung, Ergänzung und Fortentwicklung aller dem Wohle der Gemeinschaft dienenden Faktoren.***)

Im Einzelnen ist uns jedoch nur seine Ansicht über die Fortbildung der Gesetze, d. h. natürlich der positiven Gesetze erhalten. Für diese Fortbildung können nämlich zwei Gründe eintreten. Denn da das Gesetz eine Vorschrift der Vernunft über die Gestaltung der menschlichen Handlungen unter dem Gesichtspunkte des allgemeinen Wohles ist, so wird die Veranlassung zu einer Aenderung der Gesetze sowohl dann gegeben sein können, wenn sich die Vernunft, als auch dann, wenn sich die Handlungen ändern.

Von einer Aenderung der Vernunft kann aber insofern gesprochen werden, als sich die Vernunft hier wie überall nach und nach von der unvollkommenen zur vollkommenen Erkenntniß er-

*) de reg. princ. I 15; summa theol. II a 90, 3 ad 2; 92, 2 ad 3; 1 ad 2; 95, 1 c.

**) de reg. princ. I 15; summa theol. II b 40, 1 c; ad 4; 4 c.

***) de reg. princ. I 15.

Digitized by Google

hebt. Sie wird also erst allmählich den wahren Nutzen der Gemeinschaft erkennen, und aus diesem Grunde wird man zu einer Aenderung der Gesetze von dieser Seite her berechtigt sein.

Von Seiten der Wandlung der menschlichen Handlungen, die bald schlechter, bald besser sein können, ist die Aenderung der Gesetze aber deshalb zuzugeben, weil, so wenig überhaupt für verschiedene menschliche Entwicklungsstufen dieselben Gesetze passen — woraus sich die thatsächliche Verschiedenheit der positiven Gesetze bei verschiedenen Völkern erklärt —, so wenig auch für ein Volk die gleichen Gesetze angemessen sind, wenn sich sein sittlicher Zustand geändert hat. — Jedoch ermahnt Thomas trotz dieser prinzipiellen Anerkennung der Berechtigung von Gesetzesänderungen wegen der mit einer zu häufigen Aenderung nothwendig verbundenen nachtheiligen Folgen für die Achtung vor dem Gesetz zur Vorsicht und stellt als zu beachtenden Grundsatz die These auf: nur dann eine Gesetzesänderung vorzunehmen, wenn der genannte Schaden durch den für das allgemeine Wohl zu erwartenden Gewinn reichlich aufgewogen wird.*)

Außer der Gesetzesänderung dürfen wir jedoch hierher vielleicht noch jene von Thomas eingehend besprochenen Maßregeln rechnen, welche nach seiner Ansicht die Kirche für das Verhalten gegen die Ungläubigen vorzuschreiben hat; und zwar lassen sie sich deshalb an dieser Stelle einfügen, weil sie nach Thomas' Ansicht jedenfalls der Erhaltung und Förderung des Staates dienen, und ihre Durchführung wenigstens dann der weltlichen Obrigkeit zugewiesen werden soll, wenn die kirchliche Macht dazu nicht ausreicht **).

Zu ihnen gehören nun zunächst die Verhaltungsmaßregeln gegenüber Juden und Heiden, d. h. gegenüber solchen, die den Glauben überhaupt noch nicht angenommen haben. Und mit Rücksicht auf sie bestimmt Thomas, daß sie auf keine Weise zum Glauben gezwungen werden dürften, weil Glauben Sache des freien Willens sei. Jedoch gesteht er den Gläubigen das Recht zu, sie, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden ist (si adsit facultas), zu zwingen, den Glauben nicht durch Gotteslästerungen, glaubensfeindliche Aeußerungen oder offene Verfolgungen zu hindern, und er meint, daß auch nur aus diesen Motiven so oft von Seiten

*) summa theol. II a 95, 2 ad 3; 97, 1 c; 2 c; ad 1; ad 2; 96, 2 ad 2.
**) summa theol. II b 10, 11 c; 12 c; 11, 3 c; 7 ad 2; 39, 4 ad 3.

Digitized by Google

der Gläubigen Kriege gegen die Ungläubigen geführt seien*). — In diesen Aeußerungen, die übrigens durch peinliche Vorschriften über den Verkehr zwischen Gläubigen und Ungläubigen und eingehende Bestimmungen über die Bekehrung der Kinder Ungläubiger, wobei aber deren zwangsweise Taufe von Thomas mit Entschiedenheit verworfen wird, noch in vielfacher Hinsicht ergänzt werden, kann man nun immerhin noch eine gewisse Duldung der Ungläubigen sehen. Jedoch wird diese schon reichlich geringfügige Duldung durch Thomas' Ausführungen über die Riten der Ungläubigen noch weiter verringert, ja fast ganz vernichtet. Denn über sie spricht er sich dahin aus, daß von einer Duldung derselben nur insofern die Rede sein könne, als sie den Gläubigen irgend einen Nutzen brächten, sei es nun, daß sie ihnen direkt nützten, oder indirekt dadurch, daß sie einen größeren Schaden verhüteten. Und er vergleicht diese Duldung der Riten der Ungläubigen mit Gottes Duldung des Bösen. Geradeso wie Gott gewisse Uebel in der Welt zuläßt, um nicht größere Güter zu gefährden oder zu noch schlimmeren Uebeln Anlaß zu geben, geradeso duldet der weltliche Herrscher die an sich durchaus verwerflichen Gebräuche der Ungläubigen, um nicht gewisse für die Gläubigen daraus entstehende Vortheile zu hindern oder sie noch größeren Nachtheilen auszusetzen. Von prinzipieller Duldung kann also gar keine Rede sein. Und das noch weniger, als nun das erste Moment nur für den Ritus der Juden zutreffen soll. Denn da in ihm einstmals der wahre christliche Ritus vorgebildet war, so entsteht aus seiner Duldung für die Gläubigen insofern ein direkter Nutzen, als sie durch seine Ausübung von ihren Feinden ein Zeugniß für ihren Glauben erhalten. Alle übrigen Riten dagegen führen für die Gläubigen gar keinen direkten Vortheil mit sich und sind deshalb auch in keiner Weise zu dulden (non sunt aliqualiter tolerandi), es müßte denn sein, daß aus ihrer Unterdrückung ein Aergerniß oder eine Gefahr irgendwelcher Art entstände. Und nur aus diesem Grunde hat die Kirche die Gebräuche der Ungläubigen, ja sogar der Häretiker dann geduldet, wenn die Menge der Ungläubigen zu groß war**).

Ein weit strengeres Verhalten als gegen die, welche den Glauben noch niemals angenommen hatten, verlangt Thomas aber gegenüber denen, die der Kirche bereits angehört haben und sich

*) summa theol. IIb 10,8c.
**) summa theol. IIb 10,9c; 7c; 12 ad 2; ad 5; 12c; 11c.

Digitized by Google

dann, wenn auch ohne ihren Glauben aufzugeben, von ihr trennen, d. h. gegenüber den Schismatikern. Ihnen gebührt nach seinen Ausführungen nicht nur die Exkommunikation, die freilich niemals so weit gehen soll, daß sie auch den Versuch einer Bekehrung ausschlösse, sondern sie müssen auch, weil sie sich durch ihren Austritt aus der Kirche der geistlichen Gewalt zu entziehen suchen, ohne Weiteres der zeitlichen Gewalt zur Bestrafung überwiesen werden*).

Noch viel schärfer äußert er sich aber über diejenigen, welche nicht nur von der Kirche, sondern auch vom Glauben abfallen, seien sie nun Häretiker d. h. solche, die den rechten Glauben verfälschen, oder Apostatiker d. h. solche, die sich völlig vom Glauben lossagen. Ihnen gegenüber soll nämlich folgendes Verhalten Platz greifen. An sich betrachtet ist die Sünde ihres Abfalles so groß, daß sie nicht nur die Exkommunikation, sondern auch den Tod verdient haben. Aber die Kirche hat zunächst Mitleid mit ihnen. Und wenn daher auch die Exkommunikation (mit der vorher erwähnten Einschränkung) als Strafe für sie bestehen bleibt und von einer Duldung ihres Ritus selbstverständlich gar keine Rede sein kann — es müßte denn sein, daß seine Unterdrückung der Kirche selbst Gefahren brächte —, so verhängt sie doch nicht sofort den Tod über sie, sondern sucht sie zunächst durch zweimalige (sic!) Ermahnung zu sich zurückzuführen, wobei sie sich freilich nicht wie bei den Juden und Heiden auf Ueberredung beschränkt, sondern mit vollem Rechte auch körperliche Gewalt gebraucht. Denn, wenn auch die Annahme des Glaubens Sache des freien Willens ist, so ist doch die Erfüllung eines gegebenen Versprechens Sache der Nothwendigkeit, darf also erzwungen werden.

Gelingt nun diese Zurückführung zum Glauben, dann wird der Abgefallene nicht nur zur Buße wieder aufgenommen, durch die er sich das ewige Heil erringen kann, sondern auch in seine äußern Güter wieder eingesetzt und, wenn er ein Geistlicher war, im Falle seiner vollkommenen Bekehrung zuweilen sogar von Neuem mit seinen geistlichen Würden bekleidet. Jedoch gilt das Alles nur für einen zum ersten Male Abgefallenen. Ist dagegen Jemand wiederholt abtrünnig geworden, dann wird er nur zur Buße wieder zugelassen, damit er seines ewigen Heils nicht verlustig geht, aber seine irdischen Güter, insbesondere das Leben, wird ihm nicht zum

*) summa theol. IIb 39,1 ad 3; 4 ad 2; ad 3; 4c.

Digitized by Google

zweiten Male gelassen. Denn wer zum zweiten Male abgefallen ist, von dem kann nicht angenommen werden, daß er in Wahrheit bekehrt ist, und darum bildet sein Leben eine beständige Gefahr sowohl für sein eigenes Seelenheil, als auch für das Seelenheil Anderer, die er durch nochmaligen Abfall leicht ebenfalls verführen könnte. Und weil nun das ewige Leben höher steht als das zeitliche und das Heil Vieler höher als das eines Einzigen, so ist er aus beiden Gründen der weltlichen Gewalt zur Beseitigung zu übergeben, und so kommt jener seltsam berührende, aber aus den Prinzipien der Thomistischen Lehre mit absoluter Folgerichtigkeit abgeleitete Satz zu Stande, daß die katholische Kirche, wenn sie durch die Vernichtung einiger Wenigen die Uebrigen nur noch fester zusammenschließt, den Schmerz ihres mütterlichen Herzens durch den Gedanken an die Rettung so vieler Menschen besänftigt. (Ecclesia catholica, si aliquorum perditione caeteros colligit, dolorem materni sanat cordis tantorum liberatione populorum. summa theol. II b 10,8 ad 4).*)

Ist aber ein Abtrünniger von vornherein der zweimaligen Ermahnung nicht gefolgt, sondern hartnäckig bei seinem Unglauben geblieben, dann hofft die Kirche fürderhin keine Bekehrung mehr von ihm und spricht daher in ihrer Fürsorge für die Andern das Verdammungsurtheil über ihn aus, durch das er von der Kirche ausgeschieden und zugleich ebenfalls der weltlichen Gewalt zur Exekution übergeben wird**). — Aber freilich, auch diese Vorschrift ist nur dann auszuführen, wenn daraus keine Gefahr für den Glauben selbst oder die Gläubigen entsteht, und daher hat ihre Ausführung zu unterbleiben, wenn dadurch entweder die Gläubigen irgendwie in Mitleidenschaft gezogen würden, oder aber der Häretiker so viele oder so mächtige Anhänger besitzt, daß seine Beseitigung zu einem Schisma führen könnte.***)

In allen diesen zunächst rein kirchliche Angelegenheiten betreffenden Punkten hat also der weltliche Herrscher — und nur deshalb haben wir sie an dieser Stelle überhaupt besprochen — wegen seiner prinzipiellen Unterordnung unter das geistliche Regiment der Kirche, wo sie es nur irgend verlangt, Hilfe, richtiger Schergendienste zu leisten, auch darin der aus seiner Regierungs-

*) summa theol. IIb 10,9 c; 11 c; 8 c; ad 1; ad 3; 11,3 c; 4 c; ad 1; 39,4 ad 2.
**) summa theol. IIb 11,3 c; ad 1.
***) summa theol. II b 11, 3 ad 3· 10, 8 ad 1.

Digitized by Google

thätigkeit fließenden Aufgabe der Förderung des allgemeinen Wohles nachkommend.

Damit nun aber der Herrscher allen den besprochenen Aufgaben in angemessener Weise Genüge leisten kann, sowohl denen, welche zur Einrichtung des Staates gehören, als auch denen, die zusammen seine Regierung ausmachen, bedarf er zunächst gewisser materieller Mittel. Und auch darüber hat sich Thomas genauer ausgesprochen, indem er vor Allem ihre Aufbringung ins Auge faßt.*) Indessen mag hier dieser Hinweis genügen, damit wir für Thomas' Ansichten über eine weitere Bedingung einer fruchtbaren Herrscherthätigkeit etwas mehr Platz gewinnen: den Gehorsam der Unterthanen.

Dieser wird von Thomas zunächst als eine absolut nothwendige Voraussetzung jedes geordneten Staatswesens bezeichnet, und ein Versagen desselben, weil darin zugleich eine Widersetzlichkeit gegen Gott enthalten ist, geradezu für eine Todsünde erklärt. Aber es wird sogleich hinzugefügt, daß diese Bemerkung nur für eine gerechte Herrschaft Giltigkeit besitzt, d. h. für eine solche, die auf das allgemeine Wohl bedacht ist, nicht aber auch für eine ungerechte, wie etwa die Tyrannis. Hier werden vielmehr höchstens Nützlichkeitsrücksichten die Unterthanen zum Gehorsam veranlassen.**)

Indessen statuirt Thomas auch für die Unterthanen eines gerechten Herrschers gewisse Ausnahmen von der Pflicht des Gehorsams. Und zwar sind dieselben zum Theil allgemeiner, zum Theil spezieller Art, betreffen mit andern Worten entweder die Pflicht des Gehorsams überhaupt oder nur besondere Fälle, während das Motiv zu dieser auf Thomas' Standpunkte durchaus konsequenten Einschränkung jener Pflicht durchgehends in der schon wiederholt zu Tage getretenen Verquickung seiner ganzen Staatslehre mit kirchlichen Ansprüchen, in letzter Instanz in der prinzipiell verlangten Unterordnung der weltlichen Gewalten unter das geistliche Regiment zu suchen ist.

Vom Gehorsam überhaupt sind nun die Unterthanen eines solchen, wenn auch gerechten, Herrschers entbunden, dem das Recht zur Herrschaft durch das Urtheil der göttliche Autorität besitzenden Kirche abgesprochen worden ist. Zu diesem Urtheil wird sich aber die Kirche in folgenden Fällen veranlaßt sehen. Zunächst dann,

*) de reg. iud. sub sexto Bd. XVI S. 293b; summa theol. II b 66, 8 ad 3; in epist. ad Rom. XIII lect. 1.

**) summa theol. II b 104, 6 c; ad 3; 105, 1 c; II a 96, 5 c; 6 c.

Digitized by Google

wenn es sich um die Errichtung der Herrschaft eines Ungläubigen über Gläubige handelt. Denn eine solche Herrschaft kann die Kirche schon wegen der Gefahr für den Glauben, die sie mit sich führt, niemals anerkennen. Und aus demselben Grunde wird sie auch dem Herrscher die Berechtigung zur Herrschaft absprechen, der vom Glauben abgefallen ist, und seine selbstverständlich erfolgende Exkommunikation befreit daher die Unterthanen ohne Weiteres von der Herrschaft und entbindet sie ihres Treueides. Wollte man dieser prinzipiellen Erklärung aber Fälle entgegenhalten, wie den des Julianus Apostata, in dem die Kirche dieses Verfahren faktisch nicht befolgt hat, so erwidert Thomas, daß darin von Seiten der Kirche nicht ein Aufgeben der Prinzipien zu sehen ist, sondern lediglich eine aus irgend welchen Gründen unvermeidliche Nachgiebigkeit, die sich in dem erwähnten Falle z. B. daraus ergiebt, daß die Kirche zu jener Zeit wegen ihrer relativen Jugend noch nicht die Macht besaß, die irdischen Herrscher gefügig zu machen (potestatem terrenos principes compescendi).*)

Aber auch bei längst bestehenden Herrschaften Ungläubiger wird die Kirche befugt sein, dem Herrscher seinen Rechtstitel zu nehmen und dadurch die Unterthanen von jedem Gehorsam zu entbinden. Und zwar steht ihr diese Befugniß in diesem Falle deshalb zu, weil es die Ungläubigen wegen ihrer Ungläubigkeit verdienen, daß sie die Herrschaft über Gläubige verlieren, die sich auf dem Wege dazu befinden, Kinder Gottes zu werden. Indessen wird sie diese Befugniß doch auch hier nur dann in die That umsetzen, wenn sie keine Unruhen daraus zu befürchten hat.**)

Als einzelne Fälle dagegen, in denen die Unterthanen von ihrer prinzipiell bestehenden Verpflichtung zum Gehorsam befreit sind, zählt Thomas einmal dieses auf, daß der Herrscher ungerechte Gesetze erläßt; denn die sind, wie schon oben gezeigt wurde, nach Thomas' Auffassung unverbindlich und höchstens, aber auch das nur unter ganz bestimmten Bedingungen, aus Nützlichkeitsrücksichten zu befolgen***) — und außerdem noch den Fall, daß der Herrscher auf solchen Gebieten Gehorsam verlangt, auf denen das Recht zu dieser Forderung nicht ihm, sondern einer höheren Gewalt, nämlich Gott, zusteht, was für alle Menschen z. B. hinsichtlich ihrer inneren Willensbewegungen zutrifft, und hinsichtlich dessen, was, wie die

*) summa theol. IIb 10, 10c; 12, 2c; ad 1.
**) summa theol. IIb 10, 10c.
***) summa theol. IIb 104, 6 ad 3; vergl. oben S. 409.

Digitized by Google

Erhaltung und Fortpflanzung, zum Wesen ihres Körpers gehört, für die Geistlichen insbesondere aber noch hinsichtlich aller der Punkte, in denen sie allein und unmittelbar Gott zu folgen haben. Denn überall gilt als höchstes Gesetz: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.*)

Das also sind die allgemeinsten Grundsätze der Thomistischen Staatslehre.**) Und auf Grund der so gewonnenen Uebersicht über sie läßt sich nun wohl als ihr bedeutsamstes Merkmal die aus der ganzen Thomistischen Weltanschauung mit absoluter Nothwendigkeit folgende prinzipielle und bis in die letzten Konsequenzen durchgeführte Unterordnung aller weltlichen Gewalt unter das geistliche Regiment der Kirche, zuhöchst des Papstes, bezeichnen. Und indem sich die höchste Stelle der katholischen Kirche noch vor nicht langer Zeit wiederum für die Beachtung der Lehre des heiligen Thomas ausgesprochen hat, hat sie uns von Neuem in dankenswerther Weise und mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, welches die letzten politischen Ziele der katholischen Kirche sind, und uns daran erinnert, daß diese gewillt ist, einmal aufgestellte und angenommene Prinzipien festzuhalten und sie auch in die That umzusetzen — si adsit facultas.

*) summa theol. IIa 96, 5c; ad 2; IIb 104, 5c; contra; 66, 7c.

**) Wer sie eingehender kennen lernen will, wird am besten thun, die zitirten Stellen nachzulesen. Doch giebt auch Baumann: Die Staatslehre des h Th. v. A. eine bis in die Einzelheiten hineinreichende Zusammenstellung.

Digitized by Google

Ueber Friedrich List.

Von

Dr. M. Höltzel in Stuttgart.

„List ist bekanntermaßen einer der thätigsten, verschlagensten und einflußreichsten der deutschen Revolutionsmänner". So wurde der wackere Schwabe im Jahre 1835 in einem amtlichen Schriftstücke genannt, und dieser Stempel wird groß und deutlich seinem Nationale in den Akten der deutschen Behörden aufgeprägt gewesen sein, so daß alle Bemühungen aufgeklärter Staatsmänner, ihn und sein Können wieder für ein Staatsamt zu gewinnen, ergebnißlos verlaufen mußten.

Aber nicht nur bei den Regierungen stand Friedrich List im schwarzen Register, was ja bei seiner Betriebsamkeit begreiflich ist; auch bei seinen Zeitgenossen im Allgemeinen stand er nicht im besten Ansehen. Ich will die Gründe nicht wiederholen, die von Häusser und Anderen dafür angeführt werden, um dies zu erklären, und die ziemlich übereinstimmend darauf hinauslaufen, daß die Ursache in Lists Wesen selber zu suchen sei. Das mag mit beigetragen haben, der Hauptgrund wird aber doch wohl der gewesen sein, daß er gescheidter war als Andere. Das war unverzeihlich und noch bis über den Tod hinaus.

Es sind recht Wenige, die für Handel und Industrie, Verkehr, Volkswirthschaft in Praxis und Theorie von so großer Bedeutung waren und eine so tiefgehende Wirksamkeit entfaltet haben, wie Friedrich List; auch hat selten ein Mann so viele und so unerbittliche Verfolger gehabt wie er. Die Kurzsichtigkeit und die blindwüthende Gegnerschaft seiner Zeitgenossen hat es aber doch nur zu gut verstanden, das Andenken Lists auch über seinen Tod hinaus zu schmälern und die Würdigung seiner Lebensarbeit zu untergraben.

Daran vermochte selbst die liebevolle Arbeit Ludwig Häussers

Digitized by Google

nicht viel zu ändern, wohl mit infolge des Umstandes, daß das Erscheinen der Häusserschen Ausgabe der Werke und der Biographie Lists in die Zeit tiefster politischer Depression fiel, in welcher Listsche Auffassung und Denkweise schon an und für sich ein Staatsverbrechen war.

So hat es kommen können, daß von Häusser bis Dühring*) sich kaum Jemand mit Friedrich List beschäftigt hat und Dühring ihn gleichsam erst wieder entdecken mußte. Seitdem ist Lists Name wohl mit Ehren sowohl in den Kreisen der Nationalökonomen wie der Historiker, wie auch der allgemeinen Bildung genannt, aber nicht nur sein Wirken, sondern auch seine Gedankenwelt immer noch viel zu wenig bekannt; neuerdings hat aber der Finanzrath Dr. Losch in Stuttgart die Forschungen über ihn wieder aufgenommen, beabsichtigt die Sammlung aller auf ihn bezüglichen Papiere und eine Neu-Herausgabe seiner Werke. Da List in seinem Leben eine äußerst rege Korrespondenz entfaltet hatte, so ist wohl anzunehmen, daß da und dort noch verstreut Briefe von ihm in Privatbesitz, Familienarchiven u. s. w. vorhanden sind, die einen über das Privatinteresse hinausgehenden größeren Werth für das öffentliche Interesse haben. Ich flechte daher an dieser Stelle die Bitte ein, wo sich dergleichen findet, Herrn Finanzrath Losch oder mir selber Notiz davon zu geben. Herr Losch hat sich bereits mit einer Reihe von Behörden und Archiven in Verbindung gesetzt und namentlich auch an den württembergischen Herrn Kultusminister eine Eingabe gerichtet, in der ausführlich dargelegt ist, welche Bedeutung List sowohl für die deutsche Geschichte und das deutsche Geistesleben im Allgemeinen, wie für Württemberg im Besonderen beanspruchen kann, um eine Unterstützung seines Unternehmens durch die württembergische Regierung zu erwirken. Den nachfolgenden Passus aus dieser Denkschrift ermächtigt mich Herr Losch hier wörtlich wiederzugeben.

„Die deutsche Eisenbahnfrage, welcher Friedrich List einen großen Theil seiner Lebenskräfte gewidmet hat, ist nicht nur nicht gelöst, sondern ist gerade in der Gegenwart wichtiger und brennender denn je geworden. Es darf bezüglich dieser so einschneidenden Frage nur an die Verhandlungen des jüngst abgelaufenen württembergischen Landtags erinnert werden und an die Verhandlungen des deutschen Reichstags über die Kohlenfrage. Mit der

*) Dr. E. Dühring. Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. Leipzig 1871.

Digitized by Google

Eisenbahnfrage aufs Engste verknüpft ist die Frage der Wasserstraßen; auch über sie hat Friedrich List Gedanken ausgesprochen, welche zu berücksichtigen das lebende Geschlecht sowohl der Württemberger — vergl. die Schrift von Professor Dr. C. F. Huber: Zur Frage der Errichtung eines Großschifffahrtsweges auf dem Neckar (Mannheim-Eßlingen). Stuttgart 1900. Druck von Karl Hammer — als der Deutsche überhaupt — vergl.: Die Kanalfrage im preußischen Landtage und die Reden des Prinzen Ludwig von Bayern — alle Veranlassung hat.

Zwei Beispiele mögen das in dieser Beziehung Gesagte veranschaulichen. Ein Brief Cottas an Friedrich List vom 24. März 1844, welcher über den Stuttgarter Bahnhofumbau handelt, enthält u. A. die Stelle:

> „Viele Häuserbesitzer haben mir schon gesagt: wäre List hier, er könnte allein diese Kalamität von der Stadt, vom Lande abwenden."

Ein Brief aus dem Kabinet des Königs von Württemberg, gezeichnet vom Staatssekretär Vellnagel, vom 26. Dezember 1838, bestätigt den Empfang des von Fr. List aus bekannten Gründen nur mit Chiffrezeichen vorgelegten Aufsatzes „Ueber Anlegung von Kanälen in Württemberg".

Sowohl die lokalen, als die nationalen und internationalen Verkehrsfragen erhalten durch die Schriften und den Briefwechsel Friedrich Lists eine Beleuchtung größeren Stils aus einer allgemeinen Auffassung heraus, wie sie auch heutzutage noch nicht allen sogenannten Volkswirthen zu Gebot zu stehen pflegt.

Das, was in jüngster Zeit unter dem Stichworte „Weltpolitik" in den volkswirthschaftlichen und politischen Erörterungen im Deutschen Reiche behandelt zu werden pflegt, wird man wohl zutreffender als nationale Ausdehnungspolitik bezeichnen können. Es darf zwar im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Gedanken, welche Friedrich List in seinen Hauptwerken niedergelegt hat, nicht nur die Volkswirthschaftslehrer der neueren Zeit, sondern auch beispielsweise den Fürsten Bismarck stark beeinflußt haben. Es ist jedoch nicht genügend bekannt, daß Friedrich List nicht etwa ein beschränkter und einseitiger Vorkämpfer einer „nationalen Schutzzollpolitik" war, sondern vielmehr den großen, damals erst bevorstehenden Kampf der fortgeschritteneren Kulturstaaten und Rassen um die Vertheilung der Interessensphären auf dem ganzen Planeten klar vorhergesehen hat zu einer Zeit, da von

Digitized by Google

seiner Umgebung fast Niemand im Stande war, dies zu begreifen. In dieser Richtung hat List sogar mit einer an das Wunderbare grenzenden und für uns Deutsche tief beschämenden Sehergabe beispielsweise die Etappen der Entwicklung der englischen Weltmeeresherrschaft in zutreffenden Einzelheiten vorhergesagt.

Erwägt man diese Umstände, so kommt man zu dem Schlusse, daß ein Sichversenken in den Gedankenreichthum dieses Riesen an volkswirthschaftlichem Scharfblick für die Gegenwart und die Beurtheilung des Deutschen Reiches und des Deutschthums innerhalb der Weltwirthschaft von den segensreichsten Folgen sein muß. Zwischen den Ausführungen Lists, soweit sie das Gebiet der Weltwirthschaftspolitik betreffen, und den Thatsachen der Gegenwart eine Brücke zu schlagen, ist insofern überflüssig, als die Geschichte nunmehr da und dort bis zu denjenigen Linien vorgeschritten ist, welche List in das Gemälde von der Entwicklungstendenz der Staaten vor nunmehr zwei Menschenaltern eingetragen hat.

Noch viel wichtiger aber, wenn auch weit weniger beachtet, scheint die Bedeutung einer Hervorkehrung Listscher Auffassungsweise für die Gegenwart in Ansehung der Volkswirthschaftslehre und des öffentlichen Bewußtseins im Deutschen Reiche überhaupt und insonderheit der inneren Wirthschaftspolitik zu sein.

Die von Karl Marx ausgehenden volkswirthschaftlichen Dogmen und Schlagworte hätten wohl kaum einen solch hypnotisirenden Einfluß auf die junge Generation und insonderheit auf die Massen ausüben können, wenn die deutsche Volkswirthschaftslehre sich die Grundauffassung des volkswirthschaftlichen Lebens eines Friedrich List früher und vollständiger anzueignen verstanden hätte. Die sogenannte historische Methode der Nationalökonomie soll gewiß nicht in ihrer fruchtbringenden Bedeutung verkleinert werden, aber sie verlangt nicht ein Versinken im Detail, sondern eine Auffassung großen Stils, bei welcher die wichtigen und unwichtigen Dinge in denjenigen Größenverhältnissen erscheinen, welche durch den Gesammtsachverhalt geboten sind. Sub specie aeternitatis betrachtet, hat ein Wilhelm Roscher zu lange, ein Friedrich List zu kurz gelebt. Ersterer war ein ehrbarer und erstaunlich vielwissender und unbefangener Sammler, letzterer aber war ein gottbegnadeter Genius, der Volkswirthschaftshistoriker großen Stils. Die oft in dürftiges Detail sich zersplitternde geschichtliche Erforschung war dem scheinbar ehernen Tritt der dialektischen Gesammtauffassung des Hegelschülers Marx nicht gewachsen und ist es auch heute

Digitized by Google

noch nicht. Auf Schritt und Tritt vertritt List die Auffassung, daß die wirthschaftenden Einzelmenschen der Staaten und Nationen nicht als Atome mit den Atomen der anderen Völker in unmittelbarem Gegenseitigkeitsverkehr das zuwege bringen, was man die Weltwirthschaft zu nennen pflegt, sondern vielmehr die in den Nationalreichen und ihrer staatlichen Konzentration organisirten Gesammtkräfte in ihrem jeweiligen planvollen oder aber planlosen Druck und Gegendruck weit mehr auch dem einzelnen Wirthschaftsbetriebe die Grenzen seines Wachsthums und Gedeihens mitbestimmen.

Da, wo wir heute mit unseren Kämpfen und Interessen stehen, da stand, schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Friedrich List mit seinem scharfen geistigen Blick: ein einsamer Mann, ein Erwachsener unter Kindern."

So viel aus der Eingabe von Herrn Losch.

Als erstes Ergebniß meiner eigenen Archivstudien über List veröffentliche ich hier einen Bericht des preußischen Generalkonsuls Baumgärtner in Leipzig sowie einen diplomatischen Notenwechsel, welche Aktenstücke nicht nur für eine zukünftige Biographie Lists, sondern auch kulturgeschichtlich ein nicht geringes Interesse beanspruchen dürften. Ich benütze gern den Anlaß, dem k. preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und dem k. Geheimen Staatsarchiv in Berlin, die mir das Material zur Verfügung gestellt haben, meinen höflichsten Dank dafür auszusprechen, da ich es dem Entgegenkommen dieser Behörden zu danken habe, diese Studien über List veröffentlichen zu können.

Depesche des Fürsten Metternich an den K. K. Geschäftsträger in Berlin, Ritter von Knast.

d. d. Wien, 10. November 1834.

Wohlgeborener Herr,

Unter den, den schwachen Gang der jetzigen Regierung in Sachsen bezeichnenden Zügen, nimmt die vor Kurzem erfolgte Anerkennung des bekannten Friedrich List in der Eigenschaft eines Konsuls der nordamerikanischen Freistaaten in Leipzig, sicher den letzten Platz nicht ein.

Es ist bekannt, daß dieser Mann, früher Abgeordneter in der württembergischen Ständeversammlung, seiner revolutionären Umtriebe halber aus selber ausgestoßen und von den kompetenten Gerichten in eine entehrende Kriminalstrafe verurtheilt worden ist,

Digitized by Google

deren Vollziehung er sich durch die Flucht entzog. In Amerika durch gelungene verschiedene Unternehmungen zu nicht unbedeutendem Wohlstand gelangt, erhielt er das Bürgerrecht; und nun wird er Seitens der nordamerikanischen Regierung seinem ursprünglichen Vaterlande, Deutschland, um darin als fremder Agent sich aufzuhalten und zu funktioniren, zurückgegeben.

Daß eine deutsche Regierung unter solchen Umständen sich bewogen finden könnte, einen Mann, der nach der eigenen Verfassung des Landes als nicht gehörig „Unbescholtener" daselbst nicht einmal das Bürgerrecht würde erlangen können, als fremden Konsul anzuerkennen, ist gewiß ein Beweis seltener Nachgiebigkeit gegen die revolutionären Anforderniſſe der Zeit, und insbesondere von auffallender Mißachtung desjenigen deutschen Staates, gegen welchen der neu erklärte Konsul noch in dem Verhältniß eines daselbst entsprungenen Sträflings steht. Neben dem Unschicklichen, welches in der Thatsache dieser Anerkennung liegt, verdient auch das politisch Bedenkliche derselben nicht mindere Beachtung. List ist bekanntermaßen einer der thätigsten, verschlagensten und einflußreichsten der deutschen Revolutionsmänner. Er hat dieser Bezeichnung auch während seines jetzigen Aufenthalts in Deutschland entsprochen, und es liegen insbesondere sehr deutliche Spuren vor, daß er eigentlich die Seele der buchhändlerischen, der Revolution zugewandten Betriebsamkeit des Otto Wigand, und die Triebfeder der von diesem Mann der polnisch-republikanischen Fraktion geleisteten Unterstützung ist. Ein Subjekt dieser Art, mit einem öffentlichen Charakter an einem Platze, wie Leipzig, bekleidet, ist daher sicher eine um so bedenklichere Erscheinung, als er, wie gemeldet wird, von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Befugniß versehen ist, in den einzelnen Städten Sachsens Vizekonsuln anzustellen, und es folglich in seiner Macht liegt, in den ohnehin unruhigen Fabriksorten des Erzgebirges und Voigtlandes öffentlich anzuerkennende Filialen seiner Wirksamkeit zu errichten.

Indem Oesterreich und Preußen gleichmäßig dabei interessirt sind, daß jedenfalls dieser letzterwähnte Theil der Pläne Lists nicht zu Stande komme, so glauben wir, daß es zweckmäßig wäre, wenn beide Höfe zu Dresden dagegen alsbald Vorstellungen machten. Da uns aus Leipzig gemeldet wird, die K. Sächsische Regierung habe bei der Bekanntmachung der dem List ertheilten Exequatur — ihn nicht, wie seine Bestallung lautet, für das Königreich Sachsen, sondern für die Stadt Leipzig als Konsul anerkannt,

Digitized by Google

so dürfte wahrscheinlich eine Einschreitung der bezeichneten Art bei dem Dresdener Hofe leicht Eingang finden. Schwieriger aber dürfte es allerdings sein, wenn auch die beiden Höfe sich nicht für berufen halten können, dem Sächsischen Hofe ihre Gefühle über diese ärgerliche Ernennung zu verschweigen, — denselben zu veranlassen, daß er das ertheilte Exequatur ohne neue Ursache zurücknehme. Was wir aber von demselben mit Fug und Erfolg verlangen können, besteht darin, daß er auf das Treiben des neuen Konsuls das strengste Augenmerk halte, und bei dem ersten vorliegenden Merkmale einer Theilnahme von seiner Seite an revolutionären Umtrieben, ihm auf der Stelle das Exequatur wieder entziehe.

Auch könnte der Präsident der Frankfurter Zentralkommission unter der Hand veranlaßt werden, dahin zu wirken, daß die Kommission alle bei ihr vielleicht jetzt schon vorliegende, oder noch zum Vorschein kommende Daten über Lists Verflechtung in das demagogische Treiben in Deutschland sammle, und mit demselben, wie es ihre Befugniß ist, geradewegs (in den vorgeschriebenen Formen) an die Sächsische Regierung gehe, um von ihr Abhilfe der Beschwerde, daß ein verwiesener teutscher Aufwiegler einen fremden öffentlichen Charakter in Deutschland bekleide, zu verlangen.

Endlich kann sogar noch die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht thunlich sei, den Präsidenten der Vereinigten Staaten auf das Unzukömmliche des von ihm, vielleicht unbewußter Weise, herbeigeführten Verhältnisses aufmerksam zu machen, und die dortige Regierung, die sich eigentlich der revolutionären Propaganda nirgends hold zeigt, um Hebung des Mißstandes anzusprechen?

Ueber alle diese Fragen belieben Ew. Hochwohlgeboren, sich alsbald mit Herrn Minister Ancillon zu besprechen und uns die Ansichten Sr. Exzellenz, sowie die Schritte, zu denen sich das K. Preußische Kabinet in der Sache entschließen sollte, zu melden.

Empfangen dieselben u. s. w.

Metternich.

Das Preußische Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten an den K. Geschäftsträger Freiherrn von Brockhausen zu Wien.

d. d. Berlin, den 30 November 1834.

Seine Durchlaucht, der Herr Fürst von Metternich, hat durch eine von dem Herrn Ritter von Knast mir mitgetheilte Depesche

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit des diesseitigen Kabinets auf den bekannten Demagogen List gelenkt, welcher seit einiger Zeit als Konsul der Nordamerikanischen Freistaaten zu Leipzig von der K. Sächsischen Regierung anerkannt ist. Ich habe die hiesige Anwesenheit des K. Sächsischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, General v. Minkwitz, benutzt, um mit demselben über die von dem Kais. Kabinet zu Wien angeregten Bedenken gegen die Person des List und dessen amtliche Wirksamkeit Rücksprache zu nehmen. Nach den Versicherungen des gedachten Herrn Ministers hat das Sächsische Gouvernement die offizielle Qualität des List nur ungern anerkannt, da das frühere Benehmen desselben in Dresden nicht unbeachtet geblieben war, doch hat man das Exequatur nicht verweigern zu können geglaubt, nachdem man auf amtlichem Wege die Auskunft erhalten hatte, daß die in Württemberg gegen den List eingeleitete Untersuchung nicht nur beendigt sei, sondern auch kein dem Angeschuldigten nachtheiliges Resultat ergeben habe.

Bei diesen bestimmten Angaben des Herrn v. Minkwitz habe ich mich darauf beschränken müssen, ihn dringend zu ersuchen, dahin zu wirken, daß das Sächsische Gouvernement das Treiben des List nicht aus den Augen verliere, und insbesondere darüber wache, daß die dem List beigelegte Befugniß zur Bestellung von Vizekonsuln nicht gemißbraucht werde, um den Schutz eines öffentlichen Charakters solchen Personen zu leihen, deren politische Gesinnung irgend verdächtig sein kann.

Sollte sich bei den jetzt schwebenden Untersuchungen wegen politischer Verbrechen, durch die Bemühungen der Zentralkommission zu Frankfurt oder sonst irgend eine bisher unbekannte oder eine neue Verschuldung des List feststellen lassen, so sind wir gerne bereit, im Einverständniß mit dem Kais. Oesterreichischen Kabinet bei dem Sächsischen Gouvernement die ungesäumte Entfernung des List zu bevorworten, und wir sind überzeugt, daß der General von Minkwitz einem solchen Antrag willig entgegenkommen werde. Dem Kaiserlichen Kabinet geben wir daher ergebenst anheim, an den Präsidenten der Bundeszentralkommission eine vertrauliche Weisung zu erlassen, sowie es auch uns sehr erwünscht sein würde, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika vermocht werden könnte, dem List die Stelle als Konsul zu entziehen. Sollte daher der Herr Fürst Metternich dem Kais. Oesterreichischen Geschäftsträger zu Washington eine desfallsige Anweisung zugehen lassen und das Einschreiten des diesseitigen Geschäfts-

Digitized by Google

trägers daselbst, Freiherrn von Rönne, wünschen, so würden wir an Letzteren das Erforderliche veranlassen.

Metternich übersendet am 10. Januar 1835 dem Grafen Trautmannsdorff einen Auszug des von dem Präsidenten der Frankfurter Zentral-untersuchungskommission, von Wagemann, am 2. Januar 1835 erstatteten Berichts über List.

Nr. 358 hatte ich die Ehre, einen eigenen Bericht über die politische Verschuldung des nunmehr in Leipzig akkredirten nordamerikanischen Konsuls List gehorsamst zu erstatten. Ich war seitdem in dem Fall, hierüber den K. Württembergischen Bevollmächtigten, Oberjustizrath von Prieser, ohne Andeutung der Veranlassung und bloß aus Gelegenheit der in den Zeitungen angekündigten diplomatischen Anstellung dieses List zu sprechen, welcher mir Alles dies, was ich in Nr. 322 Ew. Durchlaucht diesfalls gehorsamst berichtet habe, als ehemaliger Referent in dieser Prozeßsache mit dem Beifügen bestätigte, daß das K. Württembergische Gouvernement den List, obschon er ein Württembergischer Flüchtling ist, nicht reklamiren wolle, weil dasselbe froh ist, seiner los zu sein.

Berlin, den 1. Februar 1835.

An den
K. Geschäftsträger Herrn v. Brockhausen,
Wien.

Unterm 30. November v. J. habe ich mich gegen Ew. . . . darüber näher geäußert, wie wir der Hoffnung Raum geben, daß die K. Sächsische Regierung, falls sich im Laufe der jetzt wegen politischer Umtriebe in Deutschland schwebenden Untersuchungen durch die Bemühungen der Zentralkommission in Frankfurt a M., oder sonst, irgend eine bisher unbekannt gewesene oder gar eine neue Verschuldung gegen den in Leipzig als nordamerikanischen Konsul angestellten vormals K. Württembergischen Unterthan List ergeben sollte, auf gemeinschaftliches Ansuchen des diesseitigen und des Kaiserl. Oesterreichischen Gouvernements wohl zu bewegen sein dürfte, die Entfernung dieses Individui aus den Sächsischen Staaten eintreten zu lassen. Auch ist bei dieser Gelegenheit von uns anheimgegeben worden: ob nicht an den Präsidenten der Zentralkommission in Frankfurt a/M. eine vertrauliche Weisung zu

Digitized by Google

dem Zweck zu erlassen sein würde, um womöglich durch ihn die Mittel zur Bildung eines Antrags der gedachten Art bei der K. Sächsischen Regierung zu erlangen.

Seitdem hat das Kais. Kabinet dem Herrn Gesandten Grafen von Trautmannsdorff zum Zwecke der Mittheilung an uns einen den List betr. Auszug eines Berichts des gedachten Präsidenten zugehen lassen, worin derselbe in Folge einer mit dem K. Württembergischen Bevollmächtigten bei der Zentralkommission gehabten vertraulichen Besprechung über die Angelegenheit des List die Ansicht ausspricht, daß der Württembergische Hof, obwohl der List unzweifelhaft als Württembergischer Flüchtling zu betrachten sei, dennoch sich schwerlich dazu entschließen dürfte, denselben zum Zweck seiner Bestrafung zu reklamiren, weil es ihr vielmehr lieb sei, sich desselben entledigt zu sehen. —

So unerfreulich auch, besonders für das allgemeine Beste diese laue und gleichgiltige Behandlung der Sache von Seiten Württembergs im ersten Augenblicke an und für sich erscheinen muß, so knüpfen wir unsererseits die Betrachtung daran, ob es den vereinten Bemühungen des diesseitigen und des Kaiserl. Oesterreichischen Hofes nicht gleichwohl gelingen sollte, sich der Mitwirkung der Württembergischen Regierung dazu bedienen zu können, um das Sächsische Gouvernement zur Zurücknahme des für den List ertheilten Exequatur zu bestimmen. Letzterer wird alsdann unter die Kategorie von Fremden fallen, auf welche die Vorschriften für die Sicherheitspolizei unbedingte Anwendung finden.

Die Württembergische Regierung verzichtet allerdings aus inneren Beweggründen auf ihr Recht, von der K. Sächsischen Regierung die Auslieferung des p. List zum Zweck der Bestrafung desselben zu begehren.

Die Gefährlichkeit des genannten Individui im Herzen von Deutschland, wo es ihm in seiner jetzigen amtlichen Stellung nicht schwer fallen dürfte, seine früheren Verbindungen auf minder bemerkbare Weise zu unterhalten, legt indessen der Württembergischen Regierung in Beziehung auf die übrigen deutschen Bundesstaaten in eben dem Maße die Verpflichtung auf, als es von ihr mit Rücksicht auf ihre eigene innere Sicherheit als Recht eingestellt werden konnte, von dem Sächsischen Gouvernement zu verlangen, daß es ein Individuum wenigstens nicht in einer amtlichen Stellung länger bei sich dulde, welches sich einer gerichtlich erkannten Strafe durch die Flucht entzogen habe, und welches ihr (der Württembergischen Regierung) in Gemäßheit der Bestimmungen des Art. 8 der

Digitized by Google

Bundesbeschlüsse vom 5. Juli 1832 auf etwaniges Verlangen zur Bestrafung würde ausgeliefert werden müssen, wenn sie sich nicht damit begnügen wollte, bloß dessen Unschädlichmachung und nach Umständen dessen Entfernung aus den deutschen Bundesstaaten zu begehren.

Versteht sich die Württembergische Regierung zur diesfälligen Aufnahme der Sache gegen Sachsen und erlangt der List auch nur mittelbar hiervon Kenntniß, dann ist es nicht unwahrscheinlich, daß er selbst es nicht auf das Aeußerste ankommen lassen, sondern seinerseits schon dahin zu wirken suchen werde, einer so mißlich erscheinenden Stellung enthoben zu werden.

Sollte das Kaiserl. Oesterreichische Kabinet, dem Ew. .... im Wege der vertraulichen Unterredung mit dem Herrn Fürsten v. Metternich von dem Inhalte des gegenwärtigen Schreibens gefl. Mittheilung machen wollen, unsere vorentwickelte Ansicht über die weitere Behandlung der Sache theilen, so würde es nur darauf ankommen, die beiderseitigen diplomatischen Agenten am K. Württembergischen Hofe demgemäß mit der erforderlichen Anweisung zum Betriebe der Sache bei der K. Württembergischen Regierung zu versehen, und sind wir gleich nach erlangtem diesfälligen Einverständnisse des Kaiserl. Kabinets gern bereit, dem K. Geschäftsträger in Stuttgart den erforderlichen Auftrag dieserhalb zu ertheilen.

Ueber den Erfolg Ew. .... Bemühungen in dieser Angelegenheit sehe ich seiner Zeit Ihrem Berichte entgegen.

Namens Sr. Erzellenz ....

Aus Wien, 21. Februar 1835, berichtet Brockhausen an Ancillon (Min. der Auswärtigen Angelegenheiten), daß er Metternich vertraulich von der Sache in Kenntniß gesetzt, dieser einverstanden und bereit sei, den „K. K. Geschäftsträger in Stuttgart mit den nöthigen Weisungen zur Aufnahme und zum Betriebe dieser Angelegenheit im Sinne des Vorschlages des K. Kabinets und in Gemeinschaft mit dem K. Geschäftsträger versehen zu wollen. Diese Weisungen sollen unverzüglich abgehen".

Brockhausen.

Fürst Metternich an Graf Trautmannsdorff.

Wien, 21. Februar 1835.

Hochgeborener Graf!

In Folge der Ew. Durchlaucht mittelst des Reskripts vom 10. Januar aufgetragenen Mittheilung, den Konsul List betreffend,

Digitized by Google

hat sich das K. Preußische Kabinet bewogen gefunden, abermals auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und uns durch Baron Brockhausen vorschlagen zu lassen, daß die K. Württembergische Regierung Seitens der beiden Höfe von Wien und Berlin veranlaßt würde, unter authentischer Darlegung der die entehrende Verurtheilung des p. List dokumentirenden Urkunden, bei der K. Sächsischen Regierung die Entfernung desselben von dem Konsular-Posten zu bevorworten.

Uns die Ansichten des K. Preußischen Ministeriums vollkommen aneignend, erlassen wir an den Kais. Geschäftsträger zu Stuttgart die hier in Abschrift angeschlossene Weisung, welche Ew. Exzellenz dem Herrn Minister Ancillon mittheilen, wobei Sie denselben ersuchen wollen, nun auch seinerseits den K. Geschäftsträger am K. Württembergischen Hofe mit analogen Befehlen baldigst versehen zu wollen.

Empfangen . . . Metternich.

Weisung des Herrn Fürsten Staatskanzler an Herrn v. Frank zu Stuttgart.

Wien, den 21. Februar 1835.

Die Anerkennung seitens der K. Sächsischen Regierung des bekannten Demagogen List in der Eigenschaft eines Konsuls der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Leipzig hat nothwendig unsere und des K. Preußischen Hofes Aufmerksamkeit erregen müssen.

Aus sicherer Quelle war uns bekannt, daß dieser Mann, Professor in Tübingen und im Jahre 1821 Abgeordneter von Reutlingen, zur Württembergischen Ständeversammlung damals eine sehr anstößige Adresse an die Regierung lithographiren und zur Sammlung von Unterschriften im Lande zirkuliren ließ, wodurch er sich nach Württembergischen Gesetzen eines Staatsverbrechens, auf welches eine infamirende Strafe von 6 Monaten bis 3 Jahren gesetzt ist, schuldig machte. Er wurde deshalb auch im April 1822 zu einer Festungsstrafe von 10 Monaten mit Zwangsarbeit verurtheilt, und über seinen Rekurs dieses Erkenntniß obergerichtlich bestätigt. Nachdem er die Strafe auch wirklich angetreten, gelang es ihm, nach etwa einem halben Jahr aus derselben zu entspringen, worauf er durch einen neuerdings in das Publikum gebrachten Aufsatz: „Ueber Justizmord" sich eines abermaligen Vergehens

Digitized by Google

schuldig machte, aber wieder eingebracht und auch wegen dieses Aufsatzes zur Untersuchung gezogen wurde. Allein auch dieses Mal gelang es ihm, im Herbst 1824 mittelst Flucht sich der Untersuchung wie der früher verwirkten Strafe zu entziehen.

Auf unsere, im vertraulichen Wege über die Ernennung des List in Dresden gemachten Bemerkungen, ward uns erwidert: man habe ihm das Exequatur aus dem Grunde nicht verweigern zu können geglaubt, weil aus den, durch den K. Geschäftsträger in Stuttgart eingezogenen Erkundigungen sich ergeben, daß die in Württemberg gegen List eingeleitete Untersuchung nicht nur beendet sei, sondern auch ein dem Angeschuldigten nachtheiliges Resultat nicht gehabt habe.

Wenn diese Angaben offenbar auf einem Mißverständnisse beruhen, und wenn wahrscheinlich der K. Württembergischer Seits bezeigten Abgeneigtheit, sich des durch den Bundesbeschluß vom 5. Juli 1832 Art. 8 erlangten Reklamationsrechtes gegen den List zu bedienen, in Dresden die Deutung gegeben worden ist, als gehe aus dieser Verzichtleistung die Schuldlosigkeit des fraglichen Individuums hervor, so dürfte sich vielleicht die K. Württembergische Regierung bewogen finden, diesen Irrthum in Dresden zu berichtigen. Es kann ihr unmöglich gleichgiltig sein, und selbst ihre Würde ist gewissermaßen dabei betheiligt, daß ein von ihren Gerichten zu einer entehrenden Strafe verurtheiltes Individuum, welches dieselbe nicht einmal vollständig abgebüßt und sich fernerer Untersuchung nur durch die Flucht entzogen hat, in einem anderen deutschen Bundesstaate in einer völkerrechtlichen privilegirten Stellung nicht auftrete und dadurch der Wirksamkeit der Württembergischen Landesgesetze innerhalb des Württembergischen Bundesgebietes und im Bereiche der Beschlüsse vom 5. Juli 1832, so zu sagen Hohn gesprochen werde. Auch kann nicht wohl bezweifelt werden, daß die K. Sächsische Regierung auf Vorlegung der die Lists Verurtheilung dokumentirenden Aktenstücke sich bewogen finden würde, das unter solchen Verhältnissen anständiger Weise kaum zu belassende Exequatur dem List wieder zu entziehen.

Es fragt sich nun, ob die K. Württembergische Regierung einen solchen Schritt in Dresden zu thun geneigt ist?

Hierüber wollen sich Ew. . . . . mit dem Herrn Grafen v. Beroldingen vertraulich besprechen, und im Bejahungsfalle dieser Frage S. E. versichern, daß Oesterreich und Preußen die zu machenden Vorstellungen in Dresden mit dem Gewichte aller, für

Digitized by Google

die Entfernung eines so gefährlichen Demagogen von einem Konsular-Posten, aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Sicherheit Deutschlands sprechenden Rücksichten zu unterstützen bereit sind.

Da der K. Preußischen Gesandtschaft in Stuttgart demnächst ähnliche Weisungen, wie die in gegenwärtiger Depesche enthaltenen, zugehen werden, so wollen Ew. . . . die Vollziehung dieser Aufträge bis zum Eingange der Weisung aus Berlin verschieben, und sie dann gleichzeitig mit dem K. Geschäftsträger bewerkstelligen.

Empfangen . . .

Berlin, den 2. März 1835.

An des K. Geschäftsträgers pp.
Herrn v. Salviati
Hochwohlgeboren
in
Stuttgart.

Ew. pp. erinnern sich ohne Zweifel des vormaligen Abgeordneten der Württembergischen Ständeversammlung, Friedrich List, welcher seiner revolutionären Umtriebe wegen aus derselben ausgeschlossen und sodann den kompetenten Gerichten zur Einleitung einer Kriminaluntersuchung gegen ihn überliefert wurde, dem es jedoch späterhin gelungen ist, sich seiner Bestrafung durch die Flucht zu entziehen und sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu begeben . . .

Durch verschiedene gelungene Unternehmungen in Amerika zu einem nicht unbedeutenden Vermögen gelangt, hat er daselbst das Bürgerrecht erhalten und ist hierauf von Seiten der dortigen Regierung als Konsul nach dem Königreich Sachsen gesandt worden, woselbst er auch als Konsul für Leipzig das Exequatur im Laufe des vorigen Jahres erhalten hat. Die Nachricht hiervon hat uns nun umso unangenehmer überraschen müssen, als es eine betrübende Erscheinung war, daß ein deutscher Bundesstaat, unter ihm wohl nicht unbekannt gebliebenen Umständen sich über alle Bedenken hinwegsetzen zu dürfen glaubte, einen Mann, wie den List, dem es nach der eigenen Verfassung des Landes als einem „nicht Unbescholtenen“ nicht das Bürgerrecht würde haben gewähren können, als Konsular-Agent einer fremden Regierung bei sich die Anerkennung zu Theil werden zu lassen, auch ohne Rücksicht auf die K. Württembergische Regierung, in Beziehung auf welche

Digitized by Google

jenes Individuum fortgesetzt in den Verhältnissen eines von dort flüchtig gewordenen Sträflings bleibt. Denselben Eindruck, wie auf uns, hat jenes Ereigniß auch auf die Kais. Oesterreichische Regierung gemacht, und sie haben dem Gegenstande ihre vereinte Aufmerksamkeit um so weniger entziehen können, als bereits nähere Anzeigen darüber vorhanden waren: daß der p. List in genauer Verbindung zu dem Leipziger Buchhändler Otto Wigand stehe, welcher seinerseits Beweise genug geliefert hat, wie sehr seine Betriebsamkeit der Revolution zugewandt sei, und als die Besorgnis eines schädlichen Einflusses des p. List auf die öffentliche Meinung in Sachsen nur deshalb noch mehr Raum gewinnen mußte, weil derselbe von der Nordamerikanischen Regierung zugleich mit der Befugniß beliehen ist, Vizekonsuln in den einzelnen Städten Sachsens zu bestellen.

Bei dieser Lage der Sache trug ich im Spätherbst vorigen Jahres schon, zu welcher Zeit gerade der K. Sächsische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, General v. Minkwitz, hier anwesend war, kein Bedenken weiter, ihm gegenüber das Mißliche der geschehenen Anerkennung des p. List von Seiten der K. Sächsischen Regierung offen darzulegen und seiner näheren Erwägung anheimzugeben, wie dem fraglichen Uebelstande jetzt noch abgeholfen werden könne. Seiner Versicherung nach will die K. Sächsische Regierung die amtliche Eigenschaft des p. List auch ihrerseits nur ungern anerkannt, und nur dann erst nicht weiter umhin gekonnt haben, ihm das Exequatur zu ertheilen, als ihr auf amtlichem Wege die Auskunft geworden, daß die in Württemberg gegen den List eingeleitete Untersuchung nicht nur beendigt sei, sondern auch kein dem Angeschuldigten nachtheiliges Resultat ergeben habe. Bei diesen bestimmten Angaben des genannten Ministers habe ich mich, ihm gegenüber, für den Augenblick wenigstens nur darauf beschränken können, das dringendste Ersuchen zu stellen, dahin zu wirken, daß die K. Sächsische Regierung das Treiben des List nicht aus den Augen verliere und insbesondere darüber wachen möge, daß die demselben von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika beigelegte Befugniß zur Bestellung von Vizekonsuln nicht gemißbraucht werde, um solchen Personen den Schutz eines öffentlichen Charakters zu verleihen, deren persönliche Beziehungen bereits in der einen oder anderen Beziehung verdächtig erscheinen. Andererseits hat jedoch die Unterredung über diesen Gegenstand mit dem Herrn v. Minkwitz den

Digitized by Google

Eindruck bei mir zurückgelassen, daß seine Regierung bei irgend einem begründeten Anlasse von Außen her nicht abgeneigt sein dürfte, in reifliche Erwägung zu ziehen, wie sie sich des List im gemeinsamen Interesse Deutschlands ihrerseits zu entledigen vermöge und habe ich hierauf insbesondere die Hoffnung gründen zu dürfen geglaubt, daß jene Regierung, falls sich im Laufe der jetzt wegen politischer Umtriebe in Deutschland schwebender Untersuchungen durch die Bemühungen der Zentral-Kommission oder sonst irgend eine bisher unbekannt gewesene oder gar eine neue Verschuldung gegen den List herausstellen sollte, dem vereinten Antragen unserer und der Oesterreichischen Regierung, besonders wenn diese sich hierbei von der K. Württembergischen Regierung unterstützt sehen, Gehör geben, um auf die Entfernung desselben aus den Sächsischen Staaten Bedacht zu nehmen suchen werde. Von dieser Ansicht aus ist diesseits der Kais. Oesterreichischen Regierung gegen Ende des vorigen Jahres anheim gestellt worden: ob nicht an den Präsidenten der Zentral-Untersuchungs-Kommission in Frankfurt a. M. eine vertrauliche Anweisung zu dem oben beregten Grunde zu erlassen sein würde, um wo möglich durch ihn die Mittel zur Bildung eines gemeinsamen Antrages der erwähnten Art bei der K. Sächsischen Regierung zu erlangen.

Aus einer späteren Mittheilung des Kaiserlich Oesterreichischen Hofes ging indessen hervor, daß der gedachte Präsident dem diesfälligen Gegenstande zwar die gewünschte nähere Aufmerksamkeit gewidmet habe, gleichwohl aber in Folge einer mit dem Königl. Württembergischen Bevollmächtigten bei der Zentral-Kommission gehabten vertraulichen Unterredung über die Angelegenheit des List der Voraussetzung Raum geben zu dürfen glaubte, daß die Württembergische Regierung, obwohl der List unzweifelhaft als Württembergischer Flüchtling zu betrachten sei, sich dennoch schwer dazu entschließen dürfte, denselben zum Zwecke seiner Bestrafung zu reklamiren, weil es ihr vielmehr lieb sei, sich dieses Individui für immer entledigt zu sehen.

So unerfreulich es allerdings im ersten Augenblick besonders für das allgemeine Beste erscheinen muß, die Sache aus dem obenerwähnten Gesichtspunkte aus K. Württembergischer Seits betrachtet zu sehen, so finden wir unsererseits die Lage derselben doch keineswegs dazu angethan, von jedem Versuche, die Württembergische Regierung behufs der Unschädlichmachung eines so gefährlichen Individuums wie der List in jedem Betrachte ist, ihre Schritte

Digitized by Google

mit denen der diesseitigen und der Kais. Oesterreichischen Regierung auf angemessene Weise vereinigen zu sehen, abzustehen: da es uns keineswegs darauf: daß List seiner früheren heimathlichen Regierung zum Zweck seiner nachträglichen Bestrafung ausgeliefert werde, als vielmehr wesentlich und im Interesse der Ruhe sämmtlicher deutscher Bundesstaaten darauf anzukommen scheint: die K. Sächsische Regierung von der Ansicht aus dahin zu bewegen: daß sie das dem List ertheilte Exequatur zurücknehme, damit dieser unter die Kategorie von Fremden falle, auf welche die Vorschriften der Sicherheitspolizei eine unbedingte Anwendung finden können.

Wir sind keineswegs gewilligt, die inneren Beweggründe zu verkennen, von denen aus die dortige Regierung sich bestimmt findet, auf ihr Recht, von der K. Sächsischen Regierung die Auslieferung des List zum Zwecke seiner Bestrafung zu begehren, Verzicht zu leisten.

Die Gefährlichkeit des genannten Individui im Herzen Deutschlands, wo es ihm, zumal in seiner jetzigen amtlichen Stellung nicht schwer fallen dürfte, seine früheren Verbindungen auf minder bemerkbare Weise zu unterhalten, scheint uns jedoch der K. Württembergischen Regierung, den übrigen deutschen Bundesstaaten gegenüber, in eben dem Maße die Verpflichtung aufzuerlegen, als es von ihr mit Rücksicht auf ihre eigene innere Sicherheit als Recht aufgestellt werden könnte, von dem K. Sächsischen Gouvernement zu verlangen: daß es ein Individuum, wenigstens nicht in einer konsularischen Stellung, länger bei sich dulde, welches sich der wegen schwerer Vergehen gegen dasselbe gerichtlich erkannten Strafen durch die Flucht entzogen hat, und welches der Württembergischen Regierung in Gemäßheit der Bestimmungen des Art. 8 der Bundesbeschlüsse vom 5. August 1832 auf etwaniges Verlangen zur Bestrafung würde ausgeliefert werden müssen, wenn sie sich nicht damit begnügen wollte, bloß dessen Unschädlichmachung und nach Umständen dessen Entfernung aus den deutschen Bundesstaaten zu begehren.

Eine Einwirkung der letzteren Art bei der K. Sächsischen von Seiten der K. Württembergischen Regierung würde, wie wir zuversichtlich hoffen, schon den Erfolg haben, daß der List, auch wenn er nur mittelbar Kenntniß von einer solchen Einleitung der Sache erhalten sollte, es nicht auf das Aeußerste ankommen lassen, sondern

Digitized by Google

seinerseits schon dahin zu wirken suchen würde, einer so mißlichen Stellung enthoben zu werden, und daher würde es bei der gegenwärtigen Lage der Sache für die innere Sicherheit Deutschlands schon ein wahrer Gewinn sein, wenn die dortige Regierung bestimmt werden könnte, dem Gegenstande auch nur in dieser beschränkten Weise ihre Mitwirkung angedeihen zu lassen.

Der Kais. Oesterreichische Hof hat uns benachrichtigt: daß dem Kais. Geschäftsträger am Württembergischen Hofe unverzüglich der Auftrag zugehen werde, in Gemeinschaft mit Ew. . . . bei dem dortigen Gouvernement dahin zu wirken, daß sich dasselbe dazu verstehe, von dem oben angedeuteten Gesichtspunkte aus von der K. Sächsischen Regierung die Unschädlichmachung des List und nach Umständen dessen Entfernung aus den deutschen Bundesstaaten zu verlangen.

Indem ich Ew. . . . zum gemeinsamen Betriebe der Sache hierdurch beauftrage . . . . .

A.

Stuttgart, 15. März 1835.

Einige Tage vor dem Empfang des verehrl. Erlasses Ew. Exzellenz vom 2. dss., die Anstellung des List als Nordamerikanischer Konsul zu Leipzig betreffend, hatte mich der österreichische Geschäftsträger von dem ihm deshalb zugekommenen Befehle in Kenntniß gesetzt. Gleich nach dem Eingange des Erlasses vom 2. benachrichtigte ich ihn davon, und wir unterhielten den Herrn Grafen von Beroldingen darüber sofort, ein jeder von seiner Seite.

Nach der Unterredung mit demselben ergab sich, daß die diesseitige Regierung den p. List, der noch einige Monate der ihm zuerkannten Strafe zu bestehen hatte, nach Amerika, unter der Bedingung, Württemberg nie wieder zu betreten, wo man seine demagogischen Umtriebe fürchtete, *hatte entschlüpfen lassen*. Im Monat September v. Js. habe ihn der Sächsische Geschäftsträger gefragt: ob seine Regierung etwas dagegen habe, wenn man ihn zu Leipzig als Beisitzer aufnehme, um die Einführung der Eisenbahnen durch seine Kenntnisse und Geldmittel zu befördern? Hierauf habe er umsomehr beifällig antworten müssen, als es ihm vorzüglich darauf ankomme, den p. List von Württemberg entfernt zu halten. Diesen Wunsch habe ich zwar natürlich gefunden, jedoch zu bemerken mich veranlaßt gesehen, daß zwar so von Württemberg eine Gefahr unmittelbar entfernt worden, daß

Digitized by Google

sie aber für ganz Deutschland nicht habe beseitigt werden können, und daß sie auf diese Weise auch als für Württemberg mittelbar zu bestehen fortgefahren habe. Hierauf wußte der Graf freilich nichts Tüchtiges zu erwidern, fuhr aber fort auszuführen, daß nach dieser mündlichen Anfrage der Sächsische Geschäftsführer sich unterm 8. Dezember v. Js. an ihn schriftlich wegen der Bestallung des List als Konsul gewendet und daß er sich darauf in seiner Antwort vom 10. ejusd. vollständig über den Lebenswandel desselben geäußert habe. Nach seiner Ansicht sei aber, wenn man die Daten der Ernennung, wenn er nicht irre, 15. September, mit dem der Anfrage vergleiche, das Exequatur ertheilt gewesen, ehe man sich bei ihm über den List näher und schriftlich erkundigt, was um so auffallender erscheint, als der Sächsische Geschäftsträger seiner Zeit, im Jahre 1821, seine Regierung auf das Treiben jenes Individuums will aufmerksam gemacht haben und er daher auch nicht in dem Fall sei, deshalb bei der Sächsischen Regierung neue Schritte zu thun, wie sehr er auch von dem Nachtheil durchdrungen sei, der aus dem Aufenthalt desselben in Leipzig, vornehmlich in seiner Eigenschaft als Nordamerikanischer Konsul erwachsen könne. Da es mir nun erheblich schien, der Sächsischen Regierung gegenüber Gebrauch von der vorgedachten Note machen zu können, zu einer Zeit, wo sie sich wenigstens bei der hiesigen Regierung das Ansehen geben wollte, als sei demselben das Exequatur noch nicht ertheilt, und erwarte sie deshalb Auskunft von ihr, während er beinahe drei Monat früher schon als Konsul bestätigt war, so bat ich den Herrn Grafen von Beroldingen, mir und dem Oesterreichischen Geschäftsträger Abschrift jener Note mittheilen zu wollen, um dieselbe respektive nach Berlin und Wien senden zu können. Er hat es versprochen, und mir heute nicht nur jene Note, sondern auch die Anfrage des Sächsischen Geschäftsträgers, aus welcher sich ergiebt, daß die erste Auskunft, wie Herr Graf von Beroldingen glaubte, nicht im September, sondern schon im August v. Js. eingeholt worden, übersandt, welche ich anliegend zu überreichen mich beehre.

Uebrigens scheint der Graf über diesen Gegenstand noch Instruktionen an die Gesandtschaften zu Berlin und Wien gleichzeitig richten zu wollen. R. Salviaty.

An
den Kgl. Wirkl. Geh. Staats- und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten
Herrn Ancillon, Exzellenz.

Digitized by Google

Note des K. Sächsischen Gesandten zu Stuttgart.

Der Unterzeichnete hat zwar schon im August v. Js. die Ehre gehabt, mit dem Herrn Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Beroldingen, Exzellenz, über die früheren Verhältnisse des vormaligen Professors der Staatswissenschaften zu Tübingen und nachmaligen Abgeordneten von Reutlingen List, sich zu besprechen und aus den Aeußerungen Sr. Exzellenz die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht in der Absicht der K. Württembergischen Regierung liege, der Aufnahme des gedachten List als Schutzverwandten Leipzigs aus Anlaß der im Jahre 1821 gegen ihn verhängten Untersuchung irgend ein Hinderniß entgegenzusetzen.

Da nun neuerlich gedachter List den Wunsch geäußert hat, nicht bloß mit seiner Familie als Schutzverwandter aufgenommen, sondern zugleich als Konsul der Nordamerikanischen Freistaaten in Leipzig anerkannt zu werden, so ist des Unterzeichneten allerhöchsten Hofe sehr daran gelegen, über die fragliche Untersuchungssache und über die desfallsigen Gesinnungen der K. Württembergischen Regierung authentische Nachricht zu erhalten. Der Unterzeichnete nimmt sich daher die Freiheit, Sr. Exzellenz zu bitten, daß es Höchstdemselben gefällig sein möge, ihm über die hierüber gemachten früheren Aeußerungen eine schriftliche Mittheilung zukommen zu lassen.

Der Unterzeichnete erneuert bei dieser Gelegenheit . . .

Stuttgart, am 8. Dezember 1834.

Wirsing.

Sr. des Herrn
Minister der Auswärtigen Angelegenheiten,
Grafen von Beroldingen,
Exzellenz.

Darauf sendet am 10. Dezember 1834 Beroldingen der Sächsischen Gesandtschaft die folgende Note:

Auf die verehrl. Note vom 8. d. M. in Betreff des vormaligen Professor List hat der Unterzeichnete die Ehre, Sr. Hochwohlgeboren dem K. Sächsischen Geschäftsträger Herrn Baron von Wirsing Folgendes zu erwidern.

Daß die K. Württembergische Regierung nicht die Absicht habe, der Aufnahme des vormaligen Professors List, als Schutz-

Digitized by Google

verwandten zu Leipzig, Hindernisse in den Weg zu legen, hat der Unterzeichnete schon im verflossenen Sommer die Ehre gehabt, höchstem Befehle gemäß, dem Herrn Baron von Wirsing mündlich zu eröffnen.

Wenn nun das K. Sächsische Gouvernement aus Anlaß der nachgesuchten Anerkennung des gedachten List als Konsul der nordamerikanischen Freistaaten näheren Aufschluß über dessen Verhältnisse, namentlich in Absicht auf die im Jahre 1821 gegen ihn anhängig gewesene Untersuchung zu erhalten wünscht, so beehrt sich der Unterzeichnete, die desfalls gewünschte Auskunft dahin zu ertheilen, daß der erwähnte Friedrich List, aus Reutlingen gebürtig, früher als Rechnungsrath in Königlichen Diensten gestanden, hierauf Mitglied der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen geworden und zuletzt als Deputirter in der Ständeversammlung aufgetreten ist. Im Jahre 1821 wurde derselbe, wie dem Herrn Geschäftsträger aus den damaligen Diskussionen in der Ständeversammlung erinnerlich sein wird, in gerichtliche Untersuchung gezogen und sodann durch ein von dem K. Obertribunale als Rekursinstanz bestätigtes Erkenntniß des K. Gerichtshofes zu Eßlingen

wegen Ehrenbeleidigung und . . . . . .

zu 10monatiger Festungsstrafe mit angemessener Beschäftigung innerhalb der Festung verurtheilt.

An dieser ihm zuerkannten Festungsstrafe hat List nur fünf Monate erstanden, indem derselbe im Januar 1825, als er wegen wiederholter Vorbereitung einer gesetzwidrigen Druckschrift auf das Neue zur Verantwortung gezogen werden sollte, eine Gelegenheit ergriff, sich aus Württemberg zu entfernen, in dem er sich dem Vernehmen nach in die Nordamerikanischen Freistaaten begab.

In wie fern übrigens diese im Jahr 1821 eingetretenen Umstände geeignet sein dürften, ein der nachgesuchten Anerkennung des p. List als Konsul im Wege stehendes Hinderniß zu begründen, glaubt man diesseits dem Ermessen des K. Sächsischen Gouvernements gänzlich anheimstellen zu müssen.

Der Unterzeichnete benutzt . . .

Beroldingen.

Damit scheint aber die Sache eingeschlafen, wenigstens hat das Wiener Kabinet keine weiteren Schritte unternommen und auf

Digitized by Google

eine aus Berlin am 14. Mai 1835 an den Grafen v. Maltzan in Wien ergangene Erinnerung und Aufforderung anzufragen, was das Oesterreichische Kabinet zu thun beabsichtige, berichtet dieser, Wien, den 26. Juni 1835.

In Bezug auf den hohen Erlaß vom 14. v. M., den Nordamerikanischen Konsul List betreffend, habe ich die Ehre, Ew. Exzellenz ganz gehorsamst zu erwidern, daß von Seiten des Kais. Hofes in dieser Angelegenheit nichts geschehen ist, auch keine weiteren Schritte beabsichtigt werden, daß jedoch, zufolge der mir gemachten Eröffnungen jener Hof gerne bereit ist, sich den von Ew. Exzellenz vielleicht beabsichtigten Schritten anzuschließen und demnach den desfalls etwa zu machenden Vorschlägen mit großem Interesse entgegensieht.

Maltzan.

Leipzig, den 17. Juli 1835.

In einer kurzen Abwesenheit meines Vaters habe ich die Ehre, in Folge des Schreibens vom 14. d. M. hohem Ministerio Folgendes zu berichten.

Herr Friedrich List befindet sich in Bezugnahme auf die Anlage „Leipziger Zeitung" vom 19. Juni a. c. unter den Mitgliedern des Ausschusses der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Kompagnie, die jedoch wohl von den Direktoren nnd ihren Stellvertretern zu unterscheiden sind. Derselbe hat auch keineswegs aufgehört, für diese Unternehmung mitzuwirken, obschon in der letzten Zeit und namentlich zur Zeit der Wahl Mißhelligkeiten zwischen den damaligen Komitee-Mitgliedern und dem Herrn List eingetreten waren. Obschon die vielfachen Verdienste desselben um die Unternehmung, durch Mittheilung seiner in Amerika gemachten Erfahrung und die Fortschritte, die er durch zweijährige für die Sache gemachte anhaltende Arbeiten und Studien dieser hinzufügte, anerkannt werden müssen, so ist dennoch List mit stets so sanguinischen Erwartungen und Ansichten zu Werke gegangen, daß diese vom Komitee haben fortwährend gesteuert werden müssen. Dieser Tadel hat besonders die bekannten Eisenbahnberichte getroffen, von denen jener der Verfasser war und welche stets von dem bedächtigeren Komitee, nach vorhergängigen Debatten mit List modifizirt werden mußten. Man zweifelt keineswegs an der wohlmeinenden Gesinnung des Herrn List, erkennt seine enthusiastische Thätigkeit und seine Kenntnisse für und von der Sache an, hütet sich jedoch in Bezug auf Projekte

Digitized by Google

ihm unbedingten Glauben beizumessen. Herrn Lists Vermögensumstände dürften nur beschränkt sein und machten ihm die Erlangung der besoldeten Stelle eines Bevollmächtigten, welche jetzt der Kramermeister Karl Tenner ausfüllt, wünschenswerth. In Folge der Mißhelligkeiten mit dem Komitee hat Herr List sich in dieser seiner Hoffnung getäuscht gesehen und derselbe soll die ihm vom jetzigen Direktorium zugebilligten 2000 Rr. als keine hinreichende Entschädigung für seine Mühewaltung betrachten; (wofür ich sie persönlich übrigens auch nicht ansehe, indem demselben nach dem Zugeständnisse einiger der Direktoren und nach der allgemeinen Ueberzeugung nicht abzusprechen ist, daß er zu der Leipzig-Dresdener und hierdurch wohl zu allen deutschen Eisenbahnen den thätigsten und kräftigsten Impuls gegeben und denselben durch die hier zuerst gegebenen Einschläge und besonders durch sein von den hiesigen Behörden anerkanntes Talent für die Sache auf die allgemeine Meinung zu wirken, den bisherigen Erfolg vorbereitet hat).

Königlich Preuß. Generalkonsulat,

In Abwesenheit des Generalkonsuls
Julius A. Baumgaertner.

An das
Kgl. Preuß. Hohe Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten
zu Berlin.

Digitized by Google

Ueber die Bewegungsorgane der Thiere.

Von

Robert von Lendenfeld (Prag).

Der wesentliche Bestandtheil eines jeden Organismus ist das Plasma, denn es sind alle Lebenserscheinungen im Grunde nichts Anderes als Wirkungen der dem Plasma innewohnenden Kräfte. Eine der wichtigsten von diesen ist die Beweglichkeit. Dieselbe beruht einerseits auf der halbweichen Beschaffenheit und andererseits auf der Fähigkeit lebenden Plasmas, die Anziehungskraft, die Molekularattraktion seiner kleinsten Theile, abzuändern. Wirken alle Theile einer Plasmamasse gleich kräftig anziehend auf einander und auf die anstoßenden Theile der Außenwelt ein, so wird, wenn kein mechanisches Hinderniß dem entgegen steht, die Plasmamasse Kugelform annehmen. Wenn nun die wechselseitige Anziehung der Theilchen zu einander in einer, sagen wir der vertikalen Richtung verstärkt wird, so wird sich die ganze Plasmamasse abplatten, und dies um so mehr, je mehr die Anziehung in vertikaler die Anziehung in horizontaler Richtung überwiegt: aus der Kugel wird eine Scheibe. Wenn in verschiedenen Theilen einer Plasmamasse verschieden starke und verschieden gerichtete Anziehungsänderungen eintreten, so werden die verschiedensten Bewegungen und Formveränderungen hervorgerufen werden können. Wenn zu diesen Aenderungen der inneren, kohäsiven Anziehungskräfte noch Aenderungen in den nach Außen wirkenden, adhäsiven Anziehungskräften treten, so wird eine Bewegung von der Art zu Stande kommen, wie wir sie an einfachen Organismen, an Amöben, thatsächlich beobachten. Ueberwiegt die innere, kohäsive Anziehung der Theile des plasmatischen Amöbenkörpers unter einander die adhäsive Anziehung zu den anstoßenden Theilen der Außenwelt und ist sie in allen Richtungen gleich stark, so zieht sich die Amöbe zu einer Kugel zusammen. Treten dann Aenderungen in der Stärke der nach den verschiedenen Richtungen hin

Digitized by Google

wirkenden, wechselseitigen Anziehungskräfte der Theile ein, so ändert sie ihre Gestalt. Nimmt an einer Stelle die adhäsive Anziehung der oberflächlichen Theile zu anstoßenden Theilen der Außenwelt zu, so quillt an dieser Stelle ein Fortsatz des Plasmas, ein Pseudopodium hervor. Dauert die überwiegende Anziehung dieses Theils zur Außenwelt an, so kriecht die Amöbe in der Richtung dieses Theils fort. Alle Bewegungen der Amöbe werden nur in dieser Weise ausgeführt, irgendwelche besondere, die Bewegung erleichternde Hilfsmittel, motorische Organe, besitzt die Amöbe nicht.

Beim Kriechen über die Oberflächen von festen, unter Wasser liegenden Gegenständen bilden die Amöben breite, lappenförmige Pseudopodien dieser Art. Bei anderen, niederen, einzelligen Thieren, den Foraminiferen, Sonnenthierchen u. s. w. werden ganz feine, fadenförmige, vom Körper des Thieres radial ausstrahlende und in vielen Fällen mit einander zu Netzen verschmelzende Plasmaausläufer (Pseudopodien) gebildet. An solchen ist eine eigenthümliche innere Bewegung wahrzunehmen, welche als ein Strömen des Plasmas in die Erscheinung tritt.

Bei den höher organisirten, einzelligen Thieren, den Infusorien, werden zwar auch, gerade so wie bei den Amöben, Gestaltveränderungen des Körpers, Streckung, Beugung, Zusammenziehung und dergleichen, durch innere Anziehungsänderungen der Plasmatheile herbeigeführt; es ist aber bei diesen außerdem noch ein eigener, lokomotorischer Hilfsapparat zur Ausbildung gelangt. Dieser besteht aus Härchen, welche die Oberfläche bekleiden und welche bewegt werden. Im einfachsten Falle sind diese Härchen sehr zahlreich, fein und gleichartig. Bei vielen Infusorien tritt aber an Stelle dieses zarten und gleichmäßigen Haarkleides ein aus weniger zahlreichen, stärkeren Haaren, Stiften oder Geißeln bestehender Lokomotionsapparat. Bei den heterotrichen Infusorien finden wir an der Unterseite dickere, als Schreitbeine fungirende griffelartige Anhänge. Diese sind starr und werden von denjenigen Plasmapartien des Körpers, denen sie eingepflanzt sind, bewegt. Vermuthlich werden auch die zarten Härchen der gleichmäßig bewimperten, holotrichen Infusorien, so Rudern gleich, bewegt. Es ist in diesen Fällen die „Beweglichkeit", die Fähigkeit die Stärke der wechselseitigen Anziehung der Plasmatheile unter einander abzuändern, in denjenigen oberflächlichen Körperabschnitten, denen die Haare eingepflanzt sind, zu einer ganz besonders hohen Ausbildung gelangt: wir können diese Plasmatheile als Muskelsubstanz auffassen. Anders scheinen die Verhältnisse bei

Digitized by Google

den mit einer oder mit zwei langen Geißeln ausgestatteten, flaggellaten Infusorien zu liegen. Bei diesen werden die Haare (Geißeln) nicht einfach wie Ruder hin und her bewegt, sondern sie biegen und schlängeln sich schraubenförmig, und es ist daher wohl sicher, daß hier das den Bewegungsimpuls gebende Muskelplasma in der Geißel selber liegt. Durch die Bewegung der Haare der Infusorien wird nicht nur die Ortsveränderung des Thieres selbst, die Lokomotion zu Stande gebracht, sondern in vielen Fällen auch die Nahrung erbeutet. Bei vielen Infusorien — das gilt in allererster Linie für die festsitzenden — wird durch die Bewegung der am Vorderende des Thieres befindlichen Haare eine Wirbelströmung im Wasser erzeugt, durch welche jene kleinen Bakterien, Algen u. s. w., die diesen Infusorien zur Nahrung dienen, an den Körper herangebracht und dem als Mund fungirenden Theil der Oberfläche desselben zugeführt werden.

Bei einigen festsitzenden Infusorien, der Vorticella und vielen ihrer Verwandten, hat auch das den Stiel bildende Plasma einen besonders hohen Grad von innerer Beweglichkeit, oder, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt, Kontraktilität, erlangt. Durch plötzliche und bedeutende Aenderungen in der Kraft, mit welcher die Theilchen desselben nach den verschiedenen Richtungen hin anziehend auf die Nachbartheile wirken, können diese Stiele plötzlich spiralig eingerollt werden, wodurch eine augenblickliche Zurückziehung des Thieres, das auf dem Stiele sitzt, herbeigeführt wird.

Wir können bei den einzelligen Thieren, den Amöben, Infusorien u. s. w., sechs Arten von Bewegungseinrichtungen unterscheiden, die in zwei Kategorien zerfallen. Auf Aenderungen der inneren, kohäsiven Anziehungskräfte beruhen die Gestaltveränderungen der ganzen Körper dieser Thiere, die Plasmaströmung, die vom oberflächlichen Plasma veranlaßte Bewegung der starren Härchen, die Schraubenbewegung der Geißeln und die Zusammenziehung der kontraktilen Stiele; auf äußeren, adhäsiven Anziehungsänderungen beruht die kriechende Bewegung der Amöben.

Bei solchen einzelligen Organismen verrichtet die eine Zelle, aus welcher der ganze Körper besteht, alle Lebensfunktionen. Bei den einfacheren von ihnen, den Amöben und ihren Verwandten, ist eine Auftheilung dieser Funktionen unter den verschiedenen Theilen des Plasmaklümpchens, aus dem das Thier besteht, nur insoweit durchgeführt, als ein Zellkern differenzirt ist und das mehr körnige innere oder Entoplasma hauptsächlich die vegetativen, das durchsichtigere, äußere oder Ektoplasma, hauptsächlich die animalen Funk-

Digitized by Google

tionen verrichtet. Bei den höher organisirten Infusorien hingegen bemerken wir außerdem noch, daß, wie oben schon angedeutet worden ist, gewisse Theile des Körpers, das Plasma an den Ursprungsstellen der starren Ruderhaare, das Plasma der schraubenförmig sich bewegenden Geißeln und endlich das Plasma der Stiele der Vorticellen die innere Bewegungsfähigkeit, welche auf Aenderungen der kohäsiven Anziehungsverhältnisse der Theilchen unter einander beruht, in ganz besonders hohem Maße besitzen, in anderen Worten, in muskulöse Substanz umgewandelt erscheinen: diesen Körpertheilen ist die lokomotorische Funktion übertragen.

Alle höher organisirten Thiere sind nicht, wie jene Infusorien u. s. w., einzellig, sondern aus zahlreichen Zellen zusammengesetzt, und wir bemerken, daß bei ihnen jene schon bei den Einzelligen anzutreffende Auftheilung der Funktionen unter verschiedenen Theilen eine noch viel weitergehende ist. Die Arbeitstheilung ist bei diesen vielzelligen Thieren in der Weise durchgeführt, daß die einzelnen Zellen der Verrichtung verschiedener Funktionen angepaßt und nur diese auszuüben im Stande sind. Wie die anderen Funktionen, ist auch die lokomotorische gewissen Zellen übertragen: diese Bewegungszellen sind es, denen wir uns jetzt zuwenden wollen.

Wir haben oben gesehen, daß bei den Infusorien immer bewegliche Haare und zuweilen (Vorticella) auch ein stark zusammenziehbarer Stiel angetroffen werden. Jede von diesen beiden Arten von Bewegungsorganen wird auch, und zwar in weit besserer Ausbildung, bei den höheren, vielzelligen Thieren beobachtet, bei denen bestimmte Zellen des Körpers zur Ausübung dieser Bewegungsarten geschickt gemacht worden sind: die Zellen, denen die Funktion der Bewegung von vorragenden Haaren übertragen ist, sind die Flimmer- und Geißelzellen, während jene, die solche Funktionen wie der Vorticellastiel zu verrichten haben, die Muskelzellen sind.

Die Flimmer- und Geißelzellen spielen bei den vielzelligen Thieren im Allgemeinen eine sehr wichtige Rolle, und es werden bei denselben zwei verschiedene Arten von solchen Zellen angetroffen, welche den beiden oben beschriebenen Arten von Infusorien insofern entsprechen, als bei den einen die die Zelle bekleidenden Haare allem Anscheine nach von der Zelle aus bewegt werden, während bei den anderen das sie bewegende Muskelplasma seinen Sitz in dem Haare selber hat. Zellen der letzteren, den flagellaten Infusorien vergleichbaren Art, sind die Kragenzellen der Spongien und die Spermatozoen der allermeisten vielzelligen Thiere. Die Kragenzellen sind meist

Digitized by Google

kürzer oder länger zylindrische Elemente, welche die inneren Hohlräume der Spongien ganz oder theilweise bekleiden und an ihrem freien, nach Innen gerichteten Ende am Rande einen dünnhäutigen Kragen und in der Mitte eine lange, schlängelnd oder schraubenförmig sich bewegende Geißel tragen. Der Zweck der schlängelnden Bewegung der Geißeln dieser Zellen ist die Erzeugung eines Wasserstromes, welcher den porösen Schwammkörper durchzieht und jene Stoffe ins Innere desselben hineinbringt, von denen das festsitzende Thier sich ernährt. Die Spermatozoen der meisten vielzelligen Thiere (eine Ausnahme bilden die Krebse) haben einen ovalen, schlank kegelförmigen, stabförmigen oder ähnlich gestalteten Körper („Kopf"), dem eine lange, schlängelnd sich bewegende Geißel angeheftet ist. Durch die Bewegungen der letzteren, sowie gewisser hier, wie auch bei den flagellaten Infusorien zuweilen vorkommender, dünnhäutiger Anhänge, wird die Ortsveränderung, das Schwimmen des Spermatozoons erzielt. Dieses Schwimmen hat den Zweck das Spermatozoon mit dem Ei, das zu befruchten es bestimmt ist, zusammen zu bringen.

Eine viel weitere Verbreitung als diese haben jene Flimmerzellen, bei denen allem Anscheine nach die haarartigen Anhänge von dem (muskulösen) Plasma der Zelle aus bewegt werden. Bei niederen Wasserthieren, namentlich bei den Larven von solchen, werden derartige Flimmerzellen sehr häufig als lokomotorische Apparate benützt. Einige niedere Würmer sind auch im ausgebildeten Zustande mit Flimmerzellen bekleidet und schwimmen, ganz ähnlich wie die Infusorien, mit Hilfe der Härchen dieser Zellen. So ziemlich alle Larven von festsitzenden oder wenig beweglichen Wasserthieren tragen Außen Flimmerzellen und schwimmen, ehe sie sich festsetzen, mit Hilfe der Ruderbewegung der Härchen derselben kürzere oder längere Zeit frei im Wasser umher — so für die Verbreitung der Keimzellenserie, der sie angehören, die Besiedelung neuer Gebiete durch dieselbe sorgend. Man nennt solche Larven Schwärmlarven. Die Korallen, Würmer, Stachelhäuter und Weichthiere u. s. w. erzeugen solche Schwärmlarven.

Den höchsten Grad der Ausbildung erreichen die lokomotorischen Flimmerzellen bei den Rippenquallen. Bei diesen sind die Flimmerhaare an den in acht meridionalen Zonen gelegenen Epithelzellen der äußeren Oberfläche sehr gut entwickelt, an den übrigen oberflächlichen Zellen aber rückgebildet. Innerhalb jener meridionalen Streifen stehen die — sehr großen — Flimmerhaare in Querreihen, und es

Digitized by Google

sind die Haare einer jeden Querreihe am Grunde miteinander verschmolzen, so daß acht meridional über den Körper hinziehende Reihen von quergestellten, am Grunde zusammenhängenden am Ende aber ausgefransten Ruderplatten zur Ausbildung gelangen. Diese Platten schwingen pendelnd hin und her und die Pendelbewegung schreitet wellenförmig von einem Pole des Thieres zum andern fort. Die Schwingungen der Ruderplatten bewirken eine langsame Fortbewegung des ganzen Thieres, mit dem Scheitel voran, durch das Wasser.

Der Zweck der Flimmerbewegung bei allen diesen Larven und ausgebildeten Wasserthieren ist nicht so sehr der, direkt aktiv eine Ortsveränderung herbeizuführen, sondern der, es dem Thiere zu ermöglichen, sich freischwebend im Wasser zu erhalten und in demselben nach Belieben langsam emporzusteigen oder hinabzusinken. Die Flimmerzellen sind hier in erster Linie Schwebeeinrichtungen. Als solche setzen sie — indirekt gewissermaßen — das Thier in den Stand, passiv die weitgehendsten Ortsveränderungen auszuführen: schwebend in einer Meeresströmung sich erhaltend, kann es von dieser weithin fortgetragen werden.

Bei den höheren Wasserthieren und bei den Thieren des Landes werden ebenfalls sehr häufig Flimmerzellen angetroffen, sie dienen diesen aber nicht als lokomotorische Organe, sondern zu anderen Zwecken. Bei den wenig beweglichen oder ganz festsitzenden Ascidien, Räder- und Muschelthieren finden sich namentlich an den Kiemen oder an der Scheitelfläche Haare, welche sich fortwährend bewegen und — ähnlich wie bei den Spongien — einen Wasserstrom erzeugen, der die Nahrung und den zur Athmung nöthigen Sauerstoff an das Thier heranbringt. Mit besonders langhaarigem Flimmerepithel ausgekleidete Rinnen führen bei den Ascidien und Salpen diese Nahrungsstoffe dann in die Mundöffnung hinein. Auch bei Weichthieren und anderen Formen werden flimmernde Rinnen, Lappen oder Streifen angetroffen, welche eine solche Funktion haben.

Beim Menschen und den anderen luftathmenden Wirbelthieren sind die zu den Lungen und ihren einzelnen Theilen führenden Luftwege mit Flimmerepithel ausgekleidet. Diese Flimmerzellen sind bürstenartig: jede ist mit einer großen Zahl von dicht beisammenstehenden Haaren besetzt. Zwischen diesen Flimmerzellen finden sich in dem Epithel jener Luftwege auch Schleimdrüsenzellen, deren zähflüssiges Abscheidungsprodukt sich über die inneren, freien Oberflächen der Luftwege ausbreitet. Die Bewegung der Härchen

Digitized by Google

jener Flimmerzellen ist eine derartige, daß durch sie der die Wände der Luftwege überziehende Schleim nach dem Eingange in dieselben in Bewegung gesetzt wird. An diesem Eingange liegt beim Menschen und bei den Säugethieren die Stimmritze. An diese herangekommen, übt der hier durch die Thätigkeit der Flimmerzellen fortwährend angehäufte Schleim einen leichten Reiz aus, der Räuspern, oder wenn er stärker ist, Husten veranlaßt. Durch das Räuspern beziehungsweise Husten wird dann der Schleim ausgeworfen, um dann meist verschluckt zu werden. Die Luft, besonders jene tiefsten Schichten der auf dem Lande liegenden, welche von den gewöhnlichen Landthieren eingeathmet wird, enthält sehr viel Staub. Nur Wale und andere Wasserthiere, der Albatroß am hohen Meere, der Kondor und andere hochfliegende Vögel, athmen völlig staubfreie Luft. Der in der Athemluft schwebende Staub bleibt natürlich zum großen Theile an den inneren Flächen der Athemorgane kleben und würde, seiner Massenhaftigkeit wegen, diese in einigen Stunden, höchstens in einigen Tagen, ganz vollpfropfen und so den Erstickungstod herbeiführen, wenn nicht besondere Einrichtungen zur Beseitigung desselben getroffen wären. Diese besonderen Einrichtungen sind die oben beschriebenen Flimmerepithelien der Luftwege. Sie bewirken die Hinausschaffung des Staubes und die Reinhaltung der Athemorgane in folgender Weise. Die vielfachen Krümmungen und Verzweigungen der Luftwege, sowie die in ihren Anfangsstellen befindlichen, namentlich bei den viel Staub einathmenden Säugethieren reich gewundenen und sehr große Oberflächen darbietenden Nasenmuscheln (Conchae) bedingen es, daß der Athemluftstrom seine Schnelligkeit und Richtung mehrfach abändert, und daß dabei die Staubtheilchen, denen eine gewisse Inertia innewohnt, so ziemlich alle, hier oder dort anstoßen, ehe sie die innersten Theile (Lungenbläschen) erreichen können. Sobald aber ein Staubtheilchen mit der Luftwegwand in Berührung kommt, bleibt es, wegen der feucht-klebrigen Beschaffenheit des dieselbe überziehenden Schleimes, an dieser hängen. Der Schleim wird aber, wie wir oben gesehen haben, durch die Thätigkeit der Flimmerzellen nach Außen bewegt: sammt dem ihm eingelagerten Staube strömt er langsam, aber stetig zur Stimmritze empor, um durch diese ausgestoßen zu werden. So lange der eingeathmete Staub keine besonders schädlichen giftigen Eigenschaften hat, und so lange der Apparat richtig funktionirt, wird durch diesen Mechanismus, trotz des fortwährenden Staub-Einathmens, die Lunge rein erhalten.

Die Harnorgane (Nephridien) vieler niederer Thiere erscheinen

Digitized by Google

als Röhren, welche mit einem sehr lebhaft flimmernden Epithel ausgekleidet sind, und zweifellos spielt hier die Flimmerung eine sehr wichtige Rolle bei der Harnabscheidung. Auch die Eileiter und bei einigen Thieren auch die Speiseröhre sind mit Flimmerepithel ausgekleidet, welches den Transport der Eier, beziehungsweise der aufgenommenen Nahrung in ähnlicher Weise besorgt, wie das Flimmerepithel der Luftwege den Transport des eingeathmeten Staubes.

Wir wollen uns jetzt denjenigen Bewegungseinrichtungen der höheren, vielzelligen Thiere zuwenden, welche aus jenen Qualitäten der einzelligen Infusorien hervorgegangen sind, die die Gestaltsveränderungen des Körpers herbeiführen und im kontraktilen Vorticellenstiele besonders entwickelt sind. Die Zellen der vielzelligen Thiere, auf die diese Funktion übertragen wurde, und in welchen dieselbe zur höchsten Ausbildung gebracht ist, sind die Muskelzellen.

Die Muskelzellen sind langgestreckte, zylindrische oder schlank spindelförmige Elemente, welche größtentheils aus stark kontraktilem Muskelplasma bestehen. Die innere Struktur des letzteren ist eine derartige, daß die Kraft, mit welcher sich die Theilchen desselben wechselseitig anziehen, das eine Mal in allen Richtungen gleich ist, das andere Mal in der Längsrichtung überwiegt. Der erstere Zustand ist der gewöhnliche, und man bezeichnet eine Muskelzelle, deren Plasmatheilchen sich gegenseitig in jeder Richtung mit gleicher Kraft anziehen, als ruhend. Eine solche Muskelzelle ist zu ihrer vollen Länge ausgestreckt und entsprechend dünn. Ueberwiegt dagegen die Anziehung in der Längsrichtung, so „kontrahirt" sich die Muskelzelle, sie wird kürzer und entsprechend dicker. Findet diese Kontraktion einen Widerstand, so wird die in der Muskelzelle entstandene, in der Längsrichtung überwiegende Anziehungskraft nicht eine Verkürzung des Muskelzelle veranlassen, sondern in Gestalt einer Zugkraft auf jene, den Widerstand leistenden Punkte einwirken, an welche die beiden Enden der Muskelzelle befestigt sind, und zwar so, daß jene Kraft diese beiden Punkte einander zu nähern sucht.

Jede Muskelzelle eines höheren Thieres besteht aus zwei Theilen: dem aus kontraktilem Muskelplasma bestehenden Muskelfaden und dem nicht in Muskelplasma umgewandelten Rest von gewöhnlichem Plasma, welcher den Kern der Muskelzelle umschließt. Diesen Plasmarest mit dem Kern nennt man das „Muskelkörperchen".

Zu den am einfachsten gebauten Muskelzellen gehören die des Süßwasserpolypen. Bei diesem besteht die äußere Zellbekleidung des Körpers zum großen Theile aus säulenförmigen Elementen, welche

Digitized by Google

senkrecht zur Oberfläche orientirt sind, und wie die Piloten eines Staudammes, dicht neben einander stehen. Das untere Ende einer jeden von diesen Zellen ist in zwei lange, einander gegenüber liegende und senkrecht zur Längenerstreckung des Zellenkörpers gerichtete, der Oberfläche daher parallel laufende, fadenförmige Zipfel ausgezogen, welche zusammen als ein zylindrischer, an beiden Enden verdünnter Strang erscheinen, dem in der Mitte der bis zur äußeren Oberfläche emporreichende Zellenkörper aufgesetzt ist. Dieser Strang besteht ganz aus Muskelsubstanz und ist der Muskelfaden, während der den Kern umschließende Zellenkörper das Muskelkörperchen darstellt. Die ganze Zelle wird Epithelmuskelzelle genannt. Diese Epithelmuskelzellen verrichten gleichzeitig zwei Funktionen: ihr distaler, an die äußere Oberfläche heranreichender Abschnitt, das Muskelkörperchen, nimmt an der Bildung der äußeren Körperschutzdecke Theil, während der innere, der Oberfläche parallel liegende, langgestreckte Theil, der Muskelfaden, ein motorischer Apparat ist.

Bei den dem Süßwasserpolypen verwandten Hydroidpolypen des Meeres sind die motorischen Zellen höher entwickelt und mehr spezialisirt. Ihre Muskelkörperchen erscheinen hier nicht mehr als Theile der Körperdecke, sondern als kleine, in die Tiefe gerückte Plasmaklümpchen, welche den Kern der Muskelzelle einschließen, während der Muskelfaden verhältnißmäßig stärker ist: diese Zellen verrichten also nur mehr eine, die lokomotorische Funktion allein.

Bei den höher organisirten Korallenpolypen und den freischwimmenden Scyphomedusen, sowie bei allen, mit einer eigenen Leibeshöhle ausgestatteten (cölomaten) Thieren begegnen wir noch höher organisirten, motorischen Organen. Diese höhere Ausbildung wird auf dreierlei Wegen erreicht: erstens durch innere Differenzirung der kontraktilen Substanz des Muskelfadens, zweitens durch Vereinigung zahlreicher Muskelzellen zu Gebilden höherer Ordnung, und drittens durch Ausbildung verschiedener, nicht muskulöser, motorischer Hilfsapparate.

Die innere Differenzirung der kontraktilen Substanz des Muskelfadens führt zur Sonderung derselben in Querscheiben, welche abwechselnd einfach und doppelt lichtbrechend sind. Von der Seite gesehen erscheinen solche Muskelfäden daher quergestreift. Muskeln, deren kontraktile Substanz eine derartige innere Struktur besitzen, nennt man daher „quergestreifte", im Gegensatze zu den „glatten", bei denen eine solche innere Differenzirung nicht zur Ausbildung gelangt ist. Bei den höheren Thieren und dem Menschen kommen

Digitized by Google

sowohl „glatte“ als „quergestreifte“ Muskeln vor. Die ersteren ziehen sich langsam zusammen und strecken sich langsam wieder aus, während die letzteren sich viel rascher, mit einem Ruck kontrahiren, um sich dann eben so rasch wieder auszudehnen. Die glatten Muskeln werden vom sympathischen Nervensystem aus innervirt und zur Zusammenziehung angereizt: die Bewegungen, welche sie veranlassen, sind dem „Willen“ nicht direkt unterworfen, sie gehen, wie man sich ausdrückt, unwillkürlich vor sich. Die quergestreiften Muskeln werden vom Gehirn und Rückenmark aus innervirt, und die Bewegungen der meisten — eine Ausnahme bilden die quergestreiften Muskeln des Herzens — sind vom Willen direkt abhängig, wenngleich auch viele, gut eingeübte, von ihnen, die Athembewegung z. B., meist, ohne daß man sich ihrer bewußt wird, verrichtet werden. Man unterscheidet hiernach auch unwillkürliche (die glatten Darmmuskeln z. B.) und willkürliche Muskeln (die quergestreiften Extremitätenmuskeln z. B.).

Als eine innere Differenzirung ist auch die, mit der fortschreitenden Ausbildung der Muskelzellen Hand in Hand gehende Veränderung des Verhältnisses zwischen der Größe des Muskelkörperchens und der Größe des Muskelfadens anzusehen. Von einer einzigen Ausnahme, auf die wir gleich zu sprechen kommen, abgesehen, ist diese Veränderung eine derartige, daß das aus undifferenzirtem Plasma bestehende Muskelkörperchen verhältnißmäßig immer kleiner, der aus der eigentlich bei der Bewegung wirksamen, kontraktilen Substanz bestehende Muskelfaden verhältnißmäßig immer größer wird, was schließlich dazu führt, daß bei den Muskelzellen der Gliederfüßer und Wirbelthiere das erstere als ein ganz unscheinbarer Anhang des letzteren erscheint. Nur bei den Rundwürmern (Nematoden) — die sind es nämlich, welche die oben erwähnte Ausnahme bilden — werden hochgradig differenzirte Muskelzellen angetroffen, deren Muskelkörperchen sehr groß sind. Bei diesen Würmern, dem Spulwurm und seinen Verwandten, liegen unter der Haut große Längsmuskeln, welche aus langen, tief rinnenförmigen Muskelfäden bestehen, denen in der Längenmitte, wo die Seitentheile der Rinnen am höchsten sind, ganz kolossale, bis mehrere Millimeter lange keulenförmige Muskelkörperchen aufsitzen.

Wir wollen uns nun der zweiten, durch die Vereinigung zahlreicher einzelner Muskelzellen zu Bildungen höherer Ordnung zu Stande kommenden Art der Weiterausbildung der eigentlichen Bewegungsorgane, der Muskeln, zuwenden. Bei den Süßwasserpolypen und den Hydroidpolypen des Meeres bilden die Muskelfäden eine

Digitized by Google

einfache, glatte und ungefaltete Lage, welche zwischen dem äußeren Epithel und jener, als Stützlamelle bezeichneten, zähen und elastischen Gewebeplatte eingeschoben erscheint, die die äußeren, ektodermalen, von den inneren, den Magenraum begrenzenden, entodermalen Bildungen trennend, den ganzen Körper durchzieht. Bei den verwandten Seeanemonen, Korallenthieren und großen, freischwimmenden Quallen (Scyphomedusen), ist eine viel bedeutendere Leistungsfähigkeit dieser Muskelfadenschichte dadurch erzielt worden, daß sich dieselbe in Falten gelegt hat, so daß unter demselben Oberflächenraum eine weit größere Zahl von Muskelfäden Platz fand. Diese Muskelschichtfalten erreichen nicht selten, namentlich bei den Seeanemonen (Actinien), eine recht beträchtliche Höhe, welche ihre Breite um ein Vielfaches übertrifft, während bei den Schirmquallen den großen Hauptfalten kleine, sekundäre Falten supponirt sind, wodurch die auf ein gegebenes Stück der Oberfläche kommende Zahl der Muskelfäden, und damit auch die Leistungsfähigkeit des Muskels eine weitere Steigerung erfahren. Auch bei anderen Thieren, so z. B. beim Regenwurm, wird eine Faltung der Muskelfadenlage beobachtet. Der Hautmuskelschlauch des Regenwurms besteht nämlich aus einer äußeren Lage von ringförmig angeordneten Quer- und einer inneren von Längsmuskelfäden. Die Letzteren sitzen einer Membrane auf, von welcher ganz schmale Längsleisten nach innen in die Leibeshöhle hineinragen: diese bandförmigen Längsleisten sind ganz mit Muskelfäden bekleidet. Solche hohe Falten der Muskelplatte können sich dann durch die Verwachsung ihrer Randtheile in geschlossene Röhren verwandeln, wie dies zuweilen schon bei Seeanemonen und dann viel deutlicher bei den Muskeln, namentlich den Längsmuskeln, des Blutegels und einiger andrer Thiere beobachtet wird.

Bei den höheren Thieren und dem Menschen verschmilzt eine größere Zahl von Muskelzellen zu einem fadenförmigen zylindrischen Strang, dem sogenannten Muskelprimitivbündel. In dem Primitivbündel sind die einzelnen Muskelzellen mit einander zu einem Syncytium verschmolzen. Das ganze Innere des Primitivbündels besteht aus „quergestreifter", kontraktiler Substanz und ist aus der Verschmelzung der Muskelfäden der am Aufbau des Primitivbündels betheiligten Muskelzellen hervorgegangen. Die kleinen Muskelkörperchen dieser Muskelzellen mit ihren Kernen liegen außen dem, aus den verschmolzenen Muskelfäden bestehenden Muskelplasmazylinder an, und das Ganze wird von einer feinen Haut, dem Sar-

Digitized by Google

kolemm, eingeschlossen. Alle „willkürlichen" Muskeln des Menschen und der höheren Thiere sind aus solchen Primitivbündeln zusammengesetzt. Sie liegen in denselben in dichten Massen parallel nebeneinander. Die Primitivbündel dieser Muskeln des Körpers und der Gliedmaßen sind einfach und unverzweigt, während die im Uebrigen ganz ebenso gebauten Primitivbündel des Herzmuskels verzweigt erscheinen.

Die „willkürlichen", aus quergestreiften Primitivbündeln zusammengesetzten Muskeln sind es, welche bei den höheren Thieren durch ihre Zusammenziehung jene relativen Lageveränderungen der Körpertheile verursachen, die als Bewegung in die Erscheinung treten und die Ortsveränderung verursachen. Jedes Muskelprimitivbündel verhält sich hierbei gerade so wie der quergestreifte Muskelfaden einer einfachen Muskelzelle eines niederen Thieres: wirkt ein entsprechender Reiz auf sie ein, so nimmt die wechselseitige Anziehung der Theile des Muskelplasmas, aus dem ihr aktiver innerer Theil besteht, in der Längsrichtung zu und in der Querrichtung ab, was in dem Primitivbündel das Bestreben erzeugt, sich zu verkürzen und entsprechend zu verdicken. Unter normalen Umständen ist dieser Reiz etwas von den Ganglienzellen des Gehirns oder Rückenmarkes (der Bauchganglienkette bei den Gliederfüßern) Ausgehendes, über dessen wahre Natur wir zwar nichts Sicheres wissen, von dem wir aber wohl annehmen können, daß es eine Wellenbewegung materieller oder ätherischer Theile der Nerven, die diese Reize fortleiten, ist. Zu jedem Primitivbündel führt ein, einem Telegraphendrahte vergleichbarer Nerv hin, welcher in das Sarkolemm eindringt und sich unterhalb derselben zu einer an Zellkernen reichen Platte, der „motorischen Endplatte", ausbreitet. Zweifellos ist es die motorische Endplatte, welche die Uebertragung des Nervenreizes auf die kontraktile Substanz des Primitivbündels besorgt. Unter normalen Umständen werden alle, einen Muskel zusammensetzenden Primitivbündel zu gleicher Zeit und gleich stark zur Kontraktion angereizt, so daß der ganze Muskel wie ein einziges Primitivbündel arbeitet. Der Grad der Zunahme des Ueberwiegens der wechselseitigen Anziehung der Theilchen des Muskelplasmas in der Längsrichtung, welcher dann als Muskelzugkraft erscheint, hängt einerseits von der Natur der Muskelsubstanz, und andererseits von der Stärke des auf dieselbe einwirkenden Reizes ab. Durch die Erstere ist die G r e n z e der Kraftleistung bestimmt, von der Letzteren hängt es ab, wie groß — innerhalb dieser Grenze — die thatsächliche Arbeitsleistung ist, und es wird in Bezug hierauf

Digitized by Google

wohl anzunehmen sein, daß die erzielte Muskelarbeit der Stärke des einwirkenden Nervenreizes proportional ist. Die Primitivbündel der Muskeln der Gliedmaßen des Menschen sind 0,01 bis 0,06 Millimeter dick und 30 bis 40 Millimeter lang. In längeren Muskeln bilden sie hintereinander gereiht Ketten, von denen jede wie ein einziges Bündel wirkt. Auf einen Quadratzentimeter Muskelquerschnitt kommen durchschnittlich etwa 80 000 Primitivbündel, bezw. solche Primitivbündelketten. Der Unterarmbeugemuskel (Biceps) eines Athleten hat einen Querschnitt von etwa dreißig Quadratzentimetern, enthält also beiläufig 2 400 000 Primitivbündel. Der Bicepsmuskel ist ganz nahe an dem Ellbogengelenke mit den Unterarmknochen verbunden, die Entfernung seiner Ansatzstelle von diesem Gelenke beträgt ungefähr ein Zehntel der Entfernung desselben vom Handteller; es wird daher die in der Hand zum Ausdruck kommende Kraft dieses Muskels ungefähr gleich einem Zehntel der thatsächlich vom Bicepsmuskel ausgeübten sein. Ist der Mann achtzig Kilogramm schwer, und macht er eisernen Arm, so leistet der Bicepsmuskel des Armes, mit dem er an der Reckstange hängt, eine Arbeit, welche dem direkten Heben eines zehnmal so großen Gewichtes, also eines Gewichtes von 800 Kilo entspricht. Diese Arbeitsleistung auf die 2 400 000 Primitivbündel des Muskels vertheilt, giebt für jedes von ihnen ein Drittel Gramm Hebe- oder Zugkraft. Da der eiserne Arm eine sehr große Kraftleistung ist, kann wohl angenommen werden, daß diese Hebekraft von ein Drittel Gramm ziemlich nahe an der Grenze der Leistungsfähigkeit des Muskelprimitivbündels liegt. Nach den Autoren (Henke, Knorr ꝛc.) soll die Zugkraft des menschlichen Muskels nur sieben bis acht, höchstens zehn Kilo, auf den Quadratzentimeter betragen. Wenn man einen Froschmuskel herausschneidet und künstlich reizt und dann bestimmt, welches Gewicht er zu heben vermag, bekommt man einen noch viel kleineren Werth, nach Rosenthal kaum drei Kilo auf den Quadratzentimeter.

Der Nutzen, den die Fähigkeit der Bewegung den Organismen bringt, hängt aber nicht nur von der Kraft, sondern auch, und zwar vielleicht noch mehr, von der Geschwindigkeit ab, mit der sie ausgeführt werden. Und so hat die, die Bewegungsorgane in aufeinanderfolgenden Generationen stets verbessernde und weiter ausbildende Zuchtwahl den Muskeln nicht nur eine ungemein große Zugkraft verliehen, sondern auch die Schnelligkeit, mit der die diesen Bewegungen zu Grunde liegende Zunahme der wechselseitigen Anziehung der

Digitized by Google

Muskelplasmatheilchen in der Längsrichtung auf den entsprechenden Nervenreiz hin eintritt und beim Aufhören desselben wieder aufhört, derart erhöht, daß bei den Muskeln der höheren Thiere, bei denen es auf sehr rasche Arbeit ankommt, eine erstaunliche Schnelligkeit erzielt worden ist. So ziehen sich die Flugmuskeln der Fliegen und anderer gut fliegender und mit relativ kleinen Flügeln ausgestatteter Insekten mehrere hundert Mal in der Sekunde zusammen und dehnen sich zwischen diesen Kontraktionsphasen ebenso oft wieder aus. Wenngleich bei den Wirbelthieren die Muskeln nicht so schnell arbeiten, so ist doch auch bei ihnen die erreichte Reaktions- und Bewegungsgeschwindigkeit eine sehr bedeutende: auf derselben beruht ebenso die Sicherheit des auf ein rasch fliehendes Wild zielenden Schützen, wie die Fingerfertigkeit des Klaviervirtuosen und Schnellstenographen.

Nachdem wir nun die, die Bewegungen der höheren Thiere eigentlich hervorbringenden Theile der motorischen Apparate, die Muskeln, kennen gelernt haben, wollen wir uns den übrigen, eine so zu sagen passive Rolle spielenden Theilen derselben zuwenden. Bei den niedersten vielzelligen Thieren und auch bei manchen Organen höherer Thiere sind solche Hilfsapparate gar nicht, oder nur in geringem Maße ausgebildet. Bei diesen ist die Muskelkontraktion selbst die Bewegung, welche hervorgerufen werden soll. So wird durch die Zusammenziehung der ringförmig angeordneten Muskeln im Hautmuskelschlauch eines Regenwurmes und der Darm- und Arterienwand des Menschen diejenige Verdünnung des Körpers, bezw. Verengung des Röhrenlumens, welche der Endzweck der Muskelkontraktion ist, unmittelbar herbeigeführt. Ebenso werden die Bewegungen des „Fußes" der Schnecken und Muschelthiere, des Elephantenrüssels und der menschlichen Zunge direkt durch die Zusammenziehung jener Muskelfasern zu Stande gebracht, welche diese Organe in verschiedenen Richtungen durchziehen.

Bei den meisten Bewegungsorganen der höheren Thiere, namentlich den zur Erzielung von Ortsveränderungen dienenden, ist dies jedoch anders. Hier finden sich gegen einander bewegliche, gelenkig mit einander verbundene Hart- (Skelet-) Theile, deren relative Lage durch die Muskelkontraktion verändert wird und die, als Hebel wirkend, alle durch die Muskelzusammenziehungen hervorgerufenen Bewegungen beschleunigt und vergrößert, anderwärts, oft fern vom Muskel, zum Ausdruck bringen.

Diese Hartheile sind bei den verschiedenen Thiergruppen sehr verschiedener Art. Was ihre chemische Zusammensetzung anbelangt,

Digitized by Google

so bestehen sie bei den Ringelwürmern, Spinnen, Tausendfüßern und Insekten aus einer organischen, der Seide und dem Horne ähnlichen, ungemein festen und zähen, stickstoffhaltigen Substanz, dem sogenannten Chitin. Bei den Krebsthieren sind sie ebenfalls aus Chitin zusammengesetzt, aber es ist bei den höher organisirten von ihnen eine große Menge von kohlensaurem Kalk dem Chitin beigemengt. Die beweglichen Skeletstücke der Stachelhäuter sind aus kohlensaurem Kalk aufgebaut. Bei den niederen Wirbelthieren bestehen sie aus Knorpel, einer zähen, aber nicht besonders harten, organischen, stickstoffhaltigen Substanz. Bei den höheren Wirbelthieren sind dieselben nur zum geringen Theile aus Knorpel, zum größeren Theile jedoch aus der, viel phosphorsauren Kalk enthaltenden Knochensubstanz aufgebaut.

Den höchsten Grad der Ausbildung erlangen diese, als passive lokomotorische Organe erscheinenden Skeletbildungen bei den Gliederfüßern (Krebsthieren, Insekten ꝛc.) und bei den höheren Wirbelthieren. Bei beiden sind sie röhrenförmig. Bei den Gliederfüßern liegen diese Röhren außerhalb und bilden zugleich den Hautpanzer: sie umschließen die Muskeln, durch die sie bewegt werden, und diese sind an ihre Innenseiten angeheftet. Bei den Wirbelthieren liegen diese Röhren im Inneren; ihr innerer Hohlraum wird von lufterfüllten Blasen (viele fliegende Vögel) oder von Knochenmark (die übrigen Wirbelthiere) eingenommen, während die Muskeln, durch die sie bewegt werden, außerhalb von ihnen liegen und an ihre Außenseiten angeheftet sind. Diese Röhren sind nicht nur in Bezug auf ihre Gestalt, die Dicke ihrer Wand und die größere, bezw. geringere Stärke ihrer verschiedenen Theile den mechanischen Anforderungen, die an sie gestellt werden, in der ausgezeichnetsten Weise angepaßt, sondern es finden sich auch in ihrem Innern — bei den Wirbelthieren — höchst komplizirt gebaute Netze von Platten und Balken aus Knochensubstanz, welche mit möglichster Zartheit und Leichtigkeit höchste Leistungsfähigkeit verbinden. Den auf das betreffende Knochenstück einwirkenden Zug- und Druckkräften genau sich anpassend, bilden diese Platten und Balken Systeme von festen Stäben, welche in hohem Maße zur Verstärkung des Knochens beitragen. In besonders schöner Ausbildung werden diese Bildungen in den großen Gelenkköpfen, wie z. B. im Inneren des proximalen Gelenkkopfes des Oberschenkelknochens, angetroffen. Ihres schwammigen Aussehens wegen nennt man diese Stab- und Plattennetze im Inneren der Gelenkköpfe der Röhrenknochen substantia spongiosa.

Digitized by Google

Die Muskeln sind an diese beweglichen Skeletstücke entweder direkt angewachsen oder durch kürzere oder längere, äußerst zähe Stränge von bindegewebiger Substanz, die Sehnen, mit ihnen verbunden.

Außer jenen Skelettheilen und diesen Sehnen giebt es noch eine Reihe von anderen, derartig „passiven" Bestandtheilen der lokomotorischen Apparate, die Klauen, Haarbüschel und Platten, mit deren Hilfe Gliederfüßer, Reptilien, Vögel und Säugethiere am Boden sich halten und an rauhen Flächen emporklettern; die häutigen Theile der Flossen der Fische und der Füße der Schwimmvögel, die als Ruderplatten dienen; die Flughäute der Fledermäuse, fliegenden Drachen und Flughörnchen und die Schwung- und Steuerfeder der Vögel, welche beim Fluge auf die Luft drücken, und dergleichen mehr.

Als eine der auffallendsten und verbreitetsten Anpassungen an die mechanischen Anforderungen der Lokomotion ist auch die Symmetrie der Körperform zu bezeichnen. Die meisten festsitzenden Thierstöcke (Moosthierchen, Korallenstöcke), sowie manche festsitzende Einzelthiere (einfache Aszidien) haben eine unregelmäßige, ganz asymmetrische, äußere Körperfrom. Diejenigen festsitzenden Einzelthiere, welche äußerlich überhaupt symmetrisch sind, pflegen eine radiale und nicht eine bilaterale Symmetrie zu besitzen. Alle freilebenden, von Ort zu Ort sich bewegenden Thiere sind symmetrisch gebaut. Zuweilen wird jedoch die Symmetrie durch eine spiralige Drehung der Symmetralebene verwischt (Schnecken). Bei vielen niederen, weniger gut beweglichen Thieren, bei den Quallen und den meisten Stachelhäutern, wird radiale, bei allen höheren, lebhafter sich bewegenden Thieren bilaterale Symmetrie angetroffen. Die Vortheile einer symmetrischen Gestalt für die Ortsbewegung leuchten sofort ein, wenn wir die von uns künstlich hergestellten Fahrzeuge ins Auge fassen: ein Fallschirm muß radial, ein Fahrrad oder ein Automobil bilateral symmetrisch sein, wenn sie ordentlich funktioniren sollen. Irgend eine Asymmetrie würde eine Tendenz zur Abweichung von der geraden Bewegungsrichtung bei normaler und gleichbleibender Propulsion ebenso bei diesen menschlichen Fahrzeugen, wie bei den sich lebhaft bewegenden Thieren, zur Folge haben.

Digitized by Google

Die Krösussage.

Ein Stück Religionsgeschichte.

Von **A. Nebe.**

„Freilich, wenn ich den Glauben an göttliches Walten erfasse,
schwindet Angst und Qual.
Aber der gläubige Wunsch, eine waltende Vorsicht zu finden,
scheitert, sobald ich das Thun und das Leiden der Menschen
betrachte.
Heute so, morgen so
wechseln der Menschen Geschicke
ohne Frieden, ohne Rast."

In diesen erschütternden Worten hat Euripides den die Menschenseele in ihren geheimsten Tiefen erregenden Kampf um den Glauben an eine allwaltende göttliche Gerechtigkeit geschildert. Das Kind einer naiven Zeit sucht und findet wohl Gott in der Geschichte, der großen, die das gewaltige Auf und Ab in dem Völkerleben schildert, und der kleinen, die sich um die Schicksale der Einzelnen kümmert, und auch in fortgeschrittener Zeit glaubt der Mensch auf der Entwicklungsstufe des Kindes unbefangen seinen Märchen, die ihm den endlichen Sieg und Triumph der Guten über alle Tücke und Ränke der Bösen zeigen. So äußert sich mit der Kraft eines Naturgesetzes das Kausalitätsbedürfniß, das ordnende Gedanken in die verworrene und verwirrende Masse der Erfahrungen bringen möchte, das einen inneren Zusammenhang fordert zwischen Menschenschuld und Menschenschicksal. Aber dann kommt ein furchtbarer Augenblick, das Kindesauge wird sehend und bebt zurück vor dem Anblick; es sieht:

„ohne Wahl zuckt der Strahl"

und erkennt:

„Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
schuldigen Scheitel."

Digitized by Google

Und nun zerren an dem Menschenherzen die krassen Widersprüche zwischen Schicksal, Schuld und Lohn, seine Ruhe ist hin, und friedlos sucht es nach der schönen Harmonie von früher. Die bequeme Weltanschauung, die eine Lösung aller Räthsel des irdischen Daseins enthielt, liegt rettungslos zertrümmert am Boden, und es gilt eine neue zu zimmern, die das nach Wahrheit und Klarheit ringende Herz befriedigt.

Goethe hat uns berichtet, wie für sein Glaubensleben die Schreckenskunde von dem Erdbeben von Lissabon eine furchtbare Erschütterung und den entscheidenden Wendepunkt bedeutete, und in großen Dichtungen verschiedener Zeiten und Völker spiegelt sich der immer wieder erneute Versuch der Menschheit, den wankenden Glauben an die allwaltende göttliche Gerechtigkeit allen dunklen Führungen und Erfahrungen zum Trotz wieder aufzurichten. So läßt der Sänger des alten Bundes seinen frommen Hiob aus den gewaltigen Versuchungsleiden siegreich hervorgehen, die aus den tiefen Qualen Leibes und der Seele aufsteigenden Zweifel überwinden und sich trösten mit der Unerforschlichkeit der Wege Gottes, der doch schließlich alles wohl hinausführt. Und wenn Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus den grausam bestraften Menschenfreund, den Bringer des Feuers, in seinen unsagbaren Qualen trotzig die ungerechten Himmelsmächte höhnen läßt, so geschieht das doch nur, um in dem letzten Stück der großen Trilogie die Lösung des Dulders durch Zeus' eigenen Sohn zu schildern und die Majestät des gnädigen Weltenherrschers und die tiefe Weisheit seiner Rathschlüsse in so strahlendem Glanze zu zeigen, daß der herausfordernde Trotz und das ungemessene Selbstgefühl des Titanen gebrochen wird. Und schließlich ist auch der Faust in seiner Vollendung nichts anderes als eine gewaltige Theodicee, eine Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung. Den Schlüssel zum Ganzen bietet der Prolog im Himmel: da nennt der Herr Faust seinen Knecht, obwohl er weiß, daß er ihm weitab von den Bahnen der Frommen „in besonderer Weise" dient; sieht Mephisto in Fausts wildem, unruhigem Streben nur ein Drängen auf seine Bahn, so erkennt der Herr darin ein Grünen, das auf künftige Blüthe und Frucht weist:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen."

Und diese Verheißung erfüllt sich am Schluß. Verworren bleibt zwar Fausts Dienst, um das Drüben kümmert er sich nicht, aber

Digitized by Google

rastlos und selbstlos wirkt er auf dieser Erde, darum entreißen die Engel Mephisto seine Beute und verkünden den tröstenden Rathschluß göttlicher Gnade:

„Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen."

Es ist ein gewaltiger Schritt von der schlichten Frömmigkeit eines Hiob zu dem titanenhaften Ringen des Prometheus und faustischem, unstillbarem Thatendrang, haben doch weit von einander getrennte Epochen und verschieden geartete Stämme in diesen Helden ihre Ideale verkörpert, aber das gestellte Problem und die gegebene Lösung ist die gleiche: für echt menschliches Heldenthum, in so verschiedenen Farben es schillert, wird göttliche Belohnung erwartet und gegeben.

Auch die Krösussage, oder besser gesagt, die Krösussagen enthalten Versuche, unbegreifliche Menschenschicksale mit dem Walten einer göttlichen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen; sie sind Schöpfungen eines Volkes, in dem frische poetische Erfindungskraft mit ernster, philosophischer Neigung und tiefem, religiösem Bedürfniß sich in wunderbarster Weise gepaart hat. Darum verlohnt es sich wohl, aus der Gegenwart und der Fülle der großen Fragen, die sie auf allen Gebieten bewegen, Rückschau zu halten in eine uralte Vergangenheit und ein scheinbar ganz eng umgrenztes Problem. Ein kurzes Stück Religionsgeschichte wird dabei zugleich an dem geistigen Auge vorübergehen, das uns das Griechenthum im heißen Ringen nach einer harmonischen Weltanschauung zeigt.

Denn eine furchtbar schrille Disharmonie war es, die den Anstoß zu all den Sagenbildungen gab, die sich gar bald um die Gestalt des Lyderkönigs rankten. Unerwartet war im Jahre 546 das gewaltige lydische Reich in jähem Sturz zusammengesunken und der reiche, fromme Krösus, in seinem felsenfesten Glauben an heilige Orakelsprüche schnöde enttäuscht, von seiner stolzen Höhe hinabgestoßen. Eine tiefe Erschütterung ging durch das ganze griechische Volk, dessen Interessen seit lange schon aufs Engste mit dem Reiche von Sardes verwachsen waren, und dessen Orakelheiligthümer jüngst erst die kostbarsten Weihgeschenke von des Königs milder Hand empfangen hatten. Um so tiefer mußte die Erregung sein, als das Lyderreich die erste Großmacht war, die das in unendlich viele Stämme und Stadtgemeinden gespaltene Griechenland aus eigener Anschauung kennen und bewundern gelernt hatte, ja als unüberwindlich anzusehen geneigt war. Staunend

Digitized by Google

hatte man zu dem Volke aufgeschaut, das durch kriegerische Tüchtigkeit, große Kunstfertigkeit und durch den natürlichen Reichthum seines Landes gleich ausgezeichnet war. Für den Reiterkampf und die militärische Flötenmusik sah man in den Lydern unübertreffliche Vorbilder. Die Kunst, Wolle zu weben und zu färben, hatten die Griechen wohl von ihnen übernommen, aber die kurzgeschorenen lydischen Teppiche bewahrten ihren alten Ruhm; vor Allem aber bildete der Goldsand des Paktolos und die Gruben des Tmolos eine schier unerschöpfliche Quelle des Reichthums und zugleich ein ausgiebiges Thema der Bewunderung. So war es nur natürlich, daß die Hauptstadt, das goldene Sardes, als der Gipfel alles erdenkbaren Glanzes und irdischer Macht erschien. Gerade von den Lehmhäusern der Unterstadt mit ihren schlichten Schilfdächern mußte sich ja der glänzende und gleißende Prunk des Königspalastes auf dem steilen Burgfelsen am Paktolos nur um so auffallender abheben, von dem der entzückte Blick weit über das blühende Thal des Hermos ins Land reichte.

Seit dem sagenberühmten Gyges hatte sich die Macht der Landesfürsten durch mehrere Generationen hindurch in aufsteigender Linie bewegt: trotz der verschwenderischen Prachtliebe der Könige vermochten ihre Schatzkammern kaum die Fülle der zuströmenden Reichthümer zu fassen; mit zäher Ausdauer hatten diese allmählich fast ganz Kleinasien ihrer Herrschaft unterthänig gemacht, und durch die Verschwägerung mit den Mederkönigen und die freundschaftlichen Beziehungen zu Babylon schien eine noch glänzendere Zukunft verbürgt, als Krösus 560 den Thron bestieg.

Stand er auch hinter seinem Vater zurück an kühnem Wagemuth und Weite des politischen Blickes, so verdunkelte doch sein Ruhm in den Augen der Griechen bald die Namen seiner Vorgänger, und das verdankte er vor Allem seiner Frömmigkeit. Mit besonderer Inbrunst hatte er die Beziehungen zu Apoll in Delphi gepflegt, in dem die Lyder ihren Sonnengott Sandon wiedererkannten, und dessen Spruch einst seinem Ahnherrn Gyges den gewaltsam errungenen Thron gesichert hatte. Noch in späterer Zeit standen die Griechen voll ehrfürchtigen Staunens vor dem kostbaren Weihgeschenk des Krösus, einem goldenen Löwen von 10 Talent Gewicht, der auf einem mächtigen Unterbau von goldenen Plinthen ruhte und trotz aller Beschädigungen noch den späteren Geschlechtern Kunde von des Königs dankbarer Frömmigkeit gab. Und seltsam genug klang die Mär, die man von diesem Löwen er-

Digitized by Google

zählte; um die Gunst Apollos zu gewinnen, habe Krösus einen gewaltigen Holzstoß errichten lassen, mit Gold und Silber überzogene Ruhebetten, goldene Schalen, Purpurmäntel und Gewänder aus dem königlichen Schatz seien darauf gelegt und dreitausend Opferthiere aller Art dazu geopfert worden, alle Lyder hätten sich auf des Königs Geheiß mit reichen Gaben an dem Opfer betheiligt und das durch das Opferfeuer geheiligte und geläuterte Gold sei dann zu dem prächtigen Kunstwerk verarbeitet worden.

Wir können uns denken, welche Rückschlüsse man von diesem und ähnlichen Weihgeschenken auf die unermeßliche Pracht und Macht des frommen Königs machte. Wir begreifen es auch, weshalb das delphische Orakel ihn unbedenklich ermuthigte, als er, mit Kriegsrüstungen gegen die rasch emporgewachsene Persermacht beschäftigt, seinen Rath einholte. Aber das Unerwartete geschah: der Angriffskrieg des Krösus scheiterte kläglich, die politischen Verbindungen versagten, die Kriegstüchtigkeit seiner Truppen unterlag dem feurigen Ungestüm der Perser. Nach einer unentschiedenen Schlacht jenseits des Halys zog sich Krösus ins eigene Land unter den Schutz der Mauern von Sardes zurück; und hier erfolgte mit überraschender Schnelligkeit ein zweiter Zusammenstoß, der den König zwang, sich in die Hauptstadt zu flüchten. Die für unüberwindlich geltende Burg glaubte er leicht halten zu können, bis der eilig entbotene Ersatz der verbündeten Fürsten anrücke. Aber auch diese Hoffnung trog, in kühnem Handstreich ward die Burg genommen, und Krösus selbst fiel in die Hände des Siegers, und wenn ihm auch Schonung zu Theil ward, so war doch seine Macht für immer dahin.

Schlag auf Schlag hatte sich unerbittlich ein grausames Schicksal vollzogen, das geradezu als ein Hohn gegen das Walten gerechter Götter erscheinen mußte. Was hatte nun seine opferfreudige Frömmigkeit dem Krösus genützt? Wo war die Hilfe der Götter geblieben? Hatten sie nicht gar ein schnödes Spiel mit ihm gespielt und den Vertrauensseligen hämisch ins Verderben gelockt? In jahrhundertelangem Ringen hatte der griechische Geist eine reinere, sittlichere Auffassung des Wesens und Thuns der Götter erreicht; aber diese Auffassung schien hier zu Schanden zu werden an den nackten Thatsachen der Wirklichkeit. Vielleicht war es also doch so, wie es die Ahnen gemeint, und wie es der Aberglaube der breiteren Schichten zähe festhielt, daß die unsichtbaren Uebermächte eben nur Mächte seien, die jenseits von Gut und Böse

Digitized by Google

stehend nach freier Willkür die Lebenszwecke der unglückseligen Sterblichen fördern wie schädigen und verletzen könnten. Ein Zurücksinken in die überwundenen Anschauungen der vormoralischen Religionsperiode schien damit Angesichts der erschütternden Katastrophe in Sardes zu drohen. — Wir kennen die furchtbar qualvolle Zerrissenheit, in die gerade tiefe, religiöse Gemüter in solchen Augenblicken des Zweifels gerathen; wir denken an Parzival, der voll Kummer über das verscherzte Heil und den unverdienten Fluch unstät, gottvergessen und gottverlassen umherstreift, bis in Trevrezents Klause endlich das Dunkel seiner Seele gelichtet wird, oder wir denken an Iphigenie, aus deren reiner Seele in solcher Stunde das entsetzliche Parzenlied emporsteigt, giftigem Nebel vergleichbar, der sich nächtlicher Weile über einem stillen Waldsee lagert. Aber wir wissen auch, es schlummern Kräfte in der Menschenseele, um solche nagenden Zweifel zu überwinden. Für das Griechenthum jener alten Zeit ist es vor Allem die Kraft der sagenbildenden Phantasie, gerade hier gilt ja das Wort Geibels:

„In der Geschichte verschwinden dir oft die Fäden des Schicksals,
Aber des Volkes Gemüth stellt in der Sage sie her,"

ein Wort, aus echt antikem Geist geboren. Durch den unverdienten Sturz des Krösus freigemacht, hat die Sage in immer neuen Gestaltungen sein Geschick mit der Forderung einer göttlichen Gerechtigkeit auszugleichen versucht und die geschichtliche Wirklichkeit unbedenklich aufgeopfert zu Gunsten der inneren Wahrheit.

Ein günstiges Geschick hat uns vor sechs Jahren die älteste Fassung der Sage wiedergeschenkt: aus der Nacht ägyptischer Gräber, die uns so manchen kostbaren Schatz griechischer Literatur bewahrt haben, ist das Büchlein ans Licht gekommen, das uns einen Zeitgenossen und Nebenbuhler Pindars den Keer Bakchylides kennen und schätzen gelehrt hat. Denn kann sich der Sänger auch nicht messen mit Pindar, „dem göttlichen Vogel des Zeus", an Großartigkeit der Diktion und an Tiefe der Gedanken, so ist er doch kein kreischender Rabe, wie die Neider höhnten, ja durch die Glätte der Form, die ionische Schlichtheit des Rhythmus und die leichte Verständlichkeit des Inhalts weiß er sich wie vor Jahrtausenden auch jetzt noch dem Ohr einzuschmeicheln. Wie Pindar hat er in Chorliedern die Sieger in den griechischen Wettspielen verherrlicht. Ein solches Lied sang er nicht ganz 100 Jahre nach dem Sturz des Krösus auf den letzten olympischen Sieg des syrakusanischen

Digitized by Google

Tyrannen Hieron. Er preiſt in ihm den Fürſten ob ſeines Sieges, feiert ſeine opferfreudige Milde und verſpricht ihm dafür im Hinblick auf die Geſchicke des alten Lyderkönigs der Götter Belohnung.

„Ja Gotte, Gotte ſollt ihr ſpenden,
dann habt ihr euch den ſchönſten Schatz geſammelt.
So hat Apollon einſt,
des güldnen Bogens Herr,
Als Zeus' Gericht
Der reif'gen Lyder Reich dem Perſerheere
Zur Beute gab und Sardes' Feſte fiel,
Kroiſos gerettet.
Als ihm der Tag erſchienen, den er nie
zu ſchauen gehofft, da wollt' er doch
der Knechtſchaft thränenreiche Schmach
nicht dulden. Vor dem Erzpalaſte
Ließ er ſich einen Scheiterhaufen ſchichten,
Und ſein erlaucht Gemahl, der Töchter Schaar,
Jungfrauen, holden Lockenſchmuck
zerraufend unter Wehgeſchrei,
beſtiegen ihn zugleich. Die Hände
hob er empor zum hohen Firmamente
und rief: „Grauſam Geſchick,
Wo blieb der Götter Dank,
Apollons Macht?
Wer zählet die Kleinode, wägt die Berge
von Gold, die ihm des Alyattes Haus
nach Delphi ſandte?
Und nun? dem Perſer dient die Lyderburg
und des Paktolos goldner Strom,
der Perſer reißt zu ſchnöder Luſt
die Frauen aus dem Schutz der Kammer.
Süß ward das Bittre mir: Tod iſt willkommen."
Er ſprach's und winkte dem Habrobates,
das Feuer an den Scheiterbau
zu legen. Hell erklang der Schrei
der Mädchen; ihre Hände ſtreckten
ſie in Verzweiflung nach der lieben Mutter.
Der uns ins Auge blickt,
ſcheint ſtets der ſchlimmſte Tod.
Rings ſchlug mit Macht
das loſe Feuer auf, als ſchwarze Wolken
von Zeus geſandt erſchienen und die Gluth
der Flamme löſchten.
Wo Götterwille wirkt, da zweifl' ich nicht.
Der Delier Apollon hat
ſammt ſeinen holden Fraun den Greis
entrückt zu den Hyperboreern.

Digitized by Google

Dort fand er eine Freistatt. Also lohnte
sich seine Frömmigkeit, da nie ein Mensch
so vieler Weihegaben Zoll
zu Pythos Felsenschlucht gesandt."

(Nach v. Wilamowitz.)

Mit einem Schlage ist hier also die erschütternde Tragödie von Krösus' Untergang zu einem prächtigen Schauspiel mit versöhnendem Schluß umgewandelt. Wirkungsvolle Szenen ziehen an unserem Auge vorüber: der König, ungebrochen durch den Schicksalsschlag, mit seinen Angehörigen auf dem Scheiterhaufen, entschlossen, seinen Fall nicht zu überleben, die höhnende Anklage gegen das ungerechte Schicksal, das letzte Aufflackern der Lebenshoffnung bei den jungfräulichen Töchtern in dem gellenden Verzweiflungsschrei und dann der Triümph göttlicher Gerechtigkeit durch die Erstickung des Brandes und die Entrückung der Frommen aus aller Erdenqual. Man ist versucht, das Ganze für die kühne Erfindung eines wundergläubigen und wundersüchtigen Poeten zu halten, der mit scharfen Kontrasten arbeitet und auf den Effekt zielt. Aber dem ist nicht so; es ist echte, rechte Volkssage: schon 50 Jahre nach dem Ereigniß hatte sie sich so festgesetzt. Damals malte ein Landsmann des Pindar in Athen ein Vasenbild, das dieselbe Sage voraussetzt, nur die Szene den Schranken seiner Kunst entsprechend vereinfacht: da spendet Krösus, allein auf dem Holzstoß sitzend, im Königsgewand, die Lorbeerkrone auf dem Haupt und das Szepter in der Rechten, mit der Linken von dem letzten Trunke Weins, während unten ein Diener das Feuer entzündet. Naiv, aber verständlich genug hat der Künstler den Ausgang der Geschichte durch den Namen des Dieners angedeutet; er heißt Euthymos, „Wohlgemuth".

Man hat vermuthet, die Sage habe an einen wirklichen aber gescheiterten Versuch der Selbstverbrennung angeknüpft, der dem heldenhaften König wohl anstehe. Nach berühmten Mustern habe er sich als Sühnopfer für sein Land und Volk dem Sandon darbringen wollen. In der That war ja das Opfer des Thronerben oder des Königs selbst im Purpur zur Abwendung des Zorns der Gottheit den orientalischen Diensten nicht fremd. König Simri von Israel hatte sich einst mit der Königsburg in Thirza verbrannt, König Ahas und Manasse ließen ihre Söhne durchs Feuer gehen, d. h. opferten sie in Nothzeiten als Brandopfer, und noch im Jahre 606 hatte sich der letzte König von Assur Sarakos in

Digitized by Google

seinem Palast zu Kalah, als er die Stadt genommen sah, verbrannt. Aber gerade weil von manchem orientalischen Herrscher Aehnliches erzählt wurde, konnte die Sage auch ohne geschichtlichen Anhalt diesen Zug auf ihren Helden übertragen. So hat sie ja auch für den Schluß ein damals viel benutztes Sagenmotiv verwandt: die Entrückung ins Land der Hyperboreer, dieses Zauberland des Apoll im fernen Norden, wo selige Geschlechter, das Lorbeerreis im Haar, beim fröhlichen Festmahl sitzen, frei von Krankheit und Alter, erlöst von Mühsal und Kampf.

Schon Homer hatte sich solch ein seliges Wunschland in den elysischen Gefilden erträumt; denn gar zu trostlos erschien doch das Schattenreich, in dem es nur ein unruhiges, zweckloses Flattern und Schweben für die abgeschiedenen Seelen gab, ein Dasein zwar, aber kein Leben. Aber freilich Homers Elysium war nicht ein Paradies für Fromme und Gerechte, nicht eine Art Walhall für die tapfersten Helden, auch nicht ein Land der Verheißung, in dem sich eine Ausgleichung zwischen Tugend und Glück dem sehnenden Auge zeigte, wie sie das Leben hier nicht kennt. Menelaus soll dorthin entrückt werden, nicht wegen besonders hervorstechender Tugend und glänzender Verdienste, sondern einzig und allein, weil er des Zeus Eidam ist. Aber doch war in dieser aus freier Dichterphantasie erwachsenen Anschauung der Boden gegeben, aus dem der griechische Unsterblichkeitsglaube immer von Neuem wieder Saft und Kraft gewinnen konnte. — Ein Weiterleben ohne Tod in ewiger Seligkeit durch Entrückung in ein besseres Jenseits, das hier als willkürlich ertheiltes Privileg besonders Begnadeter erschien, forderte bald frommer Glaube als gutes Recht für die Helden des Volkes nach einem thatenreichen und verdienstvollen Leben. Wohl konnte nur ein Wunder, ein göttlicher Eingriff in den gesetzlichen Naturverlauf, einzelne Menschen zum ewigen Leben emporheben, aber dieses Wunder ward selbst noch in den lichten Zeiten Pindars erwartet und „im Ton unverfälschten Glaubens“ gefeiert. Nicht nur die Recken der Vorzeit, einen Achill und Amphiaraus hat so die dankbare Sage in ein seliges Wunschland versetzt, sondern auch Gestalten der jüngsten Vergangenheit, wie die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton oder den Philosophen Empedokles. Zu allen Zeiten spricht ja die Sage ihre eigene Sprache, sie ist im tiefsten Grunde Dichtung, aber Dichtung einer Zeit, die noch nicht abstrakt zu denken vermag, sondern zum Ausdruck ihrer innersten Gefühle und Gedanken sinnlicher Formen, sinnenfälliger

Digitized by Google

Gestalten bedarf. Volksmoral und Volksglaube sprechen ihre Grundsätze und Ueberzeugungen in Form einer Geschichte aus, die damit Wirklichkeit wird und Glauben findet. Wie Ixion auf seinem feurigen Rad in der Unterwelt den schlichten Satz predigt: Seid dankbar! und in dem zum Olymp emporgehobenen Herakles sich der hehre Glaube der Dorer verkörpert, daß Menschenwürde nicht der Göttergröße weicht (v. Wilamowitz), so konnte die Geschichte des Krösus in jener Zeit zum Paradigma für den Satz werden: die Götter lohnen den Frommen. — So gilt von der Sage wie von der Poesie das schöne Wort W. Grimms: „sie ist das erste und einfachste und zugleich das großartigste Mittel, welches dem Menschen verliehen wurde, um ein hohes Gefühl, eine höhere Erkenntniß auszudrücken. Sie ist die Schatzkammer, in welche ein Volk seinen geistigen Erwerb niederzulegen und zu sammeln pflegt." Freilich springt die Sage willkürlich und kühn um mit den Daten und Gestalten der Ueberlieferung, freilich meistert in ihr das Dogma die äußere Geschichte, aber gerade dadurch wird sie zu einem unschätzbaren Denkmal der inneren Geschichte, das einen klaren Einblick in das verborgene Getriebe sittlicher und religiöser Ideen in einer Zeit gewährt, in der das Licht der Geschichte sonst nur spärlich leuchtet.

Die Aussaat fruchtbarer Gedanken, die Solon und seine Genossen, überhaupt die führenden Geister des 6. Jahrhunderts begonnen hatten, das lehrt uns die älteste Fassung der Krösussage, hat sich zu Beginn des folgenden Jahrhunderts kräftig entwickelt. — Unter dem mächtigen Einfluß der panhellenischen Festdichter, eines Pindar und Bakchylides, und unter dem erschütternden Eindruck der großen Tragödien des Aeschylus hat sich der alte Götterglaube geläutert. Nicht mehr nach Willkür schalten und walten nun die Göttermächte im hohen Olymp, auch greifen sie nicht mehr rauh und roh in die Menschenschicksale ein, sondern sie handeln nach sittlichen Motiven und führen ein gerechtes Regiment, das ist das Ergebniß der fortgeschrittenen religiösen Entwicklung, ein Ergebniß, dem die tief einschneidenden politischen Ereignisse jener Zeit nur noch festeren Halt geben mußten. In den Stürmen der Perserkriege hatte man ja die erhebende Wirkung des mannhaften Ringens mit den Schicksalsmächten an sich und seinem Gemeinwesen erfahren und die beruhigende Wahrheit erfassen lernen: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wie vor einem Jahrhundert bei uns die furchtbare Bedrängniß des gemeinsamen Vaterlandes durch

Digitized by Google

Napoleons erzgepanzerte Fauſt nicht nur einen ungemeinen Aufſchwung des Nationalgefühls, ſondern auch eine ungeahnte Neugeburt des religiös-ſittlichen Geiſtes zeitigte, ſo tritt uns bei dem ſelbſtbewußten Geſchlecht der Marathonskämpfer als bleibende Errungenſchaft die Idee eines gerechten, gütigen, allmächtigen und allwiſſenden Weltregiments entgegen. Pindar und Aeſchylus ſind die eindrucksvollſten Vertreter dieſer Weltanſchauung. „Menſchen geziemt es wohl von den Göttern Würdiges nur zu denken“, ſo bekämpft jener kraftvoll die alten, unwürdigen Vorſtellungen; allenthalben empfindet er ahnungsvoll in den Geſchichten der mythiſchen Vorzeit wie in den Geſchicken der Gegenwart die große Harmonie einer göttlichen Weltordnung. „Uebermuth ſtößt in vermeſſenen Frevel“, „Hoffart kommt zu Fall“, „Ueberhebung ſtürzte Tantalus von Jovis Tiſch; Uebermuth gewann ihm ſchrecklichen Fluch“, aber „wer durchaus ſein Gemüth hat rein bewahret von Frevel, der wandelt auf dem Pfade des Zeus zur Kronosburg“, oder

„Eintagsmenſch, was biſt du, was biſt du nicht?
Schattentraum der Menſch.
Aber fällt von Gott ein freundlicher Strahl auf uns,
Lichter Schimmer umfängt uns dann,
Und leicht wird das Leben“,

ſo klingt es warnend und lockend aus dem Munde des Propheten. Und es iſt kein Zufall, daß auch alle Tragödien des Aeſchylus ſchließlich darauf hinauslaufen, die neuen ſittlichen Anſchauungen in die alten Mythen hineinzutragen und den Glauben an die ſtrafende Gerechtigkeit der Himmliſchen und die ſittliche Verantwortlichkeit der Menſchen zu feſtigen. Die alten Sagen erzählten wohl von einem Erbfluch, der auf ganzen Geſchlechtern laſtet und ſich unerbittlich an Vater, Sohn und Enkel vollzieht, aber Aeſchylus findet bei aller Verkettung der Geſchicke ſtets doch auch eigene Schuld; denn ihm iſt alles Leid Strafe. Im Labdacidenhaus walten bei ihm die Himmelsmächte ſo, wie es Goethe ſchildert:

„Ihr führt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt ſich auf Erden.“

Oedipus büßt nicht fremde Schuld, er hat auch ſelbſt gefrevelt. Und wenn in der Oreſtie Apollo, der untrügliche Prophet des Zeus, Oreſt den grauſen Weg des Muttermordes führt, um alte Blutſchuld zu ſühnen, ſo nimmt doch auch Göttermacht die Sünde, die

Digitized by Google

nun einmal begangen werden muß, von ihm und versöhnt die nach dem Blute des Muttermörders gierigen Ungeheuer. Wohl ragen hier und da in die Dramen Reste älterer Anschauung hinein, die der geläuterten sittlichen Auffassung widerstreiten: im Prometheus erscheint allerdings Zeus als ungerechter, harter, auf die neu errungene Macht eifersüchtiger Tyrann. Das ist ja nun einmal alte Ueberlieferung: die neuen Götter haben die alten vergewaltigt. Aber auch hier findet der Dichter den Ausweg, indem er diesen Widerspruch gegen die sittliche Forderung durch die innere Entwicklung aufhebt, welche die Götter durchmachen. Die Zeit brutaler Gewalt ist für sie längst vorüber, sie war nur ein Uebergangsstadium, wie in der Weltenschöpfung aus dem wirren Chaos der schöne Kosmos sich herausarbeitete. Und auch die Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit schaut der fromme Dichter unter demselben Gesichtswinkel, wenn er in den Persern die Niederlage des Großkönigs als selbstverschuldet durch maßlose Ueberhebung und Trotz gegen den Götterwillen schildert und auf die ewigen Gesetze göttlicher Gerechtigkeit weist, ohne deren Beachtung auch das Glück der Hellenen keine Dauer haben könne.

Eine einheitlich abgeschlossene Weltanschauung tritt uns also damals entgegen; in Fleisch und Blut ist wenigstens den geistigen Führern des Volks die Ueberzeugung übergegangen, die Aeschylus einmal in die schönen Worte gefaßt hat:

Wer sonder Zwang gern gerechten Wandel geht,
Bleibt nicht ungesegnet,
Wird nimmer ganz und gar untergehen.
Doch wo der Uebertreter sünd'gen Frevelmuths
In wüstem Taumel jede Schranke bricht,
Wahrlich, einst noch in letzten Aengsten
Streicht er die Segel, wenn die Noth
Faßt die brechende Raae.

Eine Bestätigung dieser freudig geglaubten Wahrheit ist die älteste Krösussage. Aber freilich lief sie den geschichtlichen Thatsachen schnurstracks zuwider, wußte man doch bestimmt, daß Krösus nach seinem Fall auf Erden weiter gelebt habe, und konnte man doch sogar die Städte namhaft machen, die ihm von dem Sieger als Besitz zugewiesen worden waren. In der That hat es keiner der verschiedenen Geschichtsschreiber, welche die Katastrophe in Sardes darstellten, gewagt, jene alte Sagenfassung beizubehalten; aber Sagen, Dichtung und Wahrheit gemischt, haben auch sie berichtet.

Digitized by Google

Am sonderbarsten berührt das vielleicht bei Ktesias, hatte er doch, nachdem er 415 kriegsgefangen nach Persien gekommen war, 17 Jahre lang am persischen Hofe gelebt. Der Mann — sollte man meinen — der als Leibarzt der Königin Parysatis hohes Ansehen genoß, ja sogar nach der Schlacht bei Kunaxa damit betraut ward, den von Bruderhand verwundeten König Artaxerxes zu heilen, konnte leicht aus dem persischen Königsbuch und mündlichen Berichten volle Klarheit über den Ausgang des Lyderkönigs gewinnen. Und wenn er — sollte man weiter schließen — oft genug hofmeisternd Herodot Lügen und Fabeleien vorwarf, so mußte er sich doch selber um so ängstlicher vor allem Märchenhaften hüten. Aber weit gefehlt: gerade bei ihm häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten. Schon wenn der Perserkönig einen ihm als Geißel ausgelieferten Sohn des Krösus vor dessen Augen hinmorden, oder wenn er ihn durch plumpe Kriegslist, indem hölzerne Bilder von Persern an langen Stangen zu den Mauerzinnen emporgehoben werden, die feindliche Hauptstadt erobern läßt, so stimmt das ebensowenig zu dem Bild des edlen Cyrus, das uns sonst in der griechischen Ueberlieferung allenthalben entgegentritt, wie zu dem Bild von dem kühnen, thatenlustigen Koresch der Bibel, dem, wie der große Prophet des Exils jubelt, „Sieg auf den Fersen folgt, daß er Völker vor sich bezwingt und Könige bewältigt, daß sein Schwert sie zu Staub macht und sein Bogen zu verwehender Spreu", „der Fürsten zerstampft wie Lehm und wie ein Töpfer den Thon knetet". Und nun gar die Schicksale des Krösus nach der Einnahme der Burg bei Ktesias! Schutzflehend flüchtet der König in den Apollotempel, aber des Eroberers Grausamkeit achtet auch das Tempelrecht nicht, sondern läßt ihn in Ketten legen, aber dreimal gleiten diese in wunderbarer Weise von ihm ab. Nun wird Krösus in den Palast geschleppt und stärker gefesselt, aber wieder fallen die Ketten, diesmal unter Donner und Blitz zur Erde, so daß Cyrus endlich dem Götterwillen weicht, den Gegner freiläßt und ihm Milde erweist. — Also auch hier muß, so zu sagen, ein deus ex machina eingreifen wie bei Bakchylides, um den Frommen, der unverdient in Noth und Schmach gerathen ist, zu retten und die göttliche Gerechtigkeit über alle Zweifel zu erheben. Der Geschichtschreiber steht noch ganz auf dem naiv-gläubigen Standpunkt der Dichter, nach dem frommer Sinn schließlich doch seinen Lohn finden muß wie der Frevelmuth seine Strafe.

Die gewöhnliche Anschauung war das in jener Zeit schon nicht

Digitized by Google

mehr. Die philosophische Forschung, „entstanden in der Zurückgezogenheit einsamer Denker, gepflegt in dem geschlossenen Heiligthum enger Schulverbände“ (Windelband), ist ja inzwischen allmählich zu einer Macht im griechischen Volksleben geworden. Kühn, wie sie einst in ihren Anfängen mit einem viel- oder nichtssagenden Wort — wie man es nehmen will — das große Welträthsel zu lösen, das Geheimniß der Schöpfung zu fassen sich unterfangen hatte, proklamirt sie nun den Menschen zum Maß aller Dinge, lockert sie die Wurzeln, mit denen bisher der Einzelne fest und innig mit dem allgemeinen Bewußtsein verwachsen war und löst sie den zur Freiheit erwachten, auf eigene Füße gestellten Menschen vom Bann der Ueberlieferung und den Banden der äußeren Bräuche und Satzungen. Mit den Ammenmärchen wandern auch werthvolle Errungenschaften in die Rumpelkammer, Errungenschaften, die den früheren Geschlechtern einen sittlichen Halt gewährt und einen kräftigen Antrieb geboten hatten, auf der steilen Bahn zum Wahren, Guten und Schönen. Und wenn auch die edelsten Geister sich nicht fortreißen lassen von dem allgemeinen Strom, der viele zu skeptischem Zweifel an Allem, manche zu kühner Gottesleugnung treibt, so können doch auch sie sich der tiefgehenden Bewegung der Aufklärung nicht entziehen; auch sie müssen, mächtig erschüttert in ihrem Glaubensleben, die Frage stellen: „Was ist Wahrheit?“ und etwas von dem ätzenden Scheidewasser der Kritik sickert auch in ihr Bewußtsein. Und dies Scheidewasser zersetzt gar bald jene alte Weltanschauung, die in allen Lebensfügungen bewußte Führungen gerechter Götter erblickt hatte. Der Wirklichkeitssinn des einzelnen Individuums läßt sich durch allgemeine Sätze und Gesetze nicht mehr fesseln. Unbekümmert um liebgewordene Vorurtheile und unbeirrt durch weit verbreitete Meinungen, will man die Dinge sehen, wie sie sind, und sollte man darüber auch zu der pessimistischen Anschauung geführt werden, daß im Grunde doch der Mensch nur ein Spielball sei in den Händen der Götter und deshalb der Tod besser als das Leben. Diese trübe Resignation, die uns zunächst wohl wenig zu dem lebensfrischen, genußfrohen Hellenenthum zu stimmen scheint, taucht schon früher z. B. bei Bakchylides auf, wenn er den größten Helden, den je die Erde getragen, den eigene Thatkraft zum Himmel geleitet hat, wenn er Herakles mit feuchtem Auge sprechen läßt:

„Ja, niemals geboren zu werden, das Sonnenlicht
Nie zu schauen ist der Sterblichen höchstes Glück.“

Digitized by Google

Und aus dieser Weltanschauung heraus hat Sophokles seinen König Oedipus gedichtet, diese erschütternde „Tragödie von der Nichtigkeit des Menschenglücks“ (v. Wilamowitz). Der Chor spricht es hier als der Weisheit letzten Schluß aus:

„Gleich dem Nichts
acht ich der sterblichen Menschen Geschlechter,
denn wem ward
mehr von Glück als des Wahnes Rausch
und vom Wahn die Ernüchterung?“,

und sein Held, der mit den ausgegrabenen Augensternen wie ein Ankläger gegen ein ungerechtes Schicksal vor uns steht, predigt zum Schluß eindringlich und für Jeden verständlich:

„Schaut mich an, in welchen Abgrund schwersten Jammers ich gerieth!
Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,
der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,
eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt vom Ungemach.“

Das ist dem Gedanken, ja fast dem Wortlaut nach dieselbe Predigt, die bei Herodot uns allen bekannt Krösus auf dem flammenden Scheiterhaufen hält. Die beiden Männer, Sophokles und Herodot, gehören ja überhaupt aufs Engste zusammen, nicht nur als Zeitgenossen und Angehörige des herrlichen Kreises, dessen strahlenden Mittelpunkt Perikles bildet, sondern auch als eng verbundene Gesinnungsgenossen. Nur scheinbar verschieden, indem der eine in seinem Kindergemüth die Kunde von vielen Völkern und Ländern trägt, der andere den gereifteren und durchdringenderen Verstand dem Zunächstliegenden, dem inneren Getriebe der Kräfte und Leidenschaften in jeder Menschenbrust zuwendet, treffen sie sich in ihrer gesammten Denk- und Sinnesweise, ebenso in ihrer Begeisterung für die hohe politische Mission Athens wie vor Allem in ihrer Ansicht von der Gottheit und deren Verhältniß zum Menschen. Gerade die Krösussage bei Herodot spiegelt diese Ansicht vollkommen wieder; dabei ist die Erzählung selbst in ihrer anschaulichen Breite und liebenswürdigen Naivität ein wahres Meisterstück, das man am liebsten ungekürzt geben möchte. Doch hier müssen einige Andeutungen genügen.

Einst ist Solon, so berichtet Herodot, bei Krösus gewesen und hat, ungeblendet durch allen Glanz und alle Macht ringsum, ihn nicht selig preisen mögen, sondern warnend den eitlen, sicheren König auf den unerforschlichen Sinn der eifersüchtigen Gottheit hingewiesen: kein Mensch sei glücklich zu nennen, und der würdiges

Digitized by Google

Leben auch schön geendet habe. Bald folgt ein erster erschütternder Schlag, als poche ein grausiges Schicksal an das Thor des Palastes. Der König hütet seinen Lieblingssohn Atys mit ängstlicher Sorgfalt, hat ihm doch ein Traum verkündet, dieser Sohn werde durch einen Speerwurf umkommen. Endlich erwirkt der edle Jüngling, der sich mit Trauer von allen ritterlichen Uebungen ausgeschlossen sieht, vom Vater die Erlaubniß, einen Jagdzug mitzumachen. Aber als Beschützer wird ihm Adrast mitgegeben, ein Verbannter, der dem Krösus das Leben verdankt und ihm treu ergeben ist. Doch

„noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
der muß es selber erbauend vollenden."

Das erfüllt sich auch hier: ein tückischer Zufall läßt den Adrast seinen Schützling durch einen Speerwurf tödten.

So bereitet sich dräuend die Katastrophe des Königs selbst vor; aber er merkt es nicht. Als im Osten sich immer bedrohlicher ein mächtiges Ungewitter zusammenballt, fragt er wohl den Gott in Delphi, ob es gerathen sei, den Kampf mit Kyrus zu unternehmen, aber nicht, um sich rathen zu lassen, sondern um eine Bestätigung seiner Pläne zu erreichen: so hört er aus dem dunklen Wort, daß er, den Halys überschreitend, ein großes Reich zerstören werde, trotz verständiger Mahnungen aus seiner Umgebung nur die Aufforderung zum Krieg heraus. Und gar der zweite Spruch:

„Wird ein Maulthier dereinst als König beherrschen die Meder,
dann, zartfüßiger Lyder, entfleuch zum steinigen Hermos!"

macht ihn vollends sicher. Um so jäher ist sein Sturz. Aber als nun der König auf dem Scheiterhaufen steht, auf dem ihn der übermüthige Sieger mit zweimal sieben lydischen Jünglingen verbrennen will, als schon das Feuer emporloht, da gedenkt er des Solon und seiner Warnung und ruft dreimal den Namen des Weisen. Erstaunt fragt Kyrus nach dem Grund, und vom Holzstoß herab verkündet Krösus auf wiederholtes Drängen die beherzigenswerthen Mahnungen an die Unbeständigkeit alles irdischen Glücks. Erschüttert befiehlt Kyrus alsbald, den Scheiterhaufen zu löschen; aber umsonst ist alles Bemühen seiner Perser. Erst als Krösus selbst unter Thränen und Berufung auf seine reichen Weihegaben in heißem Gebet Apollons Hilfe herbeifleht, ziehen sich plötzlich bei heiterem Himmel und Windstille Wetterwolken zusammen, und der mächtig herabströmende Regen löscht das Feuer.

Digitized by Google

Dem durch ein Wunder Geretteten läßt Kyrus die Ketten abnehmen. Und diese Ketten, heißt es weiter, sandte Krösus wie zum Hohn nach Delphi und ließ sie auf der Schwelle des Tempels niederlegen. Aber die Pythia entließ die Boten mit der Antwort: dem bestimmten Schicksal könne auch kein Gott entfliehen, Krösus sühne alte Blutschuld, die seit Gyges auf seinem Hause laste. Einen Aufschub von drei Jahren, nicht völlige Abwendung des bestimmten Looses hätte Apollo für seinen Schützling von den Moiren, des Schicksals Herrinnen, erlangen können, aber sichtbarlich habe er ihm auf dem Scheiterhaufen Hilfe gebracht. Und untrüglich seien seine Orakel, ein großes Reich sei ja wirklich zerstört, und der Maulesel, vor dem er gewarnt, sei niemand anders als Kyrus, der Sohn eines Persers und einer Mederin, eines Unterworfenen und einer Herrin. Krösus aber, so schließt die Erzählung, sah nun ein, daß die Schuld nicht die des Gottes, sondern seine eigene sei.

„Meine schweren Schicksale sind mir zur Lehre geworden", so sagt später einmal Krösus selbst bei Herodot, darauf läuft schließlich Alles hinaus bei dieser Geschichte, es ist dieselbe Lehre, wie sie auch Sophokles in seinem König Oedipus giebt: „Mensch, erkenne dich als das, was du bist, erkenne deine Ohnmacht und die Nichtigkeit deines Glückes." Ob Gottes Wege nach menschlicher Einsicht gerecht sind oder nicht, es sind eben Gottes Wege. Wie willst du, schwaches Menschenkind, die Gottheit meistern? Du mußt dich bescheiden in duldender Demuth, in weiser Mäßigung. Etwas Großes, ja etwas Tröstliches ist es doch, wenn Apollons Wahrhaftigkeit schließlich den Sieg behält, mag Menschenglück auch darüber zu Scheiter gehen. „Und zu der Schwäche des Menschen ist die Macht der Götter, zu seiner Hilfsbedürftigkeit ihre Gnade das Komplement." (v. Wilamowitz.) So findet auch bei dieser Weltanschauung echte Frömmigkeit Boden, in dem sie Wurzeln schlagen kann.

Aber freilich eine Menge einzelner Züge haben in der Krösussage des Herodot geschickt gruppirt werden müssen, um diese einheitliche Wirkung zu erreichen; erst bei genauerem Zusehen entdeckt man, wie das schöne Gemälde eigentlich ein buntes Mosaikbild ist; da sind zunächst zwei Stücke aus der Ursage: das Bild von dem König auf dem Scheiterhaufen und das plötzlich rettende Gewitter. Jenes erschütternde Bild haftete offenbar so fest im Bewußtsein des griechischen Volkes, daß es unmöglich verwischt werden konnte. Aber wie wundersam nimmt es sich jetzt aus, nachdem die ganze Grundlage verschoben ist? Wozu soll der milde Kyrus den ge-

Digitized by Google

stürzten König dem Tode weihen? Und nun gar dem Tode durch Feuer, obwohl doch die Perser eine solche Befleckung des heiligen Feuers als Sünde ansahen? Und wie unmöglich ist diese Szene: die lange Verhandlungen zwischen den Königen mit Hilfe eines Dolmetschers, während gierig die Flamme ihr Opfer umzüngelt? Und dazu ist durch eine sonderbare Kreuzung lydischer und griechischer Mythen die schöne Novelle von Atys und Adrast hinzugetreten: die lydische Sage erzählte von Atys, dem Sohn des Gottes Manes, dem Stammvater ihres ältesten Herrschergeschlechts, er habe auf der Jagd durch einen Eber den Tod gefunden, und die Griechen kannten eine Göttin des unentrinnbaren Verhängnisses, die Adrasteia. Diese Elemente vereint der Mythus in jener Erzählung und schafft so eine Variante zu dem weitverbreiteten Märchen, daß der, welcher seinem Schicksal entgehen will, es erst recht heraufbeschwört. Und schließlich hat die Sage der geschichtlichen Möglichkeit zum Trotz Solon und Krösus zusammengeführt und damit eine Kontrastwirkung von besonderem Eindruck erzielt. Ich sage absichtlich die Sage, denn „der Poet, der diese Züge so wirksam gruppirt hat, ist ein größerer als Herodot — nämlich das griechische Volk."

Es muß für die Griechen einen ganz eigenartigen Reiz gehabt haben, Vertreter verschiedener Kulturstufen und entgegengesetzter Anschauungen in künstlich ersonnenen Situationen zusammenstoßen zu lassen; seit den Tagen der alten Sophistik bis in die christliche Zeit hinein hat man immer wieder diesem Reiz nachgegeben — ob man Alexander den Großen und die Brahmanen oder Solon und Krösus zusammenführte, das Eine gewann man jedenfalls, man erreichte scharf kontrastirende Porträts. Und in der Krösussage bedeutete diese Gegenüberstellung zugleich einen ethischen Gewinn, einen glänzenden Sieg hellenischer, attischer Weltanschauung über Barbarenthum, denn ein Barbar bleibt Krösus trotz allen Prunkes und aller Opfer, seine Frömmigkeit beruht ja auf einer sehr primitiven Gottesanschauung und stellt eine Art do-ut-des-Politik dar, und sein Glück macht ihn zum verblendeten Thoren und eitlen Prahler. Wie klar hebt sich von seinem Bild die geläuterte, ruhige Weisheit und fromme Gelassenheit eines Solon ab — hier eitles Flittergold, dort edler Marmor! Und diesen Solon macht die Sage zum Träger der abgeklärten Weltanschauung, die das Perikleische Athen beherrschte, und die in Herodot und Sophokles uns am lichtesten entgegenstrahlt.

Digitized by Google

Diese Weltanschauung, die durch des Krösus Geschick in der neuen Sagenform aufs Sicherste erhärtet wurde, findet kein Gleichgewicht mehr zwischen Thun und Leiden in der Wirklichkeit, sie verschleiert nicht mehr die Härte und Grausamkeit des Lebens, aber sie wirft deshalb auch nicht den Glauben an eine höhere Macht und ein göttliches Walten als überflüssigen Ballast über Bord und ermattet nicht in dem sich immer erneuernden Kampf des Lebens, sondern sie trachtet mit festem, kühnem Blick die Wirklichkeit zu erfassen. Auch die Krösussage bei Herodot predigt nicht einen „lebensmüden Pessimismus, der sich vom Leben zurückzieht oder gar es überdrüssig und verzweifelt von sich wirft", sondern gerade im Gegentheil ist diese Weltanschauung „der Ausdruck einer gesunden Kraft, die das Leben in vollen Zügen genießen möchte, aber sich überall durch die Schranken des menschlichen Daseins beengt und gehemmt sieht". Und ebenso weit liegt diese Weltanschauung ab von einem flachen Rationalismus, der alles Eingreifen göttlicher Mächte in das irdische Dasein ausschließt, oder von sophistischer Aufklärung, die zu Zweifel oder Leugnung der Götter führt. Herodot glaubt an seine Götter, wie er an seine Orakel glaubte. Er steht durchaus auf dem Standpunkt des frommen Sophokles: die Götter sind die allmächtigen Herren, sie heben und stürzen, wen sie wollen. Alle Räthsel, die unbegreifliche Menschengeschicke stellen, löst Herodot mit einem schlichten Wort χρήν: es war so bestimmt. Darauf kommt es allein an, daß der Götter Wille auf Erden sich vollzieht, daß ihre Verheißungen sich untrüglich erfüllen, daß ihre Weisheit triumphirt. Wenn Götterspruch sich als taubes Wort erwiese, dann stürzten die Rechte der Götter. Darum würde Herodot in den Chorgesang des König Oedipus einstimmen:

„Ja, Zeus, allmächtig heißt man dich,
schau her, bewähr' allmächtig dich und ewig."

Das einzelne Menschenglück hat dem gegenüber keinen Werth. Wohl mag uns Angesichts unschuldigen Leidens und zerscheiterter Hoffnungen der Menschheit ganzer Jammer anpacken, wohl mögen wir sterblichen Gemächte vor der Göttermacht in ein Nichts versinken, doch ermattet deshalb in dem frommen Gemüth Glauben und Hoffnung nicht. Wer „nimmer in dem Streben wankt, frommer Reinheit sich in Wort und Werken hinzugeben, das Gesetz erfüllend, das in heil'gen Aethers Regionen ewiglich einhergeht", der darf

Digitized by Google

auf höhere Hilfe hoffen. In getroster Zuversicht singt trotz Allem der Chor des Sophokles:

„Aber wo das Heil des Vaterlandes
Ziel dem Streben ist, bet' ich zu Gotte,
nimmer hemm er's:
Gott ist unser Hort, nie sein vergeß' ich",

und so richtet auch Krösus auf dem Scheiterhaufen sein sehnendes Auge empor zu der göttlichen Hilfe.

Man ist versucht, an Augustin zu denken, bei dem eine düstere Prädestinationslehre Hand in Hand geht mit freudiger, feuriger Glaubenskraft, und einen „höchst bedeutsamen Fortschritt" (E. Meyer) bedeutet diese echt attische Weltanschauung, der wir die jüngere Fassung der Krösussage verdanken, doch über den Rationalismus und über Aeschylus und Pindar hinaus. Von dem willkürlich nach vernunftmäßigen oder sittlichen Forderungen gestalteten Weltbild hat man sich, wenn auch vielleicht wehmüthigen Herzens, losgerissen; an seine Stelle ist die Erfahrung, die Welt der Thatsachen getreten, die man sich weder im harten Streit mit den wackeren Vorkämpfern des alten Glaubens noch durch den Hohn der modernen Aufklärung rauben läßt, die immer siegesgewisser auftritt und mit dem Glauben auch die Moral zu untergraben droht.

Freilich, was ein Herodot naiv als Erfahrungsthatsachen ansah, erkannte eine fortschreitende Entwicklung vielfach bald als üppiges Gerank von Dichtung und Wahrheit. Auch seine in harmlosem Glauben erzählte Krösusgeschichte ward damit zur Sage; aber sie fesselte doch auch die späteren Geschlechter so durch ihre ästhetische Schönheit und ihren ethischen Gehalt, die Geschlossenheit der Anlage und Klarheit der in ihr verkörperten Idee, daß eine wesentliche Umgestaltung nicht versucht worden ist. Mit einem Wort soll wenigstens auf den Bericht des Nikolaos von Damaskus hingewiesen werden, der, ein Freund Herodes des Großen, kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung schrieb. Er kennt das Gebot der Religion Zoroasters, das Feuer nicht zu entweihen; er ist auch naturwissenschaftlich soweit gebildet, daß ihm Regen bei heiterem Wetter unmöglich deucht, so muß Kyrus gegen die Verbrennung sich sträuben und nur widerwillig dem Verlangen der Seinen weichen, so muß der Tag von vornherein trübe sein, ja Thales von Milet als unfehlbarer Wetterprophet erscheinen, um den Regensturm vorher zu verkünden. Genug, Nikolaos verwässert nach den bewährten Rezepten des Rationalismus die alte Sage. Aber er muß natürlich

Digitized by Google

auch Herodot übertrumpfen, drum führt er äußerlich wirkungsvoll, aber ganz unwirksam für den inneren Verlauf die ephesische Sibylle Herophile ein. Als der Holzstoß schon flammt, steht sie zum Schrecken der Perser auf einer nahen Höhe, schilt ihr frevelndes Unterfangen mit warnenden Worten und droht ihnen bei Ungehorsam schmähliches Verderben. Das einzige, was ihr Auftreten bewirkt, ist, daß in Zukunft die Vorschrift Zoroasters in Bezug auf das heilige Feuer genauer beobachtet wird. Mit Krösus' Schicksal hat das nichts zu thun; aber immerhin ist dieser fremde Flicken bezeichnend, er rührt wohl aus alter ephesischer Tempellegende und zeigt, daß neben dem teleologischen Bedürfniß des Volkes, das Ausgleich zwischen Schuld und Schicksal heischt, und neben der philosophischen Betrachtungsweise, die sich ruhig mit den Thatsachen der Wirklichkeit abfindet, noch ein drittes Element in der hellenischen Religionsgeschichte wichtig gewesen ist, das mystisch-ekstatische, in dem sich der über die Schranken des öffentlichen Kultus hinausstrebende religiöse Drang ähnlich verkörpert wie in dem Prophetismus des alten Bundes. Gerade in jener öden, entgötterten Zeit des Nikolaos schaute man gern in das Dunkel jener gährenden Werdezeit zurück, aus dem sich schattenhaft, geisterhaft die Gestalten der gottbegeisterten Seherinnen abhoben, die ohne äußeren Beruf im Vollbewußtsein unmittelbarer göttlicher Eingebung aufgetreten waren, „Schattenbilder einer einst sehr lebendigen Wirklichkeit, Erinnerungen an sehr auffallende und eben darum nie ganz dem Gedächtniß entschwundene Erscheinungen des Religionslebens der Griechen" (E. Rohde).

Wir wissen, wie sehr diese Sibyllen auch in christlicher Zeit die Phantasie beschäftigt haben, wie man in ihnen Verkünderinnen einer reineren Gottesanschauung, Bahnbrecherinnen des Christenthums in der Heidenwelt verehrte: in der Sixtina hat Michelangelos Meisterhand sie an die Decke gezaubert, in deutschen Klöstern frommer Sinn sie in mühseliger Sorgfalt auf Decken gestickt als Gegenbilder zu den Propheten. Wie Paulus auf dem Areopag den Athenern bezeugte, daß sie gar sehr die Götter fürchteten, so wollte das mittelalterliche Christenthum mit dieser Nebeneinanderstellung andeuten, daß auch in den edelsten Völkern des Heidenthums ein Zug nach oben, ein Drang zu Gott, ein Sehnen nach Heil geschlummert habe. Und wir Kinder einer neuen Zeit, dürfen wir nicht diesen schönen Allegorien einen gewissen Werth lassen?

Um dieselbe Zeit, wo die Krösussage entsteht und brennende religiöse Fragen zu lösen unternimmt, behandelt „der tiefste und

Digitized by Google

kühnste Denker des hebräischen Volks" im Hiob dasselbe Problem. Für einen Augenblick scheint wirklich die religiöse Entwicklung bei beiden Völkern an demselben Punkt angekommen zu sein. Dann freilich trennen sich die Bahnen, aber, hat man gesagt, „gemeinsam bleibt beiden Entwicklungen, daß dieser Standpunkt, der die rückhaltlos anerkannten Thatsachen mit tiefer und wahrer Frömmigkeit zu vereinigen sucht, sich nicht behaupten kann" (E. Meyer). Hier wie dort fällt die Masse nur zu schnell in den äußerlichen Vergeltungsglauben zurück, und die Gebildeten suchen andere Lösungen. In Israel verkündet der Prediger Salomonis in ausgesprochenem Skeptizismus: Alles ist eitel! und in furchtbaren Nothzeiten ringt man sich zu dem Unsterblichkeitsglauben durch, als der einzigen Lösung des Welt- und Schicksalsräthsels. Und auf griechischem Boden zersetzt eine materialistisch-atheistische Aufklärung das starke Gefüge des alten Glaubens; aber im attischen Geiste ruht die Kraft auch diese trostlose Philosophie der Verneinung zu überwinden und in der sokratischen Schule positive Schöpfungen hervorgehen zu lassen, geeignet, die Religion zu läutern, die Sittlichkeit zu festigen, überhaupt das Höchste zu erreichen, was der Menschengeist ohne das Licht göttlicher Offenbarung erreichen konnte. „Das ist die unvergleichliche Leistung Athens, die ihm seine einzigartige Stellung sichert in aller Menschengeschichte".

Digitized by Google

Vom Ende der Reichsritterschaft.

Von

Freiherrn **L. von Stetten-Buchenbach,** Oberst z. D.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom 24. März 1803 hatte zwar einer Menge von Sonderherrschaften im Heiligen Römischen Reiche den Garaus gemacht; immerhin blieben noch so viele bestehen, daß eine Karte in großem Maßstab erforderlich war, um darauf alle Reichsunmittelbarkeiten darzustellen. Denn neben sechs Reichsstädten, dem Kurerzkanzler und den zwei geistlichen Ritterorden blühten sämmtliche weltliche Herrschaften, auch die kleinsten, wie die über dreihundert Familien zählende Reichsritterschaft, in ihrer früheren Art weiter. So groß das Bangen über den Ausgang der Regensburger Verhandlungen auch in den Reihen der letzteren gewesen war, so groß war nun die Freude bei allen Direktoren, Kanzleien und Mitgliedern des corpus equestre über dessen Fortbestand.

Lebhafte Entrüstung hatte über zwei abtrünnige Genossen geherrscht, welche in der Zeit kurz vor dem Reichsdeputationshauptschluß, in welcher die großen Herren schon angefangen hatten, die künftigen Gebiete zu besetzen, aus der Reichsunmittelbarkeit sich begeben und sich landsässig gemacht hatten. Der frühere Sachsen-Weimarische Kammerpräsident August v. Kalb und sein Bruder hatten als Bevollmächtigte der Marschalk v. Ostheimschen Erbtöchter*) diese und sich, sowie die beim Reichsritter-Ort Steigerwald bisher eingetragenen Güter mit Unterthanen und Gerechtsamen unter Kurpfalz-Bayern als nunmehrigen Herrn des Fürstenthums Bamberg gestellt und diesen Schritt der Reichsritterschaft mit der Begründung an-

*) Zwei waren mit den beiden Herren v. Kalb vermählt (mit dem Bruder die aus Schillers Leben bekannte Lotte v. Kalb), die dritte war eine verwittwete v. Geispitschheim.

Digitized by Google

gezeigt, daß sie dieses gethan, weil die betreffenden Güter früher unter der Botmäßigkeit der Fürsten von Bamberg gestanden hätten. Abgesehen davon, daß diese Begründung von einer geschichtlich-unhaltbaren Auffassung ausging, so waren die Herren v. Kalb nicht berechtigt, einseitig der übernommenen, beschworenen Verpflichtungen gegen Kaiser und Genossenschaft sich zu entbinden. Die Reichsritterschaft in Franken säumte daher nicht, durch ein erregtes Schreiben (vom 25. März) dem Reichsoberhaupt diesen Vorfall anzuzeigen, „der zur Ehre unserer Genossenschaft", wie es in dem Schreiben hieß, „in der Geschichte Deutschlands noch kein Beispiel hat, seine Urheber aber hoffentlich der verdienten allgemeinen Verachtung, sowie der Ahndung der Gesetze preisgeben wird." Schon am 16. Mai desselben Jahres erging darauf ein reichshofrathliches Konklusum, wodurch die Handlung der Herren v. Kalb als null und nichtig kassirt wurde. Auch erließ der Kaiser am Ende desselben Monats ein Patent an sämmtliche Mitglieder der fränkischen Reichsritterschaft, worin es hieß: „obwohlen ferner die bisher von Unserer gesammten Reichs-Ritterschaft bewiesene Treue und Anhänglichkeit an Uns und ihre Verfassung kaum erwarten läßt, daß noch andere Mitglieder derselben ähnlicher Vergehungen gegen Uns und das Ritter-corpus fähig seyn sollten: so wollen Wir dennoch in Anbetracht der höchst gefährlichen Folgen, welche die Nachahmung des von den Gebrüdern von Kalb gegebenen Beyspiels für die Aufrechthaltung Unserer kaiserlichen Gerechtsame und der ganzen reichsritterschaftlichen Verfassung haben würde, euch, sämmtliche Mitglieder Unserer fränkischen Reichsritterschaft, noch ausdrücklich vor dergleichen Ehr- und Pflichtvergessenen, der Ritter-Ordnung, den kaiserlichen privilegiis, und überhaupt Unseren kaiserlichen und reichsritterschaftlichen juribus zuwider laufenden Anmaßungen bey Vermeidung Unserer kaiserlichen Ungnade und unausbleiblicher strengster Ahndung reichsväterlich andurch gewarnt und zu pünktlicher Beobachtung und Erfüllung der jedem Einzelnen vermöge der Ritterordnung und der kaiserlichen Privilegien, gegen Uns, als sein unmittelbares Oberhaupt und die Reichs-Ritterschaft selbst obliegenden Pflichten ernstlich ermahnt haben; wornach ihr euch also sammt und sonders zu richten, und vor Unserer kaiserlichen Ungnade und strengsten Ahndung zu hüten wissen werdet."

Nachdem der Reichsdeputationshauptschluß die Ritterschaft hatte bestehen lassen, war der Kaiser zu seiner Handlungsweise berechtigt, ja sogar verpflichtet. Trotzdem muß es zur Verwunderung stimmen, daß der „allzeit Mehrer des Reiches", welcher das ganze

Digitized by Google

linke Rhein-Ufer eben erst dem Erbfeind überlassen und die Bildung der größeren Staaten innerhalb des Reiches und damit deren verstärkte Selbständigkeit zugestanden hatte, der Reichsritterschaft mit solch kräftigen, hochtönenden Worten sich annahm. Das Eingreifen des Imperators ist aber verständlich, wenn man bedenkt, daß die Ritterschaft den letzten Rest seiner wirklichen Kaisermacht im Reiche bildete. Denn selbst die Reichsstädte, von denen nur die drei im Süden Frankfurt, Augsburg und Nürnberg in Frage kamen, waren in ihrer Verwaltung völlig selbständig, während er bei jeder Einzelheit einer Ritterfamilie, wie Vormundschaft, Schuldenangelegenheiten, Administration, Exekution und Aehnliches seine oberstrichterlichen Rechte auszuüben hatte. Sein pomphaftes Einschreiten mußte daher das Gefühl der Sicherheit auf den fortwährenden unerschütterlichen Bestand ihrer, auf den Reichsgrundgesetzen beruhenden Verfassung bei den Reichsrittern steigern, wenn — die Herren Kurfürsten und die mächtigeren Stände des Reiches den Kaiserlichen Befehlen Gehorsam geleistet hätten! Namentlich Kurpfalzbayern — welche Doppelwürde Max Josef seit 1799 bekleidete — benützte die von den Herren v. Kalb gegebene Handhabe und erklärte, daß die innerhalb der ehemaligen Bisthümer Würzburg und Bamberg angesessene Reichsritterschaft -- und dies war fast die gesammte „Reichsritterschaft in Franken" — ihre Stellung sich widerrechtlich angeeignet hätte und daß er, als jetziger Herr dieser Lande, befugt wäre, das alte Verhältniß der Landsässigkeit wieder herzustellen. Vom geschichtlichen Standpunkte war, wie schon erwähnt, diese Behauptung unhaltbar; aber sie diente als Deckmantel für das ganze zeitgemäße Verfahren: denn diesen kleinen weltlichen Sonderherrlichkeiten mußte ein Ende bereitet werden. Natürlich setzte die Reichsritterschaft sich zur Wehre und wies in ihren Protesten — geschichtlich unanfechtbar — darauf hin, daß durch die Anerkennung einer „Reichsritterschaft in Franken" seit Jahrhunderten in den Reichsabschieden und Friedensschlüssen die Kurpfalzbayrische Forderung sich nicht aufrecht erhalten ließe. Denn wenn man der Ritterschaft in Würzburg und Bamberg die Unmittelbarkeit abspräche, so wäre die „Reichsritterschaft in Franken", welche fast nur in diesen ehemaligen geistlichen Gebieten angesessen war, gestrichen.

Auch Kurwürttemberg war in ähnlicher Weise vorgegangen. Es war daher eine Pflicht der Selbsterhaltung, wenn die zwischen den immer mächtiger werdenden Kurfürstenthümern liegenden kleineren fürstlichen Herrschaften in gleicher Weise versuchten, die innerhalb

Digitized by Google

ihrer Grenzen gelegene Reichsritterschaft einzuverleiben. So unternahmen es auch die Fürsten von Hohenlohe, welche die Hauptherren in dem Gebiete zwischen Tauber, Jagst und Kocher waren, am Ende des Jahres, den Kurpfalzbayrischen Lehrsatz von der wiederherzustellenden Landsässigkeit über die Ritterschaft in der dortigen Gegend zur Geltung zu bringen.

Treten wir nun in die Einzelheiten unserer Darstellung ein.

Die Besetzung des Frhrl. v. Stettenschen Gebiets durch Hohenlohe.

Die Absicht der Fürsten von Hohenlohe war völlig geheim gehalten worden, so daß die dortige Ritterschaft, zu welcher auch die Freiherren v. Stetten gehörten, in sorgloser Ruhe der Fortsetzung ihrer alten Reichsunmittelbarkeit sich erfreute und in dieser Stimmung das Weihnachtsfest beging. Man kann sich das Erstaunen und die Verblüffung ausmalen, als am Frühmorgen des 26. Dezember 1803 vor Schloß Stetten ein Trupp hohenlohischer Soldaten, zwei Offiziere und dreißig Mann stark, als Begleitung zweier Zivilkommissare und eines kaiserlichen Notars erschien. Die Zugbrücken vor dem äußern und innern Schloß waren, wie alltäglich, mit Tagesanbruch herabgelassen worden, so daß die Hohenloher ungehindert über die Brücke durch das Thor in den Vorhof marschiren konnten, in welchem das „äußere Haus" gelegen ist. In diesem wohnte damals der preußische Premier-Leutnant a. D. Eugen Frhr. v. Stetten mit seiner Frau und verwittweten Mutter. Die Kommissäre ließen sich bei ihm melden und erklärten, daß sie, der Fürstlich Hohenlohe-Oehringische Regierungsrath Heinrich Krauß und der Fürstlich Hohenlohe-Langenburgische Regierungs-Assessor Heinrich Weber*), beauftragt wären, im Namen sämmtlicher Fürsten von Hohenlohe provisorischen Besitz von den Freiherrlich v. Stettenschen Besitzungen zu nehmen. Inzwischen war der im inneren Schloß zur Zeit anwesende Frhr. Eberhard v. Stetten, Kurfürstlich Badischer Kammerherr und Oberstleutnant, das Einrücken der Truppe gewahr geworden und im äußern Hause erschienen, um die Kommissäre zur Rede zu stellen. Sie beriefen sich auf ihre Patente, von denen das eine sie als Bevollmächtigte für die Besitzergreifung erklärte, und deren anderes lautete:

Von Gottes Gnaden Wir Ludwig Friedrich Carl, Fürst zu Hohenlohe, Graf von Gleichen, Herr zu Langenburg und Cranichfeld,

*) Bruder des 1767 zu Langenburg geborenen und 1832 zu Kupferzell gestorbenen Karl Julius Weber, Verfasser des Demokritos.

Digitized by Google

des Reichsgräflichen Fränkischen Collegii Direktor, des Königlich Polnischen weißen Adler-Ordens Ritter ꝛc.
thun hiermit kund und zu wissen:

Nachdem Reichskundigermasen mehrere höchst und hohe Reichs Mitstände die an und in Ihren Ländern gelegene Reichs Ritterschaftliche Besitzungen unter ihre Landeshoheit gezogen haben, so finden Wir Uns durch diese vorangegangenen Beispiele zur Wahrung Unserer eigenen Gerechtsame bewogen und verpflichtet, auch die Unseren Voreltern zugestandene Befugniße in Unserem und in Unserer fürstlichen Herren Agnaten Nahmen zu sichern und alle in dem Umfang des Fürstlich Hohenlohischen Gebietes angesessenen Vasallen und bisherige Mitglieder der Reichsritterschaft sammt ihren Unterthanen und Hintersassen als Unserer und Unserer Herren Agnaten Landeshoheit wieder unterworfen anzusehen und zu erklären, durch Affigirung gegenwärtigen offenen Patents in den bestimmten und gehörigen Orten davon feierlichen Besitz zu nehmen, und sothaner Landeshoheit mit allen und jeden Rechten und Ausflüssen sowol als mit allen Verbindlichkeiten von nun an und so lange provisorisch zu übernehmen, bis durch eine allgemeine Sanction oder gütliche Uebereinkunft oder in anderen Weegen das Weitere bestimmt und entschieden seyn wird.

Wornach sich also Unsere in dem Fürstenthum Hohenlohe angesessene Vasallen und Gutsbesitzer und alle ihre Beamte und Diener geistlichen und weltlichen Standes sowohl als die Unterthanen mit gebührender Folgeleistung genau zu richten und sich Unseres und Unserer Fürstlichen Herren Agnaten Schuzes, Schirms und Landesherrlichen Wohlwollens versichert zu halten haben.

Schließlich soll die Anheftung dieses Patents in einem der Hauptörter oder Bezirke von gleicher gültiger Würkung seyn als ob es in allen zugehörigen Orten und übrigen Pertinentien bekannt gemacht worden wäre.

Oehringen unter Unserer eigenhändigen Unterschrift und vorgedrucktem Fürstlichen Insiegel den 26. Dezember 1803.

gez. Ludwig Friedrich Karl
Fürst zu Hohenlohe.

Die Kommissäre waren sehr höflich und führten gleich an, daß Alles in der seitherigen Verfassung, Herrschaft und Beamte im bisherigen Verhältniß verbleiben und daß nur für den Fall, wenn ein

Digitized by Google

Unterthan eine höhere Instanz anzurufen hätte, er sich an die Regierung zu Oehringen wenden sollte.

Nachdem die also überrumpelten Freiherren v. Stetten von der Ueberraschung sich erholt hatten, erklärten sie feierlich, daß ihr Eid gegen Kaiserliche Majestät sie verhinderte, der Hohenlohischen Aufforderung Folge zu leisten und daß sie im Namen der Familie gegen diesen ungesetzmäßigen Schritt Einsprache erheben müßten. Namentlich verwahrten sie sich ausdrücklich gegen die Behauptung der Wiederunterwerfung, da ihre, von Hohenlohe zu Lehen gehenden Güter u. s. w. keine Gnadenlehen, sondern, wie seit undenklichen Zeiten beim Adel in Franken, freiwillig aufgetragene Lehen wären. Doch ließen sie auf weiteres gütliches Zureden der Hohenlohischen Kommissäre geschehen, daß das Besitzergreifungs-Patent am äußern Schloßhofe angeschlagen wurde und daß ein Hohenlohischer Soldat den Posten dabei übernahm. Die Kommissäre gaben noch die tröstliche Versicherung, daß die kriegerische Besetzung keine Kosten verursachen würde, da das Militär angewiesen wäre, Alles zu bezahlen. Auch meinten sie, daß der Verbleib der Schildwachen bei den Patenten nicht von langer Dauer sein würde.

Nach vielen Höflichkeitsbezeugungen rückten sie sodann nach dem Dorfe Kocherstetten hinab, wobei sie auf dem Wege dem Stettenschen Schloßpfarrer Pingießer begegneten, welcher zur Versehung seines Gottesdienstes den Berg hinauf wanderte. Diesem erklärten sie den Zweck ihrer Anwesenheit unter Vorzeigen der Patente und ertheilten ihm die Weisung, daß er sich in vorkommenden Konsistorialfällen nunmehr an das fürstliche Konsistorium zu Oehringen zu wenden hätte. Im Dorfe suchten sie die beiden Amtleute der Stettenschen Familie (Sproesser und Glock) auf und eröffneten ihnen gleichfalls ihren Auftrag. Nach Herbeiholung der Schultheißen verlangten sie von diesen und den Beamten die Handtreue für Hohenlohe und verboten ihnen, künftig Steuern an die Ritterschaft (die sogenannte „Schatzung") abzuliefern. Da aber die Schultheißen durch die Amtleute zur Anerkennung ihrer bisherigen Herrschaft ermahnt wurden, so wurde den Kommissären die Handtreue verweigert, worauf sie sich mit Anheften des Patents an die Kirche und Bewachung durch einen Posten begnügten, den Marsch nach Morsbach im Kocherthale fortsetzten und dort, sowie in Laßbach, Vogelsberg und Sonnhofen in gleicher Weise verfuhren. In einzelnen Orten wurde Handtreue geleistet, in andern nicht.

Tags darauf, den 27. Dezember, besetzte die Kommission den

Digitized by Google

Bodenhof und schlug dort das Patent an. Der daselbst wohnende, ehemalige Sardinische Hauptmann Christian Ludwig Freiherr von Stetten-Buchenbach-Bodenhof, legte, wie seine Vettern in Schloß Stetten, Verwahrung ein gegen die Besitzergreifung und betonte, daß der Bodenhof ebenso, wie der ihm gehörige Weiler Zottishofen, Würzburger Lehen wären, und daß er daher diesem Lehenhof unverzüglich von dem Geschehenen Anzeige machen müßte. Dieser Einspruch verblüffte die Hohenlohische Kommission, da sie auf diesen schwierigen Fall nicht vorbereitet war. Man einigte sich schließlich, mit der Anzeige nach Würzburg drei Tage zu warten und inzwischen Verhaltungsbefehle von Oehringen sich zu erbitten. Die dortige Regierung blieb standhaft und erklärte in einem in der Nacht zum 28. Dezember durch Eilboten eingesandten Schreiben, daß es bei der Besitzergreifung des Bodenhofes und dessen Zugehörungen bis auf Weiteres um so mehr verbleiben müßte, als diese Ortschaften unstreitig in territorio Hohenlohico gelegen und die Besitzergreifung von den, von Hohenlohe völlig umschlossenen von Stettenschen Gütern zur Sicherstellung der eigenen Befugnisse gegen jeden Dritten geschehen wäre. Den Churbayrischen Lehensgerechtsamen würde dadurch in keiner Weise zu nahe getreten. Im Uebrigen wurde auf ein an die sämmtlichen Freiherren von Stetten*) gerichtetes Schreiben vom gleichen Tage Bezug genommen, welches verdient im Wortlaut angeführt zu werden:

Wohlgebohrne,
Hochgeehrte Herren!

In der Ueberzeugung, daß man sich manchmal selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen kann und muß, darf man hier wohl zum Voraus bemerken, daß sich das Hochfürstliche Haus Hohenlohe von jeher in der allertiefsten Ehrfurcht gegen das allerhöchste Reichs Oberhaupt und in der treuesten Anhänglichkeit an Geseze und Verfaßung ausgezeichnet hat und Unsere hochgeehrte Herren selbst werden nach der bisherigen reichen Erfahrung Hochdemselben das Zeugniß dankbar geben können und müssen, daß Es keinem Ihrer seitherigen Verhältnisse und Zuständigkeiten zu nahe getretten ist, sondern sich allenthalben mit Gerechtigkeit, Großmuth und Mäßigung betragen hat.

Nur der Reichskundige Drang der Umstände und der neuesten Begebenheiten hat dem Hochfürstlichen Gesammt-Haus Hohenlohe

*) Auch die übrige, durch Hohenlohe besezte Reichsritterschaft erhielt dieses Schreiben.

Digitized by Google

endlich die Vorsicht abgenöthiget, die in dem Umfang seines Gebiets gelegene Reichs-ritterschaftliche Besitzungen ebenfalls provisorisch seiner Landeshoheit wieder zu unterwerfen, und sich dadurch vor fremden Eingriffen und eigenem Nachtheil zu sichern und Wir sind gnädigst angewiesen, nunmehr dies Unsern hochgeehrten Herren noch ausdrücklich zu erkennen zu geben und anzufügen, daß, wenn der status quo von andern Höchst und Hohen Ständen wieder hergestellt werden sollte, solches sogleich auch von dem Hochfürstlichen Gesammt-Haus Hohenlohe mit Vergnügen geschehen und der ergriffene provisorische Besiz allen Ihren seitherigen Verhältnissen und Zuständigkeiten nicht im mindesten nachtheilig oder präjudicirlich seyn solle.

Sollte hingegen eine Umänderung der Dinge nicht erfolgen; so wird das Hochfürstliche Gesammt-Haus Hohenlohe seine Landesherrlichkeit zwar mit allen Rechten und Ausflüssen ebenfalls behaupten, aber mit der Hochdenselben eigenen Gerechtigkeit und Milde in Absicht auf Ihre übrige Jurisdiktions-Rechte und Einkünfte Unserer hochgeehrten Herren Loos dergestalt ermäßigen, daß es dieselben nie gereuen wird, in dasselbe gefallen zu seyn. (sic!)

Bey solchen Aeusserungen und Gesinnungen können Wir aber nicht nur auf Dero Beruhigung, sondern auch auf Dero volles Vertrauen und auf Ihre ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an das Hochfürstliche Haus Hohenlohe Anspruch machen und hoffen, dieselben werden sich dadurch Hochdesselben Gnade und Zuneigung stets würdig erhalten und Uns selbst viele angenehme Gelegenheiten verschaffen, Ihnen diejenige vorzügliche Hochachtung zu bethätigen, womit Wir verharren

Unserer Hochgeehrten Herren

dienstwillige

zur Fürstlich Hohenlohischen Seniorats- und Lehens-Administrations-Regierung verordnete Direktor, Geheime Hof- und Lehen-Räthe.

Dieses Schreiben bestätigte aufs Neue die zahme, vorsichtige Art der Hohenlohischen Besitzergreifung. Es wurde dem Stettenschen Bericht an das Direktorium des Ritterkantons Odenwald beigefügt, worin neben den vorbeschriebenen Thatsachen noch aufgeführt war, daß in Kocherstetten und Bodenhof je eine Abtheilung unter einem Offizier sich festgesetzt hätte, von welcher die Ablösung der Posten bei den Patenten in den verschiedenen Ortschaften erfolgte. Außerdem war das Verhalten des Pfarrers Greiß in Buchenbach am 27. Dezember besonders geschildert. Der Aufforderung der Kom-

Digitized by Google

missäre, im dortigen Schultheißen-Hause sich einzufinden, hatte er die Antwort entgegengesetzt, daß er als Freiherrlich v. Stettenscher Pfarrer nur von seiner Herrschaft Befehle anzunehmen hätte und daß, wenn die Herren Kommissäre Etwas von ihm wollten, sie zu ihm kommen möchten. So weit war die Höflichkeit der Hohenlohischen Beamten nicht gegangen; sie hatten dem Schultheiß den Auftrag ertheilt, den Pfarrer von der Besitzergreifung in Kenntniß zu setzen und ihm noch zu eröffnen, daß er sich in künftigen Konsistorialfällen nach Oehringen zu wenden hätte. Diesen Bericht an den Ritterort unterschrieben die Freiherren Eberhard als Vertreter des innern Hauses und Christian Ludwig als solcher des Buchenbacher Hauses; von der 3. Linie der Stettenschen Familie, dem äußeren Hause, welches seit längeren Jahren unter Kaiserlicher Administration stand, war schon am 27. Dezember eine Anzeige an den Administrator, den Odenwaldschen Ritterhauptmann, Freiherrn v. Gemmingen, durch den Amtmann erfolgt. Es wird dies erwähnt, um die Schwerfälligkeit des Geschäftsganges auch innerhalb der Familie zu kennzeichnen.*)

Die nächsten Tage brachten einen regen Schriftverkehr für die Stettenschen Herren- und Amtssitze, indem theils Antworten auf diese beiden Berichte eingingen, theils weitere Schreiben an verschiedene Stellen erlassen wurden, wozu auch die Benachrichtigung an die übrigen, zahlreich in fremden Diensten stehenden Familienmitglieder gehörte.

Der Kanton billigte im Allgemeinen das eingehaltene Benehmen, war aber ungehalten wegen der Anzeige an den Würzburger Lehenhof, worüber er eine vorherige Rücksprache mit den Mitvasallen gewünscht hätte. Er gab Weisungen über das Verhalten gegen Hohenlohe, wobei die Abnahme der Patente erwähnt wurde, „falls dieß in bescheidener Weise ohne besorgliche Unordnung und Unfälle geschehen könnte", und theilte Abschrift seines Schreibens an die Fürsten von Hohenlohe mit, sowie verschiedener, sehr scharf gehaltener Kaiserlicher Noten an den Kurbayerischen Hof, von denen eine keinen geringeren Titel führte als „die Landfriedensbrüchigen Kurpfalzbayerischen Umgriffe auf die unmittelbare Reichsritterschaft betreffend." In ihrer Antwort nach Kochendorf wies die Familie v. Stetten sehr richtig darauf hin, daß die Weisungen für ihr Verhalten etwas post festum gegeben und eingelaufen wären. Die Anzeige nach Würzburg wäre

*) Ausführlicheres hierüber in einem späteren Abschnitt.

Digitized by Google

von dort mit dem Bemerken erwidert worden, daß, solange die Lehensrechte nicht gekränkt würden, kein Grund zum Einschreiten vorläge. Die Abnahme der Patente wurde abgelehnt, „da eine solche Maßregel in Gegenwart des Hohenlohischen Militärs nicht ohne Unordnung und Unfälle abgehen dürfte, eine heimliche Abnahme aber in mehr als einer Rücksicht ihren Zweck ganz verfehlen mußte. Wir sind übrigens", wurde mit Stolz fortgefahren, „von der Treue und Anhänglichkeit unserer Beamten und Unterthanen, selbst durch dasjenige, was der Hohenlohischen Deputation aller Orten durch jene selbst von freyen Stücken unzweideutig erklärt wurde, viel zu sehr überzeugt, als daß Wir nur von weiten den Argwohn haben könnten, als ob irgend einer von allen geneigt seyn sollte, den Hohenlohischen Insinuationen Folge zu leisten." Wie sehr die Familie entschlossen war, ihrer bisherigen Verfassung getreu zu bleiben und nur im Falle eines übermächtigen Angriffs davon abzuweichen, dieserhalb berief sie sich auf die Abschrift eines Schreibens an die Hohenlohische Regierung, welches wir als weiteres Kennzeichen der damaligen Zeit auch im Wortlaute folgen lassen, um unser Kapitel damit zu beschließen. Dieses vom 9. Januar 1804 datirte und von den Frhrn. Eberhard und Christian Ludwig v. Stetten unterzeichnete Schriftstück hieß:

Hochedelgeborene Hoch- und Woledle,
Hochgeehrte Herren!

Was Unsere hochgeehrte Herren unterm 27. praeter. in Absicht auf die schon den 26. ej. in den Uns zugehörigen Ortschaften und Besitzungen geschehene Vorschritte an Uns erlassen beliebten, das haben Wir seiner Zeit richtig erhalten und würden schon bälder darauf zu antworten nicht verfehlt haben, wenn Wir Uns nicht verpflichtet gefunden hätten, sowohl Unsern abwesenden Agnaten als auch vorzüglich dem Directorio des Ritterkantons Ottenwald von jenen Vorschritten, welche dem erlassenen Patente und dem vorgedachten Schreiben zu Folge dahin abzwecken sollen, die in dem Umfang des Fürstl. Hohenlohischen Gebiets gelegenen ritterschaftlichen Besitzungen der Hohenlohischen Landeshoheit wieder zu unterwerfen, und sich dadurch vor fremden Eingriffen und eigenem Nachtheil zu sichern, und dem Hochfürstlichen Gesammt-Hause blos durch den Drang der Umstände abgenöthigt worden seyn sollten — Nachricht zu geben.

So wenig wir bißher über das Benehmen des Hochfürstl. Gesammt-Hauses gegen Unsre Familie zu klagen Ursache fanden, so gewiß dürfen Wir Uns selbst auf Unsrer hochgeehrten Herren eigne

Digitized by Google

Ueberzeugung berufen, daß Uns sowol in Absicht auf Unsre Lehenspflichten, als die gesammten nachbarlichen Verhältniße durchaus nicht der mindeste Vorwurf gemacht werden konnte. Um so mehr mußte es Uns und Unsern Agnaten unvermeidlich auffallen, daß das Hochfürstl. Gesammthaus Hohenlohe sich zu einem Schritt entschließen konnte, welchen sich zwar einige mächtige Reichsstände, freilich sehr widerrechtlich erlaubt, den aber andere gleichmächtige Stände bißher nicht gewagt haben; zum offenkundigen Beweise, daß diese die Beobachtung der Reichsgesetze, des neuesten Reichsschlußes und der Constitution und Verfassung des Reichs noch immer allen Privatabsichten vorzuziehen geneigt und entschloßen sind.

Es kann selbst wohl Unsern hochgeehrten Herrn die Bemerkung nicht ganz entgehen, daß das hochfürstl. Gesammthaus von dem Umsturz jener Verfassung um so weniger je einen Vortheil zu ziehen hoffen dürfte als dasselbe vielmehr von eben diesem Umsturz mit noch mehreren mindermächtigen Reichsständen gleiche Gefahr zu fürchten haben muß, und das Direktorium des Ritterkantons Ottenwald hat sich in dem, über diesen Gegenstand an des regierenden Herrn Fürsten Durchlaucht erlassenen Schreiben bereits umständlich erklärt: auch sind wir glaubwürdig berichtet, daß z. B. zu Morstein schon zu mehreren Tagen weder Hohenlohisches Militär noch Patente mehr existiren.

Indem Wir also für Uns und Unsre Agnaten die Uns nach der Reichsverfassung zustehenden und hergebrachten Rechte hierdurch aufs Feyerlichste verwahren, und Unsern unwandelbaren Entschluß erklären, jener Verfaßung treu zu bleiben und keiner Anmaßung dieser Art statt zu geben, noch auf die Dero Schreiben angehängten Zusicherungen Uns zu verlaßen, sondern vielmehr Uns gegen jeden unbefugten Eingriff allenfalls durch Anrufung höherer Hülfe, die Uns gewiß nach der schon mehrmals wiederholten Erklärung Sr. Kayserlichen Majestät nicht entstehen wird, zu vertheidigen: So leben Wir der Hoffnung, daß Unsere hochgeehrte Herren durch das rühmliche Beispiel höherer, wahrhaft fürstlich und gerecht denkender Stände, und durch die, so sehr wahrscheinlich nicht zu berechnende Folgen, die ein solches so Reichsverfassungswidriges Benehmen für seine eigene Urheber nothwendig haben muß, Veranlaßung genug finden werden, den gethanen Schritt zurückzunehmen, das in Unseren Ortschaften aufgestellte Militär ohne Verzug abzurufen und die affigirten Patente abnehmen zu lassen.

Wir sehen dieser Verfügung um so bälder und zuverläßiger entgegen, als Wir ausserdem zu solchen Masregeln Uns genöthigt sehen

Digitized by Google

würden, deren Wir gerne überhoben zu bleiben wünschten, die Wir aber nach Unsern für Kayserliche Majestät und die bißherige Reichsverfassung aufhabenden Pflichten, im widrigen Fall durchaus zu ergreifen Uns nicht entbrechen könnten.

In diesen Gesinnungen verharren Wir mit aller Hochachtung

Unserer pp.

Wie wir gleich sehen werden, war eine besonders bittere Pille in diesem Brief durch den Hinweis auf Morstein enthalten.

Das Gefecht in Dünsbach.

Die in dem Schreiben der Freiherren v. Stetten an die Hohenloher Regierung erwähnte Räumung des Ortes Morstein führt uns einige Stunden weiter südlich vom Schauplatz unserer bisherigen Erzählung nach dem, am linken Jagst-Ufer gelegenen Sitz eines Zweiges der Freiherren v. Crailsheim. Auch dort hatte am 26. Dezember durch zwei Kommissäre, unterstützt durch eine Macht von zwei Offizieren, vierzig Mann Fürstl. Hohenlohisch-Kirchbergischen Militärs, die Besitzergreifung und Anheftung der Patente, wie in den Stettenschen Ortschaften, stattgefunden, diese Handlung aber einen anderen Ausgang genommen. Die Freiherren v. Crailsheim Morsteiner und Rüglander Linie legten sofort scharfe Verwahrung ein und ließen den Fürsten von Hohenlohe die ihnen persönlich übersandten Besitzergreifungspatente zurückstellen. Die Abnahme der übrigen, in den Dörfern angeschlagenen Patente war nicht ohne Gewalt vor sich gegangen und hatte zu einem Scharmützel zwischen den Crailsheimischen aufgebotenen Unterthanen und der Hohenlohischen Truppe geführt. Unseres Wissens hat die Kriegsgeschichte bisher in ihren Blättern diese Waffenthat nicht aufgezeichnet. Wir wollen diese Lücke ausfüllen und lassen daher den Bericht des Crailsheimischen Amtmanns Wucherer über diese Affaire hier folgen:

Relation.

Geschehen den 30. Dezember 1803.

Auf den gestern Nachmittags 3 Uhr durch den rückkehrenden Expressen eingekommenen hohen gemeinherrschaftlichen Befehl vom 29. dieses Monats begab ich mich, der Beamte allhier, in Begleitung des Revier-Jägers Bechstadt und des Amtsdieners Honig in möglicher Eile vor das hiesige Wirthshaus, woselbst das Fürstlich Hohenlohische Besitz-Ergreifungs-Patent angeschlagen war. Der Amtsdiener nahm solches herab, und als der dabei Wache stehende Soldat sich mit dem

Digitized by Google

Bajonet zu widersezzen suchte, wurde er zurückgedrängt, wornach er seinen Posten verließ und sich zu der Hauptwache nach Dünsbach*) begab.

Nun verfügte ich mich auf der Stelle zu dem in dem Adlerwirthshause zu Dünsbach einquartirten Kirchbergischen Oberlieutenant Diedel, verständigte ihn von meinem Auftrag mit dem Beyfügen, daß ich bey nicht verhoffender Widersezlichkeit Gewalt anlegen müßte, und daher erwarte, daß er nicht nur das Patent, welches an dem Rathhaus zu Dünsbach affigirt war, ungestört abnehmen lassen — sondern sich auch mit der beyhabenden Mannschaft ungesäumt zurückziehen und aus dem diesseitigen Gebiet sich begeben würde.

Nach mehrmals wiederholter Weigerung gieng dieser endlich nach Morstein zu dem hiesigen hohen Condomino, nachdem er mir vorher mein Wort abforderte, daß ich während seiner Abwesenheit nichts unternehmen möchte.

Unterdessen gieng ich zu der, bey dem Bauernmeister Beck Mehrer, schon versammelten Dünsbacher Gemeinde, und that hier meinem erhaltenen hohen Auftrag weiteres Genüge.

Bey meiner Zurückkunft in das Adlerwirthshaus fand ich den p. Diedel über dem Einpakken seiner Kleidungsstücke beschäftigt, und in aller Eile begab er sich dann zu seiner Mannschaft, welche sich inzwischen bey dem Rathhaus versammelt, und ihre Gewehre (wovon ich Augenzeuge war) geladen hatten.

Ich mußte nun, besonders da ich wiederholten Befehl zur pünktlicher Erfüllung meines Auftrags von dem hiesigen Condomino erhielt, den Weg einschlagen, daß ich die Dünsbacher und Morsteiner Mannschaft aufbieten ließ, welche auch sofort mit Gewehr, Heugabeln und Prügeln etc. zur Stelle kam. Mit dieser zog ich vor das Rathhaus, wo, wie schon gedacht, die ganze jenseitige Mannschaft postirt war.

Ich forderte jezt wiederholt von dem p. Diedel, daß er mir ohne weiters das Patent abnehmen lassen möchte, besonders da er sähe, daß man nun im Ernst, bey weiterer Weigerung, Gewalt anwenden würde.

Nachdem alle gütliche Vorstellungen fruchtlos waren, die jenseitige Mannschaft unterdessen auch das Bajonet fällte, so ließ auch

*) Die Dörfer Dünsbach und Morstein, bei welchen das Schloß gleichen Namens liegt, sind nur wenige 100 Meter von einander entfernt. Der mehrfach genannte Condominus war Frhr. Wilhelm v. Crailsheim, vermählt mit einer Freiin v. Stetten.

Digitized by Google

ich die diesseitige Mannschaft vordringen, welche denn auch in einem Augenblick die Wache überwältiget, und das Patent abgenommen hatte. Bey diesem Vorfalle wurden, so viel man in dem Tumult sehen konnte, zwey Soldaten leicht verwundet, von der diesseitigen Mannschaft ist der Maurer Deininger mit dem Bajonet durch die Hand gestoßen worden; Und noch ist dabey zu bemerken, daß dem Unterthanen Ziegelbauer, welcher dicht hinter mir stand, durch Zufall das Gewehr losgieng, wodurch aber Niemand beschädiget wurde.

Es war bey dieser Widersezlichkeit der jenseitigen Mannschaft Pflicht der Selbst-Erhaltung, sie zu entwaffnen. Als aber der p. Diedel mir sein Ehrenwort gab, daß er sich nun ganz ruhig verhalten und ohne weiters sich zurükziehen wolle, so gab man die Gewehre zurük, worauf auch auf der Stelle der Abzug nach Kirchberg erfolgte.

Jezt begab ich mich von Dünsbach aus nach Brachbach, und zwar mit sämmtlicher Mannschaft, weil ich unterdessen erfahren hatte, daß die in der umliegenden Gegend einquartirten Soldaten aufgeboten worden seyen.

Als wir zu Brachbach ankamen, hatten die dortselbst postirten drei Mann, dem Vernehmen nach, das an des Orts-Vorstehers Haus affigirte Patent selbst herabgenommen, händigten es dem hiesigen Amtsdiener aus, und begaben sich auf das diesseitige Zumuthen ganz gutwillig aus dem Ort. Auch der Brachbacher Gemeinde wurde die hochherrschaftliche Weisung in dem dasigen Wirthshause publizirt. Dieses geschah Abends ungefähr um sieben Uhr. Worauf wir wieder zurük nach Morstein giengen.

Morstein, den 31. Dezember 1803.

Das mehrfach erwähnte, bündige „Dekret an das Amt Morstein" lautete:

Wir geben unserem Amte Morstein auf die erstattete Anzeige von dem Fürstlich Hohenlohe-Kirchbergischen Einfalle in unser Rittergut, hiemit zu erkennen, daß es das affigirte Patent unverzüglich abnehmen, den sämmtlich Eingehörigen aber öffentlich bekannt machen solle, wie die vermeintliche Besizergreifung als eine null und nichtige reichsgesezwidrige Handlung zu betrachten sey, sich derohalben Niemand an dieselbe zu kehren habe, und daß man bey etwa wiederholten Eingriffen in unsere reichskündige Immediäts-Jura Gewalt mit Gewalt vertreiben werde. Das Amt hat auch alle nöthige Vorkehrungen zu einem ernsthaften Widerstand bei wiederholten Ver-

Digitized by Google

suchen zu machen; Insbesondere aber gegenwärtiges Protestations-Schreiben nach Oehringen, mit dem abgenommenen Patent durch einen Expressen weiter zu befördern.

Decretum den 29. Dezember 1803 mit den Unterschriften der Freiherren Julius, Ernst, Alexander und Wilhelm v. Crailsheim.

Vom militärischen Standpunkte kann man den Crailsheimschen Kriegern die Anerkennung nicht versagen. Dem bestimmten Befehl ihrer Herrschaft war sofort eine kräftige Ausführung gefolgt; auch hatte Amtmann Wucherer als umsichtiger Feldherr sich erwiesen, indem er die Erfolge zu Morstein und Dünsbach umgehend zur völligen Vertreibung des Feindes auch aus Brachbach ausnützte. Zu weiteren Waffenthaten zwischen den beiden Mächten kam es nicht mehr; dagegen entspann sich ein lebhafter Federkrieg, wobei die Hohenlohische gemeinschaftliche Regierung zu Oehringen es an Drohungen nicht fehlen und wiederholt die Patente an die Freiherren v. Crailsheim gelangen ließ mit der Aufforderung zum Anheften, um sie jedesmal unter kräftiger Ablehnung wieder zu erhalten. Ein für beide Theile „untoward event", wovon wir in einem späteren Abschnitt das Nähere angeben werden, machte dieser Papierfehde ein Ende; auch hatte die Angelegenheit noch ein schnurriges Nachspiel am Ende des Jahres, welches wir ebenfalls an geeigneter Stelle behandeln wollen.

Auf den Verzicht eines erneuten Waffenganges zwischen Hohenlohe-Kirchberg und Crailsheim mögen wohl die Ereignisse, welche wir gleich schildern wollen, wesentlich eingewirkt haben.

Die Ereignisse in Unterhambach.

Während am 29. Dezember 1803 die Hohenlohe-Kirchbergischen Truppen keinen Ruhm davongetragen hatten, waren die Hohenlohe-Schillingsfürstischen Waffen Tags darauf an einem andern Orte ebenso wenig glücklich. Bei Unterhambach nämlich war es an diesem Tage zu einem Zusammenstoß mit Kur-Württembergischem Militär gekommen.

Der jetzt Unterheimbach — was die Hohenlohische Mundart wie Hambach ausspricht — genannte Ort am nördlichen Theil des Mainhardt-Waldes gehörte damals zu dem Schillingsfürstischen Amte Adolzfurth. Einige Kilometer südlich lief die Grenze zwischen dem fränkischen und schwäbischen Kreise; innerhalb des erstern lag die Ganerbschaft Maienfels, welche aus dem Schloß und Orte gleichen Namens und verschiedenen Weilern und Höfen bestand und den

Digitized by Google

Familien der Freiherren v. Gemmingen und v. Weiler gehörte. Die Ganerben trugen einige von ihren Besitzungen von Württemberg zu Lehen; in Unterhambach hatten die Herren v. Gemmingen wenige Hintersassen. Unter dem Vorwande, die Ruhe an den Grenzen des schwäbischen Kreises zu erhalten, hatte Kurwürttemberg die bei seinen Landen gelegenen reichsritterschaftlichen Orte besetzen lassen. Es war daher nicht ausgeschlossen, daß unter dem Vorgeben der Wahrung lehensherrlicher Gerechtsame der Militärkordon auch über die Grenzen des schwäbischen Kreises nach Franken hinein ausgedehnt werden würde. So gebot es auch hier die Selbsterhaltung, solchen Absichten rechtzeitig durch eigenes Handeln zu begegnen.

Der Fürstlich Schillingsfürstische Justizrath Kober hatte den Auftrag, am 26. Dezember Unterhambach und die Ganerbschaft Maienfels zu besetzen; zur Durchführung war ihm ein Kommando in der Stärke von einem Feldwebel, einem Tambour und zwölf Mann unter Befehl des Schillingsfürstischen Oberleutnants Collignon mitgegeben, welch Letzterer in friedlichen Zeiten das Amt eines Stallmeisters versah. Als das Kommando in Hambach angekommen war, erfuhr es, daß Maienfels durch Kurwürttembergische Truppen besetzt wäre, weshalb es „aus ehrerbietigster Achtung für Se. Churfürstliche Durchlaucht" nicht weiter marschirte, sich mit Anheftung des Patentes zu Hambach begnügte und die Truppenmacht dort einquartierte, auch sofort Meldung an die Regierung in Oehringen erstattete. Diese säumte nicht, Tags darauf nach Stuttgart in ruhiger Form aufmerksam zu machen, daß das Rittergut Maienfels, wenn auch theilweise Württembergisches Lehen, doch seiner Lage nach im Hohenlohischen Gebiet läge. Es wurde ferner angeführt, daß man den Einmarsch der Unkunde des Württembergischen Offiziers zuschriebe und daher hoffte, um so mehr „mit einer gleichbaldigen, consequenten und beruhigenden Erklärung beehrt zu werden", als in keiner Weise den dortigen Lehens-Gerechtsamen zu nahe getreten werden sollte. Hiervon erhielt Justizrath Kober eine Abschrift, welche er unter Angabe seines Auftrages dem in Maienfels befindlichen Württembergischen Offizier übermittelte. Er sowohl, wie Oberleutnant Collignon glaubten den künftigen Ereignissen in Ruhe entgegensehen zu können. Letzterer dachte nicht, in die Lage zu kommen, von der ihm am 27. d. M. zugegangenen Instruktion Gebrauch zu machen, welche lautete: „es auf Gewalt von Seiten Württemberg ankommen zu lassen und nur der Uebermacht zu weichen, wenn es im Offenen läge, daß durch diese der Württembergische Zweck erreicht werden könnte."

Digitized by Google

Drei Tage später, den 30. Dezember, wurde er jedoch von dem Anrücken Kurfürstlicher Chasseurs am Vormittag benachrichtigt. Er hatte noch Zeit, durch Trommelschlag seine Mannschaft zusammen zu rufen und sich an der Kirche vor dem Patent aufzustellen, wozu sich auch der Justizrath Kober einfand. Den Posten vor dem Patent löste er ab und ließ ihn mit in das Glied treten. Eine Viertelstunde später marschirten fünfzehn Württembergische Chasseurs mit einem Hornisten, geführt durch den berittenen Oberleutnant v. Nardin, heran.

Der Hohenlohische Offizier ließ seine Truppe präsentiren und ging salutirend dem Württembergischen entgegen, welchen er höflich fragte, ob er die Absicht habe, mit seiner Mannschaft durch Hambach durchzumarschiren. Der Angeredete verneinte. Als darauf der Zivilkommissar sich anschickte, zu sprechen, unterbrach ihn Herr v. Nardin mit den Worten: „Ich habe Nichts mit Ihnen, sondern mit dem hier kommandirenden Offizier zu sprechen und zugleich ein Schreiben von meinem Obristwachtmeister v. Schröder zu übergeben." Er stieg hierbei vom Pferde und händigte dem Oberleutnant Collignon das Schreiben aus, welches lautete:

„Ew. Hochwohlgeboren

habe ich auf höchsten Befehl Sr. Churfürstl. Durchlaucht, meines gnädigsten Herrn, die Erklärung zu machen, daß, so wenig Se. Churfürstl. Durchlaucht zu Würtemberg die Besetzung des Orts Unter-Hambach, was denjenigen Theil allein betrift, über welchen dem hochfürstl. Hause Hohenlohe die Landeshoheit unstreitig zusteht, von Ihrer Seite zu hindern gemeint sind, Höchstdieselbe eben so wenig die gleiche Masregel in Absicht des v. Gemmingischen Antheils, oder irgend eine Landesherrliche Verfügung von Seiten des hochfürstl. Hauses Hohenlohe in Bezug auf die zu diesem Antheil gehörigen Einwohner je zuzugeben wüßten, und daher jedes Beginnen dieser Art zu verhindern die gemessensten Befehle ertheilt haben. Indem ich mich hiermit des mir ertheilten gnädigsten Befehls entledige, habe ich die Ehre u. s. w."

Nachdem Collignon es gelesen, fuhr Oberleutnant v. Nardin fort: „Herr Oberleutnant! Ich habe von meinem Herr Obristwachtmeister v. Schröder die Ordre, von Ihnen, als dahier kommandirenden Herrn Offizier, abzuverlangen, daß 1. das dahier an der Kirche angeschlagene Patent gleich auf der Stelle abgenommen,

Digitized by Google

2. die Hohenlohe-Schillingsfürstischen Soldaten in den v. Gemmingschen Häusern ausquartirt, und

3. diesen ihre Pflichten wieder abgenommen und entlassen werden sollen."

Der Hohenlohische Offizier entgegnete ihm, daß er für seinen Theil sich nach der Weisung des Justizbeamten zu richten hätte, welchem er dabei das Schreiben überreichte. Dieser, welchen die vorige kurze Abweisung entschieden gekränkt hatte, trat nun vor und verkündigte laut mit der ganzen Wichtigthuerei und Umständlichkeit eines Beamten aus der Zopfzeit, daß „man zur Bewahrung der dieshochfürstlichen Gerechtsame

1. feyerlichst hiemit protestire, daß der Herr Oberleutnant als Churfürstlich Württembergischer Offizier mit bewaffneter Mannschaft, ohne vorhergegangene allerdings erforderliche Requisition in das Land des durchlauchtigsten gnädigsten Fürsten und Herrn zu Hohenlohe- und Waldenburg-Schillingsfürst unbestreitbares Territorium, wo Höchstdieselbe in dem Ort Unternhambach ganz allein die Landeshoheit haben, hier eingerückt, und dadurch Höchstderoselben Landes-Hoheits-Gerechtsame wirklich Reichskonstitutionswidrig violirt hätten: in Hinsicht dessen erkläre man weiters als Hochfürstlich Hohenlohe- und Waldenburg-Schillingsfürstlicher Justizbeamter zur Manutenirung der Gerechtsame seines gnädigsten Fürsten und Herrn", daß

2., 3., und 4. den Württembergischen Anforderungen, welche er einzeln wiederholte, nicht entsprochen würde.

Der feierliche Redner konnte sich eine kurze Frist in dem Triumphe wiegen, daß seine gedrechselten Worte den Gegner verblüfft und bezwungen hätten. Das Erstere schien der Fall; denn der Württembergische Offizier verharrte eine Weile in Unschlüssigkeit über sein weiteres Thun. Endlich ließ er durch seinen Hornisten ein Signal geben, worauf seine Truppe sich auf vierzig Mann verstärkte. Nachdem er sie geordnet hatte, ging er mit bloßem Säbel auf Collignon los und wiederholte sein voriges Ansinnen. Als dieser ihn wieder an den Justizrath verwies, kam das Männlein nochmals zur Geltung und erklärte ebenso hochtrabend, wie vorher, daß man es hier auf Gewalt ankommen lassen müßte, aber gegen Uebermacht und Gewalt, wie sie hier wäre, sich nicht stemmen könnte, „jedoch", wie die geschraubten weiteren Redensarten lauteten, „denen diesherrschaftlichen Gerechtsamen nicht zu Nahe treten, noch weniger solche violiren lassen könnte."

Digitized by Google

Auf Nardins kurze Bemerkung: „Nun, so brauche ich Gewalt", warf Collignon ihm entgegen, daß er ihn für seine Person für die Folgen verantwortlich machte. Seine Mannschaft hatte er schon vorher schultern, sonst aber ruhig auf ihrem Platze stehen lassen; die Gewehre waren ungeladen, was an den, in den Mündungen steckenden Pfropfen auch äußerlich erkennbar war.

Der Württemberger machte nun seine Drohung zur That. Er stellte die Hälfte seiner Mannschaft mit gespanntem Hahn hinter der Kirchhofsmauer, die andere ebenso derart auf dem Platze auf, daß die Hohenloher Truppe, welche sich unbeweglich verhielt, umringt war. Dann nahm er vier Chasseurs zu sich heran, denen er halblauten Befehl gab, jeden, welcher sich thätlich wehren sollte, niederzuschießen. Mit diesen Leuten drang er plötzlich „mit fürchterlichem Geschrei" gegen das Hohenlohische Patent vor, welchem zunächst der Feldwebel Kaufmann stand.

Wenn auch die weiteren Aussagen sich widersprechen, so ist doch gewiß, daß der ganze Widerstand des armen Feldwebels in einer Art Gegenstemmen bestanden hat. Auch hat er wahrscheinlich sein Gewehr quer vor die Brust gehalten, wobei er ausrief: „Ich lasse nicht durch; ich muß meines Fürsten Patent bewachen!" Kaum hatte die treue Seele diese Worte ausgestoßen, so fiel er durch einen aus nächster Nähe gegebenen Schuß des Chasseurs Dettling schwer verwundet zu Boden. Nardin konnte so zu dem Patent gelangen, welches er mit seinem Säbel herabriß und in Stücken auf den Boden warf. Oberleutnant Collignon begnügte sich auch jetzt mit dem Zuruf: „Halt, halt, man schießt nicht gleich!" weßhalb in den Reihen seiner Truppe Murren entstand. Er machte dann den Kurwürttembergischen Offizier auf die Verwundung des Feldwebels aufmerksam, worauf der Oberleutnant v. Nardin die Feindseligkeiten einstellte.

Das arme Opfer der jämmerlichen Zeitverhältnisse wurde in das nahe gelegene Haus des Schultheißen gebracht und erlag dort trotz sofortiger Hilfe durch die beiden Chirurgen Scheuermann eine halbe Stunde später seiner Verwundung. Die übrigen Hohenloher wurden vom Kampfplatz in einen entfernteren Theil des Dorfes zurückgezogen.

Nachdem Oberleutnant v. Nardin die Gemmingischen Hintersassen hatte zusammenberufen lassen und ihnen verkündigt hatte, daß sie jeder Pflicht gegen Hohenlohe entbunden wären, marschirte er gegen zwölf Uhr Mittags nach seinem bisherigen Quartier Kloster Lichtenstern ab. Vorher hatte er an dem Sterbebette des Feldwebels

Digitized by Google

Kaufmann seinen besiegten Gegner aufgesucht, sein Bedauern über den Todesfall ausgesprochen, aber ihn mit den Worten verlassen, daß, falls das Patent wieder angeheftet würde, er jedesmal wieder kommen und es abreißen würde. Zur Beobachtung des ferneren Hohenlohischen Beginnens ließ er einen Chasseur in Hambach zurück.

„Beurkundete Nachricht über den gewaltsamen Einfall einer Abtheilung des Chur-Würtembergl. Militärs in das Fürstlich Hohenlohe-Waldenburgl. Gebiet."

Die Erinnerung an die bekannte Fabel vom Wolf und Lamm wird noch mehr geweckt, wenn man die Schreiben liest, welche Tags nach diesem Vorfall die beiden Fürsten von Schillingsfürst und von Neuenstein von dem Kurfürsten von Württemberg erhielten, und deren Inhalt durch kurze Auszüge schon gekennzeichnet wird. In der Zuschrift an den ersteren heißt es: „da ich aus Veranlassung der neuerlich bekannten Vorschritte des Herrn Landgrafen v. Hessen-Darmstadt*) Liebden zur Erhaltung gemeiner Ruhe und auf Anrufen des Kantons Kreichgau, insbesondere auch zur Tuirung meiner eigenen gefährdeten Gerechtsamen, mich gemüßiget gefunden, einen militärischen Cordon auf der nördlichen Gränze des Schwäbischen Kreises zu ziehen, um dem Eindringen fremdartiger Occupationen vorzubeugen, ohne jedoch den Landeshoheitlichen Rechten sowohl Euer Liebden, als der übrigen benachbarten Fürsten zu nahe zu tretten: so mußten im Allgemeinen die von Seiten des Fürstlich-Hohenlohischen Gesammthauses dagegen ergriffene Einschreitungen durch Militär- wie durch Civil-Behörden mein billiges Befremden, noch mehr aber und in weit höherem Grad die angezeigte gewaltthätige Widersezlichkeit in Unternhambach, in Bezug auf den Ritterschaftl. von Gemmingenschen Antheil, worüber Euer Liebden keine Landeshoheitliche Rechte zustehen, mein gerechtes Erstaunen erregen. Wenn überhaupt schon hier jede, selbst in angemessenen Schranken sich haltende Widersetzung nicht zu rechtfertigen ist, so ist die Art, wie solche verübt worden, und welche bey solchen Fällen von Zusammentreffen gegenseitiger Militär-Gewalten ganz unerhört ist, von der auffallenden Beschaffenheit, daß sie selbst die äußerste Mißbilligung Eurer Liebden zur Folge haben muß." Das Verhalten des Hohen-

*) Der Landgraf hatte Anfang Dezember 1803 u. A. ritterschaftliche Orte im Kraichgau besetzt, auf welche Kurbaden als Lehnsherr Anspruch zu haben glaubte. Auf Vorstellung des Kurfürsten Karl Friedrich v Baden räumte Hessen-Darmstadt die betreffenden Orte am 21. Dezember.

Digitized by Google

lohischen Militärs wird als „thätige Widersetzung" bezeichnet, welche „auf eine empörende Art erfolgt wäre und nothwendigerweise den eingetreten fatalen Vorgang zur Folge haben mußte."

Ebenso schroff war der Brief an den Senior des Fürstlich Hohenlohischen Hauses, den 80jährigen Fürsten von Oehringen-Neuenstein, gehalten. „Wie weit und unerhört", heißt es in diesem, „die Widersetzlichkeit auf thätige Art in dem Ort Unternhambach getrieben worden, werden E. L. aus dem abschriftlich anliegenden Militair-Rapport*) ersehen. Ich habe nun nicht ermangelt, sogleich an des Herrn Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst Lbdn., von dessen Militair der vorgegangene Unfug verübt worden, Mich zu wenden und Denselben das nöthige hierüber erkennen zu geben." Auch hier wird betont, daß es auf keine widerrechtliche Okkupation, sondern auf Fernhalten fremder Eingriffe zur Erhaltung des gemeinen Ruhestandes und Beschützung der eigenen Rechte nur abgesehen sei. Geradezu höhnisch klingt der Schluß, daß es den Fürsten von Hohenlohe belieben werde, „dero nachgesetzten Stellen, sowohl militaire als civil die gemeßene Weisung zugehen zu lassen, daß der durch Meine Verfügung besetzte Cordon, wobei die, den Fürstlich Hohenlohischen Häusern zustehende Landeshoheit über Antheile von einigen ritterschaftlichen Orten unantastbar geblieben ist, auf keinerlei Art turbirt, am allerwenigsten aber thätige Widersetzung dagegen ergriffen werden möge, welche ebenso sehr den bestehenden Reichsgesetzen zuwiderläuft, als sie ohnehin in vorliegenden Fällen zwecklos seyn dürfte."

Die beiden Fürsten beantworteten diese Zuschriften (unter dem 3. und 4. Januar 1804); aber schon die Eingangsworte ihrer Schreiben genügen, um zu ersehen, wie erfolglos die bescheidene, höfliche Entgegnung bleiben würde. Der Brief von Oehringen (vom 3. Januar) beginnt: „Euer pp. Hochverehrliche Zuschrift vom 31. v. M. kann ich nicht genug verdanken, da sie mir die erwünschte Gelegenheit gibt, Hoch Ihnen mein Herz mit allem ehrerbietigen und offenen Vertrauen auszuschütten, wozu ich mehr noch durch die Kraft Ihres Geistes und durch die Redlichkeit Ihres ergebenen Karakters, als durch die Bande des Bluts und der guten Nachbarschaft aufgefordert zu seyn glaube. Ich brauche wohl keine umständliche Versicherung hier anzufügen, daß mir als einem 80jährigen Greis ohne

*) Darnach sollte Oberleutnant Collignon erklärt haben, Gewalt mit Gewalt zu erwidern. Ferner wird darin behauptet, daß der Feldwebel in der rechten Hand den Säbel, in der linken Hand das Gewehr gehalten und dem Oberleutnant v. Nardin den erstern auf die Brust gesetzt habe, um ihn zu erstechen!

Digitized by Google

Kinder, die Ueberzeugung, recht gehandelt und meine Pflicht erfüllt zu haben, über alles, und weit über alle, dem Ansehen nach noch so vortheilhafte Erwerbungen und Occupationen geht; ich bin es aber auch meinen sämmtlichen Fürstlichen Herrn Agnaten schuldig, Euer pp. das Zeugniß abzulegen, daß Sie ebenso wenig als ich, je nur daran dachten, den älteren und neueren Beyspielen verschiedener benachbarten Fürsten, durch Unterwerfung der Ritterschaftlichen Besitzungen an und in dem Umfang des Fürstenthums Hohenlohe nachzufolgen. Wir Alle, von Jugend auf an die allertiefste Ehrfurcht an das Allerhöchste Reichs-Oberhaupt und an Anhänglichkeit für Gesetze und Verfassung gewöhnt, begnügten uns mit unserm Loos. Als wir aber, außer den übrigen bekannten Occupationen der Ritterschaftlichen Besitzungen, vernehmen mußten, daß auch Ew. pp. Truppen in gleicher Absicht gegen Unser Gebiet vorrücken ließen, und wir gleichwohl von Hoch Dero, sowie von jeder Seite, ganz unbenachrichtiget und unberuhiget blieben, und als endlich zu gleicher Zeit selbst Unser neuer Nachbar, der Herr Graf von Salm*), Anstalt traf, die in seinem Gebiet gelegene Ritterschaftl. Besitzungen zu besetzen, so glaubten wir erst, daß nun die Pflichten gegen uns selbst nicht länger schweigen dürften, sondern daß wir uns und unsern Unterthanen schuldig wären, die an und in unsern Landen gelegene und überdies uns größtentheils lehnbare Ritterschaftlichen Besitzungen auch nothgedrungen occupiren zu müssen."

Serenissimus Schillingsfürstensis schrieb: „Die gnädige Zuschrift, welche Ew. pp. unterm 31. vorigen Monats an mich zu erlassen geruheten, verehre ich mit devotestem Danke, und da höchst Sie in derselben meinen Gesinnungen Gerechtigkeit nicht versagen, so wird eine kurze Beleuchtung meiner und meiner Herrn Agnaten Absichten, verbunden mit einer getreuen Darstellung der neuesten bekannten unangenehmen Ereignisse jene entsprechende Wirkung haben, welche ich von der erhabenen Weisheit Ew. pp. und von Ihrer allgemein verehrten Gerechtigkeit erwarten darf."

Die weiter in beiden Schreiben enthaltenen Darlegungen brauchen nicht angeführt zu werden. Beide Fürsten sprachen zum Schlusse die Hoffnung aus auf eine „beruhigende, huldvolle Antwort". Eine solche erfolgte nicht, wenn man nicht das schon vorher eingegangene Schreiben des Oberleutnants v. Nardin vom 1. Januar 1804 dafür halten will, welches er dem Stallmeister-Oberleutnant

*) Die Grafen v. Salm hatten im Pariser Frieden 1802 als Entschädigung u. A. das früher Mainzische Amt Krautheim/Jagst erhalten.

Digitized by Google

Collignon zustellen ließ: „Ich ertheile Ew. Hochwohlgeboren hierbey die Bekanntmachung, daß ich, wenn Sie zu Unternhambach gegen alle Erwartung wieder Plakate hätten anheften lassen, oder lassen werden, das ganze dortige Kommando desarmiren und gefangen an seine Behörde einsenden werde. Ich ersuche Sie daher, mir hierüber durch Ueberbringer dies eine Antwort zuzustellen." Daraufhin wurde, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, das Hohenlohische Kommando aus Unterhambach zurückgezogen.

Ebenso hatte Hohenlohe in Baumerlenbach ($5^1/_2$ Kilometer nordwestlich Oehringen) vor Kurwürttembergischen Truppen das Feld geräumt, welche dort angeblich zum Schutze einiger Berlichingenscher Hintersassen eingerückt waren.

Diese Behandlung nach dem Spruch: „denn ich bin groß und Du bist klein", auf welche die Freiherren v. Stetten in ihrem Schreiben vom 9. Januar an die Oehringer Regierung hingewiesen hatten, hatte dieser auch der Ritterhauptmann Freiherr v. Gemmingen, dessen Güter Niedersteinach und Altenberg gleichfalls am 26. Dezember 1803 besetzt worden waren, in seinem Verwahrungsschreiben entwickelt. Nur war der Ton noch deutlicher gehalten, indem Frhr. v. Gemmingen seinen festen Entschluß erklärt hatte, „die höchst ungebührliche und nicht auf dem geringsten Scheine des Rechtes beruhende Anmaßung des Fürstlichen Hauses keineswegs zu dulden, noch von den glänzenden Versicherungen, welche Dero Schreiben (vom 29. Dezember) enthält, einigen Gebrauch zu machen." Auch sprach er die Hoffnung aus, daß bei einigem Nachdenken die Hohenlohische Regierung „in der offenbaren Ungerechtigkeit einer solchen, obgleich nur provisorischen Anmaßung Gründe genug finden werde, den gewagten Schritt zurückzuziehen und Dero Militär abzuberufen."

Ganz entsprach die Hohenlohische Regierung diesem Ansinnen nicht; indeß wurde am 18. Januar neben dem bisherigen Patente ein weiteres angeschlagen, welches lautete:

„Declaratoria.

Von Gottes Gnaden Wir Ludwig Friederich Carl, Fürst zu Hohenlohe u. s. w. fügen hierdurch zu wissen:

Nachdem man wahrnehmen müssen, daß obstehend Unserm offenen Patent hie und da eine dem wahren Sinn entgegenlaufende Auslegung gemacht wird; Als declariren Wir selbiges anmit in seinem wesentlichen Punkt dahin, daß die provisorische Besitzergreifung einzig und allein auf Beseitigung fremder Eingriffe —

Digitized by Google

insbesondere dann auch auf Sicherung Unserer Lehensherrlichen Gerechtsame und ihr daraus ausschließlich uns zuständigen Ausflüsse Bezug hat, wo übrigens bey der zeitherigen Verfassung sein Verbleiben haben soll, biß dieße wichtige Reichsritterschaftliche Angelegenheit wird Reichs-Constitutions-mäßig erledigt und beigelegt seyn."

Damit war eigentlich die Besitzergreifung aufgehoben, wie nicht verkannt werden darf, daß bei der ganzen Sache Hohenlohe offen und liebenswürdig sich benommen und wirklich den Schutz der betreffenden Reichsritterschaft mit bezweckt hatte.

Keinen Eindruck machte dieses biedere Verhalten auf Kurwürttemberg. Im Gegentheil fuhr dieses trotz mehrfacher, höflicher Schreiben von Hohenlohe in seinen Gewaltthätigkeiten fort. Gleich den Aussprüchen der Reunionskammern Ludwigs XIV. dienten die seltsamsten Vorwände zu weiteren Umgriffen. So wurde unter der unwahren Behauptung, daß die Orte Morstein, Dünsbach und Brachbach in der Haller Landhäge*) gelegen wären, diese im Januar besetzt. Dadurch wird auf eine, für beide Theile verblüffende Weise dem früher erwähnten Spiel mit Hin- und Hersenden der Hohenlohischen Patente ein Ende bereitet. Risum teneatis amici! Dieses Mal ließen die Freiherren v. Crailsheim die Waffen ruhen und gaben ohne Widerstand die Aufrichtung von Stöcken zu mit der Inschrift: „Kurfürstlich Würtembergische Landes-Grenze." Tägliche Patrouillen von der, im nahen Ort Haßfelden liegenden Abtheilung württembergischer Truppen sorgten dafür, daß die Stöcke unangetastet blieben.

Auch ein Kaiserlicherseits erlassenes Conservatorium vom 23. Januar 1804, welches aufs Neue die Unmittelbarkeit der Ritterschaft gewährleistete, führte keine Aenderung der Württembergischen Maßnahmen herbei. So blieb Hohenlohe nichts weiter übrig, als sich an Kaiser und Reich zu wenden. Das Erstere geschah in sehr bescheidener Weise durch ein Schreiben vom 13. Februar an Kaiserliche Majestät, worin nur die Ereignisse in Unternhambach, Baumerlenbach, Morstein u. a. Orten mitgetheilt wurden, „ohne vor der Hand in irgend eine Beschwerde zu frühzeitig sich einlassen zu wollen."

*) Das Gebiet der Reichsstadt Schwäbisch-Hall am Kocher, welches 1803 mit andern an Württemberg gefallen war, war seit dem 15. Jahrhundert mit einer Landwehr oder Landhäge umgeben, bestehend aus einer starken Hecke mit davorlaufendem tiefem Graben. An den Durchgängen der Hauptstraßen befanden sich Landthürme mit Geschütz, an denen der übrigen Wege Fallthore und Schlagbäume. Nicht weit davon lag Rothenburg/Tauber, in gleicher Weise geschützt.

Digitized by Google

Doch wurde zum Schluß um des Kaisers Schutz gebeten, für jetzt und künftig gegen alle fremde Okkupationen der im Hohenlohischen eingesessenen Reichs-Ritter und Vasallen. Diese Bitte wurde unter dem 5. März mit besonderem Bezug auf die noch fortdauernde Besetzung der Crailsheimischen Orte wiederholt, abermals ohne Erfolg; denn noch am 1. Juni standen die Hoheitsstöcke mit der Bezeichnung „Kurf. Würtemberg. Landes-Grenze" in den oben näher genannten Dörfern aufgerichtet.

Ja, Württemberg hatte sich nicht gescheut, bei dem Reichstage eine Darstellung einzureichen, worin es die Fürsten von Hohenlohe des Unrechts wegen der Unterhambacher Ereignisse zieh. Hohenlohe-Waldenburg sah sich dadurch veranlaßt, zu seiner Vertheidigung die Oeffentlichkeit anzurufen. In einer Druckschrift in Groß-Folio, betitelt: „Beurkundete Nachricht über den gewaltsamen Einfall einer Abtheilung des Chur-Würtembergl. Militairs in das Fürstlich Hohenlohe-Waldenburgl. Gebiet des Amtes Adolzfurt in dem Ort Unter-Hambach. Mit Beylagen unter Ziffer 1 bis 18. — 1804" wurden die Verhältnisse bis zur Räumung von Unterhambach dargelegt und auf die unleugbaren Widersprüche zwischen den Württembergischen Schreiben und Handlungen hingewiesen. Die Territorialverletzung des fränkischen Kreises, das Hinwegsetzen über den klaren Wortlaut von Artikel II § 42 des Westfälischen Friedensschlusses „a sola qualitate feudali jus reformandi non dependet" wurden besonders hervorgehoben, ebenso der unvereinbare Inhalt des letzten Drohschreibens des Oberleutnants v. Nardin zur Gefangennahme der Hohenloher auf dem Waldenburgisch-Schillingsfürstlichen eigenen Gebiet mit dem Brief des Majors v. Schröder, „daß Se. Churfürstl. Durchlaucht die Besetzung des Orts Unterhambach, über welchem dem Hochfürstl. Hause Hohenlohe die Landeshoheit unstrittig zustehe, zu hindern nicht gemeint seyen". Mit den Worten schloß die beurkundete Nachricht: „Die gegenwärtige Darstellung dienet vor der Hand zur öffentlichen Belehrung: das Hochfürstliche Haus aber zählet mit Vertrauen auf die Kraft der Constitution, deren Stütze Se. Churfürstl. Durchlaucht als eine neue Fundamental-Säule selbst mit sind; auf die Weisheit und Gerechtigkeit dieses Fürsten und auf ein unerschütterliches Palladium aller Verfassungen, die sich erhalten wollen, und das mit zwey Worten: Consequenz in Grundsätzen heißt."

Wenn der Besitz des Hauses Hohenlohe in einer Hand vereinigt worden wäre, so würde es im heutigen Reiche, seiner Ausdehnung nach, zwischen Sachsen-Koburg-Gotha und Sachsen-Altenburg reihen.

Digitized by Google

Wie anders hätte es dann im vorliegenden Falle auftreten können, wäre es nicht in viele, kleine ohnmächtige Fürstenthümer mit eigenen Residenzleins zerfallen! So erntete dieses uralte Haus, welches bis zur Neuzeit in allen Jahrhunderten bedeutende Männer hervorgebracht hat, die Früchte einer unheilvollen inneren Zersplitterung.

Gleichzeitig mit der Herausgabe der Druckschrift hatte es sich erneut klagend an die fränkische Kreisversammlung gewendet.

Das Ende der Fehde.

Im 1. Abschnitt war schon erwähnt worden, daß der natürliche Beschützer der gefährdeten Ritterschaft, des Heiligen Römischen Reiches Beherrscher, sich ihrer wenigstens schriftlich durch zwei Noten angenommen und sie zum Aushalten ermahnt hatte. Auch war die, vom General-Direktorium der gesammten Reichs-Ritterschaft unter dem 8. Januar, der Verfassung gemäß, angerufene Hilfe des höchsten Richters von dem Erfolg gekrönt, daß am 23. dess. Monats vom Reichs-Hofrath das schon erwähnte „Allerhöchst Kaiserliche Conservatorium" erlassen wurde, um Zuständen ein Ende zu bereiten, welche lebhaft an die Zeiten des Faustrechts erinnerten. In der Hauptsache richtete sich dieser Erlaß gegen den vornehmlichsten Uebelthäter, den Kurfürsten von Pfalz-Bayern, welchem geboten wurde, die Reichs-Ritterschaft in den Stand der Reichsunmittelbarkeit, worin sie sich notorie zur Zeit der Zivilbesetzung der Entschädigungslande befunden, auf seine Kosten wieder zu bringen; die etwa geleisteten Unterwerfungseide wurden für ungiltig erklärt. Mit der Durchführung dieser Maßregel wurden der Kurerzkanzler, die Kurfürsten zu Sachsen und Baden und das Erzhaus Oesterreich beauftragt, wo nöthig „mit gewaffneter Hand". Ebenso sollte gegen diejenigen Stände eingeschritten werden, welche von ihrer gewaltsamen Okkupation und sonstigen Maßnahmen nicht sofort abgestanden sein würden. An den Kurfürsten von Hessen, die verwittwete Herzogin zu Sachsen-Koburg-Meiningen, den Erbprinzen zu Nassau-Oranien*), die Fürsten zu Nassau-Usingen, Isenburg-Birstein, Hohenlohe-Neuenstein-Oehringen, Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und de Ligne erging die Aufforderung, „den strack lichen Vollzug des Conservatorii nicht zu behindern und die Wiederherstellung der Reichsritterschaft in

*) Als Herrn des neu geschaffenen, kurzlebigen Fürstenthums Fulda, welches Wilhelm V. von Oranien als Ersatz für die verlorene Erbstatthalterschaft in Holland erhalten, aber seinem Sohne abgetreten hatte.

Digitized by Google

den Stand der Reichsunmittelbarkeit durch Abstellung der von ihnen unternommenen Vorschritte zu befördern." Schließlich wurde dem Kurfürsten von Württemberg bedeutet, daß man auch seine Handlungsweise, wenn er auch das vom Kurfürsten von Pfalz-Bayern sich zum Gesetz gemachte System nicht im ganzen Umfange zur Ausführung gebracht hätte, nicht gutheißen könnte, und daß man Kaiserlicherseits sich versähe, daß er seine Anordnungen unverzüglich abstellen und auch seinerseits die Reichsritterschaft im Stand der Unmittelbarkeit belassen würde.

Begreiflicherweise wurde die Kaiserliche Entscheidung von der Reichsritterschaft mit aufrichtiger, ungemeiner Freude entgegengenommen. „Unsere hochgeehrtesten Herren Mitglieder", schrieb das Direktorium des Kantons Odenwald, „können daher dem baldigen Ende unserer gemeinschaftlichen Leiden — wenn solches bey Ansicht dieses noch nicht eingetreten seyn sollte — so froh als zuversichtlich entgegensehen. Wir sind aber auch von Dero bisherigem ruhmwürdigen Betragen versichert, daß Dieselben in der etwa noch übrigen kurzen Prüfungszeit von dem Pfade der Pflicht und Ehre nicht abweichen, und die innigsten Gefühle der allertiefsten Verehrung und ewig währenden Dankbarkeit gegen unsern Allerhöchsten Retter, Erhalter und Beschützer mit Uns theilen werden."

Welch' verworrenen Zuständen das Konservatorium ein Ende zu setzen bemüht war, dafür mögen als schlagendes Beispiel die Stettenschen Ganerbiate im Jagstthale dienen. Als Ganerbe theilte diese Familie die Herrschaft in Eberbach*) mit Hohenlohe und dem Deutschen Orden, in Heimhausen und Berndshofen mit Letzterem allein. Der Deutsche Orden hatte die Hohenlohische Besitzergreifung der Stettenschen Antheile nicht anerkannt und während der ganzen Zeit mit dieser Familie geschäftlich auf dem bisherigen Fuße des Mitregenten verkehrt. Wäre Hohenlohe nicht außerordentlich liebenswürdig gewesen, wie hätte sich da die Lage der Beamten und Unterthanen gestaltet! Höchst spaßhaft klingt eine Stelle aus einer Weisung der Regierung zu Mergentheim an das Deutschordensamt Nitzenhausen über die Behandlung dieser Angelegenheit. Das Hohenlohische Benehmen wurde als ein doppelter Eingriff in des hohen Ordens Gerechtsame bezeichnet, „da eines Theils die militärische Occupation dieser drei Orte, worüber

*) In Eberbach besaß Stetten 1/2, Hohenlohe und Deutsch. Orden je 1/4, in Berndshofen 1/2 und in Heimhausen 1/3. In letzterem Orte gehörten 2 Häuser außerdem Hohenlohe!

Digitized by Google

die Landeshoheit und Jurisdiction den 3, resp. 2 Condominatherrschaften völlig gemeinschaftlich zustehet, eine wahre violatio territorii ist, weil solche ohne vorgängige Requisition oder Kreiß-Marsch-Kommissariats-Anweißung (sic!) erfolgte" und anderseits richtig bemerkt, daß Niemand in eine Gemeinschaft ohne Zustimmung aller Betheiligten sich eindrängen oder einen Berechtigten daraus vertreiben dürfte.

Der erste Erfolg des Konservatoriums war günstig, da der Kurfürst von Pfalzbayern mit dem 17. Februar seine Unterwerfung unter die Kaiserliche Entscheidung anzeigte. Dagegen gab Württemberg erst auf Einschreiten des fränkischen Kreises nach; denn die Direktorialmächte dieses Kreises, Preußen-Brandenburg und Bayern, könnten unmöglich die Umgriffe des schwäbischen Despoten in ihrem Machtbereiche durchgehen lassen. In der Sitzung Nr. 558 der immerwährenden Kreisversammlung zu Nürnberg vom 1. Juni 1804 wurde den klagenden Hohenlohischen Fürsten die Unterstützung zugesichert, welche die Räumung der zu Unrecht besetzten Gebiete im August desselben Jahres herbeiführte. Von den mindermächtigen Ständen widersetzte sich Niemand der Kaiserlichen Anordnung. So zogen auch die Fürsten von Hohenlohe in den von ihnen besetzten Orten am 2. und 3. März in aller Stille die Posten ein, nachdem ebenso ohne Feierlichkeit die Patente abgenommen waren. Im Weiler Zottishofen war dieses versehentlich unterblieben; man war Stettenscherseits so höflich, die Hohenloher Regierung durch ein Schreiben darauf aufmerksam zu machen, worauf umgehend auch dieses Patent abgeholt wurde. „Kosten waren der Ritterschaft durch die Hohenlohische Besitzergreifung nicht erwachsen", um die beliebte Redensart der heutigen Heeresverwaltung zu gebrauchen. Das Schreiben, worin die Fürsten von Hohenlohe die Aufhebung der Besetzung dem Direktorium zu Kochendorf mittheilten, ging den Kantonsgenossen unter dem 12. März zu, „um es bey den Akten aufzubewahren, da diese Fehde, wie wir hoffen, auf immer ihre Endschaft erreicht haben wird." Ganz im Geiste der Zeit hatte Hohenlohe am Schlusse seines Schreibens sich das Recht der ersten Besetzung wiedereintretenden Falls vorbehalten und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Reichsritterschaft alle fremden Okkupationen ihrer Güter an und im Hohenlohischen Gebiet niederzuschlagen bedacht sein würde.

Noch eine kurze Spanne Zeit — und Hohenlohe und die Reichsritterschaft sollten von solchen Besorgnissen für immer geheilt werden.

Digitized by Google

Das Mannengericht wider die Freiherren v. Crailsheim.

Bevor wir zum letzten Theil unserer Darstellung, dem endgiltigen Untergang der Reichsritterschaft, kommen, müssen wir ein Zwischenspiel einschalten.

Schon in dem Schreiben vom 13. Februar 1804 an den Kaiser hatte der Senior des Hauses Hohenlohe bemerkt, daß seine Vasallen v. Crailsheim gegen seine provisorische Besitzergreifung in einer Weise sich betragen hätten, welche seine Lehensherrliche Indignation und Ahndung verdient hätte. Nachdem Kurwürttemberg seine Hoheitszeichen in den drei Crailsheimschen Orten endlich entfernt hatte, schritt man von Seiten Hohenlohe zur Ausführung der Drohung. Mit nichts Geringerem als einem Mannengericht wegen Felonie wollte man gegen die Freiherren v. Crailsheim losziehen, welche sich durchaus nicht wider ihre Lehensherren empört, sondern nur die ihnen von höherer Seite übertragenen Rechte der Reichsunmittelbarkeit vertheidigt hatten. Kein wohlwollender Genius hatte dem Hause Hohenlohe diesen Schritt gerathen, welcher einen ähnlichen, aber kläglicheren Ausgang nehmen sollte als die Besitzergreifung selbst.

Zu den Rechten des Lehensherrn gehörte auch das Einschreiten durch ein Lehensgericht gegen solche Vasallen, welche sich der Felonie (Bruch der Lehenstreue) schuldig gemacht hatten. Die Lehenstreue verband ihrerseits den Vasallen neben anderen Pflichten, die er im Lehenseid gelobte, überhaupt jede dem Lehensherrn nachtheilige oder die Achtung verletzende Handlung zu vermeiden und ihm Ehrerbietung (reverentia specialis) zu erweisen. Auf der anderen Seite war der Lehensherr verpflichtet, den Vasallen mit allen Kräften zu vertheidigen, wenn das Lehen von Andern angegriffen wurde. Darin lag von selbst, daß der feindliche Angriff von ihm nicht ausgehen durfte, es wäre denn, daß der Vasall dazu Veranlassung gegeben hätte: sonst machte er sich der Felonie schuldig. Die Stellung als Lehensherr begründete niemals Landesherrlichkeit; die Behauptung, daß diese früher bestanden, war einer der unhaltbaren Lehrsätze, welche die damalige Zeit mangels genügender geschichtlicher Forschung aufzustellen beliebte.

Man sieht schon hieraus, auf welch' zweifelhaften Stützen die Klage wegen verletzter Ehrerbietung ruhte, welche am 25. September 1804 den Freiherren v. Crailsheim zuging. Das Schreiben lautete:

Digitized by Google

„Von Gottes Gnaden Ludwig Friedrich Carl, Fürst zu Hohenlohe u. s. w. u. s. w.

Wohlgebohrne, liebe Getreue!

Da dieselben, als Wir beim Schlusse vorigen Jahres, Uns nach dem damaligen Drange der Umstände in die Nothwendigkeit gesezt sahen, zur provisorischen Tuirung Unserer notorischen Gerechtsamen auf Unsern und Unsers Fürstlichen Gesamt-Hauses uraltem Eigenthum, das Dieselben dermal von Uns und Unserm Fürstlichen Gesammt-Hause zu Lehen tragen, Patente anschlagen zu lassen, sich nicht entblödet haben, die Uns und Unsern Fürstlichen Herren Agnaten geleistete Lehenpflichten, und dabei unverbrüchlich angelobte Ehrerbietung vorsezlich und mit den schwersten Beleidigungen ausser Augen zu sezzen, und, ungeachtet der — von Uns selbst sowohl als durch Unsere Seniorats- und Lehens-Administrations-Regierung Denselben zugegangene beruhigende Erklärungen und wohlgemeynte Warnungen auf das verächtlichste dabei zu beharren; So finden Wir und Unsere Fürstliche Herren Agnaten Uns vermüßiget, diese vorsäzlich zu Schuld gebrachte Pflichtverlezzungen, den Lehnrechten und Unsers Fürstlichen Lehen-Saals Herkommen gemäß, vor ein anzuordnendes förmliches Lehen-Gericht zu bringen und solches darüber erkennen zu lassen. Dieses wird nun Dienstag, den 20. nächstkünftigen Monats Novembers in Cünzelsau eröfnet werden, und Dieselben werden hiermit vor dasselbe dergestalt citirt und vorgeladen, vor demselben an bemeldtem Tage, zu früher Zeit, in Person, oder durch genugsam Bevollmächtigte zu erscheinen, die von Unserm constituirten Lehens-Fiskal vorgelegt werdende Klage zu vernehmen, darauf gebührend zu antworten, und ferner zu erwarten, was dann nach den Lehenrechten und Unsers Lehen-Saals Herkommen ferner verfügt und erkannt werden wird.

Wir versehen Uns dessen, nach derselben aufhabenden Lehen-Pflichten; bei unvermuthetem Ausbleiben aber wird ferner ergehen, was Rechtens, und verbleiben übrigens

Derselben

Freundwilliger

gz. L. F. Carl, Fürst zu Hohenlohe.

Oehringen, den 25. September 1804."

In ähnlichem Tone war die Ladung gehalten, welche an die zu Richtern berufenen Lehensmannen erging und diese zum Erscheinen

Digitized by Google

am 19. November aufforderte mit dem Bedeuten, daß unzureichende Entschuldigungen wegen Nichterscheinens nicht angenommen werden würden. Die also Geladenen, welche fast durchgängig dem Ritterkanton Odenwald angehörten, ermangelten nicht, zunächst bei ihrem Ritterort Rath über ihr Verhalten sich einzuholen, welcher, nach abgehaltenem Direktorial-Konvent, dahin ging, daß dieser Fall nicht zu den Lehenssachen gehörte, daher ein Mannen-Gericht unzuständig wäre. In der vorsichtigen Weise, in welcher die Ritterschaft in der damaligen Zeit gegen Mächtigere verfuhr, wurde zu Handen gegeben, das Erscheinen bei dem Lehengericht nicht geradezu abzulehnen, aber die Bedenken gegen dasselbe und die zu erwartenden Folgen dem Lehenhof vorzustellen. Für diese Antwort wurde ein Entwurf zur Benützung mitgetheilt. Sollte der Lehenhof auf die Einwürfe nicht eingehen, so sollte man bei dem Mannengericht die Unzuständigkeit erklären und den Fall vor Kaiserliche Majestät verweisen. Eine vorherige Einigung der geladenen Vasallen wurde anempfohlen, wie auch um Mittheilung von allem Geschehenen an das Direktorium gebeten wurde, damit es je nach der Sachlage die Angelegenheit bei dem Reichshofrath oder den „Conservationshöfen"*) betreiben könnte.

Diesem Rathe wurde entsprochen, und gleichlautende Schreiben über die Unzuständigkeit des anberaumten Mannengerichts gingen dem Hohenlohischen Lehenhofe zu, sofern nicht Einzelne wegen zu naher Verwandtschaft mit den Angeklagten um Entbindung von dem Erscheinen ersuchten.

Auch die Freiherren v. Crailsheim hatten sich an den Kanton gewendet und ihm ihre Antwort an den Fürsten von Oehringen mitgetheilt, welche in der Erklärung gipfelte, daß sie sich dem Mannengericht nicht stellen würden. In den eingehenden Erörterungen dieses Schreibens wurde hervorgehoben, daß die Crailsheimische Gegenwehr durch eine Gesetzesverletzung der Fürsten von Hohenlohe hervorgerufen worden wäre, gegen welche bekanntermaßen das Kaiserliche Konservatorium hätte einschreiten müssen, und daß, da der Lehensherr in erster Linie zum Schutze des Vasallen und nicht zu dessen Vergewaltigung berufen wäre, nach den Lehensgesetzen eher er seine Lehensrechte eingebüßt hätte, als daß ein strafbares Verhalten der Freiherren v. Crailsheim vorläge. „Wahrheiten können unangenehm seyn"; so schloß das Schreiben, „sie sind aber der Ehrer-

*) So wurden im damaligen Kanzleistil die mit Ausführung des Allerhöchst-Kaiserlichen Konservatoriums beauftragten Kurfürstlichen ꝛc. Höfe genannt.

Digitized by Google

bietung nicht zuwider, wenn sie zu Vertheidigung der Rechte gesagt werden müssen."

Auch nahmen die Freiherren v. Crailsheim Veranlassung, in einer Druckschrift vor der Oeffentlichkeit ihren Standpunkt klarzulegen. Diese, in dem damals beliebten Folio-Format erschienene „Urkundlich entwikkelte Veranlassung zu dem auf den 20. November 1804 nach Künzelsau ausgeschriebenen fürstlich Hohenlohischen Mannengerichte. Mit Beylagen von Ziffer 1) bis 11) incl. — 1804" schließt mit den Worten: „Was würde Teutschland in kurzer Zeit werden, wenn Vertheidigung der politischen Verhältnisse und Gerechtsame von dem Lehnherrn unter dem Scheine verlezter Ehrerbietung geahndet werden dürfte? Welche ergiebige Quelle wäre da nicht der Vergrößerungssucht aufs Neue geöfnet! Einer müßte den Andern, der sich nicht gutwillig ergiebt, unter dem Namen begangener Felonie verschlingen, bis sich endlich alles unter dem Zepter eines Einzigen Allgewaltigen beugen würde. Doch so lang noch Teutschlands guter Genius die Gesezе bewahrt, kommt jener trostlose Zustand der Selbsthilfe und der Anarchie nicht zur Ordnung des Tages, und es ist noch immer ein gutes Zeichen, wenn gesezlose Handlungen blos als Verirrungen von der Regel dem sachkundigen Publiko zur Schau vorgelegt werden."

Es war mehr ein Schutz gegen eine Wiederholung in der Zukunft, welche diese Schrift hervorrief, als eine eigentliche Vertheidigung gegen das drohende Gericht; denn schon unter dem 31. Oktober 1804 hatte die Hohenlohische Seniorats- und Lehen-Administrations-Regierung mitgetheilt, daß des hohen Herrn Seniors, ihres gnädigsten Herrn hochfürstliche Durchlaucht, aus bewegenden Ursachen gut gefunden und beschlossen hätten, das Mannengericht gegen höchst Ihro Vasallen, die Freiherren v. Crailsheim auf unbestimmte Zeit zu suspendiren.

Eine Wiederaufnahme des Verfahrens fand nicht statt. So endete dieses, wohl letzte Lehens-Mannen-Gericht im Heiligen Römischen Reiche.

Die Kurpfalz-Bayerische Forderung der Ritterpferde.

Den 2. Dezember — dem später mehrfach bedeutsamen Napoleonidentag — 1804 hatte der gewaltige Korse durch eine großartige Krönungsfeier der schon im Mai des Jahres angenommenen Würde eines Erbkaisers der Franzosen den entsprechenden äußeren Glanz

Digitized by Google

verliehen und seinen neuen Hof mit allem Pomp und Gepränge des hohlsten Byzantinismus ausgestattet. Prinzen und Prinzessinnen, Großwürdenträger aller Art, Marschälle von Frankreich, Großoffiziere des Reichs und andere hochtönende Stellungen wuchsen auf dem, vor Kurzem scheinbar für immer republikanischen Boden empor; er selbst und seine Verwandtschaft ließen sich monarchisches Wesen und Benehmen durch den Tragöden Talma einüben: doch sollte all der Glanz ebenso vergänglich sein, wie „schnell und spurlos des Mimen Kunst an dem Sinn vorübergeht". Jenseits des Rheins, wo man schon seit mehreren Jahren dem ersten Konsul in einer Weise gehuldigt und um seine Gunst gebuhlt hatte, welche der nassauische Gesandte Frhr. v. Gagern damals treffend mit der alten schimpflichen Strafe des Hundetragens verglichen hat, mehrte sich die Verehrung des Abgottes aufs Ungemeinste in den Kreisen, in welchen man auf Aeußerlichkeiten den Hauptwerth legt. Da er, dessen Wort schon seit Langem den Ausschlag in Europa gab, das alte Feudalwesen in gewisser Beziehung wieder hatte erstehen lassen, so gewann die Hoffnung auf dauernden Erhalt des Plunderkrams der durch den Reichsdeputations-Hauptschluß letzt-eingerenkten deutschen Verfassung immer mehr Nahrung. Auch die Reichsritterschaft schöpfte hieraus neuen Muth und wendete sich wieder an den obersten Richter, den Allerunüberwindlichsten, Großmächtigsten Römischen Kaiser, da die Ausführung des Konservatoriums im Einzelnen viel zu wünschen übrig ließ. Wenn das Besteuerungsrecht der Ritterschaft noch nicht wiedergegeben war, ausgehobene ritterschaftliche Unterthanen gegen ihren Willen bei der Fahne zurückbehalten wurden, es noch an Erstattung der Unkosten für die Besetzung, wo solche entstanden waren, mangelte, auch die Hoheitsstöcke mit den Besitzergreifungspatenten noch nicht entfernt waren, so konnte bei diesen Familien von einer thatsächlichen Wiedereinsetzung in die Reichsunmittelbarkeit nicht die Rede sein. Auf diese Punkte erstreckte sich ein „Allerhöchst Kaiserliches Excitatorium" vom 26. März 1805, welches den Konservationshöfen zur Ausführung zuging mit dem Auftrage, in zwei Monaten die „Befolgungs-Anzeige" einzureichen. Kaiserliche Majestät versah sich hierin von den betreffenden Kurfürsten mit Zuversicht, daß sie die ihnen aufgetragene und zur Zeit noch unvollendete Wiederherstellung des vormaligen Standes der Reichsritterschaft durch zweckmäßige Maßregeln beschleunigen würden und „zu dem Ende das Erforderliche zu verhängen, um so weniger Anstand nehmen würden, als die aus einem längeren Stillstande erwachsende — der unmittelbaren

Digitized by Google

Reichsritterschaft höchstnachtheilige Folgen, Ihrer Einsicht nicht entgehen könnten." Auch der „löblichen Kaiserl. Königl. Geheimen Hof- und Staatskanzlei" wurde das Excitatorium vom Reichshofrath in der Zuversicht mitgetheilt, „daß dieselbe den Vollzug des Kaiserl. Conservatorii vom 23. Januar vorigen Jahres zu befördern von selbst geneigt seyn werde". Ob durch diese schönen Worte der Endzweck allenthalben erreicht worden ist, kann aus dem zur Verfügung stehenden Stoff nicht angegeben werden. Von Bedeutung ist es auch nicht; doch ruft das Excitatorium beim jetzigen Leser ein vergnügtes Schmunzeln hervor.

Ueber diese Kleinlichkeiten ging indessen die Weltgeschichte ihren Gang weiter. Der nun ausbrechende Krieg ließ die schmähliche Heeresfolge der deutschen Fürsten unter französischem Befehl zur That werden. Wie verhaßt dem Volke dieser Wechsel der Politik seiner Herrscher war, dieses läßt u. A. mittelbar eine Proklamation des badischen Kurfürsten Karl Friedrich vom 5. Oktober 1805 erkennen. Auf die Nachricht über das Bündniß mit Frankreich hatten die Desertionen derart über Hand genommen, daß man mit den schärfsten Mitteln ihnen begegnete und die Zuflucht zu Erlassen nehmen mußte, wie die vorerwähnte Proklamation. Man fühlt die innere Scham trotz der hochtrabenden Redensarten, welche beim Niederschreiben nachstehender Stellen den Verfasser ergriffen hat: „Meine lange mühevolle Regierung", so wird im Eingang die Thatsache des Bündnisses u. A. entschuldigt, „eine nie unterbrochene Anstrengung für das Wohl meiner Staaten und treuen Unterthanen, muß euch Soldaten, sowie jedem vernünftigen Unterthanen die sicherste Beruhigung über die jetzigen politischen Verhältnisse des Vaterlandes seyn, es muß auch alle die kleinlichen und schlechten Urtheile verläumderischer, übeldenkender Menschen als Bosheit und Verläumdung zeigen, und ich bin versichert, ihr werdet einen so schlechten Menschen, er seye weß Standes er wolle, nicht nur verachten, sondern selbst den Verräther des Vaterlandes zur gebührenden Strafe eueren Oberen anzeigen." Weiter heißt es in dem Erlaß: „Meinem Herzen thut der Gedanke weh, daß irgend einer meiner Offiziers Treue so sehr im Frieden geheuchelt hätte, um nun, wo die eigentliche Bestimmung des Soldaten eintritt, seine Schuldigkeit auf irgend eine Art zu entweihen." Ferner: „Für euch, Soldaten! ist nach Möglichkeit gesorgt, um euch eure Pflicht, dem Vaterlande zu dienen, leicht zu machen. Ihr seyd nicht die einzigen Teutschen, die mit der alliirten Kaiserlich französischen Armee fechten werden, wenn die Feindselig-

Digitized by Google

keiten anders — bei vielem Anschein zur Aussöhnung zwischen den großen Mächten — noch wirklich den Anfang nehmen sollten. Viele teutsche Mächte — worunter eure nächsten Nachbarn — fechten für dieselbe Sache. Für eure gute und warme Kleidung mit Mäntel und drgln. ist gesorgt. Ihr werdet immer richtig bezahlt und gut ernährt werden, und man wird für Kranke väterlich sorgen." Der Schluß krönt wirklich würdig das Ganze. „Nach allem Diesem wird keiner mehr so schlecht sein, sich Mir, euerm Fürsten, und dem Vaterlande als einen Feigen, Nichtswürdigen zu zeigen, und seine Fahnen treulos verlassen. — Einige haben es gethan, haben ihren Fürsten, ihr Gelübde, ihre Pflicht, ihr Vaterland treulos vergessen; ich hoffe, es war mehr Uebereilung als Bosheit und elende Furcht; jedem, wer daher bis zum 14. d. bei seiner Fahne wieder zurückkehrt und von nun an wie ein braver Mann dient, soll sein Fehltritt verziehen sein; jeder aber, der von Bekanntmachung dieser Ordre an ferner desertirt oder nicht zurückkommt, wird ohne die mindeste Gnade, nach der Strenge der Gesetze — selbst nach Befinden mit dem Tode bestraft. Keiner glaube, daß er sich durch Verlassung seiner Fahnen, seiner Pflicht, mit seinen Kameraden zu marschiren, entziehen kann; es sind dagegen alle Maßregeln getroffen. Im Lande wird man ihn nach einer neu verordneten Einrichtung schon finden; vorwärts stehet die Armee und rückwärts ist Frankreich, bei beiden ist die Einrichtung getroffen, daß kein Deserteur ohne Auslieferung durchkann."

Wahrlich, die Reichsritterschaft, so kleinlich ihre Versuche für die Erhaltung ihres Zaunkönigthums in der Jetztzeit berühren, bietet bis zu diesem Abschnitt immer noch einen bessern Anblick als das Aufgeben jeden deutschen Gefühls von Seiten der Fürsten. Denn sie kämpfte wenigstens um ihr unzweifelhaft angestammtes Recht auf Grund der deutschen Verfassung, während für das Verhalten jener nur wenig zur Entschuldigung dienen kann.

Wir glaubten, alle diese Pinselstriche auf unserem Gemälde nicht weglassen zu dürfen, bevor wir die weiteren Schicksale der Reichsritterschaft schildern. Wir beschränken uns hierbei, hauptsächlich die Erlebnisse einer Familie darzustellen, da deren reiche Archivschätze uns zur Verfügung stehen und die Schicksale dieser Familie (Freiherren v. Stetten) für die übrigen bezeichnend ist.

Wir begeben uns daher wieder zu dem kleinen Gebiete zwischen Kocher und Jagst, wo die Freiherren v. Stetten schon seit Ende des 11. Jahrhunderts urkundlich nachgewiesen werden. Burg Stetten am Kocher und Burg und Herrenhaus Buchenbach an der Jagst, sowie

Digitized by Google

das Herrenhaus auf dem Bodenhof waren damals durch Mitglieder der drei Linien der Familie bewohnt. Weitaus der größte Theil stand aber auswärts in fremden Diensten. Im Schloß Stetten hatten auch die zwei Amtleute Sprösser und Glock ihren Sitz, von denen der erstere die Verwaltung der gemeinschaftlichen Besitzungen (des „Gemeinbau's"), der Rittermeisterschen und Leutnantschen Zweige des innern und des Buchenbacher Zweiges des ebensogenannten Hauses, der letztere diejenige des äußeren Hauses und des Bodenhofer Zweiges des Buchenbachischen versah.

Die Leiden und Bedrängnisse des Feldzuges machten sich seit Ende September fühlbar. Sie begannen mit starken Anforderungen an Naturalleistungen und Vorspann, und erhielten ihren Höhepunkt in den Tagen vom 2. bis 6. Oktober, in welchen das 3. französische Korps unter dem Marschall Davoust auf der Straße Künzelsau—Mäusdorf --Laßbach—Ilshofen--Crailsheim gen Osten marschirte und somit das gesammte Stettensche Gebiet durchzog. In der Nacht vom 3./4. Oktober waren alle Ortschaften im Uebermaß belegt; die Truppen, welche in den Dörfern kein Unterkommen finden konnten, lagerten in weitem Bogen auf der Hochebene zwischen Mäusdorf, Bodenhof und Laßbach. In dem ersten Orte hatte der Divisionsgeneral Friant, in dem letzten der Kommandeur der anderen Division, Bisson, sein Quartier; der Marschall selbst war in dem weiter vorwärts gelegenen Nesselbach an der Jagst. Plünderungen, Niederhauen von Waldungen und sonstige Gewaltthätigkeiten bezeichneten diese Nacht, welche den Bewohnern noch lange in schaudernder Erinnerung blieb. Soweit möglich, versuchten die Amtleute und Frhr. Eugen v. Stetten, preußischer Oberleutnant a. D., welche sich auf die drei hauptsächlich belegten Orte vertheilten, dem wüsten Treiben zu steuern. Das Erscheinen des Letztgenannten in preußischer Uniform hatte in Mäusdorf doch den Erfolg, daß der französische Divisionsgeneral selbst sich bemühte, der ärgsten Unordnung Einhalt zu gebieten. Er ging die Dorfstraße auf und ab und ordnete besondere Wachen und Patrouillen gegen die Plünderungen an. Immerhin fielen noch genug Gewaltthätigkeiten vor, ein Beweis der mangelnden Manneszucht in seinem Befehlsbereich. Noch schlimmer gestaltete sich die darauffolgende Nacht, in welcher das 4000 Pferde starke Kavalleriekorps unter General Nansouty die durch die Leiden des vergangenen Tages fast ausgesogenen Ortschaften besetzte und Verpflegung für Mann und Pferd verlangte. In Laßbach lag in der gleichen Nacht ein Artillerie-

Digitized by Google

park unter Oberst Juffret im Quartier, welcher aber die Mannszucht zu wahren verstand.

Am besten sprechen für die Höhe der Erlittenheiten die nachfolgenden Zahlen. Die im Ganzen ungefähr 2400 Seelen zählenden Ortschaften waren in den vorgenannten Tagen belegt mit 355 Offizieren, 4595 Gemeinen und 2274 Pferden. Ferner haben sie in diesen Tagen geliefert: 6053 1/3 Portionen Brod zu 1 1/2 Pfund und 168 Pfund Brod, 1400 Heurationen zu 10 Pfund und 15 Zentner Heu, 138 Strohrationen zu 10 Pfund und 2000 Bund Stroh, 414 Haberrationen zu 12 Pfund, 16 Schlachtochsen, 87 Krafter Holz, 2500 Bund Reisach.

Wie trotz der gemeinsamen Noth Eigennutz und vielleicht auch persönliche Rachsucht zu niederträchtigen Handlungen verleitete, giebt ein französisches Billet des deutschordenischen Amtmanns aus Nitzenhausen (auf der Straße zwischen Mäusdorf und Buchenbach) an „monsieur le commandant d'une troupe à Mäusdorf" kund, worin Herr Weizel die Unmöglichkeit erklärte, neue Einquartierung anzunehmen, und anfügte: „Un certain de Stetten (sous l'administration concernant les dettes) se prend toujours la liberté d'envoyer les soldats ici. Il me faut remarqueur cela et vous comprendrez." Es beweist die anständige Gesinnung des französischen Offiziers, daß er dieses Schreiben dem Stettenschen Beamten aushändigte.

Damit den trüben Tagen der Humor nicht fehlte, dafür sorgten einige wackere Hohenlohe-Kirchbergische Krieger, welche in Kocherstetten am Abend des 10. Oktober sich als französische Soldaten aufspielten und unter Drohungen Vorspann verlangten. Nachdem aber das Lamm im Wolfsfell erkannt war, wurden sie durch die erregten Dorfbewohner derb verprügelt, durch den Amtmann Sprösser für die Nacht in den Schloßthurm gesperrt und des anderen Tages entwaffnet ihrer Behörde in Kirchberg zur Bestrafung zugeführt. —

Um sich vor weiteren Kriegsdrangsalen möglichst zu wahren, wurde von den in der Heimath anwesenden Herren beschlossen, in allen Stettenschen Ortschaften Tafeln mit der Bezeichnung „fief prussien" aufzurichten. Das Mittel war schon 1800 angewendet worden, hatte aber damals üble Stimmung unter den Unterthanen erregt, so daß man die Tafeln baldigst entfernte; dieses Mal wurde es mit Ruhe aufgenommen. Auch wurden eiligst preußische Sauvegarde-Briefe in Ansbach durch Vermittlung des dort weilenden badischen Kammerherrn Frhrn. Eberhard v. Stetten beschafft. Da sie mit zu den letzten

Digitized by Google

ihrer Art gehört haben werden, so mag wohl der Wortlaut nicht unbillig hier angeführt werden:

Nous Président, Viceprésident, Directeurs et Conseilleurs de la Chambre Royale des Domaines constitué en Sénat pour les affaires publiques et étrangères relatives aux principautés en Franconie attestons et certifions à qui il appartiendra que le Baron de Stetten est Vassal de Sa Majesté le Roi de Prusse. Sur quoi prions et réquerons tous Géneraux, Agens et officiers des armées françaises de prendre le dit Baron de Stetten sous leur protection spéciale et de traiter lui, les Siens et ses propriétés à Stetten, Kocherstetten, Vogelsberg, Zottishofen, Lassbach, Falkenhof, Rappoldsweilerhof, Sonhofen, Eberbach, Buchenbach, Berndshofen, Heimhausen, Reilhof, Bodenhof, Mäusdorf, Kücheldorf, Morsbach et Buchenmühl quoiqu'elles sont situées hors du Territoire Prussien avec tous les ménagemens, qu'il doit attendre de la part du Gouvernement français comme appartenant à une puissance neutre.

En foi de quoi nous avons signé la présente et l'avons fait munir du Sceau Royal.

Donné à Ansbac ce 10 Octobre 1805.

La Chambre Royale constituée en Sénat pour les affaires publiques.*)

Unterschriften.

Ob diese papierenen Verwahrungen, bei dem unverfrorenen Bruch der Neutralität in den Fürstenthümern selbst durch den Durchzug Bernadottes, gegen die fränkische Rücksichtslosigkeit viel nützen würden, hätte billig bezweifelt werden können.

Gegen die Ueberrumpelung der Burg Stetten suchte man sich durch Bestellung einer regelmäßigen Nachtwache zu sichern und ließ vom 10. Oktober 1805 ab die Zugbrücken Morgens erst herunter, wenn in der Umgebung nichts Verdächtiges entdeckt worden war.

Während man so glaubte, unter dem Schutze des einen Lehensherrn geborgen zu sein, erfolgte von einer anderen Seite eine unerwartete Zumuthung, welche in Gestalt eines gedruckten Schreibens an jedes der belehnten volljährigen zwölf männlichen Mitglieder**)

*) Die Freiherren v. Stetten trugen ihre Besitzungen von Hohenlohe, Würzburg, Brandenburg-Preußen (zugleich als Theilerben der erloschenen Schenken v. Limpurg) und Komburg zu Lehen.

**) Die Freiherren Karl Ludwig Leopold, Kgl. Preuß. Oberstleutnant; Friedrich Reinhard, Kursächsischer Rittmeister; Eberhard Max,

Digitized by Google

Mitte November einging und mehr Bestürzung hervorrief, als manche schlimme Einquartierung verursacht hätte. Im Namen Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht von Pfalzbayern stellte die Kurfürstliche Landesdirektion zu Würzburg als Lehenhof die Anforderung an jeden der vorgenannten zwölf Vasallen, die Summe von 1804 Gulden binnen vierzehn Tagen an die Kurfürstliche Provinzial-Kassa zu entrichten als „die, für die von ihm observanzmäßig zu stellenden zwei Ritterpferde nach dem Vertrag vom 28. Juni 1622 in gegenwärtigem Geldanschlag der Reuter-Rüstung ausgemittelten Reluirungssumme von 902 Gulden", und zwar für den jetzigen und den Feldzug von 1800 nachträglich, wodurch die erstgenannte Summe herauskam. Begründet wurde diese ungeheuerliche Anforderung mit der drohenden Gefahr, welcher die sämmtlichen Kurstaaten und namentlich deren fränkische Provinzen durch den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ausgesetzt wären, und welche den Kurfürsten veranlaßte, die Ritterdienste der Vasallen des Fürstenthums Würzburg nach gesetzlicher Bestimmung und dem dokumentirten Herkommen zu fordern. „Höchstderoselben wohlwollenden Gesinnungen", fuhr das Aktenstück dann fort, „gegen männiglich des Fürstenthums getreue Lehensleute würde es allerdings entsprochen haben, bey dem gegenwärtig vorseyenden Ritterzug stehen bleiben, und die beyden rückhaftenden Aufgebote von den Jahren 1796 und 1800, wo die Provinz feindlichen Einfällen unterlag, in Gnaden nachlassen zu können. Bey der Dringenheit der Zeit-Verhältnisse aber, und den ausserordentlichen Kosten, die dermal von Herstellung und Unterhaltung eines zureichenden Wehrstandes unzertrennlich sind, fällt solches im Ganzen unmöglich, und vermüßigt, auch die Nachholung des einen Lehendienstes einzuheischen, wogegen jedoch der ergangenen huldreichsten Zusicherung gemäß, von jeder Anforderung des andern gleichmäßig rückständigen für jetzt und immer förmlich verzichtet seyn soll." Man liest die Bosheit zwischen den Zeilen. Nachdem der Kaiser die Ritterschaft hatte schützen wollen und man scheinbar seinen Weisungen gehorsamt hatte, holte man jetzt

---

Ritterrath des Kantons Odenwald, Kurbadischer Kammerherr und Oberstleutnant; Albrecht, Kurpfalzbayerischer Oberst, Friedrich Karl, Kurwürttembergischer Leutnant a. D.; Ferdinand, Kaiserl. österreich. Rittmeister a. D.; Alexander, Kgl. Preuß. Hauptmann; Eugen, Kgl. Preuß. Oberleutnant a. D.; Julius Philipp Wilhelm, Kurwürttembergischer Kammerherr und Major a. D.; Karl Ludwig Magnus, Kurbadischer Kammerherr und Oberforstmeister; Friedrich Gustav, Kurbadischer Kammerherr und Major; Ludwig Christian, Kgl. Sardinischer Hauptmann a. D. Außerdem zählte die Familie 9 z. Th. erwachsene männliche Angehörige, welche bei Lebzeiten ihrer Väter noch nicht selbst belehnt waren.

Digitized by Google

längstverjährte Formen heraus, um in einer andern Art sie sich botmäßig zu machen. Im vorliegenden Falle war die Forderung geradezu albern. Denn die Freiherren v. Stetten trugen, mit Ausnahme des Bodenhofer Zweiges, von Würzburg nur zu Lehen: die halbe Burg Buchenbach (die andere Hälfte war Hohenlohisches Lehen), einen Theil eines dortigen Waldes, den Kirchensatz daselbst, zwei kleine Güter zu Heimhausen und Sennfeld und einige sonstige Gefälle. Der Kapitalwerth dieser Lehenstücke mag vielleicht 10 000 Gulden (18 000 Mark) betragen und, da die Burg Buchenbach und der Kirchensatz wegen der auf ihm lastenden Ausgaben Nichts lieferten, ein jährliches Einkommen von 300 Gulden (ca. 550 Mk.) gegeben haben. Wenn also die Lehenstücke veräußert worden wären, so würden sie noch nicht die Hälfte der Summe eingebracht haben, welche der unglaubliche Erlaß als eine zeitweilige Steuer forderte. Betheiligt waren daran nur einzelne Familienmitglieder, die übrigen mitbelehnt. Es ist daher ebenso klar, daß man entweder die Familie als solche oder die einzelnen Vasallen nach Maßgabe ihrer wirklichen Einkünfte zur Gestellung des Gelderſatzes für im Ganzen zwei Ritterpferde hätte nur heranziehen können. Einzig die Lehen des Bodenhofer Zweiges (Bodenhof und Zottishofen), welche einen Werth von ungefähr 40 000 Mk. damals besaßen, hätten stärker bedacht werden können. Von diesen einfachen Vernunftgründen abgesehen, war es noch sehr bezeichnend für die Forderung, daß der angebliche Vertrag vom 28. Juni 1622 weder in den Ritterschaftlichen Archiven, noch in dem Archive des Lehenhofes selbst aufzutreiben war. Ferner hatte der persönliche Ritterlehendienst schon seit Jahrhunderten mit dem Erlöschen der Fehdezeiten allgemein sein Ende erreicht, ohne daß ein Ersatz durch Geldleistungen eingetreten war. Aber am ungereimtesten war die Nachforderung des neuen Landesherrn für den Feldzug 1800, nachdem es dem früheren Fürstbischof nicht eingefallen war, ein solches Ansinnen an seine Vasallen zu stellen. Die hämische Absicht gegen die Reichsritterschaft trat auch dadurch hervor, daß, während der Kurfürst von seinem landsässigen Adel nur 160 Gulden für das Lehenpferd forderte, er solches dem reichsunmittelbaren mit 902 Gulden in Ansatz brachte. Man kann jetzt über das ganze Schriftstück lachen; den damaligen Empfängern, welchen nur papierne Einreden zur Verfügung standen, war weniger heiter zu Muthe.

Der weitere Gang der Angelegenheit läßt sich nach manchem früher Geschilderten vorstellen. Anrufen des Ritterkantons, sehr gemundene und auf nachgebendes Hinhalten zielende Rathschläge des

Digitized by Google

Direktoriums mit Entwürfen zu Antworten an den Lehenhof, bescheidene Widerlegungsschreiben der bedrohten Vasallen, welche ein Hinausschieben der Sache bezwecken und dabei insofern von Glück begleitet waren, als durch das siegreiche Vordringen der französischen und verbündeten deutschen Heere der Grund für die Gestellung der Ritterpferde wegfiel. Auch wirkte der inzwischen Königlich Bayerische Lehenhof durch Festhalten an Formalien in gleichem Sinne: so wurde z. B. die erste Eingabe des Obersten Albrecht Freiherrn v. Stetten, welche er im Namen seiner Verwandten und anderer Würzburgischer Vasallen eingereicht hatte, mit dem Bemerken zurückgegeben, daß man kein „corpus der Würzburgschen Vasallen" kennte und ihm und den einzelnen Betheiligten eine neue Frist für Einreichung von Einzel-Eingaben gegeben. Der Wechsel in der Herrschaft des Fürstenthums Würzburg, welches durch den Preßburger Frieden als selbständiges Kurfürstenthum*) dem bisherigen Kurfürsten von Salzburg zugesprochen wurde, beendete diese Angelegenheit zu Gunsten des Vermögens der diesem Neugebilde verbliebenen Vasallen, da von der ganzen Forderung abgesehen wurde. Die Gesammtunkosten für die Stettensche Familie betrugen nur 15 Gulden 24 Kreuzer an Schreibegebühren, Botenlöhnen u. Aehnl. So hatte der gefühlvolle Schluß eines Schreibens der Ritterschaft in Franken vom Dezember 1805 „Es lebt eine Gottheit, welche die Unschuld zuweilen beugen, nie aber ganz zu Grunde gehen lassen kann" in diesem Falle zwar sich bewahrheitet: inzwischen war aber fast gleichzeitig ein neuer Bedränger entstanden, welcher schließlich obsiegen sollte.

Die Kurwürttembergische Zivilokkupation des Stettenschen Gebiets.

Denn kaum war die erste Bestürzung über die Kurpfalzbayerischen Forderungen überwunden, so drohte ein völliger Untergang der Freiheit von einer neuen Seite. Die Schlacht von Austerlitz war noch nicht geschlagen, so suchte der schwäbische Gewaltherrscher die versprochene Souveränität nicht nur in dem eigenen Lande, sondern auch noch weiterhin zur Thatsache werden zu lassen und streckte seine Hand auch nach den Gebieten aus, welche ihm bei einem günstigen Ausgange des Feldzuges für seine Heeresfolge zugesichert waren. Den Vorgang hatte hierin wieder Bayern gegeben durch seine, unter dem 1. November erlassene Erklärung, daß es seine An-

*) Am 15. September 1806 durch Beitritt zum Rheinbund Großherzogthum

Digitized by Google

sprüche auf volle Landeshoheit über die Reichsritterschaft in seinen fränkischen Fürstenthümern wieder aufnähme, welche es seiner Zeit nur aus Rücksicht auf die allgemeine Ruhe aufgegeben hätte, den mächtigen Interventionen zu Folge. O conservatorium und excitatorium, wie klanglos zerfielet ihr beim ersten Ansturm Bellonas!

Die Nachricht vom Vorgehen Württembergs gegen die Reichsritterschaft brachte ein Brief des Bruders des Amtmanns Glock aus Eßlingen vom 27. November, welcher die Beschlagnahme der dortigen ritterschaftlichen Akten und Kassen meldete. Da aber ein mehrere Kilometer breiter Streifen Hohenlohischen Gebiets die Stettenschen Besitzungen von Kurwürttemberg trennte, so hielt man sich im Schutze der Leoparden gegen den schwäbischen Leuen für gesichert. Doch erwies sich diese Hoffnung als trügerisch; denn Samstag, den 30. November, Vormittags, erschien bei den beiden Stettenschen Amtmännern ein Kurwürttembergischer Abgesandter, um auch dieses Gebiet für den künftigen König in Besitz zu nehmen. Ueber die Einzelheiten lassen wir am besten das sofort aufgenommene Protokoll sprechen, welches lautet:

„Kocherstetten. Actum den 30. November 1805.

In Gegenwart der beiden Freiherrl. v. Stettenschen Beamten Sprösser und Glock.

Diesen Vormittag um 10 Uhr kam Herr Steinhardt, Churfürstlich Württembergischer Regierungs-Advocat zu Steinbach bei Schwäbisch-Hall zu den in margine benannten Beamten nach Schloß Stetten und eröffnete letzterer denselben, daß er von dem Herrn Staabsamtmann Keitel zu Komburg, welcher soeben in dem Dorf Kocherstetten angekommen, und in dem Hauß des Schultheißen Lösch daselbst abgestiegen seye, den Auftrag erhalten habe, sie zu bitten, daß sie sich zu ihm hieher begeben möchten, weil er befehliget seye, ihnen einen von seiner höchsten Behörde ergangenen Befehl zu insinuiren. Von Seiten der benannten Beamten hat man vor räthlich gefunden, diese Einladung des Herrn Staabs-Amtmanns Keidel von Komburg anzunehmen und sich zu demselben hieher zu verfügen. Derselbe hat nun, nachdem wir bei ihm angekommen waren, uns folgendes bekannt gemacht:

Nach einem unterm 19. dieß von Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Würtemberg unmittelbar ergangenen gnädigsten Rescript seye er beauftragt, alle in und an den Grenzen des ihm gnädigst an-

Digitized by Google

vertrauten Amts gelegene Ritterschaftliche Besitzungen mittelst Anheftung der bei sich habenden Proklamationen und Aufstellung des Würtembergischen Landes-Hoheits-Zeichen an die Stelle des bisherigen, in Besitz, und die Orts-Vorsteher in Pflicht zu nehmen, desgleichen von denen in den Besitz genommenen Orten Seelen-Tabellen nach der, in den Churfürstlich Würtembergischen Landen vorgeschriebenen Form einzusenden. Zu Folge dieses gnädigsten Rescripts, unter dessen Cathegorie auch die Freiherrl. v. Stettenschen Ortschaften begriffen seyn, habe er sich hierher verfügt, um allhier und in den übrigen Freiherrl. v. Stettenschen Orten den civil Besitz zu ergreifen. Er erwarte und begehre in dessen Folge nicht nur, daß die Beamten und Orts-Vorsteher sich gegen ihn durch Handtreu verpflichten sondern auch der wirklichen civil Besitznahme mittelst Affigirung der Proklamationen und Landes-Hoheits-Zeichen keine Hindernisse entgegensetzen würden.

Von Seiten der 2 benannten Hochfreiherrl. v. Stettenschen Beamten ist hierauf dem Herrn Staabs-Amtmann Keitel folgendes erwidert worden:

Es seye ihnen vermöge der Verhältnisse, in welchen sie stünden, und zu Folge der Verbündlichkeiten und Pflichten, die sie gegen ihre resp. gnädigen Herrschaften auf sich liegen hätten, gänzlich unmöglich, sich dem Ansinnen, welches der Herr Staabs-Amtmann Keitel zu Komburg an sie gethan hätte, zu fügen, sie könnten daher auch in so lange als sie von ihrer bisherigen Herrschaft der — gegen solche zu tragenden Pflichten entbunden, und zu Anerkennung einer andern Ober-Herrschaft autorisirt seyen, weder selbst sich zu Uebernahme irgend einiger Verbindlichkeiten gegen ihn verstehen, noch auch die angekündigte Besitznahme auf die in dem belobten General-Rescript vorgeschriebene Art zugeben, und würden sich, im Fall von Seiten des Herrn Comissarii solche Besitznahme wirklich ausgeführt werden wollte, vermüßiget sehen, solche in so lange nach allen ihren Kräften zu verhindern, als sie dieshalb von ihren resp. Herrschaften oder dem Ritterkanton Ottenwald entgegengesetzte Verhaltungsbefehle erhalten haben würden. Uebrigens ersuchten sie den Herrn Comissarium ihnen zur Erstattung ihrer Relation von diesem Vorgang eine Abschrift des bei sich habenden Churfürstlichen General-Rescripts und Besitznahms-Patents gefälligst zu ertheilen, und müßten nach davon genommener Einsicht noch weiter bemerken, daß da die Freiherrl. v. Stettenschen Besitzungen mitten in dem Fürstenthum Hohenlohe, also weder in noch an den Churfürstlich Würtembergischen

Digitized by Google

Staaten gelegen seyen, belobtes Churfürstl. Rescript auf solche ohnmöglich ausgedehnt werden könne.

Hierauf hat der Herr Staabs-Amtmann Keitel folgendes erwidert:

Nach dem ihm von der höchsten Behörde zugekommenen gnädigsten Befehl, seyen sämmtlich Churfürstlich Württembergische Ober- und Staabs-Aemter zur civil-Besitznahme der in und an den Churfürstlichen Landen gelegenen Ritterschaftlichen Besitzungen beauftragt, und er habe um so mehr gehofft, daß man solcher keine Hindernisse entgegensetzen würde, als ein solcher Widerstand von einem so mächtigen Staat, wie das Churfürstenthum Würtemberg seye, gewiß nicht ungeahndet gelassen werden würde. Er sey übrigens angewiesen, die civil-Besitznahme zu vollziehen und würde nach der ihm von den Freiherrl. v. Stettenschen Beamten geschehenen Erklärung, daß solche quovis modo verhindert werden würde, zwar in so ferne davon abstehen, als es ihm unter gegenwärtigen Umständen unmöglich seye solche auszuführen, er sähe sich aber genötiget, hiervon an seine gnädigste Herrschaft ungesäumt Bericht zu erstatten. Auf die ihm von den Freiherrl. v. Stettenschen Aemtern geschehene Bemerkung in Rücksicht der Lage der Freiherrl. v. Stettenschen Ortschaften, müße er erwidern, daß ihm deren Besitznahme von dem Ober-Amt Hall specialiter aufgetragen worden seye, und auf deren Ansuchung um Ertheilung einer Abschrift des höchsten Besitzergreifungs-Rescripts, daß er solchem zu willfahren keinen Anstand finde.

Von Seiten der Freiherrl. v. Stettenschen Aemter hat man unter Wiederholung der bereits gegen den Herrn Comissarium gegebenen Erklärung

resolvirt

den ganzen Vorgang, wie solches hiervornen geschehen, zu Protokoll zu nehmen und hiervon unterthänig Relation zu erstatten."

Unterzeichnet ist die Verhandlung von den beiden Amtleuten und den Schultheißen von Kocherstetten, sowie dem Ortsvorsteher von Vogelsberg, welche ihr als Zeugen darnach angewohnt haben.

Der die Ritterschaft betreffende Theil des General-Reskripts vom 19. November dahin lautend „Alle in und an Unsern Churfürstlichen alten und neuen Staaten gelegenen Ritterschaftlichen Besitzungen in Besitz nehmen zu lassen" ist in dem Protokoll schon aufgeführt. Was dieses nicht enthält, aber aus der Amtsrechnung hervorgeht, ist das friedliche gemeinschaftliche Essen zu Mittag und Abend

Digitized by Google

von den Kommissären und Amtmännern, deren Kosten die Familie v. Stetten tragen durfte. Aus andern Aufzeichnungen ergiebt sich, daß der Stabsamtmann als Folge des Widerstandes eine baldige militärische Besitzergreifung mit zahlreicher Mannschaft androhte, wodurch beträchtliche Kosten entstehen würden. Auch suchte er die Beamten dadurch einzuschüchtern, daß er ihnen persönlich besondere Unannehmlichkeiten in Aussicht stellte in Folge ihrer Weigerungen. Wenn man sich an das Schicksal Schubarts und an das rücksichtslose Vorgehen in Unterhambach und Dünsbach in den kurz vergangenen Jahren erinnerte, so hätten diese Drohungen schon zum Wanken bringen können. Die standhafte Haltung der Beamten verdiente daher die Anerkennung, welche ihr in vollstem Maße von sämmtlichen Herren zu Theil wurde.

Dieser Versuch Württembergs, sie ihrer Unmittelbarkeit zu berauben, machte auf die Herrschaft keinen sonderlichen Eindruck. Alle standen noch unter dem Banne der ungeheuerlichen Kurbayerischen Forderungen von im Ganzen 22 000 Gulden, welche den unfehlbaren Ruin herbeizuführen drohte. Man erinnerte sich an den Ausgang der Hohenlohischen Besitznahme von 1803 und vertraute bei einer Wiederholung des Württembergischen Versuchs auf das Eingreifen des fränkischen Kreises, welcher damals Württemberg zum Nachgeben genöthigt hatte.

Der Ritterkanton Odenwald hatte dieses Mal vorbeugende leitende Grundsätze für das Verhalten bei einer erneuten Okkupation geben wollen, indem er durch ein Rundschreiben vom 26. November den Ritterschaftlichen Beamten diejenige Weisung ertheilte, welche von den Stettenschen aus eigener Ueberlegung ausgeführt worden war, da das Schreiben erst am 1. Dezember 1805, Nachmittags 5 Uhr, bei ihnen einging.

Württemberg hatte sich nicht nur die einzelnen Ritterfamilien zu unterwerfen versucht, sondern auch einen Schlag gegen die ganze Einrichtung geführt, indem es gleichzeitig mit der Ueberrumpelung der Güter auch die Regierungssitze der in seinem Bereiche gelegenen Ritterkantone besetzen und durch Beauftragte den Uebergang von der bisherigen Verwaltung in die seinige einrichten ließ. So war auch Kanzlei nebst Archiv und Kasse des Orts Odenwald in Kochendorf in der Nacht zum 21. November in Beschlag genommen worden. Trotzdem fuhr das dortige Direktorium fort, die Leitung des Kantons nach Möglichkeit auszuüben und setzte alle Mittel in Bewegung, um des Württembergischen Joches sich zu entledigen. Von Stetten war dahin

Digitized by Google

sofort ein Bericht über die Ereignisse des 30. November eingereicht worden, wie man auch die Lehenhöfe zu Ansbach, Kirchberg und Würzburg in Kenntniß gesetzt hatte. Von der ritterschaftlichen Kanzlei kam unter dem 2. Dezember der trostreiche Bescheid, daß „von Ritterwegen Nichts verabsäumt würde, zu Abwendung dermaligen Mißgeschicks alle mögliche Vorsorge eintreten zu lassen." Es wurde erneut auf das Rundschreiben vom 26. November hingewiesen, welches die Uebernahme neuer Pflichten für unmöglich erklärte, so lange die Beamten ihrer bestehenden nicht rechtsgiltig entbunden wären; gegen jede Wiederholung derartiger Ansinnen sollte bescheiden Einsprache erhoben werden. In ähnlichem Sinne ergingen auch die Weisungen der einzelnen Mitglieder der vielköpfigen Herrschaft.

Die militärische Kurwürttembergische Besitzergreifung der Ritterschaft in Hohenlohe.

Es wurde den Beamten bald Gelegenheit gegeben, von diesen Weisungen Gebrauch zu machen; denn am 10. Dezember 1805 ritten vier Württembergische Chevauxlegers unter Führung eines Wachtmeisters in Kocherstetten ein, durch welche dem Amtmann Sprösser Vormittags 11 Uhr ein Ersuchen des Württembergischen Stabsamtmanns Keidel zugestellt wurde, in seiner Eigenschaft als Amtmann des Buchenbacher Hauses an demselben Tage Nachmittags 4 Uhr in diesem Jagstorte sich einzufinden, um der Besitzergreifung beizuwohnen. Die fünf Reiter blieben in Kocherstetten im Quartier. Sprösser versäumte nicht, dieser Einladung zu entsprechen; der Kommissar mit seinem Aktuar — die vom 30. November her bekannten Keidel und Steinhardt — traf erst so spät in Buchenbach ein, daß er das Geschäft auf den andern Morgen um $8^1/_2$ Uhr verlegte und hierzu die Ortsvorsteher der zum Amte Buchenbach gehörigen Orte zu bestellen ersuchte. In seiner Begleitung befand sich ferner ein Unteroffizier und ein gemeiner Chevauxleger, so daß die ganze, im Stettenschen eingerückte bewaffnete Macht sieben Köpfe zählte.

Nachdem am andern Morgen der Schultheiß und der Richter von Buchenbach und der Richter von Berndshofen zur gewünschten Zeit bei dem Stabsamtmann Keidel sich eingefunden hatten, ließ dieser höflich durch seinen Bedienten den Amtmann Sprösser auch um sein Erscheinen bitten. Es entspann sich dann ein Zwiegespräch zwischen den Beiden, worin der Württemberger seinen Auftrag zur

Digitized by Google

erneuten Besitzergreifung unter Vorweisung eines Kurfürstlichen Reskripts vom 6. Dezember kundgab und erklärte, im Falle der Widersetzlichkeit sich genöthigt zu sehen, den Beamten abzusetzen und durch eine Art Dragonade ihn und die Unterthanen dem Willen Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht gefügig zu machen: wogegen der Stettensche Beamte unter Berufung auf die Weisungen des Ritterkantons und seiner Herrschaft gegen die Zumuthung aufs Feierlichste Einsprache erhob und auch die Gemeindevorsteher zur Weigerung ermahnte. Da daraufhin der Württembergische Abgeordnete die zwei Chevauxlegers zu sich beorderte und den Befehl zur Heranziehung des Kommandos von Kocherstetten ertheilte, auch mit Herbeiberufung von weiterem Militär drohte, so versuchte Sprösser die Sache noch dadurch hinzuziehen, daß er um Einstellung des Verfahrens so lange bat, bis er durch einen besonderen Eilboten weitere Weisungen bei seiner Herrschaft sich eingeholt hätte. Allein der Stabsamtmann ließ sich verständigerweise auf diese Umschweife und Ausflüchte nicht ein, sondern brachte die Verhandlung dadurch rasch zum Abschluß, daß er dem Unteroffizier befahl, den widerspenstigen Freiherrlichen Beamten zu verhaften und in der Amtsstube zu Buchenbach gefänglich zu verwahren. Sprösser war aber zähe und schien noch nicht von dem Ernst der Lage überzeugt zu sein, indem er noch jetzt die Frage stellte, ob die vorigen Drohungen wirklich durchgeführt und den Beamten und Unterthanen so lange militärische Einquartierung auf ihre Kosten eingelegt würden, bis sie sich unterwerfen würden. Als daraufhin der Württemberger einfach den Befehl zu seiner Festnahme wiederholte, gab er endlich nach und erklärte unter allen möglichen Verwahrungen, daß er zwar dem Zwange sich beugte, daß dieses aber seiner Herrschaft nicht zum Nachtheil gereichen dürfte. Er leistete dann ebenso, wie die Schultheißen und Richter, die Handtreue und gab die verlangte Auskunft über Einwohnerzahl und Steuerverhältnisse. Die Anheftung der Patente und Aufrichten der Hoheitszeichen an dem Wirthshause ging nun ohne Weiteres von Statten.

In dem Verlaufe des erregten Zwiegesprächs hatte der Beamte auch auf die Beziehungen zu den Lehenhöfen zu Ansbach, Kirchberg und Würzburg hingewiesen, aber die zutreffende Entgegnung erhalten, daß Landes- und Lehens-Hoheit verschiedene Dinge wären und daß deshalb die Württembergische Besitznahme keinen Eingriff in die Rechte der Lehensherren darstellte.

Sprösser hatte sich schließlich eine Abschrift des Reskripts vom 6. d. M. erbeten und auch erhalten, welche er dem seinerseits auch

Digitized by Google

sofort aufgenommenen Protokolle beifügte. Der Wortlaut dieses Schreibens verdient auch hier seine Stelle:

„Friedrich der Zweite, von Gottes Gnaden Herzog von Württemberg, des Heiligen Römischen Reichs Erzpanner und Churfürst, Herzog von Teck, Landgraf zu Tübingen, Fürst zu Ellwangen und Zwiefalten, Graf und Herr zu Limburg-Gaildorf, Sontheim, Schmiedelsfeld, auch Ober-Sontheim, Herr zu Heidenheim, Justingen, Rottweil, Heilbronn, Hall und Adelmannsfelden ꝛc.

Unsern Gruß zuvor Lieber Getreuer!

Auf Euren in Betreff der Besitzergreifung mehrerer an Euerm Amtsbezirk angränzenden Ritterschaftlichen Orte, unterm 2. hujus erstatteten unterthänigen Bericht ertheilen Wir Euch den gnädigsten Befehl mit Occupirung der von Stettenschen Ortschaften Zottishofen, Laßpach, Kocherstetten u. s. w. und des Teutschordenschen Amts Nitzenhausen, sowie auch mit Besitzergreifung des ritterschaftlichen Hohheitsrechts in dem Hohenlohe-Bartensteinischen Amt Braunsbach*) vorzugehen, wobei Wir Euch zugleich gnädig eröffnen, daß Wir zu Eurer Assistenz bereits ein Militär Kommando nach Komburg abgeordnet haben.

Ueber die Vollziehung dieses Gnädigsten Auftrags erwarten Wir sodann unter Anschluß einer Seelentabelle und der Bemerkung, wie hoch sich die Steuer jeden occupirten Orts in ordinario belaufen Euern unterthänigen Bericht.

Daran geschieht Unser Wille und Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen. Stuttgart im Churfürstlichen Staatsministerio den 6. Dezember 1805.

Ex speciali resol. Ser^mi Electoris
gez. Winzingerode
ggz. Kohlhaas."

In ähnlicher Weise verliefen die Besitzergreifung des Amtes Bodenhof am Nachmittag des 11. Dezember und am folgenden Tage des äußern und innern Hauses, welch' letzteres, wie schon erwähnt, Sprösser ebenfalls versah. Der Verwalter der beiden andern Aemter Glock ließ es auch erst auf seine Verhaftung ankommen, ehe er, unter Verwahrung, zur Handtreue sich bequemte.

*) Auch eine Spitzfindigkeit. Das Rittergut Braunsbach war bis zum Reichsdeputationshauptschluß im Besitz der Ritterschaft bezw. an das Domkapitel Würzburg verpfändet und war dann als Entschädigung an Hohenlohe-Bartenstein gekommen.

Digitized by Google

Ueber jede einzelne Uebernahme ist durch die Württemberger auch Protokoll aufgenommen und sind darin die Proteste der Ritterschaftlichen Beamten genau verzeichnet worden.

Den 13. Dezember rückten die ungebetenen Gäste wieder ab, nachdem in Bodenhof, Schloß und Dorf Kocherstetten die Württembergischen Hoheitszeichen aufgerichtet und die Patente angeheftet waren. Die Kosten für die Besitzergreifung mußten sofort erlegt werden und beliefen sich auf 143 Gulden 34½ Kreuzer (ungefähr 250 Mark). Dieses Mal hatten die Stettenschen Beamten an der Tafel der Württembergischen Vergewaltiger nicht Theil genommen. Amtmann Sprösser begab sich am Nachmittag des 12. nach dem nahen Künzelsau, um den versammelten Hohenlohischen Räthen, welche gelegentlich einer Lieferung unter dem Geh. Hofrath Knapp dort tagten, von dem neuesten Vorgehen Württembergs Bericht zu erstatten. Dafür erfuhr er, daß die Umgriffe dieses Staates sich auf alle, im Hohenlohischen angesessenen ritterschaftlichen Familien erstreckt hätten, wie die Freiherren v. Crailsheim, Gemmingen, Berlichingen, Eyb, Weiler und Racknitz. Tags darauf reiste er auf herrschaftlichen Befehl nach der damals preußischen Stadt Crailsheim, um dem dort versammelten Direktorium des Kantons Odenwald die Ereignisse im Stettenschen zu schildern.

In dieser Konferenz wurde von der Ritterschaft beschlossen, um Hilfe an die großen Mächte, vor Allem an Napoleon selbst sich zu wenden; denn nun ging sie auch mit vollen Segeln in das französische Fahrwasser über. „Noch hat der in unserm Vaterlande mit einer großen, siegreichen Heeresmacht stehende Kaiser Napoleon seine durch seine Gesandte in Regensburg ausgesprochene Versicherung, die Deutsche Constitution aufrecht zu erhalten, nicht zurückgenommen", hieß es in einem Rundschreiben vom 10. Dezember, dessen Gedanken auch die Konferenz zu Crailsheim beherrscht haben. Erneut wurden alle Mitglieder der Ritterschaft zur Standhaftigkeit ermahnt, da ein würdiges Benehmen ihre künftige politische Lage beim bevorstehenden Frieden beeinflussen würde. „Doch vielleicht gehet auch dieser Kampf mit Glück vorüber", meinte das Rundschreiben, „wo nicht, so werden Uns doch die Manen Unsrer ehrwürdigen Väter vor dem Richterstuhl der Ehre und alter deutschen Ritterpflicht nicht anklagen können, daß Wir das von ihnen auf uns ererbte Kleinod deutscher Freiheit verschleudert haben, und unsre Nachkommen werden es Uns danken, daß wir mit Klugheit und Standhaftigkeit aus dem Schiffbruch noch gerettet haben, was zu retten war." —

Digitized by Google

Nachdem die Kurwürttembergische Truppe abgerückt war, wurde die neue Landeshoheit nicht sonderlich beachtet. Als am 20. Dezember ein Befehl vom Stabsamt Komburg einging, am 23. desselben Monats, gemäß einer Weisung der Landvogtei Ellwangen, an einer Streife nach entwichenen österreichischen und russischen gefangenen Soldaten sich zu betheiligen, gab man keine Folge. Man entrüstete sich über das Ansinnen, des Kaisers Soldaten aufgreifen zu helfen, obwohl man seiner Pflichten gegen das Reichsoberhaupt noch nicht entledigt wäre. „Nur einem Schurken kann man eine solche Zumuthung machen!" äußerte sich derb der Frhr. Christian v. Stetten-Bodenhof.

Während das Benehmen der Beamten hierbei die allseitige Billigung der Herrschaft erhielt, war ihr Verhalten bei der zweiten Besitzergreifung nur von dem einen Theil der Herren gutgeheißen worden, der andere hätte die Amtsentsetzung der Handtreue vorgezogen. Daß aber dann Württembergische Truppen auf Kosten der armen Beamten so lange eingelegt worden wären, bis sie sich gefügig gezeigt hätten, scheint übersehen worden zu sein. Hervorgerufen war die mißbilligende Auffassung durch das Gerücht, daß einzig die Stettenschen Beamten die Handtreue geleistet hätten, welches sich aber nicht bewahrheitete.

Was überhaupt für verschiedenartige, entgegengesetzte und verworrene Nachrichten in diesen Tagen in Wort und Schrift durch die Welt gingen, ist kaum darzustellen. Es hieß u. A., daß Preußen den Württembergischen Umgriffen nicht schweigend zusehen würde; ja, man ließ sogar das Fürstenthum Ellwangen durch preußische Truppen besetzt werden. Dann wurde behauptet, daß die Ritterschaft und die zwei geistlichen Ritter-Orden bestehen bleiben sollten und daß die großen Fürsten anderweit entschädigt würden. Anderseits berichtete die Erlanger Zeitung von dem sicheren Untergang der Ritterschaft; auch der fränkische Kreiskorrespondent enthielt den Hinweis, daß die Reichsritterschaft in das Unabänderliche sich fügen müßte, da den drei Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Baden die volle Souveränität in ihren Landen zugesichert wäre. Es ging die Sage von blutigen Zusammenstößen der Truppen dieser Kurfürsten gelegentlich Besetzung der ritterschaftlichen Orten, wie auch das Gerücht auftauchte, daß die Ritterschaft zu den neuen Souveränen in dasselbe Verhältniß treten sollte, wie bisher zu Kaiser und Reich u. A. m. —

Was das Verhalten der Lehenhöfe betrifft, so erwiderte der Würzburger auf die Anzeige der erneuten Württembergischen Be-

Digitized by Google

sitznahme, daß er sich deshalb bei der Regierung zu Ellwangen beschwert hätte, und schloß mit dem weisen Rathe, daß die Freiherren v. Stetten von selbst Alles anwenden sollten, daß die von Kurwürttemberg vorgenommene Besitzergreifung der hiesigen Lehenstücke rückgängig und fruchtlos gemacht würde! Die Unterschrift unter diesem geistreichen Erlasse ist unleserlich, wie wenn der Betreffende seinen Namen vor unsterblicher Lächerlichkeit hätte bewahren wollen. Der Lehenhof zu Ansbach theilte unter dem 28. Dezember, welches Schreiben aber erst am 24. Januar 1806 einging, mit, daß er die Angelegenheit nach Hof (d. h. Berlin) gemeldet hätte und daß die eingehende Resolution s. Z. mitgetheilt würde. Einzig Hohenlohe nahm sich der bedrängten Ritterschaft ernsthaft an durch Beschwerde über das Verhalten Württembergs bei der fränkischen Kreisversammlung und durch Schreiben an die Kurfürstliche Oberlandesregierung zu Ellwangen vom 8. Dezember nach der ersten Besitzergreifung und durch ein solches vom 16. desselben Monats an die Regierung zu Stuttgart auf die Wiederholung hin.

Diese Schreiben und die sonstigen Schritte der Hohenloher Regierung sind in einer Druckschrift, in dem beliebten Groß-Folio, enthalten „Kurze Darstellung der neuesten Kurwürtembergischen Invasion in das Hohenlohische Gebiet", welche sehr rasch hergestellt worden ist, da sie nach dem Titel v o r dem Preßburger Frieden, in welchem Württemberg ein Königreich wurde, erschienen ist. Wie einige Auszüge erkennen lassen werden, glaubte Hohenlohe mit Bestimmtheit auf einen Fortbestand der bisherigen inneren Verfassung Deutschlands. In dem Schreiben vom 8. Dezember der Fürstl. Hohenlohischen Seniorats-*) und Lehens-Administrations-Regierung zu Kirchberg hieß es u. A.: „Es ist hier nicht davon die Rede, was etwa ein künftiger Friedensschluß für weitere Opfer von dem unglücklichen Deutschen Vaterlande fordern werde, bis dahin darf man sich aber unverkennbar an den letzten Friedens-Schluß, welcher in Absicht auf die Reichsstände und die Reichs-Mitglieder, die an dem Krieg keinen Theil haben, keineswegs aufgehoben ist, und selbst an die neuesten feyerlichen Versicherungen Sr. Kaiserlich Königlichen Majestät von Frankreich und Italien, unabweichlich halten. Unmöglich kann man sich überreden, daß es wirklich die Absicht Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Würtemberg sey, die Initiative zu geben, daß in

*) Das Seniorat war 1805 durch den Tod des letzten Fürsten von Oehringen, welcher auch im Namen durch Hohenlohe-Ingelfingen beerbt wurde, an den Fürsten zu Kirchberg gekommen.

Digitized by Google

Deutschland ein ganz gesezloser Zustand und das Faustrecht hergestellt, die alte ehrwürdige Verfassung gänzlich aufgehoben — und selbst jeder Begriff von Eigenthumsrecht ausgerottet und vertilgt, daß dem Ruhm von Rechtlichkeit und Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung, wodurch das höchste Kurhaus Würtemberg sich von jeher so vortheilhaft ausgezeichnet hat, entsagt werde." Eine andere Stelle lautete: „Unter allen diesen und andern Umständen und Betrachtungen, die sich von selbst aufdringen, glauben wir auf Euer Excellenz, Hochwohl und Wohlgeborn freundnachbarlich geneigteste Genehmigung rechnen zu dürfen, wenn wir die Anschlagung der Patente in den innerhalb des Hohenlohischen Gebiets gelegenen und dazu gehörigen ritterschaftlichen Besitzungen als einen bloßen Versuch der untergeordneten Behörden betrachten, und die Affiches, an selbige durch die diesseitigen Aemter zurückschicken lassen. Indem wir uns hierüber eine gefällige Antwort oder wenigstens die Erlaubniß ehrerbietigst erbitten, allenfalls ein bloses Stillschweigen dafür annehmen zu dürfen, so" u. s. w. Das andere Schreiben begann: „Ew. pp. können sich kaum einen begrif davon machen, welche ausserordentliche Sensation und Bestürzung die neuerlichen Kurwürtembergischen Occupationen in der ganzen Gegend erregt haben." Nachdem die Umgriffe im Einzelnen in ihrer rechtlichen Ungiltigkeit beleuchtet waren, wurde erklärt, daß man ungewiß wäre, ob sie mit voller Zustimmung des Kurfürsten erfolgt wären oder nur auf Ueberschreitung mißverstandener Instruktionen durch die Unterbehörden beruhten. Zum Schlusse hieß es: „Da Se. Kaiserliche Majestät von Frankreich sich öffentlich und feyerlich erklärt haben, daß Sie die reichsständische Verfassung mit allem Nachdruck aufrecht erhalten würden, da Sie insbesondere denen in der Frankfurter Union begriffenen Reichsständischen Häusern neuerlich noch die beruhigendsten Versicherungen hierüber zu ertheilen geruhet, da zum Glück für Deutschlands Bewohner der Schutz der Gesetze und der Verfassung doch noch nicht ganz aufgelöset und vernichtet ist, so darf man gewiß auch die Hofnung noch nicht aufgeben, daß eine Friedensschluß- und gesezmäßige Ordnung der Dinge wiederkehren — und die heiligsten Rechte, welche auf die auffallendste Weise verlezt wurden, wieder hergestellt werden."

Wie die „kurze Darstellung" entrüstet anführte, waren die beiden Schreiben ohne Antwort geblieben; sie schloß daher mit einem Aufruf, in welchem sie „Schuz, Beistand und Hilfe von dem Allerhöchsten Reichs-Oberhaupt und seinen Höchst und Hohen Reichs und Kreis-Mitständen für sich und die bedrängten Vasallen und ein-

Digitized by Google

gesessene Reichs-Ritter ebenso angelegentlichst als Zutrauensvoll" erbat.

Auf das Einschreiten des fränkischen Kreises hatte Kurwürttemberg mit sehr gewundenen Redewendungen geantwortet unter allgemeiner Beziehung auf die gegenwärtige Lage der Dinge und die eingetretene Alliance und die Versicherung ertheilt, daß Se. Kurfürstliche Durchlaucht zu Württemberg selbst sehnlich derjenigen Abänderung dieser Lage der Dinge entgegensähen, von welcher auch das Fürstl. Haus Hohenlohe die Abänderung der getroffenen Maßnahmen erwarten müßte.

Das war eine höchst eigenthümliche Erwiderung, welche durch die Art, wie kurz nachher der Kurerzkanzler von dem fränkischen Gewalthaber wegen seiner Verwendung für die zwei Ritterorden und die Ritterschaft hart angelassen wurde*), eine unheildrohende Bestätigung erhielt. Auf was sich Napoleons Groll gegen die Reichsritterschaft gründete, wird gleich berichtet werden.

Das Eingreifen Napoleons.

Der am 26. Dezember 1805 geschlossene Friede zu Preßburg ließ scheinbar die bisherige Verfassung Deutschlands bestehen, da bei der Uebernahme der Königstitel durch Bayern und Württemberg in Artikel VII des Friedens-Vertrags ausdrücklich festgesetzt wurde „sans néanmoins cesser d'appartenir à la confédération germanique". Auch bezeichnete Artikel XIV, daß sie die ihnen und dem Kurfürsten von Baden verliehene und von Napoleon gewährleistete Souveränität in derselben Weise ausüben sollten, wie Se. Maj. der Kaiser von Deutschland und Oesterreich und Se. Maj. der König von Preußen sie in ihren Ländern genössen. Damit war der Ritterschaft noch nicht der Stab gebrochen; denn auch in einzelnen Theilen dieser Staaten (Vorderösterreich, Fränkische Fürstenthümer) hatte sie bisher unangefochten gesessen. Deutlicher war ihr Loos in dem Tagesbefehl Napoleons aus Schönbrunn vom 17. Dezember — in welchen Tagen auch das berühmte La dynastie de Naples a cessé de régner erlassen wurde — bestimmt, worin die französischen Befehlshaber angewiesen wurden, den obengenannten drei Kurfürsten bei Besitzergreifung der Güter der bisherigen Reichsritterschaft hilfreiche Hand zu leisten. „Was besonders die deutsche Reichsritterschaft betrifft", so lautete die Begründung in dem von Berthier unterzeichneten

*) Schwäbischer Merkur vom 3. Januar 1806.

Digitized by Google

Befehl, „so war solche eine Gehülfin Oesterreichs. Sie hat geduldet, daß Oesterreichische Werber in den Ländereien derselben Rekruten aushoben. Und dies hat dieselbe nothwendig in den Kriegsstand gegen Frankreich gesezt, da ein Oesterreichischer Kaiser nur dann, wenn ein Reichskrieg Statt hat, nach den Reichs-Gesezen das Recht hat, in Deutschland zu rekrutiren."

Durch diese heuchlerische Berufung auf den Rechtsstandpunkt betört, ließ die Ritterschaft die Hoffnung nicht sinken und, geblendet durch frühere trügerische Redensarten des glatten Korsen, daß er die deutsche Konstitution schützen werde, entsendete das Generaldirektorium den Minister Frhrn. v. Wöllwarth als besonderen Abgeordneten in das französische Hauptquartier, um dem Kaiser zu eröffnen, daß der Tagesbefehl vom 17. Dezember auf einem Irrthum beruhen müßte, da alle Oesterreichischen Werbungen von der Zeit, daß französische Truppen in die fränkischen Kreislande eingerückt wären, sich aus diesen entfernt hätten. „Wir sind", wie es in dem Rundschreiben an die einzelnen Mitglieder der Ritterschaft hieß, „dem großen Kaiser Napoleon und seinem weisen Ministerium das ehrerbietige Vertrauen schuldig, daß Uns Gerechtigkeit widerfahren werde." Der Ritterrath Frhr. Eberhard v. Stetten äußerte sich hierzu launig: „Der Minister Wöllwarth ist zu Napoleon geschickt, um uns womöglich eine sanftere Todesart zu dictiren."

Klarer faßte die Ritterschaft in Schwaben die Sachlage auf, indem sie am 1. Februar 1806 dem Reichstage zu Regensburg von der Besitzergreifung ihrer Gebiete durch die hohen Alliirten Sr. Französisch-Kaiserl. Majestät und von der Vernichtung ihrer Verfassung Meldung erstattete. Sie hielt sich dazu verpflichtet, wie sie zufügte, von dieser, mit der unmittelbaren Reichsritterschaft, als einem bisher konstitutionellen Glied des Reiches, vorgegangenen Veränderung Anzeige zu machen, in welcher sie nur das Recht des Stärkeren anzuerkennen vermöchte, welchem sich zu widersetzen sie aber außer Stande wäre.

Da durch Bayern die fränkische Ritterschaft fast völlig einverleibt war, so konnte es sich nur noch um die in den andern kleinen Staaten gelegenen Ritter handeln. Nicht gleichgiltig durfte deren Schicksal den Beherrschern dieser Staaten sein, wenn, wie im vorliegenden Falle, ein Mächtigerer die Ritterschaft sich unterwerfen wollte; ein derartiges Eingreifen fremder Souveräne in ihr Land bedeutete ihren eigenen Untergang. Darum hatte Hohenlohe, nachdem der fränkische Kreis weiterer Schritte sich enthalten, in seinen Be-

Digitized by Google

mühungen für die in seinem Bereiche hausende Ritterschaft nicht nachgelassen. Der Schillingsfürster Fürst hatte in München sich persönlich an den Kaiser Napoleon gewendet und den Bescheid erhalten, daß das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt wäre, darüber zu erkennen und zu entscheiden. Ob Napoleon schon damals über die Neugestaltung Deutschlands durch den Rheinbund im Einzelnen sich klar war, also auch darüber, welche kleine Fürsten er der Selbständigkeit zu berauben gedächte, läßt sich schwer behaupten. Jedenfalls gefiel er sich in der Rolle als Protektor Germaniens und übte mit Behagen das Spiel von Katze und Maus. Sehr richtig bemerkte auf die Nachricht der Hohenlohischen Verwendung hin der schon genannte Frhr. Eberhard v. Stetten: „Die Herren Fürsten zu Hohenlohe werden durch den Schaden nicht klug werden. Die Frage über ihr politisches „to be or not to be“ wird nicht zu München, sondern in Paris entschieden werden. Es wird vorzüglich von der großen Politik dependiren, ob Preußen seine Besitzungen im südlichen Deutschland abtritt; dieses ist in dem Augenblick der vorzüglichste Unterhandlungsgegenstand.“ Es mag hier eingeschaltet werden, daß der Wunsch, im Falle des Untergangs unter die preußische Oberhoheit zu kommen, unter der Ritterschaft in Franken verbreitet war. „Gott gebe, daß wir preußisch würden!“ Mit diesem Stoßseufzer hatte Frhr. Christian Ludwig v. Stetten-Bodenhof am 6. Januar 1806 die Nachricht von der Aufhebung der bisherigen Württembergischen Verfassung begleitet.

In jene Zeit fallen bekanntlich die Vorbereitungen des Rheinbundes, wozu Napoleon im April Talleyrand die entsprechenden Weisungen ertheilte. Als die ersten Nachrichten darüber sich verbreiteten, wiederholten sich die ekeln Schauspiele von Kriecherei und von Bewerbungen um die Gunst des französischen Kaisers und seiner Umgebung, durch welche die Zeit vor dem Reichsdeputationshauptschluß schon gebrandmarkt war. Nach Allem scheint Hohenlohe diesem Gebahren sich nicht angeschlossen zu haben, sondern hat sich zu sehr durch Napoleons glatte und trügerische Worte blenden lassen. Soweit uns bekannt, hat es keines der Mittel angewendet, welche manchem anderen kleinen Herrn die Souveränität unter dem Rheinbunde verschafft haben. Im Gegentheil hat der Fürst von Hohenlohe-Waldenburg, welchem Napoleon für den Fall des Beitritts zum Rheinbunde die Souveränetät anbot, diesen Antrag entschieden abgelehnt. So lange der fränkische Imperator sein Spiel mit Preußen trieb, mag ihn wohl auch die Rücksicht auf den in preußischen Militär-

Digitized by Google

diensten stehenden Fürsten von Ingelfingen (welcher später durch Jena und Prenzlau eine traurige Berühmtheit erlangen sollte) bestimmt haben, das Haus Hohenlohe glimpflich zu behandeln. Jedenfalls kamen diese Verhältnisse unserer Ritterschaft zunächst zu Gute, wie wir bald sehen werden.

Zu welchem Grade von Speichelleckerei sich Deutsche damals erniedrigten, dafür mag als Beweis ein Werk dienen, dessen Verfasser immerhin noch einige Spuren von Schamgefühl besessen haben muß, weil er seinen Namen verschwiegen hat. Der Titel dieses Machwerks lautete: „Geschichte des 62tägigen französisch bairischen (sic) Krieges nebst Friedensschluß von Preßburg. Mit einem prächtigen Kupfer. Austerlitz bei Napoleon Unüberwindlich und in allen soliden Buchhandlungen 1806." Es schließt würdig mit den Worten: „Und so sehen wir nun die Macht, mit der Napoleon Europa beherrscht, fest gegründet und konsolidirt, Italien Seiner Dynastie unterworfen, in Deutschland eine abermalige neue Ordnung der Dinge verfügt, zwischen dem Inn und dem Rhein zwei Königsthrone errichtet und das Gebiet von Oesterreich um sechzehn Quadratmeilen und seine Bevölkerung um vier Millionen Menschen geschwächt und dieß Alles, zu dessen Reife eher kaum ein Jahrhundert zugereicht hätte, brachte Napoleon durch Einen, aber auch in den Annalen der Kriege einzigen Feldzug zu Stande, welcher nicht länger als 62 Tage gedauert hatte. Er glich einem, den Luftkreis schnell durcheilenden fürchterlichen Meteor. Wir haben seine Schrecken und seine Verheerungen gesehen. Doch schneller als je öffnete sich wieder der heitere Himmel des Friedens und von ihm hofft die Menschheit neuen Segen und neues Heil. Die Verfasser und Verleger wünschen der Nachwelt einstens durch die Fortsetzung dieses Werkes die angenehme Bestätigung mittheilen zu können, daß sie sich in dieser vielversprechenden Hoffnung nicht getäuscht haben." —

Das frisch entstandene Königreich Württemberg hatte vorläufig im eigenen Lande mit Einführung der neuen Regierungsform genug zu schaffen, nachdem als erste Handlung der Souveränetät die uralte landstädtische Verfassung aufgehoben war. Auch lasteten Leistungen aller Art für die im Lande stehenden französischen Truppen schwer auf der Verwaltung. Denn Napoleon hielt mit starken Kräften auch nach dem Frieden den Westen und Süden Deutschlands besetzt unter dem Vorwand eines Streites mit Oesterreich wegen Dalmatiens; in Wahrheit galt es eine Bedrohung Preußens. Die Noth der Zeit wird genügend gekennzeichnet, wenn man erwähnt, daß wenige Monate

Digitized by Google

darauf das Kriegsgericht in Braunau über den unglücklichen Nürnberger Buchhändler Palm tagte. Das erste Zeichen zur Wahrung der Württembergischen Hoheitsrechte über die, noch außerhalb seiner eigentlichen Grenzen gelegene Ritterschaft brachte eine, unter dem 28. April 1806 eingehende Vorladung an die einzelnen Freiherren v. Stetten, zur Eidesleistung der Treue und des Gehorsams am 15. Mai persönlich sich in Stuttgart einzufinden.

Von den Lehenhöfen war wieder allein Hohenlohe, welches auf die erhaltene Anzeige Schritte gegen die Württembergische Zumuthung unternahm. Die beiden Fürsten von Schillingsfürst und Ingelfingen, welche beide zur Zeit in München waren, wendeten sich sofort beschwerend an den französischen Minister des Auswärtigen Otto und suchten um schleunigste und wirksame Hilfe aufs Dringlichste nach.

Der Kanton, welchem diese Angelegenheit auch umgehend gemeldet worden war, gab seine Ansicht dahin kund, daß er, der Lage der Besitzungen nach, unterschied zwischen den Genossen, welche unbedingt unter Württembergischer Oberhoheit verbleiben würden, und denjenigen, bei welchem diese Frage, wie u. A. bei den Freiherren v. Stetten, noch nicht geklärt wäre. Den Ersteren ward anempfohlen zu huldigen, aber auf die Zusicherung des Kaisers Napoleon sich zu berufen, daß sie mit Anstand in ihrer neuen Lage behandelt und ihre Einkünfte nicht vermindert werden sollten, den Letzteren wurde eine hinziehende Behandlung gerathen, ihr Nichterscheinen unter Benutzung irgend welcher Gründe, wie Krankheit, Anwesenheit französischer Einquartierung, Unmöglichkeit von Urlaub bei Bediensteten eines andern Staates, auch Mangel an Reisemitteln und Aehnliches zu entschuldigen und dieses Schreiben nicht vor dem 14. Mai nach Stuttgart gelangen zu lassen. Aber auch sie sollten nicht unterlassen, die Bereitwilligkeit zur Unterwerfung anzudeuten, falls die Verhinderungsgründe gehoben wären.

Mit Ausnahme ihres Seniors, des 65jährigen Frhrn. Julius Philipp Wilhelm v. Stetten-Buchenbach, schlossen sich die Freiherren v. Stetten der Kantonsweisung nicht an, sondern ließen übereinstimmende Erklärungen nach Stuttgart ab, daß, solange sie ihrer früheren Pflichten zu Kaiser, Reich und ihrer Genossenschaft auf eine rechtskräftige Weise nicht entlassen wären, sie als Männer von Ehre zur Ablegung dieser und Annahme anderweiter Verpflichtungen sich nicht verstehen könnten. Sobald dieses Hinderniß gehoben wäre, würden sie mit derselben Treue ihrem neuen Landesherrn anhängen, mit welcher sie an der zeitherigen Verfassung festhielten. Die Trieb-

Digitized by Google

feder zu diesen Schreiben war der frühere preußische Oberstleutnant Karl Frhr. v. Stetten innern Hauses, welcher seit Anfang des Jahres 1806 in Oehringen eine Art Kanzlerstellung in Vertretung des Fürsten einnahm. Sein Einfluß und die Nähe seiner Anwesenheit waren in der bewegten Zeit oft nützlich. Ebenso fest im Widerstand war sein Bruder, der mehrgenannte Kurbadische Kammerherr und spätere Oberhofmeister Eberhard: „Ich will mich lieber einem Reichsgericht-Mandato executionis aussetzen", äußerte er sich bei einer andern Gelegenheit, „als der Nachrede einer inkonsequenten Handlung." Dagegen war der schon genannte Senior zur Nachgiebigkeit geneigt, da er seit Jahren in Württembergischen Diensten stand (er war der letzte Kommandant des sagenberühmten Hohen-Neuffen gewesen) und empfindlich durch Verlust seiner Würden und Pension gefaßt werden konnte, was bei der gewaltthätigen Denkungsart König Friedrichs schon zu befürchten stand. Er war auch der Einzige der Familie, welcher sich am 15. Mai in Stuttgart einfand und Tags darauf mit den übrigen, über fünfzig erschienenen früheren Reichsrittern den Treu-Eid leistete. Wie aus seiner ausführlichen schriftlichen Darstellung dieser zwei Tage hervorgeht, hatten nur zwei der Anwesenden den Eid verweigert, aber nach einigen Tagen Arrest auch zur Huldigung sich bequemt.

Von unerwartetem Erfolge waren die Bemühungen der Fürsten von Hohenlohe gekrönt. Am 15. Mai, an dem zur Huldigung angesetzten Tage, ging den seit dem 25. März 1806 im Hohenlohischen einquartierten französischen Truppen der Befehl des Fürsten von Neufchatel zu, in alle Besitzungen der Reichsritterschaft, welche zwischen dem König von Württemberg und den Fürsten von Hohenlohe streitig wären, französische Sauvegarde zu legen und die in diesen Landen befindlichen Württembergischen Truppen auszuweisen. Von besonderer Bedeutung war folgende Stelle dieses Befehls: „La prise de possession de ces divers endroits par Sa Majesté le Roi de Würtemberg devant être considerée comme illegale, les troupes Würtembergeoises qui s'y trouveront les évacueront de suite et les sauvegardes françaises y demeureront jusqu'à ce que Sa Majesté l'Empereur et le Roi Napoléon ait fait connaitre ses intentions à l'égard de ces pays." Zweifelsohne suchte damals Napoleon die Hohenlohischen Fürsten durch diesen Schritt für die Rheinbundspläne zu gewinnen. Als sie aber seinen Wünschen nicht entsprachen, ließ er sie fallen. An etwas Der-

Digitized by Google

artiges dachte man jedoch bei Eingang dieses Befehles im Jubel über den, über Württemberg errungenen Triumph bei der Hohenloher Regierung nicht. Der Geheime Hofrath Knapp zu Kirchberg, welcher die Seele der thatkräftigen Verfolgung der Angelegenheit gewesen war und zu Anfang von einem Auftrage des fränkischen Kreises zur militärischen Exekution gegen Württemberg geträumt hatte, rieb sich gewiß jetzt frohlockend die Hände und wähnte das Hohenloher Land unter dem Schutze des fränkischen Adlers für immer gesichert gegen den „großen König von Schwaben", wie spottend ein Reichsritter König Friedrich getauft hatte.

Nach Stetten gelangte die erste Nachricht von diesem Wechsel der Lage durch einen Eilboten, welcher, von dem schon erwähnten Oberstleutnant Karl abgeschickt, vor Eingang des Befehls an die im Stettenschen liegenden Truppen ankam. Als Sauvegarde diente die bisherige Einquartierung. In der Freude über die Entscheidung des allmächtigen Korsen übersah man ganz die bedenkliche Stelle des Befehls, daß die französischen Sauvegarde nur so lange verbleiben sollte „jusqu'à ce que Sa Majesté l'Empereur et le Roi ait fait connaître ses intentions à l'égard de ces pays." Nur der Senior, der schon genannte Kurwürttembergische Major und Kammerherr Julius Philipp Wilhelm, wies darauf hin und meinte, daß, wenn die Entscheidung über den innern Zustand Deutschlands sich hinauszögerte, die Ernährung der ungebetenen Gäste (die Sauvegarde) die Herren von Stetten zu Grunde richten würde.

Immerhin war der vorliegende Befehl zur Zeit so klar, daß der General Gauthier, Kommandeur der zweiten Brigade der dritten Division vom Korps Davoust in Ingelfingen, Anfang Juni 1806, als Württembergische Behörden von Hall aus mit Unterstützung des französischen commissaire ordonnateur en chef Chambon militärische Exekution in die Stettenschen Ortschaften wegen verweigerter Wagengestellung abgeschickt hatten, sie mit den Worten abfertigte: „Le village et les dependances de Kocherstetten étant sous la sauvegarde française d'après l'ordre qui en a été transmis à la 3. division par Msr le Maréchal commandant en chef, Msr Camerer commissaire supérieur et conseiller de la régence de Sa Maj. le Roi de Würtemberg n'aura le droit d'exercer des requisitions sur cet endroit que dans le cas ou Sa Majesté l'Empereur aurait décidé qu'il doit faire partie des états de Würtemberg"

Digitized by Google

Beamten-Nöthe.

An manchen Stellen unserer Darstellung wird der Leser ein gewisses Mitgefühl mit den Beamten empfunden haben; denn auf diesen lastete in den bewegten Tagen mehr als auf der Herrschaft und den Unterthanen. Dabei sind noch nicht alle Schwierigkeiten ihrer Lage erwähnt worden. Neben ihren verschiedenen Obrigkeiten, Württemberg, Direktorium des Kantons Odenwald, der eigenen vielköpfigen Herrschaft waren sie noch für Marsch- und Lieferungsangelegenheiten des Kantons den unmittelbaren Weisungen des Ritterraths Frhrn. Josef v. Berlichingen unterstellt und walteten als dessen Unterkommissare in einem der Distrikte, welchen der Ritterort bei Ausbruch des Krieges 1805 zur rascheren Erledigung der mit Truppendurchzügen u. s. w. verbundenen Geschäfte gebildet hatte. Daß es an widersprechenden Anordnungen der verschiedenen Obrigkeiten nicht mangelte, bedarf kaum der Erwähnung: aber Einem beugten sich Alle, den Befehlen der französischen Heeresverwaltung.

Der Drangsale des Feldzuges ist im Einzelnen bisher nur bei der Einquartierung und dem Durchmarsch des Korps Davoust im Oktober 1805 gedacht worden; die Anforderungen hatten schon Ende September begonnen und während der ganzen Zeit unserer Darstellung fortgedauert; denn nach dem Preßburger Frieden blieb, wie schon erwähnt, der Süden und Westen Deutschlands durch französische Truppen stark besetzt.

Besonders schwer war die zwanzig Kilometer von Schloß Stetten entfernte frühere Reichsstadt Hall am Kocher bedrückt, da durch sie der Hauptzug des französischen Heeres beim Vormarsch, wie beim Rückmarsch ging. Zu ihrer Unterstützung war im November 1805 durch Hinzuziehung nahe gelegener Ortschaften in Folge Uebereinkunft zwischen Württemberg, Hohenlohe und dem Kanton Odenwald ein „Arrondissement" gebildet worden, wozu ritterschaftlicherseits das vorgenannte Unterkommissariat unter den Stettenschen Amtleuten trat. Bezeichnend war, daß vor der Zutheilung zu diesem Arrondissement der Kanton die Angabe der Entfernungen der einzelnen Stettenschen Ortschaften von Hall, Oehringen und Neuenstein einverlangte, um danach die Ueberweisung an einen dieser Etappenplätze zu bestimmen. Heutzutage, wo jede Karte diese Auskunft sofort giebt, ist eine derartige Anfrage kaum verständlich.

Die erste Lieferung für Hall war eine bis in den Januar 1806 dauernde Betheiligung an Relaisfuhren („Wartwägen"), denen An-

Digitized by Google

forderungen für ein ebenda einzurichtendes Spital und Magazin folgten. Fast regelmäßig waren sie mit der Androhung militärischer Exekution im Falle nicht sofortiger, pünktlicher Erledigung begleitet. Den Beamten lag es ob, für die übrigen, dem Unterkommissariat zugetheilten Aemter Erkenbrechtshausen (Seckendorffisch), Hornberg und Morstein (Crailsheimisch), Niedersteinach (Gemmingisch) und Braunsbach (Hohenlohisch) *) das Weitere anzuordnen und in den eigenen Ortschaften das Erforderliche beizutreiben. Nachdem Spital und Magazin in Hall für kurze Zeit aufgelöst waren, betrachtete man vom Direktorium aus das Arrondissement als erloschen und erließ wiederholt die Weisung, etwaigen Württembergischen Ansinnen nicht zu entsprechen; es wäre denn, daß französische Befehle zu Grunde lägen. Es blieb den Wüttembergischen Beamten häufig nichts Anderes als die Erklärung übrig, daß man die Anforderung nicht als vorgesetzte Landesbehörde erließe, sondern nur die nachbarliche Hilfe in den schweren Zeiten erbäte. Manchmal halfen sie sich auch dadurch, daß sie auf Erörterungen betr. der Zuständigkeit sich nicht einließen, sondern dem widerspenstigen Amt die Verantwortlichkeit für die Folgen der Weigerung übertrugen. Die unklaren Besitzverhältnisse kamen auch dadurch zum Ausdruck, daß Württembergischerseits bis zum Sommer 1806 stets von „ritterschaftlichen Orten" gesprochen wurde; auch wurden die Schreiben mit der Aufschrift versehen: „An das gemeinschaftlich v. Stettensche Amt zu Schloß Stetten". Anderseits bezeichnete sich dieses selbst als „von dem Königlich Württemberg. Oberlandeskommissariat zur Besorgung des Lieferungsgeschäfts aufgestellte Behörde".

Unbotmäßig hielten sich häufig die zugetheilten Aemter, als bei erneuten französischen Forderungen Hall die Unterstützung des Arrondissements wieder beanspruchte. Wenn sie dabei erklärten, nur noch den ritterschaftlichen Befehlen nachzukommen, so wurde thatsächlich auch diesen, namentlich im Punkt der Steuereinlieferung, sehr mangelhaft Folge geleistet. Hierin stimmten mit ihnen die Stettenschen Ortschaften überein. Die arg mitgenommenen dortigen Unterthanen verlangten eine Anrechnung der bisherigen Kriegsleistungen auf die Steuer und versagten die Entrichtung auch aus Furcht vor doppelter Bezahlung, weil Württemberg diese Steuer ebenfalls beanspruchte. Aus diesem Grunde gab der sonst, der Ritterschaftlichen Verfassung sehr getreue Ritterrath Eberhard Frhr. v. Stetten dem Amtmann

*) Siehe entspr. Bemerkung auf Seite 528.

Digitized by Google

Sprösser die Weisung, das eingegangene Geld in Verwahrung zu behalten, weil ihm das Wohl der Unterthanen am Nächsten läge. Als daher der Kassirer Hörlin im März von dem Amtmann Glock des äußeren Hauses die Ablieferung der fälligen Schatzungen — es waren neben zwei ordinären und elf extraordinären noch sechs Extra-Schatzungen wegen des Feldzuges 1805, jede zu 245 Gulden 44 Kreuzer gleich 440 Mk. — verlangte, konnte sich dieser auf das Beispiel der beiden andern Häuser berufen und Abhilfe nur durch das persönliche Eintreiben durch den Ritterboten anheimstellen. Dabei mußte er betonen, daß durch die fortdauernden Kriegslasten den Meisten die Entrichtung der Steuer unmöglich würde.

Bei den Schwierigkeiten in der Besorgung der Geschäfte dürfen nicht unerwähnt bleiben die mangelhaften Wegeverbindungen und der, durch den Krieg unzuverlässig gewordene Postverkehr. Alle Weisungen an die eigenen Ortschaften und an die, dem Unterkommissariat zugetheilten Aemter wurden daher durch besondere Boten besorgt, denen es manchmal erging, wie am 15. Dezember 1805 einem von Hall nach Schloß Stetten abgesandten Mann, welcher durch den schlechten Weg in Kocherstetten nicht fortkam. Dabei war die Gegend unsicher geworden durch umherstreifende Nachzügler des französischen Heeres, derentwegen die Heeresleitung scharfe Befehle erließ, welche den Gemeinden mitgetheilt wurden. Zudem machte sich der Winter 1805/6 durch besonders schlechte Witterung fühlbar.

Auch Verstimmungen zwischen der Herrschaft und den Beamten traten ein. Der verschiedenen Beurtheilung nach der zweiten Württembergischen Besitzergreifung haben wir schon gedacht. Oberstleutnant Karl v. Stetten i. H. war im März über vermeintliche verspätete Berichterstattung des Amtmanns Sprösser sehr ungehalten und schrieb ihm, „daß er sich die ernstliche und strenge Ahndung der beispillosen Nachlässigkeit vorbehielte, sie aber schon im Voraus durch gänzlich entzogenes Vertrauen bestrafte." Nach Darlegung der Hinderungsgründe nahm er die Rüge zurück, wie er überhaupt in der schwierigen Zeit durch seinen Einfluß in Oehringen und seine Verbindungen dem Amte helfend zur Seite stand und namentlich die seit 25. März eingetretene französische Einquartierung*) in den Stettenschen Ortschaften linderte. Sehr gut wußte er sich mit dem schon

*) Es fiel auf, daß die französischen Truppen gegen die sonstige Gewohnheit jetzt vollzählig waren. Man sieht hieraus, wie zu den verschiedenen Mitteln der Napoleonischen Flunkerei auch gehörte, durch größere Zahl von Truppenverbänden die Stärke der Armee scheinbar zu steigern.

Digitized by Google

genannten Brigade-General Gauthier zu stellen, welcher allem Anschein nach ein wohlwollender und menschenfreundlich gesinnter Mann gewesen sein muß. Darum machte sich die monatelange Einquartierung im Stettenschen nicht allzu schlimm geltend; „on nous a traité comme de vrais amis", schrieb sogar auf den Schein über gelieferte Verpflegung der Leutnant Boulet vom 85. Linienregiment beim Abmarsch aus Kocherstetten.

Neben den Anforderungen der Haller Behörden spielten fortwährend solche herein von den Hohenlohischen zu Langenburg und Künzelsau, welche auch durch Kriegsleistungen aller Art in Anspruch genommen waren und der nachbarlichen Aushilfe sehr bedurften.

Vorstehend wurde erwähnt, daß der Ritterrath Eberhard v. Stetten betr. des Steuereinzugs andere Weisungen ertheilt hatte als der Ortskassirer Hörlin. Auch bei andern Gelegenheiten trat Uneinigkeit in dem Direktorium zu Tage zwischen den Anordnungen des Ritterhauptmanns Frhrn. v. Gemmingen, welcher, wie sein Schwiegersohn Eberhard Frhr. v. Stetten, damals in Ansbach weilte, und den Weisungen, welche die in der Gegend verbliebenen Ritterräthe ertheilten.

Die eigentlichen Kantonsbeamten befanden sich in besonders schlimmer Lage, da die Beschlagnahme der Kasse durch Württemberg ihre Gehälter in Frage stellte. Es wurde daher auch vom Ritterort verfügt, daß die Steuern entweder an den Kassirer Hörlin unmittelbar oder nach Jagsthausen oder Bödigheim eingeliefert werden sollten, um die Regierung des Kantons weiter herbeiführen zu können und das Geld vor Beschlagnahme zu schützen. Welchen Erfolg diese Anordnung hatte, ist schon oben berührt. Ende des Jahres 1805 erging ein Aufruf von einem Frhrn. v. Berlichingen über die Fortreichung der Gehälter der Beamten. In erster Linie sollten hierzu die eingehenden Steuern verwendet und das Fehlende durch freiwillige Beiträge der Mitglieder aufgebracht werden. Bei völligem Ausbleiben der erstern Mittel sollten sie sich zur Bildung einer „Sustentationskasse" verpflichten, um den Apparat der ritterschaftlichen Verwaltung unter allen Umständen in Wirksamkeit zu erhalten. Dieser Vorschlag fand nur geringen Anklang. Die Freiherren v. Stetten z. B. schlossen sich dem Gutachten des Frhrn. Karl August Gottfried v. Seckendorff-Erkenbrechtshausen an, daß bei Auflösung des reichsritterschaftlichen Verbandes durch Stärkere es deren Pflicht wäre, für die Offizianten zu sorgen, da sie sich der Kasse bemächtigt hätten, woraus diesen ein Gehalt zustände. Auch wären ja die bis-

Digitized by Google

herigen Mitglieder außer Stande, sich der Dienste der Beamten zu bedienen. Bliebe aber die bisherige Verfassung bestehen, so hätten die Beamten nur ihre Pflicht gethan, wenn sie ausgeharrt; auch könnte ein erzwungener Eid weder ihnen, noch ihren Herren zum Schaden gereichen.

Solche Besorgnisse wegen ihrer eigenen Lage blieben zwar den herrschaftlichen Beamten erspart; dagegen lastete, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, auch genug auf ihnen, neben der Fortführung der laufenden Geschäfte, welche sich auf alle Gegenstände der Verwaltung und der Rechtspflege erstreckten, um sie nach einer Klärung der verworrenen Zustände seufzen zu lassen. Die Aeußerung des Frhrn. Eberhard v. Stetten: „Der armen Reichsritterschaft wird hart mitgespielt; sie wird gleichsam ballotirt. Möchte einmal ihr Schicksal entschieden sein!" wurde vom Amte gewiß von Herzen zugestimmt. Dabei mußten die Amtmänner stets der Verantwortung gedenk bleiben, bei wieder geordneten Verhältnissen über jede Handlung Rechenschaft zu stehen. Um welche Summen es sich dabei handelte, ergiebt die nachstehende Zusammenstellung der gesammten Kriegskosten vom 30. September 1805 bis zum 13. September 1806 für die Stettenschen Ortschaften:

Durchzug, Nacht- und Rastquartier	2 432	Gulden	40	Kreuzer
Standquartier	30 751	„	12	„
Fourage-Abgaben	2 078	„	14	„
Naturallieferungen	3 499	„	31	„
Vorspann	5 807	„	26	„
Exekutionskosten	131	„	—	„
Felder-Beschädigung	3 687	„	54	„
Verschiedenes	25	„	46	„
Im Ganzen .	48 413	Gulden	43	Kreuzer

oder gegen 90 000 Mark nach heutigem Geld.

Das am Ende vorigen Kapitels beschriebene Eingreifen Napoleons wurde daher wie eine Erlösung empfunden.

Der Ritterschaft Ende.

Indeß war diese scheinbare Klärung der Lage nicht von langer Dauer. In Stuttgart übersah man besser das Kommende als auf der gemeinschaftlichen Seniorats- und Lehensadministrations-Regierung zu Kirchberg und glaubte weder an den Fortbestand des Heiligen

Digitized by Google

Römischen Reiches, noch an den der Hohenlohischen Eigenherrschaften, wenn auch die Karte von Deutschland, beigegeben dem Werke „Der Friede zu Preßburg, Weimar im Verlag des geographischen Instituts 1806", sie als selbständige Fürstenthümer, schön bunt kolorirt, aufgenommen hatte.

Am 10. Juni kam die Nachricht, daß Ansbach bayrisch geworden wäre, und damit sank die Hoffnung auf die mehrfach ersehnte und zugesicherte Hilfe des preußischen Staates. Tags darauf gingen bei den einzelnen Mitgliedern der Reichsritterschaft im Hohenlohischen erneut Vorladungen ein zur Huldigung in Stuttgart am 1. Juli unter Androhung von Exekution im Falle des Ungehorsams. Der am meisten betroffene Lehenhof Hohenlohe nahm sich der Angelegenheit wieder sehr lebhaft an. In einer ausführlichen Note wurde der französische Gesandte beim bayrischen Hofe von dem neuesten „Wagniß" Württembergs benachrichtigt und auf dessen Rath eine feierliche Protestation der Hohenlohischen Vasallen am 28. Juni zu Kirchberg verfaßt, welche dem Kaiser Napoleon und der Württembergischen Regierung durch Hohenlohe auf dem diplomatischen Wege unterbreitet wurde. Der Kern dieser Erklärung lag in den Worten: „que sauf le respect profond au gouvernement royal de Würtemberg nous pensons devoir refuser tout serment et tout genre de soumission just'qu'à ce que le Grand Empereur et Roi ait décidé dans la justice, à qui et sous quelles formes sa volonté suprême et auguste voudra nous soumettre." Ergötzlich ist, wie zu jener Zeit unter der Hohenlohischen Ritterschaft die Besorgniß sich regte, durch diese Fürsten die Unmittelbarkeit wieder zu verlieren. Der mehrgenannte Oberstleutnant Karl v. Stetten glaubte daher die Zusicherung seines Erscheinens zur Kirchberger Versammlung ausdrücklich davon abhängig machen zu müssen, daß an die Ritterschaft keinerlei Zumuthung gestellt würde, die Landeshoheit von Hohenlohe anzuerkennen. In dem Recepisse — wie damals allgemein die Empfangsbescheinigungen noch genannt wurden — gab die Kirchberger Regierung zur Antwort, daß dieser Vorbehalt durch die, ihrerseits offen dargelegte Absicht der geschehenen Einladung von selbst sich erledigte.

Mehr als die Protestation und die von den einzelnen Reichsrittern zum Zitationstermin eingesandten Entschuldigungsschreiben, vor Entbindung von ihren bisherigen Verpflichtungen keine neuen übernehmen zu können, trug die französische Sauvegarde dazu bei, daß der Monat Juli ohne weitere Behelligung verlief. Da s. Z. bei Einrichtung der Sauvegarde der Kapitän de Hauchière die Abnahme

Digitized by Google

der Württembergischen Besitzergreifungspatente verweigert und man Stettenscherseits die Entfernung nicht gewagt hatte, so blieben sie friedlich neben den französischen Sauvegarde-Briefen hangen.

Mit dem Beginn des neuen Monats war das Schicksal des Heiligen Römischen Reichs und der Reichsritterschaft besiegelt. Denn nachdem am 1. August der französische Gesandte Bacher den Regensburger Reichstag von der Bildung des Rheinbundes mit der Erklärung in Kenntniß gesetzt hatte, daß sein Herr, der Kaiser Napoleon, ein deutsches Reich nicht mehr anerkennte, legte Kaiser Franz II. am 6. August 1806 den alten Römischen Kaisertitel nieder, als äußeres Zeichen der vollzogenen Auflösung des tausendjährigen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Mit diesem Tage erlosch auch der letzte Rest der reichsunmittelbaren Ritterschaft, welche seit dem Ende der Hohenstaufenzeit ein anerkanntes Glied des Reiches gebildet hatte. Mit einem sehr würdig gehaltenen Erlaß nahm der Hauptmann des Kantons Odenwald, Frhr. Karl v. Gemmingen, von seinen bisherigen Genossen und den Unterthanen Abschied, worin er gleichzeitig anzeigte, daß er von den Souveränen, unter welche der Kanton vertheilt worden, mit der Abwicklung der Geschäfte beauftragt wäre. Einige Stellen dieses Erlasses verdienen eine Wiedergabe im Wortlaut:

„Der Zeitpunkt einer gänzlichen Auflösung der bisherigen Reichsritterschaftlichen Verfassung ist durch die Verfügung der am 12. Juli zu Paris geschlossenen Rheinischen Union, durch die Aufhebung der ehrwürdigen uralten deutschen Reichs-Konstitution, und durch die von dem bisherigen erhabenen Reichs-Oberhaupt erklärte Niederlegung der deutschen Kaiser-Krone auf eine ganz entschiedene Weise eingetreten, und der bisherige Kanton Ottenwald, sowie die gesammte unmittelbare Reichs-Ritterschaft ist auf eine diplomatische Weise aufgelöst.

Einundzwanzig Jahre hindurch stand ich, der Unterzeichnete, als Ritterhauptmann an der Spitze dieses Kantons. Mit Mühe und Sorgfalt gelang es mir, in den schönen Zeiten der Ruhe und des Friedens den Keim eines emporsteigenden Flors in der Administration glücklich zu entfalten, aber die trüben Tage eines vieljährigen Kriegs störten die vollkommene Blüthe, und glücklich war ich, meine treue Pflege noch so weit belohnt zu sehen, daß ich nach jenem unglückseligen Kriege die Finanzlage dieses Kantons nicht verschlimmert sah, und nun aufs Neue Hoffnung schöpfen konnte, mit meinen verehrungswürdigen Gehilfen die gemeine Wohlfahrt dauernd zu befestigen.

Digitized by Google

Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen; neue, auf einander folgende große Begebenheiten führten uns endlich auf den Punkt eines allgemeinen Umschwungs der Dinge, und dieser Kanton wird in der Zukunft unter dem Szepter mehrerer erhabenen Souveräns des Rheinischen Bundes stehen.

Die Pflichten, die mich bisher als Chef eines unmittelbaren Ritterkantons banden, sind also aufgelöst, aber nicht so die Pflichten des ehrlichen Mannes, der den inneren Ruf in sich fühlt, bei solch großen, ihrer Natur nach immer schmerzlichen Staats-Veränderungen noch so viel Gutes zu wirken, als ihm nach seinem Standpunkte vergönnt ist, und nach seinen Kräften auf eine lindernde Weise zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei dem Uebergang von der alten zu einer neuen Verfassung beizutragen."

Nachdem er dann die Grundsätze dargelegt hatte, nach denen er die Abwickelung der Geschäfte behandeln wollte, fuhr er fort:

„Diese meine jetzige Lage als provisorischer Administrator wird mir zugleich den angenehmen Wirkungskreis gewähren, den Herren Mitgliedern sowie den Gemeinden meine redlichen Gesinnungen für ihr Bestes fortdauernd zu erproben, und es wird meinem Herzen ein wohlthätiges Gefühl seyn, wenn ich mich im Stande befinde, auch bei diesem allgewaltigen Umschwunge der Dinge, in den sich der Weise mit Gelassenheit und mit Vertrauen auf ein ewiges Wesen ergiebt, mit Rath und That an Handen zu gehen, und für Ihr künftiges Wohl auf irgend eine Weise beizutragen. Diese Gesinnungen der Hochachtung, der Freundschaft und der innigsten Dankbarkeit für das mir bisher gegönnte Vertrauen sind es, mit denen jeder Schritt meiner Handlungen in jeder Lage meines Lebens bezeichnet bleiben wird.

Kochendorf, den 30. August 1806." —

Noch lag für unsere Reichsritterschaft die Hoffnung vor, unter die Hohenlohische Herrschaft zu kommen; aber auch dieses Hauses Stunde hatte geschlagen. Nachdem der Waldenburger Fürst die Souveränität von Napoleons Gnaden zurückgewiesen hatte, gab die Stellung des Fürsten von Ingelfingen als preußischer General einen weiteren Grund zur Mediatisirung. Vergebens hatte dieser am 23. August zu Gunsten des Erbprinzen entsagt; den 13. September endete die unmittelbare Stellung dieses fürstlichen Geschlechts. Mit Ausnahme der Fürstenthümer Schillingsfürst und Kirchberg, welches erst 1810 auch an Württemberg fiel, kam Hohenlohe unter den „großen König von Schwaben".

An demselben Tage schickten die Freiherren v. Stetten ihre

Digitized by Google

Unterwerfungsschreiben nach Stuttgart mit der Bitte, die Huldigung durch einen Vertreter für die Gesammtfamilie zu genehmigen. Dies wurde gestattet, und so leistete als solcher Frhr. Karl v. Stetten i. H., Königlich Preußischer Oberstleutnant a. D., am 27. Oktober 1806 zu Stuttgart den Eid der Treue und des Gehorsams. Die Huldigung der Beamten und Unterthanen hatte schon am 15. desselben Monats zu Döttingen in Gemeinschaft mit denen des bisherigen Teutsch-Orden-Amtes Nitzenhausen und des Salmschen Amtes Krautheim vor dem Landeskommissar Graf Winzingerode stattgefunden.

Um einen Einblick in die innere Verwaltung des Zaunkönigthums zu geben, dessen Ende uns hauptsächlich beschäftigt hat, lassen wir schließlich das „Verzeichniß der sämmtlichen Diener des Freiherrl. v. Stettenschen Gesammthauses" folgen, welches mit dem namentlichen Verzeichniß der Gemeindebürger vor der Huldigung eingereicht worden ist:

A. Geistliche.

Herr Carl Friedrich Haid, Pfarrer zu Kocherstetten und gemeinschaftlicher Schloßpfarrei-Vikarius,

Herr Christian Ernst Greis, Pfarrer zu Buchenbach, gemeinschaftlich zwischen den Freiherren v. Stetten Buchenbacher und Bodenhöfer Branche.

B. Schuldiener.

Johann Friedrich Heschel, Kantor und Schulmeister zu Kocherstetten, gemeinschaftl. Diener der Freiherren v. Stetten innern Hauses,

Christoph Hochlaend, Schloßschulmeister, Diener des Gesammthauses von Stetten,

Georg Michael Schmieg, Schulmeister zu Buchenbach, gemeinschaftlich zwischen den Freiherren v. Stetten Buchenbacher und Bodenhöfer Branche,

Johann Michael Jacob, Schulmeister zu Morsbach und

Andreas Jacob, Schuladjunkt daselbst, Diener des äußern Hauses v. Stetten.

C. Weltliche.

Friedrich Sprösser, Amtmann der Freiherrn v. Stetten innern und Buchenbacher Hauses,

Carl Ludwig Glock, Amtmann der Freiherrn v. Stetten äußern und Bodenhöfer Hauses,

Adam Larosch, Revierjäger und Förster im Rappoldsweilerhof,

Friedrich Larosch, Revierjäger und Förster zu Vogelsberg,

Simon Rath, Schloßthorwart,

Digitized by Google

Ludwig Schnepf, Amtsdiener zu Schloß Stetten,
Georg Müller, Amtsdiener zu Buchenbach,
Christoph Göhler, Schloß-Schäfer. — —

Bei der Huldigung erhielt jeder Mann einen Trunk Wein und Brod, deren Kosten, ebenso wie die Verpflegung der Huldigungskommission, die betheiligten Aemter tragen mußten. —

Den 28. Oktober fand die erste Aushebung für Württemberg statt; von den bisherigen Stettenschen Ortschaften mit einer Seelenzahl von 2426 wurden 21 junge Leute eingestellt.

In welcher Weise die neue Souveränität sich sonst noch geltend machte, darf einer späteren Darstellung überlassen bleiben. —

Sollte der geneigte Leser manchmal mit Kopfschütteln und Ausrufen des Erstaunens die Darstellung dieser eigenartigen und uns fremd anmuthenden Verhältnisse begleitet haben, so wird sich dieses Gefühl noch steigern, wenn man daran erinnert, daß es die Zeit unserer Großväter ist, welche diese Blätter geschildert haben. Ja, der Schreiber dieses zählt in seiner Familie noch sechs Angehörige, deren Väter als Erwachsene den Untergang des alten Reiches und der Reichsritterschaft erlebt haben. Und doch, wie weit liegen die Empfindungen jener Zeit von uns ab!

Es war ein langsames, zähes Sterben: dieses Ende der Reichsritterschaft. Manches große Reich ist rascher zu Grunde gegangen als die Herrschaft der kleinen Zaunkönige, der weiland reichsunmittelbaren Ritter des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus von Paul Natorp. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903.

Plato ist der Erzvater der abendländischen Geisteskultur. Als er zu wirken anfing, war schon viel geforscht und viel erreicht worden. In den Ländern Asiens, ferner am Nil und in Hellas selbst hatte die Ansammlung des empirischen Wissens bereits einen beträchtlichen Umfang gewonnen, und auch die Wissenschaft im strengeren Sinn war bereits begründet worden, als um das Jahr 600 Thales oder ein Unbekannter zum ersten Mal, sich über die mythischen Vorstellungen erhebend, die philosophische Frage nach der Einheit des Weltzusammenhanges gestellt hatte. Aber was die europäische Kulturentwicklung endgiltig erst über die vorangehenden Stufen hinausführt, das ist die Entdeckung, Befreiung und Ausgestaltung der Geistnatur durch den Menschen. Und es war nun kein Anderer als Plato, dessen genialem Spürsinn sich zuerst die Wahrheit enthüllte, daß das Sein in seinem allgemeinen, ewigen und unveränderlichen Bestande universeller Geist sei, und daß das materiell-mechanische, wie das organische und sinnlich-psychische Natursein nur niedere Erscheinungsformen der reinen Geistnatur seien. In seiner Ideenlehre hat er diesen glänzenden Offenbarungen seines Genius Ausdruck und Zusammenhang zu geben gesucht, und er ist damit der wahrhafte Begründer des occidentalen Idealismus geworden.

Jeder wahrhafte Fortschritt des Menschengeschlechtes stellt sich letzthin immer dar als eine neue und vollkommnere Enthüllung des reinen Menschheitstypus. Es ist die eigentliche und höchste Aufgabe unserer Gattung, diesen Typus aus der Verflechtung und Verschlingung mit dem übrigen und niedrigeren Natursein frei herauszuarbeiten wie eine Statue aus dem Marmorblock und so das Wesen in der Erscheinung zu verlebendigen. Wir können hier diesen Entwicklungsgang nicht von seiner ersten Stufe an verfolgen, aber darauf wollen wir aufmerksam machen, daß Plato in jene große Epoche hineingeboren wurde, in welcher bei seinem Volk das Bewußtsein von der selbständigen Individualität und der autonomen Persönlichkeit zum Durchbruch kam. War der Mensch bis dahin nur zur Geltung gekommen als integrirendes Glied seiner Geburts-,

Digitized by Google

Standes-, Religions- oder Volksgemeinschaft, so begegnet uns in dem Athen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts ein neuer Typus, der jene früheren Schranken zwar nicht zerbricht, wohl aber sich über sie zu erheben die Kraft gewinnt. Das Individuum gelangt mitten in der Gebundenheit an jene natürlichen und geschichtlichen Mächte zum Bewußtsein seiner individuellen Freiheit und zu dem Drange, das Leben auf der nun einmal gegebenen Grundlage gleichwohl der Individualität gemäß zu gestalten. Es erscheint uns heut höchst wunderbar, daß dieses Bewußtsein von der Selbständigkeit der Individualität nicht von jeher dem Menschengeschlechte gegenwärtig gewesen sein sollte, und doch war es nicht so. Ungeheuer aber war der Fortschritt in der Entwicklung des Menschengeschlechtes, als der Typus des seiner selbst bewußten Individuums von den Hellenen gewissermaßen erst entdeckt wurde; und die Schöpfung des Dramas wie der attischen Kultur überhaupt ist das genuine Produkt dieser inneren Erhebung. Daß jedoch die Befreiung des Individualitätsbewußtseins aus dem dunkeln Schoße seelischer Gebundenheit nicht bloß ein ängstlich gehütetes Gut weniger Auserwählter blieb, sondern in das allgemeine Menschheitsbewußtsein eindrang und so universalgeschichtliche Bedeutung erlangte, das war die denkwürdige Leistung der Sophistik auf attischem Boden. Erst mit diesem Schritt verließ die europäische Kulturbewegung endgiltig den Bannkreis des asiatischen Entwicklungszustandes. Was die Menschheit von Asien her empfangen hat, ist wahrlich nicht gering; aber das ist den orientalischen Völkern versagt geblieben, die Idee der freien Individualität weltgeschichtlich zu verwirklichen. Es ist der fundamentale Charakter der abendländischen Menschheitsentwicklung, daß das Individuum seine letzte und höchste Bestimmung — eben die Idee seiner Individualität — in sich selber habe, und daß die Aufgabe des Lebens für Jeden in der Realisirung dieser individuellen Bestimmtheit liege. Diese occidentale Bewegung nun ist es, die mit der Sophistik einsetzt, und sie fand ihren ersten, noch einseitigen und halbwahren Ausdruck in dem von Protagoras geprägten Schlagwort: das Individuum ist das Maß aller Dinge.

In dieser Uebertreibung der Werthschätzung des Individuums lag eine gefährliche Einseitigkeit, die in ihren Konsequenzen nothwendig verderblich wirken mußte. So bedeutsam nämlich auch der Fortschritt an und für sich war, der mit der Verlebendigung des Individualitätsbewußtseins zu Tage trat, so wurde doch dadurch von Anfang an die ungeheure Gefahr mitheraufbeschworen, daß der sophistische Positivismus diese individuelle Selbständigkeit für eine absolute Größe nahm. Es begegnet uns damit zum ersten Mal in der Weltgeschichte die verderbliche Wirkung des einseitigen, anmaßenden und doch halbblinden Psychologismus. Denn, indem die individuelle Psyche mit ihren empirischen, physisch und physiologisch bedingten Prozessen zur fundamentalen Instanz des Lebens gemacht wird, muß damit unvermeidlich die Relation gelockert werden, in der die seelische Natur des einzelnen Menschen mit dem universellen Geisteszusammenhange

Digitized by Google

steht und aus der sie selbst erst Dasein und Bestimmtheit empfängt. Diese geistige Grundstruktur und Einheit alles Lebens überhaupt enthüllt sich in ihrer reinen Gestalt freilich von allen Lebensmächten den menschlichen Blicken zuletzt, aber in ihren Wirkungen, in einem dunkel gefühlten Drange ist sie doch in der Menschheit von jeher und immerdar lebendig, denn sie ist es, welche sich zunächst in dem Einheitsstreben der mythologischen Weltansicht Luft macht, und welche ferner die geheimnißvoll waltende Stifterin der religiösen, sittlichen und politischen Gemeinschaftsbeziehungen ist. Und nun wirkt diese natürliche Gemeinschaftsbestimmtheit in den ersten Menschheitsepochen so übermächtig, daß demgegenüber die selbständige Individualität der menschlichen Einzelseele noch gar nicht in die Helle des Bewußtseins tritt. Als dies endlich jedoch in dem Zeitalter der Sophistik geschah, da trat das Umgekehrte ein: das Individuum wurde in überspannter und abstrakter Vorstellungsweise von seinem Urgrunde losgelöst, zur absoluten Selbständigkeit erhoben und ihm das Recht vindizirt, alle Lebensgemeinschaften allein von seiner empirischen Existenz und ihren Zwecken aus zu bestimmen. Die geschichtlich offenbar gewordenen Gebilde der ewigen und einigen Geistnatur, Religion, Ethos, Recht und Staat, galten diesem schrankenlosen Psychologismus nun nicht mehr als Ausdruck einer höheren, allgemeinen Lebensmacht, sondern lediglich nur als empirische Erzeugnisse einer bevorzugten Klasse nach Herrschaft strebender Individuen. Mit mitleidigem Achselzucken sah dieses Aufklärungszeitalter allmählich auf diejenigen herab, welche noch glaubten, daß jenen von den Vätern überkommenen Institutionen eine tiefere Heiligkeit innewohne; nur kindlicher Aberglaube, Thorheit und Selbsttäuschung bedeutete ihm solche Auffassung, und statt dessen versank es selbst immer tiefer in banausischen Utilitarismus. Die Entdeckung der menschlichen Individualität wurde dadurch aus einem Segen immer mehr zum Fluch; ungeheure Kräfte waren entfesselt worden, aber sie dienten nicht mehr einander und dem Ganzen, sondern sie bekämpften sich gegenseitig in der Zerstörungswuth des entfesselten Egoismus. Die Einheit des Lebens, welche bis dahin von außen her durch den religiösen Kultus, die Macht des Staates, des Rechts und der Sitte den Egoismus des Individuums in Schranken gehalten hatte, war dahingesunken vor der Verlebendigung der inneren Selbständigkeit des Einzelnen, ohne daß damit zugleich nun die Einheit und Verbundenheit der Einzelseele mit der universellen Geistesstruktur des Gesammtlebens von innen her zum Bewußtsein gelangte. Ohne dieses fundamentale Gegengewicht aber war die Entfesselung des Individualismus eine verhängnißvolle Einseitigkeit, und Athen hat im Jahre 404 den Ueberschwang dieser Bewegung mit dem Untergange seiner politischen Freiheit büßen müssen.

Durch dieses Treiben des sophistischen Psychologismus war Sokrates aus seinem Schlummer aufgeschreckt worden. Auch er hatte eingesehen, daß auf dem Wege der einseitig kosmologischen Spekulation der Vorgänger

Digitized by Google

nicht mehr vorwärts zu kommen war, und er war mit den Sophisten an und für sich in der Werthschätzung des Selbstbewußtseins einig. Aber dennoch erkannte er, daß der Mensch aus den Eindrücken seiner individuellen Psyche nicht diejenige Einsicht zu erzeugen vermöge, auf der allein wahres Leben beruhe. In Folge dessen betrachtete er es als seine eigenste Lebensaufgabe, fortgesetzt den Nachweis zu erbringen, daß alle auf psychologische Erfahrung allein gegründete Kenntniß thatsächlich nur zu einem Nichtwissen führe und darum auch nicht im Stande sei, der praktischen Lebensführung eine zuverlässige Grundlage zu geben. Demgegenüber offenbarte sich aber in seinem Inneren noch eine höhere, unmittelbar wirksame Macht, die ihn bei allen entscheidenden Entschlüssen bald warnend, bald ermuthigend bestimmte; er verwies immer wieder auf die Stimme jenes geheimnißvoll göttlichen Dämons in seiner Brust, dem er sich willig anvertraute, so daß er auf diese Weise wohl *subjektiv*, für seine eigene Person auf den Pfad wahrhaftiger Mannestüchtigkeit geleitet wurde, ohne daß er diese verborgen wirkende Kraft nun auch *objektiv* für die übrige Menschheit fruchtbar zu machen im Stande gewesen wäre. Er hatte damit eine bis dahin verborgene Macht von allgemein menschlicher Bedeutung in seiner Person lebendig gemacht, ohne daß er jedoch eine klare Erkenntniß davon zu geben vermocht hätte, ja wahrscheinlich nicht einmal zu geben versuchte. In diesem sokratischen Dämon offenbarte sich nicht mehr und nicht weniger als die fundamentale Thatsache, daß die Befreiung der menschlichen Individualität für sich allein noch nicht ausreicht, die reine Erkenntniß des Wahren und Guten zu erzeugen, sondern daß es dazu noch der Verlebendigung einer höheren und allgemeineren, überempirischen und überindividuellen Bestimmtheit bedürfe. Aber diese höhere Wesensbestimmtheit, die in Sokrates nur in individuell lebendiger Gestalt und unmittelbar subjektiv wirkte, mußte erst objektiv begreiflich und so mittelbar für die übrige Menschheit verständlich gemacht werden, damit der höhere, europäische Menschheitstypus, nämlich nicht bloß der Typus der empirisch-psychisch bestimmten Individualität, sondern zugleich der der allgemein geistig bestimmten Persönlichkeit in Freiheit gesetzt wurde. Derjenige aber, der zuerst diese geistige Wesensbestimmtheit des Universums und seiner Individuen objektiv faßbar und damit universell wirksam gemacht hat, ist Plato. Den Sophisten verdankt demnach die Menschheitsentwicklung die universelle Bewußtmachung der empirisch-psychischen Individualität; Sokrates erkennt sodann, daß auch diese sich ihrer selbst bewußte Psyche noch einer höheren, allgemeineren Bestimmtheit bedürfe, um das Reich der Wahrheit zu ergreifen und auszubauen, aber er findet diese göttliche Wesensbestimmtheit zunächst nur für sein eigenes sittliches Handeln in der noch mythisch wirkenden Kraft seines Dämoniums; Plato aber ist der, welcher diese Wesensbestimmtheit in ihrer objektiven Bedeutung, und zwar sowohl in ihrer theoretischen als praktischen Wirksamkeit erkennbar macht, und er enthüllt so erst das unvergängliche Fundament der Einheit alles Daseins,

Digitized by Google

ohne dessen Verlebendigung die Befreiung der Individualität nur zu einer Vernichtung der Kultur geführt hätte. So ist es denn der Genius dieses erhabenen Denkers, durch den zum ersten Mal das wahre und bis dahin verborgene Wesen des Menschen sichtbar gemacht wird, wie dieser sich mit dem Wesen des Universums eins und als Individuum von ihm bestimmt weiß. Ihren Ausdruck aber hat diese Einsicht in dem Entwurf seiner Ideenlehre gefunden; eine Lehre, die zwar wie alle dogmatischen Entwicklungen nur annähernd und unvollkommen den inneren Reichthum und die lebendige Fülle des Platonischen Schauens und Denkens wiedergiebt, die aber dennoch denjenigen Theil seiner Philosophie bildet, von dem aus die geniale Konzeption dieses Größten der Hellenen allein begreiflich gemacht werden kann.

Die Schwierigkeit indessen, die Platonische Welt- und Lebensanschauung von diesem Zentralbestande aus darzustellen, ist um so größer, als die Ideenlehre ein nicht von Anfang an fertiges Produkt und ein abgeschlossenes System ist, sondern weil sie vielmehr in der Erkenntnißbewegung dieses Denkers eine fortschreitende Entwicklung durchgemacht hat, über deren Verlauf es außer den vorliegenden Werken selbst so gut wie gar keine zuverlässigen Nachrichten giebt. Es ist daher eins der schwierigsten philosophisch-philologischen Probleme, die Reihenfolge der Platonischen Schriften festzustellen, um auf dieser Grundlage erst die definitive Gestalt dieser Ideenlehre zu rekonstruiren. Wie emsig sich aber auch die Platoforschung von Schleiermacher ab bemüht hat, Licht in dieses Dunkel zu bringen, so ist es dennoch bisher noch nicht gelungen, weder über die Anordnung der Werke noch über den endgiltigen Charakter der Ideenlehre zu allseitig anerkannten Ergebnissen zu kommen. Nunmehr liegt über diesen Gegenstand ein neues Werk von Paul Natorp vor unter dem Titel „Platos Ideenlehre, eine Einführung in den Idealismus", auf dessen hervorragende Bedeutung auch die Aufmerksamkeit der weiteren Kreise des philosophisch interessirten Publikums nachdrücklich hingewiesen zu werden verdient. Dieses Werk bietet nicht nur einen gewichtigen Beitrag zur Vertiefung des Platostudiums an sich, sondern giebt zugleich damit eine vertiefte Einsicht in das Wesen des Idealismus überhaupt, für den das Verständniß durch das gewaltsame Umsichgreifen des psychologischen Positivismus fast dahingeschwunden ist. Es handelt sich also in dieser Darstellung um mehr als nur um die richtige Auffassung eines geschichtlich weit zurückliegenden Systems, es ist vielmehr darauf abgesehen, die ewig bleibende Bedeutung dieses Idealismus wieder zum Bewußtsein zu bringen, eines Idealismus, aus dem alles wahrhaft Große von jeher geboren worden ist und immerdar nur geboren werden kann.

Man muß gelesen haben, was für jammerhafte Oberflächlichkeiten in den psychologistischen „Einleitungen in die Philosophie" und in den positivistisch gefärbten „Geschichten der Philosophie" über die Platonische Ideenlehre den Lesern und Hörern vorgetragen werden, um den Drang

Digitized by Google

des Verfassers zu verstehen, einmal an diesem Urquell das wahrhaftige Wesen des Idealismus in seinem ersten Hervortreten klarzustellen. „Es ist das Verständniß des Idealismus", heißt es in der Vorrede, „welches unserem Zeitalter, man muß es sagen, so gut wie abhanden gekommen ist, und welches ihm wiederzuerringen, wie ich mit Wenigen glaube, eine absolute Nothwendigkeit ist. Zwar sollte man denken, es müßte schon längst ihm wiedererrungen sein durch die erstaunliche Arbeit, die man seit einem Menschenalter daran gewandt hat, Kant zu verstehen. Aber es müssen wohl ganz besondere Schwierigkeiten sein, die es verschulden, daß man über ihn zu irgend welcher Einigung, trotz so heißen Bemühens, ersichtlich nicht gelangt ist. Es mag zuletzt die hoch komplizirte historische Bedingtheit Kants sein, welche ein reines und ganzes Verständniß seiner philosophischen Leistung zu einer so schweren Sache macht. In Plato ist der Idealismus urwüchsig, gleichsam autochthon. Aus der schlichten Sokratischen Entdeckung des Begriffs wächst er hervor mit einer inneren Nothwendigkeit, der kein philosophisch gerichtetes Denken sich leicht entziehen kann. Und auf keiner Stufe verhärtet er sich zur scholastischen Formel, bis zuletzt verbleibt er in lebendigster Beweglichkeit. Darin liegt der unauslöschliche Reiz, darin der unvergängliche dialektische Werth des Platostudiums. Die Einführung in Plato ist die Erziehung zur Philosophie; erwächst doch bei ihm zuerst ihr ganzer Begriff. Die Philosophie aber, nach diesem ihrem strengsten historischen Begriff, ist keine andere als: der Idealismus. Also ist es nicht Hineintragung eines fremden, unhistorischen Gesichtspunktes in eine doch historisch gemeinte Betrachtung, wenn die entwickelnde Darlegung der Ideenlehre Platos sich gestaltet zu einer Einführung in den Idealismus. Platos Ideenlehre, das ist die Geburt des Idealismus in der Geschichte der Menschheit; welchen richtigeren Eingang zum Idealismus könnte es also geben als durch das Nacherleben dieser seiner Geburt in der Entwicklung der Philosophie Platos?"

Um diese Wirkung der idealistischen Ideenlehre nicht zu beeinträchtigen, war es wohlgethan, daß die Darstellung nicht mit dem philologischen Untersuchungsmaterial belastet wurde, da dieses noch dazu an anderer Stelle niedergelegt ist. Wer auch nur Natorps „Forschungen zur Geschichte des Erkenntnißproblems im Alterthum" kennt, ist ohnedies davon überzeugt, daß der Verfasser mit der philosophischen Erkenntnißtiefe zugleich gründlichen und scharfsinnigen philologischen Untersuchungsgeist verbindet. Aber dadurch, daß in diesem Werk die philologische Detailforschung nicht mit aufgeführt ist, tritt nur um so plastischer der Fortschritt seiner neuen Methode auf dem Gebiete des Platostudiums hervor. Es handelt sich dabei um eine höhere, schöpferische Art der Sachkritik, für welche die rein philologische Untersuchungsart immer nur regulirend und stützend in Betracht kommt. Dieses Verfahren giebt nun ein ausnehmend wichtiges Mittel an die Hand, zum wenigsten die Hauptpunkte des Entwicklungsganges der Platonischen Ideenlehre zureichend zu bestimmen. Der Verfasser bemerkt dazu,

Digitized by Google

daß sich ihm die hierbei in Frage kommende Reihenfolge der Schriften schon vor fünfzehn Jahren ergeben hätte, und zwar aus der genauen, durchgehenden Vergleichung des gesammten Sachinhaltes der Platonischen Werke, wobei alle sonstigen Kriterien nur hilfsweise zur nachträglichen Kontrolle verwendet worden wären. Manche seiner Annahmen seien seither durch Forschungen Anderer bestätigt worden, einige seien bis heute angefochten, und würden es vielleicht noch lange bleiben. Er könne nur sagen: er sei in jedem Augenblick bereit, seine Hypothesen abzuändern; aber noch jedesmal, wo eigene oder fremde Forschungsergebnisse die Aufforderung zu einer Aenderung zu enthalten schienen, hätte sich bei näherer Prüfung die anfängliche Annahme besser begründet, nicht selten in unerwarteter Weise von neuer Seite bestätigt gefunden. Nur um dieses Ergebniß äußerlich zu fixiren, wollen wir die Reihenfolge nach den Kapitelüberschriften angeben: 1. Apologie und Krito. Protagoras. Laches. Charmides. 2. Meno und Gorgias. 3. Phädrus. 4. Theätet. Eythydem. Kratylus. 5. Phädo und Gastmahl. 6. Der Staat. 7. Parmenides. 8. Der Sophist. 9. Philebus und der Staatsmann. 10. Timäus und die Gesetze. Diesen Kapiteln reiht sich dann noch ein 11. an: „Aristoteles und Plato" und ein 12. „Die Aristotelische Kritik der Ideenlehre".

Ohne daß hier auf das Einzelne dieser entwickelnden Darstellung und ihre Begründung eingegangen werden könnte, mag doch ein prüfender Blick auf den eigenthümlichen Charakter des Gesammtverfahrens geworfen werden. Natorp giebt selbst zu verstehen, daß ihm erst das gründliche Verständniß der Transszendentalphilosophie Kants die Augen geöffnet habe für die wesenhafte Bedeutung und den inneren Entwicklungsgang der Platonischen Ideenlehre. Er folgt hierin den Spuren Hermann Cohens, der außer in der Einleitung zu seinem grundlegenden Werk „Kants Theorie der Erfahrung" namentlich in seiner Abhandlung „Platos Ideenlehre und die Mathematik" diesen Weg bereits eröffnet hat. Diese Methode nun, die Philosophie Platos nicht ausschließlich objektiv, aus dem Befunde seiner eigenen Schriften und dem Zustande seiner Umwelt heraus, sondern unter Anwendung des Maßstabes der Kantischen Erkenntnißkritik zur Darstellung zu bringen, wird nicht nur den Widerspruch derer herausfordern, denen ein tieferes Verständniß für den Kritizismus Kants abgeht, sondern auch derjenigen, welche die Erklärung älterer Systeme durch die reicheren Mittel späterer Erkenntnißmethoden für durchaus unzulässig erklären. Aber selbst gegen Einwände solcher Art muß darauf hingewiesen werden, daß Natorps Darstellungsweise nicht nur an sich wissenschaftlich berechtigt, sondern für solche Forschungsgebiete wie das vorliegende von grundlegender Bedeutung ist.

Es wäre historisch gewiß verfehlt, wollte man empirische Zustände und Vorgänge einer älteren Zeit mit dem Maßstabe derjenigen einer späteren Epoche messen, die unter ganz veränderten Bedingungen steht. Solcher Art war die rationalistische Geschichtsbetrachtung des achtzehnten Jahr-

Digitized by Google

hunderts, und sie ist mit Recht als unzureichend abgethan worden. Aber etwas Anderes ist es, konkrete Entwicklungen politischer, sozialer, kirchlicher Art aus ihren Bedingungen verständlich zu machen, und wiederum etwas Anderes, die Bedeutung eines im Anfang seiner Entwicklung begriffenen, rein wissenschaftlichen Problems aus dem Befunde seiner reifen Entfaltung klarzustellen. Denn dort kommt es darauf an, den Kausalzusammenhang empirischer Zustandsveränderungen zu ermitteln, und hierbei muß der Weg von der Ursache zur Wirkung eingeschlagen werden und nicht das umgekehrte Verfahren, weil die konkrete Wirkung das Ergebniß sehr verschiedenartiger empirischer Ursachen sein kann. Ueberall aber, wo es nicht darauf abgesehen ist, einen konkreten geschichtlichen Zustand aus den Bedingungen seines empirischen Daseins begreiflich zu machen, sondern wo es sich um die rein wissenschaftliche Entwicklung eines Problems handelt, das konstante, gesetzmäßige Wesen der veränderlichen Erscheinungen zur Erkenntniß zu bringen, da kann die wahre Bedeutung einer Entwicklungsstufe, auf der sich die Erkenntniß solchen Wesens noch in verhüllterer Gestalt zeigt, auch nur von rückwärts her aus seiner vollkommenen Enthüllung zureichend gewürdigt und bestimmt werden. So ist das Wesen jener Gestirnbewegungen, das in den Keplerschen Gesetzen zuerst zum Bewußtsein gebracht wurde, auch erst durch das Newtonische Gesetz in seiner allgemeinen Einheit herausgestaltet worden, und nun ist es von hier aus erst möglich, den genauen Werth der Keplerschen Entdeckung an sich und seinen Vorgängern gegenüber zu bestimmen. Nicht anders aber verhält es sich mit Plato und Kant. Um dies einzusehen, dazu gehört freilich, daß man das Wesen des wissenschaftlichen Erkenntnißverfahrens, wie es in der Transszendentalphilosophie rein zu Tage tritt, einmal unabhängig von seiner kraus und scholastisch gescholtenen Terminologie zu erfassen vermag. Geschieht das aber, dann wird auch kein Zweifel mehr obwalten, daß dieses Wesen der reinen Erkenntniß, als welches es sich bei Kant in hüllenloser Gestalt offenbart, dasselbe ist, das in der Platonischen Ideenlehre nach Ausdruck ringt. Wer freilich die Ideen, wie es nach den ersten Darstellungen dieser von Plato ergriffenen Einsicht wohl geschehen kann, entweder nur für rein abstrakte Begriffe oder für die von den konkreten Dingen metaphysisch abgesonderten Wesenheiten der Dinge, also doch auch für eine Art Dinge hält, dem muß allerdings der Blick dafür verschleiert bleiben, daß die Ideenlehre Platos in der Erkenntnißkritik Kants ihren vollendeten Entwicklungszustand erreicht hat. Wer aber gewahr wird, daß der hellenische Philosoph in der fortschreitend reineren Ausgestaltung seiner Lehre immer mehr zu dem Standpunkt vordringt, von dem aus die Ideen sich als die gestaltenden Gesetze zeigen, durch welche die gegebene Erfahrung zu einem einheitlich geordneten und verbundenen Erkenntnißzusammenhang erhoben wird, der wird es dann auch als eine natürliche, durch die Sache selbst an die Hand gegebene Methode zu würdigen wissen, wenn die Entwicklung der Platonischen Erkenntnißbewegung danach bestimmt wird, wie sie ganz

Digitized by Google

aus sich selbst heraus fortgesetzt dem Gedanken des reinen Transzendentalismus zustrebt. Mögen daher sowohl diejenigen, welche stets nur an dem Buchstaben kleben bleiben, als auch diejenigen, welche von der sogenannten Positivität der Erscheinungen nicht zu ihrem Wesen vorzudringen vermögen, Einwände machen, soviel sie wollen, so ist doch für den Fortgang der Platoforschung das Verfahren Natorps eine bedeutsame Förderung. Denn wir besitzen nunmehr an dieser Methode ein neues Mittel immanent philosophischer Kritik, um den Entwicklungsgang der Platonischen Ideenlehre bestimmen und ihre reinste Fassung herausheben zu können.

Es ist damit keineswegs gesagt, daß man den von Natorp dargelegten Ergebnissen seiner Untersuchung nun auch in jedem besonderen Punkt sogleich unbedingt zustimmen müßte. Er erkennt ja selber an, daß auch so noch manche Räthsel zu lösen bleiben; und das Einzelne muß so wie so der Detailprüfung vorbehalten werden. Ich möchte daher bei dieser Gelegenheit nur einen Punkt herausgreifen, in welchem ich mich z. B. nicht völlig mit dem Gegebenen einverstanden erklären kann. Der Verfasser ist eifrig bemüht, den Vorwurf des Dualismus von der Platonischen Ideenlehre abzuwenden. Er trifft damit auch meines Erachtens das Richtige, wenn man diesen Dualismus aus jener Behauptung ableiten will, daß die Ideen gesondert von den Dingen für sich an einem himmlischen Orte existirten. Mit Recht wird demgegenüber gezeigt, daß Plato diese Annahme in der späteren Zeit nicht mehr aufrecht erhalten hat, und daß sie sachlich schon beseitigt ist, wenn in diesem reiferen Entwicklungsstadium deutlich die Erkenntniß durchschimmert, daß die Ideen keine Dinge, sondern Gesetze sind. Von einem Dualismus solcher Art würde Plato loszusprechen sein. Indessen dieser guckt dennoch an einer anderen Stelle hervor und ist von dort aus nicht ohne Gewaltsamkeiten hinweg zu interpretiren. Es ist die Stellung der Materie, die dem Platonischen System einen nicht zu überwindenden Rest dualistischer Anschauung aufdrängt, und diesen Rest sind die idealistischen Systeme der griechischen Philosophie überhaupt nicht losgeworden. Andererseits muß aber auch zugestanden werden, daß es ebenso der antike Materialismus zu einem streng monistischen System nicht gebracht hat. Mag nun auch dahingestellt bleiben, ob Platos Lehre vom Raume trotz seiner Hochschätzung der Mathematik der Kantischen Lösung dieses Problems so nahe steht, wie Cohen und Natorp zu zeigen bemüht sind, so ist es doch trotz aller emsigen Versuche unerweisbar, daß für die Materie ein erkenntnißkritischer Ort innerhalb des Systems der Ideenlehre gefunden worden wäre. Es kann eben nicht aus der Welt geschafft werden, daß weder Plato noch das ganze Alterthum überhaupt zu einer klaren philosophischen Vorstellung von der Materie gekommen ist. Der chaotische Stoff ist und bleibt eine dualistische Gegebenheit, und es hieße Plato Unrecht thun, wollte man seine Materie zur allgemeinen Empfindungsbestimmtheit der sinnlichen Eindrücke herabsetzen. In diesem Punkte kann ich mich auch durch die sonst so geistvollen Auseinandersetzungen Natorps nicht gewinnen lassen.

Digitized by Google

und ich muß dabei bleiben, daß der Platonische Idealismus an dieser Stelle seine dualistische Schranke habe.

Es mögen diese Andeutungen genügen, um das vorliegende Buch dem ernsten Studium aller philosophisch interessirten Kreise zu empfehlen, den Anhängern des Idealismus sowohl als ganz besonders seinen Gegnern. Reiche Förderung und Vertiefung der Erkenntniß wird Jeder auf die eine oder andere Weise daraus als Gewinn davontragen. Möge daher dieses Werk auch an seinem Theile dazu beitragen, die lebendige Macht des wahrhaften Idealismus, aus dem allein alles Echte geboren wird, in unserem unphilosophischen Zeitalter wieder aufzurichten.

Charlottenburg. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

Zur Goethewissenschaft.

Als die „Preußischen Jahrbücher" den 1901 erschienenen ersten Band des großen Werkes Dr. Hans Gerhard Gräfs: „Goethe. Ueber seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening)" besprachen, durfte ihm das wohlerwogene Lob gespendet werden, „endlich einmal ein wahrhaftes Standard Work der Goethephilologie".

Inzwischen war uns vergönnt, zwei weitere Bände des großartig angelegten Werkes durchzugehen, den zweiten des ersten Theils, der die epischen Dichtungen zum Abschluß bringt (1189 S. groß Oktav) mit dem Anhang (Namenlose epische Pläne; Motive; Unbestimmtes; Allgemeines) S. 1072—1084, den Berichtigungen und Nachträgen (S. 1085—1107) und dem Register (S. 1109—1189 a) der epischen Dichtungen, b) der Personen und Orte) und den ersten Band der dramatischen Dichtungen, des ganzen Werkes dritten Band (1903) 443 S.

Und nun, nachdem uns das gewaltige Resultat deutschen Gelehrtenfleißes, deutscher Gewissenhaftigkeit, aber vor Allem liebevollen Verständnisses des einzigen Menschen Goethe Wochen lang auf das „Heiterste", um diesen Lieblingsausdruck des alten Herrn zu gebrauchen, beschäftigt hat, nun sind wir in der dankbaren Lage, jenes erste Urtheil nur einfach zu wiederholen. In der That erhalten wir hier ein wesentlich abschließendes Handbuch, eine Ueberschau der gesammten dichterischen Thätigkeit Goethes, ja mehr als der Titel verspricht, da ja auch die Eindrücke auf das Publikum überall mit berücksichtigt worden sind, briefliche oder bloß gesprächsweise geäußerte Urtheile von Wohlwollenden und Mißgönnern, Neidern und Spöttern.

Wer der Goethewissenschaft mit Ernst, wie sich geziemt, und vor ödem Alexandrinismus sich bewahrend, näher treten mag, der sei aufgefordert,

Digitized by Google

das hier so klar zu überschauende Material mit Sorgfalt durchzugehen. Was dazu gehörte, es so reinlich zu gruppiren, wird ihm bald aufgehen. Es ist eben nicht weniger als der gesammte Goethe, soweit er bisher zu erreichen ist, der uns hier vorübergeht, und zwar frei von allem Qualm ästhetischer oder gar sittlicher Bewürdigung, denn die exakte Goetheforschung ist davor gesichert, in das Dogmatische oder gar Hierodulische zu gerathen, wenn sie, wie Gräf, sich auf das objektiv Erreichbare, den reinen Thatbestand, beschränkt, oder wie man sagt, die Quellen selber reden läßt.

Freilich ist es keine Kleinigkeit, dem treuen Führer bloß zu folgen, aber wozu hat man denn Ferien? Wahrlich Ferien, denn Festschmäuse sind es immer, wenn uns vergönnt ist, an Goethes Tafel zu sitzen.

Des Guten gethan ist unendlich viel, und mancher Leser mag wohl meinen, hie und da fast zu viel. Gleichwohl haben wir des Verfassers weise Selbstbeschränkung zu rühmen, für die hier nur auf die Anmerkung zu 1^2 S. 957 verwiesen sei.

Weimar, Juli 1903. Franz Sandvoß
(Xanthippus).

Staatswissenschaften.

Die Eisenbahnen im tropischen Afrika. Eine kolonial-wirthschaftliche Studie von Prof. Dr. Hans Meyer. Mit einer Eisenbahnkarte von Afrika. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1902. 186 Seiten.

Afrika ist der einzige koloniale Kontinent, an dessen Austheilung Deutschland in annähernd gleichem Maße betheiligt ist wie die übrigen europäischen Großmächte. Die Frage über den Werth oder Unwerth unserer afrikanischen Kolonien bildet ein ständiges politisches Tagesgespräch, nicht minder wie die Frage der zweckmäßigen Erschließung und Untersuchung dieser deutschafrikanischen Gebiete. Das Buch von Meyer ist ein ausgezeichneter Führer auf diesem Wege. Der bekannte Forscher hat Afrika nach allen Himmelsrichtungen bereist und spricht, wenn er die tropischen Eisenbahnen Afrikas behandelt, zumeist aus eigener Erfahrung.

Eisenbahnen in Afrika sind vielfach nothwendig, einmal aus dem Grunde, weil natürliche Verkehrswege, wie Wasserstraßen, vielfach fehlen und Landwege ihren Zweck nicht immer erfüllen. Gerade der Straßenbau ist im tropischen Afrika wegen der Fliegenplage und der Unzuverlässigkeit der schwarzen Treiber nur selten zweckmäßig. Auch die Flüsse bilden keine einwandsfreie Straßen. Sie haben alle die Eigenthümlichkeit, aus dem inneren hohen Tafellande in die Küstenebenen auf vielfachen Kataraкten hinabzueilen, welche an dieser Stelle die Schifffahrt unmöglich machen.

Die Eisenbahnpolitik der französischen Kolonien Nord- und West-

Digitized by Google

afrikas hat wie von selbst ein gemeinsames großes Hauptziel: die Erschließung des westlichen Sudan und seine Verbindung mit der französischen Küste. Diesem Ziele soll in erster Linie das Projekt der Trans-Saharabahn dienen, welche einstweilen noch in der Ideenwelt französischer Kolonialpolitiker eine Rolle spielt, die Trans-Saharabahn von Algier nach Timbuktu.

Meyer weist überzeugend nach, was übrigens auch andere französische Kolonialpolitiker bereits gethan haben, daß diese Bahn von mindestens 2400 km Länge, deren größter Theil durch Wüste führt, eine Utopie ist. Abgesehen von der Schwierigkeit des Betriebes und des Baues würden die sudanesischen Massenprodukte: Salz, Datteln, Baumwolle ꝛc., den nothwendiger Weise theueren Transport nicht vertragen können.

Einstweilen sucht man deshalb die schiffbare Straße des Senegal und des Niger nutzbar zu machen. Von St. Louis, dem Endpunkt des schiffbaren Senegal, hat man eine Bahn nach dem etwas südlicher gelegenen Dakar gebaut, um einen besseren Hafen zu gewinnen. Vom unteren Senegal zum oberen Niger baut man alsdann eine zweite Bahn, welche die Verbindung dieser beiden schiffbaren Wasserstraßen bilden soll. Die Bahn ist theilweise vollendet und der Export nach dem französischen Westen nimmt stetig zu. Die Rentabilität der ganzen Anlage scheint gesichert.

In Französisch-Guinea hat man sich darauf beschränkt, eine Stichbahn ins Innere zu bauen, um die Produkte der eingeborenen Kolonien an die Küste zu bringen. Auch diese Bahn eröffnet gute Aussichten. Solche Stichbahnen hat Frankreich gleicherweise an der Elfenbeinküste und in Dahome gebaut. Wenn diese Bahnen sich auch zunächst darauf beschränkt haben, das nächstgelegene Hinterland mit der Küste zu verbinden, so hat doch die Bahn von Dahome noch eine bedeutende Zukunft für den Fall, daß sie bis zum mittleren schiffbaren Niger verlängert werden würde, wo sie dann zweifellos den Handel des französischen Sudans an sich reißen würde.

Auch England hat im Westen sich bis jetzt größtentheils darauf beschränkt, Stichbahnen von der Küste ins Innere zu bauen, theilweise mit nicht so guten materiellen Aussichten wie Frankreich. Zum Theil haben diese Bahnen auch, wie diejenige der Goldküste, welche in das kriegerische Aschantiland führt, lediglich oder vorwiegend eine politische Bedeutung. In Nigeria versuchen die Engländer durch eine direkt von Lagos an den mittleren Niger führende Bahn die Kataraktenstrecke zu umgehen.

Bemerkenswerth ist, daß in vielen der westlichen Kolonien von allen in Betracht kommenden Staaten große Bemühungen aufgewandt werden, um Baumwollkulturen der Eingeborenen ins Leben zu rufen, um statt der mehr zufälligen und schwierig auszubeutenden Erz- und Kautschukvorkommen und dergleichen eine dauernd sichere Unterlage für den Export zu haben. Einzig und allein dieses Ziel verfolgt auch die Bahn, welche in Deutsch-Togo geplant ist. Meyer erklärt dieses Bahnprojekt für außerordentlich wünschenswerth und aussichtsreich.

Digitized by Google

Auch dem Bahnbau in Kamerun stellt Meyer eine günstige Prognose. Er charakterisirt unsere Aufgaben in Kamerun dahin, daß es zunächst gilt, das fruchtbare Küstenland gründlich nutzbar zu machen durch eine kurze Pflanzerbahn, wie sie auch bereits in Angriff genommen ist. Die geplante Verlängerung dieser Bahn ins Innere würde gute Aussichten haben, wenn sie bis Adamaua, einem der reichsten Länder Mittelafrikas, welches größtentheils auf deutschem Gebiet liegt, durchgeführt würde. Der Verkehr von hier geht einstweilen auf dem Benuë und dem Niger zur Küste, doch würde es Deutschland in der Hand haben, durch handelspolitische Maßnahmen diesen Verkehr von dem Benuë ab auf die deutsche Bahn zu lenken.

Eine allseitige Schilderung giebt Meyer von dem Kongobahn-Unternehmen. Die Kongobahn von Matadi nach Léopoldville bezweckt die Umgehung der großen Kongo-Kataraкte und die Erreichung des schiffbaren mittleren Kongo, welcher von Léopoldville an eine ungeheure weite, schiffbare Straße ins Innere bildet. Meyer weist überzeugend nach, daß die bisher erzielte hohe Rentabilität dieser Bahn durch nichts anderes erreicht wurde als durch das unmenschliche, unglaubliche und ganz unvernünftige Raubsystem, welches in diesem Wirthschaftsgebiet seitens der belgischen Ausbeuter unter Förderung der belgischen Regierung betrieben wird. Die Folgen dieses Raubsystems beginnen sich in der immer fühlbarer werdenden Erschöpfung der Kautschukwälder, deren Bäume man vielfach einfach umgehauen hat, zu zeigen. In Folge dessen trägt man sich hier mit weiteren Projekten, welche die Erschließung der Länder am oberen Kongo und im Osten des Kongostaates bezwecken. Die eine Bahn soll den Kongo mit dem Albertsee verbinden, die andere mit dem Tanganyikasee. Eine weitere Bahn, für welche sich insbesondere auch englisches Kapital interessirt, soll das bergige Katangagebiet im Südosten, wo man außer Kautschuk und Elfenbein auch Gold zu finden hofft, erschließen. Das Interesse der Engländer hierfür scheint sich daraus zu erklären, daß diese letztere Bahn offenbar als ein Theil der späteren Kap-Kairobahn gedacht ist, die somit nicht durch Deutsch-Ostafrika, sondern durch den Kongostaat geführt werden soll. Meyer setzt sehr richtig auseinander, daß die hierüber in manchen deutschen Kreisen ausgebrochene Entrüstung durchaus unangebracht ist, da die ganze Kap-Kairobahn ein sehr ideologisches Projekt ist, welches die eventuell darauf zu verwendenden Kosten niemals einbringen und als Ganzes keine wirthschaftliche Berechtigung haben würde. Die im östlichen Kongo geplanten Bahnen nach den mittelafrikanischen Seen sieht Meyer nicht als gefährlich an, sondern glaubt im Gegentheil, daß Deutschland im Stande wäre, durch eine ostafrikanische Südbahn einen großen Theil des östlichen Kongostaat-Verkehrs nach Osten durch Deutsch-Ostafrika abzuleiten.

Bei den deutschen Koloniegebieten verweilt der Verfasser naturgemäß ausführlicher. Er schildert die Entstehung der längsten deutschen Kolonial-

Digitized by Google

bahn von Swakopmund nach Windhoek in Südwestafrika, welche zufälligen politischen Gründen zu danken ist und deren wirthschaftliche Aussichten nach der jetzigen Lage nicht allzu günstig beurtheilt werden. Dagegen empfiehlt Meyer das Projekt einer Bahn, deren Mittelpunkt die Otaviminen und das angrenzende Minengebiet im nördlichen Deutsch-Südwestafrika bilden solle und deren einer Strang nördlich von Pretoria die Hauptlinie des englisch-südafrikanischen Bahnnetzes treffen, deren anderer Strang den Alexanderhafen im portugiesischen Angola erreichen soll. Meyer erwartet, daß diese Bahn, welche zum größten Theil durch deutsches Gebiet führen würde, Deutschlands Einfluß in Südwestafrika ausdehnen würde und auch den Hafen unter deutschen Einfluß bringen würde, weshalb man andererseits gern den Anschluß an die englischen Kapbahnen vornehmen dürfe. Einen besonderen Vortheil dieser Bahn würde Meyer darin sehen, daß sie die Verbindung von Europa nach Südafrika um rund 2000 km Seereise abkürzen würde, mit anderen Worten das Goldgebiet von Transvaal würde nach dem Westen über Deutsch-Südwestafrika tendiren, anstatt wie bisher nach dem Süden. Die Bahn Swakopmund—Windhoek, welche bisher als Schmalspurbahn gebaut ist, will Meyer auf die Normalspur der Kapbahnen (1,07 m) gebracht und an diese Durchgangsbahn angeschlossen wissen. Wie man weiß, ist neuerdings trotz dieses Meyerschen Projektes, welches viel Einleuchtendes hat, die Verbindung des Otaviminengebietes mit der bestehenden Swakopmundbahn beschlossen worden, ja es scheint sogar, als ob die Schmalspur von 60 cm beibehalten werden soll, obwohl Meyer ausführlich nachweist, daß die Tragfähigkeit so nicht ausreichen würde, um einen wirthschaftlichen Betrieb zu sichern.

Die Rhodesiabahnen wie überhaupt die ganze große Unternehmung der Engländer in Rhodesien beurtheilt Meyer einstweilen wenig günstig.

Von größtem Interesse für uns ist indessen die Verbindung der mittelafrikanischen Seen mit dem Osten. Dieselbe erfolgt einstweilen durch den Sambesifluß und den Schire, der zum Theil durch englisches Gebiet läuft. Eine Umgehung der Kataraкte des Schire durch eine Bahn ist der Inangriffnahme nahe. Ein anderes Projekt bezweckt, eine afrikanische Bahnverbindung von Nyassa nach Port Amelia durch das nördliche portugiesische Ostafrika. Demgegenüber befürwortet Meyer auf das Wärmste den raschen Bau einer Bahn im Süden des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes von Kilwa an der Küste nach Wiedhafen am Nyassa. Meyer berechnet, daß diese Bahn von den drei geplanten Bahnen die kürzeste Transportzeit haben würde und die billigste Versendung übernehmen könnte und deshalb allen anderen ins ostafrikanische Seengebiet führenden Bahnen überlegen sein würde. Die Bahn würde nur 700 km lang sein, durch gut besiedeltes fruchtbares Gebiet führen und an jedem Ende zwei brauchbare Häfen besitzen. Das Projekt der deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn, welches noch heute in den Köpfen vieler deutscher Kolonialpolitiker spukt, verwirft Meyer mit guten Gründen als viel zu kostspielig und der

Digitized by Google

Konkurrenz britischer und portugiesischer Bahnen nicht gewachsen. Die ostafrikanische Bahnpolitik faßt Meyer dahin zusammen: „Ein System von möglichst zahlreichen, von den besten Hafenplätzen in die küstennahen Bergländer führenden Stichbahnen und als Seenbahn die relativ kurze und ungemein aussichtsvolle Südbahn."

Die Ugandabahn in Britisch-Ostafrika ist durchweg politischen Beweggründen entsprungen. Sie bezweckt die Aufrechterhaltung der Herrschaft am oberen Nil und die Sicherung einer Verbindung nach Indien, welche einen Truppentransport über Land gestattet. Diesem Zweck dienen auch zum großen Theil die egyptischen Bahnen Englands.

Das Buch Meyers ist ungeheuer lehrreich und macht in Allem den Eindruck, von einem nicht nur außerordentlich kenntnißreichen, sondern auch weit- und freiblickenden Mann geschrieben zu sein.

H. Schacht.

Untersuchungen über die Lage der Angestellten und Arbeiter in den Verkehrsgewerben. Herausgegeben vom Verein für Sozialpolitik. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot 1902. 563 S.

In diesem Sammelbande befindet sich eine Arbeit von Waldemar Zimmermann über die soziale Lage der Eisenbahner in Preußen, welche das lebhafteste Interesse verdient. Der Verfasser, welcher Nationalökonom ist, ist vordem längere Zeit als Lokomotivführer gefahren und kennt das Leben der Eisenbahner aus eigener Anschauung. Seine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke sind es auch, welche das Buch so werthvoll machen, denn befremdlicherweise hat die Behörde, obwohl der Verfasser den Verein für Sozialpolitik hinter sich hatte, jede Unterstützung der Arbeit abgelehnt. Man kommt nach der Lektüre des Buches zu der Ueberzeugung, daß diese Ablehnung vom Standpunkt des Staates nicht ganz unbegründet war, denn das Buch Zimmermanns, obwohl mit vollendeter Sachlichkeit geschrieben, rollt ein Bild auf von der Lage der Angestellten und Arbeiter des preußischen Eisenbahnbetriebes, die schlechtweg als unhaltbar bezeichnet werden muß. Es darf hierbei freilich vorausgeschickt werden, daß kein Grund zu der Annahme vorliegt, daß die Eisenbahner es bei anderen Verwaltungen wesentlich besser hätten. Es scheint vielmehr, als ob die Lage der preußischen Eisenbahner typisch für die Angestellten des Bahnbetriebes überhaupt ist. Eine Schilderung, wie die vorliegende, muß Jeden von der Nothwendigkeit einer rascher fortschreitenden Sozialpolitik überzeugen.

Die am Anfang gegebene psychologische Darstellung der einzelnen Klassen der Eisenbahner ist trotz ihrer, vielleicht im Stoffe liegenden Systemlosigkeit ausgezeichnet. Sie geht davon aus, daß vom Bahnbetrieb an die menschlichen Eigenschaften des Beamten, an seine Fähigkeit individueller

Digitized by Google

Funktion, an seine physischen Kräfte Anforderungen gestellt werden, wie in kaum einem zweiten Großbetrieb. Die ungeheuer anstrengende Thätigkeit des Lokomotivführers in all seinen verschiedenen Dienststufen und Dienstrayons wird eingehend gewürdigt und mit liebevoller Theilnahme behandelt.

Die Länge und Art der Arbeitszeit, wie sie dem Eisenbahndienst eigenthümlich ist, wird an zahlreichen Beispielen und an der Hand der bestehenden Vorschriften erörtert. Gegenüber der thatsächlichen Arbeitsdauer bezeichnet Zimmermann die offiziellen Bestimmungen als außerordentlich dehnbar. „Es ist viel von „sollen", „in der Regel" und „so weit als möglich" hierin die Rede." Bei einfachen Betriebsverhältnissen kann der durchschnittliche Dienst von 10 auf 11 Stunden täglich verlängert, die monatliche Gesammtdienststundenzahl von 300 auf 330 vermehrt werden. An Beispielen zeigt Zimmermann, daß acht aufeinanderfolgende, fast durchweg zwölf- und mehrstündige Dienstschichten (inklusive kleiner Pausen), die entweder über Mitternacht hinausgreifen oder um Mitternacht einsetzen, nichts Ungewöhnliches ist. Die Beschäftigung in sieben aufeinanderfolgenden Nächten ist, wenn auch als Höchstmaß, vorgesehen. Die Ruhepausen werden oft zum großen Theil noch durch Säuberungsarbeiten in Anspruch genommen. Zu der reichlichen Arbeitszeit kommt die ungeheuer intensive Inanspruchnahme beim Dienst. Dazu läßt sich feststellen, daß sowohl die quantitative, wie die qualitative Beanspruchung des Lokomotivpersonals in den letzten Jahren gewachsen ist.

Die Anwärter auf den Lokomotivdienst gehen meistens aus dem Schlosser- und Schmiedegewerbe hervor, doch ist das Aufrücken ein sehr langsames und erst mit 35 Jahren etwa rückt der Bewerber offiziell in die Lokomotivführerstellung ein, wo er nun freilich unabsetzbarer königlicher Beamter ist. Offenbar ist hierin der Antrieb zur Bewerbung um diese Stellung zu suchen. Auf seiner Laufbahn ist der Lokomotivführer bis dahin im Gehalt von Anfangs 1000 Mk. auf 1200 Mk. gestiegen, wozu dann etwa noch 500 Mk. Nebengelder kommen. Nach 15jähriger Dienstzeit als Führer erhält er 2200 Mk. als Höchstgehalt, doch erreicht die Mehrzahl dieses Dienstalter nicht infolge des aufreibenden Dienstes.

Aehnlich, nur vielleicht nicht immer so günstig (!) liegen die Verhältnisse bei den übrigen Eisenbahnbeamten, den Schaffnern, Weichenstellern u. s. w., über deren Verhältnisse Zimmermann etwas rascher hinweggeht, um wiederum bei den Arbeitern, d. h. also den nicht fest angestellten Bediensteten der Eisenbahn, länger zu verweilen. Auch hier sind die Lohnverhältnisse nichts weniger als glänzend, und die in den letzten Jahren bewilligten Lohnaufbesserungen bleiben hinter der Lohnsteigerung in sonstigen industriellen Betrieben zurück, ja Zimmermann weist nach, daß die ermittelte Lohnaufbesserung von sieben bis zehn Prozent während der Periode von 1895 bis 1899 zum größten Theile durch die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedarfsmittel aufgehoben ist, so daß das Heer der Eisenbahner an der vielfach behaupteten Aufwärtsbewegung der Arbeiterklasse

Digitized by Google

während der letzten wirthschaftlichen Hochkonjunktur keinen bemerkbaren Antheil gehabt hat. $^2/_3$ aller Eisenbahnarbeiter beziehen heute noch weniger als 2,85 Mk. Tagelohn, $^1/_6$ weniger als 1,85 Mk. Noch kein Drittel verdient 3 Mk. und mehr. Gegenüber diesem Lohnniveau bieten die Pensionskassen der Eisenbahn kein Aequivalent, so ist denn auch der Prozentsatz derjenigen, namentlich jüngeren Arbeiter, welche Beschäftigung bei der Eisenbahn nehmen und sehr bald darauf wieder ausscheiden, ein recht bedeutender.

Der Gesammteindruck, der aus dem Buche gewonnen wird, ist der, daß die preußische Eisenbahnverwaltung noch außerordentlich viel zu leisten haben wird in sozialpolitischer Beziehung, um den Verhältnissen in Zukunft wirklich gerecht zu werden. Leider deuten die Anzeichen vorerst nicht darauf hin, als ob man bereit sei, große sozialpolitische Reformen einzuführen. Die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen" sucht die Verhältnisse als befriedigend darzustellen. In der Furcht vor der Sozialdemokratie wendet man die schärfsten Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin an, bisher freilich mit Erfolg, aber ohne dabei zu sehen, daß je länger je mehr die Harmonie zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zu schwinden droht. „Der Gedanke an eine sozialpolitische Erziehung des Arbeiters von Seiten der Verwaltung aus", sagt Zimmermann, „hat in dem Eisenbahnbetriebe noch keine Stätte gefunden." Auch auf dem Gebiet der Arbeiterbeschaffung geht die Verwaltung ohne genügende Rücksicht auf die Angebotsverhältnisse und vielfach unter Vermeidung bestehender Arbeitsnachweise vor. In den Wohnungszuschüssen wird die Entwicklung der Miethspreise nicht genügend berücksichtigt. Die Frage der Beköstigung der Leute ist nur unbefriedigend gelöst, und die Fürsorge für die Gesundheit der Angestellten ließe sich erheblich ausdehnen. Die Arbeiterausschüsse, welche von der Verwaltung eingeführt sind, haben lediglich eine dekorative Bedeutung, und die Verwaltung hat es leider nicht verstanden, diese Arbeiterausschüsse zu dem Ventil zu gestalten, durch welches sich die Mißstimmung der Angestellten und Arbeiter Luft machen kann.

Die letztgenannten Punkte sind alle derart, daß ihre in sozialpolitischem Sinne fortschrittliche Inangriffnahme ohne Weiteres jederzeit erfolgen kann. Die Frage des Lohnes und der Arbeitszeit sind schwieriger zu behandeln, aber wichtig genug, um allen Ernstes an die Besserung der Verhältnisse heranzutreten. Geschieht das nicht, so wird man kaum in der Lage sein, der Sozialdemokratie unter den Eisenbahnern das Wasser abzugraben.

H. Schacht.

Digitized by Google

Jüdische Statistik. Herausgegeben vom Verein für jüdische Statistik unter der Redaktion von Dr. Alfred Nossig. Berlin 1903. Jüdischer Verlag. 452 S.

Den Nichtjuden muthet die Arbeit zunächst befremdlich an. Der erste Eindruck ist der einer Ueberraschung über die über alle Welt ausgedehnte jüdische Organisation, welche beweist, daß die Juden immer noch nicht nur sich als ein Volk fühlen, sondern auch ideelle und wirthschaftliche Beziehungen mit einander unterhalten, welche die Auffassung von dem Bestehen eines ideellen Judenstaates nicht gerade Lügen zu strafen geeignet sind. Man braucht dabei selbstverständlich keineswegs an irgend welche realpolitische Aspirationen zu denken.

Was nun die Statistik betrifft, welche hier über das Judenthum aufgestellt ist, so konstatirt das Vorwort, daß dieselbe aus den Bedürfnissen des Gesammtjudenthums erwachsen sei. Das gleiche Vorwort charakterisirt das Buch als eine Sammlung von Originalarbeiten berufener Autoren, welche „die Lage des mobilen jüdischen Weltproletariates auf seiner Wanderung aus dem Osten nach dem europäischen Westen und Amerika einerseits, nach dem Orient andererseits" verfolgen. Der weitere Zweck der jüdischen Statistik soll sein, die „Grundlagen für die Linderung des jüdischen Massenelends" zu schaffen.

Das Buch enthält zunächst eine systematische Bibliographie der jüdischen Statistik, sowie ein Verzeichniß und eine Schilderung der statistischen Arbeiten jüdischer Organisationen. Statistik bedeutet hier nicht die Lieferung exakter Ziffern, sondern heißt vielfach statistische Beschreibung im Sinne der alten Achenwallschen Methode, d. h. die Schilderung von Verhältnissen an der Hand typischer Beobachtungen, Schätzungen u. dergl.

Von den einzelnen Arbeiten möchten wir einige hervorheben. Eine Enquete über die wirthschaftliche Lage der jüdischen Landbevölkerung in Baden behandelt die Verhältnisse des ländlichen Zwischenhandels. In 93 Gemeinden wurden durchschnittlich je 24 jüdische Haushaltungen gezählt. In einer Gemeinde fanden sich 165 jüdische Haushaltungen. Dem Berufe nach entfielen hiervon 37 Prozent auf den Viehhandel, 24 Prozent auf Waarengeschäfte, nahezu 10 Prozent auf den Produktenhandel, 7,5 Prozent auf den Maklerberuf, ebenso viel auf den Hausirhandel und beinahe 7 Prozent auf den Großhandel, so daß 93 Prozent insgesammt auf den Handel kamen.

Anschließend hieran hat man statistische Erhebungen über die Berufswahl der jüdischen Jugend in den Landgemeinden Badens angestellt. Darnach wählten von den jüdischen jungen Leuten 60 Prozent den Kaufmannsberuf, 17 Prozent den Viehhandel und 16 Prozent das Handwerk, so daß sich eine Verschiebung zu Gunsten des Handwerks und zu Lasten des Handels konstatiren läßt. Bemerkenswerther Weise wählte die große Mehrzahl der Handwerker den Metzger- und Bäckerberuf. Gleichzeitig wird ein Abwandern in die Stadt konstatirt. Die kleine Studie faßt das

Digitized by Google

Ergebniß dahin zusammen: „Innerhalb der über allen Zweifel festgestellten wirthschaftlichen Verschlechterung der Juden auf dem Lande vollzieht sich eine Selbsthilfe, eine Art ökonomischer Selbstreinigung durch die veränderte Berufsneigung des heranwachsenden Geschlechtes. Von dem bisherigen Hauptberufszweig, dem Viehhandel und Makel, rücken die jungen Leute merklich ab." Es wird hieraus die Konsequenz gezogen, daß es gilt, diese aus sich selbst herausgewachsene Bewegung zu stärken, indem man vor Allem der jüdischen Jugend Gelegenheit bietet, in Schulen und Anstalten Lust zur produktiven Arbeit und gleichzeitig Unterricht in derselben zu erhalten.

Besonders interessant ist auch die Enquete über die Lage der jüdischen Bevölkerung Galiziens. Es ist ein erschreckendes Bild, welches hier aufgerollt wird. Inmitten des ausgedehnten galizischen Proletariates bilden die Juden ein Kontingent von etwa zwölf Prozent, zeitweilig war die Zunahme der jüdischen Bevölkerung eine bedeutend größere als die der slavischen, doch wird in letzter Zeit ein bedeutender Rückgang in der jüdischen Bevölkerungsvermehrung konstatirt. „Jeder neunte Mensch in Galizien, so heißt es, ist Jude. Die überwiegende Mehrzahl der Juden lebt von der Vermittelung und dem Handel in seinen verschiedensten Formen. Es entfällt also je ein Händler und Vermittler auf 8—10 Einwohner, und es ist geradezu undenkbar, daß in einem fast ausschließlich Ackerbau treibenden Lande, in welchem überdies noch viel Naturalwirthschaft herrscht, 6—7 Kaufleute oder Kleinkrämer in einem Dorfe, wo nur 80 arme Bauern wohnen, ihren Unterhalt finden."

Obwohl offenbar das jüdische Element an der Nothlage des galizischen Volkes unschuldig ist, besteht eine kräftige antisemitische Agitation, welche durch Errichtung von Genossenschaften den jüdischen Handel immer mehr auszuschalten sucht und dadurch das jüdische Proletariat in entsetzlicher Weise vermehrt.

Die internationalen jüdischen Vereinigungen nun haben sich bemüht, der zunehmenden Verelendung zu steuern und als einziges probates Mittel hierzu die Erweckung industrieller Betriebe gefunden. Die herrschende Schlachta steht indessen der Errichtung von Fabriken feindlich gegenüber, so daß nur eine Hausindustrie in Frage kommen konnte. Diese hat man energisch propagirt und zunächst im Verlagssystem die Haarnetzfabrikation, die Verfertigung von Drechsler- und Spielwaaren, die Stickereiindustrie u. a. m. einzubürgern versucht, und zwar nicht ohne Erfolg. Wie weit es auf diesem Wege gelingen wird, das jüdische Proletariat in Galizien zu heben, muß der Zukunft überlassen bleiben.

Von Bedeutung erscheint mir ferner eine Enquete unter den westeuropäischen jüdischen Studirenden, in deren Mittelpunkt die Frage der Errichtung einer jüdischen Hochschule steht. Der betreffende Aufsatz führt selber aus, daß wir es bei der jüdischen Studentenschaft, die nach Westeuropa kommt, mit einem von den westeuropäischen Studirenden wesent-

Digitized by Google

lich verschiedenen Element zu thun haben, das so zu sagen einen Staat im Studentenstaat bildet. Mitten in den europäischen Zentren bilden sie ihre von ihnen selbst so bezeichneten Kolonien und gravitiren mit ihren Interessen immer nach der Volksmasse ihres Geburtslandes. Studenten und Studentinnen sind fast durchwegs politische Menschen. Die nationale und soziale Frage, insbesondere mit Rücksicht auf das Judenthum, bildet den Untergrund ihres Gedankenlebens und ihrer Weltanschauung. Ueber die Hälfte derjenigen, welche die Enquete beantwortet haben, bekennen sich als Nationaljuden, ein Viertel als Zionisten. In Bezug auf das gesellschaftliche Moment wird konstatirt, daß sie sich fast gar nicht an ihre Umgebung akklimatisiren können oder wollen. Der bei Weitem größte Theil der Befragten stammt aus dem russischen Ansiedelungsrayon, welcher die 25 westlichen und südwestlichen Gouvernements des europäischen Rußlands umfaßt, und kommt nach Westeuropa, weil für ihn in Rußland kein oder kein genügender Platz an den Hochschulen ist. Am meisten frequentiren sie die technische und die medizinische Fakultät. Ihre monatlichen Ausgaben betragen größtentheils nicht über 80 Mark inkl. Kollegiengelder. Ein Vergleich mit dem Durchschnitt der deutschen Studirenden zeigt, daß 90 Prozent der jüdischen Studenten sich mit einem Auskommen unter dem Mittelmaß begnügen muß. Hervorgehoben wird die exzeptionelle Sprachenbegabung der jüdischen Studenten. Die jüdische Hochschule wird von einem bedeutenden Theile als eine Nothwendigkeit hingestellt in Folge der immer wachsenden Verschärfungen der Studienbedingungen für Ausländer und der gleichfalls wachsenden feindlichen Stimmung der westeuropäischen Studirenden gegenüber den Ausländern.

Aus einer Statistik, die gleichfalls auf einer privaten Zählung beruht, über die jüdische Bevölkerung Rußlands, geht hervor, daß der Prozentsatz der Juden im Ansiedelungsrayon 11,46 Prozent beträgt. Aufgenommen ist diese Statistik durch eine bewundernswerthe Organisation von Korrespondenten und freiwilligen Hilfskräften.

Man kann auch als Nichtjude dem Unternehmen des Vereins für jüdische Statistik, dessen erster Band das vorliegende Buch ist, nur Erfolg wünschen, wobei man freilich häufig gerne zuverlässigere Unterlagen wünschte, als es private Beobachtungen, Zählungen und Enqueten sind.

H. Schacht.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Nauticus 1903. — Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Preis M. 4,75, geb. M. 5,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abtheilung für Arbeiterstatistik. Erster Jahrgang No. 4, Juli 1903. Berlin, Carl Heymann.

Schmarsow, A. — Unser Verhältniss zu den bildenden Künsten. M. 2,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1902. 236 S. Riga, W. F. Häcker.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 4. Heft: Verbrechen und Strafen als Ehescheidungsgrund nach evangelischem Kirchenrecht. Von Dr. Friedrich Albrecht. M. 7,20. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirthschaftsgeschichte, herausg. von Prof. Dr. St. Bauer in Basel, Prof. Dr. G. v. Below in Tübingen, Dr. L. Hartmann in Wien. I. Band. 2. Heft. Preis für den Band (4 Hefte) M. 20,—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Barfeld, Dr. M. — Der Verlust der Staatsangehörigkeit durch Naturalisation und durch Aufenthalt im Auslande. M. 2,—. Breslau, M. & H. Marcus.

Brie, Maria. — Savonarola in der deutschen Literatur. M. 3,—. Breslau, M. & H. Marcus.

Dorner, Dr. A. — Grundriss der Religionsphilosophie. M. 7,—. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Encken, R. Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. M. 4,20. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Fridrichowicz, Dr. E. — Staatswissenschaften Band II. M. 1,60. Berlin, S. Calvary & Co.

Frobenius, Leo. — Völkerkunde in Charakterbildern. Mit ca. 800 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Eleg. geb. M. 15,—. Hannover, Gebr. Jänecke.

Fuchs, Dr. Th. — Der Kaufmann und seine Angestellten. Eine gemeinverständliche Darstellung ihrer Rechte und Pflichten. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,50. Leipzig, Carl Ernst Poeschel.

Hebbels Ausgewählte Werke. Band II. M. 1,—. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Kauffmann & Berndt. — Geschichtsbetrachtungen. M. 3,—. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Kautzsch, Kaethe. — Versuche in der Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern. M. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.

Langhans, Prof. Paul. — Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntniss deutschen Volksthums aller Orten und aller Zeiten. Heft 2. M. 1,50. Gotha, Justus Perthes.

Moritz, Carl Philipp. — Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. M. 3,50. Berlin, B. Behr.

Polenz, Wilhelm von. — Das Land der Zukunft. 418 S. Berlin, F. Fontane & Co.

Poser, Victor von und Groß-Naedlitz. — Die rechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete. M. 2,40. Breslau, M. & H. Marcus.

Richter, R. — Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk. M. 4,—. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Die Störungen im deutschen Wirthschaftsleben während der Jahre 1900 ff. Herausgegeben vom Verein für Sozialpolitik.

Erster Band: Textilindustrie. Mit Beiträgen von H. Potthoff, H. Sybel, K. Kuntze.

Zweiter Band: Montan- und Eisenindustrie. Mit Beiträgen von O. Bosselmann, Th. Vogelstein, F. Kuh.

Dritter Band: Maschinenindustrie von P. Steller. Elektrotechnische Industrie von J. Loewe. Schiffsbaugewerbe von R. Schachner. Papierindustrie von F. Demuth.

Vierter Band: Verkehrsgewerbe. Mit Beiträgen von R. Schachner, Erler, Stubmann.

Leipzig, Duncker & Humblot.

Fridrichowicz, Dr. E. — Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften. Band III. M. 1,60. Berlin, C. Calvary & Co.

Goethes Sämmtliche Werke, Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 8. Band: Singspiele. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.

Gotheln, Eberhard. — Die Schifffahrt der deutschen Ströme. Band II. Geschichtliche Entwicklung der Rheinschifffahrt im XIX. Jahrhundert. Im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben. Leipzig, Duncker & Humblot.

Jellinek, Artur L. — Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. Band I Heft 3. Berlin, Alexander Duncker.

Julianus. — Die Revision des Liberalismus. M. 1,25. Berlin, Hermann Walther.

Landsberg, Dr. Hans. Moderne Essays. Heft 25–29, à 50 Pf. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Ritter, Constantin. — Platons Dialoge. Inhaltsdarstellungen. I. Der Schriften des späteren Alters. M. 4,50. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Schmidtke, A. — Das Klosterland des Athos. M. 2,20, geb. M. 3,—. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Der Schauplatz des Kaisermanövers 1903. M. 2,50. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Volksabende, herausgegeben von Herm. Kaiser. 1. Heft Hans Sachs M. 1,—. 2. Heft Wilhelm Hauff 75 Pf. 3. Heft Königin Luise 75 Pf. Gotha, Verlagsbureau Gotha.

Zorell, F. — Zur Frage über Babel und Bibel. Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Band XXII. Heft 11. 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thienemann.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Digitized by Google

3676

September 1903. Einhundertunddreizehnter Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

Dr. Max Schneidewin, Professor in Hameln:
Der Papst und die Religion 393

Dr. A. Goedeckemeyer, Göttingen:
Die Staatslehre des Thomas von Aquino 398

Dr. M. Hölzel, Stuttgart:
Ueber Friedrich List 420

Dr. Robert v. Lendenfeld, Professor der Zoologie an der deutschen Universität Prag:
Ueber die Bewegungsorgane der Thiere 443

Dr. A. Rebe, Gymnasial-Direktor in Lüneburg:
Die Krösussage 459

Freiherr L. von Stetten-Buchenbach, Oberst z. D., Schloß Stetten bei Künzelsau (Württemberg):
Vom Ende der Reichsritterschaft 481

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: Paul Natorp, Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus. (S. 550.)

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1903.

Digitized by Google

Ausgegeben den 2. September 1903.

Literatur. Franz Sandvoß (Xanthippus), Weimar: Zur Goethewissenschaft. (S. 559.)
Staatswissenschaften. H. Schacht: Professor Dr. Hans Meyer, Die Eisenbahnen im tropischen Afrika. (S. 560.) — Untersuchungen über die Lage der Angestellten und Arbeiter in den Verkehrsgewerben. (S. 564.) — Jüdische Statistik. (S. 567.)

Mit einer Beilage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Kaiserl. und Königl. Hof-Pianofabrik

Julius Blüthner

Flügel und Pianos.

Filiale:
BERLIN W.
Potsdamerstrasse 27 b.

Berlin W.
Leipzigerstr. 27/28.

S. Adam

Hamburg
Neuerwall 76/80.

Gegründet 1863. Gegründet 1863.

Special-Haus für Herren- und Knaben-Bekleidung

fertig und nach Maass.

Damen-Confection

vom einfachsten bis elegantesten Genre.

Ausrüstungen für jeden Sport

Livréen. und nach allen überseeischen Ländern. Gummimäntel.

Schuhe, Stiefel, Gamaschen, Strümpfe, Hüte etc.

Anfertigung nach Maass unter Garantie guten Sitzes innerhalb 12 Stunden.

Illustrirte Preislisten kostenlos.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Erinnerungen, Aufsätze und Reden

von

Hans Delbrück.

40 Bogen gr. 8°, eleg. brosch. Mk. 3.—, in Leinwand gebd. Mk. 4.—.

Digitized by Google

Literarische Neuheiten aus dem Verlage der Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Ein Tagebuch Kaiser Wilhelms II. (1888—1902) nach Hof- und anderen Berichten. Von **E. Schröder.** Herausgeb. von Werken Friedrich des Grossen. 432 S. 8°. Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Dieses Tagebuch Kaiser Wilhelms II. zählt nicht zu den vorübergehenden Erscheinungen. Mit der Geschichte des deutschen Volkes verwebt, hat es einen bleibenden Wert. Zugleich ein Geschichts-Kalender, ist dieses Tagebuch Kaiser Wilhelms II. ein in seiner Art einziges Buch, ein Zeitspiegel.

Kunst. Romandichtung von **Robert Raberti.** 280 S. 8°. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Die vorliegende Romandichtung — der Autor vermeidet mit gutem Grunde und mit Berechtigung die blosse Etikette „Roman" — ist die Schöpfung eines Künstlers, dessen Auge scharf die bunten Details des Lebens erfasst, aber unbeirrt und unbeengt darüber hinaus mit weitem Adlerblick auch die hochragenden ewigen Fernen umfasst.

Fatum. Erzählung von **Mite Kremnitz.** 240 S. 8°. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Die Dichtung schildert den hoffnungslosen Kampf eines allzu weich geschaffenen, gütigen Charakters gegen die Grausamkeit selbstgerechter Menschen und eines ehernen unerbittlichen Fatums; Wahnsinn und Vernichtung sind das Ende, das der grelle Schein mörderischer Feuersbrunst überflackert, wie der Anfang unter der schreckenerzeugenden unheimlichen Beleuchtung eines ungewöhnlichen Naturphänomens steht.

Memoiren von **Dr. Achscharumow.** 224 S. 8°. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Von grosser Wichtigkeit für die Kenntnis russischer Zustände und äusserst interessant sind diese Memoiren des russischen Arztes Dr. Achscharumow, der im Jahre 1849, der Teilnahme an revolutionären Bestrebungen verdächtigt, verhaftet, nach achtmonatlicher Untersuchungshaft zum Tode verurteilt, aber im letzten Augenblick begnadigt wurde.

„Das dunkle Thor." Schauspiel in vier Aufzügen von **Felix Philippi.** 178 S. 8°. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

„Das Erbe." Schauspiel in vier Aufzügen von **Felix Philippi.** 2. Auflage. 178 S. 8°. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Wer je eines der packenden Schauspiele Philippis gesehen hat, weiss, dass die Bretter, welche die Welt bedeuten, der naturgemässe Boden sind, auf den ihn sein Talent verweist. In der Art und Weise, wie Philippi einen zur Anteilnahme zwingenden Konflikt erfasst, ihn zuspitzt, ihn bis zur intensivsten Spannung steigert und dann mit virtuoser Gewandtheit löst, in der Art, wie er die Handlung des Dramas entwickelt, es szenisch mit bewundernswertem Gefühl für die Bühnenwirkung aufbaut, zeigt er sich als einen geborenen Dramatiker.

Abende in Versailles. Von **H. Lindau.** 208 S. 8°. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Auf diesen wissenschaftlichen und kunsttheoretischen Erörterungen liegt ein wunderbarer Duft dichterischer Stimmung, der ihnen einen ganz aparten, ungewöhnlichen Reiz gibt. Reflexion und Poesie haben hier einen bezaubernden Bund geschlossen, dem schliesslich eine bis zum Unerforschlichen sich ahnungsvoll hinaufschwingende religiöse Inbrunst die höchste Weihe gibt.

Erlebnisse. Gedichte von **Heinrich Brömse.** 95 S. 8°. Geh. Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

Diese Erlebnisse sind keine kühlen Verstandesprodukte, Naturfreude und Daseinslust, Liebesglück und Liebesleid, Trauer und Vergänglichkeitsschmerz äussern sich mild verschleiert und in sanft gedämpften Farben. Neben dem rein lyrischen Ausströmen der Gefühle, findet sich eine still sinnende Versenkung in Daseinsprobleme, aus der eine reife, ruhig optimistisch-praktische Lebensweisheit sich ergibt.

Die Madonna von Bellini. Venetianische Bilder von 1698—1709. Von **Emma Friedlaender-Werther.** 247 S. 8°. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. (Ausgabe auf Kunstdruckpapier in feinem Pergamin-Einband Mk. 5.—.)

Die Verfasserin, die in ihrem Roman „Römische Luft" ein so fesselndes, von Leben und Geist sprühendes Bild des heutigen römischen Gesellschaftslebens gegeben hat, zeigt in ihrem neuesten Roman, dass sie auch in Italiens vergangenen Zeiten heimisch ist. Das Venedig des 17. Jahrhunderts hat sie mit all dem berauschenden Farbenglanz, allem Pomp, aller Grösse und Fülle des damaligen Lebens heraufbeschworen. Durch glänzende Bilder zieht sich die Geschichte eines armen Mädchens von dunklem Herkommen, dass schliesslich ein günstiges Schicksal zu den Höhen emporträgt.

Eine Mutter. — Nini. Zwei Novellen von **Paul Anders.** 288 S. 8°. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Der erschütternde, dramatisch packende Ausgang der ersten ist eine furchtbare Anklage gegen die Gesellschaft, deren Pathos mit ätzender Ironie durchsetzt ist. Die angefügte Novelle „Nini" ergänzt stimmungsrecht das Bild.

Zwischen dem Tode und dem Leben. Das Tagebuch von Pawlik Dolsky. Von **A. N. Apuchtin.** Aus dem Russischen übersetzt von **Natalie von Bessel.** 240 S. 8°. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Natalie von Bessel hat sich das Verdienst erworben, den russischen Schriftsteller, der zu den stärksten Talenten der jüngeren Erzählergeneration zählt, in guten deutschen Bearbeitungen seiner Werke dem deutschen Publikum nahe zu bringen.

Das Erbe Kaiser Wilhelms I. Historischer Roman in drei Bänden von **Gregor Samarow.** Band I: **Die gelbe Gefahr.** Band II: **Der Sieg in China.** Band III: **Wieder daheim.** 934 S. 8°. Geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 12.—.

Der dritte (Schluss-) Band dieses gross angelegten historischen Romans ist gerade in dem Augenblick erschienen, da die Nachricht von dem Heimgange des beliebten Erzählers die Teilnahme der literarischen Welt wachruft. Fesselnd von Anfang bis zum Ende ist dies Buch das aktuellste und bedeutsamste, was seit langem geschrieben wurde. Mit sprühendem Geist geschrieben, dringt es bis in die Tiefen der Politik und der Menschenherzen, und in der Entwicklung all dieser Menschen spiegelt sich die Kultur unserer Zeit.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck: Bu[illegible]er Aktiengesellschaft Nationalzeitung, Berlin W.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

Hans Delbrück.

Einhundertundvierzehnter Band.

Oktober bis Dezember 1903.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1903.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

des

114. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Bödiker, T., Wirthschaftliches und Politisches aus Italien	57
Brice, James, Lord Acton. (Uebersetzung von J. Imelmann.)	193
Daniels, E., Napoleon I. im Kampfe mit Frau von Staël	390
—„— Besprechung von Friedrich Curtius, Ernst Curtius	524
Coste, D., Besprechung von M. Kremnitz, König Karl von Rumänien	145
Delbrück, H., Besprechung von Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern	153
—„— Besprechung von v. Stosch, Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch	522
—„— Besprechung von v. Kretschman, Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71	523
—„— Besprechung von Franz Oppenheimer, Das Grundgesetz der Marx'schen Gesellschaftslehre	532
? Eisenbahn-Gedanken	504
Fiedler, H. A., The United States and Latin Amerika	325
Geffcken, J., Aus dem literarischen Kampfe zwischen Heidenthum und Christenthum	225
Glier, L., Unternehmerverbände und Preise in der amerikanischen Eisenindustrie	78
Goslich, Marie, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters	336
Gothein, Marie, John Ruskin	8
Hartmann, E. v., Dorners Religionsphilosophie	205
Heckscher S., German Ambitions	146
Hertel, Die Aussichten der jungen Juristen	516
Martens, L., Uebersetzung und Original	273
Meyer, W., Ueber die Stellung der deutschen Turnerei	129
Müller, Karl, Calvin und die Anfänge der französischen Hugenottenkirche	371
v. Nell, Bernarda, Wird die moderne Zeit Tragödien schaffen? Entgegnung	533
Oncken, H., Ein Freund Bismarcks. (Graf Alexander Keyserling.)	254
Pflaum, Chr. D., Entstehung und Leben der Sprache	455
Prellwitz, Gertrud, Wird die moderne Zeit Tragödien schaffen?	339
—„— Theater-Korrespondenz	347, 558
—„— Besprechung von Carl Hauptmann, Die Bergschmiede. Des Königs Harfe	537
Roethe, Besprechung von Werneke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes	155
Rohrbach, P., Besprechung von Lynch, Armenia, Travels and Studies	149
—„— Besprechung von „Beiträge zur Missionskunde"	152
—„— Besprechung von Boeck, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal	153
—„— Besprechung von E. v. Schrenck, Jesus und seine Predigt	314
—„— Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen	333
Sandvoß, F., Wilhelm Heinse	334
Schacht, H., Die südafrikanische Diamant-Industrie	295
—„— Besprechung von Lehmann, Bodenkredit und Hypothekenbank	315
—„— Besprechung von Schippel, Zuckerproduktion und Zuckerprämie bis zur Brüsseler Konvention 1902	317
—„— Besprechung von Lindenberg, 50 Jahre Geschichte einer Spekulationsbank	321
Schiele, F. M., Aus dem Thomasischen Collegio	426
Schmidt, F. J., Besprechung von Chamberlain und Poske, Heinrich v. Stein und seine Weltanschauung	159
—„— Besprechung von Ritter, Platons Dialoge	311
—„— Besprechung von Wundt, Naturwissenschaft und Psychologie	548

Digitized by Google

Seite

Schroeder, O., Deutsche Bühnenaussprache 1
—„— Besprechung von Weise, Unsere Muttersprache 157
—„— Besprechung von Wunderlich, Der deutsche Satzbau 158
Troeltsch, E., Religionswissenschaft und Theologie des 18. Jahrhunderts . 30

Besprochene Werke.

Becque, Henry, Die Raben 560
Boeck, Curt, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal 153
Brockelmann, C., Geschichte der arabischen Literatur 333
Broicher, Charlotte, John Ruskin und sein Werk 8
Chamberlain, H. St. und Fr. Poske, Heinrich von Stein und seine Weltanschauung 159
Curtius, Friedrich, Ernst Curtius 524
Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters 336
Dorner, August, Grundriß der Religionsphilosophie 205
Fitger, Arthur, San Marcos Tochter 559
Gautier, Paul, Madame de Staël et Napoléon 390
Hauptmann, Carl, Die Bergschmiede. Des Königs Harfe 537
Heinse, Wilhelm, Bd. II, IV, V, VI 334
Horn, P., Geschichte der persischen Literatur 333
Kremnitz, Mite, König Karl von Rumänien 145
Kretschman, Hans von, Kriegsbriefe aus den Jahren 1870—1871 . . . 523
Lehmann, Bodo, Bodenkredit und Hypothekenbank 315
Lindenberg, Otto, 50 Jahre Geschichte einer Spekulationsbank 321
Lynch, H. F. B., Armenia, Travels and Studies 149
Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache 492
Missionskunde 152
Oppenheimer, Franz, Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre . 532
Ritter, Constantin, Platons Dialoge 311
Rohrbach, Paul, Deutschland unter den Weltvölkern 153
Ruskin, John, Moderne Maler Bd. I u. II 8
Schippel, Max, Zuckerproduktion und Zuckerprämie bis zur Brüsseler Konvention 317
Schrenck, Erich von, Jesus und seine Predigt 314
v. Stosch, Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch 522
Sudermann, Hermann, Sturmgeselle Sokrates 347
The United States and Latin, Amerika 325
Vigilans sed Aequus German Ambitions as they affect Britain and the United States of Amerika 146
Weise, Oskar, Unsere Muttersprache 157
Wernecke, H., Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes . . 155
Wilde, Oskar, Salome 558
Wunderlich, Hermann, Der deutsche Satzbau 158
Wundt, Wilhelm, Völkerpsychologie 463
—„— Naturwissenschaft und Psychologie 548

Politische Korrespondenz.

Rohrbach, Das Ende der Witteschen Finanzverwaltung 165
v. L., Aus den Ostseeprovinzen 168
* Aus Oesterreich 173
D., Die bevorstehenden Landtagswahlen. Der Parteitag der Sozialdemokraten. Nationalsoziale und Jungliberale 179
Heckscher, Zur Reform der Schwurgerichte 349
Spectator, Russische Gedanken zu Preußens Polenpolitik 354
D., Die sozialdemokratische Gefahr. Der Kaiser-Insel-Prozeß. Die gegenseitige Verketzerung der Sozialdemokratie 358
Schacht, Dr. Hjalmar, Zur industriellen Konzentration 561
D., Das Wahlergebniß 567

Digitized by Google

Deutsche Bühnenaussprache.

Von

Otto Schroeder.

Ein Rezensent der letzten Auflage meines Papiernen hat, in der ausgesprochnen Absicht, das übermüthige Büchlein vorm Veralten zu bewahren, die Güte gehabt, mich auf die segensreiche neuste Regelung der deutschen Bühnenaussprache aufmerksam zu machen. Ich hatte längst aufgehört, mich für die nun über zwölf Jahre zurückliegende Arbeit zu interessiren, die im selben Tone fortzusetzen ich heut außer Stande wäre, habe auch nie daran gedacht, ein brauchbares, geschweige denn immerfort brauchbares Lehrbuch zu schreiben. Doch die Kunde von einer kanonischen Feststellung, wie man jetzt auf der Bühne und überhaupt in edler Rede zu sprechen habe, weckte die widerstreitendsten Gefühle; schließlich überwog die Neugier. Dies ist der Titel der grundlegenden Schrift:

Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Berathungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. April 1898 im Apollosaale des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. Vertreter des Deutschen Bühnenvereins: Graf Bolko von Hochberg, Exz., Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin, als Vorsitzender; Karl Freiherr von Ledebur, Generalintendant in Schwerin; Dr. Eduard Tempeltey, Exz., Wirklicher Geheimer Rath in Koburg; wissenschaftliche Vertreter: Prof. Dr. Eduard Sievers in Leipzig, Prof. Dr. Karl Luick in Graz, Prof. Dr. Theodor Siebs in Greifswald. — Im Auftrage der Kommission herausgegeben von Theodor Siebs. Zweite Auflage. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn. 1901. 103 Seiten Großoktav.

Wenn man sich von dem blendenden Glanz des Apollosaales erholt hat und fragt, wer nun hier die Autorität der gesprochnen Literatursprache vertritt, — drei Hof-, vielleicht auch Oberhofchargen und drei Sprachhistoriker. Daß man in Fragen schwankender

Digitized by Google

Aussprache sich an Philologen wendet, um sich zunächst einmal die Fragen richtig formuliren zu lassen, ist gewiß gut. Diskussion und Abstimmung erhalten ein ganz andres Sprungbrett, wenn man weiß, wo die Probleme herstammen, und was man thut, wenn man sich so oder so entscheidet. An der Abstimmung selber sich zu betheiligen, hat der Gelehrte als solcher kein Recht. Der Philologe mag auch, mit seiner an erschöpfende Observation gewöhnten Methode, die beschränktere Erfahrung des einzelnen Abstimmers zu ergänzen suchen: das erste und letzte Wort hat hier der Schauspieler zu sprechen, überhaupt die berufenen Vertreter des künstlerischen Vortrags, Kanzelredner und Lehrer des Deutschen an höhern Schulen, Meister des Worts in allen Berufen, hie und da wohl auch ein Sänger. Die drei Generalintendanten (wenn ich Exzellenz Tempelter darunter mitbegreifen darf) haben allen Anspruch auf achtungsvolle Höflichkeit, besonders bei ihren Untergebnen, eine Autorität in Lebensfragen der Sprache und in Gewissensfragen der Kunst haben sie für Niemand. Wenn es sich noch um rein konventionelle Dinge handelte, um Kleidertracht oder um Orthographie! Aber sobald es gilt, die Sprechweise auch nur einer einzigen Bühne zu regeln oder auszugleichen, wird der Regisseur die oberste Instanz zu bilden haben. Giebt es denn in Deutschland keinen Regisseur, keinen Schauspieler von Autorität? Doch das mögen die Nächstbetheiligten, die Schauspieler unter sich ausmachen.

Was bringt uns nun der offizielle (wie man S. 85 erfährt, wenigstens vom Deutschen Bühnenverein gutgeheißne) Kanon? Soweit Unarten der Stimm- und der Lautbildung im Allgemeinen in Frage kommen, wird es schwer sein, Schwarz auf Weiß dagegen anzukämpfen. Einzelne gute Bemerkungen hat Professor Sievers beigesteuert; Knappheit und Klarheit der Formulirung verrathen volle Herrschaft über die Sache: man wünschte dem Buche mehr dergleichen.

Ueber Tempo und Tonfall hätte der Kanon besser gethan zu schweigen, als sich mit den „kurzen Bemerkungen" S. 78 ff. dem Spotte der Schauspieler auszusetzen. Dagegen bildet ein unentbehrliches Kapitel die Betonung der Wörter. Leider steht auch hier der Kanon in seinem Niveau unter den landläufigen Elementarbüchern (z. B. Willmanns Deutscher Schulgrammatik).

Wo Philologen betheiligt waren, sollte bei Fragen, bei denen sich jede Tischgesellschaft sofort in zwei feindliche Lager theilt, einiges

Digitized by Google

sprachgeschichtliche Material beigebracht sein, das die Entscheidungen dem Bereiche des Zufalls und der Willkür entrückte. S. 48 und 83 wird richtig kurzes o gelehrt in Wörtern auf -or (Doktor, Motor, Pastor, Senator). Nun sagt aber der Westfale Der Pastór, und jeder Hauptmann wünscht sobald als möglich Majór zu heißen. Der Apotheker ist stolz auf sein Mixtum Compósitum; aber der Botaniker hält auf seine Compositenblüthe und der Kapitalist auf seine Depositenkasse, obwohl man auf italienischen Bahnhöfen sehr bald lernt, sein Handgepäck dare in depósito. Zu entscheiden hat hier der Philologe nichts: er erklärt die Depositen, wie den westfälischen Pastór und den Majór aus der altgewohnten Anlehnung an das Französische, déposé, pasteur, majeur (wenn nicht an das italienische il pastore, maggiore), wie denn auch Pastöre sich genau so dekliniren als die moderneren Kondukteure und Chauffeure. Doch dies nur nebenbei, um an einem beliebigen Beispiel zu zeigen, wie viel und schließlich wie wenig die Sprachwissenschaft bei der Regelung der heutigen Aussprache mitzureden hat. Nur wo man Gefahr liefe, einer groben Regel unendlich viel feinere Sprachgesetze zu opfern, sollte sie, dann aber auch mit Nachdruck, ihre ganze Autorität einsetzen.

Philologen sollten nicht empfehlen, zu betonen „er hat nicht gélernt, sondern vérlernt (81). Ja, wenn es gilt, einen Pedanten zu karikiren, der, etwas gereizt, dem stammelnden Abecedarier die falsch gesprochenen Silben unter die Nase reibt. Begeht einmal ein Dichter die Geschmacklosigkeit solcher Antithesen, so ist das ein Fall, wo der Schauspieler klüger sein muß als der Dichter und die Sprachwidrigkeit nach Kräften verhüllen muß. Man hört wohl einen Geistlichen ruhig und einfach sprechen: „wir erkennen und bekennen vor dir . . .“; nach dem Kanon müßte er, ohrenzerreißend, érkennen und békennen.

Mehrfach wird der Schauspieler mit Recht gewarnt vor der Verehrung der Orthographie; es sollte viel häufiger und viel nachdrücklicher geschehn sein. Ich schreibe „geschehn“, aber eh' ich mich's versehe, macht der Setzer*) daraus „geschehen“, und nur un-

*) Wie in diesem kurzen Aufsatz über ein Dutzend Mal. Ob ich einen Laut ausprägen will oder nicht, ist doch wohl nicht Sache der Orthographie. So ist es auf die Frage, wie man Fremdwörter schreiben soll, eine etwas seltsame Antwort, wenn die amtlichen Regeln für die deutsche Rechtschreibung S. 22 in Sperrdruck ausrufen: entbehrliche Fremdwörter soll man überhaupt vermeiden; ein Satz übrigens, dessen Logik ungefähr hinausläuft auf die Weisheit des Sprichworts „Was zu viel ist, ist zu viel“.

Digitized by Google

gern läßt er mir „eh' ich" durchgehen. Man hält es für sichrer, (sicherer), alle die e auszuschreiben, und denkt wohl, die Sprache wird es sich schon bequem zu machen wissen. Aber man hat die Rechnung ohne unsre Sprachmeister gemacht. Die lehren: die Sprache besteht aus Wörtern — nur Apostrophirungen scheinen eine Ausnahme zu machen (77) —, und die Wörter aus Silben; bei jedem Wort, bei jeder Silbe ist neu einzusetzen (34. 76); ferner: das g in „sel'ge, blut'ge, ew'ge, zack'ge, zug'ge" ist (weil es doch nun einmal geschrieben steht) „fast stets, ohne Schaden für das Versmaß", dadurch zu retten, daß man „ein leise anklingendes i einfügt" (74. 76; also wohl auch einfüg[i]t?). Ich hoffe doch, ein ordentlicher Schauspieler wird sich darauf nicht einlassen, sich auch nicht zwingen lassen, Wörter wie „Erinnrung" in zwei Theile zu zerreißen und auch im Inlaut mit Spiritus lenis zu sprechen 'Er-'innerung, zumal wenn ihn der Kanon selber „nach voll-, all- u. s. w., z. B. vollenden, allein, beobachten", davon dispensirt. Aus dem Beispiel beobachten scheint zu folgen, daß mit dem sonst überaus räthselhaften „und so weiter" vollere, betontere Vorsilben gemeint sind (im Gegensatz zu den kurz vorher genannten „schwachtonigen Vorsilben er-, ver-, be-, ge-"); also, ohne den Vokaleinsatz im Inlaut, gewiß: Obacht, Unart, unecht, unausgiebig, wohl auch: Anerkennung, Auferstehung; zweifelnd fahr ich fort: unermesslich, einander, übereinander, (wie schön wäre das! wenn es nur nicht meist in zwei Wörtern geschrieben würde!), und fast mit bösem Gewissen: unendlich, überall, übereinstimmen, und ganz gewiß nicht mehr im Sinne des Kanons: heraus, hinein, hinunter. Der Abschnitt vom Vokaleinsatz ist erst mit der neuen Bearbeitung hinein(hin'-ein-?)gekommen, fällt also wohl ganz dem Heraus(Her'-aus-?)geber zur Last. Die Formulirung ist, wie sich wohl gezeigt hat, flüchtig und unscharf, ohne indes dadurch allzusehr von dem größten Theile des Buches abzustechen.

Bei der leicht ins Bodenlose führenden Neigung der Volkssprache zur Assimilation benachbarter Laute wird ein leiser Hemmschuh immer nützlich sein: verbannt seien also aus der edleren Sprache Abmd und Lebm und sogar fämf, auch Komposita wie ang-genehm, ang-klagen, am-fangen, Kong-gress. Etwas überraschend läßt nur der Kanon (57) diesen Zusammensetzungen, nach einem Semikolon, folgen: „Kon-tesse" (so!), „nicht Kongtesse oder Kötess". Was soll neben den Zusammensetzungen die doch höchst einfache Konteß? Hier würde die Hervorkehrung einer allgemeinen

Digitized by Google

Tendenz willkommen und nützlich gewesen sein, die Mahnung, nach Möglichkeit die uns ganz fremden Laute, vor allen den französischen Nasenlaut zu meiden, der mitten in deutscher Rede sich um so unglücklicher ausnimmt, je vollkommener wir ihn herausbringen; der Kanon (58) und, wie ich zugeben muß, Alles was auf „Bildung" hält, ist anderer Meinung. Um so erfreulicher ist die Anerkennung von Balkôn, Garnisôn, Kantôn und von Schampanjer; so möcht ich auch um deutsche Aussprache bitten von Don Juan und Jury; die hier vom Kanon geduldete französische steht etwa auf der Höhe von Bivouac und der Schlacht bei Marathō, wie man wohl aus Damenmunde hören kann. Wird es doch auch wenig Frauen geben, die in Aegypten, Olympia, Gymnasium, Physik, Cymbel den ü-Laut sprechen: neben der weitverbreiteten Neigung zu i und e für ü und ö (Wiestenkeenig) ist hier das Französische in beleidigender Weise maßgebend gewesen. Der Kanon hält es mit der höhern Töchterbildung; in lynchen, Pyrmont scheint er sogar mit schlechtem Beispiel voranzugehen, obwohl er doch z. B. bei den langen e-Lauten zugiebt, „daß es aus ästhetischen Gründen nicht wünschenswerth wäre, wenn sie alle in einer einzigen Qualität — aufgehen würden." So steht wirklich zu lesen S. 40. Vielleicht wird es noch einmal kanonisch, zu singen:

Wenn ich ein Vöglein sein würde,
Und auch zwei Flüglein haben würde,
Würde ich fliegen zu dir.

In Folge Raummangel (also deklinirt der Kanon S. 18 Mitte) kann ich nicht alle Einzelbestimmungen durchgehn. Am erfreulichsten sind die Abschnitte, wo verfrühte Festsetzungen abgelehnt werden. Das geschieht bei der eben berührten Aussprache des langen e. Der Kanon begnügt sich hier schließlich damit, vor Ausschreitungen in der Richtung des i und des a, also vor êⁱ und âᵉ zu warnen, kêⁱse — kâᵉse; nun, dazu brauchte man nicht den Apollosaal des Königlichen Schauspielhauses zu bemühen. Seltsam berührt der Seufzer (88), daß die gelehrten Herren „Stunden lang" über diesen Punkt verhandelt hätten. Die Wissenschaft rechnet nicht nach Stunden, sondern nach Menschenleben, und eben darum eignet sie sich auch nicht zur Beschlußfassung in Dingen, die keinen Aufschub dulden. Hier tritt der Anatom, der Pathолog und vollends der Historiker der Medizin hinter dem praktischen Arzte zurück.

Am schwersten werden sich die Deutschen einigen über die Aussprache des g, und gerade hier ist der Kanon besonders

Digitized by Google

energisch vorgegangen. Beim auslautenden -ng (Ring, jung) gab es keine Schwierigkeit: die weich verklingende Aussprache (Ringlein, Jüngling) ist allgemein rezipirt, und man darf sich dessen freuen. Wichtiger ist, weil noch nicht durchweg anerkannt, die Forderung des Reibelauts in der Endung -ig (heilig, König); auch: „in diesen heiljen Hallen"; nach gutturalem Verschlußlaut (zack'ge) wird das g für „geradezu unmöglich" erklärt (freilich mit einer Hinterthür, wie wir sahn). Im Allgemeinen aber soll die Qualität der Laute nach ihrer Umgebung nicht erheblich wechseln (14); der Kanon verlangt: genûgk, Burgk, Wêgk (doch: hinwek), und unerbittlich ebenso: vergnügkt, Burgkgraf, wektragen, wekgleiten und wekgehn, — wenn nur hieraus nicht (nach Analogie von zackje) wekjehn werden muß. So rächt sich Jakob Grimms Geist, wenn, die seine Hüter sein sollten, bei zusammengehörigen Formengruppen „Lautunterschiede nur im Nothfall einzuführen" erlauben wollen (20); — stünde denken: dachte. mögen: mochte nicht unausrottbar fest, wer weiß, was wir Alles noch erlebten? Für den Verschlußlaut König (Könik), meint der Kanon (73), ließe sich anführen, „daß mit ihm ein geringerer Gegensatz innerhalb der Formengruppen (Könige, Königen) geschaffen und die ganze Frage der g-Aussprache unter eine kurze Regel gebracht würde." Wer diese grausamen Worte liest, der merkt wohl, daß hier im Geheimen wahrhaft lebensfeindliche Geister mitgearbeitet haben.

Nachdem sich der Kanon endlich zu Könich, êwich entschlossen hat (73, 76), befiehlt er doch wieder, weil das zweimalige -ich unschön klinge, königlich, êwiglich: benachbarte Silbenausgänge sollen also auf einander wirken, benachbarte Laute nicht! Doch lassen wir einmal veraltete Lautgesetze, streiten auch nicht über Wohllaut; aber ich frage Jeden, der einmal vor Hunderten gesprochen, Jeden, der einmal unter Hunderten von Hörern gesessen hat, was klingt besser in die Ferne: er jâght, er sìght, er birght? oder er jâgkt, schlägkt, bewêgkt, sìgkt, der Vôgkt, lûgkt, betrügkt, er beugkt, birgkt, schmorgkt — sorgkt — borgkt? Warum ging es hier nicht an, wie bei den e-Lauten, oder wie bei a („weder zu dumpf noch zu hell" 35; s. auch 20 Mitte), sich zu bescheiden und einstweilen zu lehren: man hüte sich nur vor Ausschreitungen, vergnücht — vergnükt, und spreche, wo mit g Härten entstünden, weder zu weich noch zu hart, vergnüght?

Wenn der große Kasuist Daniel Sanders noch lebte, so würd er Anstoß daran nehmen, daß bei dieser Aussprache des g leicht

Digitized by Google

Mißverständnisse möglich seien: der Sprecher vermeine frohe Kunde zu bringen der Könich sight, der Hörer aber glaube von Siechthum zu hören, was dann unabsehbare Folgen haben könne.

Die Folgen dieser Beschlüsse vom Apollosaal lassen sich absehn. Dem Deutschen wird so leicht Niemand den Formensinn des Romanen beibringen, dafür läßt er sich aber auch nicht so leicht durch äußre Autorität imponiren: um sich Autoritäten zu beugen, muß er verehren und lieben können. Dieser Kanon, der, wie sofort Jeder sieht, allein dem Thatendrang des Herausgebers das Dasein verdankt, wird an dem unerfreulichen Zustand unserer Aussprache auf Bühne, Katheder, Kanzel und Rednerpult nichts ändern. Feststehendes wird er nicht erschüttern, Schwankungen nicht beseitigen. Hie und da wird, wie bisher, die Sprechweise eines großen Mimen, oder eines einflußreichen Dozenten, Schule machen. Der Berliner Jargon, der jetzt schon die höchsten militärischen Kreise beherrscht, wird weiter um sich greifen, während daneben dem wienerischen immer mehr die Rolle des Salontirolers zufällt. Nach wie vor wird man sich auf Reisen, im Ausland, laut und ungewaschen redender Landsleute zu schämen haben, und daheim in seltnen Stunden gewahr werden, welchen Schatz an Wohllaut, trotz aller Verwahrlosung und trotz aller Regelmacher, noch immer die deutsche Zunge birgt.

Digitized by Google

John Ruskin.

Von

Marie Gothein.

Charlotte Broicher, John Ruskin und sein Werk. Puritaner, Künstler, Kritiker. Erste Reihe. Essays. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1902.

John Ruskin, Moderne Maler Bd. I. II. Im Auszuge übersetzt und zusammengestellt von Charlotte Broicher. Serie: John Ruskin, Ausgewählte Werke in vollständiger Uebersetzung. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1902.

„Der Schriftsteller", sagt Carlyle in seinem Werke über Helden und Heldenverehrung, „ist der Held unserer Zeit, seine Aufgabe ist die gleiche wie die aller Führer der Menschheit, er soll sie lehren, das Göttliche in ihrer Natur zu begreifen und ihr Leben als ein Stück des ewigen Herzens der Natur zu erfassen." Die Macht, die in früheren Zeiten Götterheroen, Propheten, Priestern und Dichtern zugefallen, gehört heute dem Schriftsteller; „noch von seinem Grabe nach seinem Tode regiert er Völker und Nationen." Ein seltsames Phänomen nennt Carlyle den Einfluß, den dieser neue Heldentypus über die Welt ausübt — ein Phänomen ist es in der That, daß in dem England des neunzehnten Jahrhunderts zwei Männer zu geistigen Führern erstehen konnten, die beide sich innerlich als Nachfolger der Priester und Propheten fühlten; sie beide waren Vorkämpfer der Ideen ihrer Zeit, sie legten ihnen aber einen Maßstab der Ethik an, für den das Geschlecht, das durch die französische Revolution durchgegangen, von den Lehren der klassischen Nationalökonomie gesättigt und von dem Wirbel des industriellen Aufschwungs ergriffen war, wenig geeignet schien.

Thomas Carlyle und John Ruskin sind nach Temperament und Charakter sehr verschiedene Persönlichkeiten, und verschiedener noch ist der Gang ihrer Entwicklung. Erst nach fast zwanzigjähriger Schriftstellerlaufbahn Ruskins, als Carlyle an der Schwelle des Greisen-

Digitized by Google

alters stand, erkannte dieser in dem jüngeren Freunde den Mitarbeiter auf dem Gebiete sozialer Reform; damals, beim Empfange von Ruskins erster rein sozialer Schrift rief er ihm zu: „Ich freue mich, daß ich hinfort mich in einer Minorität zu zwei Stimmen befinde." Ein aufmerksamer Leser aber hätte schon in den frühesten kunsttheoretischen Schriften, die Ruskin Namen und geistige Herrschaft unter seinen Landsleuten verschafften, den gleichen Geist wahrnehmen können, der ihn später dazu zwang, auf das Kampffeld sozialer Reformen zu treten und hier das Werk Carlyles aufzunehmen und weiterzuführen.

Die geistige Verwandtschaft dieser beiden Männer, ihr ganzes Auftreten läßt sich nur voll begreifen, wenn wir ihren Wurzeln nachgehen, die aus gleichem Erdreich ihre Nahrung gesogen haben, aus dem schottischen Puritanismus. Scheinbar zeigt freilich das Vaterhaus der Carlyles, mit den schweigsamen, hartknochigen Gestalten, wo neun Kinder früh den Kampf des Lebens aufnehmen mußten, wenig Aehnlichkeit mit dem des wohlhabenden Weinhändlers in London, wo der einzige Sohn in eigenartiger Umfriedung und Abgeschlossenheit aufwuchs. Aber die Atmosphäre ethischer Lebensanschauung war doch die gleiche; sie hatte Ruskins Familie aus der schottischen Heimath mitgebracht; sie umschloß wie mit einem Walle das merkwürdige Haus, so daß auch nicht ein Strahl eines fremden Einflusses in die Seele des Kindes fiel. So sehr die beiden Männer sich auch später frei gemacht haben von den Fesseln, in die ihre Erziehung sie geschlagen hatte, die Form ihres Geistes ist doch die gleiche geblieben bei allem Wechsel ihrer Meinungen und den scheinbaren Widersprüchen, zu denen beide ihre impulsive und oft barocke Natur hindrängte.

Die abgesonderte Stellung des Puritanismus, die ihn von den aufklärenden Ideen des achtzehnten Jahrhunderts wenig berührt sein ließ, bewahrte in dem Bande starker innerer Gemeinschaft sehr viel Keime der sozialen Ideen und Forderungen, die das eigentliche Kampfobjekt des neunzehnten gegen das achtzehnte Jahrhundert ausmachen. Die schottische Kirche hat sich niemals der sozialen Arbeit entzogen, die die aristokratische Hochkirche so völlig aus den Augen verloren hatte. Doch wenn die Angehörigkeit zum schottischen Puritanismus auch von vornherein diese Männer geschickt machte, die soziale Arbeit aufzunehmen, so war doch nicht dies die besondere Prägung, die sie ihrem Geiste aufdrückte; hier fanden sie Mitstreiter und Helfer in Vertretern sehr verschiedener Weltanschauungen. Aber

Digitized by Google

in jenen Presbyterianern lebte ein Geist der Ordnung, des Gehorsams, der äußeren und inneren Zucht, wie er sonst noch wenig mehr zu finden war. Carlyle klagt, wie auch in seiner Heimath das Geschlecht auszusterben beginne, bei dem Denken und Handeln noch in völligem Einklang stände, in seinem Vater stellt er uns das Bild eines solchen „ultimus Romanorum" vor Augen. Ruskin rühmt die gleichen Eigenschaften an seiner Mutter, die seine ethische Erziehung ganz in den Händen hielt. „Ich gehorchte dem aufgehobenen Finger meiner Mutter", erzählt er, und in später Zeit noch setzte er seine Umgebung in Verwunderung, wenn der alte Sohn der greisen Mutter, über die er innerlich weit hinausgewachsen war, mit völliger Selbstverständlichkeit Gehorsam darbrachte.

Aus dieser Ethik erwuchs beiden Männern die Forderung, die sie an eine Neugestaltung der Weltanschauung und Erziehung des Volkes stellten. Nicht Freiheit und Gleichheit, das Credo des radikalen Liberalismus vor und nach der französischen Revolution, wollten sie haben, sondern eine Weltordnung, die sich auf Gehorsam aufbaut. „Es ist mein unverrücktes Ziel", sagt Ruskin, um seinen Unterschied zu allen Sozialisten festzulegen, „die Unmöglichkeit der Gleichheit, die ewige Ueberlegenheit einiger Menschen über andere, ja manchmal sogar eines über alle anderen zu zeigen." „Was dem Menschen Noth thut", heißt es an anderer Stelle, „ist, zu wissen, wem er zu gehorchen, erst dann, wem er zu befehlen hat." Und Carlyle sagt ganz ähnlich: „Der Mensch ist eben der geborene Leibeigene gewisser Menschen, der geborene Herrscher gewisser anderer und der geborene Gleiche noch anderer, möge er nun diese Thatsache anerkennen oder nicht; es ist für ihn ein Unglück, wenn er sie nicht anerkennt, er befindet sich dann in einem chaotischen Zustande und ist in Gefahr unterzugehen." Die ganze Macht ihrer Beredtsamkeit entfalten Beide, wenn es gilt, zu beweisen, daß Freiheit ein Unding ist. „Freiheit ist Irrthum", sagt Ruskin, und ein andermal: „Es giebt nichts derart im Universum, es kann nichts geben; die Sterne haben sie nicht, das Meer hat sie nicht und wir Menschen haben nur ein Blendwerk und einen Schein davon zu unserer größten Strafe." Dieser Unter- und Einordnung liegt aber bei Beiden zu Grunde das stoische Gebot der Erkenntniß des Gesetzes, dem man untersteht, der Selbst-Ein- und -Unterordnung; darum steht allen Forderungen sozialer Reform eine ethische voran: der Menschheit soll wieder zum Bewußtsein gebracht werden, daß

Digitized by Google

nur das Gute das Nützliche ist, ein Gedanke, der besonders der damals herrschenden Nationalökonomie völlig verloren gegangen war; darum sahen auch Beide so einig in dieser „dismal science" ihren Hauptfeind.

Bei Beiden wurzelt diese ethische Forderung auf einem felsenfesten Optimismus, der Gewißheit des Fortschrittes der Menschheit; Einsicht und Wille müßte nur bei den Menschen geweckt werden, um sie den rechten Weg finden zu lassen. Ruskin denkt den Fortschritt der Menschheit fast materiell nachweisen zu können: jeder gute Gedanke, jede Tugend grabe sich gleichsam in die Seele ein und wuchere dort aufgespeichert in Generationen fort, wie auch Thorheit und Fehler den Einzelnen wie der Menschheit gegenüber als Hemmniß aufstünden. Carlyle sucht allen Fortschritt in richtig geleiteter und geleisteter Arbeit, „auch die niedrigste Arbeit", sagt er, „läßt die Seele in Schwingungen gerathen."

Dieses Verlangen nach ethischer Neugestaltung läßt aber Carlyles ursprünglichen Optimismus sich oft so skeptisch äußern, läßt ihn mit aller stückweisen Reform, wie er sie oft in Folge seines eigenen Weckrufes entstehen sah, so unzufrieden sein und veranlaßt ihn zu dem tiefen Pessimismus seiner „Latter Day Pamphlets". Der gleiche Geist auch läßt Ruskin seine Autobiographie mit den trotzigen Worten beginnen: „Ich bin ein heftiger Tory von der alten Schule — ich meine der Schule Walter Scotts und Homers." Dieser Geist gab Beiden ihre Sonderstellung im Gegensatz zu allen anderen sozialen Parteien, die um sie her entstanden, zugleich aber auch liegt hier der tiefste Grund, der ihnen trotz anfänglichen Mißtrauens und Gespöttes ihre Macht über die Gemüther und ihre Popularität gesichert hat.

Was aber das Zusammenwirken dieser beiden Schriftsteller so werthvoll für das geistige Leben Englands gemacht hat, ist die gegenseitige glückliche Ergänzung ihrer Thätigkeit und Lehre.

Carlyle ist auf dem Gebiete der sozialen Ideen weit schöpferischer als Ruskin, und dieser schließt sich ihm darin mehr an, als ihm wohl selber bewußt war. Carlyle aber sah in der Arbeit nicht nur das höchste Ziel, das dem Menschen gesetzt ist, sondern auch das einzige; alle geistigen Eigenschaften wollte er nur gelten lassen, wenn sie sich in That umsetzen ließen; darum legte er der Kunst an sich sehr geringen Werth bei; von seiner Zeit besonders glaubte er, daß sie keine Kräfte dafür übrig habe. „Wir brauchen keine Sänger, wir brauchen Arbeiter." Und wenn John Stuart Mill auch von

Digitized by Google

Carlyle sagt, daß er ein Poet sei, so gilt dies in Anbetracht seiner kühnen Phantasie und seiner bilderreichen Sprache doch nur in ähnlicher Weise wie es von dem poetenfeindlichen Plato ausgesagt wird. Ruskin dagegen kam von einem rein kontemplativen Leben her, er hatte an sich selbst die hohe ethische Macht erfahren, die in der Anschauung der Natur und Kunst liegt; er war selbst insoweit ein echter Künstler, daß er die Natur immer mit schaffenden Augen betrachtete, er hatte Pflanzen, Gestein und Wolken studirt, mit Eifer und Einsicht wie ein Naturforscher, aber doch ganz als Künstler, denn das wissenschaftliche Interesse lag ihm fern; er suchte in die Lebensharmonie der Natur einzudringen, der Nothwendigkeit ihrer Schönheit nachzugehen, die ethische Bedeutung für den Menschengeist herauszulesen, die dann für ihn in der Kunst ihren besondern Ausdruck fand. Denn der Künstler ist für ihn Deuter und Interpret der Natur. Aus der ungeheuren Fülle der oft schwerverständlichen Erscheinungen greift er ein typisches Einzelbild heraus und erklärt so sich und seinem Beschauer das Werk des Höchsten. Darum wird für Ruskin, wie er selbst sagt „jeder Grundsatz der Malerei zu einer lebendigen geistigen Thatsache hingeleitet" und alles ward von ihm „auf seine Wurzel in menschlicher Leidenschaft oder menschlicher Hoffnung" gebracht.

Diese höchste Blüthe menschlichen Daseins soll aber nicht nur wenigen Auserwählten vorbehalten sein; nein, wie dem Auge des Aermsten der Himmel mit seinen Wolken, die Bäume und das Meer offen sind, so soll man ihn auch zu den Deutern dieser Herrlichkeit, zu den Künstlern führen und ihn ihre Werke verstehen lehren. Man soll ihn die Nothwendigkeit der Schönheit in Natur und Kunst begreifen lehren, verstehen lehren, daß in dieser Schönheit die Vollendung alles Daseins liegt; denn es ist ein Lieblingssatz von Ruskin, „daß die Früchte nur um der Blüthe willen vorhanden seien und nicht umgekehrt."

Ruskin und Carlyle lehren Beide: Arbeit an sich ist unbezahlbar; der Lohn ist gleichsam nur das Honorar, das die Gesellschaft dem Arbeiter giebt, um ihn in Stand zu setzen, die Arbeit zu liefern, die er liefern kann und innerlich muß. Für Carlyle aber ist alle Arbeit gleichwerthig, Ruskin dagegen sieht in der reinen Handarbeit ganz in antiker Weise eine Degradation; es giebt daher für ihn nur zwei Wege, um dem Menschen zum Adelsbrief des Menschenthums zu verhelfen: entweder seine Arbeit so zu gestalten, daß sein Geist und sein Herz dabei ist, dann ähnelt man sie der Künstlerarbeit an; oder,

Digitized by Google

denen, die gezwungen sind, ganz geistlose Arbeit zu verrichten, wenigstens den Weg zu weisen, die Kunst, die andere schaffen, verstehend zu genießen.

Carlyle nennt das Loos der Menschheit Arbeit und Schmerz, die beide ihr Werk der Veredlung am Menschen verrichten, Ruskin aber sagt: „der Mensch ist zu drei Dingen geboren, zu Arbeit, Schmerz und Freude: Arbeit ohne Freude ist niedrig, Schmerz ohne Arbeit ist niedrig, Freude ohne Arbeit ist niedrig."

Diese Hauptströmung der Ruskinschen Gedanken muß man im Auge behalten, wenn man sich zum Studium seiner Schriften wendet, sie wird viele der seltsamen Widersprüche lösen und die einheitliche Entwicklung eines geistig so vielgestaltigen Lebens finden lassen.

Ruskin spricht selbst im vierten Bande seiner Modernen Maler von dem Geiste, aus dem seine Schriften entstanden seien: „Wie sie nicht verfaßt sind in dem Wunsche, die Kunstprinzipien zu untersuchen, sondern einen einzelnen Maler vor Ungerechtigkeit zu vertheidigen, so sind sie durchaus gefärbt — nein, sogar fortwährend in ihrer Gestalt geändert und beschädigt durch Abschweifungen auf soziale Fragen, die für mich ein zehnfach größeres Interesse hatten, als das Werk, das ich gezwungen war, zu unternehmen." Das war 1856 geschrieben, als die sozialen Fragen allmählich anfingen, ein dominirendes Interesse in Ruskins Geist einzunehmen. In den ersten beiden Bänden, die zur Verherrlichung seines Helden Turner geschrieben waren, bilden doch die Kunstprinzipien den eigentlichen Inhalt; aber schon hier sehen wir, wie Ruskin sich von der großen Menge der Kunstkritiker scheidet, die, wie er in einem gleichzeitigen Briefe sagt, „von jeder Art Kenntniß überfüllt sind, die nützlich für einen Bilderhändler, aber mit keiner, die nützlich für den Künstler ist." Sein Bestreben ist es, zu zeigen, „daß die Kunst keine Erholung sei, daß sie von einem moralischen Standpunkte zu rechtfertigen und keine Vergeudung des Lebens sei, sondern daß sie Aufgaben zu erfüllen habe, die den wichtigsten Lebensinteressen frommen, und daß sie Rechte an uns habe, denen wir uns nur mit Hintansetzung unserer menschlichen Würde und unserer ewigen Pflichten entziehen dürfen". „Es gilt die moralischen Energien eines Volkes zu einer versäumten Pflicht aufzurufen, damit es den Nutzen, die Kraft und die Arbeit dieser vernachlässigten Sympathien entfalte und die Kunst zu ihrem segensreichen Wirken wachrufe, das mit der Stärke dieser Energien, an die sie sich wendet, steigt und fällt." Das sind schon Sätze, die uns zeigen, wohinaus Ruskin will. Wenn er später einmal sagt: „Große

Digitized by Google

Digitized by Google

danken" dieses Stiles, auch Ruskin sieht in diesem Stile den einzigen, der aus den Gewohnheiten und Anschauungen seines Volkes hervorgegangen war. So sehr er aber deshalb für die Wiedereinsetzung dieses Stiles eintritt, so liegt dieser Forderung doch auch noch ein tieferer Gedanke zu Grunde. Mit besonders heftigem Unwillen erfüllt ihn der Eklektizismus unserer Zeit. „Es kommt nicht darauf an, ob wir eine neue oder eine alte Architektur haben, es kommt aber Alles darauf an, daß wir eine Architektur haben, die wirklich so genannt werden kann", sagt er in den Sieben Leuchtern der Architektur. Die Architektur steht ihm an der Spitze aller Kunst, da die andern in so vielen Dingen von ihr abhängen, doch kann sie diese Rolle nur spielen, wenn ein leitender, organisch aus dem Volke hervorgewachsener Stil sie beherrscht. Generationen müssen ihn bilden, aber nicht ein Einzelner. Dies Ziel kann nur erreicht werden, wie Ruskin in der „Königin der Luft" ausführt, wenn in den Schulen nicht alle möglichen, sondern nur ein Stil gelehrt wird, der unter strenger Kontrole steht und dem Lernenden aufgezwungen wird, wie die Handschrift dem Kinde; erst wenn der Schüler in diesen ihm gelehrten Formen ganz fest ist, dann darf ihm die Freiheit der Selbstschöpfung gestattet werden. „Und so im Verlauf der Zeit und durch eine große nationale Bewegung mag es geschehen, daß ein neuer Stil entstehen könnte, wie die Sprache sich selbst bildet." Es ist gleich an sich für die Originalität, welcher Stil so zur allgemeinen Grundlage genommen wird, aber nicht gleich, wenn die Frage der Leichtigkeit der Anpassung an verschiedene Zwecke in Frage kommt. Hierfür scheint ihm zweifellos der geeignete der gothische Stil, „der sich ebenso den großen Domen wie der Wendeltreppe des Armen" anschmiegt. Nach seiner Vorstellung ist auch gerade der gothische Stil schon einmal so ein allgemeines Gut gewesen, in dem das ganze Volk Alles gebaut hat, der den Profanbau ebenso wie den Kirchenbau wie das Kunstgewerbe beherrscht hat. Was aber Ruskin an der Gothik vor Allem anzieht, ist doch wieder ein sozial-ethisches Moment.

Der unermeßliche Werth der Gothik besteht für ihn darin, daß unter der Herrschaft und bei Beherrschung dieses einheitlichen Stiles einem ganzen Heere von Arbeitern die Möglichkeit zu freiem künstlerischen Schaffen gegeben ist, d. h. zu Handarbeit, die von dem Intellekt geleitet wird. Je größer und reicher der leitende Gedanke des Erbauers ist, um so mehr Arbeiter kann er brauchen, die Herz und Gedanken in ihre Arbeit legen, „denn zum Arbeiten sind wir geschaffen, aber um in unserm Werke Freude zu haben." In keinem Stile

Digitized by Google

der Welt aber spricht zu uns so die Freude und das Glück der Arbeiter wie aus dem gothischen.

Das ist in seinen Augen der ungeheure Vortheil, den die Gothik vor der Renaissance hat. Dort trat an Stelle der Erfindungsfreudigkeit einer großen Menge die Wissenschaft, das Können und die letzte, feinste, genaue Ausführung Weniger. Wo dies sich bei einzelnen Individuen vereinigt findet mit künstlerischer Erfindungskraft, da hat die Kunst ihr Höchstes erreicht; darum leistet die Renaissance auf dem Gebiete der Malerei und Skulptur, wo der große Künstler selbst seine Gedanken ganz ausführt, das Gewaltigste, was ihr zu leisten beschieden. Nicht so auf dem Gebiete der Architektur, die ihm von Anbeginn Zeichen des Verfalls, schon in der Vernachlässigung dieser sozialen Aufgabe, der die Gothik gerecht wurde, trägt.

Diese Auffassung der Renaissancekunst, als einer Kunst, die die Keime des Verderbens von Anfang an in sich trägt, ist zum größten Theil Schuld an einer Fülle widersprechender Urtheile Ruskins über die einzelnen großen Künstler jener Zeit. Historische Erscheinungen aus einem leitenden Gesichtspunkte zu erklären, bringt immer die große Gefahr mit sich, daß alle Thatsachen in ein Prokrustesbett gespannt werden. Bei Ruskin ist dies ganz besonders auffallend und sein Urtheil belastend; seine historischen Uebersichten über die Entwicklung der Kunst sind daher immer das Schwächste und Unbefriedigendste, was er uns zu bieten hat. Da müssen die großen Meister der Renaissance durchaus die Verderber der Kunst sein; zu den schiefsten Urtheilen über Tizian, Michel-Angelo, Raphael und Leonardo läßt er sich hinreißen. Einen Streich spielt ihm dabei dann seine persönliche überschätzende Bewunderung Tintorettos, besonders in der ersten Periode; um diesen zu retten, stellt er ihn dar, als wenn er sich als Einzelner den Großen entgegengestellt habe, um das Verderben aufzuhalten, was ihm natürlich nicht gelungen sei.

Sobald er aber diesen Meistern einzeln gegenübersteht und ihre Werke auf sich wirken läßt, siegt sofort sein künstlerisches Auge über alle Theorie, dann weiß er ihrem Werthe völlig gerecht zu werden und überrascht mit den treffendsten Urtheilen. Seine künstlerische Werthschätzung drängt ihn immer zu einer Bevorzugung des naiv schaffenden Künstlers vor dem reflektirenden, dies führte ihn zuerst zu der Bewunderung der damals in England noch fast unbekannten Frührenaissancekünstler, dies erklärt seine Vorliebe für Luini, den

Digitized by Google

er immer Leonardo gleichsam als Beispiel vorhält, dies auch seinen Kultus, den er später mit Carpaccio treibt.

In architektonischen Fragen ist es für Ruskin charakteristisch, daß er den konstruktiven Problemen, so eingehend er sie auch studirt, doch ein weit geringeres Interesse entgegenbringt als den ornamentalen. Gewiß dringt er vor Allem auf Wahrheit der konstruktiven Formen und Echtheit des Materials; der gothische Stil erfüllt auch diese Forderung im höchsten Maße; danach aber ist ihm die richtige Auswahl, Vertheilung und Ausführung des Ornamentes sein wichtigstes Augenmerk. Als in Oxford das naturwissenschaftliche Museum nach seinen Intentionen im gothischen Stile aufwächst, da ist es doch seine Hauptsorge, daß nicht etwa durch falschverstandene Sparsamkeit und Ueberhastung die Ornamentik, die er gerne als eine zu Stein gewordene Flora Englands sehen möchte, verdorben würde. Ruskin konnte mit Recht von sich sagen, daß sein halbes Leben auf Erklärung des Ornaments und seiner Urbilder, der Blätter und Blüthen, der Berge, Steine und Wolken hingegangen sei. Auch in diesen Studien sah Ruskin vor Allem ein Erziehungsmoment. „Nie werdet ihr die Kunst lieben, ehe ihr nicht das mehr liebt, was sie darstellt", ruft er immer wieder seinen Schülern zu. Darum sollen sie durch ihn und mit ihm die Natur kennen lernen; Jeder, der ihm hier in den zahllosen Schriften folgt, die diesem Zwecke dienen, kann sicher sein, eine Fülle neuen Lichtes zu empfangen. Zum Kunstschauen will er uns erziehen, aber die Liebe zur Natur muß angeboren sein, mitgebracht werden; ihm ist es ein Zeichen, daß unser Wesen in richtiger Harmonie und auf richtigem Wege ist, wenn wir Bäume lieben, die Bäume, „die die Tage des Volkes sind." Der Künstler aber, der das besitzt, was er uns erst lehren will, die rechte Anschauung, er hat von vorneherein diese Liebe zur Natur; darum kommt Ruskin auch auf diesem Wege zu der so oft paradox klingenden Behauptung, daß der Künstler ein moralisches Wesen sein müsse. Ruskin versteht unter „moralisch" eben die richtige Harmonie unseres ganzen Wesens. Es ist durchaus nothwendig, diesen Unterschied des englischen Begriffs „moral" von dem deutschen moralisch im Auge zu behalten. Eine Gleichstellung der beiden trägt viel Schuld, daß uns manche Seiten des englischen Geisteslebens schwer verständlich sind. Der englische Begriff hat einen viel weiteren Umfang und umfaßt das ganze innere Wesen der Persönlichkeit, das im Handeln seinen Ausdruck findet.

Digitized by Google

Der Künstler hat nach Ruskin vor dem gewöhnlichen Menschen durch die Gabe des rechten Schauens den größten Vortheil. Eine Gabe, die selten genug ist: denn „auf hundert, die da sprechen können, kommt nur einer, der denken kann, und auf tausende, die denken, nur einer, der sehen kann." Der Künstler nimmt mit einem Blick Besitz von dem, was wir anderen erst mit Hilfe mancher Theorie und Kenntniß erfassen können; darum muß der Künstler zwar im höchsten Sinne ein gebildeter Mensch sein; wissenschaftliche Kenntnisse aber werden für ihn leicht zur Gefahr; sie sind gut, solange sie gleichsam nur Brillengläser sind, um seine Sehkraft zu schärfen; doch im Augenblicke, wo sie sich etwa selbstherrlich seinem Leben entgegenstellen, muß er sie zur Erde werfen und unter die Füße treten. Das erklärt die Abneigung, die Ruskin dem Studium der Anatomie bei den Malern entgegenbringt, da es ihm oft das Werk der größten, Michel-Angelos und Dürers, zu verderben scheint. Der Kunstgenießende muß viel mehr wissen als der Künstler. „Denkt immer daran", heißt es im letzten Bande der Modernen Maler, „daß Turners Größe und Richtigkeit in all diesen Punkten nicht von wissenschaftlicher Kenntniß abhängt, er wußte nichts von allen Gesetzen, die ich euch hier entwickelt habe. Er hatte sich nur daran gewöhnt, unparteiisch, intensiv und furchtlos zu sehen."

Die Kunst ist für Ruskin letzte und höchste Offenbarung des Volkscharakters, kein Mittel, ihn zu bessern, sondern der Ausfluß seiner Kräfte, aber als solcher das werthvollste Vermächtniß für die kommenden Geschlechter. Dies muß die lebende Generation stets vor Augen haben. Ruskin sieht in dieser Einsicht einen der höchsten erzieherischen Werthe der Kunst.

„Auf den Mauern und Thürmen eurer schönen Stadt", ruft er den Studenten von Oxford in seinen Vorlesungen über Kunst zu, „giebt es kein Ornament, dessen erster Ursprung nicht auf die Gedanken von Männern zurückgeführt werden kann, die vor zweitausend Jahren gelebt haben. Wen werdet ihr nach zweitausend Jahren beherrschen? Denkt daran und ihr werdet finden, daß die Kunst nicht nur weit davon entfernt ist, unmoralisch zu sein, daß vielmehr wenig außer ihr moralisch ist."

Ein Bild gilt ihm wie ein Manuskript, das nur in einer Niederschrift erhalten ist, und den lebenden Geschlechtern liegt die Pflicht ob, diese Zeichen einer früheren Zeit zu bewahren und zu schützen. Ruskins immer neuer Mahnung dankt England erst die Fürsorge für seine Kunstdenkmäler. Aber mit tiefem Ingrimm

Digitized by Google

mußte Ruskin gerade hier erleben, wie der erwachte Eifer schnell über das von ihm erstrebte Ziel hinausschoß, wie Schutz und Erhaltung in blinde Restaurationswuth umschlugen. Vergebens zeigte er, daß diese Restauration ein schlimmeres Verderben sei, als der Verfall. „Unmöglich", schreibt er 1877, „kann Jemand das Grausen und die Verachtung kennen, mit der ich moderne Restaurationen ansehe; aber sie ist so groß, daß sie mich einfach in Verzweiflung lähmt . . . . Alle Restauration ist verdammter Architektenschwindel und wird so lange fortgehen, als sie ihr schmieriges Brod damit verdienen". Wir in Deutschland, die wir immer aufs Neue schmerzlich durch Restauration Altes zu Grunde richten sehen, werden verstehen, wie gerade Ruskin es kränken mußte, daß ihm der Teufel hier so viel Unkraut unter seinen Weizen gesäet hatte.

Alle ästhetischen Fragen führen Ruskin immer aufs Neue und immer gebieterischer auf die Untersuchung des Verhältnisses des Kunstwerks zum Künstler, der Arbeit zum Arbeiter. Schon in seinen frühen Werken finden wir daher lange Einschaltungen rein sozialer Natur. Die Steine von Venedig, die er nach etwa zehnjähriger Schriftstellerlaufbahn schrieb, zeigen diesen Uebergang am klarsten. Kann es nach Ruskins Auffassung einen größeren Gegensatz geben als zwischen den an einem gothischen Bauwerk schaffenden Steinmetzen und den heutigen Fabrikarbeitern? Dort das Heer der Diener der Architektur, deren Gedanken nach einer Richtung gelenkt, innerlich frei arbeiten, und deren Freude und Gesundheit zu uns aus den Ornamenten spricht, hier die völlig geist- und gedankenlose Arbeit, deren Nothschrei ihm aus den Fabrikstädten entgegentönt, der furchtbarste unter allen: „Nicht durch Lehren, nicht durch Predigen können wir ihn stillen, das erste zeigt ihnen ihr Elend nur noch deutlicher, ihnen predigen heißt ihrer spotten; einsehen müssen wir wieder, welche Arbeit den Menschen gut und glücklich macht." So lange Ruskin noch sein Hauptaugenmerk auf die künstlerische Arbeit gerichtet hatte, schien es ihm leicht, das Wesen dieser beglückenden Arbeit im Kunsthandwerk zu finden, und hier ist es ihm auch gelungen, eine Reihe reiner Fabrikwaaren wieder dem kunstgewerblichen Betriebe zuzuwenden. Nichts zeigt vielleicht mehr den segensreichen Einfluß, den Ruskin nach dieser Richtung geübt hat, als das Auftreten von William Morris und die Erneuerung des Kunstgewerbes durch ihn. Ruskin spricht aus Morris, wenn dieser in seinen Vorlesungen über Kunst ausführt, daß wir so lange schlechte, geschmacklose Gläser haben werden, als wir sie stumpfsinnig akkurat

Digitized by Google

geschaffen nach dem Dutzend verlangen: „Wenn ich gute Gläser gemacht wünschte, würde ich mir gute Arbeiter aussuchen, würde ihnen die Höhe und den Zweck der Gefäße auseinandersetzen und vielleicht noch eine allgemeine Idee über die Art der Gestalt, und würde sie dann ihr Bestes thun lassen . . . . Dann würde ich einen guten Preis für das Beste aussetzen; es würde ihn schon werth sein; und ich glaube nicht, daß das Schlechteste schlecht sein würde."

So hat Morris wirklich seine kunstgewerblichen Werkstätten eingerichtet, und nach ähnlichen Grundsätzen erstehen auch jetzt in Deutschland überall solche.

Aber Ruskin konnte sich nicht verhehlen, daß die kunstgewerbliche Arbeit nicht so leicht die herrschende in unserer Zeit werden konnte. Immer mehr drängte ihn „die Noth der Millionen", das ganze Gebiet unseres heutigen Wirthschaftslebens zu untersuchen.

In einer Reihe bedeutender Schriften der sechziger Jahre entwickelt Ruskin an der Bekämpfung der Lehren der klassischen Nationalökonomie Gedanken, die zum Theil schon Problemen vorgreifen, die die heutigen Nationalökonomen beschäftigen, so vor Allem seine Betonung der Wichtigkeit der Konsumtion gegenüber der kurzsichtigen Anschauung, als wäre einzig die Produktion und ihr Ausfluß, die Kapitalisirung, von Bedeutung für die Volkswirthschaft. „Der unbedingte Verbrauch ist vielmehr der Endzweck, die Krone und Vollendung der Produktion, und weise Konsumtion ist eine viel schwierigere Kunst als weise Produktion", führt er in „Diesem Letzten" aus. In seinen Zielen sehen wir ihn jetzt Seite an Seite mit Carlyle kämpfen. Aber zugleich optimistischer und plastischer denkend wie Carlyle führen ihn seine Untersuchungen sofort zu praktischen Reformvorschlägen. Er hat in späterer Zeit wohl einmal gesagt, daß es seine Sache nicht sei, ob man seine Vorschläge gleich ausführen könne, er habe die Möglichkeit, ja die innere Nothwendigkeit aufgedeckt, und das sei ihm genug, aber damals in seiner früheren Zeit dachte er doch anders. Die Forderung strenger sozialer Gliederung und Ordnung machte es ihm leichter als den Sozialisten, mit der bestehenden Ordnung sich abzufinden. Wenn die soziale Rangordnung nur von allen ihren Gliedern richtig verstanden würde, so ließe sich in diesem alten System von Grund aus die innere Umgestaltung des wirthschaftlichen und geistigen Lebens des Volkes bewerkstelligen. Für ihn charakteristisch ist es, daß er in dem utopistischen Staatsgebilde, das er in „Zeit und Fluth" entwirft, eher noch eine strengere Klassengliederung einführen möchte,

Digitized by Google

indem sein Staat ein eigentlicher Beamtenstaat werden soll, da er auch Kaufleute und Arbeiter zu Beamten, Letztere allerdings zu einer Art Privatbeamter mit festen Lohnsätzen machen möchte. „Es ist ganz gleich, auf welcher Höhe des Maulwurfshügels, den wir Gesellschaft nennen, wir wohnen, aber nothwendig ist es, daß es in jeder Höhe möglich sei, glückliche, gesunde, breitbrüstige, helläugige Menschen zu schaffen, und die Pflicht aller Stände ist es, dafür zu sorgen, daß der unter ihm Lebende Raum und Licht zu dieser Entfaltung habe." Ruskin selbst hat diese Pflicht durchaus als praktische Forderung empfunden, überall hat er versucht, seine Ideen, wo es in seiner Macht stand, wirklich durchzuführen. Er hat Zeichenklassen eingerichtet und selbst daran unterrichtet, um die künstlerische Erziehung zu fördern, er hat Arbeiterhäuser mit menschenwürdigen Wohnungen geschaffen und mit Oktavia Hills Hilfe gezeigt, wie dies mit einem mäßigen Gewinn durchzuführen ist. Er hat aber auch seiner Lieblingsidee Leben gegeben, industrielle Unternehmungen aller Art ohne Fabrikbetrieb einzurichten, also die „geistlose, verderbliche Arbeit" zu einer für den Arbeiter fruchtbringenden Thätigkeit umzusetzen. In die Gesellschaft der St. Georgs-Gilde, die er zu diesem Zwecke gründete, hatte er den größten Theil seines Vermögens gesteckt und in seinen Arbeiterbriefen, „Fors Clavigera" genannt, hat er theoretisch sein Vorgehen verfochten. Es ist leicht, ihm sein Scheitern hierin nachzuweisen, er selbst hat es mit Bitterkeit in späteren Jahren empfunden. Er hat dabei, auch wieder zu einseitig, nicht das komplizirte Gebilde des menschlichen Charakters berücksichtigt; er hätte den Eigennutz und die Selbstsucht am liebsten ganz aus dem Menschen herausleugnen wollen, ohne dabei auch nur zu bedenken, daß zum Mindesten die Erziehung zum Heil, wie sie ihm vorschwebte, unmöglich so schnell wirken konnte. Mehr aber noch mußten diese Versuche scheitern, weil sie zum größten Theil ein Zurückschrauben auf überlebte Wirthschaftsformen waren, die absichtlich weder dem Verkehr noch den modernen Lebensansprüchen Rechnung tragen wollten. Ein solcher Versuch läßt sich wohl in einer kleinen Brüderschaft durchführen, wird aber nie zu einer Umgestaltung der Volkswirthschaft werden. Carlyle war in diesem Punkte klüger als Ruskin; er wußte, daß neue Ideen sich nur langsam zum Siege durchringen und diesen Sieg dann oft in Formen ausdrücken, von denen die Denker dieser Ideen selbst noch keine Vorstellung hatten. Ruskins Bedeutung aber als Denker auf sozialem Gebiete wird immer in der leidenschaftlichen Forderung

Nationen schreiben ihre Autobiographie in drei Bücher, das Buch ihrer Thaten, das Buch ihrer Werthe und das Buch ihrer Kunst; nur das letzte ist ganz vertrauenswürdig, denn die Kunst allein repräsentirt das ganze Volk, sie allein zeigt sich offen ohne jede Heuchelei, erkennbar für Aller Augen", so ist es von Anfang an sein Bestreben, daß dieses Hauptbuch der Autobiographie seines Volkes von seiner Generation gut geschrieben werde, lesenswerth für kommende Geschlechter.

So wichtig auch die Kunstprinzipien in diesen beiden Bänden der Modernen Maler sind, so zeigen sie doch, mit dem ganzen Lebenswerke Ruskins verglichen, mehr das Ringen eines jugendlichen Geistes, sich über sich selbst klar zu werden, den Standpunkt zu finden, von dem aus er seinen Beruf, ein Lehrer seines Volkes zu sein, ausüben könne. Wenn wir dann sein nächstes Werk, die sieben Leuchter der Architektur, als ein Uebergangswerk und den dritten Band der Modernen Maler, der den Untertitel führt „Ueber viele Dinge", mehr als eine Essaysammlung ansehen, so kann man wohl sagen, daß Ruskin kein rein theoretisches Werk mehr geschrieben hat. In den „Steinen von Venedig" hat er zum ersten Male seine Methode erreicht: Die ganze Nation schafft in der Arbeit von Generationen den Künstler, sein Werk aber, die Kunst, schafft er für die ganze Nation, darum gilt es vor Allem, das Volk im weitesten Sinne zur Kunst zu erziehen. Dies aber wird nimmer geschehen, indem man ihm das Gute oder Schlechte an Kunstwerken zeigt, ihm kunsthistorische Anleitung giebt oder die Kunsttheorien der einzelnen Künstler entwickelt, sondern indem man es erzieht, wie man den Künstler selbst erziehen würde, d. h. es sehen lehrt, wie der Künstler sieht, es auf gleichem Wege zum Nachschaffen führt. Mit wahrhaft sokratischer Methode verfährt er nun in diesem Werke: um den Beschauer oder die Auftraggeber geschickt zu machen, ein Bauwerk zu verstehen, soll er es von Grund auf mit ihm bauen; er will ihn nur leiten, nicht beeinflussen. Langsam fortschreitend von Mauer zu Pfeiler, zu Dach und Oeffnungen und Ornamentik, errichtet er mit dem Leser das Gebäude, das dann allerdings ohne besondere Unterstreichung doch ein gothisches geworden ist.

Die Bewunderung für die Gothik war damals ein Gemeingut der nordischen Nationen. Viollet-le-Duc in Frankreich und Reichensperger in Deutschland haben mit gleich glühender Begeisterung an der Wiederbelebung dieses Stiles gearbeitet. Jeder dieser drei Vorkämpfer betonte freilich mit gleicher Energie „den nationalen Ge-

Digitized by Google

danken" dieses Stiles, auch Ruskin sieht in diesem Stile den einzigen, der aus den Gewohnheiten und Anschauuungen seines Volkes hervorgegangen war. So sehr er aber deshalb für die Wiedereinsetzung dieses Stiles eintritt, so liegt dieser Forderung doch auch noch ein tieferer Gedanke zu Grunde. Mit besonders heftigem Unwillen erfüllt ihn der Eklektizismus unserer Zeit. „Es kommt nicht darauf an, ob wir eine neue oder eine alte Architektur haben, es kommt aber Alles darauf an, daß wir eine Architektur haben, die wirklich so genannt werden kann", sagt er in den Sieben Leuchtern der Architektur. Die Architektur steht ihm an der Spitze aller Kunst, da die andern in so vielen Dingen von ihr abhängen, doch kann sie diese Rolle nur spielen, wenn ein leitender, organisch aus dem Volke hervorgewachsener Stil sie beherrscht. Generationen müssen ihn bilden, aber nicht ein Einzelner. Dies Ziel kann nur erreicht werden, wie Ruskin in der „Königin der Luft" ausführt, wenn in den Schulen nicht alle möglichen, sondern nur ein Stil gelehrt wird, der unter strenger Kontrole steht und dem Lernenden aufgezwungen wird, wie die Handschrift dem Kinde; erst wenn der Schüler in diesen ihm gelehrten Formen ganz fest ist, dann darf ihm die Freiheit der Selbstschöpfung gestattet werden. „Und so im Verlauf der Zeit und durch eine große nationale Bewegung mag es geschehen, daß ein neuer Stil entstehen könnte, wie die Sprache sich selbst bildet." Es ist gleich an sich für die Originalität, welcher Stil so zur allgemeinen Grundlage genommen wird, aber nicht gleich, wenn die Frage der Leichtigkeit der Anpassung an verschiedene Zwecke in Frage kommt. Hierfür scheint ihm zweifellos der geeignete der gothische Stil, „der sich ebenso den großen Domen wie der Wendeltreppe des Armen" anschmiegt. Nach seiner Vorstellung ist auch gerade der gothische Stil schon einmal so ein allgemeines Gut gewesen, in dem das ganze Volk Alles gebaut hat, der den Profanbau ebenso wie den Kirchenbau wie das Kunstgewerbe beherrscht hat. Was aber Ruskin an der Gothik vor Allem anzieht, ist doch wieder ein sozial-ethisches Moment.

Der unermeßliche Werth der Gothik besteht für ihn darin, daß unter der Herrschaft und bei Beherrschung dieses einheitlichen Stiles einem ganzen Heere von Arbeitern die Möglichkeit zu freiem künstlerischen Schaffen gegeben ist, d. h. zu Handarbeit, die von dem Intellekt geleitet wird. Je größer und reicher der leitende Gedanke des Erbauers ist, um so mehr Arbeiter kann er brauchen, die Herz und Gedanken in ihre Arbeit legen, „denn zum Arbeiten sind wir geschaffen, aber um in unserm Werke Freude zu haben." In keinem Stile

Digitized by Google

der Welt aber spricht zu uns so die Freude und das Glück der Arbeiter wie aus dem gothischen.

Das ist in seinen Augen der ungeheure Vortheil, den die Gothik vor der Renaissance hat. Dort trat an Stelle der Erfindungsfreudigkeit einer großen Menge die Wissenschaft, das Können und die letzte, feinste, genaue Ausführung Weniger. Wo dies sich bei einzelnen Individuen vereinigt findet mit künstlerischer Erfindungskraft, da hat die Kunst ihr Höchstes erreicht; darum leistet die Renaissance auf dem Gebiete der Malerei und Skulptur, wo der große Künstler selbst seine Gedanken ganz ausführt, das Gewaltigste, was ihr zu leisten beschieden. Nicht so auf dem Gebiete der Architektur, die ihm von Anbeginn Zeichen des Verfalls, schon in der Vernachlässigung dieser sozialen Aufgabe, der die Gothik gerecht wurde, trägt.

Diese Auffassung der Renaissancekunst, als einer Kunst, die die Keime des Verderbens von Anfang an in sich trägt, ist zum größten Theil Schuld an einer Fülle widersprechender Urtheile Ruskins über die einzelnen großen Künstler jener Zeit. Historische Erscheinungen aus einem leitenden Gesichtspunkte zu erklären, bringt immer die große Gefahr mit sich, daß alle Thatsachen in ein Prokrustesbett gespannt werden. Bei Ruskin ist dies ganz besonders auffallend und sein Urtheil belastend; seine historischen Uebersichten über die Entwicklung der Kunst sind daher immer das Schwächste und Unbefriedigendste, was er uns zu bieten hat. Da müssen die großen Meister der Renaissance durchaus die Verderber der Kunst sein; zu den schiefsten Urtheilen über Tizian, Michel-Angelo, Raphael und Leonardo läßt er sich hinreißen. Einen Streich spielt ihm dabei dann seine persönliche überschätzende Bewunderung Tintorettos, besonders in der ersten Periode; um diesen zu retten, stellt er ihn dar, als wenn er sich als Einzelner den Großen entgegengestellt habe, um das Verderben aufzuhalten, was ihm natürlich nicht gelungen sei.

Sobald er aber diesen Meistern einzeln gegenübersteht und ihre Werke auf sich wirken läßt, siegt sofort sein künstlerisches Auge über alle Theorie, dann weiß er ihrem Werthe völlig gerecht zu werden und überrascht mit den treffendsten Urtheilen. Seine künstlerische Werthschätzung drängt ihn immer zu einer Bevorzugung des naiv schaffenden Künstlers vor dem reflektirenden, dies führte ihn zuerst zu der Bewunderung der damals in England noch fast unbekannten Frührenaissancekünstler, dies erklärt seine Vorliebe für Luini, den

Digitized by Google

er immer Leonardo gleichsam als Beispiel vorhält, dies auch seinen Kultus, den er später mit Carpaccio treibt.

In architektonischen Fragen ist es für Ruskin charakteristisch, daß er den konstruktiven Problemen, so eingehend er sie auch studirt, doch ein weit geringeres Interesse entgegenbringt als den ornamentalen. Gewiß dringt er vor Allem auf Wahrheit der konstruktiven Formen und Echtheit des Materials; der gothische Stil erfüllt auch diese Forderung im höchsten Maße; danach aber ist ihm die richtige Auswahl, Vertheilung und Ausführung des Ornamentes sein wichtigstes Augenmerk. Als in Oxford das naturwissenschaftliche Museum nach seinen Intentionen im gothischen Stile aufwächst, da ist es doch seine Hauptsorge, daß nicht etwa durch falschverstandene Sparsamkeit und Ueberhastung die Ornamentik, die er gerne als eine zu Stein gewordene Flora Englands sehen möchte, verdorben würde. Ruskin konnte mit Recht von sich sagen, daß sein halbes Leben auf Erklärung des Ornaments und seiner Urbilder, der Blätter und Blüthen, der Berge, Steine und Wolken hingegangen sei. Auch in diesen Studien sah Ruskin vor Allem ein Erziehungsmoment. „Nie werdet ihr die Kunst lieben, ehe ihr nicht das mehr liebt, was sie darstellt", ruft er immer wieder seinen Schülern zu. Darum sollen sie durch ihn und mit ihm die Natur kennen lernen; Jeder, der ihm hier in den zahllosen Schriften folgt, die diesem Zwecke dienen, kann sicher sein, eine Fülle neuen Lichtes zu empfangen. Zum Kunstschauen will er uns erziehen, aber die Liebe zur Natur muß angeboren sein, mitgebracht werden; ihm ist es ein Zeichen, daß unser Wesen in richtiger Harmonie und auf richtigem Wege ist, wenn wir Bäume lieben, die Bäume, „die die Tage des Volkes sind." Der Künstler aber, der das besitzt, was er uns erst lehren will, die rechte Anschauung, er hat von vorneherein diese Liebe zur Natur; darum kommt Ruskin auch auf diesem Wege zu der so oft paradox klingenden Behauptung, daß der Künstler ein moralisches Wesen sein müsse. Ruskin versteht unter „moralisch" eben die richtige Harmonie unseres ganzen Wesens. Es ist durchaus nothwendig, diesen Unterschied des englischen Begriffs „moral" von dem deutschen moralisch im Auge zu behalten. Eine Gleichstellung der beiden trägt viel Schuld, daß uns manche Seiten des englischen Geisteslebens schwer verständlich sind. Der englische Begriff hat einen viel weiteren Umfang und umfaßt das ganze innere Wesen der Persönlichkeit, das im Handeln seinen Ausdruck findet.

Digitized by Google

Der Künstler hat nach Ruskin vor dem gewöhnlichen Menschen durch die Gabe des rechten Schauens den größten Vortheil. Eine Gabe, die selten genug ist; denn „auf hundert, die da sprechen können, kommt nur einer, der denken kann, und auf tausende, die denken, nur einer, der sehen kann." Der Künstler nimmt mit einem Blick Besitz von dem, was wir anderen erst mit Hilfe mancher Theorie und Kenntniß erfassen können; darum muß der Künstler zwar im höchsten Sinne ein gebildeter Mensch sein; wissenschaftliche Kenntnisse aber werden für ihn leicht zur Gefahr; sie sind gut, solange sie gleichsam nur Brillengläser sind, um seine Sehkraft zu schärfen; doch im Augenblicke, wo sie sich etwa selbstherrlich seinem Leben entgegenstellen, muß er sie zur Erde werfen und unter die Füße treten. Das erklärt die Abneigung, die Ruskin dem Studium der Anatomie bei den Malern entgegenbringt, da es ihm oft das Werk der größten, Michel-Angelos und Dürers, zu verderben scheint. Der Kunstgenießende muß viel mehr wissen als der Künstler. „Denkt immer daran", heißt es im letzten Bande der Modernen Maler, „daß Turners Größe und Richtigkeit in all diesen Punkten nicht von wissenschaftlicher Kenntniß abhängt, er wußte nichts von allen Gesetzen, die ich euch hier entwickelt habe. Er hatte sich nur daran gewöhnt, unparteiisch, intensiv und furchtlos zu sehen."

Die Kunst ist für Ruskin letzte und höchste Offenbarung des Volkscharakters, kein Mittel, ihn zu bessern, sondern der Ausfluß seiner Kräfte, aber als solcher das werthvollste Vermächtniß für die kommenden Geschlechter. Dies muß die lebende Generation stets vor Augen haben. Ruskin sieht in dieser Einsicht einen der höchsten erzieherischen Werthe der Kunst.

„Auf den Mauern und Thürmen eurer schönen Stadt", ruft er den Studenten von Oxford in seinen Vorlesungen über Kunst zu, „giebt es kein Ornament, dessen erster Ursprung nicht auf die Gedanken von Männern zurückgeführt werden kann, die vor zweitausend Jahren gelebt haben. Wen werdet ihr nach zweitausend Jahren beherrschen? Denkt daran und ihr werdet finden, daß die Kunst nicht nur weit davon entfernt ist, unmoralisch zu sein, daß vielmehr wenig außer ihr moralisch ist."

Ein Bild gilt ihm wie ein Manuskript, das nur in einer Niederschrift erhalten ist, und den lebenden Geschlechtern liegt die Pflicht ob, diese Zeichen einer früheren Zeit zu bewahren und zu schützen. Ruskins immer neuer Mahnung dankt England erst die Fürsorge für seine Kunstdenkmäler. Aber mit tiefem Ingrimm

Digitized by Google

mußte Ruskin gerade hier erleben, wie der erwachte Eifer schnell über das von ihm erstrebte Ziel hinausschoß, wie Schutz und Erhaltung in blinde Restaurationswuth umschlugen. Vergebens zeigte er, daß diese Restauration ein schlimmeres Verderben sei, als der Verfall. „Unmöglich", schreibt er 1877, „kann Jemand das Grausen und die Verachtung kennen, mit der ich moderne Restaurationen ansehe; aber sie ist so groß, daß sie mich einfach in Verzweiflung lähmt . . . . Alle Restauration ist verdammter Architektenschwindel und wird so lange fortgehen, als sie ihr schmieriges Brod damit verdienen". Wir in Deutschland, die wir immer aufs Neue schmerzlich durch Restauration Altes zu Grunde richten sehen, werden verstehen, wie gerade Ruskin es kränken mußte, daß ihm der Teufel hier so viel Unkraut unter seinen Weizen gesäet hatte.

Alle ästhetischen Fragen führen Ruskin immer aufs Neue und immer gebieterischer auf die Untersuchung des Verhältnisses des Kunstwerks zum Künstler, der Arbeit zum Arbeiter. Schon in seinen frühen Werken finden wir daher lange Einschaltungen rein sozialer Natur. Die Steine von Venedig, die er nach etwa zehnjähriger Schriftstellerlaufbahn schrieb, zeigen diesen Uebergang am klarsten. Kann es nach Ruskins Auffassung einen größeren Gegensatz geben als zwischen den an einem gothischen Bauwerk schaffenden Steinmetzen und den heutigen Fabrikarbeitern? Dort das Heer der Diener der Architektur, deren Gedanken nach einer Richtung gelenkt, innerlich frei arbeiten, und deren Freude und Gesundheit zu uns aus den Ornamenten spricht, hier die völlig geist- und gedankenlose Arbeit, deren Nothschrei ihm aus den Fabrikstädten entgegentönt, der furchtbarste unter allen: „Nicht durch Lehren, nicht durch Predigen können wir ihn stillen, das erste zeigt ihnen ihr Elend nur noch deutlicher, ihnen predigen heißt ihrer spotten; einsehen müssen wir wieder, welche Arbeit den Menschen gut und glücklich macht." So lange Ruskin noch sein Hauptaugenmerk auf die künstlerische Arbeit gerichtet hatte, schien es ihm leicht, das Wesen dieser beglückenden Arbeit im Kunsthandwerk zu finden, und hier ist es ihm auch gelungen, eine Reihe reiner Fabrikwaaren wieder dem kunstgewerblichen Betriebe zuzuwenden. Nichts zeigt vielleicht mehr den segensreichen Einfluß, den Ruskin nach dieser Richtung geübt hat, als das Auftreten von William Morris und die Erneuerung des Kunstgewerbes durch ihn. Ruskin spricht aus Morris, wenn dieser in seinen Vorlesungen über Kunst ausführt, daß wir so lange schlechte, geschmacklose Gläser haben werden, als wir sie stumpfsinnig akkurat

Digitized by Google

geschliffen nach dem Dutzend verlangen: „Wenn ich gute Gläser gemacht wünschte, würde ich mir gute Arbeiter aussuchen, würde ihnen die Höhe und den Zweck der Gefäße auseinandersetzen und vielleicht noch eine allgemeine Idee über die Art der Gestalt, und würde sie dann ihr Bestes thun lassen . . . . Dann würde ich einen guten Preis für das Beste aussetzen; es würde ihn schon werth sein; und ich glaube nicht, daß das Schlechteste schlecht sein würde."

So hat Morris wirklich seine kunstgewerblichen Werkstätten eingerichtet, und nach ähnlichen Grundsätzen erstehen auch jetzt in Deutschland überall solche.

Aber Ruskin konnte sich nicht verhehlen, daß die kunstgewerbliche Arbeit nicht so leicht die herrschende in unserer Zeit werden konnte. Immer mehr drängte ihn „die Noth der Millionen", das ganze Gebiet unseres heutigen Wirthschaftslebens zu untersuchen.

In einer Reihe bedeutender Schriften der sechziger Jahre entwickelt Ruskin an der Bekämpfung der Lehren der klassischen Nationalökonomie Gedanken, die zum Theil schon Problemen vorgreifen, die die heutigen Nationalökonomen beschäftigen, so vor Allem seine Betonung der Wichtigkeit der Konsumtion gegenüber der kurzsichtigen Anschauung, als wäre einzig die Produktion und ihr Ausfluß, die Kapitalisirung, von Bedeutung für die Volkswirthschaft. „Der unbedingte Verbrauch ist vielmehr der Endzweck, die Krone und Vollendung der Produktion, und weise Konsumtion ist eine viel schwierigere Kunst als weise Produktion", führt er in „Diesem Letzten" aus. In seinen Zielen sehen wir ihn jetzt Seite an Seite mit Carlyle kämpfen. Aber zugleich optimistischer und plastischer denkend wie Carlyle führen ihn seine Untersuchungen sofort zu praktischen Reformvorschlägen. Er hat in späterer Zeit wohl einmal gesagt, daß es seine Sache nicht sei, ob man seine Vorschläge gleich ausführen könne, er habe die Möglichkeit, ja die innere Nothwendigkeit aufgedeckt, und das sei ihm genug, aber damals in seiner früheren Zeit dachte er doch anders. Die Forderung strenger sozialer Gliederung und Ordnung machte es ihm leichter als den Sozialisten, mit der bestehenden Ordnung sich abzufinden. Wenn die soziale Rangordnung nur von allen ihren Gliedern richtig verstanden würde, so ließe sich in diesem alten System von Grund aus die innere Umgestaltung des wirthschaftlichen und geistigen Lebens des Volkes bewerkstelligen. Für ihn charakteristisch ist es, daß er in dem utopistischen Staatsgebilde, das er in „Zeit und Fluth" entwirft, eher noch eine strengere Klassengliederung einführen möchte,

Digitized by Google

indem sein Staat ein eigentlicher Beamtenstaat werden soll, da er auch Kaufleute und Arbeiter zu Beamten, Letztere allerdings zu einer Art Privatbeamter mit festen Lohnsätzen machen möchte. „Es ist ganz gleich, auf welcher Höhe des Maulwurfshügels, den wir Gesellschaft nennen, wir wohnen, aber nothwendig ist es, daß es in jeder Höhe möglich sei, glückliche, gesunde, breitbrüstige, helläugige Menschen zu schaffen, und die Pflicht aller Stände ist es, dafür zu sorgen, daß der unter ihm Lebende Raum und Licht zu dieser Entfaltung habe." Ruskin selbst hat diese Pflicht durchaus als praktische Forderung empfunden, überall hat er versucht, seine Ideen, wo es in seiner Macht stand, wirklich durchzuführen. Er hat Zeichenklassen eingerichtet und selbst daran unterrichtet, um die künstlerische Erziehung zu fördern, er hat Arbeiterhäuser mit menschenwürdigen Wohnungen geschaffen und mit Oktavia Hills Hilfe gezeigt, wie dies mit einem mäßigen Gewinn durchzuführen ist. Er hat aber auch seiner Lieblingsidee Leben gegeben, industrielle Unternehmungen aller Art ohne Fabrikbetrieb einzurichten, also die „geistlose, verderbliche Arbeit" zu einer für den Arbeiter fruchtbringenden Thätigkeit umzusetzen. In die Gesellschaft der St. Georgs-Gilde, die er zu diesem Zwecke gründete, hatte er den größten Theil seines Vermögens gesteckt und in seinen Arbeiterbriefen, „Fors Clavigera" genannt, hat er theoretisch sein Vorgehen verfochten. Es ist leicht, ihm sein Scheitern hierin nachzuweisen, er selbst hat es mit Bitterkeit in späteren Jahren empfunden. Er hat dabei, auch wieder zu einseitig, nicht das komplizirte Gebilde des menschlichen Charakters berücksichtigt; er hätte den Eigennutz und die Selbstsucht am liebsten ganz aus dem Menschen herausleugnen wollen, ohne dabei auch nur zu bedenken, daß zum Mindesten die Erziehung zum Heil, wie sie ihm vorschwebte, unmöglich so schnell wirken konnte. Mehr aber noch mußten diese Versuche scheitern, weil sie zum größten Theil ein Zurückschrauben auf überlebte Wirthschaftsformen waren, die absichtlich weder dem Verkehr noch den modernen Lebensansprüchen Rechnung tragen wollten. Ein solcher Versuch läßt sich wohl in einer kleinen Brüderschaft durchführen, wird aber nie zu einer Umgestaltung der Volkswirthschaft werden. Carlyle war in diesem Punkte klüger als Ruskin; er wußte, daß neue Ideen sich nur langsam zum Siege durchringen und diesen Sieg dann oft in Formen ausdrücken, von denen die Denker dieser Ideen selbst noch keine Vorstellung hatten. Ruskins Bedeutung aber als Denker auf sozialem Gebiete wird immer in der leidenschaftlichen Forderung

liegen: „Sucht nach einem Wege, die Arbeit zu einer Veredlung für die Menschheit zu machen, indem ihr jedem Arbeiter es ermöglicht, Freude an seiner Arbeit zu haben."

Nicht diese sozialen Ideen sind es, die Ruskin den Eingang nach Deutschland so lange erschwert haben; denn längst hatten Carlyles so verwandte Ansichten bei uns die rechte Würdigung erfahren. Die Aufnahme, die Carlyle in Deutschland erfahren hat, beruht gewiß nicht nur auf der Dankbarkeit für seine nimmermüde Werthschätzung deutschen Geisteslebens oder für die ehrfürchtige Bewunderung gegenüber seinem Helden Goethe, es ist vielmehr gerade die Anerkennung seiner Stellung als eines Vorkämpfers auf sozialem Gebiete, die Gewißheit, daß diese Arbeit, trotz der Trennung, die übertriebenes Nationalitätsbewußtsein zwischen den Völkern aufrichtet, zu einem internationalen Bande für alle wird, die sich daran betheiligen.

Ruskin aber, trotzdem er noch ein anderes Feld gemeinsamen internationalen Interesses bearbeitet hat, die Kunst, hat lange auf diese Anerkennung bei uns warten müssen. Längst hatte er seine Lebensarbeit beendet, lange war er in Frankreich und Italien bekannt und genannt, ehe man bei uns, außer in wenigen gelehrten Kreisen, auch nur seinen Namen hörte.

Daß Ruskin, dem Aesthetiker, der Eingang in Deutschland schwer geworden ist, liegt in erster Linie daran, daß wir im neunzehnten Jahrhundert mehr als jedes andere Volk auf eine Trennung von Kunst und Ethik dringen, aus Furcht, die Kunst zur plauen Nützlichkeit herabzuziehen. Doch vergessen wir hierbei, daß gerade unser Schiller einer der Ersten gewesen ist, diese ethische Kunstbetrachtung hoch zu halten; er hat nur s e i n e Kunst, die Dichtkunst dabei im Auge, während Ruskin, der sich in manchem eng mit Schiller berührt, fast ausschließlich die bildende Kunst behandelt, die sich scheinbar viel spröder einer solchen Betrachtung gegenüber verhält.

Ruskins Wirken ist zu einem Stück englischer Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts geworden und als solches zu betrachten. Mit seiner starken impulsiven Persönlichkeit hat er seine subjektive Geschmacksrichtung seiner Nation aufgezwungen, er war „ihr lebendiges Gewissen", er hat sie fortgerissen zu einer einseitigen Bevorzugung der Gothik, er enthüllte ihr den Adel der Frührenaissancekünstler, er hat ihr eine Botticellimode, eine Carpaccioschwärmerei gebracht, von ihm geht der überraschende Aufschwung des Kunstgewerbes aus. Von alledem haben wir das Gute wie die Uebertreibung mitgenossen. Die Mode ist vorübergegangen, ge

Digitized by Google

bleiben ist das Kulturelement, die Erziehung des Volkes zur Kunst, die Offenbarung einer Religion der Schönheit.

Was dem deutschen Schriftsteller, der über Ruskin schreibt, zu thun bleibt, ist einmal, die interessante historische Persönlichkeit zu zeichnen. Das ist nicht schwer; denn Ruskin, der, hierin so ganz unenglisch, in der Oeffentlichkeit des Privatlebens einen großen Antrieb zur Stärkung der sozialen Bande sah, sagt von sich: „Ich glaube, was mich betrifft, macht es mir Freude, über mich selbst zu sprechen, selbst über meine Thorheiten." In diesem Sinne hat er seine Selbstbiographie „Praeterita" geschrieben, in der er uns mit entzückender Ironie das Werden des guten John Ruskin schildert und sich selbst freut, daß Alles so viel interessanter war, als er es sich gedacht hat; allerdings darf man auch hier, wie bei jeder Selbstbiographie, nicht vergessen, daß sie das Werk eines alten Mannes ist, der oft in die Seele des Zwanzigjährigen Anschauungen hineinliest, die nur der Achtzigjährige dort entdecken konnte. Schwerer ist eine solche Interpretation seiner Schriften, daß der Leser nicht rathlos vor der Fülle durchaus nicht gleichwerthiger Aeußerungen stehe, daß er sich nicht abschrecken lasse von den Widersprüchen und Paradoxen, die in der schnellen Entwicklung eines lebhaften Geistes liegen, der fortwährend Neues erfaßte und die gefährliche Neigung hatte, jeden erreichten Standpunkt als den letzten festen für sich anzusehen, und ihn als Lehrer auch gleich zu predigen. Ruskin weiß dies auch selbst, „denn was würdet Ihr von einem Lehrer sagen, der in zwanzig Jahren nichts gelernt hat?" ruft er seinen Schülern zu.

Eine kleine Ruskinliteratur, die dieses Ziel verfolgt, hat sich in den letzten Jahren auch in Deutschland angesammelt: Nach einigen Bändchen Auszügen aus seinen Werken, durch die Jakob Feis zuerst Ruskinsche Gedanken in deutscher Uebersetzung bekannt gemacht hat, haben wir jetzt schon eine stattliche Anzahl von Bänden einer unverkürzten Uebersetzung seiner Werke.*) Von verschiedenen Autoren übersetzt, sind sie in ihrem literarischen Werthe ungleich, erfüllen aber den Zweck des verdienstlichen Unternehmens, Ruskin in unverkürzter Form dem deutschen Publikum zugänglich zu machen.**) Dem vielseitigen Schaffen Ruskins entsprechend haben dann ein Kunsthistoriker (Paul Clemen, Zeitschrift für bildende Kunst 1900), ein Nationalökonom (Ch. Eckert, Schmollers Jahrbuch 1902) und ein

*) Herausgegeben von Schölermann. Verlag von Eugen Diederichs. Leipzig.
**) Ueber Ch. Broichers Bearbeitung der modernen Maler in dieser Reihe siehe weiter unten.

Digitized by Google

Philosoph (Sam. Sänger „John Ruskin, Sein Leben und sein Lebenswerk“ 1900), Alle kurz nach seinem Tode, Jeder von seinem Standpunkte das Wirken dieses vielgestaltigen Geistes anregend dargestellt. Sänger hat sich in seinem Buch ein weit umfassenderes Ziel gesteckt als die Andern. Er will uns „in aller Kürze“ ein Bild des Menschen und seiner Werke geben, er hat dies auch mit sympathischer Klarheit und Wärme durchgeführt, allerdings hat Sänger sich selbst eine gewisse Schranke gezogen, durch die eingestandene Bevorzugung des Gesellschaftstheoretikers, sodaß das Biographische und die Würdigung seiner Bedeutung als Aesthetiker dabei etwas zurücktreten.

Hier tritt auf das Glücklichste ergänzend das Buch von Charlotte Broicher ein, die in der ersten Folge ihrer Essays einstweilen ausschließlich biographische und ästhetische Fragen behandelt. „Die vorliegenden Aufsätze . . . machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit . . . Sie sind nur ein Versuch, Ruskins Anschauungen aus seiner Persönlichkeit verständlich zu machen“, heißt es in dem einleitenden Essay, „Orientirende Gesichtspunkte“ betitelt. Die Verfasserin giebt uns in diesem einen Ueberblick über das Lebenswerk Ruskins und daran anschließend seine Würdigung in der Literatur und die Quellen, aus denen das vorliegende Werk entstanden ist. Die übrigen vierzehn Essays sind theils biographischen, theils kritischen Inhalts. In den ersteren, die die Zeit bis zu seiner unglücklichen Ehe umschließen, hat die Verfasserin Ruskin selbst möglichst viel zu Worte kommen lassen und mit Recht, da der äußeren Geschehnisse in diesem Leben nicht viele sind, die inneren Erlebnisse aber doch im Großen und Ganzen einstweilen nur dem Kunstwerk seiner Selbstbiographie nacherzählt werden konnen. Das Glück einer persönlichen, wenn auch späten Begegnung mit Ruskin und mündliche Berichte von mehreren Freunden ihres Helden ermöglichen es der Verfasserin, der Schilderung hier und da noch einen wärmeren Ton zu geben.

Der Werth dieser ersten Folge beruht aber auf den drei kritischen Essays „Ruskins Prosa“, „Kunst und Moral“ und „Religion und Aesthetik“. Unter diesen ist die kleine Abhandlung über Ruskins Prosa besonders anziehend. Man merkt es, daß die Verfasserin in Kreisen lebt, in denen das Problem des Stils ein besonders häufig besprochenes ist. Es ist ein glücklicher Gedanke, an deutschen Beispielen der Lutherschen Bibelübersetzung und dem Stil des jungen Goethe — man braucht ja nicht der Ablehnung „des steifen Geheimrathsstiles des alten Goethe“ beizustimmen — die Klangwirkung der Prosa Ruskins zu veranschaulichen. Ruskin hat seine Sprache haupt-

Digitized by Google

sächlich an der englischen Bibelübersetzung geschult, die ja für die englische Sprache die gleich hohe Bedeutung hat, wie die Luthers für die deutsche. Besser als direkte Uebersetzungen geben daher solche deutsche Parallelstellen, wie sie Frau Broicher für die Wirkung der Konsonanz und der Harmonie der Vokale giebt, einen Eindruck von der Klangfülle und dem Glanze des Ruskinschen Stiles, der nach gemeinsamem englischen Urtheil als klassisch angesehen wird. Man folgt den Ausführungen der Verfasserin um so lieber, da ihr selbst eine schöne warme Ausdrucksweise zu Gebote steht.

In den beiden Essays „Kunst und Moral" und „Religion und Aesthetik" hat Frau Broicher den eigentlichen Kernpunkt von Ruskins Schaffen, seine Weltanschauung, untersucht. Sie kann sich hier selbstverständlich nicht auf die Werdezeit beschränken, die sonst diese erste Folge der Essays umfaßt, sondern muß das ganze Bild des Mannes vor Augen haben. Es ist auch ein gewisses Recht des Kritikers, bei solchen Allgemeinuntersuchungen die Höhe der Anschauungen des Meisters zu Grunde zu legen; es hätte aber bei diesen Ausführungen doch etwas betont werden müssen, daß zu einer Freiheit der Auffassung, wie sie sich in den Schriften etwa von 1860—70 bei Ruskin zeigt, er sich weder vorher noch nachher aufgeschwungen hat. Aus den 1870 gehaltenen Vorträgen über Kunst entnimmt Frau Broicher in erster Linie ihre Belege für Ruskins Forderung einer strengen Scheidung von Religion und Moral. Dort finden sich Worte wie „es giebt viele Religionen, aber nur eine Moral". Frau Broicher macht hier auch auf die englische Bedeutung des Wortes aufmerksam. Damals nannte Ruskin Moral den Instinkt, der in allen zivilisirten Völkern unausrottbar ist und von der Religion „weder Gesetz noch Rangordnung empfängt". Damals verwarf er auch die engen orthodoxen Ansichten seiner Jugend. Wenn er auch zu diesen selbst nicht mehr zurückgekehrt ist, so steht doch gleich nach siebzig bei ihm die Zeit vor der Thür, wo er der Religion, d. h. dem Verhältniß der menschlichen Seele zu einem übersinnlichen, persönlichen Geistwesen, wieder die unbedingte Führerschaft über den handelnden Menschen zuerkannte.

In dem Kapitel „Religion und Aesthetik" wird uns Ruskins Verhältniß zur Natur entwickelt. Die Naturverehrung hat bei ihm ein durchaus religiös mystisches Gepräge und hierin zeigt er sich ganz als Schüler von Wordsworth und Shelley, die er auf seine Weise weiterbildet. Frau Broicher behandelt hier fast nur die Frage: wie weit war für Ruskin Naturbetrachtung Religion?; daher erscheint mir der Titel etwas irreführend, denn seine ästhetischen Grund-

Digitized by Google

anschauungen, d. h. das Verhältniß der Kunst zum Menschen, folgen doch noch anderen Prinzipien, so eng auch Natur- und Kunstverehrung bei Ruskin wie Ursache und Wirkung zusammenhängen. Frau Broicher hat sehr anschaulich hervorgehoben, wie die Natur schon in frühester Kindheit, also weit vor allem Kunsteinflusse, der Religion des Knaben ein eigenes Gepräge gab. Sie hat in Ruskins Schauen in die Natur, das ihn von aller Persönlichkeit und allen persönlichen Interessen löst, eine Uebereinstimmung mit Schopenhauers Entwicklung der reinen Anschauung des Genies gefunden. Aber hier zeigt sich doch am deutlichsten der Unterschied der ästhetischen Prinzipien der beiden Männer. Schopenhauer sieht in der reinen Anschauung des Genies, das sich von dem Willen völlig löst, nun auch schon das ganze Wesen der Kunst umschlossen, während für Ruskin die künstlerische Thätigkeit darin besteht, daß sie die Persönlichkeit in ihrem ganzen Umfange umfaßt, daß hinter dem Kunstwerke der Künstler mit all seinen Leidenschaften, seinem ganzen Wollen steht. Gerade in dieser Offenbarung der Persönlichkeit sieht Ruskin die eigenthümliche Wirkung des Kunstwerkes auf den Menschen. „Die Werke der Natur sind immer vollkommener als die Kunstwerke", sagt er im zweiten Kapitel der Steine von Venedig, „und doch betrachten wir sie ruhiger, als diese; denn die Liebe und das Nachdenken des Künstlers liegt in diesen, sein Werk muß immer unvollkommen sein, aber seine Gedanken müssen tief und treu sein." Mit gutem Bedacht habe ich daher oben von der ethischen und nicht von der religiösen Grundlage seiner Kunstanschauung gesprochen. Denn die Forderung, in dem Werke den Urheber zu finden, d. h. in der Natur das höchste Wesen, in dem Kunstwerke dagegen den Künstler, ist ihm immer unverrückt geblieben, so verschieden er auch in den verschiedenen Lebensperioden etwa über den Werth des Glaubens bei den Künstlern oder den Beschauern gesprochen hat.

Diesen Essays, die durchweg anregend sind, sodaß wir mit Spannung ihrer weiteren Fortsetzung entgegensehen, hat nun Charlotte Broicher noch einen Band Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung der ersten beiden Bände von Ruskins Modernen Malern beifolgen lassen. „Ohne diese Uebersetzung wäre meine Arbeit nur ein Rumpf ohne Kopf", sagt sie. Eine biographisch-kritische Arbeit über einen Schriftsteller, die nicht zum Lesen seiner eigenen Werke anregt, ist im Großen und Ganzen überhaupt ein verfehltes Unternehmen, daher ist es für den, der der englischen Sprache nicht mächtig ist, wohl dankenswerth, wenn eine Uebersetzung das Lesen erleichtert.

Digitized by Google

Ein anderes aber ist es mit einer Bearbeitung, wie sie uns hier vorliegt. Die erste Ueberraschung bietet der Ort und die Art ihrer Publikation. Auf dem ersten Blatte heißt der Titel des Sammelwerkes „John Ruskins ausgewählte Werke in vollständiger Uebersetzung", auf dem zweiten der Untertitel „Im Auszuge übersetzt und zusammengefaßt". Solch eine Uebersetzung im Auszuge würde für einen Schriftsteller von Ruskins Eigenart wohl zu rechtfertigen sein, und die Verfasserin giebt im Vorworte eine Reihe von Gründen an, die ihr Verfahren gerade diesem Erstlingswerke gegenüber rechtfertigen sollen. Der Zweck der ganzen Sammlung aber war, den unverkürzten Ruskin zu uns sprechen zu lassen. Hier haben wir eine Bearbeitung, die uns bald wörtliche Auszüge, bald freizusammengezogene Sinneswiedergabe, bald längere oder kürzere eigene Zusätze giebt. In manchen Kapiteln nehmen die Zusätze einen so großen Umfang an, daß der Ruskinsche Text zu Beispielen herabsinkt, ganz in der Weise der Essays, so der erste Abschnitt über die Ideen, der daher auch den einzig richtigen Platz unter den Essays gefunden hätte. Die Verfasserin macht hier auf Ruskins Auffassung des Wortes „Idea" aufmerksam, das er mit Berufung auf Locke in der Bedeutung Vorstellung gebraucht, wodurch es erst für Ruskin den für seine Theorie der bildenden Kunst nothwendigen Inhalt bekommt.

Für die Benutzung der Uebersetzung ist noch die äußere Anordnung besonders irreführend. Fortwährend stehen Punkte an Stellen, die keine Auslassung zeigen*), während sie an zahllosen Stelle fehlen, wo sie nothwendig wären. Worte, die Ruskin von andern entlehnt, sind nicht als solche markirt.**)

Der Zusammenhang der Kapitel ist willkürlich geändert***); eigene Zusätze sind nicht immer als solche angezeigt.†)

Wir befinden uns bei der Lektüre in einem wahren Irrgarten, da wir keinen Augenblick sicher sind, selbst im Auszug einen authentischen Ruskin vor uns zu haben. Dazu kommt Unsicherheit und Schwanken in der Uebersetzung der philosophischen Terminologie. Frau Broicher liegt fortwährend mit sich im Kampfe, wie sie das englische Wort „conception" übersetzen soll. Auf den Seiten

*) p. 4, Z. 5; p. 38, Z. 16; p. 39, Z. 5 von unten.
**) p. 6. Ein Citat von Southey, unmittelbar darauf eines von Baxter; p 243, Z. 5 u. 6 sind Worte von Dugald Stewart, gegen die Ruskin polemisirt, sogar als seine eigenen übersetzt.
***) p. 168, die letzten Zeilen bis zum Absatz stehen im Original viel später.
†) p. 162, Z. 5 und 6.

Digitized by Google

283—85 kommt dies Wort sieben Mal vor, und ist vier Mal mit Vorstellung und drei Mal mit Anschauung übersetzt. Sehr wenig glücklich ist auch das Wort „fancy" mit geistreich und „Geistreichigkeit" wiedergegeben*), obgleich die Uebersetzerin sich hier auf einen berühmten Rathgeber beruft. Die Unterscheidung der Begriffe imagination und fancy hat in der englischen Aesthetik schon von Beginn des achtzehnten Jahrhunderts eine Bedeutung gehabt, die Frau Broicher übersehen hat. Schon in dem Essay „Uebergänge" hat die Verfasserin einen etwas unklaren Satz des englischen Aesthetikers Bosanquet falsch verstanden, oder doch so verallgemeinert, daß er falsch wirkt. Bosanquet fehlt schon, indem er immer nur von der „unwahren und kapriziösen" fancy spricht, während Ruskin, wie sich an einer Reihe von Beispielen aus verschiedenen Dichtern zeigt, der „fancy" durchaus nicht nur diese Eigenschaft beilegt. Darum wird schon Bosanquet unklar, wenn er sagt, daß vor den „Modernen Malern" nie mit solcher Energie betont worden sei, daß die unwahre und kapriziöse fancy sich bei keinem großen Künstler gefunden habe. Frau Broicher aber faßt irrthümlich Bosanquets Meinung in den Satz zusammen: „Die Abhandlung vom Wesen der schöpferischen, eindringenden und betrachtenden Fantasie (imagination) im Gegensatz zu der nur die Außenseite der Dinge beleuchtenden Geistreichigkeit (fancy) ist noch nie in der Aesthetik unternommen worden." Dies ist aber so wenig richtig, daß man dagegen behaupten kann, daß Ruskin in keinem Kapitel der Modernen Maler im Ganzen so wenig originell ist, wie viel Tiefes und Schönes auch im Einzelnen in Bezug auf die bildende Kunst darin gesagt ist. Gerade im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hatten die Dichter den Aesthetikern des achtzehnten das Problem aus der Hand genommen und Männer wie Coleridge, Wordsworth, Leigh Hunt, Charles Lamb hatten tiefsinnige Ausführungen über das Wesen der Kunst daran geknüpft. Ruskin hat allerdings den Versuch der Anwendung auf die bildende Kunst gemacht, doch nimmt er hier mehr auf die Dichtkunst Rücksicht, als es sonst seine Art ist. Eine Reihe von Beispielen hat er sogar mit Leigh Hunt, auf den er auch verweist, gemeinsam. Die Dreitheilung, die Ruskin mit der einen Funktion der imagination und ihrer Ergänzung, der fancy, in associative, eindringende und anschauende Kraft vornimmt, ist insofern schon nicht ganz glücklich, weil bei genauerem Zusehen die

*) Selbst hier ist ein Schwanken, p. 251 und 284 ist fancy mit Geist übersetzt.

Digitized by Google

zweite und dritte zusammenfallen. Solche Erwägungen werden Ruskin wohl dazu gebracht haben, später die ganze Eintheilung als überflüssig zu verwerfen. Eine richtige Uebersetzung dieser beiden Worte ins Deutsche zu finden, ist gewiß schwer, weil uns die Unterscheidung fehlt. Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik giebt sie als Bildungskraft (imagination) und Einbildungskraft (fancy), ich will dies nicht befürworten, da „Fantasie" sich bei uns für schöpferische Thätigkeit des Künstlers ein festes Bürgerrecht erworben hat. Geistreichigkeit aber ist nicht nur ein unangenehmes, sprachwidriges Wort, sondern deckt sich auch mit dem Begriff „fancy", wie ihn die englischen Aesthetiker fassen, durchaus nicht.

Bei all diesen Ausstellungen, die ich nicht habe verschweigen wollen, muß aber doch betont werden, daß das feine Sprachgefühl der Uebersetzerin, das die Essays auszeichnet, sie auch in der Uebersetzung meistens zu äußerst glücklicher Wiedergabe des Originals führt, einige der berühmten Naturschilderungen sind sehr gut gelungen. Wäre dieser Band nicht gerade in dieser Sammlung erschienen und hätte die Uebersetzerin größere Sorgfalt bei den Verweisen angewandt, so würde er gewiß weit mehr als eine Hilfe für den Leser des Hauptwerkes zu begrüßen sein. Dies selbst aber ist ein höchst werthvoller Beitrag zum Verständniß Ruskins und damit zu einem großen Stück Geisteslebens des englischen Volkes im verflossenen Jahrhundert.

Digitized by Google

Religionswissenschaft und Theologie des 18. Jahrhunderts.

Von

Ernst Troeltsch.

Die neuere Theologie ist, wenigstens in Bezug auf ihre Grundgedanken, zum kleinsten Theil das Werk zünftiger Theologen. Von dieser Thatsache nimmt freilich die übliche Darstellung der Geschichte der Theologie wenig Notiz, die in der Regel nur den immer dünner werdenden Faden der Fachtheologie spinnt und dem Einschlag des Rationalismus nur ganz kurze, im überlegenen Stil der Romantiker gehaltene, dem Einschlag des Pietismus ausführlichere, aber nicht minder überlegene berichtigende Betrachtungen widmet. Ebenso wenig aber nimmt davon die Geschichte der Philosophie oder die Literaturgeschichte Notiz, der es an dem Interesse für den starken theologischen Bestandtheil in der Arbeit der bahnbrechenden Führer und an Kenntniß und Verständniß für die überall vorhandenen theologischen Ausgangspunkte und Bedingtheiten fehlt. So ist ein Mann von der durchdringenden Bedeutung eines Bayle bis heute ohne eine seines Einflusses würdige Darstellung geblieben. So wird vergessen, daß Hobbes von durchaus theologisch bedingten Fragestellungen ausgeht, eine eigene, prinzipiell begründete Staatstheologie vorschlägt und durch seine Lehren den nachhaltigsten Anstoß für eine Erneuerung der ethischen und religionswissenschaftlichen Theorien gegeben hat, daß Descartes nur im Zusammenhang mit einer Schule cartesianischer Theologie den maßgebenden Einfluß erlangte, daß Pascal und Malebranche direkt in die religiöse und theologische Gedankenbewegung eingreifen. Spinoza, Locke und Leibniz sind vollkommen geschulte und kundige Theologen gewesen, die auf Grund prinzipieller Religionstheorien und eingehender exegetischer Arbeit eine positive Religionslehre begründen; und noch die ganz anders geartete

Digitized by Google

Generation eines Hume, Gibbon, Voltaire und Rousseau ist an theologischen Studien gebildet und greift durch Anregung und durch Herausforderung des Widerspruchs in die religionswissenschaftliche Arbeit ein. Diese Anregungen wurden dann freilich von den Theologen aufgenommen, und von ihnen aus vollzieht sich eine Umgestaltung der ganzen Theologie, in der dann auch die Arbeit der Theologen, besonders seit Semler die kritisch-historische Arbeit am Kanon und an der Kirchengeschichte, eine selbständige Rolle spielt. Aber die weiteren entscheidenden Einflüsse gehen dann wieder nicht von Fachtheologen, sondern von den Führern des deutschen Idealismus und von den großen Philosophen der nachkantischen Zeit aus. Nach den Clarke, Descartes, Locke, Leibniz, Wolf und Kant werden die Hamann, Jacobi, Fichte, Schelling und Hegel die Väter der modernen Theologie, zu denen auch Herder und Schleiermacher nur deshalb geworden sind, weil sie die Verbindung der allgemeinen geistigen Interessen mit der Theologie vollzogen haben. So ist die ganze neuere Theologie ein Ineinander von unzünftiger und zünftiger Theologie. Hierbei haben die Theologen den Vortheil, daß sie mit der konkreten praktischen Erfahrung der Religion immer in Verbindung bleiben und in der Kontinuität der geschichtlichen Ueberlieferung stehen, sowie daß sie die Beziehung dieser Gedanken auf wichtige Institutionen unseres praktischen Lebens nicht aus den Augen verlieren. Daher haben sie auch die Hauptmasse der bibelwissenschaftlichen, kirchen- und dogmengeschichtlichen Arbeit geleistet. Andererseits haben die Theologie treibenden Nicht-Theologen den Vortheil, ungebunden zu sein durch praktische Rücksichten und durch geschichtliche Ueberlieferung, den Vortheil der freieren Bewegung über ein weiteres Gebiet und der Beleuchtung des Ganzen aus dem inneren Zusammenhang neuer Gesammtanschauungen heraus. Daher sind sie es, die die prinzipiellen und allgemeinen Theorien herausarbeiten, und die insbesondere die nichtchristliche Religionsgeschichte sowie die Nachbargebiete der Religion, Kunst und Sittlichkeit, Sprache und Völkerkunde, für das Verständniß der Religion verwenden. So haben an der Theologie fast alle großen Denker und Dichter seit Locke und Leibniz, seit Pope und Klopstock mitgearbeitet, und sind bis heute Philosophen, Philologen, Ethnographen, Prähistoriker und Kulturhistoriker wichtige Förderer. Es ist ein Ganzes zusammenhängender Arbeit, dessen durchgehende Grundlinien herauszuholen die eigentliche Aufgabe eines Darstellers der Geschichte der neueren Theologie

Digitized by Google

ist, und dessen Erwerb in der Zusammenschau zu überblicken das beste Mittel zur Förderung der theologischen Arbeit ist.

Dieses Zusammenwirken von Theologie und Religionswissenschaft ist nun freilich erst das Werk der neuen Zeit, der modernen Welt. Und diese moderne Welt beginnt mit dem Uebergang vom 17. zum 18. Jahrhundert. Es steht mit der Theologie nicht anders wie mit allen anderen Wissenschaften. Ihr eigentlicher Ausgangspunkt ist das 18. Jahrhundert mit seinen großen Kämpfen und Erwerben. Die Grundlagen dessen, was wir die moderne Welt nennen, sind später gelegt worden, als wir gemeinhin annehmen. Die allgemeine Annahme ist im Zusammenhang mit der konventionellen Eintheilung unserer europäischen Geschichte die, daß Renaissance und Reformation die Ausgangspunkte der sogenannten Neuzeit seien. Mittelalter und Neuzeit sind aber, wie oft hervorgehoben, fatale Namen, die aus einem sehr engen Horizont heraus gegeben worden sind. Ranke hat in seiner Weltgeschichte das Wort Mittelalter überhaupt vermieden. Mit Recht. Denn zwischen was soll es die Mitte sein? Doch nur zwischen zwei sehr zufällig als Anfang und Ende bezeichneten Punkten, zu denen es sich innerlich und geistig durchaus nicht als das Mittlere verhält. Das sogenannte Mittelalter ist in Wahrheit die Periode kirchlicher Kultur, die im Gebiet des hlg. römisch-deutschen Reiches oder der Papstmonarchie, im Gebiete des byzantinischen Kaiserthums und im Gebiete des Islam durch allbeherrschende kirchliche Lebensideale und durch eine konzentrirte kirchliche Zentralmacht Denken und Leben wesentlich bestimmte. Dem gegenüber ist die Neuzeit, die ja nur für uns neu ist und jeden Tag weniger neu wird, auch nur inhaltlich zu charakterisiren als die Zeit einer prinzipiell kirchenfreien, auf dem Nationalstaat und auf internationaler Vereinigung beruhenden Kultur der freien Ausgestaltung der humanen Lebenszwecke. Es ist selbstverständlich, daß eine freie wissenschaftliche Arbeit an der Religion und über die Religion erst in dieser neuen Kulturgestaltung möglich wurde, die damit die Religion ja nicht für weniger wichtig erklärt, sondern nur ihrer kirchlichen Organisation die Einschränkung auf das speziell religiöse Gebiet vorschreibt und daneben die Freiheit der weltlichen Lebenszwecke zur Bewegung nach ihren eigenen Gesetzen fordert.

Die Neuzeit in diesem Sinne aber hat ein verhältnißmäßig junges Datum. Sie ist — freilich nach langer Vorbereitung durch die städtische Kultur des 14. und 15. Jahrhunderts und durch die

Digitized by Google

Herausbildung nationaler Staaten im 15. und 16. Jahrhundert — entscheidend doch erst nach den großen Religionskriegen des 17. Jahrhunderts emporgestiegen. Die Renaissance, die vielfach überschätzt wird und deren Bedeutung für die neuere Menschheit auch Jak. Burkhardt übertrieben hat, ist ein schöpferisches Prinzip neuen Lebens und Denkens nur in beschränktem Umfang gewesen. Sie hat die kirchliche Gebundenheit wohl eine Zeit lang zu Gunsten eines fast anarchistischen Individualismus gelöst, sie hat die realistische Politik der Macht ohne alle ethischen und religiösen Rücksichten für Diplomaten und Dynastieen gelehrt, sie hat in der Belebung der Antike und der philologischen Kritik mancherlei einschneidende Berichtigung an der altchristlichen und katholischen Legende vorgenommen, hat in ihrer Philosophie mit faustischem Erkenntnißdrang alle Tiefen philosophischen Denkens aufgewühlt und hat vor Allem eine dem christlichen Geiste tief innerlich widersprechende, die menschliche Gestalt mit fast heidnischem Kultus verherrlichende Kunst geschaffen. Aber in alledem ist sie im Zusammenhang mit den Zuständen der kleinen italienischen Dynastien und Territorien ausschließlich eine Kultur der vornehmen Klassen, der Aristokratie, geworden, die nur für den gebildeten Weltmann diese Dinge forderte und die für das Volk, und d. h. für die Gesammtlage, die Enge der alten Verhältnisse, insbesondere die Kirche und ihre Herrschaft, prinzipiell im alten Zustand beließ. Zeigt sie schon dadurch, daß sie eine innere Erneuerung des Ganzen nicht ist und nicht erstrebt, so war ihre Kultur in diesen vornehmen Klassen selbst mehr Negation als Position, mehr formell und weltmännisch als innerlich, und verpuffte daher in glänzenden Projekten, festlichem Rausch und meteorhaften Kühnheiten, um im Ganzen in der Kultur der Gegenreformation und in ihrer Uebertragung auf Frankreich, im siècle de Louis XIV., mit dem Katholizismus fast identisch zu werden. Der letzte Grund aber, weshalb sie so verlief, ist der, daß sie ein wirklich originelles Prinzip des Lebens überhaupt nicht besaß und dieses an Stelle der kirchlichen Kultur auch zu setzen nicht vermochte. Sie war in allen Stücken durchtränkt mit der Antike, d. h. mit einer unendlich wichtigen und anregenden, aber dem neueren Menschen doch fremden Macht, und verzichtete in dieser Anlehnung auf eigene positive Schöpfung. Daher hat sie auch die kirchliche Kultur nicht bloß nicht überwunden, sondern sogar lediglich modifizirt, geschmückt und aufgefrischt.

Digitized by Google

Andererseits kann aber auch die andere große Bewegung des 16. Jahrhunderts, die Reformation, nicht ohne Weiteres als Ausgangspunkt der Neuzeit betrachtet werden. Freilich ist sie eine mächtige religiöse und sittliche Bewegung von originalen, positiven Kräften der Erneuerung des gesammten Volkslebens, woran es der Renaissance so vollständig gefehlt hat, und freilich hat sie durch die Loslösung des halben Europa vom päpstlichen Stuhle die größte Befreiungsthat gethan, die überhaupt seit Bestand der kirchlichen Kultur geschehen ist. Allein ihr nächstes Ergebniß war doch wiederum eine kirchliche Kultur, freilich eine jetzt in nationalen Staaten und in nationalen Kreisen beschlossene, die eben damit den Kräften freier und selbständiger Volkskulturen den Weg eröffnete. Aber sie hat den Weg nur eröffnet und bald wieder versperrt, indem sie auf ihren Gebieten eine nationalkirchlich und konfessionell gebundene Haltung des geistigen Lebens schuf, die äußerlich von der katholischen Welt nicht sehr verschieden war, und die aus ihren nationalen und religiösen Gedanken weder das Leben noch das Denken grundlegend zu erneuern vermochte. Auch sie griff zur Deckung ihrer kulturellen Bedürfnisse zur antikisirenden und vornehmen Bildung der Renaissance, die dann freilich in ihrer protestantischen und nordischen Abwandlung die weltliche Eleganz und sinnliche Fülle verlor, dafür einen gelehrtenhaften und beamtenmäßigen Zug annahm. Eine vom Volke geschiedene lateinisch und griechisch gebildete Kaste lebt auch hier in der Anlehnung an eine kirchlich kontrolirte Antike. Die lateinische Poesie, die Auslegung des Aristoteles und die Rezeption des römischen Rechtes bildet auch hier den Kern des geistigen Lebens, und das heißt nichts Anderes, als daß auch hier ein freies Leben und Denken nicht entstehen konnte.

Die Ausgangspunkte der neuen Welt liegen vielmehr in der Abwendung von der kirchlich gebundenen überhaupt. Und diese ist das Ergebniß der großen Religionskriege, die Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Holland und England durchtobten, während die Heimath der Renaissance der spanischen Friedhofsstille verfiel. So sehr diese Kriege realpolitisch und dynastisch mitbegründet gewesen sein mögen, sie waren doch Religionskriege und brachten die Abwendung der Gemüther von dem hervor, was Religionskriege verursacht und unentscheidbar macht, von den kirchlichen Alleinwahrheiten und Dogmen, und damit dann auch von kirchlicher Moral und Weltbeurtheilung. So wurde der Raum frei für

Digitized by Google

Reformbestrebungen und Reformen aller Art, für eine weltliche Politik, für den Umbau der Gesellschaft und des Staates, für Handels- und Kolonialwirthschaft und entsprechende Theorien, vor Allem aber auch für kirchliche und religiöse Reformen, die sich theils auf ein interkonfessionelles Christenthum zurückziehen wollten, theils kleine Kreise religiösen Privatlebens schufen, theils die Religion zum Gegenstand freien wissenschaftlichen Nachdenkens machten und von der Wissenschaft aus eine Beruhigung und Klärung der Geister schaffen wollten. Aber nicht bloß für eine neue Gestaltung des religiösen Lebens wird hiermit Anlaß und Raum, sondern noch darüber hinaus und vor Allem für eine freie selbständige Bewegung der Wissenschaft überhaupt. Aus den Nebeln der Renaissancespekulation enthüllt sich als fester Kern, gehärtet durch die Entdeckungen Keplers, Galileis und Newtons die neue Naturwissenschaft, die in ihrer mathematisch-mechanischen Analyse der Sinnenwelt ein neues Prinzip bedeutet und bald die führende Stelle erlangt, den philosophischen Denkern neue Stoffe und neue Antriebe gewährt und durch ihre Inspiration die neue Philosophie eines Hobbes, Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz hervorbringt. Neben ihr erhebt sich die aus der Renaissancephilologie und -Jurisprudenz, aus der Kritik der politischen und sozialen Einrichtungen erwachsende neue Historie, die durch Kritik und Aufzeigung ihrer Entstehung die alten Mächte des Staates, der Gesellschaft, der Wirthschaft entthront und neue auf den Schild hebt. Von Bodin bis Voltaire, Montesquieu und Quesnay, Gibbon und Hume, Schlözer und Justus Möser geht hier eine Reihe.

Damit ist die neue Welt eröffnet und begründet, damit aber auch erst die Voraussetzung für eine neue Behandlung des Religionsproblems gegeben. Freilich pflegt die Schnelligkeit des Wachsthums der neuen Welt sehr überschätzt zu werden. Die kirchliche Gebundenheit dauert trotz prinzipieller Abwendung von ihr doch außerordentlich lange fort. Eigentlich nur Spinoza hat sich ihr entzogen, alle Anderen haben aus innerer oder äußerer Nöthigung oder aus beiden zusammen sich ihr in weitem Umfange noch unterworfen. Das macht sich natürlich besonders geltend in der Behandlung des Religionsproblems, das von der Jahrtausend langen Geltung kirchlicher Gewöhnung und rechtlicher Verbindung der Kirche mit allen Institutionen des Staates und der Gesellschaft sich nur langsam löste. Aber in dieser Lösung sind die Grundlagen geschaffen worden, von denen aus in wissenschaftlicher Arbeit

Digitized by Google

und praktisch religiöser Entwicklung sich das Neue bilden konnte. Diese Grundlagen sind als der entscheidende Befreiungskampf auch das eigentlich Ausschlaggebende. Allerdings sind das erst Grundlagen. Das feinere, tiefere und allseitige Verständniß des religiösen Lebens, die exakt historische Erforschung der großen Religionsgebiete der Erde, eine echt historische Durchforschung der Geschichte des Christenthums und eine auf alle diese exakten Erkenntnisse begründete wissenschaftliche Theorie hat erst das 19. Jahrhundert gebracht, das ein reiches Erbe vorgefunden hat, aber den Anspruch erheben kann, an der Erhaltung und Ausbreitung dieses Erbes mit großem Erfolg und in schwerem Kampf gearbeitet zu haben.

Wollen wir aber diese Arbeit des 19. Jahrhunderts verstehen, so müssen wir das Erbe und Kapital kennen, das sie vom 17. und 18. Jahrhundert empfangen hat und das die Voraussetzung ihrer Arbeit bildet. Dieses Erbe aber ist ein doppeltes. Es liegt *einerseits* vor in den wissenschaftlichen Begriffen, die Philosophie und Theologie des 17. und 18. Jahrhunderts zur Bewältigung des Problems geschaffen haben und die ein großes Ganzes von höchster Bedeutung bilden. Es liegt *andererseits* vor in den großen religiösen Bewegungen des endenden 17. Jahrhunderts, die der katholischen und protestantischen Welt gemeinsam sind und die mit ihren Nachwirkungen, mannigfach während des 18. Jahrhunderts zurückgedrängt, aber in lebendigen Kreisen eifrig gepflegt, den größten Einfluß auf die Gestaltung des Gedankens gewannen. Von diesen beiden Erbstücken wird freilich das zweite meistens ungebührlich zurückgestellt, wie es einer Darstellung leicht begegnet, die gewöhnt ist, von der Geschichte der Philosophie auszugehen und auf die Kräfte des praktischen Lebens nur nebenbei einzugehen. Aber auch die theologische Darstellung hat dieses zweite durch einseitig kirchliche Betrachtungsweise und allzu fachtheologische Hervorhebung der Erscheinungen und ihrer Bedeutung meistens verkannt. Das Religionsproblem der modernen Welt ist aber, wie es kein rein kirchliches mehr ist, so doch auch kein rein abstraktes wissenschaftliches, sondern steht in lebendigster Berührung mit den Kräften des wirklichen religiösen Lebens, aus denen seine Beantwortung die Hauptnahrung ziehen muß. Die Träger der Entwicklung sind daher häufig Leute, die weder für die Geschichte der Philosophie noch für die der Kirche in erster Linie stehen, deren Bedeutung vielmehr gerade in den Leistungen für diese besondere große Frage des modernen Menschen besteht.

Digitized by Google

Diese beiden großen Erbstücke gilt es zu betrachten. Jedes ist natürlich ein zusammengesetztes Ganzes, so daß sich keines mit einer einfachen Formel bezeichnen läßt. Immerhin aber hat jedes seinen zusammenhängenden Charakter, der eine Gesammtcharakteristik gestattet. Diese Gesammtcharakteristik kann sich aber nur aus den Einzelzügen ergeben.

Wenden wir uns zu der Charakteristik des ersten Erbstückes, so ist hier der erste hervorspringendste Einzelzug, daß eine psychologische Betrachtung der Religion aufkommt. Die psychologische Betrachtung tritt an Stelle der dogmatischen. Der Streit der Lehren, Schulen und Konfessionen und die gleich näher zu schildernde Bekanntschaft mit den nichtchristlichen Religionen zeigte eine Menge widerspruchsvoller Gebilde, die doch zugleich in vieler Hinsicht ähnlich waren, und die Beobachtung der eigenen praktischen Frömmigkeit zeigte einen gewissen undefinirbaren praktischen Stimmungscharakter, der mit der Zustimmung zu diesen objektiven Lehren und Institutionen nicht nothwendig verbunden war. So entstand der Rückgang vom Objektiven, Dogmatischen und Satzungsmäßigen, das sich in Dogmen und Kirchenpflichten darstellte, auf das Subjektive und Persönliche; von der Religion als Inbegriff von Dogmen, Institutionen, Theologien und Sakramenten auf die Religion als seelische Erscheinung und Thatsache. Gleichviel, was die Kirchen und die Priester hier und dort lehren, die Religion kann ihr eigentlich ächtes Wesen nicht in diesen Lehren und Dogmen haben, sondern sie muß in erster Linie eine allgemein menschliche, überall vorkommende, gleichartige seelische Verhaltungsweise sein, und, wenn man mit den objektiven Dogmen überall nur zu Streit und unversöhnlichen Gegensätzen kommt, so gelangt man vielleicht zu einer Einigung, wenn man die Religion als allgemein menschliches subjektives Phänomen betrachtet, aus dem heraus sich die verschiedenen objektiven, geschichtlichen Religionen begreifen lassen. Es war das eine Auffassungsweise, die in gleicher Weise sich gleichzeitig auch auf den anderen Gebieten des menschlichen Seelenlebens vollzog. Staat und Recht wurden auf ihre subjektiven Wurzeln in allgemeinen seelischen Trieben zurückgeführt, die historischen Formen daraus erklärt und der aufzuführende Neubau auf die Entdeckung des reinen, allgemein gleichen psychologischen Triebes begründet. Montesquieu gab eine Psychologie der Staatsformen und begründete auf die wahre Psychologie den wahren Staat. Den gleichen Methoden wurde die Erforschung des sitt-

Digitized by Google

lichen Bewußtseins unterworfen. Man ging von den bei allen Völkern sich widersprechenden Sitten und von den göttlichen und kirchlichen Moralgesetzen auf das subjektive sittliche Bewußtsein als auf eine überall gleiche seelische Thatsache zurück, und Locke, Spinoza und Shaftesbury, Cumberland und Clarke, Hume und Adam Smith, Leibniz und Kant analysiren die natürliche Stimme der sittlichen Forderung. Nicht lange hat es gedauert, so hat man in gleicher Weise die Kunst analysirt, die seelischen Zustände des Hervorbringens und Genießens zu erfassen gesucht, um von hier aus Regeln über Wesen und Wirkung der Kunst zu gewinnen. So sind die Schablonen der Renaissancekunst, des Akademismus, der antiken Kunstregeln zertrümmert worden von der den Engländern folgenden Kunstanalyse eines Lessing und von der eines Diderot und Herder.

Damit ist ein neuer Weg beschritten, neu gegenüber der Antike, die wohl für Moral, Kunst und Recht Anfangsgründe psychologischer Betrachtung geschaffen hatte, aber gerade für die Religion diese wissenschaftliche Betrachtung nur erst ganz dürftig oder gar nicht angewendet hatte, neu insbesondere gegenüber der bisherigen kirchlichen Auffassung der Religion. Der Kirche war die Religion immer in erster Linie objektive göttliche Mittheilung und Offenbarung von Lehren und Institutionen, sei es durch Vermittlung der Kirche, sei es durch die der Bibel, ein weiterer oder engerer Inbegriff von Dogmen und Pflichten, den das Subjekt mit möglichster Innigkeit des Hineinfühlens, aber zugleich in strengem Gehorsam sich anzueignen hatte. Aber auch dieses Aneignen und Hineinfühlen selber wurde seinerseits nicht zum Gegenstand einer den Zusammenhang des seelischen Geschehens suchenden Forschung gemacht, sondern hier hat die Kirche immerdar die antike populäre Psychologie vorausgesetzt, die das Gegentheil der modernen wissenschaftlichen ist. Es ist die Psychologie, die, wie sie die des gesammten Alterthums und des Volkes ist, so auch die der Evangelien und des Neuen Testaments ist, und die der antiken populären Naturbetrachtung durchaus entspricht. Hier fehlt, genau wie in der vorwissenschaftlichen Naturbetrachtung, jeder Gedanke an Zusammenhang und Gesetz. Das gewöhnliche Seelenleben ist nur der gewöhnliche und minderwerthige Verlauf. Alles besonders Mächtige und Große, alle überraschenden Gedanken oder besonderen Ergriffenheiten im Guten wie im Bösen, rühren von fremden Eingriffen her, vom Hereinwirken fremder, der Seele sich bemächtigender Kräfte, sei es

Digitized by Google

Gott oder seien es Engel und Dämonen. Der Anschauung von der Natur, die kein Gesetz und keinen aus sich selbst nothwendigen Zusammenhang kannte, entspricht die Anschauung vom Seelenleben, eine Psychologie des Wunders und beständig in der Seele wirkender fremder Kräfte, ob es nun die Macht der Gnade oder die Macht des Teufels ist. Unter diesem Einfluß ist jede Auffassung der Religion als einer im Zusammenhang des Seelenlebens begründeten oder doch wenigstens gleichartigen Gesetzen unterworfenen Erscheinung unmöglich und wird die Religion nur als Aneignung von Lehren und Dogmen durch übernatürlich in den Seelen wirkende Ueberzeugungskräfte möglich, womit dann immer nur entweder eine sektenhaft schwärmerische oder kirchlich-dogmatische Auffassung, ein Subjektivismus unberechenbarer Wunder oder ein Objektivismus des einen allein wahren Kirchenwunders, möglich wird.

In scharfem Gegensatz hierzu steht nun die neue psychologische Betrachtung der Religion. Sie faßt die Religion als Religiosität, den Glauben als eine seelische Thätigkeit und hält sich von den objektiven Lehren als von dem Fraglichen und Problematischen zurück. Dieses subjektive seelische Leben selber aber faßt sie als ein in sich zusammenhängendes gesetzmäßiges Ganzes auf, wo Gedanke, Gefühl und Wille in der Verkettung des Seelenlebens verwachsen und an die Gesetze dieser Verkettung gebunden bleiben. Die Religion wird als ein Inhalt des Seelenlebens betrachtet, der analog dem sittlichen Urtheil oder dem künstlerischen Geschmack entsteht und sich entfaltet. Das ist das große neue Prinzip, das die ganze Betrachtung verändert. Nicht mehr von der Bibel oder den Kirchendogmen, sondern von den Thatsachen des Seelenlebens geht die Wissenschaft von der Religion aus. Dabei ist nun freilich diese Analyse der seelischen Thatsachen zunächst noch sehr unbehilflich und unvollkommen ausgefallen. Bei der Angst vor Schwärmerei und vor Autoritäten, bei dem ganzen nüchternen, klaren Sinn der neuen Wissenschaft geräth sie in durchgängige Abhängigkeit von der Analyse des Moralischen. Indem man die Religion nämlich als Seelenerscheinung betrachten lernte, erkannte man, daß sie ihren Schwerpunkt jedenfalls nicht haben könne in der reflektirenden Hervorbringung von Theorien über Welt und Mensch, die, aus der Erfahrung oder aus grundlegenden Begriffen abgeleitet, das All zu erklären versuchten. Dann wäre die Religion ja identisch mit der Philosophie und nur eine schlechtere Philosophie ohne viel Denken, und die konnte sie nicht sein, da doch auch die schlechteste

Digitized by Google

Philosophie in Zweifel und unabgeschlossenen Ueberlegungen besteht, während die Religion etwas Momentanes, Fertiges und Praktisches hat. Daß deshalb die Vereinerleiung der Religion mit der Philosophie, wie sie die Antike behauptet hatte, ein Irrthum war, empfand man deutlich. So mußte man in der Religion wesentlich ein praktisches Verhalten sehen, eine praktische Stellungnahme zur Welt und zu den Menschen. Das Praktische aber konnte man sich nur in Gestalt des Moralischen denken, und so wurde die Religion überall angesehen als ein aus dem sittlichen Urtheil folgender oder mit ihm gegebener, in ihm enthaltener Gedanke, der die Begründung des sittlichen Urtheils in einem göttlichen Willen und die Herbeiführung des Ausgleichs von sittlicher Würdigkeit und Glücksanspruch im jenseitigen Leben bedeutete. So haben die sogenannten englischen Deisten, vor Allem der geistige Beherrscher seiner Zeit, Locke, sodann mit skeptischen Anwandlungen Voltaire, mit spekulativem Hintergrunde Leibniz und in Bezug auf die Volksreligion, die er von der Religion der Denker unterschied, Spinoza gedacht. Andere haben, die Dürftigkeit dieser Religionsanalyse empfindend, in der Religion mehr einen gefühlsmäßigen oder intuitiven Aufschwung der Seele in das göttliche Leben gesehen, wie Shaftesbury, Spinoza in seiner eigentlichen Religionslehre und der spätere Lessing, der Spinoza folgte, oder eine stimmungsmäßige unbestimmte Vergewisserung des inneren Dranges nach Gott und Wahrheit durch eine Stimme der Natur und des Herzens, wie Rousseau. Aber diese letzteren haben tiefere Erkenntnisse aus dieser Einsicht nicht abgeleitet und sind darum erst später Ausgangspunkte neuer Analysen geworden. Vor Allem aber macht der Unterschied dieser Einzelheiten für das Prinzip nichts aus. Das große Prinzip einer neuen wissenschaftlichen Betrachtung der Religion, das Prinzip einer die moderne Psychologie verwendenden Religionspsychologie, ist gefunden und bleibt von da ab die Grundlage. Der Psychologismus des 18. Jahrhunderts, der für alle historischen und Kulturwissenschaften eine prinzipielle Grundlage schuf, hat auch die Religionswissenschaft ergriffen, die diese Psychologie in Zukunft vertiefen wird und die sie vor Allem mit erkenntnißtheoretischen Betrachtungen verbinden wird, die aber auf die religiöse Psychologie als Ausgangspunkt angewiesen bleibt.

Diese neue Richtung wurde aber nur gewonnen im Zusammenhang mit einer zweiten neuen Grundanschauung, der Erweiterung des Bildes der Religion zu einem Bilde der

Digitized by Google

kosmischen Religionsgeschichte. Zur Religionspsychologie trat die vergleichende Religionsgeschichte hinzu. Auch das folgte aus den Kämpfen und den Wirklichkeitseindrücken der Zeit. War die Relativität der religiösen Dogmen und Alleinwahrheiten schon durch den Kampf der Konfessionen nahe gelegt, so wirkte noch stärker das Bild der fremden Religionen und Kulturen ein, die die Kolonisatoren und Missionare in der sich eröffnenden überseeischen Welt entdeckten. Die Wirkungen des Entdeckungszeitalters, das den Spaniern wenig zu denken gegeben hatte, kommt jetzt erst bei den Kolonisationsvölkern, Engländern, Holländern und Franzosen, zur Geltung. Die Berichte der jesuitischen Missionare aus China und Hinterindien verbreiten die Kenntniß des Confucianismus, des Buddhismus und benachbarter Religionsgebiete. Die Chinesen mit ihrer angeblich reinen Moral und ihren 400 Millionen Menschen beginnen eine große Rolle zu spielen, und Wolff hält über sie seine Rektoratsrede. Die Otaheitier und Südsee-Insulaner rücken den kulturlosen, natürlichen Menschen als Paradigma des natürlichen Empfindens und Denkens in den Gesichtskreis. Nicht minder kamen aus Englisch- und Holländisch-Indien, aus Afrika und Amerika die Berichte der Abenteurer und Reisebeschreiber, die den Horizont unermeßlich erweiterten und der Kritik der europäischen Zustände, von Swifts Gulliver bis zu Montesquieus lettres persanes, die schärfsten Waffen in die Hand gaben. Die Größe der Erde und die Kleinheit der Christenheit trat in das Bewußtsein. Wie können so Wenige zur alleinwahren Wahrheit und damit allein zum Heil berufen und die große Masse aller Uebrigen ausgeschlossen und verdammt sein? Zugleich erhebt sich aus der Renaissancephilologie der erste Anfang einer vergleichenden wissenschaftlichen Erforschung der alten Mythen, indem sie die griechischen Götter und ihre Geschichten mit alten orientalischen, egyptischen und babylonischen Mythen in Zusammenhang brachte, ein Verfahren, das man denn auch bald auf die jüdischen Religionslehren anwenden lernte, indem man versuchte, sie aus den historischen Einflüssen Egyptens abzuleiten. Damit war denn außer der bloßen Erweiterung des Horizontes zugleich der Versuch einer Kombination gegeben, die die einzelnen Religionen in Zusammenhang setzte und ihrer Isolirtheit, damit aber auch ihrer behaupteten Uebermenschlichkeit, entkleidete. Es sind die noch dunklen und verworrenen, aber hoffnungsvollen Anfänge einer allgemeinen Religionsgeschichte.

Das Alles aber, zusammengenommen, mußte zu dem Gedanken

Digitized by Google

einer prinzipiellen Gleichartigkeit aller menschlichen Religionen führen. Trotz aller Unterschiede hängen sie alle eng zusammen und müssen sie als verschiedenartiger Ausdruck einer einheitlichen Grunderscheinung aufgefaßt werden. Diese Grunderscheinung ist nun aber eben die, welche die psychologische Analyse als die Wurzel alles religiösen Verhaltens aufdeckt. So entsteht aus der Vereinigung von Religionspsychologie und Religionsgeschichte der wichtige neue Begriff eines allgemeinen Wesens der Religion, der Allgemeinbegriff der Religion als einer durchgängigen gesetzmäßigen Thätigkeit des Seelenlebens oder der Begriff der natürlichen Religion, d. h. der in der natürlichen Gesetzmäßigkeit der Seele allgemein begründeten und daher überall der positiven Einzelreligion zu Grunde liegenden Religiosität. Das Wort „natürlich" bedeutet nicht mehr den Gegensatz gegen die Offenbarung, sondern den allgemeinen, psychologisch-gesetzlich verständlichen Begriff, und, wenn am Anfang der Doppelsinn des Wortes einen möglichst raschen Uebergang von der natürlichen Religion, d. h. vom allgemeinen Wesen der Religion, zum Christenthum als der diese natürliche Religion offenbarungsmäßig konzentrirenden oder veredelnden Religion nahelegte, so fand doch die natürliche Religion eine immer ausführlichere Bearbeitung im Sinne eines allgemeinen Religionsbegriffes. Mit diesem Begriff war wiederum ein völlig neuer Weg eingeschlagen. Die Antike hat weder eine psychologische Untersuchung der Religion vorgenommen, noch einen Allgemeinbegriff der Religion gewonnen; sie hat statt dessen nur den Synkretismus, die Göttermischung, gekannt, die alles durcheinanderwarf und die verschiedenen Götter nur für verschiedene Namen der aus der Natur ausfließenden göttlichen Hauptmächte ansah. Noch weniger freilich kannte die kirchliche Kultur einen Allgemeinbegriff der Religion, da sie ja gerade darauf beruhte, daß es keinen solchen alles gleichartig machenden Allgemeinbegriff, sondern nur den Gegensatz zwischen menschlicher, d. h. falscher, und göttlicher, d. h. geoffenbarter und alleinwahrer Religion, gäbe. Ihr war die christliche Religion nicht Religion, sondern Offenbarung, etwas völlig Objektives, das durch die göttlichen Wunder der Begründung und Aufrechterhaltung von allen andern unterschieden wurde, während ihr die nichtchristliche Religion ebenfalls nicht Religion, sondern sündig getrübtes subjektives Meinen und Denken war, das sich nur bei einigen griechischen Philosophen zu dauernd werthvoller Höhe erhob. Hatte die Kirche so eine absolute Kluft zwischen Christen-

Digitized by Google

thum und Nicht-Christenthum befestigt und hatte die kirchliche Kultur bei der Enge ihres religionsgeschichtlichen Horizontes diese Kluft nicht störend empfunden, so wurde jetzt diese Kluft mit der Erweiterung des Horizontes über die neuen Kontinente, über Ostasien und seine Millionen als unerträglich empfunden. Sie wurde langsam überbrückt und ausgefüllt durch die Erkenntniß der mannigfachen Aehnlichkeiten zwischen Christenthum und Nicht-Christenthum, und schließlich erschienen die Religionen der gesammten Menschheit nur als verschiedene Formen der einen und selbigen Religion, der natürlichen Religion oder des Wesens der Religion. Dies Gemeinsame glaubte man hervorheben zu müssen, um einen festen Ausgangspunkt für Verständniß und Beurtheilung der Religion zu gewinnen. Dieses Gemeinsame aber war der von der psychologischen Analyse festgestellte Grundgedanke, die Empfindung der sittlichen Gebote als göttlicher Vernunftausflüsse und die Hoffnung eines jenseitigen Ausgleiches, oder wie es dann formelhaft hieß, der Glaube an Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Es liegt auf der Hand, wie nahe verwandt dieser Begriff der natürlichen Religion mit dem des Naturrechtes, des Idealstaates und der normalen Kunst ist, wie in all diesen Begriffen die gleiche Methode der vom Zufälligen und Positiven sich befreienden und zu raschem Abschluß drängenden Reflexion wirkt. Der Begriff des Normativen ist von der kirchlich-antiken Kultur her noch selbstverständlich, und wird nur auf andere Weise, nicht vom Einzelnen, sondern vom Ganzen her gewonneu.

Freilich war damit nur der gemeinsame Begriff der Sache gefunden und der feste Ausgangspunkt. Aber die Hauptfragen ergaben sich nun erst von dieser Grundlage aus. Wie entstehen aus diesem Gemeinsamen und Menschlich-Nothwendigen die einzelnen historischen und positiven Religionen? und wie verhalten sich diese verschiedenen Religionen zu dem Ideal und der Wahrheit der Religion? Sind sie alle nur Verirrungen und Trübungen an der natürlichen Religion oder spricht sich diese in einer der positiven Religionen rein und vollkommen aus? Welches ist insbesondere das Verhältniß des die europäische Menschheit beherrschenden Christenthums, das man doch wie selbstverständlich als die Normalreligion zu betrachten fortfuhr und das man nur in einem reineren Sinne zu fassen strebte, zu dieser natürlichen Religion? Die Antworten auf diese ernsten und schwierigen Fragen waren zunächst noch sehr unvollkommen und unbehilflich. Nur wenige Radikale

Digitized by Google

wie Voltaire hielten sich überhaupt allein an die natürlichen Religion, ohne einen Versuch, das Christenthum mit ihr zu identifiziren, oder noch Radikalere, wie Hume, zweifelten sogar an der natürlichen Religion und sahen in der Religionsgeschichte nur die Wirkungen von Furcht und Hoffnung, die bei verschiedener Weltanschauung überall verschiedene religiöse Formen annimmt, aber nirgends eine wirkliche Herausarbeitung ihres Wahrheitsgehaltes gestattet. Die meisten begnügten sich mit der der kirchlichen Schätzung des Christenthums naheſtehenden Auflösung des Problems, wonach das Christenthum die höchste und vollkommene Religion ist, nämlich das reine Christenthum der Urzeit. Aber es ist die vollkommene Religion nicht wegen der Inspirirtheit der Bibel oder wegen der Göttlichkeit der Kirche oder wegen der übernatürlichen Alleinwahrheit erlösender Dogmen, sondern wegen seiner Uebereinstimmung mit der natürlichen Religion des sittlichen Glaubens und praktischen Rechtthuns. Seine Göttlichkeit besteht nur in dieser gottgewirkten Zusammenfassung der natürlichen Religion durch Christus, wodurch die Ansätze natürlicher Religion in anderen Religionen göttlich vollendet werden: Jésus-Christ acheva de faire passer la religion naturelle en loi et de lui donner l'autorité d'un dogme publique — et la religion des sages devint celle des peuples" lehrt Leibniz. Ganz ähnlich lehrte Locke, beide mit dem Zusatz, daß das Christenthum zur natürlichen Religion noch besondere Mysterien hinzuoffenbare, ein Zusatz, den dann Lessing und die deutsche Aufklärung weggelassen haben, indem sie im Christenthum die antezipirende Darbietung der wahren sittlichen Religion sehen. Diese Lehre verkündet Lessings Nathan, und sie ist die allgemeine Lehre geworden, der auch Rousseau seinen mächtigen Einfluß lieh. Was dann aber die nichtchristlichen Religionen betrifft, so wird als selbstverständlich betrachtet, daß sie im Ganzen minderwerthig sind und nur in ihrem Besten, in ihrem Gehalt an natürlicher Religion, dem Christenthum nahe kommen. Was sie an der Vollkommenheit hindert und sie oft in den größten Aberglauben stürzt, das ist dasselbe, was die Reinheit des ursprünglichen Christenthums verdorben hat, nämlich Herrschsucht und Fanatismus der Priester. Wie man selbst in der Gegenwart unter dem Druck eines fanatischen und geistig rückständigen Klerus litt und in dessen Verbindung mit den politischen Gewalten den Grund der Herrschaft falscher Lehren sah, so erklärte man überall die Trübungen der natürlichen Religion und damit die nichtchristlichen Religionen und die spätere Entwicklung des Christen-

Digitized by Google

thums aus dem verhängnißvollen Bündniß von Thron und Altar, aus priesterlicher Herrschsucht und Bevormundung, ja geradezu aus Priesterbetrug und Priesterbeschränktheit. Wie die Staatsmänner und wirthschaftlichen Lehrer mit idealen Gesetzgebern und Weisen rechnen und die schlechten Zustände dem selbstsüchtigen Mißbrauch der Macht zuschreiben, wie die Pädagogik alles Elend aus irrationeller unnatürlicher Erziehung ableitet, so wird auch in der Religion der Einfluß der herrschenden Mächte und ihrer subjektiven Motive als der Grund aller Entstellungen oder aller Wiederherstellungen der reinen natürlichen Wahrheit angesehen. Das war freilich eine Auflösung des religionshistorischen Problems, die so unvollkommen war, wie die Auflösung des religionspsychologischen. Aber es war doch der Ansatz einer neuen religionswissenschaftlichen Theorie, die vom Ganzen der Religionsgeschichte aus die Würdigung der einzelnen Religionen und des Christenthums insbesondere verlangte, die nicht mehr am Einzelnen und an der Voraussetzung einer übernatürlichen Geltung des Christenthums haftete, sondern vom Ganzen aus erst das Einzelne zu würdigen unternahm. Und das ist trotz aller Mängel der entscheidende Grundgedanke bis heute geblieben. Noch fehlt der Gedanke der Entwicklung mit seinen verschlungenen Problemen und schwankt die Geschichtsbetrachtung zwischen dem Begriff vorsehungsmäßiger Erziehung und pragmatisch-subjektiver Ableitung der wechselnden Geschehnisse, aber der Gedanke der allgemeinen Religionsgeschichte ist fest begründet.

Stand aber so auf Grundlage der psychologischen Analyse und der historischen Vergleichung und Zusammenfassung der Religion ein im Seelenleben und in der Allgemeinheit seiner geschichtlichen Offenbarungen begründeter, im Christenthum besonders rein zusammengefaßter ethischer Gottesglaube an Tugend und Unsterblichkeit vor den Gemüthern dieser Menschen, so galt es diesen Gottesglauben doch auch von Seiten *seines Verhältnisses zu dem allgemeinen, von der neueren Philosophie erarbeiteten Weltbilde zu sichern*. Es war ja zunächst nichts als eine seelische Thatsache und eine allgemeine historische Macht, deren Allgemeinheit und Nothwendigkeit darauf schließen ließ, daß hierin eine nothwendige und wirkliche Wahrheit sich offenbare, aber mit der die Bedenken und Sorgen noch nicht niedergeworfen waren, die sich von der Seite des erfahrungsmäßigen und wissenschaftlich konstruirten Weltbildes dagegen erhoben. Hier

Digitized by Google

hat zu allen Zeiten die Erfahrung des Uebels und des Leidens in der Welt, die Herrschaft des Zweckwidrigen und des Zufälligen, d. h. aus keinem Zweck Erklärbaren, der Zwang und Druck des rein Physischen auf das geistige Leben den religiösen Gemüthern schweren Anstoß dargeboten. Und dieser Anstoß wurde nun noch größer, seit die neue Naturwissenschaft die Welt ins Ungeheure erweitert und die Erde aus dem Mittelpunkt des Alls verdrängt hatte, vor Allem seit sie die mechanische Verkettung alles Naturgeschehens und damit einen scheinbar lückenlosen, alles geistige Leben bedingenden Gesammtzusammenhang der Körperwelt gelehrt hatte. Ein Ereigniß, wie das Erdbeben von Lissabon, das Voltaire, Kant und den jungen Goethe gleicher Weise erschüttert hat, schien diese Anschauung in einer schrecklichen Weise zu illustriren. So ergab sich für die Religionswissenschaft die große Aufgabe, die Voraussetzungen für ihre Anerkennung der Religion dadurch sicher zu stellen, daß sie gegen das neue Naturbild die Herrschaft des Geistes und geistiger Zwecke über das Weltall sicherstellte, ohne doch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse zu verleugnen. Es ist das große Problem, das alle damaligen großen Philosophen beschäftigt hat und das bis heute das schwerste und drückendste geblieben ist. Diejenigen, die an seiner Lösung verzweifelten, ergaben sich, wie Hume und der spätere Voltaire, der Skepsis, und wurden damit skeptisch auch gegen die Religion überhaupt. Andere, wie die Männer des Holbachschen Kreises und viele Mitarbeiter der französischen Encyklopädie, schritten fort bis zur Leugnung einer selbständigen Kraft des Geistes und damit des Zwecks im Universum und begründeten so den Materialismus, der in der Religion dann folgerichtig den Feind aller wahren Erkenntniß, den Träger eines bornirten Zweckglaubens und eines sinnlosen Spiritualismus fanatisch verfolgte. Wieder andere, wie Spinoza, setzten Geist und Natur in ein völliges Gleichgewicht, eine völlige Identität, und bildeten damit den Pantheismus aus, der über der Volksreligion die Religion des Denkens aufrichtet. Die einflußreichsten, wie Locke und Leibniz, suchten von Zweckgedanken aus die Göttlichkeit und Geistigkeit der Welt zu behaupten und die endlichen Uebel und Unvollkommenheiten als nothwendige Begleiterscheinungen einer endlichen Welt zu begreifen. Den Glauben an den Geist und an die Zwecke des Geistes gegenüber dem naturwissenschaftlichen Weltbild zu behaupten, das ist der Sinn aller jener englischen Lehren von der Koinzidenz des Moralischen mit

Digitized by Google

der physisch-gesetzlichen Weltordnung und der Leibnizschen Lehre von der besten unter den möglichen Welten. Hier kam das Denken des 17. und 18. Jahrhunderts zu keinem Abschluß und überlieferte seine Probleme an das 19., wo im Uebergang Kant eine großartige Auflösung gab, die dann der Ausgangspunkt neuer, aber immer noch nicht abgeschlossener Kämpfe um die Geistigkeit und Zweckmäßigkeit der Welt wurden. An diesem Punkte also sind die Probleme der Religionswissenschaft am wenigsten geklärt, was wir ja heute noch schmerzlich empfinden. Aber auch hier ist die Grundfrage richtig gestellt, deren Lösung es gilt und deren Lösung die Voraussetzung für die Würdigung der Religion bedeutet, die Aufgabe, ein Verhältniß der gesetzmäßigen Körperwelt zu dem Wesen und den Zwecken des menschlichen Geistes zu finden, das diesen Geist als mit der Quelle alles Geistes verbunden über die bloße mechanische Selbständigkeit einer todten Körperwelt erhebt. Es ist das Grundproblem der Metaphysik in seiner engen Beziehung auf die Würdigung der Religion, und von einer übereinstimmenden Auflösung dieses Problems wird die Gesundung und Beruhigung unseres religiösen Denkens ausgehen müssen.

Den tiefen Abstand aller dieser Neuerungen gegen die überkommene Kirchenlehre empfand man natürlich lebhaft, wenn natürlich auch mit langsam ansteigender Stärke. Wollte man unter diesen Umständen im Christenthum die zusammengefaßte natürliche Religion erkennen, so war das nur möglich, wenn man das Christenthum von seiner kirchlichen Gestalt grundlegend unterschied. Diese Unterscheidung aber war wiederum nur möglich, wenn man die eigentliche Meinung Jesu und des Urchristenthums von der späteren kirchlichen Lehre trennen, in jener die rein natürliche Religion und in dieser die priesterlich und fanatisch entstellte Trübung erkennen konnte. So kam es zu einer weiteren wichtigen Grunderkenntniß, zur *Entdeckung des Unterschiedes zwischen dem „Christenthum Christi", wie man zu sagen pflegte, und dem Christenthum der Kirche*, zwischen der Religion Jesu und der Religion der Kirche und der Priester. Diese Entdeckung hatte die Reformation mit ihrer Kritik der katholischen Legende und ihrer Abrückung des katholischen Kirchenthums vom Evangelium vorbereitet, sie war von den protestantischen Dissentern, den Socinianern und Arminianern, zur Unterscheidung auch der protestantischen Kirchenlehre vom reinen Evangelium fortgebildet worden. Sie war dann von den

Digitized by Google

Deisten streng durchgeführt worden mit dem ganzen Haß gegen den Druck der Kirche und der ganzen unhistorischen Rationalisirung der Lehre Jesu. Sie wurde aber nun von den Theologen, die auf die neuen allgemeinen religionswissenschaftlichen Begriffe eingingen, mit Eifer als die Grundlage ihrer ganzen Arbeit herausgebildet, wenn auch mit Vorsicht und Schwankungen. Lessing suchte in diese Arbeit durch seine Veröffentlichung der Reimarusschen Fragmente einzugreifen und Johann Solomo Semler, der erste führende kritische Theologe, legte den Unterschied in einer ungeheuer gelehrten historisch-philologischen Untersuchung des Urchristenthums dar. So entstanden jene Bücher und Abhandlungen über die Religion Jesu, die reine Lehre Jesu, in denen zum Theil eine außerordentlich gründliche und ernste Arbeit niedergelegt ist, die aber andererseits oft den wirklich historischen Sinn noch gänzlich vermissen lassen, und in ihrer Vereinerleiung der Religion Jesu mit der natürlichen Religion sehr kindlich gedacht sind. Aber es ist damit doch das große Prinzip gefunden, das Christenthum als eine sich entwickelnde Größe zu betrachten, den Unterschied der Urzeit von der Kirche zu erkennen, damit die Idee des Christenthums von ihrer gegenwärtigen kirchlichen Gestalt zu trennen und sie dadurch in den Rahmen einer allgemeinen Untersuchung über Wesen und Geschichte der Religion einzufügen. Das 18. Jahrhundert entdeckt die Aufgabe der Dogmengeschichte und unterwirft die Kirchengeschichte den allgemeinen historischen Methoden. Es gewinnt damit ein völlig neues Bild vom Christenthum und lernt an diesem Bilde überhaupt die Anfangsgründe einer historischen Betrachtung der Religion. Die gleiche Methode wurde mit Erfolg auf andere Religionen angewendet, und so war das Mittel gefunden, jede religiöse Ideenwelt von ihrer kirchlichen Erscheinung zu trennen, ihre Ideengehalte unter sich zu vergleichen und von der hierbei gewonnenen Schätzung ihres Gehaltes die thatsächliche Wirklichkeit zu beurtheilen. Nur so wurde insbesondere eine Würdigung des Christenthums möglich, die sich dem neuen Gedankenzusammenhang einfügte, und trotz aller Unbeholfenheiten bleibt die Erkenntniß des Unterschiedes der Verkündung Jesu von der der Kirche ein Hauptmittel zur Gewinnung einer neuen Stellung zur Sache. Es ist ein entscheidender Grundgedanke bis heute, der noch ein Buch wie Harnacks „Wesen des Christenthums“ belebt. Es ist begreiflich, daß diese Forschungen ganz überwiegend in der Hand der Fachtheologen lagen; in ihnen liegt der Ursprung der

Digitized by Google

modernen kritischen Theologie. Aber es ist darüber nicht zu vergessen, daß die Voraussetzung und der Antrieb dieser Forschungen in der aus dem allgemeinen prinzipiellen Denken gewonnenen Entdeckung des Unterschieds von Evangelium und Kirche lag, und daß die ganze Forschung dauernd geleitet blieb von dem allgemeinen Fortschritt des historischen Denkens, von der Entwicklung der historischen Nachbardisziplinen.

Aus diesen vier Stücken, dem Entwurf einer Religionspsychologie und einer vergleichenden Religionsgeschichte, der Stellung des metaphysisch-religiösen philosophischen Problems und der Entdeckung des Unterschiedes des Evangeliums von der apostolischen und der Kirchenlehre setzt sich das wissenschaftliche Erbe zusammen, das das 19. Jahrhundert von den beiden vorausgegangenen empfing. Die entscheidenden Grundlagen sind gelegt, und erst aus ihnen entwickelt die klassische Periode des deutschen Geisteslebens, die man als deutschen Idealismus zu bezeichnen pflegt und die an den Namen Kants und Goethes hängt, beim Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert neue große Gesammtanschauungen, die der weiteren Durcharbeitung zu Grunde liegen.

In dieser weiteren Durcharbeitung treten nun aber freilich noch ganz andere Einflüsse zu Tage, die neben diesen Begriffsbildungen aus dem 18. Jahrhundert her einwirkten. Klopstock hat die religiöse Empfindung mit der künstlerischen zu fruchtbarem Bunde vermählt. Schon Lessing hatte auf die Herrnhuter hingewiesen, und ein Kant verdankt die Strenge seines Moralbegriffes den Eindrücken pietistischer Jugenderziehung. Noch viel stärker aber zeigen sich diese Einflüsse in Hamann, Herder und Jacobi, in Lavater, Jean Paul und Claudius, in Schleiermacher, Novalis, Fries und de Wette, in Hegel und Schelling, und nicht zum mindesten in dem reichsten Geist der Epoche, in dem durch tausend Kanäle verschiedenartig wirkenden Goethe. Das führte uns auf die zweite originale Hauptströmung des religiösen Denkens im endenden 17. und im 18. Jahrhundert.

Das Zeitalter der Religionskriege hat nicht bloß die Menschen in eine neue Welt des Denkens, des politischen und wirthschaftlichen Handelns getrieben, sondern es hat auch zu neuen religiösen Bewegungen getrieben, die alle bezeichnet werden können mit dem gemeinsamen Charakter einer Verinnerlichung und Individualisirung oder einer Subjektivirung und Entkirchlichung der Religion. Sie sind ein neuer, durch die Kriege und Wirren und durch den

Digitized by Google

lastenden dogmatischen Druck herbeigeführter Gährungszustand, eine neue religiöse Bewegung, eine Art Fortsetzung des von der Reformation erregten Geistes, aber in einem neuen Bett und unter neuen Voraussetzungen. Sie ist interkonfessionell, wenn auch überall durch den Ursprungsboden mitgefärbt, und erhebt sich in den katholischen Mystikern und dem Jansenismus nicht minder als in den englischen Puritanern und Quäkern, den reformirten und lutherischen Pietisten und allerhand neuen Sondergruppen, um in der Jansenistengemeinschaft, der methodistischen Kirche, dem Quäkerbunde und der Herrnhutergemeinde relative Abschlüsse zu finden. Ihre großen Namen sind die damals viel genannten, heute freilich nur mehr zum Theil allbekannten Pascal und Jean de Labadie, Fox und William Penn, Jakob Böhme und Spener, Gottfried Arnold und Zinzendorf. Sie unterscheiden sich trotz vielfacher Verwandtschaft von der Reformation durch den Verzicht auf eine kirchlich geleitete Staatsgesittung und durch den Rückgang auf die rein religiöse Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaft. Sie haben nicht mehr den konfessionellen, von der Theologie beherrschten Staat, sondern den weltlichen, politisch und kommerziell selbständige Bahnen gehenden Staat und eine humanen Zwecken nachgehende Gesellschaft vor sich. Sie trennen daher auch ihrerseits die Sache der Religion von der des Staates und stellen sie der erwachenden, selbständigen weltlichen Gesittung und Bildung gegenüber als eine Sphäre reinen Innenlebens. Wenn damit auch vieles, was die großartige Kindlichkeit Luthers festgehalten hatte, aufgegeben war, so war doch damit eine Schranke aufgehoben, die das aus der Reformation erwachsene Kirchenthum eingeengt hatte, die Idee einer konfessionellen, territorialstaatlichen Kultur und ihrer Verschmelzung mit der Religion. Das weltliche Leben wurde freier, sich selbst überlassen und ebenso die Religion tiefer auf sich selbst konzentrirt. Damit ist denn auch der Druck des staatskirchlich aufrechterhaltenen Dogmas und der Hierarchie gemildert und der Religion bei sich selbst freiere Bewegung gewährt. So erhebt sich jetzt das Programm des religiösen Subjektivismus, der Religionsfreiheit, des Toleranzstaates gerade als eine Forderung des religiösen Bewußtseins und wird von den Kirchen eine Reorganisation verlangt rein auf Grund innerer religiöser Kräfte ohne Verquickung mit dem Staat. Aus den Kreisen der Quäker und ihren amerikanischen Kolonien geht die Forderung der Gewissensfreiheit

Digitized by Google

hervor, die dann als Bestandtheil der Verfassung der Unionstaaten und als Programm der französischen Revolution eine welthistorische Bedeutung erlangt hat. Aus den Kreisen der Mystiker ergießt sich ein Strom tiefsinniger Betrachtungen kämpfender und siegender Seelen, die das subjektive religiöse Leben an sich beobachten und pflegen als eine Sache rein der Gesinnung, und die damit der ganzen religiösen Empfindung, der religiösen Liederdichtung und der Spekulation eine neue Sprache geben. Unter den Jansenisten erhebt sich Pascal mit seinen zerschmetternden Schlägen gegen die im Jesuitismus verkörperte Kirchlichkeit und seiner wunderbaren Analyse der religiösen Erlebnisse, die er in seinen Pensées in klassischer Form niederlegte: die weltliche Weisheit führt in Skepsis und Niedergeschlagenheit, und in diesen Schmerzen fühlt der Mensch die Quelle des göttlichen Lebens als rein intuitive, völlig paradoxe Gewißheit aus sich emporsprudeln. Die Pietisten kämpfen den Kampf gegen die Aeußerlichkeit des Staatskirchenthums, die Beseligung durch bloßen Buchstabenglauben und äußeren Sakramentsgebrauch und verlangen die gefühlte, innerlich bejahte Religiosität eines von der Gnade ganz erfüllten Herzens. Sie schaffen einen neuen Kirchenbegriff, den Kirchenbegriff der Glaubensgemeinde an Stelle der hierarchischen Staatskirche. Sie entthronen die Scholastik, verachten ihre anmaßliche Vornehmheit und ihre hohlen Künste. Sie wenden sich an die Bibel, die sie mit der regellosen Freude des Entdeckers und Grüblers durchpflügen. Sie bevorzugen die neue unscholastische, nüchterne, weltliche und realistische Schulbildung, der sie ein innerliches Gegengewicht bieten zu können gewiß sind. Ein Jakob Böhme führt die Spekulation weit ab von aller trockenen und rationellen Schulphilosophie zu den Ergüssen und Erleuchtungen eines poetisch erregten Gemüthes und findet unter den nach Innerlichkeit und Poesie dürstenden Gemüthern der Sonderlinge und Unbefriedigten einen mächtigen Anhang. Gottfried Arnold lehrt mit diesen Augen des Subjektivisten die Kirchengeschichte lesen und kommt zu den revolutionärsten, der gemeinen Meinung entgegengesetztesten Ergebnissen: die Zeit der Apostel war die Zeit der ersten Liebe, der zwanglos und frei strömenden und darum unerschöpflichen religiösen Subjektivität; das Bündniß mit dem Staat und die Gnade Konstantins haben sie verdorben und sie in die Nacht des Staatskirchenthums, des Zwangsdogmenwesens und der nichtigen Professorengelahrtheit geworfen, aus der nur die

Digitized by Google

großen Sonderlinge und Subjektivisten als einsame Zeugen des Geistes Jesu aufragen. Und an seinen Anschauungen hat noch der junge Goethe sich gebildet.

Das Ganze ist ein neuer Akt in der Geschichte des Christenthums, der als solcher gewürdigt werden muß. Aus dieser Bewegung sind insbesondere die engeren Kreise persönlich-individueller Religiosität hervorgegangen, die durch die Zeiten der religiösen Erlahmung, der rationellen Nüchternheit und praktisch weltlicher Aufklärungslust hindurch die tieferen religiösen Kräfte bewahrten als Herde, deren Feuer unter dem stärkeren Luftzug der Geniezeit und des deutschen Idealismus dann von Neuem aufflammt. Daß dieser Bewegung die Absonderlichkeiten und Exzesse, die Kleinlichkeiten und Krankhaftigkeiten nicht gefehlt haben, ist allbekannt. Aber wichtiger ist, daß sie in alledem neben der die offizielle Kirche und die Gesellschaft erfüllenden nüchtern-praktischen oder wissenschaftlich-rationellen Denkweise die irrationalen, mystischen Kräfte des religiösen Lebens wirksam erhielt. Auch die nüchterne rationalistische Richtung hat ihre großen Verdienste, aber sie liegen nicht auf dem eigentlich religiösen Gebiete. Dieses letztere hatte vielmehr seine Kraft in diesen Kreisen, die zugleich eine modernisirende Umwandlung, eine Verinnerlichung und Subjektivirung der Frömmigkeit bedeuten. Es ist sehr zu beklagen, daß dieser ganzen Bewegung bisher noch der Historiker fehlt, der sie mit dem nöthigen Weitblick, der Feinheit der Nachempfindung und der Kenntniß ihres intimen Details darzustellen vermöchte. Es giebt bis jetzt nur Bruchstücke, Darstellungen des Täuferthums, des Jansenismus, des Pietismus und des Okkultismus nach dem Fachwerk der Sektengeschichte oder mit tendenziöser Einseitigkeit. Wenn es einmal möglich sein wird, sie in ihrem Zusammenhang zu überblicken, wird man staunen, wie viel des Besten die moderne Welt, und besonders die Theologie, diesen Kreisen verdankt, wie einseitig man das Aufklärungszeitalter auffaßt, wenn man diese Neben- und Unterströmungen vergißt, in denen die europäische Welt trotz aller moderner Rationalität ihren religiösen Trieb zu befriedigen wußte.

Sucht man nun aber festzustellen, worin ihre Bedeutung für die Entwicklung des Ganzen besteht, so ergiebt sich eine merkwürdige Mischung von Uebereinstimmung und Widerspruch mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Bewegung. Die Uebereinstimmung liegt darin, daß auch diese Innerlichkeit der Religion von selbst zur Religionspsychologie wird, freilich nicht sowohl in der Absicht

Digitized by Google

einer Einreihung der Religion in den Zusammenhang des Seelengeschehens, als in der Absicht, die Religion von ihrer subjektiven Seite her als seelisches Erlebniß zu fassen und nach den hierbei gemachten Beobachtungen zu pflegen. Aber, wenn auch die Absicht eine andere ist, so ist doch die Wirkung in der Hauptsache dieselbe, nämlich die einer Konzentration auf die subjektive Seite der Religion und des Verständnisses der objektiven von dieser aus. Deshalb hat von hier aus gerade die moderne religiöse Psychologie die tiefsten Anregungen erfahren. Eben damit ergab sich aber auch fast unwillkürlich ein Fortschritt in religionsgeschichtlicher Richtung. Einmal war es eine ernste Kritik des gegebenen kirchlichen Christenthums und der Versuch, es geschichtlich im Gegensatz zu dem Urchristenthum als Abfall und Entartung zu begreifen, womit die Ansätze zu einer historisch-kritischen Betrachtung gemacht sind, die immer weiter führen müssen. Aber noch mehr. Wird die Religion von der subjektiven Seite genommen, so fallen die das Christenthum von den übrigen Religionen absperrenden objektiven Garantien seiner absoluten Besonderheit weg, da diese nur durch äußere Mittel, durch Dogmen und fertige Institutionen bewirkt werden können. Die lebendige Religiosität wird überall auch in der außerchristlichen Frömmigkeit als wirkliche Religion erkannt und gewürdigt. Die absoluten Unterschiede giebt es bloß bei der Konstruktion eines allein wahren und allein erlösenden objektiven Kircheninstitutes, sie verwandeln sich in relative, sobald die Religion von ihrer subjektiven Seite genommen und damit ihre Gleichartigkeit in allen Formen entdeckt wird. Ist Gott vor Allem der Gott in uns und der Christus in uns, dann kann der Gott in Anderen nicht mehr geleugnet werden, wenn sie mit gleicher Begeisterung und innerer Wärme von ihm zeugen. Daher haben die radikalen Pietisten und Mystiker wie Conrad Dippel von sich aus einer religionsgeschichtlichen Betrachtung die Bahn gebrochen, wenn sie auch zur weiteren Verfolgung einer solchen kein Interesse hatten. Am wenigsten haben die Männer dieser mystischen Bewegung naturgemäß für das religiös-metaphysische Problem geleistet, da sie als spezifisch religiöse Naturen den eigentlich wissenschaftlichen Interessen ferne stehen und ihnen das, was den Weltkindern Sorge macht, ein längst überwundenes oder nie ernstlich gekanntes Hemmniß ist. Die in ihren Kreisen gepflegten Spekulationen setzen überall den religiösen Standpunkt schon voraus, wie Böhmes und Malebranches theosophische Gedanken, oder

Digitized by Google

sie leiten unmittelbar zu ihm hin, wie Pascals furchtbare und niederschmetternde Skepsis. Ihre Spekulation ist Theosophie, das heißt von der Voraussetzung des religiösen Bewußtseins ausgehende Spekulation.

Sind so eine Anzahl wichtiger Berührungspunkte vorhanden, so herrscht doch andererseits wieder im Ganzen ein völlig andersartiger Geist. Es fehlt ihnen die nüchterne gesetzliche Auffassung der Dinge, die in den Kreisen der eigentlichen Philosophie und der wissenschaftlichen Religionsbetrachtung zu Hause ist. Sie arbeiten nicht an der Versöhnung der modernen Gesetzesbegriffe und des religiösen Geistes, sondern an der Verlebendigung und Vertiefung der religiösen Empfindung. Was sie dabei an unmittelbarem wissenschaftlichen Werth entbehren mochten, ersetzten sie aber dadurch, daß sie bei ihrer Analyse der religiösen Wirklichkeit näher blieben und ihre Anschauung von der Religion tiefer, wärmer und lebendiger war. Die Religion wird ihnen nie zu dem aus dem sittlichen Urtheil entspringenden moralischen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, sondern bleibt ihnen ein Geheimniß, eine Inspiration, ein mystisches Erlebniß, eine Berührung des ganzen inneren Menschen mit der oberen Welt, eine Verwandlung des ganzen Wesensbestandes durch die Verlegung des Schwerpunktes in eine übersinnliche Welt, eine Ueberwindung der Enge, des Trotzes, der Schwäche und Sündhaftigkeit der Kreatur durch das Hereinleuchten und Hereinströmen des göttlichen Lebens. Damit sind sie dem Verständniß dessen, was wirklich Religion ist, näher geblieben als die eigentlich wissenschaftliche Analyse, die einem großen Gedanken folgte und dabei doch auf die Abwege eines dürftigen und bei aller Tüchtigkeit und Helligkeit doch armseligen Rationalismus gerathen war. Eben deshalb entsprang auch die Korrektur der wissenschaftlichen Begriffe des 18. Jahrhunderts aus einer Vertiefung und Erweiterung des allgemeinen Lebens, die von diesen religiösen Strömungen in Verbindung mit der neubelebten Phantasie und Poesie des Goetheschen Zeitalters ausging. Aus ihnen strömt den immer dürrer werdenden Begriffen der wissenschaftlichen Religionsforschung neues Leben und damit neue Fruchtbarkeit zu.

Es ist selbstverständlich, daß unter diesen Umständen, unter dem Einfluß der radikalen Veränderung des methodisch-begrifflichen Unterbaues, unter dem Einfluß so verschiedener Denkmotive und bei solcher Freiheit der Meinungsäußerung höchst verschieden-

Digitized by Google

artige Religionstheorien und religiöse Glaubensgedanken sich bildeten. Darüber kann sich nur wundern, wer vergißt, was eine kirchlich nicht gebundene Kultur bedeutet; und das wird bleiben, so lange unsere Kultur dauert. Nicht nur haben die religiös indifferenten oder die gegen den Stachel der Religion löckenden Naturen, die es immer gegeben hat, die aber jetzt die Unsicherheit der allgemeinen Denkweise und den neuen Begriffsapparat zur Verfügung hatten, atheistische und illusionistische Religionstheorien ausgebildet, sondern auch die religiös empfindenden Menschen konnten die verschiedensten Nüancen des religiösen Gedankens ausbilden vom trockensten Moralismus und der verschwommensten Stimmung bis zur Theosophie und zur Gnosis, von völliger Unchristlichkeit bis zu reifster Christlichkeit. Daran können wir uns allmählich gewöhnt haben, und das müssen wir als eine Folge des Gesammtzustandes hinnehmen. Diese Unterschiede der Theorien liegen aber nicht in erster Linie an den neuen wissenschaftlichen Begriffen überhaupt, sondern an der Intensität und dem Ernst der persönlichen, religiösen, inneren Arbeit. Die neuen Begriffe erlauben an sich eine sehr verschiedene Gestaltung der religiösen Ueberzeugung, und die verschiedenen Lösungen des Problems beleuchten es nur nach allen Seiten, bald flüchtiger, bald gründlicher. Für die wirkliche religiöse Gesinnungs- und Ueberzeugungsbildung bleibt es heute wie ehemals dabei, daß sie nur im Kampf des inneren Lebens, in der Empfindung des Elends aller bloß immanenten und säkularen Weltbetrachtung, in der Ueberwindung der Unheiligkeit und Selbstsucht unseres Wesens gewonnen wird. Und für Alle, die sich ihre Religion — nicht etwa ihre Irreligiosität — eine wirkliche innere Arbeit haben kosten lassen, wird der christliche Erlösungsglaube der Höhepunkt und die eigentliche Kraft der Religion sein. Für solche wird ihre prinzipielle Stellung zum Christenthum kein offenes Problem, sondern fest entschieden sein. Aber ihre wissenschaftliche Arbeit an ihm wird Alles nutzen, was die moderne Welt hervorgebracht hat, und wird es entschlossen in den Rahmen der allgemeinen Begriffe stellen, die das 18. Jahrhundert auszuarbeiten begonnen hat und mit denen es die Grundlagen festgestellt hat. Die offizielle Fachtheologie hat unglaublich langsam gelernt und oft das Gelernte unglaublich rasch vergessen. Die hermeneutische Einleitung, die Locke seinem Kommentar zu den Pauliniſchen Briefen vorangestellt hat, könnte heute auf einer vermittelungstheologischen Synode als kühnes Programm vorgetragen werden, und eine An-

Digitized by Google

zahl der Herderschen Werke enthält das modernste Programm einer religionsgeschichtlichen Theologie. Die vermittelungstheologische und neu-orthodoxe Reaktion von Anfang des 19. Jahrhunderts hat Alles verwaschen oder weggeschwemmt. Ein wirklicher Neubau der Theologie ist daher nur möglich, wenn wir auf die gemeinsame Begriffsarbeit der Religionswissenschaft und der Theologie der beiden letzten Jahrhunderte zurückgehen, ihre Grundlinien und Motive herausheben und die unter ihrem Einfluß stehende Arbeit fortführen. Thun wir aber das, so wird sich uns das achtzehnte Jahrhundert in seiner entscheidenden Bedeutung herausheben, so werden wir erkennen, daß der Gegensatz eines Herder und Schleiermacher nur ein relativer ist, und werden wir aufhören, dies Jahrhundert mit den Augen der Romantiker zu betrachten und mit ihren allmählich abgebrauchten Witzen zu verunglimpfen.

Digitized by Google

Wirthschaftliches und Politisches aus Italien.*)

Von

Dr. **T. Bödiker.**

Von der Natur verschwenderisch bedacht, von Menschen bewohnt, die auf allen Gebieten das Höchste geleistet, aber auch alle Schrecknisse des Verbrechens und des Lasters um sich verbreitet haben, das Ziel kriegerischer Eroberer wie friedlicher Pilger aus aller Welt, von inneren Kämpfen durchwühlt, dennoch das Land der Poesie, der Kunst und des Gesanges, zerrissen und geeint, so liegt Italien von Alters her vor uns, ein Land, das wie kein anderes alle Gegensätze in sich zu vereinigen scheint.

In der jüngsten Zeit sind mehr als sonst die Augen der Welt auf das schöne Land gerichtet gewesen.

Der nach langer Krankheit kaum genesene König Eduard VII. von England macht seinen ersten Besuch in Italien, bevor er in Frankreich oder Deutschland erschien; es heißt, der Präsident der französischen Republik Loubet werde ihm folgen, und der deutsche Kaiser Wilhelm II. war jetzt schon zum dritten Male dort. Italien sieht sich zur Zeit um seine Freundschaft von den Mächten, die sich mit ihm in die Herrschaft um das Mittelmeer theilen, umworben, und sicherlich ist der Satz berechtigt, daß es seit Jahrhunderten in keinem Augenblick so angesehen dagestanden hat wie heute.

Es möchte darum in der That zeitgemäß sein, sich einen Augenblick mit jenem Lande zu befassen, zumal wir an seinem Wohl und Wehe als an dem eines Freundes und Bundesgenossen ein unmittelbares Interesse haben.

Nachdem im Jahre 1860 auf dem Wege des Plebiszits zuerst im März Parma, Modena, die Romagna und Toscana, dann im

*) Nach einem in der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 29. Juni 1903 gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

Oktober Sizilien und Neapel, im November die Marken und Umbrien sich dem Königreich Savoyen-Sardinien angeschlossen hatten, dem durch den Zürcher Frieden im Jahre 1859 die Lombardei (ohne Mantua) zugefallen war, versammelte sich das erste italienische Parlament im Februar 1861 und erklärte am 17. März 1861 den König Victor Emanuel zum König von Italien. Im Oktober 1866 fielen ihm Mantua und Venedig, endlich durch Plebiszit vom 2. Oktober 1870 nach dem Abmarsch der Franzosen aus Rom — Einrücken italienischer Truppen am 20. September durch die Porta Pia — der Rest des Kirchenstaates mit Rom zu.

Die Verfassung des so geeinten Italiens entspricht noch immer dem auf dem Boden des Konstitutionalismus und des Zweikammersystems beruhenden statuto fondamentale del Regno, das im März 1848 durch König Carl Albert seinen sardinischen Unterthanen gegeben wurde. In die Camera dei Deputati können im Allgemeinen besoldete Staatsbeamte nicht gewählt werden, es sei denn, daß sie Minister, Unterstaatssekretär oder Inhaber gewisser anderer höherer Staatsposten seien. Stabsoffiziere der Armee und Marine sind wählbar, doch ist die Zahl derselben und der höheren Staatsbeamten auf 40 beschränkt, nicht gerechnet die Minister und Unterstaatssekretäre. Wer zum Priester geweiht oder Inhaber einer kirchlichen Charge, Bürgermeister, Provinzialdeputirter, Staatslieferant ist, ist nicht wählbar.

Die Mitglieder des Senats und der Deputirtenkammer erhalten keine Entschädigung, haben aber in ganz Italien freie Fahrt auf Eisenbahnen und Dampfschiffen. Dem Senat gehören zur Zeit 356 sämmtlich vom Könige auf Lebenszeit ernannte Mitglieder nebst 4 Mitgliedern der Königlichen Familie, der Deputirtenkammer gehören 508 in 508 Wahlkollegien gewählte Mitglieder an. (Das frühere Listen-Skrutinium mit 135 Wahlkollegien ist beseitigt.) Wahlberechtigt ist, wer einen niedrigen Zensus (19,8 Lire) erfüllt, eine niedrige Pacht, Hausmiethe zahlt oder Elementarschulbildung besitzt. Die Zahl der Wahlberechtigten beträgt 2 248 509 (immerhin vom allgemeinen Stimmrecht noch recht weit entfernt), davon $^2/_3$ kraft des Befähigungsnachweises.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das so zusammengesetzte Parlament neben der gemeinsamen Sprache und Nationalität der festeste Reif um das geeinte Königreich ist. So verschieden im Charakter auch die verschiedenen Theile des italienischen Volkes sein

Digitized by Google

mögen, wie dies bei der weiten Küstenentwicklung, dem gebirgigen Charakter und der historischen Vergangenheit des Landes ganz natürlich ist, so allgemein ist das Ansehen des Parlaments, so allseitig das Interesse für seine Verhandlungen, so groß seine einigende Gewalt. Es ist interessant, in dem Anmelderaum der Parlamentszuhörer zu beobachten, wie aus den Provinzen deren Bewohner nach ihren Abgeordneten fragen, häufig allerdings mit dem Erfolg, ein „non c'è" zu hören. Uebrigens ist es eine Eigenthümlichkeit der Kartenausgabe für die Tribünen, daß viel mehr Karten ausgegeben werden, als Plätze da sind, und daß man, wenn man mit einer Karte versehen ist, warten muß, bis ein Platz frei wird. Ich hatte eines Tages Karten für die sogenannte Präsidententribüne der Deputirtenkammer, fand keinen posto frei, mußte also geduldig warten, bis Jemand Platz machte.

Ein weiterer Vortheil des Parlaments für die Entwicklung Italiens ist die Konzentrirung und Mischung der tüchtigsten Kräfte der Nation; in ihm findet der Norden und Süden seinen Mittelpunkt gemeinsamer geistiger Arbeit. Mag Rom das Haupt, Piemont das Rückgrat des jungen Staates sein, die Kräfte aus Neapel, Calabrien, Sizilien sind nicht zu verachten. Gleich Ovid, Horaz, Cicero, Tasso, Vico waren Crispi, Nicotera, Mancini Neapolitaner.

Als eine Schattenseite des italienischen Parlaments — wie auch anderer — ist es anzusehen, daß die Deputirten sich sehr viel um lokale Regierungsangelegenheiten kümmern, daß Nepotismus, Cliquen- und Parteiwesen zum Kummer der Ressortchefs in reine Verwaltungs- und Justizangelegenheiten hineingetragen, Stimmen einzelner Deputirten von den häufig wechselnden Regierungen durch Bewilligung lokaler Wünsche gewonnen werden müssen. Soll es doch nichts Seltenes sein, daß um eines einflußreichen Deputirten willen nicht nur ganz unrentable Unternehmungen, z. B. Bahnstrecken — was an sich noch kein Fehler zu sein braucht —, sondern auch wirthschaftlich ganz unberechtigte Strecken auf Staatskosten gebaut werden, um dem Deputirten des Distrikts gefällig zu sein, seine Position in dem Wahlkreise zu stärken, seine Wiederwahl zu sichern. Es wurde mir eine bestimmte, unter solchen Umständen gebaute Bahn bezeichnet, die Millionen gekostet, unwirthschaftlich und nicht im Stande sei, die Betriebsunkosten zu decken. (Sie erinnern sich, daß unlängst der preußische Minister des Innern bei der Frage der Regierungsreferendar-Annahme erklärte, solcher

Digitized by Google

Abgeordneten-Ingerenz überhoben sein zu wollen.) Für Italien hat jenes quasi-Mitverwalten und -Mitregieren der Deputirten im Einzelnen andererseits jedoch das Gute, daß es in den Augen des Volkes die Zentralgewalt stärkt, die Macht und den Einfluß des Staates hebt. Man sieht aus den Provinzen nach Rom, hofft mit und durch seine Deputirten etwas zu erreichen, hält sich an das Ganze, und so liegt jedenfalls für ein relativ noch junges Staatswesen wie das italienische in jenem Uebel ein nicht zu unterschätzender Preis. Und ich möchte beinahe glauben, daß wenigstens zur Zeit noch diese Vortheile das Ueberwuchern des obendrein ministerstürzerischen, manche nützliche, ja nöthige Regierungsvorlage im Keime erstickenden Parlamentarismus überwiegen, erstickenden, sagte ich, weil erklärlicher Weise in erster Linie an das Zusammenhalten der Majorität, an die Vermeidung eines ungünstigen Kammervotums gedacht wird. Vielleicht brächte es ein Monarch mit altsavoyischer Energie fertig, mit diesen Auswüchsen des Parlamentarismus aufzuräumen und seinen Ministerien eine längere Dauer zu geben als von „einem Jahre, sechs Wochen und drei Tagen."

Die Oberfläche Italiens umfaßt 270 000 Quadratkilometer, von denen 230 000 urbar, 40 000 Oed- und Unland sind; von dem urbaren Land ist fast die Hälfte Acker- und Gartenland, ein Sechstel ist Wald und Forst, nicht ganz ein Viertel Weide, der Rest Wiesen, Reisfelder, Oliven- und Kastanien-Plantagen. Die Einwohnerzahl betrug seit Errichtung des Königreichs jedesmal nach dem Zensus vom 31. Dezember in den Jahren 1861, 1871, 1881, 1901: 25,0 Millionen, 26,8, 28,5, 32,5 Millionen, d. i. eine jährliche Zunahme in den verschiedenen Perioden um 4,5, 4, 6,2 und in der letzten Periode um 7,3 pro Mille, gegenüber einer Bevölkerungszunahme in Deutschland seit dem Jahre 1867 in den jedesmaligen Zensusperioden von Anfangs 4, seit 1875: 5 Jahren um 9,7, 6,1, 11,1, 7, 10,7, 11,2 und das letzte Mal gar 15 ‰, d. i. 4,1 Millionen in den letzten 5 Jahren. In Frankreich beträgt die Bevölkerungszunahme nicht soviel pro Mille wie in Italien Prozent, und der Zeitpunkt scheint nicht fern zu sein, in dem Italien die Einwohnerzahl Frankreichs, die im Jahre 1896 (ortsanwesende Bevölkerung) 38¼ und 5 Jahre später 38½ Millionen betrug, erreicht haben wird, um danach Frankreich zu überflügeln. Welche ernste Sorge diese alte Erscheinung den Franzosen selbst macht, ist bekannt. Die Sorge trat mir augenfällig in die Er-

Digitized by Google

scheinung, als ich im vorigen Sommer mit dem internationalen Kongreß für Arbeiterversicherung einen Ausflug zu den Kruppschen Werken machte, und wir in den Kruppschen Arbeiterkolonien die Straßen von Kindern wimmeln sahen. Mehrere von den französischen Theilnehmern waren ganz ergriffen von dem Anblick. Einer umarmte und küßte die Kinder und beschenkte sie mit Konfitüren. Tieftraurig sprach er von dem Gegensatze in seinem Vaterlande. Dabei ist dieser Zustand in Frankreich nicht nur chronisch, sondern überdies in der Verschlimmerung begriffen, und damit eine Perspektive eröffnet, die besonders auch für Italien von hoher Bedeutung ist. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle bewegt sich in Italien in den letzten Jahren zwischen 300 000 und 400 000 jährlich (in Deutschland zwischen 750 000 und 850 000); in Frankreich zwischen — 25 000 und + 100 000; seit 1871 hat in Frankreich die Zahl der Todesfälle in fünf verschiedenen Jahren die der Geburten übertroffen, obgleich die Sterblichkeit in Frankreich eine niedrige ist: 20 bis 22 pro 1000.

Wenn nicht die Auswanderung aus Italien eine so sehr starke wäre, würde die Einwohnerzahl noch weit rascher gestiegen, und die Einwohnerzahl Frankreichs, das eine Auswanderung fast nicht kennt, sehr bald eingeholt sein. Kein europäisches Land kennt eine auch nur annähernd gleich starke Auswanderung wie Italien. Während Rußland in den letzten Jahren mit 20 000 bis 50 000 Auswanderern figurirt, Schweden und Norwegen mit 5000 bis 12 000, Deutschland mit 22 000 bis 25 000, Frankreich nach der letzten Angabe mit 5000 — die englischen Zahlen sind wegen des Austausches mit den Kolonien schwer vergleichbar —, ist die Zahl der Italiener, die dauernd das Land verlassen, mindestens zehnmal so groß wie die der deutschen Auswanderer. Im Jahre 1902 wanderten 531 000 Personen aus, von denen 286 000 in ihre Heimath zurückgekehrt sein mögen. Die Zahl der auswärts lebenden Italiener wird zur Zeit auf 4 000 000 geschätzt. Außer nach Frankreich und Deutschland wandern sehr viele nach Nord-Amerika, Brasilien und Argentinien aus. Im Jahre 1902 wanderten allein nach überseeischen Ländern 252 335 Italiener — davon neun Zehntel dauernd — aus. Der Grund dieser starken Auswanderung liegt vornehmlich in der, wie nicht zu verkennen ist, in vielen Gegenden geradezu traurigen Lage der landwirthschaftlichen Arbeiter, die von ihnen mit zunehmender Bildung doppelt schwer empfunden wird, sodaß man von liberalen Männern

Digitized by Google

das ebenso bittere wie pessimistische Wort hören konnte, man solle die Elenden lieber gar nicht erst lesen und schreiben lernen lassen.

Wenn einmal, wie in Deutschland, die Zeit kommen wird, wo jene Zustände besseren weichen werden, und damit die Auswanderung zum Stillstand gelangt, so wird die Entwicklung Italiens die Aufmerksamkeit Europas in noch stärkerem Maße als jetzt auf sich ziehen. Ich glaube, die Zeit wird kommen. Wegen der Wichtigkeit der Frage ist seit 1901 im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten ein Auswanderungs-Kommissariat unter der Leitung des ehemaligen Direktors des Statistischen Amts Bodio errichtet.

Unter den Erwerbs- und Beschäftigungsarten prävalirt der Ackerbau mit 8,2 Millionen Beschäftigten ohne die Kinder unter 9 Jahren, gegenüber 4,2 in der Industrie Beschäftigten (Zensus von 1881); in Deutschland sind die Zahlen umgekehrt. Eben weil die Industrie in Italien die überschüssige Bevölkerung noch nicht aufnimmt, hat es die starke Auswanderung.

Aber auch auf dem industriellen Gebiete tritt schon ein bemerkenswerther Umschwung ein. Was Italien fehlt, sind bekanntlich Kohle und Eisen, dagegen ist es reich an Wasserkräften, und mit Hilfe der Elektrizität fangen diese Wasserkräfte an, die Kohle zu ersetzen, nicht nur zur Beleuchtung der Städte und zum Betriebe städtischer Bahnen, oder auch großer Verkehrs-Vollbahnen (wie längs des Comer-Sees, oder von Mailand zum Lago Maggiore), sondern auch zum Betriebe von Fabriken. Sehen Sie sich die Berge von Kohlen an, die in Deutschland zum Betriebe der Gasanstalten, Elektrizitätswerke, Fabriken und Bahnen dienen, so wird ohne Weiteres klar, welch einen Reichthum Italien in seinen nach Millionen Pferdekräften zu schätzenden Wasserkräften besitzt, die bislang erst zu einem ganz geringen Theile ausgebaut sind. Was die Fabriken anlangt, so läßt sich jedwede Fabrikation besser elektrisch als mit Dampf betreiben, weil man die elektrische Kraft viel besser in der Gewalt hat als die Dampfkraft; man kann sie rascher und unmittelbarer wirken lassen, rascher abstellen, und verbraucht nur so viel Kraft, wie effektiv nothwendig ist. Von dem enormen Vortheil der italienischen Städte, daß sie Rauchschlote zum Verderben der Atmosphäre meist nicht kennen, da die Elektrizitäts-Wasserwerke rauchlos arbeiten, braucht gar nicht erst geredet zu werden.

Im weiteren Verlaufe werde ich zu zeigen haben, wie die

Digitized by Google

chronischen Defizits im Staatshaushalt, die nach Hunderten von Millionen alljährlich zählten, sich trotz erhöhter Leistungen für Heer und Flotte, für Unterricht, Kunst und Wissenschaft in Ueberschüsse und, dem entsprechend, der früher so ungünstige Stand der italienischen Valuta sich derart verwandelt hat, daß die Lira heute über Pari steht. Um dahin zu gelangen, habe ich mit einigen Worten auf die Haupterwerbsquellen und Gründe des fortschreitenden Reichthums des Landes hinzuweisen.

So gewiß der unglückselige Nationalitätenstreit in Oesterreich, oder wie es die Ungarn wollten: in Oesterreich-Ungarn am Mark der Kraft des Landes zehrt — discordia res maximae dilabuntur — weil unnütz Kräfte verbraucht, paralysirt, in ihrem Keime erstickt werden, Böses angestiftet, Gutes verhindert, der politische wie wirthschaftliche Fortschritt gelähmt wird, und der Neid, aller Uebel bittere Wurzel, gemeinsam mit der Eifersucht, der Zwietrachtstifterin, sein Haupt erhebt, so gewiß ist die Einigung Italiens ein mächtiger Faktor seines wirthschaftlichen Fortschritts gewesen. Im Einzelnen dies nachzuweisen nach der Seite dessen, was dadurch an Hemmnissen beseitigt, an unnützen Ausgaben erspart ist, sowie nach der Seite dessen, was dadurch positiv gefördert wurde, würde zu weit führen, übrigens wird im weiteren Verlaufe manches auf dem letzteren Gebiet zu berühren sein.

Was nun die Haupterwerbsquellen anlangt, so steht immer noch obenan der Ackerbau, einschließlich Gartenbau und Obstbau. Auf die besonderen drei Systeme desselben: Bewirthschaftung des eigenen Grund und Bodens (coltivazione per economia a mano propria), hauptsächlich vertreten in Piemont und Liguria, übrigens auch in anderen Theilen Italiens vorkommend, dann das Parzeriasystem (colonia parziaria), besonders in der Form der mezzadria, wobei der Eigenthümer und der Anbauer sich in den Ertrag theilen, fast ausschließlich geltend in Toscana, Umbrien und den Marken, endlich das Verpachtungssystem (affitto), vorzüglich in Uebung in der Lombardei und Venetien, wird nicht weiter eingegangen zu werden brauchen. Bemerkt möge nur werden, daß das Parzeriasystem erfreulicher Weise an Boden verliert und in den vorgeschrittensten Bodenkulturzentren des Südens, besonders Neapel, fast ganz aufgegeben ist (in Apulien, Calabrien, Sardinien kommt es nur noch wenig vor). Große Güter (la grande coltura) finden sich zerstreut zwar überall im Lande, besonders auch in Sizilien, doch ist im Allgemeinen der Grundbesitz sehr getheilt.

Digitized by Google

Es ist nun zwar eine bekannte Thatsache, daß der Ackerbau vielfach noch nicht rationell betrieben wird; bis vor nicht langer Zeit war dies auch in Deutschland und ist es hier vielerwärts auch jetzt noch der Fall. Indessen ist ein großer Fortschritt seit einer Reihe von Jahren bemerkbar, und wie sehr die Regierung ihrerseits die Bedeutung der Landwirthschaft erkennt, erhellt schon äußerlich daraus, daß unter den vorhandenen elf Ministerien eins dem Ackerbau gewidmet ist, dem der Handel und die Industrie als fernere Ressorts beigegeben sind. Zahlenmäßig ist der Fortschritt nachzuweisen beim Zuckerrübenbau. In der Periode 1898 bis 1899 gab es 4 Rübenzuckerfabriken mit einer Zuckerproduktion von 6000 Tonnen, im folgenden Jahre waren es 24 mit 31 000 Tonnen und im Jahre 1901/1902 33, neben 10 Raffinerien mit einer Zuckerproduktion von 74 000 Tonnen, d. i. in drei Jahren eine Steigerung auf mehr als das Zwölffache.

Der rege Verkehr, in dem Italien mit aller Welt steht, sowohl durch die Fremden, die zu ihm kommen, als auch durch die Italiener, die im Auslande thätig sind, befördert, wie auf allen Gebieten so auch hier, diesen Fortschritt, und es darf dieser von Jahr zu Jahr sich steigernde Verkehr mit seinem lebendigen Personen- und Ideenaustausch, den in gleicher Weise kaum ein anderes Land der Welt aufzuweisen hat, als eine nicht versiegende Quelle der Wohlhabenheit des Landes angesehen werden.

Dazu kommt der unzweifelhafte Fleiß der Bevölkerung, der sich im Inlande wie im Auslande gleichmäßig bewährt. Die Lazzaroni sterben aus. Im Allgemeinen arbeitet der Italiener vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Ueber Alles aber breitet sich segenspendend die Sonne als Quelle der Wärme und des Lichtes und damit des Wachsthums. Das Sonnenlicht trägt vielleicht nicht weniger als die Wärme zum Wachsthum der Pflanze bei, und wie oft fehlt uns dies Licht auf unseren Breitegraden! Als Beweis für die wohlthätige Kraft des Lichtes darf ich vielleicht die Erscheinung anführen, daß man Nachts in Treibhäusern bei elektrischem Lichte Pflanzen und Früchte, z. B. Erdbeeren, weitertreiben kann; allerdings muß das Licht vor Sonnenuntergang angezündet werden, da sonst die Pflanze in Schlaf verfällt, während sie bei rechtzeitiger künstlicher Beleuchtung meint, es sei noch Tag, und bis Sonnenaufgang mit dem elektrischen Lichte sich begnügt.

Von der Fruchtbarkeit des urlange schon kultivirten Bodens

Digitized by Google

auf weiten Strecken, von den dreifachen Ernten auf einer Fläche über einander brauche ich nicht zu reden. Nicht minder beachtenswerth sind die fortgesetzten Ernten, namentlich in den südlicheren Distrikten nach einander. Anfang April reiften, wie ich sah, bei Neapel die ersten Erbsen und großen Bohnen, die als grünes Gemüse im März nordwärts gesandt werden, standen auf dem Wege von Pompeji nach Lacava die letzten Exemplare Blumenkohl auf dem Felde, die in Samen schießen sollten. Der Boden ruhet nimmer. Durchdenkt man dies Wort, so wird man des Schatzes inne, den ein Land besitzt, von dem man solches sagen kann. Zieht man hinzu die Erfolge der mit Wärme, Licht und Fruchtbarkeit verbündeten Bewässerung auf Grund eines sehr sorgfältigen Berieselungssystems, zu dem die reichen Wassermassen die Unterlage bieten, so steht man vor einer geometrischen Vervielfältigung der Erträge, und es ist nicht anders, als ob die Bodenfläche Italiens um so viel vergrößert wäre; man denke an neunschürige Wiesen, deren Gras auch im Winter unter linde rieselndem Wasser wächst.

Dank den vorerwähnten günstigen Verhältnissen ist Italien in der Lage, außer seinen Früchten und Blumen, Olivenöl und Wein, die in großen Mengen exportirt werden, durch die Kultur der Seidenraupe jährlich 50 000 000 Kilo Seidenkokons zu produziren, wodurch über eine halbe Million Menschen eine lohnende Nebenbeschäftigung gewinnen, während an deren weiteren Verarbeitung zu Seide, die nicht ganz 10 pCt. des Gewichts der Kokons ausmacht, gegen 200 000 Personen betheiligt sind.

Nächst dem Ackerbau kommt als eine von Jahr zu Jahr ergiebiger werdende Einnahmequelle die Industrie in Betracht. Die Geschmeide und Geräthe aus Edelmetall, geschnittenen Steinen, Gemmen und Kameen von Rom und Florenz, die Korallen- und Schildpattarbeiten Neapels, das Glas und die Mosaiken Venedigs, die Carrara- und Castellino-, die Bronze-, Holz- und Stroharbeiten (letztere allerdings im Ertrage sehr zurückgehend), die Gold- und Silberfiligrane Genuas und Venedigs sind weltberühmt. Aber auch Massenkonsumartikel werden in steigendem Maße fabrizirt, insbesondere solche der Textilindustrie. Die Wasserkräfte und die billigeren Löhne lassen den italienischen Fabrikaten hier immer mehr Terrain erobern. So ist es eine Thatsache, daß die linksrheinischen Baumwoll-Bundweber mehr und mehr von der italienischen Konkurrenz auf dem südamerikanischen Markte bedrängt

Digitized by Google

werden. Die Wasserkräfte sind Tag und Nacht thätig, kosten keine Kohlen, so daß ich eines Tages in Laveno am Lago Maggiore in der Mittagsstunde eine Garnhaspelei in voller Thätigkeit fand, ohne daß ein Arbeiter zugegen gewesen wäre; riß ein Faden, so stand die betreffende Haspel still, und die anderen arbeiteten weiter, bis schließlich vielleicht nur wenige mehr in Thätigkeit waren, aber immerhin wurde in einer Zeit, wo anderswo die Fabriken stillzustehen pflegen, produktive Arbeit ohne Arbeitslohnkosten geleistet. Andererseits bestehen wegen der Frauenarbeit und Arbeitszeiten weniger beschränkende Bestimmungen und Gewohnheiten, als zum Beispiel in Deutschland. Eines Abends begegnete mir auf dem Lago Maggiore eine Barke mit singenden Mädchen; auf die Frage an meinen Schiffsführer, wohin die Reise gehe, erfolgte die Antwort: „zur Nachtschicht in die Fabrik von Pallanza". Sonntagsruhe-Bestimmungen fehlen. Fabrikarbeit ist nur den Kindern unter 9 Jahren verboten; ein Verbot des Truckſystems existirt nicht.

Der Export Italiens ist gegenüber seinem Import an Getreide, Baumwolle und Wolle, Kohlen und Eisen, Maschinen und Bauholz ein beträchtlicher. Schon allein die Ausfuhr an Seide, roh und gezwirnt, wiegt den Werth der Einfuhr an Kohle und Eisen um das Doppelte auf (400 000 000 Lire im Jahre 1901); die Ausfuhr an Wein, Olivenöl, Eiern, Flachs, Hanf, Reis deckt die Einfuhr an Getreide; die Ausfuhr von Seidenwaaren, Schwefel (roh und raffinirt), Marmor hält der Einfuhr von Maschinen und Bauholz die Waage (nach den Zahlen von 1901).

Was aber in den Exportzahlen zum Theil gar nicht, zum Theil schwerlich voll erscheint und doch nach Millionen zählt, dabei hauptsächlich Arbeitslohn repräsentirt, sind die vielerlei Kunst- und Kunstindustriesachen, die von den Hunderttausenden von Fremden jahraus jahrein mit in die Heimath genommen werden. Gegen baares Geld werden all die Sachen und Sächelchen gekauft, ganze Straßen existiren in den Städten fast nur für den Verkauf an Ausländer.

Damit ist ein weiterer Grund großer Einnahmen für das Land gegeben: der Fremdenverkehr. Mit Ausnahme weniger Monate im Jahre ergießt sich der Fremdenstrom und mit ihm ein Strom Goldes über das Land. Italiens Himmel, Italiens Naturschönheiten und Kunstschätze ziehen diese Goldkarawanen an sich, die durch die zu den heiligen Stätten und zum Oberhaupt der

Digitized by Google

katholischen Christenheit wallfahrenden Pilger stellenweise recht beträchtlich verstärkt werden. Wer je in Italien war, kennt die überfüllten Eisenbahnzüge und die vollen Gasthöfe. Lauter Baarzahler, lauter Röhrlein, aus denen an zehntausend Stellen von den oberitalienischen Seen bis nach Sizilien Tag und Nacht das Gold über das Land dahinfließt, und zwar das Gold der Fremden, die dafür an wirthschaftlichen Gütern naturgemäß relativ wenig eintauschen. Wie aber das Gold ein Land befruchtet, sehen wir an der Stadtgegend, in der wir uns hier befinden, sehen wir an dem Aussehen der nahen Kolonie im Grunewald.

Zu diesem Goldstrom kommt ein nur Italien in solchem Maße eigenthümlicher zweiter: die Geldsendungen der Hunderttausende im Auslande arbeitenden Italiener. Es ist bekannt, wie sparsam diese leben, wie fleißig sie sind, und wie sie den Ueberverdienst in die Heimath zu senden pflegen. Ich selbst sah öfters, wie hier zu Lande Trupps italienischer Arbeiter Sonntags ihr Geld auf der Post aufgaben, und weiß aus meiner früheren Stellung im Reichs-Versicherungsamte mit den Verhältnissen der nach Zehntausenden zählenden italienischen Arbeiter in Deutschland einigermaßen Bescheid. Die großen Ziegeleien in München zum Beispiel sind fast ausschließlich mit Italienern, die unter einem „Capo“ arbeiten, besetzt. Der vormalige italienische Schatz-, spätere Justizminister Chimirri, nebenbei bemerkt ein hervorragender Sozialpolitiker, erzählte mir im März dieses Jahres in Rom, daß allein nach dem kleinen Calabrien, seiner Heimath, etwa 25 000 000 Lire von auswärts arbeitenden Calabresen durch Vermittlung von Banken in den letzten zehn Jahren abgeführt wurden, wozu die großen Beträge hinzukommen, die durch die Post gesandt, oder von den Arbeitern bei der Rückkehr persönlich mitgebracht wurden.

Es wird bei dieser Hervorhebung des Fleißes der Italiener nicht zu verschweigen sein, daß das Streben nach Verdienst oft bis über die Grenze des Erlaubten geht: der Schatten neben dem Lichte.

Man kann es vielleicht als einen Charakterzug der Italiener bezeichnen, daß sie mit Unzufriedenheit, Eifersucht und Neid dem Verdienste nachgehen. Wem von uns wäre es in Italien nicht passirt, daß er jener Unzufriedenheit, nicht selten verbunden mit Unreellität, begegnet wäre? Nur zu häufig führt sie freilich zum Ziele und schraubt damit die Entgeltung der Arbeitsleistungen hinauf. Von jener Eifersucht und dem Neide erlebte ich kürzlich ein paar charakte-

Digitized by Google

ristische Beispiele auf der Fahrt von Pompeji nach Lacava-Salerno-Sorrent.

Ich nahm in Pompeji einen Wagen für die angegebene Tour. Als wir uns Lacava näherten, fuhr ein Kutscher aus Lacava an meinen Kutscher heran und frug ihn, ob ich weiterfahren wolle, dann wolle er mich, wahrscheinlich als gute Beute, übernehmen. Als er darauf hörte, mein pompejischer Kutscher selbst fahre folgenden Tages mich weiter, fing er an zu schelten und zu fluchen, „was er Reisende über Lacava hinaus zu fahren habe!“ Folgenden Tags empfing meinen Kutscher und mich ein gleich unfreundliches Geschimpfe, als wir in Salerno am Droschkenstand vorbei zwecks eines Abstechers nach Paestum zum Bahnhof fuhren. Holländischen Bekannten aber, die in Salerno einen salernischen Kutscher nahmen, die also ganz korrekt handelten, passirte es selbigen Tages, daß Kutscher und Pferde von anderen Kutschern mit kleinen Steinen beworfen wurden, weil der Kutscher einer Kameraderie der salernischen Kutscher sich nicht hatte anschließen wollen.

Und in dieses selbe unerfreuliche Kapitel gehört meines Erachtens auch das tragische Ende Krupps, den in Capri und Neapel lediglich Neid, Eifersucht, ungezügelter Egoismus und Haß so schmählich verleumdet und dadurch schließlich gebrochen haben. Nach meiner an Ort und Stelle gewonnenen Ueberzeugung, zu der, unabhängig von mir, dort auch zwei Bekannte von mir gelangten, ist jene süditalienische Vernichtungskampagne gegen Krupp das Aeußerste, was an Rache aus Eifersucht, Neid und Haß geleistet werden konnte. — Haß, üble Nachrede, Rache („una bella vendetta!“), Tücke, Schleichwege, meuchlerischer Ueberfall bilden von altersher eine Schattenseite in dem Charakterzuge der uns sonst so sympathischen, graziösen, frohen, kunstliebenden Italiener. Mord und Todtschlag ist laut der Kriminalstatistik bei ihnen sechs Mal so häufig wie in Deutschland, vier Mal so häufig wie in Frankreich. Was wollen da ein paar vergiftete Pfeile in Form von Druckerschwärze bedeuten!

Um nach dieser Abschweifung den Faden der Erörterung der Quellen des steigenden Wohlstandes Italiens wieder aufzunehmen, möchte ich, nachdem bisher die Einnahmequellen betrachtet sind, auf der Ausgabeseite ganz besonders die durch alle Schichten der Bevölkerung gehende Sparsamkeit und Genügsamkeit hervorheben, die durch das Klima insofern unterstützt wird, als das Bedürfniß an Kleidung, Nahrung, Heizung ein geringes ist. Ich habe es nicht

Digitized by Google

berechnet, bin aber überzeugt, daß mit den Kohlen, die im Vergleich zu Deutschland für Heizungszwecke in Italien gespart werden, alle italienischen Eisenbahnen fahren können; dabei wird zugleich die ganze Heizungsarbeit in den Häusern erspart. Als Durchreisender sieht man ferner es schon an den Eisenbahnstations- und Wärterhäusern, an den öffentlichen Gebäuden, soweit nicht alte Paläste dazu genommen sind, und auch bei diesen an dem inneren Ausbau bezw. der Einrichtung, besonders auch an den Postkomptoirs, soweit sie nicht großstädtische Ausnahmen bilden, wie im Allgemeinen die Sparsamkeit im Lande zu Hause ist. Diese zeigt sich nicht am wenigsten an den Beamten- u. s. w. Gehältern.

Es beträgt z. B. das Gehalt (Gesammt-Einkommen) eines Ministers (Dienstwohnung fehlt) 25000 Lire; eines Unterstaatssekretärs 10 000 Lire; eines Generaldirektors 9000 Lire (dazu Wohnungsgeldzuschuß höchstens 1220 Lire); eines Generalinspektors 8000 Lire (dazu 1120); eines Ministerial-Direktors (Capo di divisione) 7000/6000 Lire (dazu 1020/920 Lire); eines Sektionschefs 5000/4500 Lire (dazu 820/770 Lire); eines Oberverwaltungsgerichts-Präsidenten 15 000 Lire (dazu 1880 Lire); eines Oberrechnungskammer-Präsidenten 15 000 Lire (dazu 1880 Lire); eines Amtsrichters (Praetor) Anfangsgehalt 2000 Lire; eines Kassationsgerichts-Präsidenten 15 000 Lire; eines kommandirenden Generals 12 000 Lire (inkl. Zuschuß zusammen 18 000 Lire); eines Divisions-Generals 12 000 Lire (desgl. 15 000 Lire); Brigade-Generals 9000 Lire (desgl. 10 000 Lire); eines Regiments-Kommandeurs 7000 Lire; eines Majors 4400 Lire; eines Hauptmanns 3200 Lire; eines Oberleutnants 2200 Lire; eines Leutnants 1800 Lire.

Was nun die Einnahmen des Staats anlangt, so setzten sich dieselben zusammen aus

		im Jahre 1902
1.	den Revenuen des Staatseigenthums, darunter Eisenbahnen	104 Mill. Lire,
2.	den direkten Steuern, und zwar:	
	Grundsteuer	99 „ „
	Einkommensteuer	295 „ „
	Gebäudesteuer	91 „ „
3.	Erbschafts-, Grundüberschreibungs-, Stempelsteuer	212 „ „
	Latus	801 Mill. Lire

Digitized by Google

	Uebertrag	801	Mill. Lire
4. Indirekten Steuern, Zöllen, Oktroys . .		380	„ „
5. Monopolen:			
Tabak		208	„ „
Salz		76	„ „
Lotto		67	„ „
6. Post und Telegraph		83	„ „
Mit verschiedenen anderen Einnahmen, Virements u. s. w. zusammen		1825	Mill. Lire.
Die Ausgaben betrugen 13 Millionen weniger gleich		1812	Mill. Lire.

Den Löwenantheil an den Ausgaben hat die Verzinsung der konsolidirten meist 5- (4-) prozentigen und der schwebenden Staatsschuld mit fast 700 Millionen Lire; Armee und Marine beanspruchen etwas über 400 Millionen; die Erhebung indirekter Steuern kostet 87, die Verwaltung der Monopole 90 Millionen, d. i. etwas mehr als ein Viertel der Monopol-Einnahme. Die Unterrichtsverwaltung verbraucht 49 Millionen, Inneres 71, Justiz 41, öffentliche Arbeiten 38 — extraordinär 54 —, auswärtige Angelegenheiten 16, Ackerbau, Industrie, Handel 11, Post und Telegraph 72 Millionen, dazu im Extraordinarium merkwürdigerweise nur 400000 Lire (1902).

Gewiß ist ein Theil der vorhin angegebenen Steuern recht drückend, vor Allem die Salzsteuer mit $2^1/_3$ Lire pro Kopf der Bevölkerung und die Einkommensteuer (Ricchezza mobile). Die letztere ist durch Gesetz vom 22. Juli 1894 für gewisse Arten des beweglichen Einkommens auf nicht weniger als 20 pCt. desselben bestimmt (Einkommen aus Hypotheken, Staatsrenten u. s. w.); bei anderen Einkommens-Arten werden von den 20 pCt. nur $^{30}/_{40}$, bei anderen, insbesondere dem Einkommen aus Handel und Gewerbe, nur die Hälfte, d. i. also immer noch 10 pCt. des Einkommens, erhoben, und man kann sich denken, wie solch' eine Belastung die Entwicklung von Handel und Gewerbe hemmt, auswärtiges Kapital abschreckt. Leibrenten und Arbeitseinkommen zahlen $^{18}/_{40}$, Staats- und Kommunalgehälter $^{15}/_{40}$ von den 20 pCt., d. i. 9 resp. $7^1/_2$ pCt. vom Einkommen.

Allein es muß zum Ruhm Italiens anerkannt werden, daß es durch die bereits erwähnte Sparsamkeit und die Entwicklung der Einnahmequellen des Landes sich aus einem Stadium finanzieller Ohnmacht zu wohlgeordneten finanziellen Verhältnissen herauf-

Digitized by Google

gearbeitet hat, wobei es auch an persönlichen Opfern mancherlei Art, wie dem zeitweisen Verzicht des Königs auf einen Theil der Zivilliste, der Staatsbeamten auf einen Theil der Gehälter, nicht gefehlt hat.

Die Grundsteuer, die auch zu den nicht am wenigsten drückenden öffentlichen Lasten gehört, liegt noch sehr im Argen; die Verschiedenheiten in den einzelnen Landestheilen sind enorm, ein neues Kataster ist in der Arbeit, vielerorts soll die Grundsteuer mit den Provinzial- und Kommunalzuschlägen 20—30 pCt. des Reinertrags betragen, während die Gebäudesteuer auf $12^1/_2$ pCt. des Miethwerths (mit $^3/_{10}$ Zuschlag) berechnet ist, wovon wirklich erhoben worden $^2/_3$ bei gewerblichen Anlagen, $^3/_4$ bei Wohnhäusern. Daß namentlich kleine Grundbesitzer unter der Last der Steuern zusammenbrechen, deshalb subhastirt werden und auswandern, ist nichts Seltenes.

Ich sagte bereits, daß der Ueberschuß im Staatsbudget vom Jahre 1902 13 Millionen betrug. Dem gegenüber schwankte das Defizit in den ersten zehn Jahren nach Errichtung des Königreichs zwischen 250 und 600 Millionen; den Kulminationspunkt erreichte dasselbe im Jahre 1866 mit 617 Millionen; dasselbe verwandelte sich in den siebziger Jahren allmählich in einen Ueberschuß; trat dann allerdings (Ende der achtziger Jahre [Bank- und Bauten-Krisis]) wieder mit 230 Millionen auf, verschwand im Anfang der neunziger Jahre, um in deren Mitte wegen der Kosten des unglücklichen Feldzuges gegen Abyssinien u. s. w. wieder auf 100 Millionen anzusteigen; aber seitdem ist es dauernd verschwunden, und seit einer Reihe von Jahren ist ein Ueberschuß vorhanden, sehr zum Vortheil der italienischen Staatsgläubiger, darunter sehr vieler Deutschen, die bisher regelmäßig die Zinsen der jetzt im Ganzen rund 13 Milliarden betragenden Staatsschuld erhalten haben (die daneben bestehenden Gemeindeschulden betragen etwa $1^1/_4$ Milliarde).

In welchem Maße diese günstige Entwicklung dem Kredite Italiens, das lange Zeit für nicht kreditfähiger angesehen wurde als Portugal und Griechenland, die in unseren Tagen einen so schmählichen Bankerott — euphemistisch zwangsweise Zinsreduktion — gemacht haben, zu Gute gekommen ist, kann man aus dem Kurse seiner 5proz., in Folge des Einkommensteuer-Abzuges thatsächlich 4proz. Rente unmittelbar ablesen. Diese ging im Jahre 1866, dem Jahre des größten Defizits, an der Pariser Börse auf 36, an der Londoner gar auf 35 herunter, also u n t e r einen Kurs, den die

Digitized by Google

von 4½ auf 1½ pCt. Zinsen herabgesetzte portugiesische Rente doch noch erzielt. Der Kurs hob sich dann vom Jahre 1867 an, der Lage des Staatsbudgets entsprechend, fortgesetzt, wenn auch nicht ohne Schwankungen, erreichte Anfang der achtziger Jahre den Kursstand 90 und 1886 vorübergehend den Parikurs, fiel Mitte der neunziger Jahre wegen der Kriegskosten und des erwähnten Mißgeschicks in Afrika um 20 und 30 pCt. (in dem einen Jahre 1896 differirte der Höchst- und Tiefst-Stand an der Börse in Berlin um 15, in Paris um 16, in London um 17 pCt.), hob sich seitdem aber schnell wieder auf 95 und 100 und hat im vorigen Jahre den Parikurs an keinem Tage in Berlin mehr unterschritten. Im engsten Zusammenhang mit dieser Darstellung des Staatskredits steht die Thatsache, daß die Rententitel, die früher zu einem sehr großen Theil im Auslande plazirt waren, allmählich nach Italien zurückgewandert sind, so daß die Zinsen nicht mehr über die Grenze fließen, sondern im Lande bleiben — eine Verbesserung, zu der Rußland bekanntlich noch immer nicht hat gelangen können. Die Ersparnisse der auswärts ihr Brod erwerbenden italienischen Arbeiter werden nicht wenig zu diesem Umschwung in den Finanzen ihres Landes beigetragen haben. Heute (29. Juni 1903) notirt die italienische Rente 103,60, und daß sie noch nicht höher steht, kommt lediglich daher, daß die Konversion bereits in Sicht ist, eine Maßregel, von der man sich, wie man mir sagte, für die nächsten Jahre eine Erhöhung des Budgets-Ueberschusses auf jährlich 100 Millionen verspricht, jedenfalls eine erfreuliche Aussicht gegenüber unseren Defizits und unserer Suche nach neuen Steuern, um die steigenden Ausgaben zu decken. In Parenthese möchte ich hier einschieben, daß, als ich vor ein paar Monaten vom Könige von Italien empfangen wurde, dieser unter Anderem auch mit sichtlicher Befriedigung von der finanziellen Lage seines Landes sprach, dabei u. A. die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Flottenvermehrung betonte, und, wie ich hinzufügen darf, sich als ein durchaus modern denkender, leicht und gewandt sich unterhaltender Fürst erwies (wir besprachen die Arbeiterverhältnisse beider Länder, Sozialdemokratie, Anarchismus, die Nothwendigkeit der Arbeiter-Fürsorge und -Versicherung u. s. w.).

Im Interesse der Vollständigkeit habe ich zu diesem Kapitel endlich zu bemerken, daß der Kurs der italienischen Lira längst die Goldprämie hinter sich hat, ja sogar über Pari steht. Jene Prämie betrug noch in den neunziger Jahren bis zu 16 pCt., mit außerordentlichen Schwankungen.

Digitized by Google

Daß die durch die Verhältnisse gebotene Sparsamkeit manche nützliche und nothwendige Ausgabe bisher unmöglich machte, namentlich auf dem Gebiete der Landesmelioration (Urbarmachung der Sümpfe, Aufforstung der Gebirge, Erbauung von Kanälen), der Fürsorge für die namentlich in Süditalien, Sizilien und Sardinien nothleidende Landwirthschaft, der Katasterregulirung, der vom Könige erwähnten Arbeiterfürsorge und Arbeiterversicherung, der Aufbesserung der Lehrergehälter, der besseren Dotirung der Eisenbahn-Pensions- und Baukassen, der längst angekündigten Steuerermäßigungen soll gewiß nicht verkannt werden. Allein zunächst galt es, den Staat unter Dach und Fach zu bringen; die innere Einrichtung wird jetzt allerdings energischer in Angriff genommen werden müssen, und gerade hier wäre für den König eine dankenswerthe, seine Dynastie festigende Aufgabe in dem Ausbau der 1898er minimalen Unfallversicherungs- und Invalidenversorgungs-Anfänge zu erblicken. Wagen die Ministerien aus Furcht vor parlamentarischer Niederlage sich nicht vor, so würde der König unter voller Wahrung der Verfassungsbestimmungen ein Ministerium trotz eines solchen Mißerfolgs im Amte behalten können.

Nach der Meinung Kundiger hat die Entwicklung der Wehrkraft des Landes, was die Ausbildung der Truppen anlangt, mit der geschilderten finanziellen Entwicklung ziemlich gleichen Schritt gehalten. Es besteht in Italien die allgemeine Wehrpflicht für alle körperlich Tauglichen vom vollendeten 20. Lebensjahr an bis zum 31. Dezember des Jahres nach Vollendung des 39. Lebensjahres. Die Armee zerfällt in das stehende Heer, die mobile Miliz und die Territorialmiliz. Das stehende Heer, in zwölf Armeekorps eingetheilt, hat (Juni 1901) rund 14 000 Offiziere und rund eine Viertel-Million Soldaten unter den Waffen, dazu kommen mit unbestimmtem Urlaub bezw. zur Mobilmiliz gehörend 12 600 Offiziere und 800 000 Mann (davon 320 000 Mobilmilizsoldaten) und 10 000 Offiziere und $2^1/_4$ Millionen Territorialmiliztruppen, Alles in Allem $3^1/_3$ Millionen Offiziere und Mannschaften. Einer der militärischen Begleiter des Kaisers bei seiner Reise nach Italien im Mai dieses Jahres erzählte mir, er habe Manöver von zwanzig Schwadronen Kavallerie vereint ausführen sehen, die vortrefflich gelungen seien; nur bei einer habe einmal etwas nicht geklappt; deutsche Kavallerie würde es nicht haben besser machen können; die Fortschritte, die die Truppen in den letzten Jahren gemacht hätten, seien ganz hervorragend. — Das deutsche Bei-

Digitized by Google

spiel, der Umgang mit den Deutschen bilden neben dem Pflichtgefühl und Patriotismus einen wirksamen Sporn zur Erreichung möglichst hoher Leistungen. Der Ehrgeiz ist in allen Offizieren sehr geweckt. Ich kenne in Rom seit längerer Zeit einen Offizier, einen vortrefflichen Mann, der, nach Ueberwindung der verschiedensten körperlichen Gebrechen (Knochenbrüche und Krankheiten), seinen Dienst mit zäher Energie versieht und eines Tages unumwunden mir sagte: „Wir wollen es den Deutschen gleich machen."

Von dem Bestreben der Italiener, ihre Flotte zu verstärken, sprach ich schon. Für die Jahre 1901—1912 sind 389 Millionen Lire zum Neubau von 12 000-Tonnen-Panzern (à 24 000 000 Lire), Torpedobooten u. s. w. bewilligt. Das Flottenpersonal besteht zur Zeit aus 1800 Offizieren u. s. w. und 24 000 Matrosen, Soldaten u. s. w.

Ziehen wir das Fazit für uns Deutsche aus dem Vorgetragenen, so müssen wir uns sagen, daß ein Land, dessen Einwohnerzahl und dessen Wohlhabenheit ständig steigt, dessen Finanzen geordnet, dessen Kredit erstklassig, und dessen Armee und Flotte schlagfertig sind, für uns ein werthvoller Bundesgenosse ist. Es kann zugegeben werden, daß Italien seine Einigung, seine fortschreitende Entwicklung, seine Machtstellung zu einem guten Theile direkt oder indirekt Deutschland mit verdankt, und daß es bei dem bestehenden Freundschaftsbunde mit Rücksicht auf die beiderseitigen Machtverhältnisse vielleicht mehr der empfangende, als der gebende Theil ist. Das schließt aber nicht aus, daß wir an dem erstarkenden Italien das größte Interesse haben, und daß sein Bündniß uns von unschätzbarem Werthe ist, genau so wie zu der Zeit als Bismarck den Dreibund schloß, ja vielleicht noch mehr.

Naturgemäß habe ich bei diesen Erörterungen sehr kursorisch zu Werke gehen, ganze Gebiete, z. B. die Entwicklung des Unterrichts- und Sanitätswesens in Italien, unberührt lassen müssen, obgleich insbesondere das letztere mit der Sanirung der Städte, der Bekämpfung der Pocken durch Einführung der obligatorischen Impfung, mit der Zurückdrängung des Typhus und Fiebers eine besondere Rolle spielt.*) Dagegen kann ich nicht umhin, zu guterletzt noch zweier Punkte kurz zu erwähnen, die als dunkle Wolken am politischen Horizont Italiens stehen: des Verhältnisses zu Oesterreich

*) Wenn man freilich, was speziell Rom anlangt, wo jene Sanierung im Verein mit der Regulirung und Einfassung der Tiber und dem Durchbruch großer Straßenzüge durch ein Gewirr schmutziger, gestankerfüllter ungesunder Gassen besonders erfolgreich durchgeführt worden ist, auf allem und jedem Gebiete das „Rom der Päpste" als Nacht und Grauen hinstellen möchte, so geht man darin zu weit. Das Rom der Päpste ist auch

Digitized by Google

mit Rücksicht auf das Treiben der Italia irredenta, und des Verhältnisses zum Papst.

Zwar besteht das Bündniß mit Oesterreich, aber das Treiben der Irredenta macht die Leute geradezu nervös. Und allerdings ist dies Treiben ein so freventliches und gefährliches, wie nur möglich. Was da für Italien reklamirt wird: Wälschtyrol und Triest hat niemals zu Italien gehört, ist seit Jahrhunderten in anderem Besitz gewesen. Hoffentlich behalten die gemäßigten und einsichtigen Elemente jenseit der Alpen die Oberhand und verstehen es überdies, jenes Treiben so einzudämmen, daß Verwicklungen ernster Art nicht daraus entstehen können. Bei benachbarten Ländern fehlt es ohnehin nie an wirthschaftlichen Reibungspunkten, von Zolldefrauten und dergleichen garnicht zu reden. Der neue Handelsvertrag zwischen Italien und Oestereich soll übrigens, wie ich von kundiger italienischer Seite höre, nicht gefährdet sein.

Was das Verhältniß zum Papstthum anlangt, so ist damit ja nichts bewiesen, daß man behauptet, die weltliche Herrschaft des Papstes sei ein existenzberechtigungsloses Unding gewesen. Es giebt ganze Völker, die überhaupt jedwede Monarchie, wie die päpstliche deren eine war, für nicht existenzberechtigt erklären, ja wohl gar die Monarchen guillotiniren und füsiliren. Aber es liegt die Thatsache vor, daß das Papstthum — das an sich übrigens auch viele für eine Thorheit halten, das aber trotzdem bisher alle anderen Organisationen neben sich überdauert hat — sich dem Königreich Italien feindlich gegenüberstellt, weil es, abgesehen von allen Anderen, die weltliche Herrschaft reklamirt, und es liegt die fernere Thatsache vor, daß das Papstthum an Einfluß, merkwürdigerweise gerade unter den des Kirchenstaats beraubten Päpsten (worin viele gläubige Katholiken

das Rom herrlicher Bauten, kostbarer Kunstschätze und wissenschaftlicher Sammlungen von unschätzbarem Werthe, und wenn es dort früher eine mangelhafte Straßenbeleuchtung, schlechtes Pflaster, elende Verkehrsmittel gegeben hat, so war es in diesem Punkte auch in vielen anderen europäischen Städten nicht zum besten bestellt. Ich selbst erinnere mich noch sehr wohl der Abends keineswegs taghell erleuchteten Berliner Straßen mit ihrem gefürchteten Pflaster, der übelriechenden tiefen Rinnsteine an der Leipziger Straße, dieser Hauptverkehrsader, in denen man Hals und Beine brechen konnte, und der berühmten Droschken mit den Pferden „schneller als der Gedanke", weil sie lagen, „ehe man es denken konnte". Die Pferdebahn rückte sehr spät, die „Elektrische" ebenfalls viel später als anderswo in Berlin ein, und daß sie auch in Rom jetzt fährt, ist weniger das Verdienst von Stadt oder Staat, als die Folge des nach Profit sich umschauenden Geschäftsbetriebes ausländischer Elektrizitätsgesellschaften. Ob das deutsche München bis Pettenhofer gesünder als das Rom der Päpste war, möchte zu bezweifeln sein, des Gängeviertels ꝛc. in Hamburg bis zur großen Cholera-Epidemie des Jahres 1892 gar nicht zu gedenken.

Digitized by Google

eine höhere Fügung und einen Fingerzeig der Vorsehung sehen), zusehends gewonnen hat. Diese Thatsachen kann man durch wie immer geartete theoretische Erörterungen nicht aus der Welt schaffen; man muß also mit ihnen rechnen. Nun besteht zwar unter den beiderseitigen Beamten in Rom ein leidlicher modus vivendi; aber in der großen Politik herrscht ein unversöhnlicher Gegensatz, und was durch diesen Antagonismus, diesen Widerstreit der Kräfte an Fortschritt gehemmt, an Schaden gestiftet wird, ist für uns Fernstehende schwer zu übersehen. Wie dieses Schadenfeuer, so könnte man es nennen, gedämpft werden soll, ist nicht abzusehen. Der Gedanke an eine Wiederherstellung des Kirchenstaates wird definitiv aufzugeben sein, die Bewohner selbst wollen sie nicht, der italienische Staat erklärt sie für indiskutabel, nach meiner Meinung wäre sie auch für den Papst selbst kein Vortheil, schon weil er doch nach heutigen Begriffen eine Volksvertretung schaffen müßte und mit dieser unweigerlich auf Schritt und Tritt in Konflikt käme, was eine für einen Papst-Regenten kaum haltbare Situation herbeiführen müßte. Ueberdies hat sich die geistliche Machtsphäre des Papstes seit einem Menschenalter derartig erweitert, ist der organisatorische Ausbau der katholischen Kirche durch Schöpfung neuer Patriarchate, Erzbisthümer und Bisthümer so sehr vergrößert, daß es dem Papste an der physischen Möglichkeit fehlen würde, daneben noch einen größeren weltlichen Staat in einer die Unterthanen beglückenden Weise zu regieren. Was zur Zeit seiner Gründung und später zweckentsprechend und gut war, braucht es nach Verlauf eines Jahrtausends unter ganz anderen Verhältnissen nicht mehr zu sein. Das Papstthum bedarf jener weltlichen Stütze, so wie sie war, nicht mehr. Pius IX. und Leo XIII. haben ohne sie ihres hohen Amtes erfolgreich gewaltet, und dabei als die ersten nach Petrus dessen Jahre nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten.

Andererseits will aber der Papst nicht von dem Willen des italienischen Gesetzgebers abhängen, der ihm heute das Garantiegesetz vom 15. Mai 1871 giebt, morgen es nehmen könnte, und wenn man seine Vergangenheit und seine gegenwärtige weltumfassende Stellung ins Auge faßt, so kann man ihm das nachfühlen.

Sollte da nicht doch vielleicht der Ausweg erwägenswerth sein, daß der Papst am rechten Tiberufer ein kleines mit Trastevere beginnendes, also insbesondere die Peterskirche und den Vatikan umfassendes und bis zum Meere reichendes unabhängiges Territorium erhielte, wie es derartige Enklaven ja bereits in Italien und anderswo giebt

Digitized by Google

(St. Marino, Monaco, Liechtenstein)? Die vom Papst bisher nicht erhobene Rente von 3 225 000 Lire jährlich könnte für die Vergangenheit in einer entsprechenden runden Summe mittelst einer festverzinslichen Staatsschuldverschreibung ausgezahlt, und für die Zukunft könnte jener Renten-Betrag durch Ueberweisung entsprechenden Grundbesitzes gewährleistet werden. Die Ausstellung der Schuldverschreibung wäre eine Vermehrung der oben auf dreizehn Milliarden angegebenen Staatsschuld um noch nicht ein Prozent, und Angesichts des enormen Umfangs, den die Säkularisation von Kirchengut angenommen hat, müßte auch jene Grundbesitz-Ueberweisung sich unschwer bewerkstelligen lassen. Das „Roma intangibile" wäre hierbei im Prinzip gewahrt; das Rom mit allen königlichen Palästen und Ministerien, allen Botschaften und Gesandtschaften, allen Geschäftsstraßen und Hotels, mit dem Forum und dem krönenden Kapitol verblieben dem Staate; andererseits erhielte der Papst doch immerhin auch noch ein kleines Stück von der ewigen Stadt, die nach den Stürmen der Völkerwanderungen ohne das Papstthum voraussichtlich zu einer Ackerstadt, die sie früher war, herabgesunken wäre.

Gegenüber dem, was der Papst vorher besaß und was ihm genommen wurde, wäre die Entschädigung gering zu nennen, und es wäre sicherlich ein schwerer, hochherziger Entschluß, wollte er auf solcher oder ähnlicher Basis die Versöhnung mit dem italienischen Königthum und Staat herbeiführen. Diese Versöhnung würde dem Königthum, das unleugbar, inmitten des um sich greifenden Republikanismus, manche offene und viele verkappte Gegner hat, zur Stütze, dem Staate zur Wohlfahrt, dem Papstthum zum Nutzen gereichen. Natürlich müßte die Aussöhnung eine volle und herzliche sein, die gleichzeitig manche andere noch offene Frage, noch schwärende Wunde schlösse. Käme sie zu Stande, so wäre es ein Glück für beide Theile.

Für Deutschland aber läge, ganz abgesehen von der Rücksicht auf seine katholischen Bewohner, in der durch eine solche Aussöhnung herbeigeführten Kräftigung Italiens ebenfalls nur ein offensichtlicher Gewinn. Denn nicht auf dem Antagonismus gegen das Papstthum beruht die Hinneigung Italiens zu Deutschland, sondern auf dem richtigen Gedanken, daß es von Deutschland nichts zu fürchten, manches zu erhoffen, von Frankreich dagegen, das ihm ein Stück Savoyen und Tunis nahm und sein größter Konkurrent im Mittelmeer und an dessen südlichen Gestaden ist, jedenfalls mehr zu fürchten, als zu hoffen hat.

Digitized by Google

Unternehmerverbände und Preise in der amerikanischen Eisenindustrie.

Von

Dr. L. Glier (Barmen).

I.

Dr. Hjalmar Schacht hat im Oktoberheft 1902 und im Juniheft 1903 dieser „Jahrbücher" die Vertrustung der amerikanischen Industrie, insbesondere der Eisen- und Stahlindustrie, zum Gegenstand einer längeren Erörterung gemacht. Dort hat er sich über „Trust oder Kartell?" verbreitet und die Vortheile der ersteren Formation gegenüber der zweiten darzulegen versucht; hier hat er einige Ausführungen über den Aufbau, die Organisation und Finanzirung des „Stahltrusts" gegeben. Eine interessante Seite der jüngsten Entwicklung hat er dabei nur leise gestreift, die Frage der Preise. Darüber Näheres mitzutheilen, soll Aufgabe der folgenden Darlegungen sein.

Vor Allem müssen wir einen Irrthum korrigiren, der bei der Lektüre der beiden Schachtschen Artikel entstehen könnte und geeignet wäre, ein ganz falsches Bild von der Entwicklung gewinnen zu lassen: daß nämlich die Unternehmerverbände in der amerikanischen Eisenindustrie ihre Rolle ausgespielt hätten, weil man jetzt einen „Trust" habe. Auf Seite 11 der Oktober-Nummer 1902 heißt es: daß in den Vereinigten Staaten von Amerika das Problem „Trust oder Kartell" längst gelöst ist; und auf Seite 17 lesen wir: „es scheint in Deutschland leider wenig bekannt zu sein, daß die Kartelle, die wir in Deutschland haben, in den Vereinigten Staaten eine längst überwundene Sache sind; denn gegeben hat es solche Kartelle in den Vereinigten Staaten sehr wohl, sie führen dort den Namen „Pools" und hatten noch vor anderthalb Jahrzehnten keine geringe Verbreitung. . . . (S. 18). Einzelne solche Kartelle mit Produktionskontingen-

Digitized by Google

tirungen und Preisverabredungen existiren noch heute in den Vereinigten Staaten. Aber man hat die Unzulänglichkeit dieser Gebilde sehr bald eingesehen und an ihre Stelle (?) die Trusts gesetzt."

Wir glauben keine Widerlegung befürchten zu müssen, wenn wir sagen, daß zu keiner Zeit die amerikanische Eisenindustrie eine derartige Fülle von Unternehmerverbänden aufwies wie jetzt; daß zu keiner Zeit die Kartellirung der amerikanischen Eisenindustrie so systematisch durchgeführt war wie heute. Es ist ein großer Irrthum, zu behaupten, daß die Kartelle in den Vereinigten Staaten „eine längst überwundene Sache" sind, daß man „ihre Unzulänglichkeit eingesehen" und sie durch Trusts ersetzt habe. Fast für jedes große Kartell der deutschen Eisenindustrie finden wir auch heute noch, trotz der in den Vereinigten Staaten so weit fortgeschrittenen Vertrustung, das Gegenstück. Unseren Eisensteinkonventionen an Sieg, Lahn und Dill entspricht etwa die Iron Ore Association; unseren Roheisen-Syndikaten entspricht die Bessemer Furnace Association im Norden und die Southern Furnace Association im Süden. Wir stoßen heute noch in den Vereinigten Staaten auf einen Halbzeugverband, auf ein Schienen-, ein Träger-, ein Flußstabeisen- und ein Grobblech-Kartell. Wir finden einen Verband der Fabrikanten von geschnittenen Nägeln. Im Jahre 1902 bestand eine Konvention für Drahtstifte; bis März 1903 auch eine solche für Schweißstabeisen.

Wir maßen uns durchaus nicht an, damit eine vollständige Aufzählung der Unternehmerverbände in der amerikanischen Eisenindustrie gegeben zu haben; es existiren deren noch mehr. Aber schon die obige Aufzählung dürfte zeigen, daß man die Kartelle in der amerikanischen Eisenindustrie noch lange nicht abgeschafft oder durch Trusts ersetzt hat. Im Gegentheil! sie sind jetzt viel verbreiteter als vor anderthalb Jahrzehnten.

Der „Stahltrust" hat kein Kartell ersetzt und kann auch keines ersetzen, so lange er — verhältnißmäßig — so klein bleibt, wie er jetzt noch ist. Wohl aber hat er die Kartellbildung gefördert und sie auf eine ganz andere, viel bessere Basis gerückt, als dies früher der Fall war.

Eine Zeit lang schien es, als wären Kartellbildungen in der amerikanischen Eisenindustrie durch Carnegies ablehnende Haltung ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Heute haben wir deren wieder mehr als ein halbes Dutzend.

Nicht ersetzt haben die Trusts die Kartelle, sondern nur

Digitized by Google

modifizirt. Die Verbände für Rohmaterial und Halbfabrikate sind in ihrer Bedeutung gesunken; die Verbände für Fertigfabrikate sind in ihrer Bedeutung gestiegen; sie sind jetzt auch viel fester als früher.

Richtig ist, — und insofern stimmen wir mit gewissen Schlußfolgerungen der beiden Schachtschen Artikel überein, — daß der Haupt- und Grundzug der Entwickelung der amerikanischen Eisenindustrie schon seit mehr als einem Jahrzehnt der Drang zur Fusion ist; aber mit den Kartellen hat man deswegen noch lange nicht aufgeräumt. Wir haben in der amerikanischen Eisenindustrie neben den Trusts auch noch Kartelle.

Ist das nicht ein Widerspruch? Schließt nicht der Trust das Kartell aus? Hat denn ein Kartell da noch Platz, wo es einen Trust giebt? In der amerikanischen Eisenindustrie ganz gewiß! Wir Deutsche glauben, den Namen der maßgebenden Gesellschaft der amerikanischen Eisenindustrie zweckmäßig in „Stahltrust" verkürzen zu sollen; und da wir mit dem „Trust" den Begriff des Monopols oder doch „fast eines Monopols" verknüpfen zu müssen glauben, so wird in Deutschland vielfach die Meinung wach, daß „Stahltrust" und amerikanische Eisenindustrie sich deckende Begriffe seien, daß neben der United States Steel Corporation fast keine Konkurrenz mehr existire. Solches ist aber ein Irrthum. Die Korporation hat auf fast allen Gebieten, auf denen sie thätig ist, eine starke Konkurrenz im Nacken sitzen; und um sich in etwas mit dieser Konkurrenz zu vertragen, gründet man eben Kartelle.

Um nur ein Beispiel für die Größe der Konkurrenz, welche der Korporation auflauert, anzuführen: es giebt neben ihr in den Vereinigten Staaten einen Concern, der pro Jahr mindestens 1 Million Tons Stahl herstellt, die Jones & Laughlin Steel Company in Pittsburgh. Es giebt einen weiteren Concern, der im Jahre 1902 den Bau neuer Werke begann und Ende 1903 die Produktion im vollen Umfange aufnehmen wird. Das ist die Lackawanna Steel Company bei Buffalo, die sich jetzt schon (bei der Gründung!) auf eine Produktion von 600 000 Tons Stahl eingerichtet hat. Die Korporation hat nicht nur mit einigen Dutzenden kleinerer Unternehmungen, sondern auch mit mindestens einem halben Dutzend großer, sehr ernst zu nehmender Wettbewerber zu rechnen, die um so gefährlicher werden, als sie sich mit ihrer Produktion gewöhnlich besonders stark auf zwei oder drei Zweige

Digitized by Google

der Industrie werfen, als Wettbewerber in den betreffenden Zweigen also um so bedeutungsvoller sind.

Es verleitet uns der Ausdruck „Stahltrust" zu vielen Irrthümern; und wir thäten daher gut, denselben möglichst zu vermeiden. Selbst in jenen Zweigen der Eisenindustrie, wo die Korporation heute vielleicht das Hauptwort sprechen kann (Schienen und Drahtprodukte), dürfte ihr Antheil an der Produktion 66—75 pCt. nicht übersteigen. Vom Monopol, und selbst von einer an ein Monopol „fast" heranreichenden Macht ist die Korporation heute noch um einige Millionen Tons Stahl entfernt. Für die Bildung von Unternehmerverbänden ist also immer noch reichlich Raum vorhanden.

II.

Wie schon oben bemerkt, kommt heute in den Vereinigten Staaten den Unternehmerverbänden für Fertigfabrikate die größere Bedeutung gegenüber denen für Rohstoffe und Halbfabrikate zu. Solches hat seinen Grund darin, daß jede bedeutendere Gesellschaft danach trachtet, den Eisenstein und die Kohle selbst zu fördern und das Roheisen selbst zu erblasen. Dieses Streben ist aber bisher selbst bei der Korporation noch nicht bis zu jenem Grade gediehen, daß sie all ihr Roheisen selbst herzustellen vermöchte; sie muß vielmehr jetzt noch pro Jahr mehr als 1 Mill. Tons zukaufen. Trotzdem sie der größte Produzent für Roheisen in der ganzen Welt ist, bleibt sie heute noch immer auch der bedeutendste Käufer dafür.

Weil die Unternehmerverbände für Fertigfabrikate die größere Bedeutung beanspruchen können, wollen wir sie auch in erster Linie behandeln.

A. Schienen. Ueber die alten Railpools brachte Schmollers Jahrbuch (Juliheft S. 238 ff.) eine gedrängte Darstellung, auf welche wir hier Bezug nehmen.

Wenn wir uns nicht täuschen, erzielten die Carnegie und die Federal Steel Company im dritten Viertel des Jahres 1899 neuerdings ein Einvernehmen über die Schienenpreise. Dieses bildete den Grundstock zu dem heute noch geltenden Agreement.

Als Produzenten für schwere Schienen kamen am 1. Januar 1901 in Betracht: 1. die Carnegie Company in Pittsburgh, 2. die Federal Steel Company in Chicago, 3. die National Steel Com-

Digitized by Google

pany in Youngstown, 4. die Pennsylvania Steel Company in Steelton; ein Theil dieser Gesellschaft ist die Maryland Steel Company, 5. die Cambria Steel Company in Johnstown, 6. Jones & Laughlin in Pittsburgh, 7. die Lackawanna Iron & Steel Company in Scranton, 8. die Colorado Fuel & Iron Company in Pueblo. Ende 1902 kam hinzu die Tennessee Coal, Iron & Railroad Company in Enslie. Als zehnter Bewerber drohte neuestens die Union Steel Company in Sharon-Donora aufzutreten.*)

Von den oben genannten Gesellschaften thaten sich 1, 2 und 3 zur United States Steel Corporation zusammen. Die Lackawanna walzte während des Jahres 1902 keine Schienen, weil sie mit dem Umzuge von Scranton nach Buffalo beschäftigt war. Die Colorado ist jetzt als Schienenproduzentin noch ziemlich unbedeutend (150 000 Tons pro Jahr); die Tennessee hatte Malheur mit ihren Maschinen und konnte 1901 und 1902 keine Schienen walzen. Mithin blieben nur die Pennsylvania und die Cambria und Jones & Laughlin als Konkurrenten in der Herstellung von Schienen übrig. Diese vier waren während des Jahres 1902 und 1903 die aktiven Mitglieder des Kartells. Wenn man nun bedenkt, daß die beiden größten Schienenproduzenten (Carnegie und Federal) zu einer Gesellschaft verschmolzen wurden und sich auch noch die National angegliedert haben, so kann man sich darüber nicht im Unklaren sein, wer in dem Verbande den Ton angab.

---

*) Diese entstand aus einem Ende November 1902 vollzogenen Merger der Union Steel Company in Donora und der Sharon Steel Company in Sharon, die hinwieder Ende Dezember 1902 von der Corporation herübergenommen wurden. Welche großartigen Pläne der Merger hegte, kann man aus dem Communiqué ersehen, womit die Fusion der Union und Sharon angezeigt wurde: We propose to build a steel rail mill either at Donora or Sharon which will cost $ 5.000.000, that will be almost as large as the Edgar Thomson Works of the Carnegie Company. We expect to expend from $ 25.000 000 to $ 30.000.000 in improvements. We have had plans prepared for an extension of the West Side Belt Line into the Connelsville coke country and down the Ohio, along the Beaver and through Sharon to Elk Harbor. — Es mag ein Stück bluffing in diesem Schreiben stecken; aber ein gefährlicher Rivale drohte die Merger für alle Fälle zu werden. Das Wunderbare an der Sache ist, daß die beiden Gesellschaften, die eine solche Sprache führen, beide erst im Jahre 1899 gegründet wurden. Noch kaum vier Jahre alt, denken sie schon an den Bau einer eigenen Bahn an dem Erie-See und ins Kohlengebiet! — Das Sichwundern hat allerdings weniger Berechtigung, wenn man weiß, daß hinter den beiden Unternehmungen ein Mann mit unerschöpflichem Kredit stand: H. C. Frick. Daß er im Direktorium der Carnegie Company und der United States Steel Corporation saß, hinderte diesen Mann nicht, der Konkurrenz mit allen Mitteln auf die Beine zu helfen.

Digitized by Google

Die Schienenproduktion der Vereinigten Staaten betrug im Jahre

1901 . . .	2 836 273	Tons
1902 . . .	2 876 293	„

Davon entfielen auf die Korporation im Jahre

1901 . . .	1 719 076 Tons	(59,9 pCt.)
1902 . . .	1 920 786 „	(66,5 pCt.)

In diesen Produktionsziffern sind leichte Schienen und Straßenbahnschienen, auf welche sich das Kartell nicht erstreckt, mit einbegriffen. Obige Ziffern zeigen uns auch, daß außerhalb der Korporation noch rund 1 Mill. Tons Schienen hergestellt werden, — daß also Platz und Raum genug für die Gründung eines Kartells vorhanden ist. Mit 1904 wird die Konkurrenz der Korporation insofern gewaltig erstarken, als die Lackawanna ihre neue Anlage in Buffalo und die Colorado ihr Werk in Minnequa in Betrieb setzen wird, — Momente, die als eine erneute und verstärkte Ursache gelten können, auf ein Einvernehmen unter den Schienenwalzwerken hinzutrachten.

B. Grobbleche. Der nächste große Verband ist die Plate Association. Wir sind leider nicht im Stande gewesen, die Theilnehmerzahl genau festzustellen, glauben aber annehmen zu dürfen, daß es nicht mehr als 12 sind. Für keinen Fall ist ein bedeutenderes Werk außerhalb des Verbandes.*) Mitglieder sind u. A. die Korporation, die Jones & Laughlin Steel Company, die Cambria, vermuthlich auch die Pennsylvania Steel Company und andere mehr. Die Zahl der Mitglieder dürfte aber bald zusammenschrumpfen, denn zwischen der Paxton Rolling Mill Co., Worth Bros., Lukens Iron & Steel Company und der Tide Water Steel Company, alles Mitglieder der Plate Association, waren schon einmal Fusionsunterhandlungen eingeleitet worden, die vielleicht bald wieder erneuert werden.

Obenan steht natürlich auch in diesem Verbande wieder die Korporation; und da sie bedeutende Erweiterungen ihrer Walzwerke plant, vor Allem, um den steigenden Ansprüchen der Pressed Steel Car Company zu genügen, so dürfte sich ihre Stellung als tonangebendes Mitglied des Agreement immer mehr festigen. Es werden von ihr Vergrößerungen der einschlägigen Walzwerke ge-

*) „Iron Age" schreibt am 3. September 1903 S. 33: This (a drop in prices) hardly seems likely, however, as the Plate trade 15 tons thoroughly controlled by the mills in the agreement.

Digitized by Google

plant in South Chicago und ein neues Werk in Homestead, wofür $1^1/_5$ Mill. Doll. vorgesehen sind. (260 000 Tons Produktionsfähigkeit pro Jahr.)

C. Träger. Die dritte große Vereinigung ist die Beam Association (gegründet Ende 1898). Sie hat 5 Mitglieder: 1. die Carnegie Company, jetzt United States Steel Corporation, 2. Pencoyd Iron Works, jetzt United States Steel Corporation, 3. Phoenix Iron Company, 4. Jones & Laughlin Steel Company, 5. Cambria Steel Company, 6. Passaic Rolling Mill Company, jetzt Passaic Steel Company.

Natürlich ist hier die Korporation weit in der Uebermacht. Man erinnere sich nur daran, daß Carnegie im Jahre 1892 ein Walzwerk baute, mit dem er allein der ganzen damals bestehenden Nachfrage nach Konstruktionsmaterial genügen konnte. Es ist selbstverständlich, daß er sich das Heft nie aus der Hand nehmen ließ. Außerdem geht die Korporation an den Bau eines großen Walzwerkes in South Chicago, wo sie Träger u. s. w. walzen will.

Betonen müssen wir auch hier, daß das ganze Kartell mit seiner ungeheuren Produktion nur 5 Mitglieder hat.

D. Flußstabeisen. Die vierte große Vereinigung ist die Steel Bar Association, die, soviel wir feststellen konnten, Anfangs 1902 gegründet wurde und auch nur 8 Mitglieder hat; (darunter die Korporation mit 2 Untergesellschaften, der Carnegie und der Steel Hoop, die Jones & Laughlin, Republic Iron, Cambria, und Crucible Steel Co.). Das Schwergewicht liegt bei der Korporation und Jones & Laughlin.

Dieser Verband wird in der allernächsten Zukunft einen sehr schweren Stand haben. Die Produktionsfähigkeit ist durch Neubauten der Korporation und der Jones & Laughlin Steel Company ungeheuer verstärkt worden, so daß z. B. im Juni 1903 nur etwa 70 pCt. der einschlägigen Produktionsfähigkeit ausgenutzt werden konnte. Die Lage wird sich noch weiterhin zuspitzen, wenn der größte Verbraucher von Stabeisen, die International Harvester Company, aus dem Markte verschwindet, da sie das von ihr benöthigte Material bald größtentheils selbst auswalzen wird.

III.

Wir haben im vorstehenden Abschnitt eine Uebersicht über die uns bekannten, — wir betonen nochmals, daß wir die Aufzählung nicht als eine erschöpfende betrachtet wissen wollen, — Unternehmer-

Digitized by Google

verbände der amerikanischen Eisenindustrie in schweren Fertigfabrikaten gegeben; und wir stellen es nun dem Leser anheim, zu entscheiden, ob die Frage „Trust oder Kartell?" in den Vereinigten Staaten schon gelöst ist, wie man aus den Schachtschen Ausführungen entnehmen könnte; ob das Kartell in der amerikanischen Eisenindustrie als überwundener Standpunkt angesehen werden muß, ob man sich von der Unzulänglichkeit der Kartelle dort drüben wirklich schon überzeugt hat.

Nicht ersetzt haben die Trusts die Kartelle, sondern die Kartellbildung systematisirt und ihr den Weg geebnet zu einer Vollendung, wie man sie früher in der amerikanischen Eisenindustrie nicht kannte.

Die Schaffung der Korporation und der von ihr ausgehenden mächtigen Zentralgewalt hat Ordnung in das Chaos gebracht, welches in der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie in den letzten 10 Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts geherrscht hatte. Man fügt sich dieser Zentralgewalt, weil es unangebracht und vielleicht verderbenbringend wäre, ihr nicht zu gehorchen.

Die Korporation hat bisher eine sehr konservative Preispolitik befolgt, welcher sie auch in den Kartellen Geltung zu ververschaffen wußte. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir insofern der Korporation die Prolongirung der jetzt in den Vereinigten Staaten noch herrschenden Prosperität zuschreiben. Im Sommer 1902 kam es fast wieder dazu, daß der amerikanische Eisenmarkt zu einem „runaway market" wurde; es schien, als würden sich wieder Boom und Depression folgen. Die Korporation stemmte sich dagegen; ihr Druck auf die Bessemer Furnace Association bewirkte, daß auch diese in ihren Preisnormirungen Maß hielt; der bedeutendste Verbraucher von Stahl, die Pressed Steel Car Company, unterstützte die Korporation ebenfalls*), und so fielen die maßgebenden Verbände und Gesellschaften dem dahin eilenden Wagen in die Speichen und bremsten. Sonst hätte man erneut und verstärkt im Jahre 1902/1903 wieder den „Boom" von 1899 erlebt, — und den Rückschlag von 1900.

Wenn wir aber der Korporation dieses Verdienst vindiziren, dürfen wir dabei nie vergessen, daß ihr solches nur möglich war

*) We have also closely followed the example of the United States Steel Corporation in Keeping our prices down, so as not to abbreviate this era of prosperity. (Aus d. Jahresb. der Pressed Steel Car Company f. 1902.)

Digitized by Google

mit Hilfe der — Konkurrenz. Nicht ihr allein gebührt das Lob, sondern auch den — angeblich längst abgethanen — Kartellen.

Die Gründung der Korporation hat die Kartellbildung systematisirt, insofern wir jetzt Verbände für vier große Gebiete der (schwereren) Fertigfabrikate haben. So viele Gebiete für schwerere Fabrikate wie jetzt waren noch nie zur gleichen Zeit in der amerikanischen Eisenindustrie kartellirt. Man führte früher auf dem einen und anderen Gebiete ein Einvernehmen herbei, das aber gewöhnlich dazu diente, das Geschäft auf anderen Gebieten zu ruiniren. Mustergiltig war hierin insbesondere die Politik der Schienenkartelle. Wie man mit dem Preise für ein Produkt den Preis für ein anderes niederknüppelt, dafür sind die Schienen- und Billetpreise in der amerikanischen Eisenindustrie ein treffliches Beispiel. Es kostete im Jahresdurchschnitt die Tonne

	Bessemerroheisen in Pittsburgh	Bessemer Stahlschienen in Chicago	Spannung
	Doll.	Doll.	Doll.
1888 . . .	17,47	31,70	14,23
1889 . . .	17,80	31,37	13,57
1890 . . .	18,84	30,50	11,76
1891 . .	15,87	31,00	15,13
1892 . . .	14,28	31,75	17,47
1893 . . .	12,67	29,50	16,83
1894 . . .	11,01	25,00	13,99
1895 . . .	12,72	25,50	12,78
1896 . . .	12,00	29,00	17,00
1897 . . .	9,98	19,00	9,02
1898 . . .	10,32	19,00	8,68

Es kostete im Jahresdurchschnitt die Tonne

	Bessemer Roheisen in Pittsburgh	Bessemer Stahl-Billets in Pittsburgh	Spannung
	Doll.	Doll.	Doll.
1888 . . .	17,47	28,72	11,25
1889 . . .	17,80	29,32	11,52
1890 . . .	18,84	30,25	11,41
1891 . . .	15,87	25,25	9,38
1892 . . .	14,28	23,53	9,25
1893 . . .	12,67	20,38	7,71
1894 . . .	11,01	16,52	5,51
1895 . . .	12,72	18,30	5,58
1896 . . .	12,00	18,66	6,66
1897 . . .	9,98	14,90	4,92
1898 . . .	10,32	15,22	4,90

Digitized by Google

Die Spannung betrug in den Preisen

	zwischen Roheisen und Schienen	zwischen Roheisen und Billets	zwischen Schienen und Billets
	Doll.	Doll.	Doll.
1888 . . .	14,23	11,25	2,98
1889 . . .	13,57	11,52	2,05
1890 . . .	11,76	11,41	0,35
1891 . . .	15,13	9,38	5,75
1892 . . .	17,47	9,25	8,22
1893 . . .	16,83	7,71	9,12
1894 . . .	13,99	5,51	8,48
1895 . . .	12,78	5,58	7,20
1896 . . .	17,00	6,66	10,34
1897 . . .	9,02	4,92	4,10
1898 . . .	8,68	4,90	3,78

Wir sehen, wie im Jahre 1888, 1889 und 1890 der Unterschied in den Preisen von Schienen und Billets ein ganz geringer war; er betrug 0,35 bis 2,98 Doll.; im Durchschnitt der drei Jahre 1,79 Doll. Mit dem Jahre 1891 — als man das Schienen-Kartell ausbaute und straffere Bestimmungen schuf, (s. Schmollers Jahrb. Juli S. 245) — tritt ein Wechsel ein; die Kluft zwischen den Preisen für Schienen und Knüppel wird immer größer; und diese Entwicklung erreicht ihren Höhepunkt im Jahre 1896, dem letzten Jahre des Schienen-Pools. Im Jahre 1897 bricht dieser zusammen; und sogleich schwindet der Abstand in den Preisen zwischen Schienen und Billets um ein Bedeutendes. Mit dem Zusammenbruche des Pools sanken dte Schienenpriſe von 29 Doll. auf 19 Doll. per Tonne. Dieser letztere Satz aber barg so geringen Gewinn in sich, daß man unmöglich noch mit Billets auf Kosten der Schienen schleudern konnte.

Dergleichen Manöver sind heute, wo wir Verbände auf den verschiedenen Gebieten der amerikanischen Eisenindustrie haben, lange nicht mehr so im Schwunge wie früher. Die Pools des 20. Jahrhunderts, oder Associations, oder Gentlemen Agreements, oder wie sie sonst heißen, unterscheiden sich in dieser Hinsicht in der vortheilhaftesten Weise von ihren Brüdern im 19. Jahrhundert.

Ein Vergleich der amerikanischen Unternehmerverbände in der Eisenindustrie mit den deutschen ist sehr lehrreich. Unser Schienenkartell hat zwei Dutzend Mitglieder; unser Grobblechverband ebenso viel; und unser Feinblechverband gar vier Dutzend Mitglieder. Kein einziger amerikanischer Verband hat mehr als e i n Dutzend Mitglieder, gewöhnlich nur ein halbes Dutzend. Dabei sitzt in

Digitized by Google

jedem amerikanischen Verbande ein Concern, der manchmal die Hälfte der Produktion beherrscht, — und nach Umständen sogar noch mehr, — dessen Wort respektirt werden muß und dessen Wort respektirt wird. Und dieser maßgebende Concern ist in jedem Verbande ein und derselbe, die Korporation. Daß da eine Einheitlichkeit in den Verbänden und unter den Verbänden herrscht, ist klar.

Die Korporation beherrscht die amerikanische Eisenindustrie in den schwereren Produkten; aber nicht dadurch, daß sie etwa die gesammte Produktion in den Händen hat, sondern dadurch, daß sie in jedem Verbande an erster Stelle steht, die überwiegende Macht in ihren Händen vereinigt.

Von dem einen Verbande schlingt sich zum anderen eine Kette, welche an den beiden Enden von der Korporation gehalten wird. Die Verbände selbst haben wenig Mitglieder, aber die Mitglieder der einzelnen Verbände sitzen fast in allen Verbänden. So kommt eine große Stetigkeit, ein vorzügliches Ineinanderarbeiten zu Stande. Insofern ist der derzeitige Stand der Kartellbildung in der Eisenindustrie der Vereinigten Staaten mustergültig.

Und dieses Zusammenarbeiten wird ermöglicht durch die Schaffung der Korporation, welche die Kartelle angeblich erlebt hat. Vor zehn Jahren hat es in den Vereinigten Staaten Niemand für möglich gehalten, daß die Kartellbildung etwas Ersprießliches leisten könnte. Hochinteressant ist in dieser Hinsicht eine Auslassung des „Iron Age" (31. März 1892), die gelegentlich des Zusammenbruches des Beam Pools (Träger-Kartells)*) erschien und „Anarchy of Production" überschrieben war.

„A writer whose name we do not now recall has in the past employed a phrase which, though it may appear somewhat radical, aptly protrays the condition of many leading industries, among which the iron and steel manufacture must, unfortunately, be counted. If defiance of all economic laws constitutes a justification for the phrase, it is certainly deserved. In some branches of the iron Trade the effects of excessive production are strikingly conspicuous, because they cannot so readily adapt themselves to changed conditions. This, of course, is notably true of the pig iron Trade."

*) Siehe darüber Schmollers Jahrb. Juliheft.

Digitized by Google

Dann folgt eine nähere Darlegung der Folgen dieser Ueberproduktion in Roheisen. Es wird dabei darauf hingewiesen, daß die Eisenindustrie nicht das einzige Beispiel einer derartigen ungezügelten Produktion sei, daß dieses auch auf Baumwolle, Kupfer, Silber u. s. w. zutreffe. Diesen Entwicklungstendenzen stehe man mit dem cynischen Worte vom „Struggle for the survival of the fittest" gegenüber.

But the fact, so fährt der Artikel fort, is generally overlooked even by those who boast of ranking high among the probable survivors, that the injury inflicted upon them is quite out of proportion to the losses by the weaker who succumb.

The situation is all the most perplexing because manufacturers have quite generally lost all faith in agreements with competitors. Unless the business is in the control of one master spirit, pools, combinations and agreements simply offer special inducements to whose conscience possesses the greatest elasticity and whose fertility in trickery is greatest. The attainment of complete control is made impossible by the attitude which the public has taken in regard to trusts, which are under suspicion, too, among manufacturers. Usually they go too far in the exercise of unlimited power, thus inviting competition, and finally dragging the whole industry into the mire.

So schrieb man im Jahre 1892. Wenn man, wie der eben zitirte Artikel des Iron Age zeigt, schon im Jahre 1892 von den „trusts" (worunter man damals die Kartelle u. s. w. verstand), nicht viel hielt, sie als schädlich betrachtete, so hat der größte und erfolgreichste Pool, der je in der amerikanischen Eisenindustrie gegründet wurde, der Drahtstiftverband vom Jahre 1895/96, nur dazu beitragen können, diese Meinung zu stärken. Er hat binnen Jahresfrist den Artikel um 75 pCt. vertheuert, — bei fast gleichbleibenden Halbzeugpreisen. Und die Folge davon? It has been estimated that the number of nail machines in the United States increased not less than 100 per cent. during the time the nail assotiations were in existence. It is also estimated that the nail machines in existence in this country to day if operated for two months could meet its demands for a whole year. (J. A. 7. Januar 1897. p. 13)

Digitized by Google

Weit entfernt zu glauben, daß man nichts Vollkommeneres schaffen könne als die derzeitigen Kartelle in der amerikanischen Eisenindustrie; weit entfernt anzunehmen, daß sie nicht noch Gelegenheit zur Bethätigung der Elastizität des Gewissens und zur Trickery böten, dürfen wir gleichwohl annehmen, daß ein bedeutender Fortschritt gegen früher erzielt wurde, weil man jetzt einen engen Kreis von Theilnehmern hat, weil die Kontrole erleichtert ist, weil die Verbandsbildung auf die Hauptgebiete der schwereren Fabrikate der Industrie sich erstreckt, weil in den vier Hauptverbänden die Hauptmitglieder identisch sind, und weil man eine starke Zentralgewalt hat in Gestalt der Korporation. „The business is in the control of one master spirit." In Folge dieses Wandels in der Zusammensetzung und im Aufbau der Kartelle wandelte sich auch die Anschauung über ihren Werth; und das gleiche Iron Age, das sich im Jahre 1892 so skeptisch äußerte, findet jetzt, im Jahre 1903, nichts mehr an den Pools zu tadeln.*)

Diese Wandlung in der Haltung des führenden Organs der amerikanischen Eisenindustrie gegenüber den Unternehmer-Verbänden — und ebenso der öffentlichen Meinung — ist um so überraschender, als man noch bis vor Kurzem bei jeder Gelegenheit aus seiner Abneigung gegen einen Zusammenschluß der Unternehmer zu Kartellen u. s. w. keinen Hehl machte. Daß man dem Railpool, der die Industrie demoralisirte, keine Thräne nachweinte, daß man bei seinem Zusammenbruche die Schädlichkeit derartiger Verbände stark betonte, darf uns nicht Wunder nehmen.**)

Aber selbst unmittelbar vor der Gründung der Korporation flackerte nochmals die Abneigung der Oeffentlichkeit gegen Vereinbarungen aller Art auf. Dem im November 1900 gegründeten Billetpool stand man mit äußerstem Mißtrauen gegenüber. Man berichtete, die Preise seien ziemlich fest, und wunderte sich, daß

*) No ground for complaint against price agreements can be found when they are conducted in the conservative spirit that prevailed during 1902, and which leading interests will certainly insist upon as long as they have the power to do. („Iron Age" 1. Januar 1903, p. 64.)

**) Iron Age schrieb damals (7. Januar 1897 p. 12): It is the almost general belief that pools are detrimental to our business interests and should not be fostered. With our tremendous capacity for production, it is certain that we must find an outlet for our surplus product and must coure down to a lower standard of values. This can only be accomplished by brushing aside combinations and doing business on the principle of the survival of the fittest."

Digitized by Google

solches der Fall war, da die sämmtlichen Erfahrungen dagegen sprächen, daß man derartige Vereinbarungen wirklich halte. Das Gewerbe habe nun einmal kein Vertrauen zu derartigen Abmachungen!

Und nun haben wir seit Anfang 1901, also seit fast drei Jahren, ein Einvernehmen auf vier Hauptgebieten der amerikanischen Eisenindustrie. Anstandslos werden die Verbände alle Jahre erneuert.*) Die ganze Beargwöhnung der Unternehmerverbände ist jetzt hinfällig.

Wie schon bemerkt, scheint auch das Iron Age seine „Kartellscheu abgelegt zu haben. Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden.

IV.

Wir haben in Abschnitt II eine kurze Uebersicht über die Kartelle in den Fertigfabrikaten gegeben, bei denen, — wir wiederholen das, — jetzt unseres Erachtens das Schwergewicht in der amerikanischen Eisenindustrie liegt, und haben dann in Abschnitt III eine allgemeine Charakterisirung dieser Kartelle zu geben versucht. Im folgenden Abschnitt wollen wir kurz auf die Verbände in Rohmaterial und Halbfabrikaten eingehen.

A. Erze. In Cleveland hat ein Verband seinen Sitz, der sich die Preisregulirung für Eisenstein vom Lake Superior District (also nicht für die Vereinigten Staaten insgesammt) zur Aufgabe macht, die Iron Ore Association. Sie hat heute lange nicht mehr die Bedeutung, die sie etwa im Jahre 1896 hatte. (S. Schmollers Jahrb. Juliheft 1903.) Eine Vereinbarung wurde für 1903 eigentlich nur erzielt über das Bessemer Erz von den alten Ablagerungen, womit allerdings auch bis zu einem gewissen Grade die Normirung der Preise für das andere Erz gegeben ist. Alle Bestrebungen, die ganze Lake Superior-Eisenerzproduktion zum Gegenstande der Preisberedung zu machen, sind bisher gescheitert. Schon daraus kann man ersehen, daß der Wirkungskreis dieses Eisensteinverbandes ein ziemlich beschränkter ist. Aber selbst angenommen, es gelänge die Einbeziehung der ganzen Produktion, so wäre doch das Wirken der Konvention von keiner weittragenden Bedeutung. Im Jahre 1902 wurden am Lake Superior insgesammt 27 Mill. Tons Eisenerze

*) Nur einmal (Ende 1901) soll die Erneuerung der Plate Association Schwierigkeiten bereitet haben.

Digitized by Google

gefördert; 16 Mill. allein von der Korporation. Angenommen, daß Jones & Laughlin und andere große Interessenten nur 4 Mill. Tons selbst förderten, wären also nur 7 Mill. zum Verkaufe durch die Association übrig geblieben.

Im Jahre 1901 war die Korporation an der Iron Ore Association hochinteressirt. Damals normirte sie den Preis.*) Ihr Interesse war dadurch begründet, daß sie damals, kurze Zeit nach ihrer Begründung, noch Käuferin und Verkäuferin von Eisenerz war; es scheinen noch einige alte Kontrakte gelaufen zu sein. Seitdem aber hat das Interesse merklich nachgelassen.

Ehedem (1901) kaufte sie vielleicht noch 2000000 Tons; heute kauft sie und verkauft sie so gut wie nichts mehr. In Folge dessen hat sie kein direktes Interesse mehr an der Iron Ore Association; sie blieb daher auch im Jahre 1903 allen Verhandlungen fern.**)

Die Bedeutung der Iron Ore Association, die ohnehin schon zurückgeht, weil eben die einflußreicheren Gesellschaften über eigenes Erz verfügen, wird einen weiteren Stoß erleiden, wenn einmal die Lackawanna Steel Company mit ihrer Riesenanlage bei Buffalo „in shape" ist. „It is stated that the company control coal property capable of supplying the plant for 50 years and have a supply of iron ore with over 50 000 000 tons in sight.

*) **Q.** How does the price of Lake Superior ore at the present (17. Mai 1901) time compare with that of a year ago? **A.** (Charles M. Schwab.) The price fixed this year on standard old range ores (which are regarded as the best grade of ore there) is Doll. 1.25 a ton less than it was last year. (4,25 gegen 5,50.)

Q. Are the Lake Superior ores controlled sufficiently by any one organisation so that this organisation substantially fixes the price for the country? **A.** Well, the organisation you refer to (d. i. die Korporation) would necessarily have a great deal to do with fixing the price.

Q. The price they fix would substantially control the market, you think? **A.** Yes.

Q. So the implication is that this Doll. 1.25 reduction, is a reduction by the United States Steel Corporation? **A.** That is the way it is regarded by the iron men generally. (Rep. Ind. Com. Vol. XIII. p. 499.)

**) It is conceded that the United States Steel Corporation will not be in the conferences on account of their policy as a nonseller. (Korrespondenz aus Duluth vom 2. Februar; „Iron Age" 5. Februar 1903. S. 22.)

The United States Steel Corporation, it is understood, will not take any particular part in the discussion as to prices, but will abide by the decision of the others. It seems that they are not in a position to make sales and do not need to buy, and therefore they propose to keep out of the market altogether. (Korrespondenz aus Cleveland vom 3. Februar; „Iron Age" 5. Februar 1903. S. 37.)

Digitized by Google

(„Iron Age" 19. Februar 1903, S. 42). Ein neuer großer Verbraucher von Erzen ersteht, der aber der Vermittelung der Iron Ore Association für den Bezug seines Rohmaterials nicht bedarf. Noch mehr! Man glaubt annehmen zu dürfen, daß ein bedeutendes Mitglied der Association, welches noch viel Erz auf den Markt bringt, ohne es selbst zu verarbeiten, die Firma Pickands, Mather & Co., sehr enge mit der Lackawanna Steel Company liirt ist, d. h. ihr den größten Theil ihrer Eisensteingruben verpachtet oder gar verkauft hat.

Man kann also sehen, wie sich das Feld der Thätigkeit für Ore Association immer mehr einschränkt.

Dazu kommt ein weiterer Gesichtspunkt. Das Wahrscheinlichste ist, daß ein Theil der Hauptabnehmer der Ore Association, die Merchant furnaces (d. i. die Hochöfen, die ihr Roheisen verkaufen), im Shenango und Mahoning-Thal sich fusionirt. Im Jahre 1901 und 1902 und erst jüngsthin wieder sprach man davon. Geht dieses Projekt durch, so werden diese vereinigten Hochöfen natürlich dazu übergehen, eigene Eisensteingruben zu erwerben. Sie werden den Anschluß an die Mitglieder der Iron Ore Association suchen, welche jetzt Erz fördern, aber nicht verarbeiten, an Corrigan, Mc. Kinney & Co.; Ogleday & Norton, Drake, Bartow & Co. Cleveland Cliffs Iron Co., Sellwood u. s. w. So geht die Bedeutung der Iron Ore Association als Verkaufsstelle für Eisenerz mehr und mehr zurück, weil immer mehr Erz direkt an die Verbraucher geht, indem diese eben ihre Gruben selbst besitzen oder in Besitz zu bekommen trachten.

B. Roheisen. Kommt eine Fusion zwischen einem Dutzend der noch unabhängigen Hochöfen der pennsylvanischen Thäler zu Stande, so sinkt auch die Bedeutung des zweiten Rohstoffverbandes, der Bessemer Furnace Association. Der beste Kunde derselben ist die United States Steel Corporation, die pro Jahr schätzungsweise von dem genannten Verbande noch 1,25 Mill. Tons Bessemer Pig kauft; denn ihre Roheisenproduktion bleibt, wie schon erwähnt, noch bedeutend hinter ihrem Bedarf zurück.*) Mit allen Kräften geht die Korporation daran, diese Lücke auszufüllen, und in dem großen Improvement-Plane, für dessen Durchführung

*) | | 1901 | 1902 |
|---|---|---|
| Roheisenproduktion . . . . | 6,8 Mill. Tons | 8,0 Mill. Tons |
| Stahlproduktion . . . . . | 8,8 „ | 9,7 „ |

Digitized by Google

30 Mill. Doll. ausgeworfen werden sollten, sind fünf neue Hochöfen vorgesehen. Die älteren sollen außerdem vergrößert werden.*)

Groß kann der Machtbereich der Bessemer Furnace Association**) nicht sein. Es betrug die Roheisenproduktion der Vereinigten Staaten insgesammt im

April 1903 . . .	1 608 431	Tons
Mai . . .	1 713 614	„
Juni . . .	1 693 465	„
Juli . . .	1 550 340	„

davon entfielen auf die großen Stahlgesellschaften***) im

April 1903 . .	963 097	d. i.	60	pCt.	der	Roheisenproduktion
Mai . .	1 033 515	„	60	„	„	„
Juni . .	1 019 313	„	61	„	„	„
Juli . .	987 855	„	63	„	„	„

Angenommen, das von den Stahlgesellschaften erblasene Roheisen wäre lauter Bessemer und basisches, Spiegel und Ferromangan, was wohl in der Hauptsache trifft, — angenommen ferner, daß

*) Die Korporation verfügte am 31. Dezember 1902 über 80 Hochöfen, die sich auf die Unterorganisationen wie folgt vertheilen:

Carnegie Steel Company	21
National Steel Company	17
American Steel Hoop Company	3
Illinois Steel Company	19
Lorain Steel Company	2
American Steel and Wire Company	12
National Tube Company	5
	80

Neu dazu gekommen ist die Union Steel Co. (ab 1. Januar 1903) mit 5 Hochöfen. Im Bau begriffen sind bei der Lorain Steel Company 2, ferner 2 in Rankin, 1 in Youngstown, 1 in Mingo Junction. Umgebaut werden Hochöfen 1 und 2 der Illinois Steel Co. in Joliet. (Kosten 900 000 Doll.) Neugebaut wird bei National Tube Co. in Mc. Keesport 1 Hochofen. Umgebaut werden Hochöfen bei der American Steel and Wire Company (Emma, Edith, Neville) und bei der American Steel Hoop Company (Isabella).

Wenn diese Verstärkung der Roheisenproduktion vollständig durchgeführt ist, wird wohl die Korporation pro Jahr um $1\frac{1}{2}$ Mill. Tons Roheisen mehr produziren können. Immer näher kommt sie also auch in Roheisen dem Punkte, wo sie „selfcontained“ ist.

**) Mitglieder sind, soviel wir wissen: Pickands, Mather & Co., Struthers Iron Co., Brier Hill Iron & Coal Company, Youngstown Steel Co., Andrews & Hitchcock Iron Company, Ohio Iron & Steel Co., M. A. Hanna & Co., Sharpsville Furnace Co., Stewart Iron Company u. s. w. Ob mehr als 15 Hochöfen zum Verbande gehören, möchten wir bezweifeln.

***) Darunter werden gerechnet die Corporation, Cambria, Pennsylvania, Maryland, Lackawanna, Wheeling, Ashland, Republic, Jones & Laughlin, la Belle, Bethlehem und Colorado.

Digitized by Google

der Antheil von Gießerei- und Schmiedeeisen an der Gesammtroheisenproduktion 29 pCt. beträgt*), so blieben noch für die unabhängigen Hochöfen d. i. in der Hauptsache für die Mitglieder der Bessemer Furnace Association 10 pCt. der Produktion, an Roheisen, das für die Stahlherstellung in Betracht kommt, d. i. 96 000 bis 100 000 Tons pro Monat übrig.

C. Halbzeug. 12 Wochen vor Gründung der Korporation bildete man noch einen Billetpool, d. i. auf deutsche Verhältnisse übertragen einen Halbzeugverband. Mitglieder desselben waren: 1. die Carnegie Company, 2. die Federal Steel Company, 3. die National Steel Company, 4. die American Steel & Wire Company, 5. Jones & Laughlin Ltd., 6. die Republic Iron & Steel Company, 7. Wheeling Steel & Iron Company, 8. Ashland Steel Company, 9. Diamond State Iron Company, 10. Cambria Steel Company, 11. Pennsylvania Steel Company, 12. Lackawanna Iron & Steel Company.

Das waren die Halbzeugleute zu Ende des Jahres 1900. Und nun stelle man sich einmal vor, was für eine Revolution die Gründung der Korporation auf dem Halbzeugmarkte hervorgerufen haben muß! Die unter 1—4 aufgeführten Gesellschaften gingen in ihr auf und verkaufen jetzt fast gar kein Halbzeug mehr. Die unter 5, 6, 10, 11 und 12 verarbeiten ihren Stahl zum weitaus größten Theile selbst. Die unter 7, 8 und 9 sind von ganz untergeordneter Bedeutung, im Uebrigen auch selbst Verbraucher von Halbzeug.

Wie lange dieser Billetpool de facto bestand, darüber konnten wir nichts in Erfahrung bringen. Er scheint einerseits in Folge der Gründung der Korporation, anderseits in Folge der aufsteigenden Bewegung der Preise eingeschlafen zu sein.

Der Billetpool wurde in der Hauptsache gegründet, um der weichenden Tendenz des Marktes entgegenzuwirken. Niemand getraute sich damals recht, als Käufer hervorzutreten, weil man glaubte, die Preise würden weiterhin weichen. Um dieser

*) Erblasen wurden an Bessemer, basischem, Spiegel- und Ferromangan im Jahre

1901	. . .	11 337 104 Tons
1902	. . .	12 644 739 „

Die Gesammtroheisenproduktion betrug im Jahre

1901	. . .	15 878 354 Tons
1902	. . .	17 821 307 „

Der Antheil der oben genannten Sorten betrug also jährlich 71 pCt., folglich blieben für Gießereiroheisen u. s. w. noch 29 pCt. übrig.

Digitized by Google

Die Produktion an Roheisen stieg von 1897 auf 1898 um 22 pCt.; in den Preisen aber kam dieser Anfang des Wiedererwachens der Prosperität noch nicht zum Ausdruck. Immerhin war man hoffnungsfreudig gestimmt, weil die ganze ungeheure Roheisenproduktion von 8,6 Mill. Tons offenbar in den Konsum überging. Denn die Roheisenvorräthe der Hochöfen, die ihr Erzeugniß nicht in eigener Rechnung verarbeiteten, schwanden bei steigender Produktion von 928 958 Tons im August 1897 auf 544 074 im Dezember 1898 zusammen. Dazu hatte die Landwirthschaft in den Jahren von 1895 bis 1898 außerordentlich guter Ernten sich zu erfreuen gehabt.

	Weizen	Mais	Hafer
	1000 Bushels		
1893 . . .	396 132	1 619 496	638 855
1894 . . .	460 267	1 212 770	662 037
1895 . . .	467 103	2 151 138	824 443
1896 . . .	427 684	2 283 875	707 346
1897 . . .	530 149	1 902 968	698 768
1898 . . .	675 149	1 924 185	730 905

Die Bahnen hatten dadurch die Krisis, die mit dem Jahr 1894 in Gestalt der vielen receiverships über sie hereingebrochen war, leichter überwunden. Während im Jahre 1896 noch 31 000 Meilen Bahnen „under the courts" waren, war solches im Jahre 1898 nur bei 7880 Meilen der Fall. Die Umsätze des Clearing-Verkehrs wuchsen riesig an:

1896:	51 333 931 439 Doll.	
1897:	57 321 973 206 „	+ 11,7 pCt.
1898:	68 931 197 724 „	+ 20,2 „
1899:	94 178 089 233 „	+ 36,6 „

Allgemein sagte man sich in den Kreisen der Eisenindustrie, daß nun auch diese mit einem Up an die Reihe kommen müsse. Das Jahr 1899 brachte dann auch den sehnlichst erwarteten Aufschwung, der sich aber in einer so raschen und intensiven Weise vollzog, daß ihn selbst die amerikanische Volkswirthschaft mit ihrem vorzüglichen Magen nicht vertragen konnte.

Stellen wir uns in die Entwicklung hinein; Chikago, wo die meisten Trusts ihr Hauptquartier hatten, als Basis.

Im Januar 1899 stiegen Roheisen um 25—50 Cents, Träger um 2 Doll., die Drahtfabrikate um 3 Doll. per Tonne.

Digitized by Google

Im Februar erhöhten die Eisenbahnen die Frachten für Eisen aus dem Süden nach Chicago um 40 Cents per Tonne, ein untrügliches Zeichen für einen stärkeren Verbrauch an Eisen. Denn in den Vorjahren hatte so ziemlich jeder Verfrachter sich selbst den Frachtsatz machen können. Roheisen stieg um 50 Cents bis 1,50 Doll., Stabeisen um 2 Doll., Bandeisen um 3 Doll., Grobblech um 1 Doll., Schienen um 3 Doll., Konstruktionsmaterial (structural shapes) um 2 Doll., Feinblech um 4 Doll., Drahtprodukte um 4 Doll., Weißblech um 10 Doll. per Tonne. Im Februar wurde die National Steel Company gegründet, d. i. eine Fusion von Stahlwerken vollzogen, die hauptsächlich Halbzeug für Blech-(Fein- und Weiß-)Walzwerke lieferten. Die einleitenden Schritte für eine Konsolidation von Stabwalzwerken wurden in die Wege geleitet, desgleichen für Feinblechwalzwerke.

Im März zogen die Preise weiterhin an. Auch die konservativen Elemente kauften, um nicht ins Gedränge zu gerathen. Der „Boom" begann. Roheisen stieg um 2,50—3 Doll., Stabeisen um 5 Doll., Bandeisen um 10 Doll., Grobblech um 7 Doll., Feinblech um 9 Doll., Stahlschienen um 2 Doll., alte Eisenschienen um 3,50 Doll., Drahtprodukte um 8 Doll. per Tonne.

Die Roheisenproduzenten erklärten, sie wollten nicht mehr über den 1. Juli hinaus verkaufen, eine Maßregel, die, wie nur irgend etwas, geeignet war, die Hausse zu fördern.

Im April wurde die Republic Iron and Steel Company gegründet, ebenso die American Steel Hoop Company, beide mit dem Sitze in Chicago. In diesem Monate kamen die großen Aufträge für Waggons und Brückenbaumaterial auf den Markt. Bandeisen stieg um 5 Doll., Stabeisen um 1 Doll., Konstruktionsmaterial um 2 Doll., Grobblech um 10 Doll., Feinblech um 5 Doll., Schienen um 1 Doll., Drahtprodukte um 4 Doll. per Tonne.

Im Mai stieg das Roheisen um 2—3 Doll. Namentlich wurde Lake Superior Charcoal knapp. Weiterhin stiegen Stabeisen um 2 Doll., Bandeisen um 5 Doll., Grobblech um 8 Doll., Feinblech um 5 Doll., Drahtprodukte um 2 Doll. per Tonne.

Der Juni sah ungeheure Umsätze. Die Frachten für Eisen aus dem Süden stiegen neuerdings und Ende des Monats betrug der Satz für die Strecke Birmingham—Chicago 4,15 Doll. (gegen etwa 3,20 Doll. im Jahre 1898). In den meisten Walzwerken stiegen die Löhne um 25 pCt. Und die Werke stimmten dieser Steigerung ohne Weiteres zu; es stand zu viel auf dem

Digitized by Google

Vierteljahre der Krach gekommen. So trat er erst im zweiten Vierteljahre in die Erscheinung.

Entgegen der Entwicklung im Jahre 1899 begannen im Jahre 1900 die Vorräthe an Roheisen schon von vornherein ganz bedeutend anzuschwellen:

1900	Tons
Januar	127 346
Februar	148 336
März	185 152
April	197 532
Mai	241 077
Oktober	670 531

Wo sind nun die tieferen Gründe für diese so schnelle rückläufige Bewegung zu suchen?

Der Hauptgrund ist zweifellos die Reaktion auf die Preisjagd des Jahres 1899 gewesen, der Rückschlag, der auf den „Boom" folgen mußte. Darüber, daß sich die Preise, die man zu Ende des Jahres 1899 zahlte, auf die Dauer nicht halten konnten, war man sich in allen betheiligten Kreisen klar geworden. Was man aber nicht erwartet hatte, war der jähe Sturz. Schuld an diesem hinwiederum war die Haltung der Leiter der American Steel and Wire Company, die mit einem Male die Preise für Stapelartikel um 30 pCt. herabsetzten. (Siehe Schmollers Jahrb., Oktober, S. 62.) Ein derartiger ungeheuerer Abschlag konnte für die anderen Zweige der Stahlindustrie nicht ohne Wirkung bleiben.

Dann haben wir uns die Thatsache vor Augen zu halten, daß 1900 ein Präsidentenwahljahr war. Ein sonderlicher Zweifel über die Wiederwahl McKinleys tauchte zwar nicht auf, aber eine Erschlaffung des Geschäftes fand doch statt. Der beste Beweis dafür ist der Umstand, daß man im Juli und August viele Ordres dahin gab, der Auftrag gelte nur für den Fall der Wiederwahl (if Mc Kinley reelected). Das Vertrauen kehrte auch immer mehr zurück, je näher der Wahltermin rückte.

Ein dritter Grund war das Fehlen allen und jeden Zusammenhanges zwischen den einzelnen Concernen der Industrie. Man hatte Trusts, aber die allein thaten es nicht; es fehlten die Kartelle. Jeder Trust arbeitete für sich, und so bekam man keine

Digitized by Google

Uebersicht über das Ganze. Und außerdem fehlte der Kontakt mit der Bessemer Furnace Association, d. i. mit den Roheisenproduzenten. Hätte ein generelles Einvernehmen zwischen Carnegie und Federal und National Steel Company, d. i. den drei bedeutendsten Stahlgesellschaften, vorgelegen, so hätte die Rückwärtsbewegung zweifellos ein ganz anderes Gesicht erhalten; sie wäre nicht so plötzlich und nicht so stark eingetreten. Daß wir mit dieser Anschauung nicht daneben greifen, beweist der Umstand, daß man alsbald Veranlassung nahm, einen Zusammenschluß (Billetpool s. oben) zu suchen, und daß dieser Zusammenschluß zweifellos der Konjunktur wieder mit auf die Beine half.

Wie begegneten die Werke selbst dem Rückschlage?

Mitte Juli 1900 traten die Stahlleute in New-York zusammen. Anscheinend wurde beschlossen, mit den Roheisenleuten Fühlung zu nehmen und auf eine Produktionseinschränkung hinzuwirken. Am 27. Juli 1900 trat man dann in Chicago neuerdings zusammen. Auch dort scheint keine einheitliche Aktion erzielt worden zu sein. Indessen häuften sich die Roheisenvorräthe so bedenklich an, daß man von selbst die Hochöfen dutzendweise ausblies. Die Roheisenpreise sanken ungemein rasch; viele der altmodischen Hochöfen, die man in Folge der Preissteigerung während des Jahres 1899 angeblasen hatte, konnten nicht mehr produziren, sie wurden sozusagen automatisch außer Thätigkeit gesetzt.

1900	Hochöfen im Feuer	Produktion pro Woche	Vorräthe
1. Mai	292	293 850	241 077
1. Juli	284	283 413	421 038
1. September	228	231 778	625 157
1. November	201	215 394	641 466

Gegen Ende August hob eine leise Besserung an. Es stand fest, daß im Mississippi eine ungeheure Maisernte anfallen werde. Es besserte sich in Folge dessen der Geschäftsgang des Eisengroßgewerbes vor Allem in jenen Zweigen, die für landwirthschaftliche Artikel arbeiteten. Die Eisenbahnen kauften ebenfalls reichlich, denn sie sahen große Transporte bevorstehen und bekamen Geld. Im Sommer hatte ein Streik in vielen Walzwerken stattgefunden, wodurch die Lager zusammenschmolzen. Man sah sich auch nach Auslandsaufträgen um, fand aber die Frachtverhältnisse in Folge der großen Truppentransporte nach Südafrika und China für den Export sehr

Digitized by Google

mißlich. Die Präsidentenwahlen rückten näher, das Vertrauen auf McKinleys Wiederwahl wuchs und wurde auch erfüllt.

Der allgemeinen Aufwärtsbewegung gaben dann die Stahlleute den nöthigen Rückhalt, indem sie einen Billetpool gründeten. Die Hersteller sowohl als die Verbraucher glaubten, daß eine große Nachfrage vorhanden sei, daß sie sich aber in Folge der Unsicherheit des Marktes nicht hervorwage. Die Stahlleute nun gaben durch die Bildung des Kartells den Verhältnissen einen festen Boden. Der Preis für die Tonne Billets wurde auf 19¾ Doll. ab Pittsburgh festgesetzt.

Die Nachfrage, die sich früher scheu zurückgehalten hatte, weil zuerst die Preise zu hoch waren, dann rasch stürzten, so daß Jedermann sich vor Käufen fürchtete, kam jetzt hervor und sicherte den Werken eine derartige Menge von Aufträgen, daß sie während der sonst immer etwas kritischen Wintermonate reichlich beschäftigt waren.

Froh trat man ins Jahr 1901 hinüber, das schon in seinen allerersten Tagen wieder eine Katastrophe in Aussicht stellte: den Kampf der Halbzeughersteller gegen die Halbzeugverbraucher. Die Gründung der United States Steel Corporation wandte den drohenden Konflikt ab.*)

Die Schaffung dieser Riesengesellschaft brachte eine große Stetigkeit in die Preise und in das ganze Geschäft; nur einmal kamen im Jahre 1901 Unregelmäßigkeiten vor, welche vor Allem das Röhren-, Feinblech- und Weißblechgeschäft trafen als Folge des großen Stahlarbeiterstreiks im Sommer 1901.**)

Und dann kam das Jahr 1902, der Superlativ, den die Eisenindustrie der Vereinigten Staaten bisher erlebt hat. Das Jahr wird gekennzeichnet durch die höchste Produktion und — für die Produzenten der schwereren Erzeugnisse — durch die höchste Rentabilität. Es ist das „Bannerjear" der Industrie seit 1880. Und doch trug es böse Keime in seinem Innern; es schien fast, als sollte 1902 wieder einen Boom sehen, wie den 1899er, als

*) Näheres siehe in Schmollers Jahrbuch, Oktoberheft 1903 S. 72.

**) It can be truthfully said that in no former year was the movement so well sustained in all lines and the demand for consumers so continuously heavy. The fluctuations in prices in 1901 were quite narrow excepted in a few finished products, and these were mostly such products as were made very scarce by the long strike in the United States Steel Corporation mills, extending through the summer months. („Iron Age", 2. Januar 1902 S. 7.)

Digitized by Google

sollte die Bewegung rasch vorwärts gehen, um einen ebenso unerquicklichen Rückschlag zu zeitigen. Im Mai schien es zu einem Streik der Hochofenarbeiter kommen zu wollen, und wieder erschien wie im Jahre 1899 das Gespenst der Roheisennoth. Im Februar hatten große Ueberschwemmungen in Pennsylvanien den ganzen Eisenbahnverkehr auf Wochen hinaus in Unordnung gebracht; im Oktober und den folgenden Monaten trat ein Waggonmangel zu Tage, der Dutzende von Hochöfen zwang, die Produktion einzustellen. Die Anthracitgruben lagen still, weil die Arbeiter ein halbes Jahr lang streikten, nud schränkten so die Produktion an Roheisen ein; die Nachfrage nach Eisen wurde immer lebhafter; die Bekanntmachungen der Korporation über ihre zu Buch stehenden Aufträge zeigten riesige Ziffern; der Roheisenmarkt hatte wieder den besten Willen, davon zu laufen, Stahl erreichte einen Hungerpreis. Die Lage war hoch gefährlich. Die erste Hälfte des Jahres 1903 brachte dann auch einen kleinen Preisrückgang, den man in Europa vielfach als den Anfang vom Ende der Konjunktur in den Ver. Staaten ansah, der aber eigentlich kommen mußte als eine Korrektur der durch Wagenmangel, Kokenoth, Anthracitgrubenarbeiterstreik u. s. w. bewirkten Hausse.

Wir haben oben den Vorbehalt gemacht, daß das Jahr 1902 sich durch seine Rentabilität für die Hersteller *schwerer Produkte* auszeichnete. Für die Hersteller *leichterer* Produkte brachte es große Enttäuschungen, schwere Verluste und Stilliegen der Werke. In Drahtprodukten und Fein- und Weißblechen u. s. w. herrschte eine ungeheuere Ueberproduktion und eine große Unsicherheit in den Preisen, so daß die Korporation bezw. die American Tin Plate Company, die American Sheet Steel Company, die American Steel and Wire Company und die National Tube Company radikale Preisminderungen vornahmen, um den Markt zu festigen und den Verbrauch zu heben. Die Preise für Fertigfabrikate fielen, die Preise für Halbzeug stiegen; die Outsiders, welche über kein eigenes Roheisen und keinen eigenen Stahl verfügten, sondern auf dem offenen Markte kaufen mußten, erlahmten, und die Bahn für die großen Concerne, denen das Geschäft nunmehr zufloß, wurde frei.

Wenn man die Prosperität in den Jahren 1898—1903 mit den früheren Hochkonjunkturen vergleicht, so fällt einem auf, daß sie so lange anhielt trotz der vielen destruktiven Tendenzen, die sich in diesem Zeitraum geltend machten. Vom Jahre 1896 bis 1902

Digitized by Google

Die Produktion an Roheisen stieg von 1897 auf 1898 um 22 pCt.; in den Preisen aber kam dieser Anfang des Wiedererwachens der Prosperität noch nicht zum Ausdruck. Immerhin war man hoffnungsfreudig gestimmt, weil die ganze ungeheure Roheisenproduktion von 8,6 Mill. Tons offenbar in den Konsum überging. Denn die Roheisenvorräthe der Hochöfen, die ihr Erzeugniß nicht in eigener Rechnung verarbeiteten, schwanden bei steigender Produktion von 928 958 Tons im August 1897 auf 544 074 im Dezember 1898 zusammen. Dazu hatte die Landwirthschaft in den Jahren von 1895 bis 1898 außerordentlich guter Ernten sich zu erfreuen gehabt.

	Weizen	Mais	Hafer
	1000 Bushels		
1893 . . .	396 132	1 619 496	638 855
1894 . . .	460 267	1 212 770	662 037
1895 . . .	467 103	2 151 138	824 443
1896 . . .	427 684	2 283 875	707 346
1897 . . .	530 149	1 902 968	698 768
1898 . . .	675 149	1 924 185	730 905

Die Bahnen hatten dadurch die Krisis, die mit dem Jahr 1894 in Gestalt der vielen receiverships über sie hereingebrochen war, leichter überwunden. Während im Jahre 1896 noch 31 000 Meilen Bahnen „under the courts" waren, war solches im Jahre 1898 nur bei 7880 Meilen der Fall. Die Umsätze des Clearing-Verkehrs wuchsen riesig an:

1896:	51 333 931 439 Doll.	
1897:	57 321 973 206 „	+ 11,7 pCt.
1898:	68 931 197 724 „	+ 20,2 „
1899:	94 178 089 233 „	+ 36,6 „

Allgemein sagte man sich in den Kreisen der Eisenindustrie, daß nun auch diese mit einem Up an die Reihe kommen müsse. Das Jahr 1899 brachte dann auch den sehnlichst erwarteten Aufschwung, der sich aber in einer so raschen und intensiven Weise vollzog, daß ihn selbst die amerikanische Volkswirthschaft mit ihrem vorzüglichen Magen nicht vertragen konnte.

Stellen wir uns in die Entwicklung hinein; Chikago, wo die meisten Trusts ihr Hauptquartier hatten, als Basis.

Im Januar 1899 stiegen Roheisen um 25—50 Cents, Träger um 2 Doll., die Drahtfabrikate um 3 Doll. per Tonne.

Digitized by Google

Im Februar erhöhten die Eisenbahnen die Frachten für Eisen aus dem Süden nach Chicago um 40 Cents per Tonne, ein untrügliches Zeichen für einen stärkeren Verbrauch an Eisen. Denn in den Vorjahren hatte so ziemlich jeder Verfrachter sich selbst den Frachtsatz machen können. Roheisen stieg um 50 Cents bis 1,50 Doll., Stabeisen um 2 Doll., Bandeisen um 3 Doll., Grobblech um 1 Doll., Schienen um 3 Doll., Konstruktionsmaterial (structural shapes) um 2 Doll., Feinblech um 4 Doll., Drahtprodukte um 4 Doll., Weißblech um 10 Doll. per Tonne. Im Februar wurde die National Steel Company gegründet, d. i. eine Fusion von Stahlwerken vollzogen, die hauptsächlich Halbzeug für Blech-(Fein- und Weiß-)Walzwerke lieferten. Die einleitenden Schritte für eine Konsolidation von Stabwalzwerken wurden in die Wege geleitet, desgleichen für Feinblechwalzwerke.

Im März zogen die Preise weiterhin an. Auch die konservativen Elemente kauften, um nicht ins Gedränge zu gerathen. Der „Boom" begann. Roheisen stieg um 2,50—3 Doll., Stabeisen um 5 Doll., Bandeisen um 10 Doll., Grobblech um 7 Doll., Feinblech um 9 Doll., Stahlschienen um 2 Doll., alte Eisenschienen um 3,50 Doll., Drahtprodukte um 8 Doll. per Tonne.

Die Roheisenproduzenten erklärten, sie wollten nicht mehr über den 1. Juli hinaus verkaufen, eine Maßregel, die, wie nur irgend etwas, geeignet war, die Hausse zu fördern.

Im April wurde die Republic Iron and Steel Company gegründet, ebenso die American Steel Hoop Company, beide mit dem Sitze in Chicago. In diesem Monate kamen die großen Aufträge für Waggons und Brückenbaumaterial auf den Markt. Bandeisen stieg um 5 Doll., Stabeisen um 1 Doll., Konstruktionsmaterial um 2 Doll., Grobblech um 10 Doll., Feinblech um 5 Doll., Schienen um 1 Doll., Drahtprodukte um 4 Doll. per Tonne.

Im Mai stieg das Roheisen um 2—3 Doll. Namentlich wurde Lake Superior Charcoal knapp. Weiterhin stiegen Stabeisen um 2 Doll., Bandeisen um 5 Doll., Grobblech um 8 Doll., Feinblech um 5 Doll., Drahtprodukte um 2 Doll. per Tonne.

Der Juni sah ungeheure Umsätze. Die Frachten für Eisen aus dem Süden stiegen neuerdings und Ende des Monats betrug der Satz für die Strecke Birmingham—Chicago 4,15 Doll. (gegen etwa 3,20 Doll. im Jahre 1898). In den meisten Walzwerken stiegen die Löhne um 25 pCt. Und die Werke stimmten dieser Steigerung ohne Weiteres zu; es stand zu viel auf dem

Digitized by Google

Spiele. Roheisen stieg um 3—4 Doll., Stabeisen um 2 Doll., Bandeisen um 4 Doll., Konstruktionsmaterial um 5 Doll., Grobblech um 7 Doll., Feinblech um 3 Doll., Schienen um 3 Doll., Drahtprodukte um 5 Doll. per Tonne.

Im Juli wurden unter dem Drucke der ungeheuren Nachfrage Hochöfen angeblasen, die man sozusagen schon vergessen hatte, von denen Niemand mehr geglaubt hätte, daß man je auf sie würde zurückgreifen wollen. Roheisen stieg um 1 Doll., Stabeisen um 1 Doll., Bandeisen desgl., Feinbleche um 5 Doll., Konstruktionsmaterial um 5 Doll., Drahtprodukte um 2 Doll. per Tonne, Weißblech, das seit Februar stabil geblieben war, zog um 10 Doll. an. Die Arbeiter der Weißblechindustrie, unter den Hochentlohnten die Höchstentlohnten, hatten eine Lohnerhöhung um 15 pCt. durchgesetzt!

Der August fand einen ausgeplünderten Markt vor. Roheisen stieg um 50 Cents bis 1 Doll., Stabeisen um 6 Doll., Bandeisen um 2 Doll., Konstruktionsmaterial um 5 Doll., Grobblech um 1 Doll., Weißblech um 4 Doll. pro Tonne. Feinblech sank um 2 Doll.; die Konsolidirung der Feinblechwalzwerke, die im Gange gewesen war, war fallen gelassen worden.

Der September brachte ganz besonders große Aufträge für Waggonbau-Werkstätten. Schienen wurden für Lieferung im Jahre 1900 mit 33 Doll. angestellt. Roheisen stieg um 3 Doll., Stabeisen um 2 Doll., Grobblech um 9 Doll., Feinblech um 1 Doll., Drahtprodukte um 6 Doll., alte Eisenschienen um 7 Doll. pro Tonne.

Die Verhandlungen betreffs Zusammenfassung der Feinblechwalzwerke wurden wieder aufgenommen; die Stahlröhrenproduzenten schlossen sich zur National Tube Company zusammen.

Im Oktober kamen wieder die Eisenbahnen auf den Markt. Ein großes Geschäft wurde in Schienen mit 33 Doll. per Tonne abgewickelt. Feinblech sank um 2 Doll., da die Konsolidirung wieder vertagt worden war. Auch Grobblech, das unter allen Fertigfabrikaten die größte Steigerung erzielt hatte, sank. Koke wurde knapp. Wagenmangel machte sich bei den Bahnen bemerkbar.

Im November stiegen die Frachten aus dem Süden wieder um 20 Cents per Tonne. Große Aufträge für Waggons kamen zur Vergebung. In Stabeisen lautete eine Ordre allein auf 50 000 Tons. Grobblech sank um 5 Doll., Feinblech um 2 Doll., Drahtprodukte stiegen um $1^1/_2$ Doll. pro Tonne.

Digitized by Google

Im Dezember flaute das Geschäft ab. Der Markt war ruhig.

Das Jahr 1899 schloß ab mit gefüllten Ordrebüchern und mit Preisen, aus denen die Fabrikanten Gewinne zogen, die weit über die von 1879/80, des letzten „Boomjahres", hinausgingen.

Ueberblicken wir nochmals die Preise zu Anfang und zu Ende des Jahres 1899! Es kostete durchschnittlich in Dollars:

	1898	Jan. 1899	Dez. 1899	1899
Bessemer Roheisen per Tonne	10,32	10,87	24,90	18,87
Schienen „	17,67	18,50	35,00	28,21
Alte Eisenschienen „	12,37	13,00	30,00	21,00
Stabeisen pro Pfund ct.	1,05	1,05	2,30	1,80
Behälterbleche „ „	1,19	1,35	2,48	2,35
Träger „	1,33	1,40	2,40	1,94
Feinbleche „	2,01	2,00	3,00	2,89
Drahtstifte pro 100 Pfund	1,45	1,59	3,53	2,60
Stacheldraht „	1,85	2,05	4,03	3,17
Weißblech „	2,89	3,11	4,84	4,26

Das Jahr 1899 war ein Jahr angespanntester Thätigkeit auf dem gesammten Gebiete der Eisenindustrie in den Vereinigten Staaten gewesen; es hat die Eisenindustrie, die schon seit sechs Jahren mit mageren Ergebnissen sich hatte zufrieden geben müssen, für die Hungerzeit reichlich entschädigt. Immerhin war man sich klar, daß die Preise von 1899 in der Folge eine Korrektur erfahren müßten, daß sie die Höhe, welche sie im Drange der Noth erreicht hatten, nicht behaupten könnten; aber auf eine Katastrophe war man nicht gefaßt. Im Gegentheil, man hoffte auf einen ebenso günstigen Verlauf des Jahres 1900 wie 1899, insbesondere im Hinblick darauf, daß eine Menge lohnender Aufträge in den Büchern standen, während man im Jahre 1899 noch eine Menge wenig nutzbringender Kontrakte hatte wegarbeiten müssen. Außerdem war die Eisenindustrie auch in Europa vollauf beschäftigt, so daß man von dortenher keinerlei Einbrüche sich versehen zu müssen glaubte.

All diese schönen Hoffnungen wurden alsbald grausam zerstört. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1900 brach die ganze Konjunktur zusammen.

Die Preise waren zu sehr in die Höhe geschraubt worden, und die Werke waren nicht dahin zu bringen, eine gemeinsame Aktion zur schrittweisen Reduzirung in die Wege zu leiten. Jeder wußte, daß ein Rückgang in die Wege geleitet werden mußte; aber Niemand wollte den Anfang machen. Hätten nicht so starke Aufträge aus dem Jahre 1899 vorgelegen, so wäre schon im ersten

Digitized by Google

Vierteljahre der Krach gekommen. So trat er erst im zweiten Vierteljahre in die Erscheinung.

Entgegen der Entwicklung im Jahre 1899 begannen im Jahre 1900 die Vorräthe an Roheisen schon von vornherein ganz bedeutend anzuschwellen:

1900	Tons
Januar	127 346
Februar	148 336
März	185 152
April	197 532
Mai	241 077
Oktober	670 531

Wo sind nun die tieferen Gründe für diese so schnelle rückläufige Bewegung zu suchen?

Der Hauptgrund ist zweifellos die Reaktion auf die Preisjagd des Jahres 1899 gewesen, der Rückschlag, der auf den „Boom" folgen mußte. Darüber, daß sich die Preise, die man zu Ende des Jahres 1899 zahlte, auf die Dauer nicht halten konnten, war man sich in allen betheiligten Kreisen klar geworden. Was man aber nicht erwartet hatte, war der jähe Sturz. Schuld an diesem hinwiederum war die Haltung der Leiter der American Steel and Wire Company, die mit einem Male die Preise für Stapelartikel um 30 pCt. herabsetzten. (Siehe Schmollers Jahrb., Oktober, S. 62.) Ein derartiger ungeheuerer Abschlag konnte für die anderen Zweige der Stahlindustrie nicht ohne Wirkung bleiben.

Dann haben wir uns die Thatsache vor Augen zu halten, daß 1900 ein Präsidentenwahljahr war. Ein sonderlicher Zweifel über die Wiederwahl McKinleys tauchte zwar nicht auf, aber eine Erschlaffung des Geschäftes fand doch statt. Der beste Beweis dafür ist der Umstand, daß man im Juli und August viele Ordres dahin gab, der Auftrag gelte nur für den Fall der Wiederwahl (if Mc Kinley reelected). Das Vertrauen kehrte auch immer mehr zurück, je näher der Wahltermin rückte.

Ein dritter Grund war das Fehlen allen und jeden Zusammenhanges zwischen den einzelnen Concernen der Industrie. Man hatte Trusts, aber die allein thaten es nicht; es fehlten die Kartelle. Jeder Trust arbeitete für sich, und so bekam man keine

Digitized by Google

Uebersicht über das Ganze. Und außerdem fehlte der Kontakt mit der Bessemer Furnace Association, d. i. mit den Roheisenproduzenten. Hätte ein generelles Einvernehmen zwischen Carnegie und Federal und National Steel Company, d. i. den drei bedeutendsten Stahlgesellschaften, vorgelegen, so hätte die Rückwärtsbewegung zweifellos ein ganz anderes Gesicht erhalten; sie wäre nicht so plötzlich und nicht so stark eingetreten. Daß wir mit dieser Anschauung nicht daneben greifen, beweist der Umstand, daß man alsbald Veranlassung nahm, einen Zusammenschluß (Billetpool s. oben) zu suchen, und daß dieser Zusammenschluß zweifellos der Konjunktur wieder mit auf die Beine half.

Wie begegneten die Werke selbst dem Rückschlage?

Mitte Juli 1900 traten die Stahlleute in New-York zusammen. Anscheinend wurde beschlossen, mit den Roheisenleuten Fühlung zu nehmen und auf eine Produktionseinschränkung hinzuwirken. Am 27. Juli 1900 trat man dann in Chicago neuerdings zusammen. Auch dort scheint keine einheitliche Aktion erzielt worden zu sein. Indessen häuften sich die Roheisenvorräthe so bedenklich an, daß man von selbst die Hochöfen dutzendweise ausblies. Die Roheisenpreise sanken ungemein rasch; viele der altmodischen Hochöfen, die man in Folge der Preissteigerung während des Jahres 1899 angeblasen hatte, konnten nicht mehr produziren, sie wurden sozusagen automatisch außer Thätigkeit gesetzt.

1900	Hochöfen im Feuer	Produktion pro Woche	Vorräthe
1. Mai	292	293 850	241 077
1. Juli	284	283 413	421 038
1. September	228	231 778	625 157
1. November	201	215 304	641 466

Gegen Ende August hob eine leise Besserung an. Es stand fest, daß im Mississippi eine ungeheure Maisernte anfallen werde. Es besserte sich in Folge dessen der Geschäftsgang des Eisengroßgewerbes vor Allem in jenen Zweigen, die für landwirthschaftliche Artikel arbeiteten. Die Eisenbahnen kauften ebenfalls reichlich, denn sie sahen große Transporte bevorstehen und bekamen Geld. Im Sommer hatte ein Streik in vielen Walzwerken stattgefunden, wodurch die Lager zusammenschmolzen. Man sah sich auch nach Auslandsaufträgen um, fand aber die Frachtverhältnisse in Folge der großen Truppentransporte nach Südafrika und China für den Export sehr

Digitized by Google

mißlich. Die Präsidentenwahlen rückten näher, das Vertrauen auf McKinleys Wiederwahl wuchs und wurde auch erfüllt.

Der allgemeinen Aufwärtsbewegung gaben dann die Stahlleute den nöthigen Rückhalt, indem sie einen Billetpool gründeten. Die Hersteller sowohl als die Verbraucher glaubten, daß eine große Nachfrage vorhanden sei, daß sie sich aber in Folge der Unsicherheit des Marktes nicht hervorwage. Die Stahlleute nun gaben durch die Bildung des Kartells den Verhältnissen einen festen Boden. Der Preis für die Tonne Billets wurde auf 19$^3/_4$ Doll. ab Pittsburgh festgesetzt.

Die Nachfrage, die sich früher scheu zurückgehalten hatte, weil zuerst die Preise zu hoch waren, dann rasch stürzten, so daß Jedermann sich vor Käufen fürchtete, kam jetzt hervor und sicherte den Werken eine derartige Menge von Aufträgen, daß sie während der sonst immer etwas kritischen Wintermonate reichlich beschäftigt waren.

Froh trat man ins Jahr 1901 hinüber, das schon in seinen allerersten Tagen wieder eine Katastrophe in Aussicht stellte: den Kampf der Halbzeughersteller gegen die Halbzeugverbraucher. Die Gründung der United States Steel Corporation wandte den drohenden Konflikt ab.*)

Die Schaffung dieser Riesengesellschaft brachte eine große Stetigkeit in die Preise und in das ganze Geschäft; nur einmal kamen im Jahre 1901 Unregelmäßigkeiten vor, welche vor Allem das Röhren-, Feinblech- und Weißblechgeschäft trafen als Folge des großen Stahlarbeiterstreiks im Sommer 1901.**)

Und dann kam das Jahr 1902, der Superlativ, den die Eisenindustrie der Vereinigten Staaten bisher erlebt hat. Das Jahr wird gekennzeichnet durch die höchste Produktion und — für die Produzenten der schwereren Erzeugnisse — durch die höchste Rentabilität. Es ist das „Bannerjear" der Industrie seit 1880. Und doch trug es böse Keime in seinem Innern; es schien fast, als sollte 1902 wieder einen Boom sehen, wie den 1899er, als

*) Näheres siehe in Schmollers Jahrbuch, Oktoberheft 1903 S. 72.

**) It can be truthfully said that in no former year was the movement so well sustained in all lines and the demand for consumers so continuously heavy. The fluctuations in prices in 1901 were quite narrow excepted in a few finished products, and these were mostly such products as were made very scarce by the long strike in the United States Steel Corporation mills, extending through the summer months. („Iron Age", 2. Januar 1902 S. 7.)

Digitized by Google

sollte die Bewegung rasch vorwärts gehen, um einen ebenso unerquicklichen Rückschlag zu zeitigen. Im Mai schien es zu einem Streik der Hochofenarbeiter kommen zu wollen, und wieder erschien wie im Jahre 1899 das Gespenst der Roheisennoth. Im Februar hatten große Ueberschwemmungen in Pennsylvanien den ganzen Eisenbahnverkehr auf Wochen hinaus in Unordnung gebracht; im Oktober und den folgenden Monaten trat ein Waggonmangel zu Tage, der Dutzende von Hochöfen zwang, die Produktion einzustellen. Die Anthracitgruben lagen still, weil die Arbeiter ein halbes Jahr lang streikten, nud schränkten so die Produktion an Roheisen ein; die Nachfrage nach Eisen wurde immer lebhafter; die Bekanntmachungen der Korporation über ihre zu Buch stehenden Aufträge zeigten riesige Ziffern; der Roheisenmarkt hatte wieder den besten Willen, davon zu laufen. Stahl erreichte einen Hungerpreis. Die Lage war hoch gefährlich. Die erste Hälfte des Jahres 1903 brachte dann auch einen kleinen Preisrückgang, den man in Europa vielfach als den Anfang vom Ende der Konjunktur in den Ver. Staaten ansah, der aber eigentlich kommen mußte als eine Korrektur der durch Wagenmangel, Kokenoth, Anthracitgrubenarbeiterstreik u. s. w. bewirkten Hausse.

Wir haben oben den Vorbehalt gemacht, daß das Jahr 1902 sich durch seine Rentabilität für die Hersteller *schwerer Produkte* auszeichnete. Für die Hersteller *leichterer* Produkte brachte es große Enttäuschungen, schwere Verluste und Stilliegen der Werke. In Drahtprodukten und Fein- und Weißblechen u. s. w. herrschte eine ungeheuere Ueberproduktion und eine große Unsicherheit in den Preisen, so daß die Korporation bezw. die American Tin Plate Company, die American Sheet Steel Company, die American Steel and Wire Company und die National Tube Company radikale Preisminderungen vornahmen, um den Markt zu festigen und den Verbrauch zu heben. Die Preise für Fertigfabrikate fielen, die Preise für Halbzeug stiegen; die Outsiders, welche über kein eigenes Roheisen und keinen eigenen Stahl verfügten, sondern auf dem offenen Markte kaufen mußten, erlahmten, und die Bahn für die großen Concerne, denen das Geschäft nunmehr zufloß, wurde frei.

Wenn man die Prosperität in den Jahren 1898—1903 mit den früheren Hochkonjunkturen vergleicht, so fällt einem auf, daß sie so lange anhielt trotz der vielen destruktiven Tendenzen, die sich in diesem Zeitraum geltend machten. Vom Jahre 1896 bis 1902

Digitized by Google

ist die Roheisenproduktion jedes Jahr gestiegen, insgesammt binnen 6 Jahren um 107 pCt. In diese Periode hinein fiel ein Krieg mit Spanien, eine Börsenpanik am 18. Dezbr. 1899, wo binnen 24 Stunden fast alle Werthe um 20 pCt. sanken, und eine weitere Börsenpanik am 9. Mai 1901, als die Northern Pacific-Parteien auf einander stießen. Es fiel in diese Periode hinein eine Präsidentenwahl und ein Präsidentenmord; von den vielen Streiks seien nur erwähnt der große Stahlarbeiterstreik im Sommer 1901 und der große Kohlenarbeiterstreik im Sommer und Herbst 1902; es fiel in diese Periode hinein der Boom vom Jahre 1899 und die Baisse des Jahres 1900, — aber es ging immer vorwärts. Wir werden uns angesichts dieser Thatsachen wohl der Erkenntniß nicht verschließen dürfen, daß die Grundlagen der amerikanischen Eisenindustrie außerordentlich gut fundirt sind und daß die Leute in den bösen Jahren 1893—1897 viel gelernt haben müssen. Sonst wäre die Konjunktur unter den Einwirkungen so vieler destruktiver Tendenzen schon längst zusammengebrochen.

VI.

Wenn wir nach dieser allgemeinen Darstellung der *Preisbewegung in der amerikanischen Eisenindustrie uns nunmehr der Erörterung der Preisbewegung in einzelnen Artikeln zuwenden*, so kommt dabei natürlich in erster Linie Roheisen in Betracht.

A. *Roheisen*. Die amerikanische Produktion betrug (1000 Ts.):

1898	11 774
1899	13 621
1900	13 789
1901	15 878
1902	17 821
1903 (ersten 6 Monate)	9 672

Die Bedeutung der verschiedenen Sorten ist für die amerikanische Produktion ganz ungleich. *Gießerei- und Puddeleisen* zeigen trotz des steten Steigens der Gesammtroheisenerzeugung eine auffallende Stabilität der Produktion. Man erblies davon

1892 . .	4 533 828 Tons,	d. i.	49,5 pCt. der Ges.-Prod.
1899 . .	4 213 124 „	„	30,9 „ „
1900 . .	4 517 437 „	„	32,8 „ „
1901 . .	4 541 250 „	„	28,6 „ „
1902 . .	4 684 373 „	„	26,3 „ „

Digitized by Google

Die Produktion an basischem (Thomas-)Roheisen wächst, aber einen maßgebenden Einfluß hat diese Sorte sich bisher noch nicht gesichert. Die Erzeugung belief sich

1899	auf	985 033	Tons,	d. i.	7,3 pCt.	der Ges.-Prod.
1900	„	1 072 376	„	„	7,8 „	„
1901	„	1 448 850	„	„	9,1 „	„
1902	„	2 038 590	„	„	11,4 „	„

Seine Bedeutung ist also stark im Wachsen begriffen und wird noch größer werden, weil die Bessemererze am Lake Superior bis zu einem gewissen Grade schon in festen Händen sind. Was man dorten neuerdings an Lagern erschließt, vor Allem am Mesaba, ist gewöhnlich von einer Beschaffenheit, daß es für das Bessemerverfahren nicht in Betracht kommen kann.

Tonangebend ist heute noch das Bessemer-Roheisen, dessen Produktion sich stellte im Jahre

1892	auf	4 444 041	Tons,	d. i.	48,5 pCt.	der Ges.-Prod.
1899	„	8 202 778	„	„	60,2 „	„
1900	„	7 943 452	„	„	57,6 „	„
1901	„	9 596 793	„	„	60,4 „	„
1902	„	10 393 168	„	„	58,3 „	„

Wie sich die Preise für Roheisen im Einzelnen gestaltet haben, kann man aus den untenstehenden Tabellen in Verbindung mit der auf S. 97 gegebenen Uebersicht erkennen. Wir gewahren seit 1899 ein gewaltiges Steigen der Roheisenpreise; sie beginnt just um dieselbe Zeit, als erneut die Vertrustung der amerikanischen Eisenindustrie einsetzt; und man könnte deshalb versucht sein, zu glauben, daß die Trusts an der Erhöhung der Roheisenpreise schuld seien.

Dem ist entgegenzuhalten: es giebt gar keinen „Eisentrust", der die Produktion an Roheisen auch nur annähernd beherrscht. Die United States Steel Corporation mit ihren ungeheuren Produktionsziffern erblies noch nicht einmal die Hälfte des Roheisens. (1901: 43 pCt. und 1902: 45 pCt.) Dutzende und Aberdutzende von Hochöfen in den Vereinigten Staaten sind heute noch so unabhängig wie vor zehn Jahren.

Digitized by Google

Völlig unabhängig von der Korporation sind alle Hochöfen, die mit Holzkohle arbeiten. Frei von der Vertruſtung iſt ferner das Schmiedeeiſen und ebenſo das Gießereieiſen. Für die Korporation, ihr Name iſt U. St. Steel Corporation, kommen nur Beſſemer und baſiſches Roheiſen, ſowie Spiegel- und Ferromangan in Betracht. Das nicht vertruſtete Holzkohleneiſen aber und mit ihm das Gießereiroheiſen gebärdeten ſich in den Jahren 1899—1902 viel wilder als Beſſemer. An den Truſts kann es alſo wohl nicht liegen, wenn das Roheiſen ſo gewaltig im Preiſe ſtieg.

Wäre ferner die Preisbildung ein Ausfluß wilder und ausbeuteriſcher Truſtpolitik geweſen, ſo wäre die Roheiſenproduktion nicht von Jahr zu Jahr geſtiegen, ſo wäre vielmehr längſthin eine Reaktion eingetreten. Der Verbrauch hätte dann ſchon lange nachgelaſſen.

	Beſſemer Roheiſen pro Tonne loco Pittsburgh				
	1899	1900	1901	1902	1903
Januar	10.87	24.90	13.15	16.75	22.23
Februar	11.60	24.80	14.43	16.97	21.45
März	14.59	24.72	16.31	17.25	21.85
April	15.03	24.70	16.75	18.75	21.22
Mai	16.20	21.00	16 30	20.94	20.01
Juni	18.51	19.72	16.00	21.56	19.77
Juli	20.65	16.75	16.00	21.56	18.75
Auguſt	21.75	15.60	15.75	21.50	
September	23.43	13.87	15.75	21.75	
Oktober	24.18	13.06	15.89	21.75	
November	24.78	13.48	16.00	21.80	
Dezember	24.90	13.43	16.00	21.81	
	18.87	18.84	15.70	20.19	

	Gießerei-Roheiſen Nr. 2 loco Chicago				
	1899	1900	1901	1902	1903
Januar	11.12	23.50	14.75	15.80	23.16
Februar	12.12	23.50	14.25	16.50	23.00
März	14.60	23.50	15.25	18.15	22.87
April	15.12	23.37	15.50	18.65	22.65
Mai	15.37	22.30	15.50	20.50	20.50
Juni	17.60	20.37	15.00	21.50	19.50
Juli	18.87	18.25	15.00	21.25	17.60
Auguſt	20.30	15.90	15.00	21.75	
September	21.87	15.00	15.00	23.00	
Oktober	23.00	14.50	14.75	23.00	
November	23.10	14.50	14.88	23.00	
Dezember	23.50	14.75	15.50	23.00	
	18.05	19.12	15.00	20.50	

Digitized by Google

	Schmiedeeisen aus dem Süden, loco Cincinnati				
	1899	1900	1901	1902	1903
Januar	9.56	18.93	12.15	13.75	20.44
Februar	10.42	18.75	11.75	14.00	20.25
März	12.70	18.40	12.63	14.25	19.50
April	13.25	18.18	13.25	16.03	19.00
Mai	13.43	17.35	12.50	17.72	18.12
Juni	14.85	16.00	12.00	19.47	16.75
Juli	16.06	14.31	11.75	20.15	14.90
August	16.70	12.35	11.95	20.50	
September	18.43	11.87	12.06	20.24	
Oktober	19.31	11.31	12.75	19.95	
November	19.05	11.90	13.00	19.50	
Dezember	19.00	12.50	13.25	18.66	
	15.22	15.15	12.42	17.85	

	Holzkohlen-Roheisen loco Chicago				
	1899	1900	1901	1902	1903
Januar	11.50	25.50	19.00	19.25	25.75
Februar	12.50	25.50	17.50	20.25	26.50
März	15.75	25.50	17.50	20.65	26.50
April	17.00	25.50	18.00	21.50	25.35
Mai	17.25	24.50	17.50	22.80	24.12
Juni	19.50	23.00	17.00	23.50	24.00
Juli	21.50	22.00	17.00	25.00	21.75
August	22.50	20.00	17.00	25.75	
September	24.25	18.50	17.00	26.00	
Oktober	25.00	18.00	17.00	26.00	
November	25.50	17.00	17.50	26.00	
Dezember	25.50	18.25	18.00	25.25	
	19.81	21.77	17.50	23.50	

So aber bemerken wir das Gegentheil. Die Produktion steigt, die Ausfuhr geht zurück; die Einfuhr nimmt zu; die Roheisenvorräthe schwinden (verglichen mit den Jahren 1896 und 1897) auf ein Minimum zusammen. Folglich wird uns wohl nichts Anderes übrig bleiben als der Schluß: es muß eine ungeheure Nachfrage nach Eisen geherrscht haben; diese Nachfrage, und nicht die Trustbildung, hat die Preissteigerung bewirkt.

Schon im Jahre 1898 schwanden die ungeheuren Roheisenvorräthe aus dem Jahre 1897 trotz der sich fortgesetzt steigernden Produktion von Monat zu Monat zusammen. Im Juni 1898 hatten sie noch 823 000 Tons betragen;*) im Dezember 1898 waren nur mehr 544 000 Tons vorhanden.

*) Unter „Roheisenvorräthen" gelten im Sinne dieser Darstellungen nur jene Mengen, die bei den merchant furnaces lagern, die zum Verkaufe kommen, nicht auch die Vorräthe bei jenen Hochöfen, die an eigene Stahlwerke abgegeben werden.

Digitized by Google

Am 1. Januar	1899 zählte man		506 000	Tons
„ 1. Juli	„	„	233 000	„
„ 1. Dezember	„	„	113 000	„

Vom Januar 1899 bis Dezember waren die Preise für die Tonne Bessemer Roheisen von 11 Doll. auf 25 Doll. gestiegen. Vom April 1900 ab sanken sie bis Dezember wieder um 11 Doll., eine Folge der nach dem Boom und der ungeheuren Hausse sich geltend machenden Reaktion. Die Hochöfen hatten ruhig weiter produzirt, und so hatten sich im Oktober 1900 wieder 670 000 Tons sichtbare Vorräthe angehäuft.

Die Produktion der noch unabhängigen Hochöfen im Mahoning und Shenango Thale wird in der Hauptsache durch die Bessemer Furnace Association verkauft. Sogleich nach Gründung der Korporation kam ein sehr enges Einvernehmen zwischen dieser und der genannten Association zu Stande, und so sehen wir im Jahre 1901 eine gegen die Vorjahre ungemein wohlthätig abstechende Stabilität der Preise für Bessemer Roheisen. Es stand bei Beginn des Jahres 1901 auf 13 Doll. in Pittsburgh. Im Januar kaufte dann Carnegie 100 000 Tons zu 13,25 Doll. loco Pittsburgh. Im Februar erfolgten ebenfalls starke Käufe, so daß das Roheisen im April ziemlich knapp war; für sofortige Lieferung zahlte man 17 Doll. ab Hochofen. Konsolidirungspläne der unabhängigen Hochöfen lagen in der Luft. Im Juni kaufte die Korporation 15 000 Tons zu 15,25 Doll. ab Hochofen (d. i. 16. Doll. ab Pittsburgh); Ende Juli 50 000 Tons. Der große Stahlarbeiterstreik warf die Preise wieder etwas. Mitte September kaufte die Korporation wieder 50000 Tons Bessemer zu 15,25 Doll. und Basisches zu 14,25 Doll. ab Hochofen. Ende des Jahres stieg dann der Preis wieder auf 15,75 Doll. für Lieferung während der ersten Hälfte des Jahres 1902.

Die Korporation ist jetzt auch noch immer der größte Käufer für Roheisen. Es produziren die ihr gehörigen Hochöfen noch nicht so viel Roheisen, als ihre Stahlwerke verbrauchen. Wenn die Korporation Roheisen kauft, so giebt sie damit für längere Zeit die Richtung der Preisbewegung an.

Die Korporation hat also schon deshalb, weil sie noch Roheisen zukaufen muß, ein großes Interesse daran, die Preisbewegung in Roheisen sich nicht in Extremen bewegen zu sehen. Der Hauptgrund aber, weswegen sie auf eine Stetigkeit der Preise bedacht

Digitized by Google

ist, ist der, daß die anderen Roheisenkonsumenten nicht unruhig werden. Geschieht solches, so sind Boom und Depression unvermeidlich. Im Jahre 1901 ist es ihr gelungen, Ruhe im Eisengewerbe zu erzwingen; im Jahre 1902 nicht mehr ganz. Hier wurde ihre maßvolle Politik durch die Furcht vor einer Roheisennoth zu Schanden gemacht. Die Korporation kaufte im Jahre 1902:

im Januar	100 000	Tons	zu	15,75	Doll.	ab Hochofen
„ Februar	100 000	„	„	16,00	„	„ „
„ April	200 000	„	„	16,50	„	„ „

Mehr wollte sie nicht geben; aber Andere erklärten sich dazu gern bereit. Man wurde im Mai 1902 in den Kreisen der Abnehmer unruhig. Die Hochofenarbeiter verlangten die achtstündige Arbeitszeit statt der zehnstündigen und drohten mit einem Streik. Man wandte zwar diese Gefahr ab; eine Lohnerhöhung um 10 pCt. aber mußten sich die Hochofenbesitzer gefallen lassen. Als diese Klippe glücklich umschifft war, drohte man an eine andere geworfen zu werden. Wie schon im Jahre 1900 und 1901 tauchten auch 1902 wieder Gerüchte auf, die Besitzer der unabhängigen Hochöfen wollten sich fusioniren und eigene Stahlwerke gründen. Dadurch wäre natürlich der Bezug von Roheisen von dorten her abgeschnitten worden. Im Juli 1902 mußte die Republic Iron & Steel Co. für 30 000 Tons schon 18 Doll. ab Hochofen bezahlen. Im September trat dann eine Verstärkung der Kokenoth in Folge mangelhaften Frachtdienstes ein, die bis zum Schlusse des Jahres anhielt. Die Bahnen waren nicht mehr im Stande gewesen, den andrängenden Verkehr zu bewältigen; und so bekamen die Hochöfen oft wochenlange keinen Koke mehr. In Folge dessen eine ständige Erhöhung der Preise.

Dazu kam der Streik der Arbeiter in den Anthracitkohlengruben; dadurch geriethen die östlichen Werke in die Klemme. Sie traten nunmehr als Roheisenkäufer in den Mahoning und Shenango Thälern auf. Man kam auch von Osten her als Käufer für Feuerungsmaterial nach dem Westen. Ein Unikum: Chicago bezog Koke aus Colorado! Und dieses Zusammentreffen von widrigen Umständen trat gerade zu einer Zeit in Erscheinung, als man jede Tonne Roheisen hochnothwendig hatte, als in Knüppeln, Trägern, Grobblechen eine wahre Hungersnoth bestand. Selbst die Korporation kam ins Gedränge; auch sie hatte vielfach keinen Koke und mußte ihre Produktion einschränken. Sogar das große Schienenwalzwerk in Edgar Thomson lag einmal drei Tage stille.

Digitized by Google

Man kann es bei den hohen Eisenpreisen zu Ende 1902 für selbstverständlich halten, daß ein jeder Hochofen angeblasen worden wäre und daß man die Produktion gesteigert hätte, wo nur möglich, — wenn man eben Feuerungsmaterial gehabt hätte. Statt einer Steigerung der Produktion aber finden wir ein Sinken oder Stillestehen. Nach den Aufstellungen des „Iron Age" betrug die Roheisenproduktion für

1902	September	1 418 600	Tons,	darunter	Pittsburgh	348 362 Tons
	Oktober	1 480 941	„	„	„	380 261 „
	November	1 432 879	„	„	„	359 662 „
	Dezember	1 537 245	„	„	„	368 851 „
1903	Januar	1 472 788	„	„	„	360 795 „

Diejenigen Distrikte, welche außerhalb des Gebietes der Kokenoth und des Wagenmangels lagen, weisen eine starke Steigerung der Produktion auf.

	Septbr. 1902	Januar 1903
Schuylkill	34 417	49 007
Lehigh	34 224	58 687
Alabama	118 669	136 907
Tennessee und N.-Carol. .	30 171	41 768
	217 482	286 369

Pennsylvanien und Ohio hätten sicher auch die Produktion gesteigert, wenn sie dazu im Stande gewesen wären. Statt dessen blies man Hochöfen aus und nahm Reparaturen vor, um der Periode der Kokenoth wenigstens eine gute Seite abzugewinnen.

Im November zahlte man 23 Doll. für die Tonne Bessemer bei kurzer Lieferung; für die erste Hälfte 1903 wurde zu 21,50 Doll. abgeschlossen.

So waren die Gäule wieder einmal durchgegangen; von Januar bis Dezember 1902 waren die Preise für Bessemer Roheisen von 16 Doll. auf 21 Doll. gestiegen, d. i. um 30 pCt. Zu Beginn des Jahres 1903, namentlich seit April, wurden die Kokelieferungen wieder regelmäßig, die Produktion der Hochöfen stieg; das Angebot an Roheisen wurde reichlicher, und die Preise sanken in Folge dessen.

Angesichts der seit Ende 1901 immer mehr zu Tage tretenden Unfähigkeit der amerikanischen Hochöfen, den inländischen Bedarf zu befriedigen, entwickelte sich eine sehr starke Einfuhr in Roheisen. Die gleichen Vereinigten Staaten, die früher große

Digitized by Google

Quantitäten Roheisen abgestoßen hatten, zogen jetzt große Mengen an sich. Das Rad drehte sich in der entgegengesetzten Richtung.

Es hat die Ausfuhr in Roheisen betragen:

1899	228 665	Tons
1900	286 783	„
1901	81 178	„
1902	27 487	„
1903	9 256	„
(7 Monate)		

Die Einfuhr hat sich gestellt auf:

1901	62 930	Tons
1902	625 383	„
1903	490 497	„
(7 Monate)		

In den einzelnen Monaten betrug die Einfuhr von Roheisen (Tons):

	1902	1903
Januar	7 883	110 679
Februar	8 307	45 187
März	17 184	59 628
April	19 067	99 944
Mai	30 508	57 137
Juni	32 258	79 874
Juli	62 106	38 046
August	79 447	
September . . .	82 196	
Oktober	67 204	
November	100 400	
Dezember	102 345	

Welch ein enormer Verbrauch muß in den Vereinigten Staaten geherrscht haben, daß sie, die ehedem pro Jahr einige hunderttausend Tons Eisen und Stahl nach auswärts sandten, mit einmal ein Einfuhrland wurden; und solches trotz des geradezu einzig dastehenden Steigens der Roheisenproduktion!

Seit Januar 1903 sind die amerikanischen Roheisenpreise wieder in eine Abwärtsbewegung eingetreten. Die Kokenoth ist in Folge der geordneteren Verkehrsverhältnisse gewichen, die Produktion stieg; sie erreicht den Konsum. Dazu kam die fortgesetzte Einfuhr

Digitized by Google

aus Europa, die geradezu erstaunliche Mengen aufweist, und auf die Preisbildung verwirrend wirkte. Da trachteten die Leute ganz von selbst darnach, die Preise wieder auf eine andere Grundlage zu stellen. Auch der jetzt geltende Preis von 17 Doll. per Tonne Bessemer scheint noch etwas zu hoch zu sein; auch er wird noch heruntergehen müssen. Schon deshalb, weil eine riesige Verstärkung der amerikanischen Roheisenproduktion vor der Thüre steht.

B. Halbzeug. Entsprechend dem Gange der ganzen Preisentwicklung schnellten die Preise für Knüppel im Jahre 1899 unvermittelt empor, um im Jahre 1900 ebenso rasch wieder zu sinken. Es kostete die Tonne Bessemer Billets loco Pittsburgh im Jahre

1895 . .	18,30 Doll.	1899 . .	29,25 Doll.
1896 . .	18,66 „	1900 . .	25,15 „
1897 . .	14,90 „	1901 . .	24,13 „
1898 . .	15,22 „	1902 . .	29,88 „

Um zu zeigen, wie sprunghaft die ganze Entwicklung war, sei angeführt, daß man zahlte in

1899	Januar	16,62	Doll.	per Tonne
	Juli	33,12	„	„ „
	November . . .	36,50	„	„ „
1900	Januar	34,50	„	„ „
	Juli	21,00	„	„ „
	Oktober	16,50	„	„ „

Im November 1900 bildete sich der Billetpool, worüber wir oben bereits Einiges mitgetheilt haben.

Seit Gründung der Korporation hört eigentlich der Halbzeugmarkt in den Vereinigten Staaten auf, in größerem Umfange zu existiren. Was jetzt noch an Halbzeug die Hände wechselt, ist ein geradezu winziger Theil der ganzen Produktion. Der Grund liegt darin, daß die großen Halbzeugproduzenten fast keinen Stahl mehr verkaufen, sondern ihn selbst verarbeiten. Die Halbzeughersteller sind auch Halbzeugverbraucher geworden.

Unter diesen Umständen hält es schwer, von Halbzeugpreisen zu reden; denn die Umsätze sind äußerst gering. Es herrscht eine chronische Stahlnoth, die zu der ungeheuren Einfuhr im Jahre

Digitized by Google

1902 und 1903 geführt hat. Diese betrug an Ingots, blooms, slabs und billets im Jahre

1901	8 164	Tons
1902	286 456	„ *)
1903	176 213	„
(6 Monate)		

Die Ausfuhr stellte sich im Jahre

1901	auf 28 614	Tons
1902	„ 2 409	„

An einheimischem Halbzeug wird, wie schon erwähnt, wenig umgesetzt; und dieser geringe Umsatz vollzieht sich dazu noch gewöhnlich auf Grund einer sogenannten sliding scale. Man nimmt die Roheisenpreise als Grundlage und rechnet einen festen Satz für die „Konversion" hinzu. Im Jahre 1901 und 1902 betrug dieser Zuschlag etwa 6,50 Doll. pro Tonne. Selbst was an amerikanischem Halbzeug also die Hand wechselt, wird gewöhnlich nicht zu „Marktpreisen" oder Poolpreisen umgesetzt. Daher die Schwierigkeit, auch nur annähernd eine Preisübersicht für billets zu bekommen, welche die Marktlage widerspiegelt.

Der Grundton der ganzen Entwicklung der amerikanischen Eisenindustrie ist der, die Reibungen, die zwischen den Interessen der einzelnen Produktionsstufen bestehen könnten, zu beseitigen. Das ist die innere Ursache für die Gründung der United States Steel Corporation gewesen. (Siehe Schmollers Jahrb. Oktoberheft S. 72 ff.) Von dieser immer mehr durchgeführt, wird er auch für andere Gesellschaften Richtschnur und Norm; und so wird die Beschickung des Halbzeugmarktes eine immer mangelhaftere. Die Korporation hält die Preise für Weißblech, Feinblech, Drahtfabrikate u. s. w. sehr niedrig; *für diejenigen Werke, welche in diesen Artikeln mit ihr konkurriren wollen* (und deren sind nicht wenige), *wird in Folge dessen die Herstellung des Halbzeuges in eigener Rechnung zu einer gebieterischen Nothwendigkeit.*

*) In den einzelnen Vierteljahren betrug er

	1902	1903
I.	14 114 Tons	76 722 Tons
II.	71 958 „	79 491 „
III.	102 877 „	
IV.	97 507 „	

Digitized by Google

Diese Halbzeugnoth wird sich in der nächsten Zeit vielleicht noch fühlbarer machen; aus zwei Gründen. Im Jahre 1902 hatte die Korporation noch 782 000 Tons Halbzeug verkauft, das ist 8 pCt. ihrer Stahlproduktion. Es darf bezweifelt werden, ob die Korporation im Jahre 1903 wieder so viel verkauft. Ganz bestimmt aber thut sie solches nicht mehr im Jahre 1904. Was von ihr an Halbzeug noch auf den Markt gebracht wird, stammt hauptsächlich aus den Werken in Lorain (Ohio). Dorten werden pro Tag etwa 1200 Tons Stahl mehr erzeugt, als man in den Schienenwalzwerken verbraucht; sie wandern als Billets auf den offenen Markt. Dadurch nun, daß die Korporation in Lorain ein Röhrenwalzwerk errichtet, wird die jetzt auf den offenen Markt kommende Stahlmenge demnächst dortselbst verarbeitet werden und der Bezug für andere Stahlverbraucher von dortenher unterbunden. Die Korporation wird immer mehr Verbraucherin des von ihr selbst hergestellten Stahles werden.

Was der Bericht des Iron Age über den Gang der Eisenindustrie in Philadelphia während des Jahres 1903 sagte: sales of American [billets] have been less important than in previous years, 1) because the makers were also consumers and had comparatively little to offer to the outside trade, and 2) because many consumers now make steel for their own use (J. A. 1. Januar 1903 p. 70) wird für die Folgezeit immer mehr zutreffen. Der Halbzeugmarkt wird in den Vereinigten Staaten immer bedeutungsloser; der jetzige Zustand ist nur mehr ein Schatten seiner früheren Größe.

Der andere Gesichtspunkt, der für die Beurtheilung der künftigen Entwicklung des amerikanischen Halbzeugmarktes von Bedeutung werden wird, ist folgender. Wie eben erwähnt: many consumers now make steel for their own use. Man baut hauptsächlich Siemens-Martin-Werke; und zwar deshalb, weil sie billiger sind, weil sich hier auch kleinere Quantitäten Stahl herstellen lassen und weil man Alt- und Abfallmaterial im ausgedehntesten Maßstabe verwerthen kann. Insbesondere fällt der letztere Gesichtspunkt ins Gewicht. Wir sehen in den Vereinigten Staaten eine geradezu riesige Steigerung der Erzeugung in Siemens-Martinstahl.

1892 . . .	0,670 Mill. Tons,	d. i.	13,8 pCt.
1900 . . .	3,398 „	„	33,7 „
1901 . . .	4,656 „	„	34,8 „
1902 . . .	5,688 „	„	37,9 „

Digitized by Google

der gesammten Stahlproduktion. Diese Verstärkung der Siemens-Martin-Stahlproduktion nun hat zu einer enormen Vertheuerung des Alt- und Schrott-Materials geführt und dürfte bewirken, daß ein Theil der Vorzüge des Prozesses wieder verloren ging.

C. Schienen. Ueber die Pools in Schienen haben wir obenstehend schon Einiges berichtet und dabei auch ihrer Preispolitik gedacht. Wie gestalteten sich nun die Preise in der neuesten Zeit, seit 1899?

Im tollen Jahre 1899 trieb man's toll; im weinerlichen Jahre 1900 ließ man die Flügel wieder hängen; mit Gründung der Korporation kam eine Stabilität in die Preise. Schienen (Standard sections) kosten seit 1. April 1901 bis jetzt 28 Doll. die Tonne.

	1898	1899	1900	1901	1902	1903
	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.	Doll.
Januar . .	18,00	18,50	35,00	26,00	28,00	28,00
Februar . .	18,00	20,25	34,20	26,00	28,00	28,00
März . . .	18,00	24,80	35,00	26,00	28,00	28,00
April . . .	18,00	25,75	35,00	28,50	23,00	28,00
Mai . . .	18,00	25,20	35,00	28,00	28,00	28,00
Juni . . .	17,50	27,25	35,00	28,00	28,00	28,00
Juli . . .	17,00	28,25	35,00	28,00	28,00	28,00
August . . .	18,00	31,00	35,00	28,00	28,00	28,00
September . .	17,50	32,50	31,25	28,00	28,00	
Oktober . .	17,50	34,00	26,00	28,00	28,00	
November . .	17,00	35,00	26,00	28,00	28,00	
Dezember . .	17,50	35,00	26,00	28,00	28,00	

Vom Oktober 1900 bis 1. April 1901 hatten sie 26 Doll. gekostet. Als die Korporation mit 1. April 1901 das Szepter ergriff, wurde der Preis auf 28 Doll. erhöht. Die erste Maßnahme der Korporation war also eine Preiserhöhung, — ein böses Omen für den Beginn ihres Regimentes. Eine allgemeine Entrüstung griff Platz.*)

*) Sehr interessant ist der Kommentar, den das Iron Age der Preiserhöhung mit auf den Weg gab. (Iron Age vom 25. April 1901 p. 31): The Steel Rail manufacturers have, at a meeting held on the 10th inst. taken a step which is interesting chiefly because it throws a flood of light upon the policy of the United States Steel Corporation. It is understood that at the initiative of this company it was decided to put up standard Steel Rails $ 2 per ton, at mill, making them $ 28 per ton, effective May 1. What considerations let to the step we have not been able to learn, but it is in direct conflict with what the Iron trade hoped would be the policy of the new corporation, that of „Better Service, Improved Quality and Lower Prices." . . . For a comparatively paltry sum (die Lieferungen für 1901 waren angeblich in der Hauptsache schon vergeben); therefore, the

Digitized by Google

Sie war vielleicht für den Augenblick berechtigt; für die Folge war sie's nicht mehr. Der Preis ist als ein sehr mäßiger zu bezeichnen.

Die Produktion von Stahlschienen betrug im Jahre

1900	. . .	2 385 682 Tons
1901	. . .	2 874 639 „
1902	. . .	2 947 933 „

Wenn man sich diese Ziffern ansieht und sich außerdem vor Augen hält, daß die Einfuhr an Schienen gewaltig stieg (1901: 1905 Tons; 1902: 63 522 Tons; 1903: 76 018 Tons in 7 Monaten), während die Ausfuhr überraschend zurückging (1901: 318 000 Tons; 1902: 65 000 Tons; 1903: 4403 Tons in den ersten 7 Monaten), so kommt man zu dem Schlusse, daß in den Vereinigten Staaten eine geradezu unersättliche Nachfrage nach Schienen geherrscht haben muß. Und dann muß man auch bekennen, daß das Festhalten der Korporation an dem alten Satze, der sich wohl ohne Schwierigkeiten auf 29 und 30 Doll. hätte erhöhen lassen, ohne daß man ein Nachlassen der Nachfrage hätte befürchten müssen, eine sehr gemäßigte Preisstellung bedeutet. Im Uebrigen muß der Gewinn der Korporation bei den herrschenden Preisen immer noch ein ganz bedeutender sein. Man bedenke doch, daß Carnegie im Jahre 1897 die Schienen für 18 Doll. mit Nutzen herstellte.

D. Träger. (Beams.) In Schmollers Jahrbüchern wurde im Juliheft (S. 246) Einiges über das alte Trägerkartell mitgetheilt. Es kostete das Pfund

im Jahre	1888:	3,30 Cents		1894:	1,37 Cents	
„	1889:	2,85 „		1895:	1,52 „	
„	1890:	3,10 „		1896:	1,65 „	
„	1891:	3,10 „		1897:	1,38 „	
„	1892:	2,27 „	*)	1898:	1,33 „	
„	1893:	1,89 „				

Rail makers are exposing themselves to the charge of demand all that the prices abroad will warrant. Unless some authoritative statement dispels it, the interpretation which the trade, which has little direct interest in this particular branch, will put on this advance on Rails will be that prices in other lines may be keyed up whenever conditions permit it.

*) Im Jahre 1890 und 1891 hatte ein Kartell die Preise immer auf 3,10 c gehalten, ebenso noch im Januar 1902. Als im Februar das Kartell in die Brüche ging, kostete das Pfund 2,36 und sank bis Schluß des Jahres auf 2,07 Cents.

Digitized by Google

Im Jahre 1898 nun scheint neuerdings ein Einvernehmen zu Stande gekommen zu sein; Carnegie scheint damals nach dem Zusammenbruche des Railpools, der bis zum Jahre 1897 die amerikanische Eisenindustrie beherrschte, anderwärts einen Mittelpunkt in der amerikanischen Eisenindustrie zu schaffen, versucht zu haben. Die Preise werden zeitweise sehr stabil.

	1898	1899	1900	1901	1902	1903
Januar	1,30	1,40	2,40	1,65	1,75	1,75
Februar	1,30	1,42	2,40	1,63	1,75	1,75
März	1,30	1,55	2,40	1,66	1,85	1,75
April	1,30	1,64	2,40	1,75	1,95	1,75
Mai	1,30	1,63	2,40	1,75	2,00	1,72
Juni	1,30	1,82	2,22	1,75	2,05	1,72
Juli	1,30	2,08	2,05	1,75	2,27	1,72
August	1,37	2,20	1,89	1,75	2,21	1,72
September	1,40	2,40	1,65	1,75	2,10	
Oktober	1,38	2,40	1,65	1,75	2,10	
November	1,35	2,40	1,65	1,75	2,00	
Dezember	1,35	2,40	1,65	1,75	2,00	
	1,33	1,94	2,06	1,72	2,00	

Als die Korporation gegründet wurde, gingen zwei Theilnehmer am Beam Pool in ihr auf, die Carnegie Steel Company und die Pencoyd Iron Works. Der Preis wurde mit 1. April auf 1,60 c. ab Pittsburgh normirt (d. i. 1,75 c. in Philadelphia und Chicago), und bei diesem Satze ist es auch für die Folge geblieben, trotzdem man von verschiedenen Seiten eine Erhöhung befürwortete. Im März 1902 wurde die Nachfrage so stark, daß man allseits leichthin ein Aufgeld erzielen konnte, namentlich im Osten, wo zwei Mitglieder des Kartells, die Passaic Rolling Mill (jetzt Steel) Company und die Phoenix Iron Company, über den Verbandspreis hinausgingen. Westlich der Alleghenies hielt man am offiziellen Satze fest, vorausgesetzt, daß man etwas zu verkaufen hatte. Im Oktober geriethen die Prämien etwas ins Wanken, vor Allem in Folge der Einfuhr; im Dezember konnte man dann auch zu den offiziellen Preisen Aufträge placiren.

Daß die Prämien nur etwa ein halbes Jahr im Schwange waren, rührt von der Vorsicht her, mit welcher das Kartell an viele Aufträge herantrat. Manch lockende Ordre wurde abgelehnt, weil man die Unterlagen für die Verwendung des zu bestellenden Materials nicht genügend nachweisen konnte. Das Kartell prüfte womöglich bei jedem Auftrage, ob ihm ein wirk-

Digitized by Google

licher Bedarf zu Grunde lag, oder ob man auf Spekulation kaufte.

E. Behälterbleche (Tank plates). Auch dieses Produkt ist kartellirt. Dr. Hjalmar Schacht rühmt ganz besonders die Stetigkeit der Preise in diesem Artikel und beruft sich dabei auf das Zeugniß der „New-Yorker Handels-Zeitung". Gerade hier aber dürfte das Verdienst de facto den anderen großen Mitgliedern des Kartells mit mehr Recht zukommen als der Korporation; denn deren Produktion spielt für den offenen Markt eine unbedeutende Rolle, trotzdem sie sehr groß ist. Solches rührt davon, daß sie der Pressed Steel Car Company pro Tag über 1000 Tons Stahlplatten liefern muß, für deren Preis nicht die Normirung des Kartells maßgebend ist, sondern eine sliding scale mit den Roheisenpreisen als Basis. Carnegie wollte nämlich einmal Waggonbau-Werkstätten errichten, stand aber davon ab, als sich die Pressed Steel Car Company verpflichtete, all ihr Material von ihm zu nehmen. In diesen Kontrakt trat die Korporation ein. Dann hat die Korporation ein großes Schiffsbauprogramm ausgearbeitet; die benöthigten Stahlplatten liefert sie natürlich selbst; ferner hatte sie im Jahre 1902 viele Werke (Hochöfen und Walzwerke) im Bau, wozu sie ebenfalls das Material selbst lieferte. Angesichts dieser Thatsachen konnte sie mit dem besten Willen nicht jenes entscheidende Gewicht in die Waagschale werfen, das man ihr mit Rücksicht auf ihre ungeheure Produktion zuzuschreiben geneigt wäre. Sie legte sich für eine konservative Preispolitik gewaltig ins Zeug, aber durchgeführt wurde diese de facto mehr von Jones & Laughlin, der Cambria Steel Company u. s. w. als von ihr.

Die Bestrebungen zur Heraufsetzung der Grobblechpreise begannen schon im Jahre 1901; die großen Produzenten aber stemmten sich dagegen. Auch für 1902 galten im Wesentlichen die alten Preise, d. i. 1,60 c. ab Pittsburgh. Die ungeheure Nachfrage aber zeitigte reichliche Prämien. Vom Juni ab wird wenig mehr zu den offiziellen Preisen geliefert worden sein. Man hielt zwar an dem alten Kartellpreis formell fest, aber man hatte nichts mehr zu verkaufen. Was für 1,60 c. in Pittsburgh oder 1,75 c. in Philadelphia verkauft wurde, war für „indefinite delivery". Wer einigermaßen prompte Lieferung beanspruchen wollte, der mußte seine 5—8 Doll. Prämie pro Tonne anlegen.

Digitized by Google

Diese Prämienwirthschaft kam vor Allem den kleineren Mitgliedern des Kartells zu Gute und jenen unbedeutenderen Walzwerken, welche nicht im Kartell drinnen sind. Diese hüteten sich, Aufträge mit langen Lieferungsfristen hereinzunehmen, sondern griffen nur nach schnell zu effektuirenden Ordres, die ihnen reichliches Aufgeld eintrugen. Die langfristigen Lieferungen fielen an die großen Concerne, welche die Kartellpreise berechneten; die kurzfristigen Lieferungen aber fielen an die „Wilden", welche sich dafür Prämien zahlen ließen.

Die ganz großen Werke außer der Korporation konnten auch deshalb sich nicht mit den kurzfristigen Lieferungen befassen, weil im Beginne des Jahres 1902 die American Car & Foundry Company auf den Markt gekommen war mit einem anfänglichen täglichen Bedarf von etwa 400 Tons pro Tag, für deren regelmäßige Lieferungen auf Grund einer gleitenden Skala sie zwei Walzwerke gewann.

Unter diesen Umständen dürfte ein geringer Theil der Abschlüsse während des Jahres 1902 auf der Basis der Verbandspreise erfolgt sein. Die größten Verbraucher, die Waggonbau-Anstalten, haben Lieferungen auf Grund einer gleitenden Skala; für prompte Lieferungen wurde stark Aufgeld bezahlt, und erst der Rest wurde zu 1,60 c. pro Pfund ab Pittsburgh abgeschlossen.

Die Preise für steel tank plates stellten sich pro Pfund in Philadelphia wie folgt:

	1898	1899	1900	1901	1902	1903
Januar . . .	1,10	1,35	2,38	1,55	1,75	2,00
Februar . . .	1,10	1,55	2,32	1,55	1,75	1,90
März	1,08	1,89	2,10	1,62	1,75	1,85
April	1,12	2,18	2,02	1,76	1,75	1,85
Mai	1,21	2,23	1,75	1,78	1,85	1,80
Juni	1,23	2,48	1,60	1,75	1,95	1,80
Juli	1,20	2,58	1,37	1,75	2,00	1,75
August . . .	1,23	2,72	1,30	1,75	2,00	1,75
September . .	1,27	2,92	1,25	1,75	2,00	
Oktober . . .	1,27	3,00	1,21	1,75	2,10	
November . . .	1,25	2,87	1,14	1,75	2,10	
Dezember . . .	1,26	2,48	1,54	1,75	2,00	

F. Stabeisen. Wenn man an irgend einem Artikel sehen will, was der Boom des Jahres 1899 in der Preistreiberei geleistet hat, so mag man die Preise für Schweiß-Stabeisen betrachten. Gewöhnliches Stabeisen kostete im Januar 1899 in Chicago 1,05 Cents per Pfund, im Dezember desselben Jahres kostete es 2,30. Das

Digitized by Google

war binnen 12 Monaten eine Steigerung um 120 pCt. Und die Depression? Das gleiche Stabeisen, das im März 1900 noch für 2,30 Cents angeboten wurde, kostete im August nur noch 1,30 Cents. Das war binnen 4 Monaten eine Minderung um 45 pCt. Ein gut Stück von dem Gelde, das man im Jahre 1899 verdient hatte, ging für manches Walzwerk, das für sein Roheisen hohe Preise hatte anlegen müssen, wieder verloren. Auf den Rausch folgte ein entsetzlicher Kater.

Für Stabeisen besteht seit Mitte 1902 eine Vereinigung und zwar erstreckt sich dieselbe nur auf Flußstabeisen. Unseres Wissens sind acht Gesellschaften an dem Verbande betheiligt. Früher hatte man für die Walzwerke im Osten auch eine Konvention für Schweißstabeisen (Eastern Bar Iron Association), diese brach aber im Mai 1903 auseinander.

In der Flußstabeisen-Konvention ist die Korporation schwerlich tonangebend; unseres Erachtens ist ihr die Jones & Laughlin Steel Company mindestens ebenbürtig.

Ihre Hauptaufgabe erblickt die Steel Bar Association vor Allem in der Stärkung des Verbrauches durch Erniedrigung der Preise; in Folge dessen eine thunlichste Verdrängung des Schweißstabeisens. Wir sind wenigstens auf Grund der Preistabellen geneigt, solches anzunehmen. Es kostete in Chicago:

	Schweißstabeisen	Flußstabeisen	Differenz zu Gunsten des Flußstabeisens
1888	1,69	—	
1889	1,68	—	
1890	1,82	—	
1891	1,70	—	
1892	1,61	1,77	+ 0,14
1893	1,48	1,60	+ 0,12
1894	1,10	1,27	+ 0,17
1895	1,25	1,36	+ 0,11
1896	1,30	1,30	
1897	1,11	1,13	+ 0,02
1898	1,05	1,10	+ 0,05
1899	1,80	1,83	+ 0,03
1900	1,75	1,80	+ 0,05
1901	1,59	1,58	— 0,01
1902	1,80	1,73	— 0,07

Die Spannung zwischen Fluß- und Schweißstabeisen hat sich also von 1892 bis 1900 verringert; immerhin aber war ersteres

Digitized by Google

etwas theuerer als letzteres. Mit dem Jahre 1901, mit der Gründung der Korporation und der Steel Bar Association ändert sich das; Steelbars werden billiger abgegeben als Ironbars aus dem offenkundigen Grunde, diese zu verdrängen.

In Flußstabeisen herrscht eine ganz bedeutende Ueberproduktion. Die Carnegie und die Jones und Laughlin Steel Company haben im Jahre 1902 je ein Walzwerk hergestellt, das nach manchen Angaben je 400 Tons per Tag auswalzen könnte.

Es kostete das Pfund Steelbars in Chicago:

	1898	1899	1900	1901	1902	1903
Januar	1,12	1,10	2,30	1,40	1,65	1,75
Februar	1,15	1,15	2,35	1,40	1,65	1,75
März	1,15	1,30	2,35	1,55	1,75	1,75
April	1,10	1,60	2,35	1,65	1,75	1,75
Mai	1,05	1,62	2,10	1,65	1,75	1,75
Juni	1,05	1,85	2,10	1,55	1,75	1,75
Juli	1,05	2,00	1,50	1,55	1,75	
August	1,07	2,05	1,30	1,65	1,75	
September . . .	1,15	2,25	1,30	1,65	1,75	
Oktober	1,15	2,30	1,30	1,65	1,75	
November . . .	1,10	2,45	1,30	1,65	1,75	
Dezember . . .	1,10	2,30	1,35	1,65	1,75	

Schweißstabeisen (common bar iron) hingegen wurde bezahlt per Pfund mit:

	1898	1899	1900	1901	1902	1903
Januar	1,05	1,10	2,30	1,45	1,65	1,75
Februar	1,05	1,15	2,30	1,45	1,75	1,80
März	1,05	1,30	2,30	1,55	1,85	1,86
April	1,05	1,55	2,30	1,60	1,85	1,80
Mai	1,05	1,60	2,07	1,60	1,90	1,75
Juni	1,05	1,70	1,90	1,55	1,75	1,75
Juli	1,00	1,85	1,60	1,55	1,75	
August	1,05	1,85	1,40	1,60	1,80	
September . . .	1,10	2,15	1,35	1,70	1,80	
Oktober	1,05	2,30	1,35	1,65	1,85	
November . . .	1,05	2,30	1,30	1,70	1,75	
Dezember . . .	1,02	2,30	1,45	1,65	1,75	

Wenn man die Tabellen der Preise für Fluß- und Schweißstabeisen vergleicht, so kann man sich keinen Augenblick darüber im Zweifel befinden, daß für ersteres eine Preisberedung existirt.

G. In leichteren Fabrikaten findet seit Mitte 1900 ein fortgesetzter stiller Preisrückgang statt, dank der den betreffenden Trusts erstandenen Konkurrenz. Drahtstifte kosteten im Januar

Digitized by Google

1900 in Chicago 2,90 Doll. per Kep in Waggonsladungen bezogen; im Januar 1903 kosteten sie 2,10 Doll.

	Januar 1900	Januar 1903
Feinblech Nr. 27, 100 Pfd. in Pittsburgh	3,10	2,70
Weißblech, 100 Pfd. in Newyork	4,84	3,99
Stacheldraht, 100 Pfd. in Chicago . . .	4,13	2,70

VII.

Wenn in Deutschland eine Andeutung fällt, daß schließlich einmal doch auch so etwas wie eine kleine Vertrustung der Eisenindustrie stattfinden werde und stattfinden müßte, so zucken gewisse Tageblätter und gewisse Kreise die Achsel. So was passe für uns Deutsche nicht, so was hätten wir auch gar nicht nöthig; deutsche Tüchtigkeit, Thatkraft, Gründlichkeit und Wissenschaft könne auch ohne Trustbildung den Kampf mit anderen Nationen aufnehmen; die ganze Vertrustung sei Treibhausgewächs.

Diese Leute übersehen dabei, daß man nicht allein in den Vereinigten Staaten das Evangelium der Fusion schon seit 12 Jahren predigte und mit Erfolg predigte, daß, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der riesenhafte Aufschwung der Drahtindustrie und der riesenhafte Export in Drahtprodukten zweifellos zum größten Theil mit den fortgesetzten Fusionen zusammenhängt. Noch mehr! Daß man in *allen* Ländern, die in der Eisenindustrie einigermaßen eine Rolle spielen, schon zur Fusion schreitet, — nur nicht in Deutschland. In *England, Frankreich und Italien — überall „trustets"*.

Wenn wir's nicht von den Amerikanern lernen wollen, so müssen wir's eben von den Engländern, Franzosen oder Italienern lernen, daß es auch für uns Deutsche zur gebieterischen Nothwendigkeit wird, gleichartige und *vor allem sich ergänzende Interessen zusammenzuwerfen*, daß es schließlich nicht mehr genügt, nur die *Verkaufsabtheilungen zu konsolidiren, sondern daß wir auch die technischen Leitungen zusammenlegen müssen*.

Sobald es gelänge, an die Stelle von drei Mitgliedern eines unserer Kartelle zu setzen, würde sich vermuthlich die Leitung eines Kartells viel einfacher und erfolgreicher gestalten lassen. Je *vielköpfiger* ein Verband, desto größer die divergirenden Interessen; desto schwieriger die Gründung, Leitung und Erneuerung; desto demokratischer die Organisation; desto widerstrebender

Digitized by Google

die Neigungen gegen eine weitgehende Gewalt des Vorstandes. Je vielseitiger die Produktion der Mitglieder eines Verbandes, je mehr die Mitglieder eines Verbandes Mitglieder eines anderen sind, desto stärker der Kitt der Verbände unter sich; desto inniger die Fühlungnahme; desto ruhiger die Entwicklung.

Wir erwähnten vorhin, daß man um uns herum schon die Vertrustung anbahne. England spielt dabei die Hauptrolle, England, das Freihandelsland! Um nur Einiges zu erwähnen! Da ist vor Allem eine Fusion, die speziell mit Rücksicht auf die amerikanische Konkurrenz zu Stande kam, die Metropolitan Amalgamated Railway Carriage and Wagon Company*), Ltd. mit einem Kapital von 1 500 000 Lstr. Hereingenommen wurden:

1. die Ashbury Railway Carriage and Iron Company, 2. Brown, Marshalls & Co., 3. die Lancaster Railway Carriage and Wagon Company, 4. die Oldbury Railway Carriage and Wagon Company, 5. die Metropolitan Railway Carriage and Wagon Company.

Dann ist zu gedenken einer Fusion, die für den Blechmarkt, vor allem Fein- und Weißblech, von ganz hervorragender Bedeutung ist. Sie fand statt Ende März 1902 zwischen:

1. E. P. & W. Baldwin Ltd., Fein- und Weißblechfabriken in Wilden und Swindon; diese Gesellschaft hatte kurz vorher die Stone Valle Sheet Mills in Kidderminster und die Cookley Mills bei Brierley Hill von Knight & Crowther Ltd. erworben, war also selbst schon eine Fusion in ihrer Branche.

2. Alfred Baldwin & Co. Ltd., welche die Panteg und Pontypool Stahlwerke und Feinblechwalzwerke betrieben.

3. Blackwall Galvanized Iron Company Ltd.

4. Bryn Navigation Kohlengruben bei Port Talbot.

5. Wright, Butler & Co. Diese hatten Eisenerzgruben in Spanien und Portugal, die Abedeen Kohlengruben bei Port Talbot, die Landore Hochöfen und Stahlwerke bei Swansea, die Cwm Avon

*) In dem Zirkular, womit die Fusion angekündigt wurde, hieß es u. A.: Your directors feel that some such combination is absolutely necessary to enable them to face with confidence the keen competition which is to be anticipated from America and elsewhere. The advantages of such an amalgamation are obvious, as it will put an end to the hitherto keen competition between these companies, will effect a considerable saving in management expenses and the avoidance of duplicating special plants, and will enable the combined companies to undertake and carry out with dispatch orders on a much larger scale than has hitherto been possible in the case of any one of the companies.

Digitized by Google

Iron and Steel Works in Port Talbot und die Elba Steel Works in Gowerton.

Die Rivet, Bolt and Nut Company wurde gebildet im Jahre 1900 und umfaßt 15 schottische Firmen der Kleineisenindustrie. Kapital 10 Millionen Mark.

Die South Durham Steel and Iron Company, gegründet im Jahre 1898, nahm herein die Moor Steel and Iron Works, die Stockton Malleable Iron Works, — beide in Stockton on Tees, — und die West Hartlepool Steel and Iron Company.

The Textile Machinery Association, mit einem Kapital von 5,6 Mill. Mk., faßte 7 Firmen zusammen; sie beherrscht jetzt wohl 85 pCt. der gesammten Produktion an Maschinen für Woll-Wäschereien und -Kämmereien.

Die bedeutendste Fusion aber ist wohl die zwischen A. & J. Stewart & Menzies Ltd. in Glasgow und Lloyd & Lloyd Ltd. in Birmingham, jetzt Stewart & Lloyd, die im November 1902 erfolgte. Der Concern stellt ungefähr 50 pCt. der Stahlröhren im Vereinigten Königreich her und ist neben der National Tube Company, dem Röhrendepartement der United States Steel Corporation wohl das größte Unternehmen ihrer Art in der Welt. Bemerkenswerth ist dabei, daß A. & J. Stewart & Menzies Ltd. selbst eine Fusion waren, die im Jahre 1890 zwischen A. & J. Stewart, der Clydesdale Tube Company und Stewart Bros. sich vollzog und der sich im Jahre 1898 die Firma John Menzies & Co. angliederte. Das Kapital von Stewart & Lloyd beträgt:

55 000 6 % cum. pref. shares à £ 1
85 000 ordinary shares „ *)

Anfangs Februar 1902 verschmolzen sich Guest, Keen & Co. mit den Nettlefolds.**) Guest, Keen & Co. waren selbst erst eine im Juli 1900 vollzogene Fusion von Guest & Co., der Patent Nut & Bolt Co. und der Dowlais Iron Company, denen sich im Dezember 1901 Crawshay Bros. mit Stahlwerken und Kohlengruben in Merthyr anschlossen. Binnen drei Jahren drei Fusionen!

Im Oktober 1902 vereinigten sich John Brown & Co. Ltd. und Thomas Firth & Sons Ltd. Die Letzt-

*) Ob das ganze Kapital schon begeben ist, wissen wir nicht.
**) Chamberlain hat in der letztgenannten Firma sein Vermögen verdient.

Digitized by Google

genannten hatten Stahlwerke in Sheffield, stellten Armirungen und Geschosse her; die erstgenannten hatten Werften in Clydebank bei Glasgow. Die Fusion kann ein Kriegsschiff in allen seinen Theilen vollständig herstellen, — genau sowie die Fusion zwischen Vickers und der Beardmore Company.*)

Thomas Richardson & Co. in Hartlepool, die C. Furneß in Middlesborough, Westgarth, und Allom & Co. in Sunderland thaten sich zu Richardson, Westgarth & Company zusammen und bilden jetzt (mit 21 Mill. Mk. Kapital) die größte Firma für Schiffsmaschinen.

Dann machen wir auf den Umstand aufmerksam, daß die Direktorien vielfach sehr in einander verschlungen sind. Vertreter der Vickers Sons & Maxim Interessen sitzen in den Direktorien von John Thornycroft & Co. und der Harvey Steel Co. Vielfach ist eine derartige Direktorenunion die Vorstufe zu einer Fusion. Mr. C. A. Head saß in den Verwaltungsräthen von Head, Wrightson & Co., Dormann, Long & Co., Walker, Maynard & Co. und Bell Bros. (Kapital 1 000 000 Lstr.)

Die Sache ist in England noch nicht so accentuirt und systematisirt wie bei den Amerikanern. Aber das Rezept, nach dem man in Großbritannien arbeitet, ist das gleiche wie in den Vereinigten Staaten. Man bläst dorten auch schon zum Appell; nur noch nicht so laut und so kräftig wie die Yankees das gethan haben. Und außerdem hören die Engländer noch nicht so scharf hin. Aber es ist ganz eigenthümlich, wie sich die verschiedenen Concerne in gewissen Zeitabständen immer neue Interessen angliedern; und es wäre eine sehr dankbare Aufgabe, diese Fusionsbestrebungen, von denen wir oben nur Beispiele gegeben haben, etwa vom Jahre 1890 ab zu erfolgen. Man würde vermuthlich zu dem Ergebnisse kommen, daß dieselben in den letzten Jahren sich viel stärker bemerkbar machen als früher. Zweifellos wirkt das amerikanische Beispiel mit ein; und außer dem Beispiele die Erkenntniß, daß die

*) „Berwick", ein Kreuzer I. Klasse, vom Stapel gelassen im Oktober 1902, gebaut auf der Werft von William Beardmore & Co., war das erste in Schottland gebaute Kriegsschiff, das in allen Theilen, Bau und Armirung, von einer Firma hergestellt worden war.

Digitized by Google

Bewegung und Entwicklung in den Vereinigten Staaten zu einer ähnlichen Gegenbewegung zwingt.

In Italien haben sich die Terni-Stahlwerke mit den Elba-Werken, der Savona u. s. w. vereinigt und ein Zentrum für die italienische Eisenindustrie geschaffen.

Auch in Frankreich regt sich der Konsolidirungsdrang; angeblich wollen sich die Compagnie des Forges et Acieries de la Marine et des Chemins de Fer in Saint-Chamond (Loire) mit der Société Anonyme de Nezin-Aulnoye in Maubeuge (Nord) fusioniren. Das Aktienkapital beträgt 20 und $13^1/_2$ Mill. Francs. Geht der Plan durch, so hat die Neugründung eine Produktionsfähigkeit von etwa 650 000 Tons Roheisen, gleich einem Fünftel der französischen Produktion.

Wenn die Eisen- und Stahlindustrie in England sich immer dichter zusammendrängt, wenn die Franzosen immer mehr zusammenrücken, desgleichen die Italiener, wenn in Schweden-Norwegen schon leise die Ver„trustung" anhebt, indem die dortigen großen Eisenerzinteressen zusammengelegt werden sollen, so bleibt wahrscheinlich für uns auch nichts Anderes übrig, als diesem Beispiele zu folgen. Wir müssen uns, ob wir wollen oder nicht, auch mit diesem „Trust"gedanken befreunden. Die deutsche Tüchtigkeit und Thatkraft und Gründlichkeit und Wissenschaft thut's schließlich nicht mehr allein; wir werden eben eines Tages auch „durch die Masse" wirken müssen.

Digitized by Google

Ueber die Stellung der deutschen Turnerei.

Von

Dr. W. Meyer.

In den Julitagen dieses Jahres hat sich nach fünfjähriger Pause die Deutsche Turnerschaft einmal wieder geschlossen vor der Oeffentlichkeit gezeigt, um Zeugniß abzulegen von ihrem Leben und Streben, ihren Fortschritten und Wandlungen. Ueber 33 000 Turner haben sich in dem gastlichen Nürnberg versammelt, begrüßt mit einem allseitigen Enthusiasmus, der besser als ungezählte Festreden und Ansprachen beweist, welcher Popularität sich die Turnsache — in Süddeutschland wenigstens — erfreut. Kein anderer der großen Verbände, mögen sie allgemeineren gemeinnützigen Zwecken dienen oder einseitig Spiel oder Sport treiben, vermag eine solche Armee ins Feld zu stellen; kein anderer ein Schauspiel zu bieten, wie die allgemeinen Freiübungen in Nürnberg, wobei an die 8000 Turner aus allen Gauen Alldeutschlands sich unter ein Kommando stellten, um eine nicht einfache Gruppe von Uebungen mit dem Eisenstab gemeinsam auszuführen, als ob sie täglich mit einander geübt hätten. Wenn man sich einen Truppentheil zusammengestellt dächte aus Bayern, Ostpreußen und Oldenburgern, sie würden ohne vorhergehendes Zusammenüben ein militärisches Exerzitium nicht gleichmäßiger und exakter ausführen. In dieser Einheitlichkeit turnerischer Zucht in allen deutschen Landen, der sich der Einzelne freiwillig unterwirft, liegt ein großer Gedanke, der nicht immer gebührend eingeschätzt wird in den der Turnerei fernstehenden Kreisen.

Die Deutsche Turnerschaft kann mit Genugthuung auf die letzte öffentliche Probe ihres Wirkens zurückblicken: sie hat ihre wachsende Kraft gefühlt und gezeigt. Aber wird sich darum in ihrer sozialen Stellung im deutschen Volke etwas ändern? Wird sie außer einer sicher vorauszusagenden Zunahme an Mitgliedern, wie sie vielleicht

Digitized by Google

dem Wachsthum der Bevölkerung entspricht, einen sagen wir moralischen Gewinn davontragen? Es geht der Turnerei wie mancher anderen gemeinnützigen Veranstaltung. Wenn es gilt, irgendwo eine größere Gemeinschaft von Turnern zu einem Fest zu versammeln, dann beeilen sich hohe und höchste Kreise, ihr Interesse für die Sache nicht nur in stolzen Worten, sondern auch thatsächlich in fleißiger Mitarbeit zu bethätigen: Oberbürgermeister, Regierungspräsidenten, kommandirende Generale, Kriegs-, Kultus- und Verkehrsminister leihen willig ihre Namen oder ihre Arbeitskräfte her, Fürsten übernehmen das Protektorat u. s. w. Dann wird man plötzlich dessen inne, daß man es mit einem großartigen, gemeinnützigen Unternehmen zu thun hat, ja mit einer nicht zu unterschätzenden sozialen Macht im besten Sinne. Nun ist ja für etliche der aufgezählten Instanzen schon der nüchterne finanzielle Standpunkt Antrieb genug zu weitgehendem Entgegenkommen; denn der materielle Gewinn läßt sich mit Leichtigkeit für eine Feststadt wie Nürnberg allein auf mehrere Millionen einschätzen, für das übrige Königreich Bayern aber — durch Post, Eisenbahn und die von zahlreichen Festtheilnehmern unternommenen Reisen im Lande — weit höher. Das wäre ein schlechter Bürgermeister, der um eines solchen Ertrages willen für die von ihm behütete Stadt nicht seine Arbeitskraft und die seiner Organe aufs Aeußerste anspannte, ganz abgesehen davon, daß doch auch der ideelle Gewinn nicht zu verachten ist, den Stadt und Land durch solch gewaltigen Fremdenzufluß einheimsen. Doch wir wollen diese materiellen Interessen ausschalten, die ja auch nicht für alle erwähnten Behörden unmittelbar in Frage kommen, und gern an die Ehrlichkeit der in Wort und That dargethanen Sympathien glauben. Aber wenn das Fest ausgeläutet, die Begeisterung verraucht ist, dann wird all' die heiße Liebe rasch zu einer recht platonischen, dann wird die Turnerei — wenigstens in Norddeutschland — selbst für den jüngsten Magistrats-Assessor oder Hilfsarbeiter zu einem noli me tangere, gleich einem Mädchen, mit der man wohl im Taumel einer verschwiegenen Stunde einmal gekost, die man aber in plötzlich eintretender Kurzsichtigkeit am nächsten Tage nicht wiedererkennt. Ist das innerlich berechtigt? Hat die deutsche Turnerei heute den besseren, den regierenden Kreisen unseres Volkes nicht mehr zu bieten, als die Möglichkeit, gelegentlich größerer Feste ihre organisatorische Fähigkeit und Strebsamkeit oder die Gabe populärer Beredsamkeit zu zeigen? Hat sie im Uebrigen für diese Kreise ihre Rolle ausgespielt? Wir meinen denn doch, daß das

Digitized by Google

deutsche Turnen seiner Vergangenheit und seinem Wesen nach höher gewürdigt werden muß, als nur eine Unterhaltung des „kleinen Mittelstandes“ zu sein.

Man kann die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts nicht schreiben, ohne der Turnerei gerecht zu werden. Begründet in politisch großer Zeit durch einen Mann, der, wenn auch wegen seiner politischen Ideen viel geschmäht, doch im Bewußtsein des Volkes seinen Platz gefunden hat, hat sie von Anbeginn bis in die Tage des National-Vereins einen starken Zug zum Politischen gehabt und dadurch mit zu Zeiten größere Bedeutung erlangt. Die Turnerschaft hat denn auch zuerst den Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Deutschen in die That umgesetzt, das erste Mal, als der hochgesinnte Herzog von Koburg ihr ein Asyl darbot, dann vor Allem 1862 auf dem großen Turnfest zu Leipzig, wo Dr. v. Treitschke eine berühmt gewordene, helle Begeisterung weckende politische Rede gehalten hat. Wir finden bekanntlich in den Kreisen der Turner eine große Reihe bedeutender Männer, die zum Theil zu den Führern der deutschen Patrioten gehörten. Diese Seite der Turnerei ist längst gegenstandslos geworden. Zwar hält die Turnerschaft durchaus an dem § 2 ihres Grundgesetzes fest, der den Zweck der Turnerschaft auch in der „Pflege deutschen Volksbewußtseins und vaterländischer Gesinnung“ sucht, aber dies mehr aus innerpolitischen Gründen, um unpatriotische Elemente ihrer Gemeinschaft fernzuhalten. Heute wird Niemand Turner, um seine politische Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen oder patriotische Propaganda zu treiben; und wenn immer wieder gern das Wort gebraucht wird, die Turnerschaft erziehe dem Vaterlande wehrfähige Männer, so hat sie das mit jedem Institut gemein, das die Gesundheit der Jugend fördert, jedenfalls darf das nicht als Hauptzweck hingestellt werden, wie es gewiß zu Jahns Zeiten seine Berechtigung gehabt hat. Denn zur Rekruten-Vorschule darf sich die Turnerei ebenso wenig degradiren lassen wie zu einer künstlichen Zuchtanstalt für patriotische Gesinnung.

Heute braucht die Turnerei eine breitere Basis. Jahns großes Verdienst ist es, daß er die verweichlichte Jugend zum ersten Mal zu kräftiger Leibesübung aufgeboten hat. Er hat damit als Erster in Deutschland laut den Ruf erhoben nach körperlicher Ausbildung. Denn was vor ihm da war, Reiten, Fechten, Voltigiren und Aehnliches, kommt ebenso wie die Bestrebungen der Guths Muths

Digitized by Google

u. A. für die Allgemeinheit nicht in Betracht. Das Jahnsche Turnen hat also jedenfalls zeitlich die Priorität unter allen Leibesübungen in Deutschland.

Das Bedürfniß nach Leibesübungen um ihrer selbst willen war in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht allgemein, auch das Turnen wurde ja zunächst unter einen speziell vaterländischen Gesichtspunkt gerückt. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung aber und besonders mit dem Wachsen der großen Städte unter dem ungeheuren Aufschwung, der seit 1870 eintrat, ist die Nothwendigkeit der Leibesübungen immer fühlbarer geworden, und damit hat sich der Turnerei ein weites Feld segensreicher Wirksamkeit eröffnet. Die Turnerschaft hat sich denn auch trotz der scharfen Konkurrenz, die ihr durch die vielen neu gewonnenen Leibesübungen gemacht wird, rüstig weiter entwickelt. Nach der neuesten Statistik zeigt sie einen Bestand von über 700 000 Mitgliedern, nicht mitgerechnet die große Zahl von Zöglingen, Knaben, Damen und Mädchen, die auf dem Turnplatz Erholung suchen. Wenn Zahlen reden, so ist damit allein erwiesen, daß die Turnerei heute einen Faktor von großer kultureller Bedeutung darstellt. Das Turnen ist in der That heute mit deutschem W e s e n und deutscher K u l t u r so eng verbunden, daß man es garnicht daraus loslösen könnte, ohne eine schlechterdings unausfüllbare Lücke zu hinterlassen, ebensowenig wie man es aus der Schule und dem Heere fortdenken könnte. Es wird auch im Ausland an den verschiedensten Punkten des Erdballes — wo klimatische Verhältnisse es überhaupt zulassen — gerade von d e n Deutschen betrieben, die Werth darauf legen, ihr Deutschthum zu bekennen, und nicht in englischen Sitten untergehen. Das Turnen hat also gewiß bis heute seine Kulturaufgabe erfüllt; es hat zuerst das Verständniß für Leibesübungen in weitere Kreise getragen und Ungezählten die Möglichkeit gewährt, ein Gegengewicht zu finden gegen die aufreibende Berufsthätigkeit.

Nun sind dem deutschen Turnen viele Gegner und Verächter entstanden, nicht Gegner der Leibesübungen überhaupt — mit denen brauchte man heute nicht mehr zu rechten — aber Gegner, die das Turnen für veraltet ansehen im Hinblick auf die vielen Spiel- und Sportarten, die seit Langem immer mehr Verbreitung in Deutschland gefunden haben. Eine Leibesübung, die einmal wirklich gut gewesen ist, kann aber überhaupt nicht veralten; und über den physiologischen Werth des Turnens Worte zu verlieren ist müßig, darüber haben Autoritäten wie D u b o i s - R e y m o n d , G r ü t z -

Digitized by Google

ner u. A. längst das letzte Wort gesprochen. Es bleibt die Frage, ob andere Gattungen von Leibesübungen ihrem inneren Werthe nach besser, zuträglicher und vor Allem, ob sie anregender und reizvoller und damit zur Propaganda für Leibesübungen geeigneter sind; denn darauf kommt es schließlich allein an, daß möglichst viele Glieder unseres Volkes zur körperlichen Uebung überhaupt angelockt und damit so manchen andern schädlichen Einflüssen entzogen werden. Den größten Kulturwerth wird man also derjenigen Gattung von Leibesübungen zusprechen, die im Stande ist, die größte Zahl von Anhängern zu gewinnen und in dauernder Bethätigung festzuhalten. Nun ist wohl Niemand, mag er betreiben was er will, so fanatisch in seine Sache vernarrt, daß er den Schwesterkünsten, die dasselbe gute Ziel verfolgen, die Anerkennung versagen wollte; wer das thut, hat eben Anderes nicht persönlich kennen gelernt. Ueber den Geschmack freilich läßt sich auch hierbei nicht streiten. In Deutschland hat, um von anderen weniger verbreiteten Spielen abzusehen, vor Allem das schöne Ballspiel, das leider immer noch unter englischer Flagge segelt, die meisten Liebhaber gefunden. Man möge jedoch nicht übersehen, daß auch die Turnerschaft längst ähnliche, nicht minder reizvolle Ballspiele in ihren Plan aufgenommen hat, dem — in England hauptsächlich von Damen geübten — Tennis z. B. das männlich kräftigere Faustballspiel an die Seite stellen kann. In Norddeutschland kommt daneben fast gleichberechtigt der Wassersport in Betracht, der sicher zu den gesündesten und erfrischendsten Uebungen gehört.*)

Aber alle diese Sport- und Spielarten sind zeitlich und räumlich gebunden. Sie können ihre Freunde nur einen Theil des Jahres beschäftigen und finden zum Theil, wie der Wassersport, garnicht überall die nothwendigen Voraussetzungen. Und was hilft z. B. dem Studenten der Wassersport, wenn er die langen Wintermonate hindurch doch wieder der Bierbank verfällt. Er muß also für die längere Hälfte des Jahres etwas Anderes suchen, wie denn auch großstädtische Rudervereine hier und da ihre gute Mannschaft im Winter zum Turnen anhalten, damit sie nicht körperlich

*) Jedoch braucht man ihn und anderes nicht ausschließlich unter den Gesichtspunkt des Rekords zu stellen, wie es der Verfasser des Artikels: „Alkohol oder Sport" im 103. Bande der „Preuß. Jahrbücher" thut. Das ist nicht deutsch. Bei der Jugend, die vielleicht eher solchen Anreizes bedarf, mag allenfalls aus Opportunitätsgründen dieser Standpunkt gelten, obwohl er im Hinblick auf die schwächeren Elemente auch hier nicht unbedenklich ist.

Digitized by Google

einrostet. Neben dieser räumlichen und zeitlichen Beschränktheit aber stellen die meisten Sportarten große Anforderungen an Geld und Zeit. Der wohlhabende Mann, der im Stall sein Pferd, im Garten den Tennisplatz hat, während hinter dem Garten ein Ruderboot liegt, kann hier aus dem Spiele bleiben, für ihn hat die Allgemeinheit nicht zu sorgen. Aber das Gros der großstädtischen Bevölkerung ist für gewöhnlich von solchen Genüssen ausgeschlossen. Ich habe dabei durchaus nicht nur den kleinen Mittelstand im Auge, es trifft ebenso zu für die Kaufmannschaft und die Beamten, auch die akademisch gebildeten Kreise, deren Mehrheit erst die Abendstunden zur freien Verfügung stehen, für eine körperliche Ausarbeitung im Freien also im Sommer kurze Zeit, im Winter gar keine, zumal wenn sie erst weite Fahrten machen müssen, um an die Spielplätze oder an das Wasser zu gelangen. Man hat sich in Deutschland daran gewöhnt, mit Bewunderung nach England hinüberzublicken mit seiner idealen Ausbildung der Sportübungen; man übersieht aber dabei, daß in der englischen Metropole z. B. doch nur einem kleinen bevorzugten Bruchtheil der Millionenbevölkerung diese Vortheile zu Gute kommen können trotz der großen Parks. Der Mittelstand hat dort gar nichts.*) Mag also die Anziehungskraft mancher anderer Uebungen für den Einzelnen viel größer sein, so bleibt doch für weitere Kreise der großstädtischen Bevölkerung die einzige erreichbare Gymnastik das Turnen, das nicht an Ort und Zeit gebunden ist und keinen großen Aufwand an Zeit und Geld erfordert. Eine geräumige Turnhalle mit großem Spielplatz in erträglich luftfrischer Gegend läßt sich in jedem Stadtviertel errichten, für Jeden bequem erreichbar, und sie vermag Tausenden zu bieten, was selbst große Spielplätze Hunderten. Die Turnhalle allein verbürgt Dauer und Beständigkeit der Leibesübungen und ist darum allein schon eine geniale Erfindung zu nennen. Eine große, luftige Halle, verbunden mit großem Turnplatz, wie sie jetzt immer zahlreicher entstehen, ist die gegebene Form der Palästra für unser wankelmüthiges Klima. Ich unterschreibe Alles, was man gegen die Turnhallen gesagt hat, jeder Turner tummelt sich lieber im Freien als im geschlossenen Raum, aber man muß sich mit dem bescheiden, was bei uns unter allen Umständen zu erreichen ist.

Weil eine Turnhalle Tausenden Unterkunft gewährt, so ist das

*) Der Londoner kommt für gewöhnlich — da der Sonntag geheiligt wird — auch nur am Sonnabend Nachmittag zu seinem Kricket, da dann die Geschäfte Mittags geschlossen werden.

Digitized by Google

Turnen billig, und weil es billig ist, so haben mehr und mehr die minder bemittelten Kreise unseres Volkes auf dem Turnplatz Erholung zu suchen sich gewöhnt. Das war nicht immer so. Die ersten Turnjünger, der engere Schüler- und Freundeskreis Jahns, bestand hauptsächlich aus Vertretern der geistig arbeitenden Berufe. Es ist eine Reihe klangvoller Namen, deren Träger im geistigen und wissenschaftlichen Leben zu Hohem berufen waren, man braucht nur Namen herauszugreifen wie die Gebrüder Ranke, Thiersch u. A. Und so geht es fort im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts; man blättere nur in der Turngeschichte. Erst in den letzten drei bis vier Dezennien, wo einerseits die Turnvereine aufhörten, als Pflegestätten nationaler Gesinnung eine Rolle zu spielen, während andererseits die bald als vornehmer geltenden englischen Spiele mehr und mehr Verbreitung fanden, ist die Turnerschaft sozial heruntergedrückt worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Kreise unseres Volkes, die man die „besseren" nennt, der Turnsache fremd gegenüberstehen und sie als etwas Plebejisches mit Geringschätzung ansehen, wie es eine so gemeinnützige Sache nicht verdient.*) Wohl stehen in den Reihen der Turner eine Anzahl gebildeter und geistig bedeutender Männer verschiedenster Observanz, aber ihr Häuflein ist klein und verschwindet in der großen Masse, die sich aus Handwerkern, Gewerbetreibenden, Beamten und in großen Städten besonders auch aus jungen Handlungsgehilfen zusammensetzt. Nun kann man mit scheinbarem Recht sagen, daß es für das deutsche Volk als Ganzes völlig gleichgiltig ist, auf welche Weise der Einzelne sein Bedürfniß nach Leibesübungen befriedigt: wer Geld, Zeit und Gelegenheit hat, vornehmeren Arten der Gymnastik sich hinzugeben, der thue es; für die übrigen vom Schicksal minder Begünstigten bleibe die Turnerei, die kein Recht darauf hat, in den „besseren" Kreisen Proselyten zu machen. Also reinliche Scheidung. — Das wäre zunächst vom sozialen Standpunkt aus sehr zu bedauern. Denn das hieße die sozialen Gegensätze auch auf das Gebiet der Leibesübungen übertragen und noch mehr verschärfen. Und das Turnen, das so eng mit dem Deutschthum verwebt ist, hat es doch wohl um das deutsche Volk verdient, Anspruch auf Werthschätzung auch der vornehmeren Kreise erheben zu dürfen. Vor Allem aber:

*) Es ist nicht zufällig, daß eine andere Leibesübung, der Schwimmsport, dem vielleicht gesundheitlich in jeder Hinsicht die Palme zuzusprechen ist, — wenigstens für gesunde Menschen —, von den besseren Kreisen boykottirt ist; ihm fehlt eben auch das exklusive Moment.

Digitized by Google

die Rechnung stimmt nicht. Es giebt zahlreiche Leute, die der Wohlthat der Leibesübungen ganz entbehren müssen, weil es ihnen, aus welchem Grunde immer, versagt ist, sich den modernen Spielen oder Sportarten zuzuwenden, während sie sich in Folge eines Vorurtheils *geniren*, den Turnplatz zu besuchen. Ich ziele damit vor Allem auf die *akademisch gebildeten Kreise* und das *stubirte Beamtenthum*, also Klassen, die an und für sich nicht gerade mit irdischen Gütern übermäßig gesegnet sind. Zwar haben auf den Hochschulen die Turnvereine mit und ohne Couleur in den letzten Jahren immer mehr Boden gewonnen, aber im praktischen Turnleben merkt man wenig davon; die Mehrzahl tritt wohl gerade so einem akademischen Turnverein bei, wie man in jede andere Korporation einspringt, d. h. geschoben durch gute Freunde oder solche, die es werden wollen. Man findet wohl in jedem größeren Turnverein etliche Studirte, einige Aerzte, Oberlehrer, Ingenieure, gelegentlich taucht ein Theologe auf; dagegen fehlt die „Feudal-Fakultät" der Juristen so gut wie ganz. Sie sind also am meisten in Vorurtheilen befangen. Und doch, wie mancher Rath oder Richter könnte nach langen, ermüdenden Sitzungen Erfrischung und Aufheiterung auf dem Turnplatz finden, wie mancher seinen Kindern um ein Billiges Körper und Gesundheit „im Gewande jugendlicher Freude" stärken, wenn es nur chik wäre und man nicht in solchen Kreisen das Wort „Turner" nur mit einem gewissen Naserümpfen ausspräche. Denn auch das ist ein Vorzug des Turnens vor andern Leibesübungen, daß es für *alle* Altersstufen etwas bietet bis hinauf ins Greisenalter, so daß nicht der Aeltere wegen minderer Geschicklichkeit sich vor der Jugend beschämt zu fühlen braucht.*) Wie könnte das die gute Sache fördern, wie würde ihr Ansehen gehoben werden, wenn angesehene Männer sich ihrer vorurtheilslos annähmen, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für eine ernste Sache, die dem ganzen Volke dient, ein Jeder einzutreten berufen ist.

Sollte ein solcher Fortschritt nicht denkbar sein? Der schöne Traum des alten Jahn, dem das Griechenthum mit seiner Alle umfassenden Gymnastik es angethan hatte, der Traum, daß die Turnerei dereinst „wie ein gewaltiges Meer schirmend die heilige Grenzmark

*) In einem der größten Turnvereine besteht seit langen Jahren eine täglich übende „Morgenabtheilung für ältere Herren", die fast ausschließlich von Mitgliedern der gebildeten Kreise mit großem Eifer besucht wird. Also es geht doch.

Digitized by Google

des Vaterlandes umwogen möge", hat heute weniger denn je Aussicht auf Verwirklichung. Das schadet nichts. Wir haben heute kein Recht, das Turnen als die allein seligmachende Gymnastik in Anspruch zu nehmen. Aber warum sollte es seinen Beruf nicht an einer weit größeren Anzahl unserer Landsleute erfüllen können. Denn seine Expansionsfähigkeit ist seinem Wesen nach groß, größer als bei irgend einem andern Zweig der Leibesübungen.

Wenn ich nach Gründen suche, warum das Turnen nicht die Anziehungskraft in allen Kreisen ausübt, wie man darnach erwarten sollte, drängt sich naturgemäß die Frage auf: *Sieht es auf den Turnplätzen so einladend aus, daß Jedermann sich dort wohl fühlen kann?* Ich lasse, wenn ich auf diese Frage eingehe, den eigentlichen Turnbetrieb ganz aus dem Spiele, der auch nicht überall gleichmäßig gehandhabt wird; wenn ich auch nicht verkenne, daß die reichliche Beimischung von pädagogisch-militärischen Elementen nicht nach Jedermanns Geschmack ist. Dem ließe sich übrigens abhelfen. Und ohne strenge Zucht geht es auch bei andern Dingen nicht ab, am wenigsten beim Rudersport, so weit es sich um Wettkampf handelt; denn die Anforderungen an Selbstzucht sind für einen Wettruderer ebenso hart wie für einen Wettturner, obwohl Jener nicht annähernd das Gleiche an körperlicher Gewandtheit, Energie und Ausdauer zu leisten hat. Von größerer Wichtigkeit für die Beantwortung der Frage ist die Betrachtung der äußeren Verhältnisse. Der Turnplatz hat eine *demokratische Verfassung*: dort arbeitet Hoch und Niedrig, Reich und Arm auf *gleicher Grundlage* neben einander, ohne daß der Einzelne sich seine Gesellschaft aussuchen oder sich abschließen kann; nur eine Scheidung nach Fähigkeit und Fertigkeit und nach Altersstufen wird gemacht.

In den Turnrath beruft man wohl die Befähigteren und Gebildeteren, beim Turnen selbst fällt jeder Unterschied fort. Darin liegt für Viele der Stein des Anstoßes, über den sie nicht hinwegkommen. Sie fürchten, sich gemein zu machen mit allerlei Volk, das gesellschaftlich unter ihnen steht. Da könnte der Chef mit seinem Kommis, der Richter mit dem Schreiber, der Oberlehrer mit einem Primaner zusammentreffen, oder der Hausbesitzer mit einem seiner Handwerker, ohne seine größere Bedeutung im öffentlichen und privaten Leben zur Geltung bringen zu können; und dagegen sträubt sich das Standesbewußtsein, das Gefühl der Vornehmheit und gesellschaftlichen Ueberlegenheit. Dafür ist das

Digitized by Google

deutsche Volk noch nicht reif, wenn es das jemals wird, dazu sind wir — besonders in Norddeutschland — gar zu sehr in Kastengeist befangen. An diesen Verhältnissen tragen die Turner selbst keine Schuld. Wäre die Turnerei auch in „besseren" Kreisen beliebt, machte ein Jeder, der nichts Anderes zur Verfügung hat, Gebrauch von der ihm so bequem und billig gebotenen Möglichkeit, gesunde Gymnastik zu treiben — malen wir uns diesen Fall einmal aus —, dann würde kein Vernünftiger etwas darin finden, daß sich auf diesem neutralen, sozusagen historischen Boden die verschiedensten Stände und Klassen zusammenfänden und mischten. Blicken wir meinetwegen, um das vielgebrauchte und mißbrauchte Beispiel herzuholen, nach dem alten Griechenland: in Athen wußten alle freien Bürger, die doch gewiß auch nicht Alle auf einer sozialen Stufe standen, unter denen gewiß ebenso wie heute Mißgunst, Verachtung, Ueberhebung Platz hatten, den Weg zum Gymnasium zu finden. Oder etwas näher Liegendes. Es hat noch keinem Einjährigen, mochte er sich noch so vornehm dünken, geschadet, mit Leuten aller Stände in Reih und Glied gestanden zu haben; mancher mag, wenn anders der gesunde Sinn nicht vom Dünkel überwuchert war, gute Kameradschaft gefunden und gepflegt haben mit braven Leuten, die weniger vom Glück begünstigt waren als er, und er kann, wenn er offenen Blick fürs Leben hatte, diesen durch werthvolle Erfahrungen geschärft haben. In der Kirche sitzt der Reiche auf derselben Bank mit dem Armen, wenn man freilich auch manchmal es erleben kann, daß er trotz aller Frömmigkeit und christlichen Nächstenliebe ängstlich bei Seite rückt, sobald ein dürftiges Gewand neben ihm Platz nimmt.

Welch hohe soziale Bedeutung könnte der Turnplatz da gewinnen, indem er die verschiedenen Klassen in Fühlung bringt und mit einander bekannt macht! Kein wirklich vornehm empfindender Mann kann Schaden leiden an seiner Gesinnung durch Berührung mit andern Elementen, und vornehmes Denken giebt's übrigens in jedem Stande, auch wenn er nicht zu den „Vornehmen" gerechnet wird. Es giebt heute Verhältnisse genug, wo Leute, die auf Reputation halten und sich etwas dünken, sich herablassen zum Verkehr mit solchen, die nach ihrer Anschauung unter ihnen stehen, wenn es gilt, sich dadurch Vortheile zu verschaffen, oder aus gewöhnlicher Streberei, um von sich reden zu machen und weiter zu kommen, so zum Beispiel in Kommunal- oder in Kriegervereinen. Es ist doch anständiger, wenn

Digitized by Google

man sich um einer ernsten, guten Sache willen zu eigenem Nutz und Frommen entschließen kann, dasselbe zu thun.

Manchem sagt auch wohl der Ton auf dem Turnplatz nicht zu. Nun, es ist im Allgemeinen, wie natürlich, der Ton jugendlicher Lust, vielleicht auch Ausgelassenheit, selbst bei den Aelteren. Wohl dem, der sich das Verständniß dafür bis ins Alter bewahrt! Einen begründeten Vorwurf wird man in dieser Hinsicht kaum gegen die Turnplätze erheben können. In jedem größeren, besseren Turnverein herrscht auf dem Platz gute Sitte und anständige Führung, der sich auch die Elemente fügen müssen, denen das von Haus aus nicht mitgegeben ist. Die erzieherische Kraft einer guten Turngemeinde bewährt sich durchaus. Uebrigens kommt das, was man gesellschaftliche Erziehung nennt, auf dem Turnplatz ja gar nicht zur Geltung; es kann gar nicht der Fall eintreten, daß etwa Jemand in seinem ästhetischen Empfinden geschädigt wird zum Beispiel durch den horribeln Anblick eines mit dem Messer Essenden.

Es sind andere Dinge, die geeignet sind, die besseren Kreise abzuschrecken von der Gemeinschaft der Turner. Ich möchte das Haupthinderniß bezeichnen als die kleinbürgerliche Vereinsmeierei in ihren verschiedenen Aeußerungen, die das Turnwesen allzusehr beherrscht. Die Turnerei ist heute im Wesentlichen in Erbpacht der „Deutschen Turnerschaft“ mit ihren zahllosen größeren und kleineren Vereinigungen. Außerhalb stehen nur die sozialdemokratischen Arbeiter-Turnvereine; ferner giebt es in größeren Städten einzelne Privatturnanstalten, und es haben sich hier und da Privatriegen und kleinere Vereinigungen gebildet, die sich exklusiv halten und mit der großen Masse der Turnerschaft nichts zu thun haben wollen. Das darf ihnen Niemand verargen, und sie dienen der Turnsache und sich selbst auch so, vorausgesetzt, daß sie mit Ernst ihre Sache betreiben und nicht der unvermeidliche Nachschoppen zur Hauptsache wird. Freilich erfordern dergleichen Veranstaltungen naturgemäß größere Kosten. Der Staat zeigt der Turnerei sein förderndes Interesse dadurch, daß er Plätze für die Errichtung der Hallen umsonst zur Verfügung stellt und seine Schulturnhallen kleineren Vereinen um ein Billiges öffnet. Man kann also behaupten, daß das Turnen im Wesentlichen ein Monopol der „Deutschen Turnerschaft“ ist. Das hat sich historisch so entwickelt und auch sachlich mag nichts dagegen einzuwenden sein; denn die Turnerschaft ist eine Macht, die etwas

Digitized by Google

leisten kann, und an ihrer Spitze stehen treffliche, hochgebildete Männer.

Aber die Art und Weise, wie die Turnvereine ihre Existenz *außerhalb des Turnplatzes* in der *Oeffentlichkeit* zur Geltung bringen, muß die Turnsache in besseren Kreisen völlig diskreditiren. Da ziehen die Vereine stolz durch die Straßen der Stadt zu irgend einem Fest oder einer Wanderung, im Gleichtritt und in gleicher Kleidung; wenn es ganz schlimm kommt, lenken sie auch noch durch eine höchst zweifelhafte Musik von Trommeln und Pfeifen, die der Negermusik nahekommt, die Aufmerksamkeit auf sich und heften den nie fehlenden Mob an ihre Fersen. Und draußen in Wald und Feld, da sieht man sie in großen Schaaren, wieder kenntlich durch die — bei uns im Norden besonders geschmacklose und unpraktische — Gleichkleidung, wie sie eine Gegend abgrasen zum Schrecken aller friedlichen Wanderer, die sich der Stille des Waldes erfreuen möchten, lärmend und singend und sich oft recht rüpelhaft gebärdend in dem Gefühl ihrer Masse und gehoben von dem Bewußtsein, Turner zu sein. *Was hat dieses auffällige und aufdringliche Auftreten in der Oeffentlichkeit mit dem Turnen zu thun?* Wodurch ist dieser Turnerdünkel oder Turnvereinsdünkel berechtigt, daß man in der Oeffentlichkeit Jedem ins Ohr schreien zu müssen glaubt: *Seht, ich bin ein Turner!* Auf dem Turnplatze ist eine leichte, gleichmäßige Kleidung gewiß angebracht, aber wozu dieses Kostüm auf die Straße übertragen, wo es nur dazu dient, den Träger verächtlich oder mindestens lächerlich zu machen. Der Begriff „*Turner*“ involvirt weiter nichts, als daß man nützliche Leibesübungen treibt; dazu sich auch in der Oeffentlichkeit zu bekennen, ist abgeschmackt. — Wer in der zweiten Hälfte des Juli Tirol oder die Schweiz bereiste, der konnte unterwegs Touristen, einzeln und in Gruppen, antreffen, die auf die Berge kletterten, die Turnerbrust mit dem Festzeichen des Nürnberger Turnfestes geschmückt. Das zeigt auch wieder — vielleicht dem Einzelnen unbewußt — denselben Turnerdünkel; denn ein solches Festzeichen hat für seinen Träger nur Sinn während des Festes, um sich als Theilnehmer kenntlich zu machen. Aber wenn ein Einzelner damit Wochen lang nachher in der Welt herumreist, um allen Begegnenden, denen diese Thatsache höchst gleichgültig ist, zu sagen: „Ich war auch beim Deutschen Turnfest“, das ist einfach albern.

Digitized by Google

Dieses öffentliche Sichwichtigthun könnte man als harmlose Spielerei übersehen; *aber es ist für die Turnsache von unheilvollsten Folgen.* Denn in der Oeffentlichkeit wird nun der Einzelne nicht mehr als Individuum gewerthet, sondern als Mitglied der Turnerschaft, und diese wird für sein Thun verantwortlich gemacht. Nun weiß Jeder, daß wo eine größere Schaar versammelt auftritt, besonders wo die Jugend überwiegt, leicht allerlei mehr oder weniger harmlose Ausschreitungen vorkommen; das findet man auch in besseren Kreisen — man denke an die Studenten — namentlich wenn der Alkohol, der ja auch in größerer Gesellschaft reichlicher fließt, die Köpfe erhitzt. Das wird man als etwas Unabänderliches ertragen. Wenn aber die Urheber solcher Ausschreitungen sich laut und deutlich zu einer bestimmten Sache bekennen, ihre etwaige Rüpelhaftigkeit geradezu mit deren Namen decken, so kann es nicht ausbleiben, daß die Sache um der einzelnen ihrer Vertreter willen verächtlich und lächerlich gemacht wird. In diesen Erscheinungen sehe ich die Hauptursache der Abneigung der besseren Kreise gegen die Turnerei: sie gilt nicht der *Sache*, als vielmehr dem „*außerdienstlichen*“ *Verhalten* eines großen Theiles ihrer Anhänger. Darin sollten die gebildeten Elemente unter ihnen belehrend wirken. Man sollte sich sagen, daß es wahrhaftig nicht eine Auszeichnung ist und den Mitmenschen zum Bewußtsein gebracht zu werden verdient, wenn man eine Sache betreibt, der hunderttausend Andere auch ergeben sind.

Woher kommt es, daß gerade die Turnvereine sich in einer Auffälligkeit öffentlich zeigen, wie sie sonst nur ganz untergeordneten Vereinen eigen ist? Es beruht das natürlich, wie manches Andere, auf einer Tradition, die sich fortgeerbt hat aus der Zeit der Begründung des Turnens. Als Jahn die erste Turngemeinde stiftete, war die Zeit der politischen Geheimbünde, die im Stillen für die Befreiung des Vaterlandes wirken wollten. Jahn hatte für so etwas immer ganz besonders Sinn, und so wirkte denn auch in der ersten Turngemeinde etwas von geheimbündlerischer Wichtigthuerei mit, wenn sie auch äußerlich laut und lärmend genug auftrat. Es genügt, hinzuweisen auf den viel berufenen § 7 der Jahnschen Turngesetze, der so unnöthig viel Staub aufgewirbelt hat. Hand in Hand damit ging eine das ganze Teutschthum beherrschende reichliche Dosis von Selbstbewußtsein und oft Selbstüberhebung.

Digitized by Google

Man braucht noch lange nicht die heftigen Angriffe Treitschkes gegen Jahn und das „Teutonenthum“ zu unterschreiben, wenn man das zugiebt. Jahn suchte in seinen Turnern einen Fanatismus zu erwecken, der gelegentlich in Zelotismus ausartete und manchmal recht häßliche Früchte gezeitigt hat. Diese Ueberhebung des jüngeren Geschlechts lag in der Luft und wird uns verständlich und entschuldbar, wenn wir die kläglichen Zeitverhältnisse betrachten. Man darf nicht vergessen, daß das Turnen für Jahn ein Kampfmittel war, daß er seine Turner zu Kämpfern erziehen wollte, nicht nur gegen den äußeren Feind, sondern auch gegen all die inneren Feinde des Vaterlandes und des Deutschthums, die er in seinem wohl zu wenig geschätzten Buche: „Das deutsche Volksthum“ aufzählt und charakterisirt, vor Allem gegen die Verweichlichung des Volkes und die Ausländerei. So aufgefaßt werden uns die Uebertreibungen in milderem Lichte erscheinen; denn im Kampfe fragt man nicht lange nach den Mitteln. So kam es, daß die Turner dahin erzogen wurden, sich als bessere Menschen und Deutsche zu fühlen, und dies überall in der Oeffentlichkeit voll Selbstbewußtsein zeigten. Aehnliche Beweggründe beherrschten auch später — in den Revolutionsjahren und in der Zeit der Wehrvereine — das öffentliche Auftreten der Turner; man wußte, warum man sich zeigte, und kämpfte damit für ein patriotisches Ideal, dem die besten Männer des Volkes nachhingen.

Aber heute? Heute ist das Alles weggefallen, und wenn heute die Turnvereine auftreten wie zu Jahns Zeiten, so sind sie rückständig und verkennen die völlig veränderten Zeitverhältnisse. Heute ist das eine Schale ohne Kern, nichts weiter als Vereinsspielerei, die den Gebildeten abstößt.

Ebenso ist die Art und Weise, wie die Turnerschaft die Turnfahrten betreibt, veraltet und geradezu kulturfeindlich zu nennen. Es soll Jahn nicht vergessen werden, daß er und seine Freunde die Ersten gewesen sind, die die Lust am Wandern geweckt und gefördert haben. Es erscheint uns ganz natürlich, daß sie geschlossen hinauszogen, zumal sie allerlei Nebenzwecke damit verbanden. Das Bedürfniß für Lustwanderungen war damals so wenig vorhanden, daß selten Jemand auf den Gedanken kam, allein oder im kleineren Kreise in der Natur umherzuschweifen. Es gab ja auch kaum Hilfsmittel, und das, was ich die Wandertechnik nennen

Digitized by Google

möchte, war unbekannt. Heute ist das Wandern nicht mehr ein Monopol der Turner, der Wandertrieb ist heute in allen, gerade auch in den gebildeten Kreisen lebendig, für die großstädtische Bevölkerung eine Quelle der Erholung und reinen Genusses. Man könnte behaupten, daß man den Geschmack und die künstlerische Kultur eines Menschen nach der Art, wie er wandert, bemessen könnte. Wie banausisch müssen uns da die großen Massentransporte der Turner vorkommen, wenn sie wie ein Heuschreckenschwarm in eine Landschaft einfallen!

Solche Schwächen und Mängel sind den gebildeten Anhängern der Turnerei nicht verborgen, sie möchten wohl gern manchen alten Zopf abschneiden und den Turnplatz zu einer einladenden Stätte auch für die besseren Kreise machen. Aber es geht hier wie überall: die Masse siegt, und die Masse rekrutirt sich doch eben heute aus kleineren Kreisen, die Inhalt und Form nicht zu trennen vermögen und den Reformbestrebungen ein kleinliches Mißtrauen entgegenbringen. So ziehen sich denn oft die Gebildeteren, müde der unwürdigen Vereinskrakehlerei und des nutzlosen Kampfes gegen allerlei Unsitte, wieder zurück und gehen der guten Sache verloren, während es doch besser wäre, ihr Einfluß nähme zu zum Besten der Turnerei. So wie sie jetzt ist, wird es der Turnerei schwerlich gelingen, die Stellung in allen Kreisen des Volkes wiederzuerringen, die sie früher innegehabt hat, und die ihr nach ihrem hohen Kulturwerth, als der einzigen echt deutschen Form der Leibesübungen, zukommt. Ich gehe nicht so weit, zu fordern, der Staat solle das Turnen in die Hand nehmen, wie er es für die Schule gethan hat, und Turnhallen bauen, wo jeder Bürger für einen geringen Beitrag Zutritt hätte, obwohl die Frage bei der großen Bedeutung und Verbreitung des Turnens wohl diskutabel wäre. Die Turnerschaft hat sich als Organisation vorzüglich bewährt und Großes geschaffen. Aber Reformen thun ihr noth, und die Hauptforderung heißt: Mehr Turnen, weniger Vereinsspielerei. Die Turnvereine müssen sich dessen mehr bewußt werden, daß sie ein köstliches gemeinnütziges Gut zu verwalten haben, daß ihre Sache die der Allgemeinheit ist und nicht als Deckmantel zu dienen hat für allerlei freilich echt deutsche Vereinssucht. Sie müssen sich aber auch von dem Wahn befreien, daß sie allein den echten Ring besitzen, der das deutsche Volk von seiner Trägheit und Gleichgültigkeit gegen Leibesübungen zu entzaubern vermöchte

Digitized by Google

solche Engherzigkeit ist nicht im Sinne ihres Stifters: denn Jahn schätzte jede Form der Leibesübungen gleich, die mit Ernst einem guten Zweck diente. Hand in Hand mit den übrigen Leibeskünsten soll die Turnerei an ihrer großen Kulturaufgabe arbeiten, wobei sie dank ihrer größeren Aufnahmefähigkeit, Stetigkeit und Billigkeit einen Vorsprung hat. Dann mag sie sich noch einmal dem Ideal nähern, das Jahn vorschwebte, der die Turnerei rühmte als ein „Einungsmittel, das die Unterschiede von Glauben, Landschaft und Stand hinwegräumt", und kann noch viel weiteren Kreisen körperliche und geistige Erfrischung bieten.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Politik, Geschichte, Geographie.

Mite Kremnitz, König Karl von Rumänien. Breslau, S. Schottlaender. 2 Mk.

Dem Historiker der Gegenwart ist als wichtiges Quellenwerk, besonders für die Zeit von 1866—1879, das vierbändige Buch: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1894—1900, wohl bekannt (eingehend besprochen in diesen „Jahrbüchern" von E. Daniels Bd. 92, 1898). Wir verdanken diesem Werk die erste authentische Aufklärung über die hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien; aber wenn diese Stücke auch an Wichtigkeit alles Andere überragen, so ist darum für den Liebhaber der intime Einblick in die Kulturverhältnisse und das Emporstreben der eigenthümlichen Nationalität der Rumänen nicht weniger interessant, und die vornehme und ruhige Darstellung, besonders aber die Charakteristik des Königs, fand trotz aller Zurückhaltung, gerade weil sie fast ausschließlich die Thatsachen sprechen ließ, sofort allgemeine Anerkennung. Immerhin muß das Buch, schon seines Umfangs wegen, auf einen engeren Leserkreis beschränkt bleiben, auf den der Fachgelehrten und derer, die für die Person und Wirksamkeit des Königs ein besonderes Interesse haben. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß Mite Kremnitz, die Freundin des Königspaares, vielleicht die beste Kennerin Rumäniens, auf Grund jenes Werkes ein Lebensbild des Fürsten gegeben hat, das für weitere Kreise bestimmt ist und zweifellos verdient, allgemeiner bekannt zu werden, denn es wird der Aufgabe, das Wollen und Wirken des edlen Hohenzollernfürsten uns lebendig vor Augen zu stellen, in vollstem Maße gerecht. Man kannte Mite Kremnitz, Carmen Sylvas Mitarbeiterin, als Erzählerin rumänischer Märchen; man wußte ihre Sittenschilderungen aus dem modernen Rumänien, die feinen psychologischen Reize ihrer Novellen und Romane zu schätzen; durch diese Biographie König Karls tritt sie mit einem Schritt mitten in die Reihe der besten historischen Erzähler. Der Leser des Buches hat einen doppelten Genuß: die Persönlichkeit des Königs wird ihm von Seite zu Seite lieber, ein reiner und edler Fürstencharakter enthüllt sich ihm in seinem Werden und rastlosen Streben nach dem einen Ziel, sein Volk zu beglücken; und andererseits wird ihn

Digitized by Google

Form und Farbe der Darstellung stets von Neuem fesseln. Eine Künstlerin ersten Ranges führt hier die Feder — diese Empfindung beherrscht den Leser von dem ersten Satz der Einleitung: „Es ist nicht selten, daß ein Leben wunderbarer verläuft als ein Roman, aber es ist selten, daß das Schicksal eines Menschen in Widerspruch zu seinem Charakter steht", bis zu dem Schlußsatz: „Erreichen konnte König Karl als Herrscher diese Größe nur, weil er sich auf dem Throne höchstes Menschenthum bewahrte und in edler Selbstaufopferung sein ganzes Ich für seine Pflicht hingab." Und wenn auch Mite Kremnitz aus nächster Nähe das Leben und Wirken dieses echten Hohenzollern beobachten konnte, so bleibt darum nicht minder bewundernswerth die sichere Beherrschung eines gewaltigen Materials, das sich der gestaltenden Künstlerhand willig und scheinbar mühelos fügt, und der Zauber der Darstellung, die mit gleicher Freiheit und Sicherheit das Werden des rumänischen Volkes, wie die Gestalt dessen, der es erst zur Nation gemacht hat, hinzustellen weiß. Wenn so uns Frauenhand ein Werk ernster, reiner und vorurtheilsfreier geschichtlicher Auffassung in vollendeter künstlerischer Form reicht, so neigen wir uns gern in rückhaltloser Anerkennung vor der Meisterin, die es geschaffen hat.

David Coste.

German Ambitions.

In diesem Frühjahr sind im „Spectator" eine Reihe von Aufsätzen erschienen, die später in Buchform unter dem Titel: German Ambitions as they affect Britain and the Unites States of America" eine ungewöhnlich weite Verbreitung in England gefunden haben. Von den zahlreichen deutsch-feindlichen Pamphleten der letzten Jahre ist dieses Machwerk eines anonymen Verfassers das bei Weitem perfideste. Aber man wird dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen können, daß er mit Geschick der gegenwärtigen Stimmung im englischen Volke Rechnung getragen hat und daß er durch eine raffinirte Auswahl und Gruppirung von Zitaten aus deutschen Aufsätzen die Ueberzeugung „seiner" Landsleute befestigt hat, daß wir Deutschen nur das eine politische Ziel kennen: die Vernichtung Großbritanniens.

Mit Zahlen läßt sich Alles und Nichts beweisen, mit Zitaten das Gleiche. Abgesehen von einigen alldeutschen Ungereimtheiten und Uebertreibungen, wie das schlimme Wort des Herrn von Halle „der Rheinstrom deutsch bis zur Mündung", die in Deutschland kaum ein Mensch ernst nimmt, werden in der frivolsten Weise und in der Art eines literarischen Hochstaplers Sätze aus dem Zusammenhang herausgerissen, wodurch ihr Sinn oftmals verändert, ja selbst ins Gegentheil verkehrt wird. Dazu kommt, daß der Tendenzschreiber natürlich nach Möglichkeit den England unfreundlichen Theil unserer Publizistik durchsiebt und einige wenige

Digitized by Google

englandfreundliche Bemerkungen lediglich deshalb hineingestreut hat, um seinen nom de guerre „Vigilans sed Aequus“ zu Ehren zu bringen.

Gleichwohl hätte es den englischen Leser zum Nachdenken anregen können, daß dieser Schürer der heutzutage in England volksthümlichen Abneigung gegen Deutschland anonym geblieben ist. Was kann Jemanden, der sich gemächlich von dem Strome der öffentlichen Meinung tragen läßt, veranlassen, unerkannt zu bleiben? Auch klingt das Pseudonym Vigilans sed Aequus gar zu sehr nach einer Vertheidigung gegen Anklagen, die der Verfasser, aequus genug, schon vor der Veröffentlichung gegen sich erhoben hat. Ich glaube nun die Gründe des Verfassers für seine Zurückhaltung zu kennen. Eben seine Anonymität, verbunden mit einer immerhin ausgedehnten Kenntniß der deutschen Publizistik, haben mich zu der Ueberzeugung gedrängt, daß Herr Vigilans sed Aequus ein Deutscher ist, der nicht etwa aus Schamgefühl — das muß bei einem solchen Menschen ein fremder Begriff sein — sondern aus Furcht, seine Schriftstellerexistenz zu gefährden, sich vor „seinen“ englischen Landsleuten versteckt. Denn „der liebt das Gift nicht, der es nöthig hat“. In dem Augenblick nämlich, wo Herr Aequus als Deutscher entlarvt ist, wird auch der Herausgeber des „Spectator“, der heute noch diesen gewissenlosen politischen Brunnenvergifter vertheidigt und ihn dem englischen Publico warm empfiehlt, ihn von sich abschütteln müssen.

Sollten aber selbst meine Muthmaßungen über die besonderen Eigenschaften des Verfassers nicht zutreffen, so bleibt doch mein Urtheil über das Buch unverändert bestehen.

Ein Deutscher, der nach der Methode des Herrn Aequus verfahren wollte, könnte statt aller Zitate sich auf eines beschränken. Am Ende vorigen Jahres schrieb nämlich die „Times“, daß das berüchtigte Schmähgedicht Rudyard Kiplings das Empfinden des gesammten englischen Volkes wiedergäbe. In diesen Versen wurden wir Deutschen bekanntlich als Schwindler ohne Scham und Scheu, als Hunnenhunde bezeichnet. Und doch, wie lächerlich, zu glauben, daß die „Times“ die Wahrheit spräche. Man haßt uns zwar in England, aber man verachtet uns nicht. Das müssen selbst Leute vom Schlage des Herrn Aequus zugeben. Zudem giebt es in England eine kleine, wenn auch gegenwärtig einflußlose Minorität, die für ein gutes Einvernehmen mit Deutschland eintritt. Wird doch in allernächster Zeit in England eine neue Zeitschrift gegründet zu dem Zwecke, Deutschland und England einander wieder näher zu bringen. So aufrichtig man diesem Beginnen Erfolg wünschen kann, so schwer fällt es, an einen solchen in absehbarer Zeit zu glauben. Denn die Engländer hassen uns nicht etwa wegen unserer Haltung im Burenkriege. Dann müßten sie die gesammte übrige Kulturwelt auch hassen. Die tieferen Gründe sind aus einem Satze zu erkennen, den Bismarck schon im Jahre 1857 geschrieben hat und der heute verstärkte Geltung beanspruchen darf. Bismarck schrieb damals in einem Brief an den General von Gerlach:

Digitized by Google

„England kann uns keine Chancen maritimer Entwicklung in Handel und Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie". Aequus drückt das in seiner Art folgendermaßen aus: „The English have indeed the greatest possible respect, often even affection for the Germany of Dürer, Goethe, and Beethoven; and if they do not feel quite the same for the Germany of Bismarck . . . Mit anderen Worten, deutsche Kunst läßt man sich gütig gefallen, aber bei einem wirthschaftlich und politisch starken Deutschland hört die Freundschaft auf. Wie steht es nun mit uns Deutschen? Da mag an ein anderes Wort Bismarcks aus der gleichen Zeit erinnert werden: „Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon: aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen." Es giebt auch heute noch unter uns, ganz besonders unter den Hanseaten, eine große Zahl Deutscher, welche die lebhaftesten Sympathien für das englische Volk hegen. Jedenfalls aber hat das deutsche Volk als Gesammtheit nicht den geringsten Grund, mit England in Feindschaft zu leben. Wir haben aber andererseits keinen Grund, die englische Feindschaft zu fürchten. Die internationale Konstellation schließt es schlechterdings aus, daß wir England jemals allein gegenüber stehen werden. Ganz besonders muß Frankreich sich uns in dem Maße zuwenden, wie England sich von uns abwendet. Deutschland und Frankreich haben nirgendwo widerstreitende wirthschaftliche Interessen. Der Entwicklung der französischen Kolonialmacht sieht Deutschland neidlos zu. Ja, es könnte sogar diese Entwicklung, ohne seine eigenen Lebensinteressen zu gefährden, auf das Entschiedenste unterstützen und hat sie unterstützt. Dagegen stellt sich England der französischen Kolonialmacht überall hemmend in den Weg. Der Pariser Friede von 1763, welcher Frankreich einen großen Theil seines Kolonialbesitzes kostete, die Niederlagen Napoleons I. in der Vergangenheit: Egypten, Neufundland, Faschoda in der Gegenwart haben bei der überwiegenden Mehrheit des französischen Volkes den Glauben lebendig gehalten, daß England der Erbfeind Frankreichs ist. Anders mit Deutschland. Von dem Gedanken an Revanche sind nur noch leise Spuren zu entdecken. Bei allem Sträuben hat die Haltung unseres Kaisers doch den Umschwung der Stimmung in Frankreich auf das Nachhaltigste gefördert. Ginge der Kaiser heute nach Frankreich, so würde er von den meisten Franzosen freudig begrüßt werden, und nur eine kleine Zahl Unversöhnlicher würde grollend bei Seite stehen. In dieser Ueberzeugung hat mich ein längerer Aufenthalt in einer Pariser Offiziersfamilie und ihrem Kreise jüngst wesentlich bestärkt.

Hamburg. Dr. Heckscher.

Nachschrift: Was die Ehrlichkeit englischer Zeitungen in der Benutzung der deutschen Publizistik betrifft, so kann ich selber einen hübschen Beitrag liefern. Ein Freund schickte mir eine Nummer des „Daily Expreß",

Digitized by Google

wo ein Zitat aus einem Artikel von mir in der bekannten Weise gefälscht war, daß wohl wörtlich zitirt war, aber durch Fortlassung der Vor- und Nachsätze ein anderer Sinn entstand. Meinen Brief, der die Thatsache richtig stellte, hat die Redaktion des „Daily Expreß" sich geweigert abzudrucken. Delbrück.

H. F. B. Lynch: Armenia, Travels and Studies, London, Longmans, Green & Co., in two volumes, Preis 42 sh.

Ich trage kein Bedenken, das Werk Lynchs als für alle Zukunft grundlegend für die Kenntnisse Armeniens, des Landes wie des Volkes, und ebenso für die Beurtheilung der armenischen Frage zu bezeichnen. Von allen Reisenden, deren Arbeit auf die Bezeichnung eines wissenschaftlichen Werkes Anspruch machen darf, hat Niemand eine so eingehende, persönliche Kenntniß des Landes erworben wie Lynch. Das drückt sich namentlich auch in dem meisterhaft geschriebenen Kapitel über die Geographie Armeniens aus. Der Verfasser bietet sein Werk in zwei Bänden, der erste behandelt die russischen, der zweite die türkischen Provinzen. Beide sind mit einer großen Fülle schöner und gutgewählter Illustrationen nach eigenen photographischen Aufnahmen ausgestattet. Auf einem nicht geringen Theil seiner Pfade über das Hochland hin ist Lynch der erste, wirklich wissenschaftlich gebildete Reisende überhaupt. Ueberall erzählt er zwar einfach, aber reich und tiefgründlich. Das viele Detail in den beiden starken Bänden ermüdet nicht, weil man überall sieht, daß kein bloßer Plauderer, sondern ein wirklicher Kenner und Forscher dahinter steht. Nicht wenige Stellen, auch solche, an denen gar kein anderer Autor zitirt wird, verrathen eine gründliche Beschäftigung mit der vorhandenen Literatur.

Das Schlußkapitel „Statistisches und Politisches" enthält die Zusammenfassung von Lynchs Urtheil über das, was man gemeinhin die „armenische Frage" nennt. Er geht von der, allerdings unbestreitbaren Thatsache aus, daß 1878 auf dem Berliner Kongreß keiner von sämmtlichen betheiligten europäischen Diplomaten auch nur eine annähernd richtige Vorstellung von den geographisch-statistischen Verhältnissen auf dem armenischen Hochlande innerhalb der Grenzen der Türkei besaß. Aus dieser Unkenntniß leitet Lynch einen großen Theil alles Uebels ab, das sich von da an, und in schärfster Form seit 1895, über die türkischen Armenier ergossen hat.

In dem betreffenden Paragraphen des Kongreß-Protokolls heißt es, daß die Türkei sich verpflichtet, „in den von Armeniern bewohnten Provinzen Reformen einzuführen". Diese Ausdrucksweise läßt erkennen, daß Niemand von den Diplomaten sich darüber klar war, wie zerstreut das Armenierthum über die Türkei hin lebt, und wie wenig Gebiete mit einer geschlossenen armenischen Mehrheit der Bevölkerung es giebt. „Reformen",

Digitized by Google

das heißt eine solche Aenderung des bestehenden Zustandes, daß das armenische Element selbst an der Verwaltung, an der Polizei und an der Gerichtsbarkeit im Lande betheiligt wäre, müssen natürlich ganz anders aussehen, je nachdem, ob die Armenier gegenüber den Muhammedanern eine Mehrheit oder eine Minderheit bilden. Das Resultat, zu dem Lynch für die türkischen Provinzen Wan, Bitlis, Charpout, Diarbekir und Erserum kommt, ist dieses, daß die Türken, die Kurden und die Armenier jedes etwa ein Drittel der Gesammtbevölkerung bilden. Dadurch aber, daß die Kurden zum überwiegenden Theil Muhammedaner sind (ein Drittel sind Kisilbasch, Rothköpfe, eine dem Islâm gegensätzlich, dem Christenthum aber freundlich gegenüberstehende Sekte), wird eine muhammedanische Majorität gegenüber einer christlichen Minderheit hergestellt.

Die Wurzel des gegenwärtigen Uebels liegt darin, daß die Politik der türkischen Sultane bereits seit dem sechszehnten Jahrhundert darauf ausging, das kurdische Element aus dem südlicher gelegenen Randgebirge des armenischen und des persischen Hochlandes auf das große Plateau selbst herauszuziehen, auf dem die Quellen des Euphrat, des Tigris, des Arees und der große See Wan liegen. Edresi, der Minister Sultan Selims I., selbst ein Kurde von Bitlis, siedelte, nachdem Persien 1514 die östlichen Theile des armenischen Hochlandes an die Türkei verloren hatte, längs der Grenze einen Theil seiner Stammesgenossen auf dem Hochlande an. Dieser ersten Maßregel ist dann später eine Reihe ähnlicher gefolgt, theils in dem Bestreben, in den Kurden ein wehrhaftes Element gegen den persischen und russischen Nachbar zu haben, theils um einen Druck auf die, wie man meinte, zur Empörung neigende armenische Bevölkerung auszuüben. Der Kurde aber ist von Natur ein wandernder Hirt; in seiner ursprünglichen Heimath zieht er vom Frühling an mit dem vorrückenden Sommer aus dem niedrigen Vorkamme des großen iranisch-armenischen Randgebirgs-Systems in immer höhere Gegenden hinauf, wo er wegen des kühleren Klimas und des großen Wasserreichthums noch frische Weiden findet. Wenn der Herbst naht, so vollzieht sich diese ganze Bewegung nach rückwärts und den Winter verbringen die Leute in Gebieten, die immerhin noch so warm sind, daß sie auch in den kältesten Monaten ein festes Dach und Haus entbehren lassen. Mit der Ansiedelung einzelner Stämme auf dem Plateau, das zum Beispiel in der Gegend von Erserum einen sechs Monate währenden Winter mit sibirischen Kältegraden und meterhohem Schnee hat, verloren die Kurden natürlich die Möglichkeit dieser Lebensweise und mußten ganz, oder doch wenigstens halb, ansässig sein. Auf jeden Fall war es nicht möglich, den Winter ohne feste, steinerne Häuser zuzubringen. Angenommen selbst, daß sich im Sommer genügend Weideland auf dem Plateau vorfindet, um die kurdischen Heerden neben denen der Armenier zu ernähren (das ist aber bereits nicht der Fall), so muß doch der Zwang zur, wenn auch nur theilweisen, Ansässigkeit nicht anders wirken als darauf-hin, daß die Leute über kurz oder lang selbst auch den Ackerbau ergreifen.

Digitized by Google

Nun haben aber schon von Altersher die Armenier das keineswegs sehr reichlich vorhandene brauchbare Acker- und Weidegebiet auf dem Hochlande inne. Schiebt sich also der Kurde dazwischen, so beraubt er den Armenier; er muß es aber wohl oder übel thun, um selbst zu existiren, und da er erstens der Stärkere, zweitens der Muhammedaner und drittens der von der Regierung Gefürchtete ist, so hat er natürlich immer Recht, und der Armenier, der es versucht, sich seiner Haut und seiner Habe zu wehren, ist der Empörer und der Revolutionär.

Zum Schluß gelangt Lynch zu einem positiven Vorschlage für die Lösung der armenischen Frage; er schlägt die Bildung von drei großen Provinzen und General-Gouvernements vor. Das erste, das des Schwarzen Meeres, soll sich vom Hochlande herab bis an die Küste des Pontus erstrecken, das zweite soll das eigentliche Plateau umfassen, und das dritte, Kurdistan, von Kerkuk und Suleimanieh bis über Diarbekir hinaus und gegen Charput. Das praktische Hauptprinzip der Verwaltung der Regierung dieser drei großen Bezirke müßte dann dieses sein: für Kurden wie für Armenier nach Möglichkeit die Bedingungen einer für beide Theile naturgemäßen Lebensweise wieder herzustellen, d. h. sie nach Möglichkeit auseinander zu siedeln und die nicht zu entfernenden Reibungsflächen zu vermindern. Das Hochlands-Gouvernement (ein sehr richtiger Gedanke) dürfte nicht von einem der bestehenden Zentren, Wan oder Erserum, aus verwaltet werden, sondern von einem wirklich in der Mitte gelegenen Platze.

Man wird Lynch Recht geben können, wenn er einen solchen Weg bei gutem Willen der türkischen Regierung für einen beschreitbaren erklärt. Gegenwärtig ist allerdings die türkische Politik auf das genaue Gegentheil der Vorschläge Lynchs hin gerichtet: Man hat bald nach dem Berliner Kongreß die Grenzen der „von Armeniern bewohnten Provinzen" mit Absicht und viel Geschick so verändert und verzogen, daß Armenier, Kurden und Türken in den einzelnen Verwaltungsgebieten nach Möglichkeit ineinander gewirrt erscheinen, und daß die muhammedanischen Majoritäten überall so groß wie möglich sind. Der Verfasser rechnet mit der Möglichkeit, daß das türkische Armenien über kurz oder lang doch einmal russisch wird, und er unterstreicht im Zusammenhang hiermit stark den Satz, daß diejenige Nation, die das Hochland beherrscht, auch mit Leichtigkeit entlang dem Lauf der großen Ströme, die von dort herabkommen und dem Persischen Golf zufließen, den Weg an die Ufer des südlichen Meeres suchen werde. Dem gegenüber müsse auch England sein Interesse wahren und rechtzeitig vorbeugende Maßregeln treffen. Welches diese Maßregeln sein sollen, sagt Lynch nicht mit deutlichen Worten, aber zwischen den Zeilen steht deutlich genug zu lesen, daß er die Hineinziehung des Landes am Unterlauf des Euphrat und Tigris und des alten Babylonien mit Bagdad in die politische Kontrolsphäre der indischen Regierung meint. Eben daraufhin zielen ja auch die Absichten des jetzigen Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, die wir in den „Preußischen Jahrbüchern" vor Kurzem im

Digitized by Google

Zusammenhange mit den großen Plänen von Willcocks über die Wiederherstellung des babylonischen Kanalsystems und die Erbauung der Bahn von Bagdad bis zum Persischen Golf mit englischem Kapital etwas eingehender dargelegt haben. Paul Rohrbach.

„Beiträge zur Missionskunde" aus dem Verlag der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. I. F. W. Leuschner, „Aus dem Leben und der Arbeit eines China-Missionars". II. F. W. Leuschner, „Der Reischrift". III. Pastor Julius Richter, „Die Mission und die christlichen Völker". IV. C. J. Voskamp, „Confucius und das heutige China". V. Dr. A. Merensky, „Statistische Angaben über den Stand des gesammten evangelischen Missionswerkes".

Bereits vor längerer Zeit habe ich Gelegenheit gehabt, in den „Preußischen Jahrbüchern" auf zwei Schriften des ausgezeichneten China-Missionars Voskamp hinzuweisen, die gleichfalls im Verlag der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft erschienen sind. („Aus der verbotenen Stadt", „Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes".) Auch die vorstehend genannten kleinen Hefte können allen denjenigen, denen daran liegt, die praktischen Erfahrungen unserer Missionare im Auslande für sich zu nutzen, nur empfohlen werden. Es ist tief zu bedauern, daß in Deutschland zwischen der Missionsliteratur und den Wissenskreisen der übrigen überseeisch interessirten Welt immer noch eine so tiefe Kluft besteht, daß beide Theile nur in einzelnen Fällen und mehr zufällig von einander Kenntniß nehmen. In England und Nordamerika ist dieser Zustand lange schon überwunden, und alles wichtige Material, das von den Missionaren in Asien, Afrika oder sonstwo gesammelt und zur Darstellung gebracht wird, gelangt durch verschiedene Kanäle in die Sammelbecken des allgemeinen Wissens hinein. Daran, daß bei uns nur erst geringe Anfänge hierfür existiren, ist zum Theil allerdings der traktätchenhafte oder erbauliche Stil vieler Missionsschriften schuld, zum Theil aber auch das sehr unmotivirte Vorurtheil unserer Gebildeten, die Mission sende im Großen und Ganzen doch Leute aus, die nicht recht ernst zu nehmen sind. Die Schriften der Berliner Missionsgesellschaft zeichnen sich nach dieser Richtung hin zum großen Theil in bemerkenswerther Weise aus. Daß die Verfasser ihren Standpunkt der christlichen Glaubensboten unter heidnischen Völkern verleugnen, wird Niemand von ihnen verlangen noch erwarten; innerhalb dieser ihrer besonderen Interessensphäre bringen sie aber, und besonders für China, außerordentlich viel Stoff, für dessen Vermittelung Politiker, wie Oekonomen und Ethnographen ihnen nur dankbar sein können.

Paul Rohrbach.

Digitized by Google

Dr. Curt Boeck. Durch Indien ins verschlossene Land Nepal. Ethnographische und photographische Studienblätter mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämmtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze. Leipzig 1903. Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn. 319 S. 8°, Preis gebunden 10 Mk.

Das Buch, das der Königin-Wittwe Carola von Sachsen gewidmet ist, kann zwar nicht, wie der ganz außergewöhnlich marktschreierische Waschzettel des Verlages behauptet, als eine „wissenschaftliche" Leistung angesehen werden, aber es entbehrt darum doch nicht eines gewissen Werthes. Dieser Werth liegt darin, daß der Verfasser erstens in der That ein höchst geschickter und geschmackvoller Photograph ist, der uns mit einer feinen Auswahl und zugleich verschwenderischen Fülle indischer Aufnahmen förmlich überschüttet; zweitens darin, daß auch seine Art, das Gesehene zu schildern, etwas vom Wesen der photographischen Camera an sich hat, der es zwar versagt ist, zu beseelen und in die Tiefe zu dringen, die aber dafür das, was auf der Oberfläche liegt, geschickt handhabt, mit unvergleichlicher Treue und Schärfe reproduzirt. Die eigentlich politischen und sozialen Probleme des anglo-indischen Reiches streift der Autor kaum, und wo er sich bemüht, es zu thun, sieht man deutlich genug, daß ihm die spezielle politische Bildung nicht zu eigen ist; dafür schildert er aber die einzelnen vor Augen liegenden Lebenserscheinungen der indischen Welt in buntem Durcheinander mit großem Geschick und vor allen Dingen mit stellenweise bewunderungswürdiger Anschaulichkeit. Auch der Ausflug nach dem indischen Alpenland Nepal, von dessen Arrangirung allerdings etwas reichlich viel Wesens gemacht wird, ist unter diesem Gesichtspunkt ein sehr interessantes Unternehmen. Zwar wissen wir von Nepal in wissenschaftlicher Beziehung weit mehr, als der Verfasser anzunehmen scheint (in der Hauptstadt des Landes sitzt dauernd ein englischer Resident), aber hier in dieser immerhin schwer erreichbaren und abgeschlossenen Gegend wird die Photographiekunst Boecks von doppeltem Werth. Geradezu ideal ist die Art, auf die er sich mit einer eigens konstruirten Geheimcamera unter dem steten Mißtrauen der allem Photographiren — wie gewöhnlich im Orient — begreiflicher Weise höchst abgeneigten Bevölkerung selbst in den schwierigsten Situationen immer noch ganz famose Aufnahmen zu verschaffen verstanden hat.

Paul Rohrbach.

Deutschland unter den Weltvölkern. Materialien zur auswärtigen Politik. Von Lic. Dr. Paul Rohrbach, Landeskommissar für die wirthschaftlichen Angelegenheiten in Deutsch-Südwestafrika. 200 S. Buchverlag der „Hilfe". Berlin-Schöneberg 1903, brosch. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Unser Mitarbeiter Paul Rohrbach ist vom Kolonialamt kommissarisch

Digitized by Google

nach Südwestafrika gesandt worden, um die Besiedelungs-Möglichkeiten in dieser gesundesten, aber wegen der schlechten Bewässerungsverhältnisse unergiebigsten unserer Kolonien zu studiren. Einen besseren Mann für diese Aufgabe konnte man nicht wohl finden. Ob überhaupt aus jenem Gebiete etwas Wesentliches zu machen ist, vermag noch Niemand zu sagen; wenn aber die Möglichkeit existirt, so ist gewiß Herr Rohrbach mit seinem wunderbaren Blick für Land und Leute, seiner historisch und geographisch vertieften Erfahrung, der lebendigen Phantasie, die doch nie den festen Boden der Thatsachen unter den Füßen verliert, die rechte Persönlichkeit für die Lösung eines solchen Problems. Es ist ein höchst erfreuliches Zeugniß für die Vorurtheilslosigkeit unserer Kolonialverwaltung, daß sie, die bureaukratische Schablone völlig bei Seite schiebend, in dem Lizentiaten der Theologie und Doktor der Philosophie den Pfadfinder für die Praxis erkannt und in ihre Dienste gezogen hat.

Unmittelbar ehe Herr Rohrbach, ganz überraschend und nach kurzer Erwägung, in die neue Stellung eintrat, hat er noch das obige kleine Buch fertiggestellt, als dessen eigentliches Thema man den Uebergang Deutschlands von der europäischen Politik des Fürsten Bismarck zur heutigen Weltpolitik bezeichnen kann. Es ist ja merkwürdig genug, wie wenig Leute noch immer von der Größe und Tragweite der Abwandlung, die sich hier vollzogen hat, eine Vorstellung haben. Man kümmert sich ja in Deutschland eigentlich nicht um die auswärtige Politik. Wunderhübsch sagt Rohrbach (S. 79): „Es ist ja freilich Thatsache, daß unsere verfassungsmäßige Volksvertetung, der Reichstag, in seiner geistigen Struktur keineswegs als einigermaßen genaues Abbild der Nation betrachtet werden kann, aber es ist immerhin bedeutsam genug, daß unter den 397 Volksvertretern die überwältigende Mehrzahl in allen Fragen auswärtiger Politik sich mit Bewußtsein als Masse der höheren Führung einer mit den „Weihen" dieses Mysteriums versehenen Bureaukratie und Diplomatie unterordnet, und daß dort, wo entweder eine kleine Minderheit entschlossenere Anschauungen in auswärtigen Dingen vertritt oder gewisse Einzelfragen dahin gehöriger Art gelegentlich auch etwas breitere Schichten des Parlaments aufrühren, entweder eine höchst bedauerliche Verkennung der elementarsten Grundgedanken unserer internationalen Lage oder eine unbegreifliche Selbsttäuschung über das Verhältniß zwischen den Machtmitteln und den wirklichen oder vermeintlichen Ansprüchen Deutschlands in auswärtigen Dingen zu Tage tritt. Sieht man sich aber außerhalb des Reichstages im Volke selbst um, so ergiebt sich ein um nichts erfreulicheres Bild. Man mag die Presse, die Debatte in der politischen Versammlung, das politische Vereinsleben oder die Erfahrungen des gesellschaftlichen Verkehrs zu Grunde legen — überall können besten Falls doch nur vereinzelte Spuren und Ansätze zu einer solchen Anschauung unserer weltpolitischen Situation gefunden werden, die nationales Selbstbewußtsein, Willen zur nationalen Macht und Einsicht in den realen Thatsachenbestand sammt seinen

Digitized by Google

Konsequenzen in sich vereinigte. Einem Theil dieser genannten Erfordernisse, aber leider keineswegs allen, kommt die politische Gruppe der sogenannten Alldeutschen nach. Sie ist es, die vor allen Dingen den Willen zur Macht als die unterste und wichtigste Grundlage für eine Besserung der Zustände bei uns zu entwickeln strebt, aber weiterhin begeht sie nach zwei Seiten hin Fehler, die in ihrer politischen Wirkung so groß und verhängnißvoll sind, daß sie genügen würden, in Kürze eine unerhörte nationale Katastrophe über uns hinaufzubeschwören, wenn der praktische Einfluß der Alldeutschen auf den Gang der auswärtigen deutschen Politik größer wäre, als er thatsächlich ist. Diese beiden Fehler sind: die mangelhafte Abschätzung des vorhandenen Quantums politischer Macht, das Deutschland zur Zeit nach auswärts in die Waagschale werfen kann, und die verkehrte Vorstellung, das politisch-deutsche Interessengebiet decke sich, von noch weitergreifenden überseeischen Ansprüchen und Wünschen abgesehen, jedenfalls mindestens mit dem Verbreitungsbezirk der national-deutschen Diaspora in Europa und über See. In erster Beziehung ist das Verhalten der Alldeutschen während des südafrikanischen Krieges besonders lehrreich."

Den hier gekennzeichneten Mängeln in unserem öffentlichen Dasein will das Buch entgegenwirken, und man darf sagen, daß es dazu vorzüglich geeignet ist. Manchen Ansichten möchte ich freilich widersprechen, aber das Ganze, gleich werthvoll durch das Material, das geboten wird, und anziehend durch die flüssige Form des Vortrages kann nicht genug empfohlen werden. Delbrück.

Germanistik.

Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes von Dr. H. Werneke, Oberlehrer. Verlag von G. D. Baedeker in Essen 1903. Preis 80 Pfg. 42 S.

Werneke kämpft mit temperamentvoller Einseitigkeit für eine gute Sache. Er befehdet die fatale Sucht namentlich unserer modernen Sprache, durch gehäufte Komposita einer pedantischen Ueberdeutlichkeit zu genügen, und vor Allem die puristische Marotte, uns Zusammensetzungen statt der gehaßten Fremdworte aufzudrängen. Bei diesem Kampf hat Werneke keinen Geringeren als Jacob Grimm an seiner Seite. Aber ich fürchte, der große Philologe würde sein Haupt verhüllen, wenn er sähe, wohin unser Autor in der Hitze des Gefechts sich versteigt. Er unterwirft die deutsche Sprache einer „ästhetisch-formalen Kritik" nach drei Gesichtspunkten: Kürze, Originalität, Wohllaut. Sie besteht sehr schlecht vor dem gestrengen Richter. Der aber hat zum Glück eine Panacee für alle ihre Schwächen bei der Hand: die Fremdwörter, denen das Englische seine „beispiellose Fülle, Kraft und Tiefe" verdankt, das Englische, das Werneke uns sogar

Digitized by Google

als Schönheitsmuster vorzuhalten die Courage hat. Kürze ist praktisch, aber darum noch lange kein ästhetisches Gesetz; wer unter diesem Banner den Kompositis zu Leibe rückt und von dem guten Stilisten verlangt, daß er „in jedem Falle" Schüler statt Schulknabe, Gerät statt Werkzeug, Pranger statt Schandpfahl, Gerberei statt Lederfabrik sage, der beweist damit ein eben so stumpfes Sprachgefühl wie die Helden, die nicht begreifen können, warum man für „Esprit" nicht lieber gut deutsch „Geist", für „Takt" nicht „Feingefühl" verwenden will. Und die „Landratur", die Wernecke für „Landrathsamt" empfiehlt, erinnert an die bösesten Ausschreitungen des Sprachvereins. Ein gesunder Gedanke liegt seinem Drängen auf Kürze zu Grunde: unzweifelhaft besitzen die bildsameren und leichteren Simplicia und einfachen Ableitungen große Vorzüge vor den schwerfälligeren Kompositis. Aber so drastische Universalmittel, wie sie Wernecke verschreibt, sind einer reich und fein organisirten Sprache, wie der unseren, nicht mehr bekömmlich. — Ueberraschen wird es Manchen, daß auch die „Originalität" unserer Sprache durch die Fremdwörter gefördert werden soll. Nun, die von Wernecke gepriesene „Originalität" schmeckt ein wenig nach Freiligraths Gnu-Canoe-Reimen. Aber ich gebe wiederum zu, daß ein richtiges Empfinden bei Wernecke mitspielt. Wirklich kann eine Beimischung fremder Elemente schon dadurch, daß sie fremd sind und klingen, eine Sprache erfrischen und beleben, fremde Worte lösen alsbald ganz andere Assoziationen aus als heimische, und der Kontrast wird die Empfindlichkeit für die eigenthümlichen Vorzüge des eigenen Sprachgutes steigern. — Ganz aus dem Gleichgewicht geräth Wernecke bei der Frage des Wohlklangs. Die alten, nicht unberechtigten Vorwürfe gegen unsere Sprache: zu viel Konsonanten, zu wenig Vokalfärbung erschallen in Posaunenstößen. Wernecke berauscht sich an den „reichen, kräftigen und seelenvollen Vokalen" der Fremdworte im Gegensatz zu dem charakterlosen e unserer Nebensilben. Gut! Aber warum befriedigen vokalisch wohllautende Bildungen wie „Reichthum, Schönheit, Leitung" das Ohr des Kritikers so wenig? Nun, weil es wieder die verpönten Komposita sind oder doch etwas Aehnliches, und die sind stets im Unrecht. Wernecke fehlt jedes Gefühl für die gedrängte sinnliche Kraft, für die Ausdrucksfähigkeit vieler Zusammensetzungen, für den großen rhythmischen Werth, der der absteigenden Betonung von Worten wie „hóldsèlig, Hóchmèister" innewohnen kann. Freilich, wie dürften sie wetteifern mit so reizvollen und leichten Ableitungen, wie etwa notification, spiritualisation, contemporanéité, reducibility u. s. w., deren voller Zauber uns namentlich aus englischem Munde unwiderstehlich bestrickt. So bekommt es Wernecke denn auch fertig, den umständlichen französischen und englischen Umschreibungen mit à, of vor unserer Komposition den Preis zu reichen. Und selbst Phlegma muß sich unsere arme Sprache nachsagen lassen, den Vorwurf, den sie mit ihrer leidenschaftlichen Sinnesemphase wahrhaftig am wenigsten verdient. Da wundern wir uns nicht mehr, zu erfahren, daß die Fremdwörter ihre Begriffe „mit einer Richtigkeit, Fülle,

Digitized by Google

Allseitigkeit, Unabhängigkeit" ausdrücken, die selbst unsere vollgültigen (nicht komponirten) Worte nicht immer besitzen, daß sie berufen sind, mit südlichem Wohlklange und südlicher Lebhaftigkeit sanftere und erhebendere Vorstellungen in eine rauhe und neblige Gedankensphäre zu mischen.

Nein, Herr Werneke! Blinder Eifer schadet nur und allzu scharf macht schartig! Die Fremdwörter haben etwas vom terminus technicus an sich: darin liegt ihre Stärke und ihre Schwäche. Unschätzbar für ganz scharfe, präzise Begriffsbestimmungen zumal in der wissenschaftlichen und technischen Sprache, unentbehrlich ferner für die Mehrzahl der Dinge, die uns nach Geschichte und Natur ursprünglich fehlen, haben sie doch an dem inneren Leben der Sprache wenig Antheil, und sie versagen, sowie unsere Rede in die heimlichen Tiefen der Seele dringen, den Adel erhöhtester und zartester Stimmung gestalten will. Es scheint mir wirklich ein großer Vorzug unserer Sprache, daß sie in ihren gehobensten Momenten zur „Reinheit" strebt. Das ändert aber gar nichts daran, daß die landesübliche Fremdwörterhetze auch in meinen Augen eine blinde und widerwärtige Barbarei ist, um so lächerlicher, als unsere Sprache in Wahrheit an Fremdwörtern hinter dem Französischen oder gar Englischen eher zurücksteht. Werneke sagt sehr beherzigenswerthe Worte, wenn er Fremdwörterreichthum als einen Gradmesser geistiger Kultur darstellt, wenn er unsere Bildungsgeschichte aus ihren Fremdworten heraus skizzirt. Wäre es wahr, daß die Reformationszeit uns keinen Fremdwörterzuwachs gebracht hat, so dürfte man getrost daraus schließen, daß sie zu einer Verengung des Horizontes neigte. Der Verlust eines Fremdwortes bedeutet stets den Verlust eines Begriffs oder doch einer Begriffsnuance; und wenn im Alltagsleben deutsche Umschreibungen fremder Worte das Original zuweilen ganz leidlich vertreten mögen, wenn unsere Sprache unter glücklichen Umständen selbst reichlichere Verdeutschungen „abgezogener Kunstworte" darum ohne viel Schaden verdaut hat, weil man das Fremdwort durch die deutsche Nachbildung durchhört oder -fühlt, so führt doch die systematische Fabrikation deutscher Ersatzkomposita auf alle Fälle zur Vergröberung sprachlichen Empfindens. Der patriotische Ehrgeiz, der gegen die Fremdwörter wüthet, verdient allen den Hohn, den Werneke über ihn ausschüttet. Trotzdem würde ich wünschen, daß der Ton der Kapuzinade, den Wustmanns cholerische Natur in sprachliche Erörterungen eingeführt hat, nicht gar so viel Schule machte. Den Sprachnerven der teutschen Männer, die es für eine nationale Pflicht halten, Schriftthum statt Literatur zu sagen, mag dieser Ton freilich angemessen sein. Roethe.

Oskar Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig 1902. 263 Seiten. 8°.

Oskar Weises Buch, das sein erstes Erscheinen einer erfolgreichen Bewerbung um einen Preis des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins ver-

Digitized by Google

dankte, ist jetzt zum vierten Mal herausgekommen; und es verdient die Verbreitung, wie seiner Zeit die ihm gewordene Auszeichnung. Es ist durchaus geeignet, Kenntnisse über unsere Muttersprache in Kreisen zu verbreiten. die begriffen haben, daß es auch in sprachlichen Dingen mit der Gesinnung allein nicht gethan ist. Man darf sagen, und der Erfolg des Buches bestätigt es, das Verlangen von viel Tausend Deutschen nach einer andern als elementar-grammatischen Unterweisung in der Muttersprache war bisher unbefriedigt geblieben; hier fand sich nun der rechte Mann: er wußte, was man zu wissen wünschte, und wußt es auch zu lehren. Verwöhntern Ohren wird sein Stil nicht immer zusagen: wo dieser einen höhern Flug nimmt, und das geschieht sehr oft, glaubt man einen Sänger zu hören, der in lauter unreinen Tönen singt. O. S.

Herm. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger. XLII 418 und X 411 Seiten.

Eine aus polemischen Anlässen hervorgegangne Skizze hat sich zu einem stattlichen Werke von zwei Bänden ausgewachsen. Als Leser denkt sich der Verfasser vornehmlich Lehrer des Deutschen. Es ist bekannt, daß die grammatische Wissenschaft bis vor Kurzem ihre ganze Leidenschaft der Laut- und Formenlehre zuwandte; erst in neuerer Zeit treten Satzbau und Stilgeschichte wieder mehr in den Vordergrund. Weniger bekannt ist, daß noch heute vielfach an höheren Schulen deutscher Unterricht in Händen von Lehrern liegt, die zu der Wissenschaft von der deutschen Sprache kein inneres Verhältniß haben (wie zur Zeit der Sophisten, soll eine gewisse philosophische Vorbildung Sachkenntniß ersetzen). Ob nun gerade solche Lehrer zu diesen beiden Bänden greifen werden, ist zweifelhaft; aber sicher, daß wer immer sich schnell über Fragen der deutschen Syntax unterrichten will, so auch der Schriftsteller, der etwas auf seine Sprache hält, viel lernen kann aus diesem Buche, das in übersichtlicher Anordnung, aus alter und neuer Literatur, aus Urkunden und Reden, aus Mundart und Umgangssprache, eine Fülle von lehrreichen Beispielen bietet, und ohne dem Leser allzu schwierige Distinktionen zuzumuthen, ihn überall zu fruchtbaren Betrachtungen anregt. Gerade in der Muttersprache ist ja, nach Ueberwindung gewisser Vorstufen, Aufforderung zu eigener Urtheilsbildung wichtiger als Vorschriften und namentlich Verbote, die nur zu leicht, wenigstens nach deutschen Begriffen, kräftig pulsirende Lebensadern unterbinden.

Es ist hier nicht der Ort, gelehrte Einzelheiten zu kritisiren. Bei dem jetzt auf diesem Gebiete herrschenden regen Leben kann es nicht ausbleiben, daß nach abermals neun Jahren manches in diesem Buche ein anderes Gesicht erhält, die historischen Fernblicke sich erweitern, die psychologische Analyse sich verfeinert. Das Buch ist (mit preußischer Staatsunterstützung) sehr splendid gedruckt: es könnte im Innern leicht eine Vermehrung erfahren, ohne in seinem Umfange zu wachsen. O. S.

Digitized by Google

Literatur.

„Heinrich von Stein und seine Weltanschauung" von Houston Stewart Chamberlain und Friedrich Poske. Leipzig und Berlin bei G. H. Meyer. 1903.

In dem vierten Evangelium wird uns erzählt, wie Jesus einst mit seinen Jüngern in einem Städtchen des galiläischen Berglandes zur Hochzeit geladen war. Schon hatte sich, als er eintraf, der übliche Festrausch gelegt, und der schäumende Wein der Freude war nach dem ergiebigen Mahle in wässerige Stumpfheit übergegangen. Doch nun, da sich der Herr zu den Hochzeitsgästen gesellte, schien plötzlich Alles wie von Neuem geboren; immer reiner und heiliger und seliger wurde die Stimmung, denn von der schlichten Größe dieses Mannes ging ein wundersamer Quell des Lebens aus, der Herz und Sinn der Hochzeitsleute mit neuer, ungeahnter Geisteskraft erfüllte. Alles fühlte sich von geheimnißvollen Flügeln zu den lichten, ewigen Höhen emporgetragen, und es war just so, als ob sich das nüchterne Wasser des Alltagslebens in den köstlichsten Gotteswein verwandelt habe. — Das ist die befreiende, erhebende, Leben zeugende Kraft, die von allen ursprünglichen, in dem wahrhaften Gottesgeiste lebenden und sich bethätigenden Persönlichkeiten ausgeht. Sie ist am mächtigsten gewesen in dem Menschensohne aus Nazareth, aber sie ist mit ihm nicht wieder von dieser Erde verschwunden, sondern hat sich fort und fort kundgethan in auserwählten Naturen. Nicht, was solche Menschen lehren oder thun, ist das Entscheidende, sondern was sie sind. Es ist die in ihnen zur That gewordene, harmonische Vereinigung des Unendlichen mit dem Endlichen, des Göttlichen mit dem Menschlichen, des Geistigen mit dem Sinnlich-anschaulichen, des Allgemeinen mit dem Individuellen —, eine Einheit, die aus ihrem Leben befreiend und beseligend hervorstrahlt, und so in der Umgebung die triebkräftigen Keime zur Entwicklung neuer, höherer Lebensformen befruchtet. Wir fühlen uns durch das Zusammentreffen mit solchen Persönlichkeiten hinausgehoben über das Gemeine und Vergängliche des irdischen Daseins und spüren etwas von der Heiligkeit des Ewigen, wie es in diesen Naturen Gestalt gewonnen hat.

Ein gut Theil dieser Wirkung ging auch von dem früh verstorbenen Aesthetiker Heinrich von Stein aus, dem nun H. St. Chamberlain und Fr. Poske in der vorliegenden Schrift einen neuen, schönen Kranz pietätvollen Gedenkens geflochten haben. Dieses Büchlein enthält drei Theile: zuerst die frisch und interessant geschriebene Darlegung der geistigen Entwicklung Steins von Chamberlain, dann die als „Vermächtniß" bezeichneten letzten Aufzeichnungen Steins selber und endlich eine geistvolle Zusammenfassung seiner Weltanschauung von Friedrich Poske.

„Das Einzige absolut Wichtige und Werthvolle der ganzen Welt ist die Eigenart des menschlichen Innern." Dieser Satz Steins aus seinem wissenschaftlich bedeutsamsten Werke „Entstehung der neueren Aesthetik" be-

Digitized by Google

zeichnet zugleich am deutlichsten die Richtung seiner eigenen Geistesthätigkeit. Wir besitzen von ihm eine Reihe wissenschaftlicher und poetischer Arbeiten, die sich auch schlechthin als solche auf ihrem Sondergebiet wohl sehen lassen dürfen, aber bei all diesen Unternehmungen war es ihm doch zuguterletzt weder um die reine Poesie noch um die reine Wissenschaft zu thun. Das Kunstwerk, dessen Idee ihn innerlich bewegte, war doch weder ein ihm vorschwebendes, vollendetes Gebilde im Reich der Töne, noch der Farben, noch der sprachlichen Ausdrucksweise, sondern es war der Mensch selber in seiner unmittelbaren Lebendigkeit. Und so stand es auch mit der Wissenschaft; sie war ihm nicht Selbstzweck, sondern ebenso wie die Kunst nur Mittel, schöpferisches Mittel, um dadurch sowohl das höchste Geistesprodukt, wie das höchste Kunstprodukt zugleich zu erzeugen: die reine, in sich vollendete menschliche Persönlichkeit. Er gehörte zu den Auserwählten, in denen die unendliche, göttliche Bestimmtheit der Einzelseele nicht unter der harten Schale der selbstischen Ichheit verschlossen blieb, sondern frühe schon lebendig zum Durchbruch kam und so die Individualität mit ihrem ewigen Gehalte wahrhaft schöpferisch erfüllte. Der Drang dazu, den Gott im Menschen zu befreien und ihm in der eigenen Individualität Gestalt zu geben, ist freilich jeder echten Menschenseele angeboren; aber während dieser höhere Trieb bei den meisten selbst der Tüchtigeren nur die Kraft gewinnt, die Ichheit moralisch, gesetzmäßig, pflichtgehorsam in Zucht zu nehmen, ohne die Schranken der empirischen Gebundenheit des Ichs an sich verklärend aufzuheben und so den göttlichen Lebensgeist unmittelbar von innen her einströmen zu lassen, wirkt dieser selbe Trieb bei den echten Gotteskindern als der Zauberstab, die Schleusen des Unendlichkeitsgeistes in dem endlichen Individuum zu öffnen. Was sich der genialen Persönlichkeit auf diese Weise enthüllt, kann sich je nach der Eigenart des Einzelnen verschieden aussprechen, sei es in der Form rein wissenschaftlicher Erkenntniß, sei es in der Sphäre der künstlerischen Anschauung oder sonstwie. Bei Stein nahm Alles, ob er sich nun in philosophische Untersuchungen vertiefte oder ob er sich poetischer Gestaltung hingab, eine prophetisch-ästhetische Wendung auf die unmittelbare Veredlung der sittlichen Lebensgestaltung. Von dieser Seite aus müssen daher auch seine Schriften vornehmlich gewürdigt werden.

In feinsinniger Weise hat Chamberlain diesen Grundzug in dem biographischen Essay verfolgt. Es ist überaus charakteristisch, wie Stein Anfangs noch unsicher in diametral entgegengesetzten Gebieten umhertastete, ehe er sich selber fand. Erst Theologe, wirft er sich alsbald auf naturwissenschaftliche und mathematische Studien und wird materialistischer Positivist, ohne sich jedoch auch auf diesem Boden dauernd anzusiedeln. Dann aber schlug die Entscheidungsstunde; seine Lebensbestimmung kommt ihm sofort klar zum Bewußtsein, als er dem Meister von Bayreuth zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht begegnete. In der That ist es staunenswerth, welche rein persönlichen Wirkungen, Anregungen, Erweckungen von Richard

Digitized by Google

Wagner ausgegangen sind; auch wenn er keine Zeile geschrieben und keinen Satz komponirt hätte, wäre allein dieses Zeugniß schon hinreichend, um unwiderleglich darzuthun, ein wie mächtiger Genius aus ihm sprach. Schon Lessing hat es verkündet, daß ein Genius nur von einem Genius entzündet wird; aber nur Wenige in der Weltgeschichte haben diese zündende Kraft in dem Maße besessen wie Wagner. Ihm war es gegeben, das unter der Asche glimmende Feuer durch die reinigende Gewalt seines Geisteshauches zu helleuchtender Lohe zu entfachen und so die Schöpferkraft zu entbinden, die da kommt aus Geist in Geist. Wie lauter und rein diese von Wagner ausgehende Geisteszeugung war, hat Chamberlain treffend veranschaulicht durch die Art, wie er Stein und Nietzsche in ihrer Beziehung zu jenem gegenüberstellt. „Stein darf vielleicht", so heißt es, „als der einzige Schriftsteller gelten, den man mit Recht einen Schüler Wagners nennen kann. Nietzsche ist auf einer ersten Entwicklungsstufe der Nachahmer und Erweiterer des Bayreuther Meisters; später wird er sein Gegner und Verlästerer. Stein, wenn auch weniger glänzend, besaß trotzdem mehr wirkliche Originalität; keine Zeile seiner Schriften kann als unmittelbare Nachahmung Wagners betrachtet werden. Seine geistige Physiognomie hat durch die Berührung mit seinem großen Freunde nicht die geringste Umwandlung erlitten, doch findet man überall bei ihm die Wagnerische Anregung, eine gewisse allgemeine Grundanschauung, Ueberzeugungen und Methoden, deren Quelle ohne Zweifel bei dem Verfasser von „Oper und Drama" zu suchen ist. — Nietzsche machte eine Periode durch, welche wir als „wagnerisch" bezeichnen können, Stein niemals. Nietzsche schrieb mit sprühend geistvoller Beredsamkeit ganze Bücher zum Lobe Wagners, um dann später seinen Gott zu verleugnen: in beidem erblicken wir Symptome eines schwachen und unfreien Charakters. Stein hingegen hat fast nichts über Wagner geschrieben und zitirt ihn kaum zwei oder dreimal in seinen sämmtlichen Schriften. Nietzsche bekennt ausdrücklich, daß er, um seine Unabhängigkeit zu wahren, genöthigt war, sich gegen Wagner aufzulehnen; Stein empfindet die seine niemals auch nur bedroht. Im Gegentheil, das erste, was er durch die Berührung mit Wagner gewinnt, ist das Bewußtsein der eigenen Kraft und Ursprünglichkeit; weder zur Rechten noch zur Linken weicht er von seinem Wege ab: wie er begonnen, so fährt er fort, keine Unterbrechung findet statt. Seine Lieblingsstudien bleiben die gleichen: Giordano Bruno, die Beziehungen der deutschen zur französischen Gedankenwelt, Fragen der Aesthetik, poetische Versuche; nichts hat sich auf der von ihm vertretenen Bahn verändert: nichts, und doch Alles! — Die Berührung mit dem Genie hat ihn sich selbst gegeben. Nicht die Lehren, die Schriften, die Kunstwerke Wagners haben ihn zum Manne gemacht, sondern die unmittelbare und lebendige Offenbarung des Genies: sein Blick versenkt sich in dieses Auge, sein Ohr vernimmt dieses Wort und mit einem Schlage gelangt er zur vollen Reife."

Aber es war nicht dionysischer Bacchantentaumel, noch das zu objektiver

Digitized by Google

Geisteskonzentration unfähige Uebermenschenthum, wovon sich Stein von da ab ergriffen und getragen fühlte, sondern gerade umgekehrt trieb es ihn zu immer mannhafterem Ringen mit sich selber und aller eitlen Homunkulität, um zunächst an sich gestaltend zu vergegenwärtigen und dann seinen erdgeborenen Brüdern den Weg zu zeigen, wie die Idee des ewigen Menschensohnes sich in der Persönlichkeit und ihrer Individualitätsbestimmtheit verklärt und unser endliches Dasein aus seiner animalischen Gebundenheit zu wahrhaft freier Schöpferthätigkeit erhebt. Wenn er so in ernster Feierstunde dem Zuge des Ewigen lauschte, verlebendigte er wohl, was er dann bewahrte, zuerst einmal in poetisch-philosophischen Sprüchen. Wir begegnen hier derselben Stilart, die durch Nietzsche wieder angewandt worden ist und seitdem vielfach nachgeahmt wird. Uebereifrige Verehrer des „Zarathustra" sind schnell mit der Erklärung bei der Hand gewesen, daß damit eine ganz neue Stilform ans Licht gekommen wäre. Das aber ist keineswegs zutreffend; man müßte denn den sehr dürftigen Rahmen, den Nietzsche um seine Aphorismensammlung herumkomponirt hat, als das eigentlich Neue ansehen, und auch dann ist es noch nicht richtig. Die Vorbilder, eine Idee durch aphoristische Sentenzen in ihren mannigfachen Beziehungen einzeln sichtbar zu machen, sind zunächst bei den Franzosen zu suchen: espritvolle Köpfe ohne wirklich wissenschaftliche oder künstlerische Gestaltungskraft, wie Pascal, Larochefoucauld und Andere, suchten sich auf diese Weise Gehör zu schaffen und erregten Bewunderung durch die scharf geprägte, oft paradoxe Ausdrucksweise. Vielleicht darf man auch an Epiktet, Mark Aurel und bei uns an eine solche Gestalt wie Angelus Silesius erinnern, der mit seinen Alexandrinern zwar an Gewandtheit der Form zurücksteht, aber alle jene Schriftsteller an innerer Tiefe bei Weitem übertrifft. Uns Deutschen liegt im Allgemeinen diese Stilform nicht; schon unsere Sprache ist dazu nicht so geeignet wie die französische, und dann steckt uns das Verlangen nach systematischer Gründlichkeit zu tief im Blut, als daß wir an subjektiven Maximen ohne festen, objektiv begründeten Zusammenhang lange Gefallen zu finden vermöchten. Wirkliche Bedeutung haben bei uns nur Goethes Sprüche und Xenien gewonnen, weil sie die Darstellung einer großen, in sich zusammenhängenden Lebenskonzeption zum Hintergrunde haben. Von Nietzsches aphoristischer Gedankenlyrik können wir das nicht sagen, weil Alles bei ihm in der Sphäre der Subjektivität beschlossen bleibt. Er will eine neue Weltanschauung erzeugen, und hat doch weder die Kraft, eine solche (wie sich das aus seinem Nachlaß nur allzu deutlich ergiebt) in systematischer Erkenntnißbegründung zu entwickeln, noch in künstlerischer Anschauung überzeugend zu gestalten; er hat sie deswegen nicht, weil er nur die Hälfte dessen sah, was heut noth thut und zum Leben drängt. Und was er so erfaßte, war noch dazu die minderwerthige Hälfte. Jede konsequente Durchführung seines Gedankens vom Uebermenschenthum hätte ihn schließlich von der Halbheit dieser Idee überführen müssen; und, wenn er immer wieder bei diesem

Digitized by Google

Versuch erkenntnißmäßiger Begründung erlahmte, so ist jenes der wahrhafte Grund, den er nur nicht zu erkennen und sich einzugestehen vermochte. Aber die von ihm erneuerte Stilform der sentenziösen Reflexionslyrik ließ diese fadenscheinige Einseitigkeit nicht sichtbar werden, und darum wird es verständlich, weshalb er nach allen anderen Versuchen immer wieder zu dieser Darstellungsweise zurückkehrte. Denn so wurde wenigstens nicht unmittelbar durchsichtig, daß er der große Denker und Dichter nicht war, wofür er sich hielt. Wenn wir nun diese selbe Ausdrucksform auch in dem vorliegenden „Vermächtniß" und sonst gelegentlich bei Stein finden, so müssen wir bedenken, daß er nicht so eitel war, derartige Soliloquien als etwas schon Vollendetes und zur Veröffentlichung Bestimmtes zu betrachten. Wir finden vielmehr, daß es nur die ersten Ansätze sind, seinen tieferen Erlebnissen, Anschauungen, Gedanken zunächst einmal für sich feste Gestalt zu geben; sie sind dann aber weiterhin dazu bestimmt, sich zu objektiven, wissenschaftlichen oder künstlerischen Gebilden auszureifen und damit erst ihre wahre Feuerprobe abzulegen. So führen sie uns in die Werkstatt seiner Geisteswelt und werden uns in dem Zusammenhange mit seiner Gesammtthätigkeit lieb als Urzeugnisse seines ringenden Schaffens. Einiges davon möge auch hier als Probe angeführt sein:

„Der Drang, der diese Welt erschaffen, ist einem Jeden unendlich bewußt."

„Hast Du eine That gethan, so mußte sie geschehen, der Drang des Wollens hat sie in Dir gethan; des Wollens, welches gut war, wenn Du gut bist, und böse, wenn Du böse bist."

„Alle Dinge sind endlich bestimmt und greifbar wirklich, der Drang ist unendlich."

„Das Leben des Steines ist schwer sein, das Leben der Pflanze ist reifen, das Leben des Menschen ist: besonnene Hilfe."

„Das Grabscheit ansetzen und der Pflanze helfen, daß sie erblüht und Dich nährt; das Zugthier anspannen, daß es sich sein Futter vom Felde holt und Dir dient; Deinem Bruder beistehen, daß er thut wie Du; das ist Dir, mein Bruder, wie die Schwere dem Stein und der Pflanze das Reifwerden."

„Fromme Andacht, auf daß Du besonnen werdest, das ist Dir, mein Bruder, wie der Pflanze die Blüthe und wie die Schönheit dem Meere."

„Freude ist die Leidenschaft, durch die wir besser werden. Soviel Du Dir und Anderen Freude stiehlst und verdirbst, daran thust Du Sünde."

Der Hand dieses Mannes ist der gestaltende Meißel entsunken, als er eben gerade seinem Gebilde den ersten Umriß gegeben hatte. Er hat daher nur bedeutende Anfänge seines Lebenswerkes hinterlassen, aber Anfänge, die doch alle den Stempel genialer Lebenserfassung an sich tragen. Immerhin war die Wirkung auf weitere Kreise dadurch beeinträchtigt, daß den einzelnen Arbeiten noch die Zusammenfassung zu einem eindrucksvollen

Digitized by Google

Ganzen fehlte. Hier ist nun Friedrich Poske eingetreten. Er vor Allen ist bemüht gewesen, die Schätze des Steinschen Nachlasses zu heben, und er hat sich jetzt der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, an der Hand des gedruckten und handschriftlichen Materials die Hauptlinien der Weltanschauung des früh verstorbenen Freundes zu einer übersichtlichen Einheit zusammenzufügen. Diese Abhandlung erzeugt einen tiefen Eindruck; sie ist warm, aber ohne Ueberschwänglichkeit geschrieben und weiß auch ihrerseits einen Hauch jener andachtsvollen und doch freudig erhobenen Stimmung wieder zu erwecken, die Stein im persönlichen Verkehr überall um sich verbreitete; sachlich aber macht sie völlig deutlich, von welcher Beschaffenheit die wesenhaften Züge des höheren Menschheitstypus sind, um dessen Verlebendigung sich jener mühte.

Möge daher auch dieses Büchlein dem Manne neue Freunde gewinnen, der durchdrungen von dem rücksichtslosen Streben nach reiner Wahrheit aus tiefster Ueberzeugung singen konnte:

Leisem Athem, Ahnung gleich
Weilt in allen Weiten Gott,
Wartend, daß der Mensch ihn wecke.

Charlottenburg. Ferdinand Jakob Schmidt.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Das Ende der Witteschen Finanzverwaltung.

Herr von Witte ist seines Postens als Finanzminister enthoben und statt dessen zum „Präsidenten des Ministerkomitees" ernannt worden. Dieser Wechsel, der sich in den letzten Tagen des August vollzog, aber in St. Petersburg bereits seit längerer Zeit als bevorstehend erörtert wurde (nur unmittelbar vorher waren die Gerüchte eigenthümlicher Weise ganz verstummt), kann, je nach seiner inneren Bedingtheit, sehr viel oder sehr wenig bedeuten. Der „Präsident des Ministerkomitees" in Rußland ist etwas ganz Anderes, als der „Vorsitzende des Staatsministeriums" in Preußen, der „Premierminister" oder „Kabinetschef" in anderen, parlamentarisch regierten Staaten. Er hat an sich weder einen bestimmt gearteten Einfluß auf seine Kollegen, noch eine Verantwortung für ihre Politik, noch in der Regel überhaupt ein Ressort. Nur selten haben bedeutendere Persönlichkeiten in Rußland die Stellung innegehabt; wohl aber hat man sie öfters als eine Art Ruheposten mit hervorragendem Rang und minimaler praktischer Bedeutung an hohe Funktionäre verliehen, die aus irgend welchen Gründen nicht formell in den Ruhestand versetzt werden sollten. So war z. B. der vor mehreren Monaten im Eisenbahnzuge zwischen Berlin und Eydtkuhnen verstorbene „Vorgänger" Wittes, Durnowo, eine gänzlich unbedeutende, schon allein durch Alters- und sonstige Gesundheitsbeschwerden zur Einflußlosigkeit verurtheilte Persönlichkeit, aber trotzdem „Präsident" des Ministerkomitees, in dem er schon seit Jahr und Tag praktisch nicht das Mindeste mehr zu sagen hatte. Ebenso ist es wohl denkbar, daß Jemand auf die Posten ernannt wird, selbst ohne vorher zum Ministerkomitee gehört zu haben oder überhaupt eine „ministerielle" Persönlichkeit zu sein. Die Funktion an sich bedeutet eben nichts weiter als den formellen Vorsitz bei den Sitzungen des Ministeriums, das übrigens, nebenbei bemerkt, auch keine organische Körperschaft ist, sondern aus Beamten besteht, die ohne jede gegenseitige Solidarität, Jeder rein persönlich für sein Ressort, dem Monarchen verantwortlich sind.

Diese eigenthümliche Natur der Stellung bringt es aber mit sich, daß der Präsident des Ministerkomitees, falls der Zar es will, eine Person von außerordentlicher Bedeutung werden kann — nämlich sobald er in die

Digitized by Google

Lage versetzt wird, den Berathungen des Konseils ihren stofflichen Inhalt anzuweisen und in der Behandlung der Materie als Beauftragter und persönlicher Vertrauensmann des Kaisers zu fungiren. Je nachdem kann also der Wechsel für Herrn von Witte entweder den Sturz von der Höhe der Macht oder eine noch weiter und tiefer in die Gesammtpolitik Rußlands greifende Verstärkung dieser Macht bedeuten. Allerdings ist dieser letztere Fall vorläufig der sehr viel unwahrscheinlichere, und zwar aus einem doppelten Grunde. Der erste ist der, daß gegenwärtig in Rußland neben dem Minister des Innern, von Plehwe, für einen zweiten Staatsmann mit außerordentlichen, mehr als ressortmäßigen Vollmachten schlechterdings kein Platz ist. Plehwe hat die Aufgabe (und betont sie selbst bei jeder Gelegenheit), mit dem Liberalismus und Revolutionarismus, der Gesammtheit der gegen den Fortbestand der unumschränkten Autokratie gerichteten Bewegungen, fertig zu werden. Hierbei ist es ihm bisher gelungen, und zwar in stets steigendem Maße, die Funktionen der übrigen Regierungszweige in einer seinen Absichten entsprechenden Weise zu beeinflussen, und es ist bekannt genug, daß er nach dieser Richtung hin nun schon seit Jahr und Tag einen Kampf gegen Witte führt — theils weil ihm dessen Finanzsystem die Bauern materiell ruinirt und auf diese Weise hier den Nährboden für die „Unruhe" bereitet, theils weil der Finanzminister auf ökonomischem Gebiet der Selbstverwaltung der Semstwos größere Konzessionen machen will und Plehwe hiervon eine gefährliche Rückwirkung auf das politische Gebiet befürchtet. Da nun bisher alle Zeichen noch auf eine Stärkung des Systems Plehwe gedeutet haben, so erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß Witte plötzlich über Plehwe triumphirt haben sollte — denn nur so könnte seine Ernennung zum Vorsitzenden des Ministerkonseils aufgefaßt werden, falls sie mehr als ein verschleierter Abschied von der Leitung des Finanzressorts ist.

Der zweite Grund für die Annahme, daß es sich für Herrn von Witte nicht um den Aufstieg, sondern um den Abstieg handelt, liegt in dem offenkundigen Zusammenbruch seines ganzen Systems. Wir haben uns seit lange bemüht, schon zu einer Zeit, als noch kaum an irgend einer anderen Stelle in Deutschland Zweifel an der finanziell glänzenden Situation Rußlands laut wurden, die Wahrheit über das Finanzsystem Witte bekannt zu machen, und wenn der jetzige Wechsel Vielen nicht unvermuthet kommt und die Tonart über russische Finanzen seit Jahresfrist in Deutschland eine total andere geworden ist, so ist das zum großen Theil ein Verdienst der „Preußischen Jahrbücher". Für unsere Leser erübrigt es sich also, nochmals ein Resumee der ökonomischen Lage Rußlands zu geben und Wittes Abgang hierdurch zu erklären. Nicht aber das ist nun das Entscheidende, was geschehen ist, sondern das, was jetzt kommen wird. Herr von Witte ist gegangen, unmittelbar nachdem er die erste Rate einer gewaltigen (natürlich „privaten") Eisenbahnanleihe in Paris zur Auflegung gebracht hatte. Von dieser Anleihe erzählen gut unterrichtete Leute, daß einige

Digitized by Google

Tage vorher im Finanzministerium in St. Petersburg mit den französischen Vertrauensleuten verabredet worden sei, wie viel Mal sie „überzeichnet" werden sollte, nämlich dreizehn Mal oder so ähnlich. Thatsächlich soll aber lange nicht der ganze Betrag an wirkliche private Abnehmer gelangt sein und der größte Theil auf Scheinzeichnungen (sogenannte Konzertzeichner) entfallen. Das würde immerhin auch ein gewisses Licht auf die „dreihundertfache" Ueberzeichnung der letzten Berliner russischen Anleihe werfen. Der Pariser Versuch war aber, wie gesagt, noch lange nicht Alles, was Herr von Witte vom französischen Geldmarkt zu holen beabsichtigte, sondern nur ein Vorstoß, eine erste Rate. Um die mörderischen Lücken zu stopfen, die der stete Goldabfluß reißt, genügen die 150 Millionen Franks lange nicht. Die „vertraulichen" Aufschlüsse in dem kürzlich auch an dieser Stelle behandelten Journal der Sitzung des russischen Reichsraths vom 12. Januar 1903 haben ja mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit gezeigt, wie trostlos es mit der Finanzlage im Allgemeinen und den berühmten „freien Baarbeständen" im Besonderen steht. All das hat zu dem Entschluß geführt: Herr von Witte muß gehen — gehen natürlich in der denkbar schonendsten Form, schon um den Kredit im Auslande nicht noch mehr zu erschüttern. Aber was nun?

Dreierlei erscheint möglich. Entweder wird weiter gewirthschaftet wie bisher, — nur daß man versucht, irgend einen Zauberkünstler zu finden, der die mißtrauisch gewordenen Sparbüchsen Europas noch einmal dazu bringt, daß sie sich für den russischen Abgrund öffnen. Das Zweite wäre, daß der Bankerott in irgend einer Form vorbereitet wird — aber nicht Herr von Witte soll ihn machen, sondern Jemand anders. Das Dritte endlich wäre der Versuch zu einer ernsthaften Finanzreform. Daß eine solche unter Beibehaltung einer auswärtigen Politik wie der jetzigen Rußlands nicht möglich ist, haben wir bei einer früheren Gelegenheit zu zeigen versucht. Sie müßte damit anfangen, ungeheure Mittel, und zwar natürlich gleichfalls aus auswärtigen Anleihen, für die materielle und intellektuelle Hebung des Bauern und der bäuerlichen Landwirthschaft zur Verfügung zu stellen. Nach dieser Richtung hin hat ganz neuerdings ein angesehener russischer Nationalökonom, W. Gurko, detaillirtere Vorschläge gemacht (Die Grundlagen der russischen Volkswirthschaft, St. Petersburg, Suworin, S. 127—196). Daneben verdient ein gleichfalls soeben erschienenes Buch von Radzig genannt zu werden: Rußlands Finanzpolitik seit 1887 (St. Petersburg, Verlag народная польза). Gurko wie Radzig stimmen fast durchweg bis ins Detail mit der von uns in den „Jahrbüchern" geübten (negativen wie positiven) Kritik der allgemeinen ökonomischen Lage Rußlands und des Witteschen Finanzsystems überein. Ihre Arbeiten (beide leider nur russisch zugänglich) seien hiermit dem Studium derer, die es angeht, eindringlichst empfohlen. Was sie — direkt und indirekt — wünschen, ist ein ungeheurer landwirthschaftlicher Meliorationskredit für Gesammt-Rußland bei dem kapitalbesitzenden Westeuropa. Wir haben

Digitized by Google

bereits früher angedeutet, ob und unter welchen Bedingungen wir es für unsere Aufgabe halten können, unsererseits für solche Zwecke den Russen neues Geld zu borgen. Einstweilen besteht ja nur eine gewisse entfernte Möglichlichkeit, daß dieses überhaupt der Weg ist, den die russische Finanzverwaltung gehen will. Sie kann auch andere, sehr andere gehen — solche, auf die sich der kluge Mann außerhalb Rußlands für alle Fälle bei Zeiten einrichtet.

Teneriffa, den 9. September 1903. Paul Rohrbach.

Aus den Ostseeprovinzen.

Der Gouverneur von Livland hat in einzelnen livländischen Landgemeinden, die im vorigen Jahre allerdings durch eine Mißernte heimgesucht waren, das Sammeln von Geld für die Heidenmission verboten. Da es sich bei diesen Sammlungen nur um freiwillige, ganz geringfügige Spenden handelt, wie sie in der evangelischen Kirche überall üblich sind, so würde dieses Verbot Aufsehen erregen, wenn man nicht wüßte, daß die Russen gar kein Verständniß für diesen harmlosen Gebrauch der evangelischen Gemeinden besitzen. In ihren Augen ist „Mission", auch „Heidenmission", Proselytenmacherei. Und da haben sie die Evangelischen Livlands stets in Verdacht, daß sie ihnen die „Seelen" von der griechischen Kirche abwendig machen. Darum sind auch die in den baltischen Provinzen so beliebt gewesenen Missionsfeste, wo Tausende von Menschen unter freiem Himmel sich versammelten, um den Berichten über die Heidenmission in fernen Welttheilen zu lauschen, verboten. In dem Maße, als russisches Beamtenthum in die baltischen Provinzen eindrang, trat es in den mannigfaltigen und fein organisirten Lebensäußerungen der Bevölkerung verständnißlos und feindlich entgegen.

Es ist noch ein anderer Grund, warum die evangelische Heidenmission den Russen Kopfschmerzen verursacht. Die evangelische Kirche der drei baltischen Provinzen sowohl als die Rußlands überhaupt unterhält nämlich keine eigene Missionsgesellschaft, sondern ist seit Alters her mit der Leipziger Missionsgesellschaft verbunden. Und das hat denn so den Anschein einer Verbindung mit dem „Auslande". Man legt die Sache auch gerne so aus, daß die „armen" Letten und Esthen von den Deutschen „terrorisirt" würden, für reichsdeutsche Zwecke Geld zu spenden.

An der deutschen Städteausstellung hat keine baltische Stadt theilgenommen, obgleich die alten deutschen Hansastädte genug des Sehenswerthen hätten zeigen können. Ihre Silberschätze und die reichen Ausstattungen der Gildstuben und mittelalterlichen Kompagnien dürften ihresgleichen vergebens suchen. Aber Alles, was frühere Jahrhunderte werth macht, wird heute im Tageskehricht des modernen Polizeistaates vergraben!

Digitized by Google

Und kommen die Brüder von der Ostsee mit denen am Rhein einmal auch zusammen in gehobener Festesstimmung, so gelten die Balten als „Russen", die als Staatsnachbarn bekomplimentirt werden. Die Radler aus Tilsit und Memel machten im Frühjahr dem Radlerklub „Union" in Riga und Mitau einen Besuch. Das war sehr hübsch, und die Balten freuten sich von Herzen, nicht nur die Sports-, sondern auch die Volksgenossen bei sich zu Hause begrüßen zu können. Nur eines wirkte gar merkwürdig auf den gemüthlichen Zusammenschluß der Brüder von der Düna und der Memel, daß nämlich die Einen die Anderen als „Russen" beziehungsweise „Deutsche" in Schrift und Wort anredeten. Und auf dem soeben abgehaltenen deutschen Turnfest zu Nürnberg ist immer wieder von „Russen" und „russischen" Turnvereinen die Rede, während man doch in demselben Athemzuge für die Siebenbürger Sachsen den richtigen Namen gefunden hat. Selbstverständlich haben nicht russische Turnvereine, deren es überhaupt gar keine giebt, an dem deutschen Turnfeste theilgenommen, sondern die deutschen Turner aus Riga, Petersburg und Moskau. Das sind die Deutschen, die alle Zeit stolz und treu in größter Gefahr ihr Deutschthum bekannt haben, und die dafür beschimpft werden mit dem Namen ihrer Todfeinde. Hat man je gehört, daß die Posener Sokolvereine in Warschau oder Krakau die „Deutschen" genannt werden.

Wie gewöhnlich bei allen Feiern der Russen, so kulminirte die Zweihundertjahrfeier der Stadt Petersburgs in der kirchlichen Feier. Das, was unserem Verständniß am fernsten liegt, genügt dem mehr mit Phantasie als Geist begabten Volke, um gewisse Stimmungen zu erzeugen. Eine Straßenprozession und ein Kultusakt in der Isaaks-Kathedrale in Gegenwart des Hofes, bei denen der ganze Pomp der griechischen Kirche entfaltet wurde, mußten sinnberauschend auf die fremden Zuschauer wirken, konnten aber sonst keinen Eindruck, als den des fremdartigen hinterlassen. Der Kultus der griechisch-orthodoxen Kirche ist national, denn der Russe hat sonst keine hervorragenden nationalen Eigenthümlichkeiten. Erklärlicher Weise setzt man dem nivellirenden Strome westeuropäischer Kultur das eine entgegen, was diese Kultur zu Schanden werden läßt, den griechisch-orthodoxen Kultus, und glaubt damit die nationale Eigenart retten zu können, die an sich viel zu schwach ist, um der Einwirkung der allgemeinen Kultur zu widerstehen. Der griechisch-orthodoxe Russe ist daher weder fanatisch wie der Katholik, noch braucht er überhaupt gläubig zu sein. Er fordert aber rücksichtslos die Herrschaft seiner Religion als geeignetes Mittel, um Alles zu unterdrücken, was an fremdländischen Lebensäußerungen ihm in den Weg kommt. So ist denn im Rußland des 20. Jahrhunderts die bisher fast verachtete griechische Kirche in dem Augenblick zu einer politischen Macht geworden, die Alles vor sich niederwirft, wo die wirklich christlich gesinnten Russen diese Kirche massenhaft verlassen. Wer an diesen Rückfall Rußlands in die vorpetrinischen Zeiten nicht glaubt, dem dürfte das Zeugniß der „Kirchlichen Nachrichten" („Zerkownie

Digitized by Google

Westnick") genügen, das in seiner Art „klassisch" ist. Das Blatt findet nämlich, daß manches russische Herz an dem lichten Feste der Hauptstadt sich zu betheiligen verhindert sei angesichts der von Peter dem Großen geschaffenen Volkserziehung, aber das kirchliche Blatt konstatirt mit Behagen, daß ein Umschwung der vor 200 Jahren begonnenen Bewegung nach Westen gegenwärtig eingetreten sei, indem es begeistert ausruft: „Immer heller ersteht vor uns das Alte, das Heimische, das Russische!"

Dieses „Heimische" und „Russische" wird aber zur Schreckensherrschaft über die dem Westen angehörenden Völkerschaften Rußlands. Aus Dorpat wird soeben berichtet, daß der Bauer Karl Mahlmann aus Arrohof zu zwei Monaten Gefängniß und seine Frau zu zwei Wochen Polizeiarrest verurtheilt sind, weil sie ihr Kind nicht im griechisch-orthodoxen Glauben erziehen, außerdem soll ihnen das Kind weggenommen und griechisch-orthodoxen Personen zur Erziehung übergeben werden.

Irgendwo im Gouvernement Tambow liegt ein Kloster Sarow, in welchem vor Jahren ein frommer Pater gelebt hat, dessen Gebeine plötzlich einen „bemerkenswerthen Wohlgeruch" auszuströmen begannen und damit gleichzeitig eine wunderthätige Heilkraft auf die an der Ruhestätte erschienenen Lahmen und Blinden auszuüben begonnen haben sollen. Dieses Märchen hat die Geistlichkeit ersonnen, um die Heiligsprechung des Paters Seraphim zu fordern, und die Regierung hat diese Heiligsprechung zu einer nationalen Feier Rußlands aufgebauscht in dem traurigen Wahn, durch solch ein Komödienspiel den in seinen Grundvesten erschütterten Volksglauben, wie den sittlichen Zersetzungsprozeß der gebildeten Kreise aufhalten zu können.

Die Finsterniß der durch ihr kühnes Vorgehen immer übermüthiger gewordenen griechischen Kirche geht auch aus dem Kalenderstreit hervor. Der „heilige Synod" in Petersburg hat soeben als Erwiderung auf ein Sendschreiben des ökumenischen Patriarchats wegen der Einführung des Gregorianischen Kalenders erklärt, daß wegen Veränderung der Osterrechnung und der ganzen kirchlichen Jahresrechnung die Einführung des neuen Kalenders in Rußland unstatthaft sei. So rückt dieser Kalenderstreit nicht aus der Stelle, weil die griechische Kirche unfähig ist, den einfachsten Kulturforderungen Rechnung zu tragen.

Beiläufig sei auch aus jenem Schreiben des „heiligen Synods" eine auf den Protestantismus bezügliche Stelle erwähnt. Das ökumenische Patriarchat hatte nämlich das alte Lied von der Vereinigung sämmtlicher christlicher Kirchen unter seiner Aegide angestimmt. Darauf antwortet nun der russische Synod zunächst mit Bezugnahme auf Rom, daß sich das wohl kaum der orientalischen Kirche unterwerfen würde, und fährt dann fort:

„Womöglich noch unzugänglicher zeigt sich in unserer Zeit der Protestantismus. Die protestantischen Gemeinden verstehen das kirchliche Leben nicht und fordern äußerliche greifbare Werke, hauptsächlich ge-

Digitized by Google

sellschaftlich sozialen Charakters. Sie betrachten unsere Kirche als ein Gebiet geistlichen Stillstandes, undurchdringlicher Finsterniß und Verirrung. Ja, sie scheuen sich sogar nicht, uns Götzendienst vorzuwerfen. Deshalb und aus falsch verstandenem Eifer für Christus sparen sie weder materielle Mittel noch ihre Kräfte, um unter den Kindern der rechtgläubigen Kirche ihre Verirrungen zu verbreiten. Sie lassen keine Gelegenheit ungenutzt, die Autorität der rechtgläubigen Hierarchie zu untergraben und den Glauben an die Heiligkeit der christlichen Ueberlieferung zu erschüttern. Religiöse Abgeschlossenheit, ja Fanatismus, verbunden mit einem auf die Orthodoxie verächtlich herabblickenden Hochmuthe — dies kennzeichnet die Protestanten im höheren Maße, kann man sagen — als die Katholiken. Natürlich ist Vieles hierbei durch die althergebrachten Vorurtheile und den engen Gesichtskreis der deutschen Theologie und daher auch der protestantischen Kirchenmänner erklärlich. Dies legt unseren Gelehrten die wichtige Aufgabe auf, dem Westen die wahre Größe und unverfälschte christliche Reinheit der Orthodoxie ins Bewußtsein zu rufen. Doch wir müssen warten, bis das schwierige und undankbare Werk der Saat auf dem steinigen Boden des Kulturstolzes und gegenseitigen Nichtverstehens Früchte getragen hat. Bis dahin müssen wir, Vorsteher der Kirchen, insonderheit der russischen, alle unsere Kräfte anspannen im Kampfe gegen die verschiedenartigen Listen dieses gefährlichen Feindes der Kirche und unaufhörlich unseren höchsten Seelenhirten anflehen, er möge unsere treuen Schafe vor diesem Feinde schützen."

Bis jetzt pflegte nur Rom in diesen Tonarten zum Protestantismus zu reden. Daß die griechische Kirche mit solcher Kühnheit aus ihrer bisherigen Bedeutungslosigkeit und der gewohnten bescheidenen Zurückhaltung ihrer Hierarchie heraustritt und dem Protestantismus nicht nur, sondern dem ganzen Westen den Fehdehandschuh hinwirft, zumal durch die höchste Kirchenbehörde, beweist nur den ins Ungemessene gewachsenen Uebermuth Rußlands dank der dasselbe umschmeichelnden Politik der Weltmächte. Hier ergänzen sich auswärtige und innere Politik, die brutale Eroberungssucht und die nicht minder brutale Vernichtungssucht alles nicht Russischen im Innern.

Alles windet sich im Staube vor dem allmächtigen Popenthum, der Zar obenan, der mit seiner Mutter, der dänischen Königstochter, und seiner Gemahlin, der deutschen Prinzessin, zu den Gebeinen des heiligen Seraphim wallfahrtet.

Was Wunder, daß dieser so ausgewachsene Machtgedanke zu einer ähnlichen Selbstverherrlichung und zu einem entsprechenden Größenwahn in der auswärtigen Politik gediehen ist! Rußland braucht nur einen kaiserlichen Ukas zu erlassen, und es steckt damit ein Ländergebiet wie ganz Europa in die Tasche, ohne daß auch nur ein Hahn danach kräht.

Björnstjerne Björnson hat in einem Pariser Blatt und gleichzeitig im „Berliner Tageblatt" an die Solidarität der Völker appellirt,

Digitized by Google

die gegen das weitere Vordringen Rußlands Front machen soll. Ihn scheinen die Vorgänge in Finland und Kischinew dazu veranlaßt zu haben. Er findet, daß die Völker selbst eine Mitschuld an den Herrschaftsgelüsten Rußlands haben, indem sie dem russischen Staat Milliarden über Milliarden geliehen haben. Er erwartet daher von der Solidarität der Völker, daß diese Quelle der Gewährung von Mitteln zur Ausdehnung von Machtbefugnissen jeder Art endlich einmal gesperrt werde. Und er erwartet davon weiter den Zusammenbruch der unnatürlichen Entwicklung und Herrschaft des russischen Staatswesens. Er schreibt u. A.:

„Man sagt in Europa wie in Amerika allgemein, daß ohne das französische Geld die russische Selbstherrschaft schon längst zur Kapitulation gezwungen worden wäre. Keine Zentralgewalt, auch die beste nicht, ist im Stande, für längere Zeit so zahlreiche und verschiedenartige Völker zu beherrschen. Keine Hand, auch die mächtigste nicht, kann einen so gewaltigen Raum umspannen oder so gegensätzliche Ziele vereinigen, wie sie durch das verschiedenartige Klima und die zahlreichen Rassen und Religionen geschaffen wurden. Aber was die beste Regierung und die mächtigste Hand nicht zu Stande bringt, das wird zu Chaos und Elend unter einer schwachen, selbstherrlichen Macht, wo eine brutale, feile und lügenhafte Bureaukratie korrumpirt, plündert und unterdrückt. Ohne die Hilfe des Auslandes fände das von selbst sein Ende, sei es auf dem Wege der Revolution, sei es auf dem der Verwahrlosung."

Leider ist hiergegen einzuwenden, daß das Kapital ebenso international ist, wie die Wissenschaft, die Technik und andere Zweige menschlicher Thätigkeit. Man stärkt ja durch das Hinaustragen deutschen Wissens und deutscher Arbeit in fremde Länder nicht nur die Konkurrenzfähigkeit der Nachbarn auf wirthschaftlichem Gebiet, sondern auch deren politische Machtstellung. Kruppsche Kanonen können einmal auch gegen das Land ihres Ursprunges spielen. Das ist schon wahr, aber dabei ist nichts zu machen. Dagegen kann die Solidarität der Völker nur in der Politik zum Ausdruck kommen; Politik aber verhindert auch wieder die Solidarität. In Björnson ist diesmal der Politiker mit dem Dichter ebenso durchgegangen, wie das auch sonst schon geschehen ist. Er sollte jetzt aber besser geschwiegen haben, denn er selbst ist es gewesen, der Jahre lang mit der russischen Freundschaft Schweden gedroht hat; er ist es gewesen, der die russischen Hoffnungen auf verrätherische Umtriebe in Norwegen genährt hat. Und jetzt erst, wo er das Schicksal des auch einst auf verrätherische Weise von Schweden abgefallenen Finland sieht, sind ihm die Augen aufgegangen Aber die Geister, die er rief, er wird sie nicht mehr los, trotz des Rufes an die Solidarität der Völker. Eine solche Solidarität giebt es gar nicht.

Die Ermordung des russischen Konsuls in Monastir und der vorhergegangene Mord des Konsuls Tschtscherbina in Mitrowitza sind als direkte Wurthausbrüche gegen die Russen zu betrachten. So wie die Forderung der eisfreien Häfen nur zum Vorwande für die Annexionen dient, so geschieht

Digitized by Google

es auch mit der Errichtung von Konsulaten in den dunkelsten Winkeln fremder Staaten. Die russischen Handelsbeziehungen erfordern wahrlich nicht auf verschiedenen Punkten Mazedoniens Konsulate. Und die Türken sowohl als Albanesen wußten sehr genau, aus welchem Grunde sie sich gegen die Errichtung eines russischen Konsulates in Mitrowitza sträubten. Und als Alles nichts half, als in Mitrowitza doch ein russischer Konsul eingesetzt wurde, da fiel er der Volkswuth zum Opfer. Soviel Konsulate, soviel Herde zum Anspinnen von Fäden der politischen Intrigue. Das dabei das persönliche herausfordernde Benehmen der Konsuln, die den Uebermuth, die Rolle der Herren im Lande zu spielen, nicht zähmen können — noch mehr böses Blut macht, ist selbstverständlich und lehrt auch der Fall in Monastir. Der russische Konsul war dort verhaßt durch sein herausforderndes Benehmen, und die Berichte darüber sind durchaus glaubwürdig für Jeden, der die Russen kennt und weiß, wie jeder Einzelne von ihnen im nationalen Größenwahn in sich den Helfershelfer des Welteroberers sieht und mit entsprechender Brutalität auftritt. Ob wohl ein deutscher Konsul im Auslande einem Wachtposten Ohrfeigen verabfolgen würde wegen unterlassener Honneurs! v. L.

Aus Oesterreich.

22. September 1903.

Der staatsrechtliche Konflikt in Ungarn. — Ministerium Khuen-Hedervary. — Der 1867er Ausgleich und die nationalen Konzessionen. — Der Armeebefehl von Chlopy. — Die Aussichten einer Revision des Ausgleichs. — Einberufung des österreichischen Reichsrathes.

Die „Reichsfrage", wie wir in der Juli-Korrespondenz die Forderung der Ungarn nach nationalen Konzessionen für ihr Armee-Kontingent bezeichnet haben, beschäftigt heute nicht mehr die Abgeordneten des ungarischen Reichstages allein, sondern sämmtliche Vertretungskörper der Monarchie. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß damit der Anstoß zu einer Auseinandersetzung über das Verhältniß der beiden Reichshälften gegeben wurde, die kaum anders als mit einer einschneidenden Aenderung des 1867er Ausgleiches enden wird. Ungarn verlangt mit Berufung auf sein Staatsrecht eine authentische Interpretation einzelner Ausgleichsbestimmungen, es glaubt, daß die Aussprüche seiner Staatsrechtkünstler und ein darauf gegründeter Beschluß des ungarischen Reichstages diese Interpretation nach magyarischem Geschmack besorgen werden, es wird sich darin aber täuschen und sehr bald wahrnehmen, daß es sich unbedachter Weise von einer Anzahl brutaler, rücksichtsloser Streber in einen Kampf treiben ließ, in dem es niemals Sieger bleiben kann. Nach dem Rücktritt Szells, dessen letzter Grund noch heute nicht ganz zu durchschauen ist, hat Kaiser

Digitized by Google

Franz Josef den Banus von Kroatien, Grafen Khuen-Hedervary, zum ungarischen Ministerpräsidenten berufen. Die Hoffnung, daß dieser streitbare Vertreter der magyarischen Herrschaft im Königreich Kroatien sich durch seine barbarischen Großthaten in Agram die Sympathie der ungarischen Liberalen und den Respekt der Opposition erworben habe, erwies sich in wenig Tagen als trügerisch, dafür bewährte sich ebenso rasch seine Ungeschicklichkeit im politischen Verkehr, die Unvertrautheit mit den elementaren Begriffen der Staatskunst. Der Versuch eines seiner Freunde, des Gouverneurs von Fiume, Grafen Ludwig Szapary, der Opposition durch Bestechung beizukommen, scheiterte ebenfalls an der plumpen Form der Inszenirung, vielleicht auch an der Geringfügigkeit der zu Gebote stehenden Mittel. Die Opposition deutete den Skandal nach ihrem „avitischen" Systeme maßloser Uebertreibung aus und stellte dem Ministerpräsidenten, der in den parlamentarischen Bestechungsprozeß verwickelt wurde, ein Bein, über das er fallen mußte. Kaiser Franz Josef hat sich darauf mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Opferwilligkeit, mit Zurückstellung seiner persönlichen Neigungen und Abneigungen persönlich nach Budapest begeben und Tage und Wochen lang mit den Führern der ungarischen Parlamentsmajorität und sonstigen Vertrauensträgern der Nation über die Bildung eines Ministeriums unterhandelt, das dem konstitutionellen Rechte der Majorität Geltung verschaffen, den Widerstand der Opposition gegen Mehrheitsbeschlüsse brechen und ein Budget und die Rekrutenbewilligung durchsetzen könnte. Von der Erhöhung der Zivilliste und des Kontingentes, die sehr zur Unzeit verlangt worden war und eigentlich als Regenerationsfluid für die nahezu niedergebrochene Opposition gewirkt hatte, war man längst abgegangen, man wäre mit dem „Ordinarium" zufrieden gewesen und hätte selbst bei den in nächster Zeit beginnenden Ausgleichsverhandlungen den Ungarn noch manchen Beruhigungsbissen zugeschoben. Diesmal aber ließ die Magyaren ihre sonst so oft bewährte politische Schulung und angeborene Schlauheit im Stiche; die angeborene Eitelkeit war stärker und verführte die Unmäßigen zu einem Fehler, der sich voraussichtlich kaum mehr wird ausbessern lassen.

Seit 1867 und seit der prunkvollen Krönung des „Königs", die mit Recht als ein großartiges Versöhnungsfest zwischen der magyarischen Nation und dem Hause Habsburg gefeiert wurde, hatte sich das Wohlwollen Franz Josefs dem ungarischen Staatswesen augenscheinlich zugewendet; der Kaiser hat bei jeder neuen Ausgleichsverhandlung seinen Einfluß aufgeboten, um die österreichischen Abgeordneten nachgiebig gegen die Ansprüche der Ungarn zu stimmen; die inneren Zustände der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder wurden größtentheils nur von dem Standdpunkte des Ausgleichs mit Ungarn behandelt. Für die Zustimmung der Opposition auf österreichischer Seite wurden Preise bezahlt, die so manches Ministerium bankerott gemacht haben; im auswärtigen Amte aber horchte man auch nach Andrassy ängstlich auf die politische Weisheit, die in der ungarischen

Digitized by Google

Delegation verzapft wurde, und die gemeinsamen Minister betrachteten ihr schwieriges Tagewerk so gut als vollbracht, wenn sie jenseits der Leitha ihr Absolutorium bekommen hatten. Man braucht kein genauer Kenner österreichischer Zustände zu sein, um den Werth der Sympathie der Krone für eine der zum gemeinsamen Haushalte genöthigten Nationen schätzen zu können. Die Magyaren haben daher nichts Unsinnigeres unternehmen können, als ohne allen zwingenden Grund die Dynastie an ihrer empfindlichsten Stelle zu reizen und den Kaiser in der Ausübung seiner Rechte als oberster Kriegsherr beschränken zu wollen.

In dem Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 „über die zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den übrigen unter der Regierung Sr. Majestät stehenden Ländern obschwebenden gemeinsamen Angelegenheiten und über den Modus ihrer Behandlung" betreffen die §§ 9 bis 15 das Kriegswesen als gemeinsame Angelegenheit. § 11 stellt als „Prinzip" auf: „In Folge der verfassungsmäßigen Herrscherrechte Sr. Majestät in Betreff des Kriegswesens wird alles dasjenige, was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesammten Armee, und somit auch des ungarischen Heeres, als eines ergänzenden Theiles der gesammten Armee, Bezug hat, als der Verfügung Sr. Majestät zustehend erkannt." § 12 beschränkt das Prinzip der Gemeinsamkeit folgendermaßen: „Das Land behält sich jedoch vor, das Recht der zeitweisen Ergänzung des ungarischen Kriegsheeres und der Rekrutenbewilligung, die Bestimmung der Bedingungen dieser Bewilligung und der Dienstzeit, desgleichen auch die Verfügungen hinsichtlich der Dislokation und der Verpflegung der Truppen im Sinne der bisherigen Gesetze, sowohl im Bereiche der Gesetzgebung als auch der Verwaltung". Es soll nicht behauptet werden, daß der Wortlaut dieser Bestimmungen eine über jeden Zweifel erhabene Klarheit im Gegenstande verbreitet; es könnten über die Bedeutung des Ausdruckes „Dislokation" vielleicht verschiedene Meinungen vertreten und der Uebersetzung „Unterbringung" eine weit vielsagendere „örtliche Vertheilung" entgegengehalten werden. Völlig unzweideutig ist dagegen die Gegenüberstellung von „Armee" und „ungarisches Kriegsheer". „Armee" ist die Gesammtheit aller dem Kaiser und Könige unterstehenden Truppen im militärischen Sinne; „ungarisches Kriegsheer" ist die noch nicht militärisch organisirte Gesammtheit der vom Königreiche Ungarn gestellten Rekruten, es ist das alte „Kontingent", das die ungarischen Reichstage, sowie die Landtage der anderen Königreiche und Länder schon seit ihrem Bestande in der ständischen Zeit Jahrhunderte lang „bewilligt" haben.

Der Kaiser und König „leitet" und „führt" die gemeinsame Armee, das heißt im technisch-militärischen Sprachgebrauche: er organisirt und kommandirt sie, in seinem Auftrage allein kommandiren die Offiziere. Daraus geht für logisch denkende Menschen die Schlußfolgerung hervor, daß Inhalt und Form des Kommandos, somit auch die Kommandosprache

Digitized by Google

nur vom Kaiser und König als obersten Kriegsherrn verfassungsmäßig anerkannten „Leiter" und „Führer" der gemeinsamen österreichisch-ungarischen Armee bestimmt werden kann.

Der ungarische Gesetzartikel ist in dieser Hinsicht noch viel genauer und verständlicher als der österreichische, der „das Kriegswesen mit Inbegriff der Kriegsmarine" zwar im § 1 Punkt a des Gesetzes vom 21. Dezember 1867 unter die gemeinsamen Angelegenheiten" einreiht, „mit Ausschluß der Rekrutenbewilligung und der Gesetzgebung über die Art und Weise der Erfüllung der Wehrpflicht der Verfügungen hinsichtlich der Dislokation und Verpflegung des Heeres", das Recht des Kaisers jedoch nicht besonders präzisirt und daher über die Verwaltung des Kriegswesens nicht genügende Aufklärung giebt. Es heißt zwar im Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867, Nr. 145 R.G.B. Artikel 5: „Der Kaiser führt den Oberbefehl über die bewaffnete Macht, erklärt Krieg und schließt Frieden", damit ist die Frage über sein alleiniges Recht zur Organisation der Armee und zur Feststellung der dazu erforderlichen Befehlform nicht so ausdrücklich ausgesprochen wie im ungarischen Gesetze.

Es war nicht in der Verfassung begründet, sondern eine freiwillige Verfügung des Kaisers und Königs, daß er in die uralte Bezeichnung k. k. = kaiserlich-königlich Armee das verhängnißvolle „u." einschaltete und die Armee zu einer kaiserlichen und königlichen machte. Als er sich dazu entschloß, sah er nicht voraus, daß er mit dieser Konzession, die eine Anerkennung der Selbständigkeit des ungarischen Staates bedeuten sollte, den Agitationen der radikalen Partei im Lande, die den Nationalismus zum Deckmantel ihrer eigensüchtigen Bestrebungen erwählt hat, neue Nahrung bieten werde. Thatsächlich folgte von da ab Forderung auf Forderung; keine berührt das Lebensinteresse der Nation oder auch nur eines Theiles derselben, aber alle regen die Eitelkeit und Begehrlichkeit der Chauvinisten an, die überall und immer die gedankenarme Masse für sich haben.

Als der Kaiser und König im August um die Unterstützung der gemäßigten Politiker warb, mußte er bald wahrnehmen, daß keiner mehr den Muth hatte, auf die sogenannten nationalen Konzessionen zu verzichten, die von der Obstruktionspartei aufgestellt waren. Sofort erkannte der Monarch, daß einige derselben über den 1867er Ausgleich hinausgingen, namentlich das Verlangen nach Einführung des magyarischen Kommandos, die Einführung der vollständig magyarischen Verhandlungssprache vor den militärischen Gerichten und eine so weitgehende Reform des militärischen Unterrichtswesens, durch welche der magyarische Unterricht vom gemeinsamen, in deutscher Sprache ertheilten Unterricht vollkommen getrennt werden würde. Als genauer Kenner der Armee, gewohnt während ihrer Herbstübungen unter ihr zu leben, wußte er aber auch, daß die magyarische Kommandosprache auch in praktischer Hinsicht nicht die geringste Berechtigung besitzt, daß nach ihrer Einführung nicht nur die Befehlgebung bei der Vereinigung mehrerer Korps, sondern auch der Dienst

Digitized by Google

im Regimentsverbande wesentlich erschwert würde. Es giebt nämlich kein ungarisches „Heer", in dem die Kenntniß der magyarischen Sprache allein, oder auch nur vorherrschend wäre. Von 47 Infanterie-Regimentern, die aus dem ungarischen Kontingente gebildet werden, sind nur 12 einheitlich magyarisch, in den 35 anderen giebt es Slowaken, Kroaten, Rumänen, Deutsche bis zu 90 Prozent, ja in Kroatien und Slovonien sind die Linienregimenter ebenso wie die Landwehr: einheitlich kroatisch und serbisch. Ein magyarisches Artillerieregiment ist überhaupt nicht zu finden, aber selbst der nationale Husaren-Kalpak bedeckt tausende von Köpfen, in denen die magyarische Sprache und Gedankenfolge keinen Sitz gefunden hat. Die Einführung der magyarischen Kommandosprache in den drei Korps, deren Bereich in das Königreich Ungarn fällt — abgesehen von dem siebenbürgischen und kroatisch-slavonischen Korps — würde nichts anderes als einen neuen Schritt auf dem Wege der nationalen Vergewaltigung bedeuten, die das Volk, das unter „Freiheit" nur die Grenzenlosigkeit des eigenen Hochmuthes und die Unersättlichkeit ihrer Herrschbegierde versteht, seit 1867 gegen alle anderssprachigen Bewohner der Länder der Stefanskrone betreten hat. Schon in Budapest hat Kaiser Franz Josef den zu ihm berufenen Parlamentariern aller liberalen Schattirungen unumwunden erklärt, daß er die nationalen Konzessionen unbedingt ablehne, daß er aber zu einigen, den Magyaren wünschenswerthen Reformen bereit sei, als da sind: die sofortige Transferirung der in Oesterreich dienenden ungarischen Offiziere in ungarische Regimenter, die Anbringung von ungarischen Emblemen auf den Fahnen, eine weitere Ausbildung des ungarischen Sprachunterrichtes in den in Ungarn befindlichen Militärbildungsanstalten.

Diese militärischen Reformen genügen aber weder der Opposition noch der liberalen Majorität, in der es sogar eine Gruppe giebt, die ein Recht auf die magyarische Kommandosprache aus dem 1867er Ausgleich ableiten will. Ihr Haupt ist der Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Apponyi, der die Intrigue um ihrer selbst willen liebt und über der Bewunderung seiner Denkergröße die Bedürfnisse der praktischen Politik übersieht. Der Monarch mußte von seiner ungarischen Residenz scheiden, ohne einen Mann von Reputation gefunden zu haben, der den Standpunkt des Königs gegenüber dem ungarischen Reichstage zu vertreten wagte. Er ging zum Empfange des Königs von England nach Wien und dann zu den Kavalleriemanövern nach Galizien. Dort, inmitten der polnischen, slowakischen und ungarischen Reitergeschwader, die durch das bewährte deutsche Kommando der kaiserlichen Armee zur Ausführung schwieriger militärischer Leistungen geleitet und von einem noch immer einheitlich erzogenen und auf einer gleichmäßigen Bildungs- und Verkehrsstufe stehenden Offizierskorps angeführt wurden, hat er in dem Armeebefehl von Chlopy als oberster Kriegsherr das Wort ergriffen und seinen Getreuen versprochen, daß die Tradition der kaiserlichen Armee nicht verlassen werden solle. „Mein Heer, dessen gediegenes Gefüge einseitige

Digitized by Google

Bestrebungen, in Verkennung der hohen Aufgaben, welche dasselbe zum Wohle beider Staatsgebiete der Monarchie zu erfüllen hat, zu lockern geeignet wären, möge wissen, daß ich nie der Rechte und Befugnisse mich begebe, welche seinem obersten Kriegsherrn verbürgt sind. Gemeinsam und einheitlich, wie es ist, soll mein Heer bleiben, die starke Macht zur Vertheidigung der österreichisch-ungarischen Monarchie gegen jeden Feind."

Diese Erklärung haben die Magyaren die Stirne, als Verfassungsverletzung zu erklären, diese Erklärung wollen sie mit Steuerverweigerung beantworten, ja, sie geberden sich — vorläufig in der Presse — als ob sie dadurch vor die Nothwendigkeit der Revolution gestellt wären. Wir glauben nachgewiesen zu haben, daß der Kaiser und König im Gegentheil nur sein eigenes verfassungsmäßiges Recht gewahrt hat und daß er es wahren mußte, um den Ausgleich des Jahres 1867, die staatsrechtliche Grundlage des österreichisch-ungarischen Dualismus, aufrecht zu erhalten.

Wenn die Magyaren jedoch selbst Hand anlegen wollen an diesen Ausgleich, und sie sind im Augenblicke nicht mehr weit davon entfernt, dann wird er auch für immer abgethan sein. Weder die Deutschen, noch die Tschechen, noch die Polen, noch die Südslaven, noch die Rumänen werden das Ende dieser staatsrechtlichen Periode mit Bedauern herannahen sehen. Nicht „Los von Ungarn" darf der Schlachtruf sein, unter dem die natürlichen Bundesgenossen gegen die Magyaren ins Feld ziehen, sondern „Los vom 1867er Dualismus!"

Das ungarische Staatsrecht hindert eine andere Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten, als die 1867 erfundene, nicht; dieses Staatsrecht muß nur auf seine historische Berechtigung geprüft und von irrthümlichen Zusätzen befreit, die Stellung der Königreiche Kroatien und Slavonien muß einer neuerlichen Ordnung unterzogen, Siebenbürgen wieder mit der Autonomie ausgestattet werden, die ihm staatsrechtlich gebührt. Mögen die Magyaren noch so oft die Manen ihrer Bethlen und Rakoczy anrufen, sie werden uns dabei nur in Erinnerung bringen, daß es siebenbürgische Großfürsten gegeben hat, die keine Könige von Ungarn waren. Wir wären doch neugierig, die Beweisstücke für das Recht eines ungarischen Ministeriums auf die Regierung in Siebenbürgen kennen zu lernen, die auf dem historischen Staatsrechte beruhen sollen!

Wenn künftig über das Verhältniß des Königreichs Ungarns zu den übrigen Ländern des Kaisers und Königs verhandelt werden wird, werden die Vertreter Oesterreichs von Niemandem zur Eile angespornt werden; das Milieu von 1867 und die Beustschen Revanchephantasien, sind gründlich zerstört. Auf dem weiten Erdenrunde wird sich — außer den Herren Déroulède und Konsorten — kein Nationchen für die magyarische Kommandosprache oder dafür begeistern, daß eine ungarische Regierung das Recht behält, tausendjährige Städtenamen aus den Atlanten zu streichen. Wir werden jetzt warten können, ohne von irgend einer Gefahr bedroht zu werden, ruhig

Digitized by Google

warten, bis die Herren Magyaren mit ihren Traditionen aus der schönen Zeit der Raubzüge gründlich gebrochen haben.

Der österreichische Reichsrath wird morgen zusammentreten, um für die in ihm vertretenen Königreiche und Länder das Rekrutenkontingent in der bisherigen Höhe zu bewilligen. Es hat lange genug gedauert, bis Herr von Körber eingesehen hat, daß es kein einfacheres und natürlicheres Mittel giebt, um die odiose Zurückbehaltung der Drittjährigen, die der Kriegsminister verfügt hatte, unnöthig zu machen. Der Abgeordnete von Derschatta hatte ihm im Namen der vereinigten vier deutschen Parteien schon vor mehreren Wochen diesen Rath ertheilt. Der Ministerpräsident zögerte jedoch, offenbar ohne zu ahnen, daß er allen radikalen Elementen, in erster Linie den Sozialdemokraten, die erwünschte Gelegenheit bereite, die Regierung in heftigster Weise unter Zustimmung der ganzen Bevölkerung anzugreifen. Daß der Kriegsminister die Militärmacht nicht am 1. Oktober um ein Drittel verringern lassen kann, indem er die Drittjährige beurlaubt, ohne Rekruten einstellen zu können, darf ihm nicht übel genommen werden. Wer in einem solchen Falle „Militarismus" wittert, der weiß sehr genau, wozu ihn die Schwäche der Garnisonen begeistern könnte. Aber daß ein leitender Staatsmann dem Kriegsminister nicht aus der Verlegenheit zu helfen versteht, wenn eine wenig überlegte Bewilligungsformel die regelmäßige Heeresergänzung unmöglich macht, deutet auf — Ermüdung.

Im Reichsrathe stehen die Deutschen augenblicklich vor besseren Verhältnissen als sie seit Jahrzehnten gefunden haben; es wird sich erweisen müssen, ob sie ihre Zeit verstehen und ob sie noch zu jener Führung geeignet sind, die sie als ihren Beruf im Donaureiche erkennen wollen. Wenn sie nichts Besseres zu thun wissen, als jetzt, in dem Augenblicke, da auf die Stärkung der Macht der Krone Alles ankommt, die Aufhebung des § 14 zu verlangen, dann müßte man dies allerdings einer freiwilligen Abdankung gleich erachten. *

Die bevorstehenden Landtagswahlen. Der Parteitag der Sozialdemokraten. Nationalsoziale und Jungliberale.

Als das wichtigste Ergebniß der jüngsten Reichstagswahlen haben wir unsererseits angesehen die absolute Niederlage des Bundes der Landwirthe. Die öffentliche Meinung hat diese Niederlage zwar auch wohl bemerkt, steht aber doch noch viel mehr unter dem Eindruck des Wachsens der Sozialdemokratie, und auf die Dauer muß dieser Eindruck die Oberhand behalten, da er positiv ausgeprägt ist und man sich fortwährend mit den praktischen Folgen, die daraus entspringen, zu beschäftigen hat, während die Niederlage der Agrarier, obgleich unendlich viel wichtiger, doch als eine bloß negative Thatsache allmählich aus den praktischen Erwägungen

Digitized by Google

der Gegenwart zurücktritt. Die ungeheure Bedeutung der Niederlage der Agrarier haben wir darin gesehen, daß dadurch wieder eine Annäherung und ein Zusammengehen der Konservativen mit der Regierung möglich gemacht wird. Bei aller Rückständigkeit, vielfacher Schädlichkeit und Gefährlichkeit unserer Konservativen bleibt das doch vorläufig noch immer die einzig mögliche und deshalb beste Grundlage für ein deutsches Regierungssystem. Nicht sowohl, die Konservativen auszustoßen oder abzustoßen muß das Bestreben sein, sondern sie selber vorwärts zu schieben und ihnen das Nothwendige abzudrängen und abzuzwingen.

In diesem Sinne treten wir heran an die Betrachtung der bevorstehenden Landtagswahlen und finden hier ein ähnliches Problem wie bei den Reichstagswahlen, daß nämlich bei allem Wunsch, das bestehende Regierungssystem im Wesentlichen zu erhalten, und obgleich diese Politik durch die Niederlage der Bündler im Reichstag sehr erleichtert ist, doch eine Wahlunterstützung der Konservativen fast ganz ausgeschlossen ist. Bei den Reichstagswahlen ging es nicht, weil und soweit die Konservativen sich unter das Joch des Bundes der Landwirthe gebeugt hatten; bei den Landtagswahlen geht es nicht, weil vermöge der Dreiklassenwahl das Uebergewicht dieser Partei schon so groß ist, daß es die Regierung von der Einhaltung einer verständigen mittleren Linie abdrängt und die Gesetzgebung überhaupt nicht vorankommen läßt. Seit der Miquelschen Steuerreform ist die preußische Landesgesetzgebung fast ganz unfruchtbar geblieben, und die Verwaltung durch eigenen Trieb und unter dem steten Druck des reaktionären Landtages prägt stärker und stärker die Züge des Polizeistaates und der kirchlichen Bevormundung der Schule und des Geisteslebens aus.

Alle diese Momente aber, die einem Wähler unserer Gesinnung die Unterstützung der Konservativen bei den diesmaligen Landtagswahlen verbieten, werden nun sehr verstärkt durch die Rücksicht auf das Anwachsen der Sozialdemokratie im Reichstag. Welche Politik eine einsichtige Regierung dieser Thatsache gegenüber einhalten muß, liegt klar vor Augen. Ausgeschlossen ist jeder Gedanke an Anwendung von Gewalt. Der Staatsminister v. Berlepsch hat jüngst in Hamburg im „Verein für soziale Reform" einen Vortrag gehalten, der, wie ich höre, in der „Sozialen Praxis" und hoffentlich demnächst auch separatim erscheinen wird und den ich Jedermann sehr zur Lektüre empfehle. Mit eindringlicher Wucht, gestützt auf ein breites Zahlenmaterial, aus dem Munde eines praktischen Staatsmannes wird hier die Nothwendigkeit einer Fortführung der sozialen Reform vor Augen geführt. Von Denjenigen aber, die nach Gewalt rufen, sagte hier der preußische Staatsmann, sie müßten mit Blindheit geschlagen sein und seien gefährlich für den Frieden unseres Landes.

Die jüngste Danziger Ansprache des Kaisers an die Werftarbeiter wird als ein Zeichen gedeutet werden dürfen, daß die großen Ideen, die

Digitized by Google

einst der junge Monarch bei seinem Regierungsantritt verkündete, noch immer lebendig sind, und nur durch politische Erwägungen so lange zurückgedrängt, jetzt wieder ans Licht treten.

Wenn nun die Gewalt, so lange die Sozialdemokratie nicht selbst auf die Straße herabsteigt und sie herausfordert, ausgeschlossen ist, so bleiben zur Bekämpfung der Bewegung zwei Mittel, die einander entgegengesetzt sind und doch kombinirt werden können und müssen. Man muß von weit her und mit bewußter Absicht einen Augenblick vorbereiten und herbeiführen, wo eine große nationale Frage aufgeworfen und mit dieser Parole wie im Jahre 1887 bei den Kartellwahlen die Sozialdemokratie wieder aus einer großen Anzahl ihrer Sitze herausgeworfen werden kann; und um das zu ermöglichen, muß gleichzeitig durch Entgegenkommen jede berechtigte Beschwerde, die diese Partei vertritt, gehoben und aus dem Wege geräumt werden. Es ist unglaublich, wie viele Personen aus den höheren und höchsten Schichten der Gesellschaft bei den letzten Wahlen sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben haben; mir sind darüber in den letzten Wochen Mittheilungen von verschiedenen Seiten zugegangen, die mich erschreckt haben. Andererseits haben meine eigenen Betrachtungen über „Klassenjustiz" im Augustheft einen so vielfältigen und weiten Beifall gefunden, daß ich darin eine entschiedene Bestätigung meiner Auffassung sehen darf. Wo widersprochen wurde, geschah es doch häufig nur in der Form, daß die Beschwerde „übertrieben" sei, ein Kern von Berechtigung also wurde zugegeben, und die bedauerlichen Mißgriffe, die wir abermals in den letzten Wochen erlebt haben, die Verhängung von Zeugniß-Zwangshaft über drei Redakteure fast gleichzeitig, die Majestätsbeleidigungs-Anklage gegen den „Vorwärts" wegen seiner Pichelswerder Schloßfaselei, die furchtbaren Strafen, die wieder wegen des Laurahütter Wahlkrawalls, auch wo gar keine wirkliche Betheiligung an den Gewaltthaten nachgewiesen war, verhängt worden sind, das sind Alles neue Bestätigungen, daß hier an dieser Stelle, bei unseren Behörden, im Geist unseres Beamtenthums der eigentliche Sitz des Uebels gesucht werden muß. Ich will nicht unterlassen hinzuzufügen, daß ja gerade in einigen der angeführten Fälle Remedur erfolgt ist; das Kammergericht hat den einen sozialdemokratischen Redakteur aus der Untersuchungshaft entlassen, zwei andere sind aus der Zeugniß-Zwangshaft entlassen, und auch das traurige Nachspiel zu der traurigen Wreschener Angelegenheit und dem Gnesener Urtheil, daß man die Polen, die ihren unglücklichen Landsleuten geholfen haben, auch noch ins Gefängniß bringen wollte, hat (mit einer Ausnahme) mit Freisprechung geendigt. Aber was hilft es, uns zu trösten, daß wir immer noch nicht ganz und gar Russen oder Magyaren sind? Sind bei uns die Beschwerden in Summa, wie ich auch schon das vorige Mal ausgesprochen habe, wirklich nicht so sehr erheblich, so ist das deutsche Volk doch auch hierfür glücklicher Weise schon zu feinfühlig. Man will sich diese Regiererei nicht länger gefallen lassen, so wenig wie die Mißhandlungen beim Militär, obgleich

Digitized by Google

es für jeden Kenner unserer Armee nicht dem geringsten Zweifel unterliegt daß solche Mißhandlungen überaus selten sind.

Ein wesentliches Hinderniß für die richtige Erziehung des Beamtenthums ist nun, daß, wenn im Abgeordnetenhause Beschwerden erhoben werden, die Uebermacht der Konservativen es zu einer recht eindrücklichen Wirkung auf die Herren Minister nicht kommen läßt, um so weniger, als ja auch die Nationalliberalen auf diesem Punkt schlaff sind. Wenn irgend wo, so wäre gerade hier ein dankbares Gebiet für eine Partei wie die nationalliberale, deren staatserhaltende Gesinnung keinem Zweifel unterliegt, deren Kritik am obrigkeitlichen Regiment im Einzelnen also das sachliche Motiv nicht abgesprochen werden könnte; aber es ist gewiß höchst bezeichnend, daß diejenige größere Zeitung, die Widerspruch gegen meinen Artikel über Klassenjustiz erhoben hat, gerade eine nationalliberale war: der „Hannoversche Courier". Man konnte hier sogar die erbauliche Formel lesen, daß unsere Strafkammern doch wohl auf dem rechten Wege seien, da sie zwischen dem, was die „Hamburger Nachrichten", die „Post" u. s. w. verlangten und dem, was die — Sozialdemokraten? o nein, was die „Preußischen Jahrbücher" forderten, die Mitte hielten. Treffender kann man in der That die Lage wohl nicht charakterisiren und unbewußter Weise kritisiren.

Wenn wir also der Sozialdemokratie energisch entgegenwirken wollen, so gilt es zuerst und vor Allem die Verwaltungsmaxime der autoritativen Schneidigkeit, die Vorstellung, daß man durch Verfolgungen, Chikanen und Nadelstiche die Staatsordnung und die Obrigkeit gegen den Umsturz vertheidige, mit einem Wort, es gilt, den Polizeistaat zu bekämpfen und den wahren Liberalismus, wie er den besseren und besten Traditionen unseres Staates entspricht, wieder zu Ehren zu bringen. Nur unter dieser Bedingung kann man die zahllosen bürgerlichen Elemente, die sich jetzt unter die Fittiche der Sozialdemokratie geflüchtet haben, weil ihnen das Staatsanwaltsregiment unerträglich dünkt, wieder von dieser loslösen und beim nächsten Wahlkampf auf den Sieg hoffen. Der Augenblick, diese Wendung im Staatsleben herbeizuführen, ist da; die Gelegenheit ist gegeben; es sind die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. Wenn hier, vermöge der Dreiklassenwahl, abermals die klerikal-konservative Majorität erscheint, die nun schon so lange auf Preußen lastet, so ist auch jede gesunde Politik im Reich sehr erschwert. Denn die Beschwerden, die uns drücken, liegen ja wesentlich nicht im Gebiete des Reichs-, sondern des Landrechtes und der Landesverwaltung.

Wie aber soll man bei der öffentlichen Dreiklassenwahl, bei dem herrschenden Druck der Behörden und der Indolenz in weiten Schichten des Bürgerthums auf eine wesentliche Verstärkung des liberalen Flügels im Abgeordnetenhause hoffen? Es wird vielen wackeren Patrioten, die sonst ganz unsere Auffassung theilen, doch überaus schwer, die Stimme abzugeben für ein Mitglied der Fraktion Eugen Richter. Vor Allem aber:

Digitized by Google

das genügt noch nicht. Die Sozialdemokraten werden diesmal in den Wahlkampf eintreten, und nur mit ihrer Hilfe dürfte man hoffen, eine wesentliche Schwächung der Konservativen und hier und da auch des Zentrums herbeizuführen.

Merkwürdige Verknüpfung! Um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, muß man mit ihr verhandeln! So wunderlich es klingt, so ist eine derartige Konstellation in der Geschichte der Politik doch gar nicht so selten. Gerade dadurch haben die Könige von Preußen das Obsiegen der französischen Revolutionsideen auch in Deutschland verhindert, daß sie rechtzeitig mit ihnen ein Bündniß eingingen. Schon der absolute Staat Friedrichs des Großen und das preußische Landrecht hatten einiges vorweg genommen, und mit vollem Bewußtsein haben Stein, Hardenberg und Scharnhorst die französische Revolutions-Gesetzgebung als Muster für ihre Reformen genommen, wie es Max Lehmann jüngst bis in die Einzelheiten der Gesetzgebung nachgewiesen.

Es wäre heute der rettende Entschluß. Ein Entschluß von der größten Tragweite, ein Entschluß nicht ohne Gefahren, namentlich auch nicht ohne moralische Gefahren wie alle großen Entschlüsse, aber der Entschluß, der mit einem Schlage eine völlig neue fruchtbare Entwicklung ermöglichte, wenn ein erheblicher Theil der staatserhaltenden Elemente in Preußen für diese Landtagswahlen in den Wahlkreisen, die dafür geeignet sind und wo geeignete Persönlichkeiten entgegenkommen, offen eine Verständigung mit der Sozialdemokratie suchten

Aber wie ist das möglich mit einer Partei, die offen ihren republikanischen und revolutionären Charakter proklamirt? Die alle unsere, nicht nur politischen, sondern vielfach auch sittlichen Ideale nicht bloß verwirft und bekämpft, sondern auch beschimpft und mit Schmutz bewirft? Wie ist es vor Allem möglich, nach diesem Dresdener Parteitag, wo die Genossen sich gegenseitig ein solches Zeugniß ausgestellt haben, daß man sie, die sich sonst etwas auf ihren Idealismus zu Gute thaten, nicht einmal moralisch mehr als bündnißfähig ansehen kann?

Betrachten wir zunächst etwas näher den Dresdener Parteitag. Seit vielen Jahren ist kein Ereigniß der inneren Politik mit solchem Interesse und solchem Eifer von aller Welt verfolgt worden, wie dieser Parteitag. Keine Reichstagsverhandlung seit unvordenklicher Zeit ist so ausführlich gelesen worden wie diese internen Auseinandersetzungen einer Partei. Eindrücke der mannigfachsten und widersprechendsten Art hat die Tagung hinterlassen. Zuerst und vor allen Dingen den Eindruck einer ungeheuerlichen Blamage. Was sind das für Menschen, die sich gegenseitig keinen andern Titel als den brüderlichen Namen „Genosse“ geben dürfen und sich dabei Schulbuben, Komödianten, Lügner, Verleumder, Verräther, Schurken an den Kopf werfen, mit Prügel drohen und schließlich doch wieder freundschaftlich „Genossen“ bleiben! Und dieser Parteitag war bestimmt, eine enthusiastische Siegesfeier zu sein! Die ganze sozialdemokratische Presse

Digitized by Google

selber hat den fürchterlichsten Katzenjammer. Der „Vorwärts“ hat die Stimmen darüber zur Erbauung Aller von der „reaktionären Masse“ gesammelt. Ihr einziger Trost ist, daß es doch auch wieder ein Zeichen von Stärke sei, wenn eine Partei solche „offenen“ Auseinandersetzungen vertrage, ohne sofort in Stücke zu zerbrechen. Das ist richtig, aber ist es damit erledigt? „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich“, sagt das Sprichwort, aber trotz dem üblen Duft, der von diesem Parteitag aufgestiegen ist, diese „Genossen“ sind keineswegs Pack, sondern es sind darunter sehr viele Leute von solchem Ernst und so feinem und reizbarem Ehrgefühl, daß man ganz sicher sein kann: der Streit ist nicht zu Ende. Die bösen Worte wirken nach. Sie vergeben und vergessen sich nicht so leicht, und vor Allem, die bösen Worte wären doch garnicht gefallen, wenn nicht eine höchst feindselige Gesinnung bereits innerhalb der großen Brüderschaft herrschte. Nicht bloß Personen, sondern zwei verschiedene Richtungen haben mit einander gerungen und gezankt.

Welche von ihnen hat nun bei dem ungeheuren Gezänk gesiegt? Bebel und die radikale Partei haben auf der ganzen Linie gesiegt, die Revisionisten haben sich demüthiglich unterwerfen müssen, rufen allenthalben die Scharfmacherblätter, und mit ihnen in holder Harmonie Herr Eugen Richter in der „Freisinnigen Zeitung“.

Mit Verlaub, umgekehrt wird ein Schuh draus. Woher kam denn der ganze ungeheure Lärm? War es wirklich bloß Literatengezänk und die unbezähmbare Leidenschaft des alten Herrn Bebel? Herr Bebel hat sich sein Temperament nicht erst neuerdings angeschafft. Weshalb ist er denn auf früheren Parteitagen nicht so wüthend geworden? Um solcher Lappalien willen, wie ein paar Artikel in bürgerlichen Blättern oder einen Vizepräsidenten soll eine Partei von drei Millionen Wählern außer Rand und Band gerathen sein? O nein, die Sache liegt viel tiefer, und es ist ja auch deutlich genug ausgesprochen worden, was die Quelle all der Aufregung ist. Herr Bebel hat sich klar gemacht, daß die Neuwahlen dem revisionistischen Flügel in der Fraktion die Oberhand gegeben haben, und er hat eine letzte verzweifelte Anstrengung gemacht, unter Heranziehung und Aufbauschung alles erreichbaren Materials den Fortgang der Bewegung in dieser Richtung zu unterdrücken. In der Fraktion hatte er schon keine Aussicht mehr dazu, deshalb mußte es auf dem Parteitag geschehen, wo er die Leidenschaften aufregen konnte, und sei es auch um den Preis der moralischen Auspeitschung der eigenen Partei.

Was hat er nun um diesen an Selbstmord grenzenden Preis erreicht? Vollmar und Genossen haben ihm denselben Streich gespielt, den sie seit Erfurt im Jahre 1891 auf jedem Parteitag vollführt haben: sie haben der Resolution, die er eingebracht hat, eine Auslegung gegeben, die auch für ihre Ideen Raum läßt, und haben dann selber dafür gestimmt. Bebel, Singer und Kautsky aber haben sich nicht getraut, eine Resolution vorzuschlagen, die die andere Gruppe schlechterdings nicht hätte annehmen

Digitized by Google

können, und das bedeutet, daß sie die Geschlagenen sind. Es giebt eine Liebe, die wie Haß aussieht, und es giebt Niederlagen, die wie Siege aussehen; ein solcher Sieg ist der Sieg der Radikalen in Dresden. Die ungeheure und vergebliche Anstrengung, die sie gemacht haben, zeigt nur um so mehr, daß ihre Kräfte nicht weiter reichen, daß die Revisionisten thatsächlich, wenn auch noch nicht in der Masse, bereits die Stärkeren sind. Nicht einmal, daß das Hauptorgan der Partei, der „Vorwärts", in seinem Sinne redigirt wird, hat Herr Bebel durchsetzen können, und in demselben Augenblick, wo er jedes Zusammengehen mit der bürgerlichen Linken perhorreszirt, hat er selber einer Konferenz vorgesessen, die Bestimmungen traf über das Zusammengehen bei den Landtagswahlen.

So zeigt uns Anti-Sozialdemokraten der Dresdener Parteitag ein doppeltes Gesicht: einerseits beweist er, wie weit die innere Zersetzung der Partei, die „Mauserung" bereits fortgeschritten ist, weiter als alle Optimisten bisher zu hoffen wagten, andererseits hat sowohl der wilde Vorstoß Bebels wie der moralische Widerwille, den das ganze Schauspiel erregt hat, jede positive Kooperation für den Augenblick erschwert. Mit der Zeit, vielleicht schon in Wochen wird aber der zweite Eindruck sich verwischen, während das erste, die Zersetzung, augenblicklich durch die kluge Taktik der Revisionisten hintangehalten, allmählich mehr und mehr hervortreten wird.

Machen wir uns aber klar, daß die Entwicklung sich schwerlich in der Form der Bildung einer auf dem Boden der Staatsordnung stehenden Arbeiter- oder sozialen Reformpartei vollziehen kann und wird. Gewiß wäre eine solche Evolution in vieler Beziehung höchst wünschenswerth, namentlich möchte ich dabei auch das persönliche Element hervorheben. Wenn der Dresdener Parteitag allenthalben ein so ungeheures Interesse erregt hat, so geschah es nicht bloß um der Sache, sondern auch um der wirklich imponirenden Summe von Geist, Talent und echter Leidenschaft willen, die zu Tage trat. Welch ein Schade für das deutsche Volk, daß so viele, so hochbegabte Männer unseres Blutes nicht im Dienste unseres Volksthums und unseres Staates stehen, sondern Beides sogar in wildem Haß bekämpfen! Was für Kräfte gehen uns da verloren, wie würde unsere Muskulatur gewinnen, wenn dieses rothe Lebensblut nicht mehr vom Gesammtkörper abgeschnürt wäre! Aber eine spezielle Arbeiterpartei im positiven Sinne wird und kann es niemals geben, weil jede Standes- oder Klassenpartei sofort und nothwendig in Demagogie verfällt. Das haben wir ja eben am Bunde der Landwirthe erlebt. Nur politische Parteien, wozu auch das Zentrum gehört, haben eine wirkliche und dauernde Berechtigung. Es müßte also nicht nur eine Absplitterung, sondern eine vollständige Umbildung unter Verschmelzung mit anderen Elementen stattfinden, ehe aus Sozialdemokraten brauchbare Politiker werden können. Das wird hoffentlich einmal geschehen, aber wir sind davon noch sehr weit entfernt.

Die „Mauserung", richtig verstanden, wird sich also vermuthlich in der

Digitized by Google

Art vollziehen, daß die Partei, unfähig, mit der erlangten Macht etwas Positives anzufangen, zwischen Fortsetzung der bisherigen Negation und ziemlich ohnmächtigen Anläufen zu dieser oder jener positiven Aktion hin- und herschwanken und mehr und mehr in eine ähnliche Rolle gerathen wird, wie die „deutsche Fortschrittspartei" in dem Jahrzehnt nach der Reichsgründung. Dabei wird sie dann den moralischen Schwung, der ihr heute noch innewohnt, allmählich einbüßen und das Volk wird mehr und mehr erkennen, daß von ihr nichts zu hoffen ist. Der üble Eindruck der Dresdener Schimpf-Tragödie wird dazu beitragen, diesen Prozeß zu beschleunigen, namentlich deshalb, weil ja die Schimpferei gar nicht möglich gewesen wäre, wenn man etwas Positives zu thun gewußt hätte. Dieses negative Moment wird mit der Zeit noch stark hervorgehoben werden. Eine rein negative Partei ist eben keine wahre Partei und nicht bloß aus Aufregung und Leidenschaft, so zu sagen aus Versehen, sondern aus innerer Nothwendigkeit hat sich die geplante Siegesfeier zeitweilig in ein Kasperle-Theater verwandelt, wo der Teufel erscheint und Prügel fallen. Die Unzufriedenheit mit der eigenen Partei, die von dieser Unfähigkeit, nach dem Wahlsiege auch etwas zu leisten, ausgehen wird, wird zur schließlichen Auflösung, wie einst bei den englischen Chartisten, das Meiste beitragen. Was dann aber für Neubildungen Platz greifen, das hängt von der Gesammtlage, der positiven Politik der anderen Parteien und der Regierung ab. Eine Reichstags-Auflösung in einem glücklichen Moment mit nationaler Parole kann die Partei dann soweit herunterbringen, daß sie vom Schauplatz verschwindet und einer Neubildung Platz macht. Mit anderen Worten: ich glaube nicht, so stark ich die heute schon vorhandene Kraft des Revisionismus einschätze, daß diese Richtung unmittelbar zu einer neuen positiv brauchbaren Parteibildung führen kann — die Vollmar und Auer haben ganz recht, wenn sie das ableugnen; vielmehr ist zunächst eine Periode der Stagnation, der Rathlosigkeit und der Zersetzung zu erwarten. Was dann kommt, damit haben wir vorläufig noch nicht zu rechnen.

Die so weit verbreitete Furcht, daß die Sozialdemokratie noch weitere große Fortschritte machen werde, ist sicherlich unbegründet. Diese Dresdener Siegesfeier schmeckt nach nichts weniger als nach weiteren Siegen, und auch diesmal war ja, man muß das immer wieder hervorheben, der Sieg keineswegs so sehr groß. Daß die Partei es in vielen Wahlkreisen noch zu gewissen Minoritäten bringen werde, hat man von je erwartet: daher rühren die 3 Millionen Stimmen. Daß sie aber trotz der unerhörten Gunst der Umstände (Bund der Landwirthe; keine bürgerliche Wahlparole) doch nicht mehr als 23 Mandate gewonnen hat, ist ein Zeichen nicht von Stärke, sondern geradezu von Schwäche.

Mit dem Dresdener Parteitage, mit der offenen Proklamation der inneren Uneinigkeit, die nur künstlich und äußerlich wieder verklebt worden ist, hat also nach meiner Auffassung der Prozeß der inneren Zersetzung

Digitized by Google

begonnen. Der Dresdener Tag ist der Anfang vom Ende und unsere Aufgabe ist es, diesen Prozeß nach Möglichkeit zu befördern.

Wie es keinem Zweifel unterliegt, daß es das sicherste Mittel ist, eine auseinander klaffende Partei wieder zusammenzuschweißen, indem man sie bedroht und angreift, so ist es auch umgekehrt das sicherste Mittel, sie ganz auseinander zu treiben, indem man sie in die praktische Arbeit einführt und vor praktische Fragen stellt. Die sozialdemokratische Partei war ja schon einmal in zwei Gruppen gespalten, die sich aufs Blut untereinander befehdeten. Erst die unablässigen Verfolgungen der Polizei brachten den staatlich und national gesinnten Theil dazu, sich mit der internationalen Gruppe zu verschmelzen. Ginge es nach unseren Scharfmachern, so würde man heute diese unkluge Taktik wiederholen. Das Gegentheil ist das Richtige. Ganz wie es sachlich geboten ist, gewisse Forderungen der Sozialdemokratie zu bewilligen, um ihr den Wind aus den Segeln zu nehmen, so ist es auch taktisch geboten, ihr entgegenzukommen, um sie dadurch aufzulösen.

Der Dresdener Parteitag hat beschlossen, einen Vizepräsidenten-Posten im Reichstage nur anzunehmen, wenn keine Bedingung daran geknüpft würde. Warum in aller Welt stellt man eine Bedingung und giebt dadurch der Partei den Beschwerdestoff? Der einzige richtige Rath ist der, den Herr Bassermann bereits ausgesprochen, nämlich bedingungslos einen Genossen ins Präsidium zu wählen. Ob Seine Majestät nachher die Gnade haben wird, den „Herrn" zu empfangen, wird sich zeigen, und angenommen, was doch keineswegs feststeht, Seine Majestät gäbe eine solche Absicht kund und der „Genosse" entzöge sich — würden etwa wir oder würde gar die Monarchie dabei verlieren? Würden die Sozi es etwa als „Männerstolz vor Königsthronen" ausposaunen können, daß sie sich weigern, zu kommen? Auch die „Genossen" selber würden das nicht glauben, sondern eher ein gewisses Zeichen von Befangenheit darin sehen oder sich gar dadurch zurückgesetzt fühlen, daß nicht einer der Ihrigen auch einmal an so hoher Stelle stehen darf. „Ich habe sonne Angst", hat schon die „Kneip-Zeitung" der Partei in Dresden selber den Genossen Singer sagen lassen, indem er die Wadenstrümpfe anzieht. Es ist gar kein Zweifel, daß wie auch immer die Sache ausgehe, der Vortheil in der öffentlichen Meinung auf der Seite der Monarchie sein wird, und es ist dringend zu hoffen, daß Herr Bassermann bei seinen Parteifreunden seine Ansicht durchsetzt und die Nationalliberalen den Ausschlag für die Wahl des Sozi zum Vizepräsidenten geben ohne jede Bedingung.

Noch viel wichtiger aber als der Vizepräsident sind die Wahlen zum Abgeordnetenhause. Ganz gewiß ist es für jede Partei unmöglich, ein allgemeines Kartell mit den Sozi abzuschließen; Herr Dr. Barth ist zu weit gegangen, indem er das betrieb. Die Sozialdemokraten sind nicht nur unter sich nicht mehr einig, wie sie in Dresden selber bekannt haben, sondern sie sind auch für uns keine Einheit. Nicht bloß die beiden sogenannten Richtungen, die sich

Digitized by Google

ja noch gar nicht scharf von einander absondern lassen, sondern namentlich die Personen sind überaus verschiedenartig und verschiedenwerthig. Mit der Sozialdemokratie als Einheit zu paktiren, ist eine moralische Unmöglichkeit und wird es noch recht lange sein; im einzelnen Fall aber und mit einzelnen Personen kann man sich bereits sehr gut auseinandersetzen, so wie ja auch thatsächlich in vielen Gemeinden und Einzellandtagen, namentlich auch in den Berufsgenossenschaften und was damit zusammenhängt, praktisches Zusammenwirken allerwärts und mit gutem Erfolge stattfindet. Einige Sozialdemokraten im preußischen Landtag würden dort von höchstem Nutzen sein, und sie werden von doppeltem Nutzen sein, wenn sie die Extrem-konservativen um soviel Sitze schwächen und dadurch reaktionäre Velleitäten verhindern helfen. Ich spreche es daher offen aus, daß auch die aufgeklärten Konservativen sich bei diesen Wahlen nicht scheuen sollten, unter allen Umständen gegen das Zentrum und je nach Verhältnissen und Personen, in gewissen Wahlkreisen auch gegen Konservative die Wahl von Sozialdemokraten zu unterstützen. Der Schade, der daraus entspringen kann, ist gering. Eine gewisse moralische Verwirrung, die dadurch in manchen Gemüthern angerichtet werden mag, wird nicht zu leugnen sein, aber der Schade, den eine reaktionäre Majorität im Abgeordnetenhause anrichten würde, wäre unendlich viel größer, und dieser Schade ist schlechterdings nur abzuwehren, wenn man sich entschließt, trotz allen inneren Gegensatzes und selbst moralischen Widerwillens eine gewisse Verständigung mit den Sozialdemokraten anzubahnen. Der Druck, den die katholische Kirche auf unser gesammtes Schulwesen, von den Volksschulen herauf bis zu den Universitäten ausübt, wird von Jahr zu Jahr stärker und die Schuld liegt nicht an der Regierung, sondern am Volke: die Regierung ist ohnmächtig und ist gezwungen, jedem Drucke des Zentrums nachzugeben, solange das Abgeordnetenhaus keine andere Gestalt gewinnt. Man mache sich klar, was es heißt, wenn abermals auf fünf Jahr die bisherige Majorität zurückkehrt, und habe dann den Muth der eigenen Meinung und des rettenden Entschlusses. Es giebt schlechterdings kein anderes Mittel der Heilung, als eine scharfe Konzentration nach links. Der Kampf gegen zwei Fronten, den die Mittelparteien zu führen haben, braucht darum keineswegs aufgegeben zu werden. Von einer inneren Annäherung an die Sozialdemokratie und ihre Prinzipien ist keine Rede, aber bei der Komplizirtheit unseres Verfassungslebens, der Differenzirung zwischen Reichstag und Landtag, der Dreiklassenwahl, der Vielheit unserer Parteien ist es ganz unmöglich, daß die Mittelparteien sich behaupten, wenn sie nicht auch im gegebenen Fall einmal die Anlehnung nach links nehmen. Erlauben sich die Konservativen mit dem internationalen Katholizismus zu paktiren, so können die Nationalliberalen sich nicht anders retten, als wenn sie auch einmal mit der internationalen Demokratie paktiren. Wenn sie die Kraft dazu nicht in sich finden, geben sie sich selber auf.

Ob in der nationalliberalen Partei wohl noch soviel Muth und

Digitized by Google

Führung vorhanden ist? Nach den Erfahrungen der letzten zehn Jahre darf man nicht viel hoffen. Ueber ein mehr oder weniger geschicktes, wahrscheinlich ungeschicktes Laviren wird man im besten Falle nicht hinauskommen. Es ist aber doch bemerkenswerth, daß in den Jungliberalen oder Vereinen der nationalliberalen Jugend, die sich an vielen Orten gebildet haben, ein frischerer Geist zu spüren ist. Man hat sich dieser Partei angeschlossen, obgleich man im Grunde mit ihrer Haltung sehr wenig zufrieden ist. Der Vorgang ist in hohem Grade charakteristisch für unser Parteileben. Der Zug der Ideen in diesen jungliberalen Vereinen hat die größte Aehnlichkeit mit den Bestrebungen der Nationalsozialen; dessen ist man sich auch vollkommen bewußt und hat es offen ausgesprochen. Die Nationalsozialen haben sich soeben mit der Freisinnigen Vereinigung fusionirt, um gemeinschaftlich einen größeren und wirksameren Körper zu bilden. Warum haben sich die Jungliberalen nicht gleich hier agglomerirt? Aus einem ganz guten Grunde: sie haben erwogen und erkannt, daß man im politischen Kampf durch Anschluß an eine historisch überlieferte Gruppe von größerer Bedeutung am besten wirken kann. Ueberdies sagte ihnen das gar zu einseitig betonte wirthschaftlich-freihändlerische Moment in der Freisinnigen Vereinigung nicht zu. In jedem anderen Lande würde man über solche Differenzen hinwegsehen und sich zusammenschließen, um vor Allem zur Massenbildung zu gelangen; in Deutschland geht das nicht an, sondern man bleibt bei der bloßen Gruppenbildung, und es ist auch gut, daß es so ist. Das parlamentarische System mit der abwechselnden Herrschaft einer Majoritäts- und Minoritätspartei haben wir nicht und wollen wir nicht haben. Der Reichthum unseres Lebens würde in solcher Einförmigkeit ersticken und die Grundlagen unserer Verfassung würden erschüttert werden. Wenn man aber das Zwei-Parteiensystem ohnehin nicht haben kann und will, so ist es nur natürlich, daß die Gruppen zahlreich sind und daß auch nahe verwandte Bestrebungen sich nicht gleich zusammenschließen, sondern über verschiedene Gruppen vertheilen. Die Jungliberalen hätten die Freisinnige Vereinigung nicht wesentlich verstärkt, können aber in der nationalliberalen Partei als treibendes Element sehr nützlich werden. Kommt freilich einmal der Moment, wo eine wirkliche Identität der Bestrebungen sich durch die Natur der Dinge entwickelt hat, so muß auch, um einer gar zu weit gehenden Zersplitterung entgegenzuwirken, wieder ein Zusammenschluß erfolgen. So war es mit den Nationalsozialen und der Freisinnigen Vereinigung. Die beiden Gruppen sind von ganz entgegensetzten Bestrebungen ausgegangen, die Einen vom kaufmännisch-kapitalistischen Interesse, die Anderen von sozialen Vorstellungen, und sind doch endlich zusammengetroffen: entschiedener Liberalismus, Handelsverträge, soziale Reformen, deutsche Machtpolitik, in Allem traten sie für dasselbe ein; es war also schlechterdings kein Grund, getrennt nebeneinander herzugehen. Man sage nicht, daß eine so idealistische Bewegung wie die des Herrn Naumann und seiner Freunde sich doch endlich

Digitized by Google

als ohnmächtig erwiesen habe und gescheitert sei, indem sie in die Freisinnige Vereinigung aufging. Die nationalsoziale Partei hat trotz ihres parlamentarischen Nichterfolges doch sehr wesentliche Spuren in der deutschen Geschichte zurückgelassen. Sie hat den sozialen Gedanken in den schlimmen Tagen des Scharfmacherthums hochgehalten, hat einen Mittelpunkt für viele Heranwachsende gebildet, die sonst wohl der Sozialdemokratie zugefallen wären, und hat endlich die Freisinnige Vereinigung geradezu zu ihren Gedanken der Verbindung der nationalen Macht mit der Sozialpolitik herübergezogen. Wenn einmal der Streit um die Handelspolitik ausgeschaltet ist, und es den Jungliberalen gelingt, in der nationalliberalen Partei Einfluß zu gewinnen oder durch ihren Einfluß diese Partei zu sprengen, so kann sich hier abermals eine Fusion und Neubildung von großer Fruchtbarkeit vollziehen. Aber das ist Zukunftsmusik, die von vielerlei Umständen, selbst den Rückwirkungen der auswärtigen Politik abhängig ist. Augenblicklich handelt es sich um die preußischen Landtagswahlen, um den Widerspruch, daß die Rettung für den Liberalismus nur in einem Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie gesucht werden kann und daß der prinzipielle und moralische Gegensatz doch unüberwindbar scheint. Ich möchte die Situation vergleichen mit der Lage Preußens während des Krimkrieges. Preußen stand in unseliger Unentschlossenheit zwischen den Mächten. Der Bundestagsgesandte, Herr von Bismarck, wies den Ministerpräsidenten von Manteuffel und den nächsten Vertrauten des Königs, den General von Gerlach, immer aufs Neue auf das Mittel hin, das Preußen mit einem Schlage eine maßgebende Stellung in Europa gegeben hätte. Er empfahl, sich mit Napoleon ins Einvernehmen zu setzen oder wenigstens den Schein anzunehmen, als ob man im Stande sei, mit ihm in ein Bündniß zu treten; sofort würden alle Mächte von dem größten Respekt vor Preußen erfüllt worden sein. Petersburg und Wien hätten gezittert, Napoleon hätte sich vor Dankbarkeit zu Füßen gelegt; man befolgte diese Politik nicht — aus Prinzip. „Wir werden uns doch nicht mit der Revolution verbinden", rief der General von Gerlach entsetzt aus. Der moralische Abgrund zwischen dem Usurpator Napoleon und dem legitimen König von Preußen könne nie überschritten werden. Die Folge dieser Moralpolitik war, daß Rußland und Oesterreich Preußen verachteten, Frankreich und England Preußen haßten, und alle Vier darin einig waren, Preußen als eine eigentliche Großmacht nicht mehr anzuerkennen und es nur nachträglich noch zur Unterzeichnung der Pariser Akte zuzulassen. Das ist die Folge einer Politik, die nicht nach den Erwägungen der Macht, sondern abstrakter politischer Prinzipien gelenkt wird. Wenn die Nationalliberalen heute aus prinzipiellem Gegensatz gegen die Sozialdemokratie jedes praktische Zusammenarbeiten im Einzelnen verschmähen, so handeln sie nach der Art Friedrich Wilhelms IV.; der Bundestagsgesandte Herr von Bismarck-Schönhausen dürfte aber wohl schon damals der größere Staatsmann gewesen sein.

26. 9. 03. Delbrück.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Anthropos. — Zivilisation und Weltfriede. M. 4,—. Dresden, E. Pierson.
Ashley, W. J. — The Tariff Problem. 210 S. London, P. S. King & Son.
Aus der Arbeit unter den Stundisten. Mit 4 Abbildungen. (Hefte zum Christlichen Orient No. 3.) 20 Pf. Berlin, Deutsche Orient-Mission E. V.
Bastier, Paul. — Fénélon Critique D'Art. 1 Fr. Paris, Emile Larose.
Besser, Dr. L. — Unser Leben im Lichte der Wissenschaft oder die wissenschaftliche Auffassung des menschlichen Empfindens, Vorstellens und Bewusstseins. 130 S. Bonn, Carl Georgi.
Boetius, A. — Die unbegrenzten Möglichkeiten organisirter Volkswirthschaft. M. 2,50. Dresden, E. Pierson.
Borel, Henri. — Liliane. Sozialer Roman. Aus dem holländischen Manuskript übertragen von Else Otten. Brosch. M. 1,50. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
Bottermund, Dr. W. — Das hysterische Weib. 75 Pf. Dresden, E. Pierson.
Bourget, P. — Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller. Uebersetzung von A. Köhler. M. 3,—, geb. M. 4,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Bücher, Dr. Karl. — Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Denkschrift, im Auftrage des Akademischen Schutzvereins verfasst. M. 1,60, geb. 2,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Buschbell, Dr. Gottfried. — Das vatikanische Archiv und die Bedeutung seiner Erschliessung durch Papst Leo XIII. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren, Band XXII, Heft 12.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
Castelli, Cesare. — Venedig. Roman. Deutsch von C. Lerai. Brosch. M. 1,50. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
Ballago, Karl. — Spiegelungen. Ein lyrisches Album. M. 3,—. Leipzig, Hermann Dege.
Deutsche Arbeit. — Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 2. Heft 10, 11 und 12. München, Prag, G. D. W. Callwey.
Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. — Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Lyon. Heft 7: Heinrich von Kleist, Prinz Friedrich von Homburg, von Dr. Robert Petsch. 8: Gottfried Keller, Martin Salander, von Dr. Rudolf Fürst. 9: Fr. W. Weber, Dreizehnlinden, von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher. 10: Richard Wagner, die Meistersinger, von Dr. Robert Petsch. Geh. je M. 0,50.
Diederich, Dr. Benno. — Von Gespenstergeschichten, ihre Technik und ihre Literatur. M. 4,—, geb. M. 5, . Leipzig, Schmidt & Springer.
Dietert-Zoppot, Fr. — Das Elend der Kritik. Ein Weckruf an den neuen deutschen Geist, an Künstler, Kritiker und Publikum. 50 Pf. Danzig-Zoppot, Fr. W. Dietert, Grenztragenverlag.
Döll, Dr. H. — Goethe und Schopenhauer. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Dolorosa. — Fräulein Don Juan. Roman. M. 4,—. Berlin, M. Lilienthal.
Falkenegg, Baron von. — Bleiben die Königsmörder in Belgrad unbestraft? Ein Protestruf. 18 S. Berlin, R. Boll.
Fricke, k. und F. Eulenburg. — Beiträge zur Oberlehrerfrage. M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Funck-Brentano, Frantz. — Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille. Mit einem Vorwort von Albert Sorel. Deutsch von Nina Knoblich. 209 S. München, Albert Langen.
Grabein, Paul. — In der Philister Land (Vivat Academia Bd. II). M. 2. Berlin, Richard Bong.
Grundsätze für die Behandlung der einfachen und doppelten Buchführung an kaufmännischen Unterrichtsanstalten. (Veröffentlichungen des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen, Bd. 29.) Leipzig, B. G. Teubner.
Grundzüge der deutschen Land- und Seemacht. 1903. M. 2,25, geb. M. 3. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Gugitz, G. — Der Stammbaum und andere Novellen. M. 1,75, geb. M. 2,50. Minden i. W. J. C. C. Bruns.
Handelskammer Graudenz, Jahresbericht für 1902. 140 S. Graudenz, Gustav Röthe.
Hayduck, Michael. — Joannis Philoponi (Michaelis Ephesii). In Libros De Generatione Animalium Commentaria. Berolini, Typis Et Impensis Georgii Reimeri.
Haym, R. — Gesammelte Aufsätze. M. 12. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Heinig, Albert. — Wie stählt der junge Kaufmann am besten seinen Charakter in den Versuchungen und Schwierigkeiten seines Lebens? (Veröffentlichungen des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Bd. 25—27.) Leipzig, B. G. Teubner.
Hennes, Ernst. — Was bedeutet Vegetarismus und wie lässt sich derselbe einführen. 25 Pf. Dresden, E. Pierson.
Höckendorf, Dr. P. — Sans-Souci zur Zeit Friedrichs des Grossen und heute. Betrachtungen und Forschungen. (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Dritte Reihe: Einzelschriften. IV.)
Hübners Geographisch-statistische Tabellen für 1903. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.
Jacobowski, L. — Loki, Roman eines Gottes. Zweite Aufl. M. 2,50, geb. 3,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Jahresbericht der Handelskammer zu Cöln für 1902. 442 S. Cöln, M. Du Mont Schauberg.
Kampffmeyer, Dr. Georg. — Marokko. Mit einer Kartenbeilage. M. 2,20. (Zugleich 7. und 8. Heft der „Angewandten Geographie") und kostet für deren Abonnenten M. 2,—. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Kiefer, Dr. Josef. — Die deputirten Bischöfe der französischen Nationalversammlung und die constitution civile du clergé in den Jahren 1790—1792. Freiburg i. Baden, Ernst Kuttruff.
Kohlrausch, Robert. — Klassische Dramen und ihre Stätten in Wort und Bild. Illustrirt von Peter Schnorr. M. 5,—. Stuttgart, Robert Lutz.
Lepsius, Dr. Joh. — Verhandlungen der zweiten Eisenacher Konferenz 8. 9. u. 10. Juni 1903. M. 2,—. Berlin, Deutsche Orient-Mission E. V.
List, G. — Das Goldstück. Ein Liebesdrama in fünf Aufzügen. M. 2,—. Wien, Literatur-Anstalt Austria.
Lütgert, D. — Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Vortrag, gehalten auf der zweiten Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz am 9. Juni 1903. Berlin, Reich Christi-Verlag.

Digitized by Google

Meister Eckharts Mystische Schriften. — In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,50. Berlin, Karl Schnabel.

Minerva, Rivista delle Riviste, Rivista Moderna. Anno XIII. Vol. XXIII. No. 40. Cent. 25. Roma.

Ottermann-Fechner. — Führer durch die Gesetzgebung und Staatseinrichtung für Jedermann. 2. Auflage. 1903/04. Geb. M. 1,50. Steglitz, Selbstverlag Karl Fechner.

Otto, Helene. — Odyssee. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Mit 10 Vollbildern von Friedrich Preller und einer Vorrede an Eltern, Lehrer und Erzieher von Berthold Otto. Geschenkband. M. 2,25. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Piper, K. A. — Der Burschenschafter. Drama aus dem Jahre Achtundvierzig. M. 2,—. Berlin, Hermann Walther.

Platzhoff-Lejeune, Dr. E. — Werk und Persönlichkeit. M. 3,—, geb. M. 4,—. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Plenge, Dr. J. — Das System der Verkehrswirthschaft. 60 Pf. Tübingen, H. Laupp.

Reinsch. — Entwuf einer Polizeiverordnung betr. den Verkehr mit Milch, nebst Protokoll. M. 1,50. Hamburg, C. Boysen.

Rohrbach, Dr. Paul. — Deutschland unter den Weltvölkern. 200 S. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Saltschick, R. — Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. Brosch. M. 3,60, geb. in Halbfranz M. 5,20. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Salzer, Dr. Anselm. — Illustrirte Geschichte der deutschen Literatur. 5. Lieferung. M. 1. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Schwartz und Strutz. — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Band II: Die Zuschussverwaltung VI. und VII. Buch. M. 9,—. Berlin, J. Guttentag.

Sheehan, Patrick A. — Lukas Delmege. Ein moderner Seelsorger-Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Lehr. Brosch. M. 4,—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Sieroszewski, W. — Sibirische Erzählungen. Uebers. von M. Sutram. (Internationale Novellenbibliothek Band 4.) Brosch. M. 2. München, Dr. J. Marchlewski.

Sonnensehnsucht, Randbemerkungen zu neuem Menschenthum. (Grenzfragen einer neuen Zeit. 1. Flugblatt.) 15 Pf. Danzig-Zoppot, Fr. W. Dietert, Grenzfragenverlag.

Das Soziale Museum in Frankfurt a. M., seine Aufgaben und seine Organisation. Denkschrift, herausgegeben vom Vorstand. Frankfurt a. M., Selbstverlag des Sozialen Museums.

Spanier, Dr. M. — Hans Thoma und seine Kunst fürs Volk. Geb. M. 2. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Spielberg, Otto. — Der rechte Weg ins Leben oder die neue Ethik. M. 3. Dresden, E. Pierson.

Spruth, Otto. — Berliner Schulkalender. Führer durch die höheren Schulen Berlins und seiner Vororte. Rathgeber für Eltern. 30 Pf. Charlottenburg, im Selbstverlage des Verfassers.

Stauf von der March, Literarische Studien und Schattenrisse I. Reihe. Mit vier Bildnissen. M. 3. Dresden, E. Pierson.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchengeschichtliche Abhandlungen. 5. Heft: Geschichte und Struktur der Nothstandsverordnungen. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. I. Bd. M. 2,40. Düsseldorf, K. R. Langewiesche.

Thoma, Ludwig und Heine, Th. Th. — Das grosse Maiöhr im Juni 1903. München, Albert Langen.

Die Ursprünge des Stundismus. Mit einer Abbildung. (Hefte zum Christlichen Orient No. 2.) 20 Pf. Berlin, Deutsche Orient-Mission E. V.

Verein für Förderung des Arbeiterwohnungswesens und verwandte Bestrebungen. Bericht über die Versammlung vom 19. März 1903 in Frankfurt a. M. 84 S. Frankfurt a. M.-Sa., Englert & Schlosser.

Witkowski, Dr. Georg. — Die Meisterwerke der deutschen Bühne Heft 1—12. à Heft 30 Pf. Leipzig, Max Hesse.

Wolff-Cassel, Louis. — Ich. Liedeskunst. Fünfte durchgesehene und vermehrte Auflage. M. 1. Dresden, E. Pierson.

Zeitschrift für das gesammte Fortbildungsschulwesen in Preussen, herausgegeben von H. Siercks, Fr. Lembke und M. Dennert. Jährlich 12 Hefte von drei Bogen Umfang. Preis pro Jahrgang. M. 8,—. Heft 1. Kiel, Lipsius & Tischer.

Zentral-Verein für Arbeitsnachweis zu Berlin. Geschäftsbericht für das Jahr 1902. Berlin, Druck von W. & S. Loewenthal.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., 68, Lindenstrasse 3.

Digitized by Google

Lord Acton.

Von

James Bryce.
(Übersetzt von J. Imelmann.)

Als Lord Acton am 19. Juni 1902 in Tegernsee starb, verlor England den von seinen Söhnen, der im wahrsten Sinne ein Weltbürger war, und Europa verlor einen Mann, der nach dem übereinstimmenden Urteil aller in der vordersten Reihe seiner Gelehrten stand. Er gehörte einer alten katholischen Familie Shropshires an, von der ein Zweig nach Süditalien gegangen war, wo sein Großvater, General Acton, zur Zeit des großen Krieges, damals als die Dynastie der Bourbonen sich mit Hilfe der britischen Flotte behauptete, während ganz Italien unter dem Fuße Napoleons lag, Premierminister des Königs von Neapel gewesen war. Sein Vater, Sir Ferdinand Acton, vermählte sich mit einer deutschen Dame, der Erbin des alten und berühmten Hauses Dalberg, einer der großen mittelrheinischen Familien. So war John Edward Emerich Dalberg-Acton halb als Deutscher geboren und mit dem höchsten Adel Deutschlands blutverwandt. Erzogen wurde er in Oscott, dem einen der beiden bedeutendsten katholischen Colleges Englands, unter Dr. Wiseman, dem nachmaligen Erzbischof von Westminster und Kardinal; den stärksten Einfluß jedoch auf seine geistige Entwicklung und seine Denkweise übte Döllinger, der Stolz katholischer Wissenschaft, dessen Seele so schön wie sein Intellekt umfassend war, und bei dem Acton eine Reihe von Jahren in München studierte. Kurze Zeit saß er (1859) als Mitglied für Carlow im Haus der Gemeinen und wurde später (1865) für Bridgnorth gewählt, verlor jedoch seinen Sitz, den er mit nur einer Stimme gewonnen hatte, bei einer Wahlprüfung. Es war in jenen Tagen für einen Katholiken nicht leicht, eine Wählerschaft zu finden, und so veranlaßte Gladstone 1869 seine Erhebung zur Peerwürde. Er hielt 1893 eine erfolg-

Digitized by Google

reiche Rede im Oberhause, nahm jedoch in keinem der beiden Häuser einen hervorragenden Anteil am parlamentarischen Leben, da er sich zu sehr als Gelehrten fühlte und Tagesfragen von einem Standpunkt aus betrachtete, wie er bei englischen Politikern nicht üblich war. Weder als Politiker noch als Historiker noch als ein Produkt deutscher Bildung konnte er bei den Lords oder den Gemeinen ein ihm kongeniales Publikum finden. Als er bald nach seinem Eintritt ins Parlament gefragt wurde, warum er nicht spreche, erwiderte er, daß er mit Niemand und Niemand mit ihm übereinstimme. Jedoch hat er, da er in der Politik die vor seinen Augen werdende Geschichte sah, den öffentlichen Dingen solange er lebte ein tiefes Interesse zugewendet und jeden Zug im Spiel beobachtet und beurtheilt. Es hieß, daß Gladstone, dessen Freundschaft und Vertrauen er seit vielen Jahren genoß, ihm bei einer Gelegenheit ein wichtiges Amt habe zuwenden wollen, politische Rücksichten es aber unmöglich gemacht hätten, und die einzige öffentliche Stellung, die er je bekleidet hat, war der Kammerherrnposten in dem Ministerium von 1892. In dieser Funktion kam er in häufige Berührung mit Königin Victoria, die die wärmste Hochachtung und Bewunderung für ihn fühlte. War er doch einer der sehr Wenigen in ihrer Umgebung, der mit den meisten Höfen des Kontinents vertraut war und über die an diesen Höfen figurirenden Persönlichkeiten aus unmittelbarer Kenntniß mit ihr sprechen konnte. In Windsor brachte er alle Zeit, die der Dienst bei der Königin nicht in Anspruch nahm, in der Schloßbibliothek zu — ein unter Kammerherren singuläres Phänomen.

Ungleich den meisten englischen Katholiken war er ein entschiedener Liberaler, ein Liberaler jenes orthodoxen — individualistischen, freihändlerischen, friedensfreundlichen — Typus, der von 1846—1885 herrschte. Er war auch ein überzeugter Home Ruler, ja er hatte das Prinzip des Home Rule für Irland lange bevor sich Gladstone selbst dazu bekehrte, zu dem seinigen gemacht. Sein Glaube an dieses Prinzip beruhte auf dem Werth, den er der Selbstregierung als einem Mittel der Erziehung und Entwicklung der staatlichen Fähigkeiten eines Volkes, und der Anerkennung des Nationalgefühls beimaß, das er, wie andere Naturkräfte, wenn geleitet, für heilsam, wenn aber unterdrückt, für furchtbar hielt. Ebenso wurzelte auch sein Liberalismus in der Liebe zur Freiheit um ihrer selbst willen und in der Ueberzeugung, daß Freiheit die beste Grundlage ist für den Bestand einer Verfassung und das Glück eines Volkes. Zuversicht zur Kraft der Freiheit war, wie er zu sagen pflegte, eine

Digitized by Google

der größten Lehren, die er aus der Geschichte gelernt hatte, und er wandte sie ebenso auf kirchliche wie auf politische Dinge an. Zur Zeit des Vatikanischen Konzils von 1870 stand er, obwohl ein Laie, voran unter denen, die die Opposition der liberalen Gruppe der katholischen Kirche gegen den Erlaß des Unfehlbarkeitsdogmas bildeten. Seine umfassende und genaue Kenntniß der Kirchengeschichte wurde den Prälaten — wie dem Erzbischof Dupanloup, dem Bischof Stroßmayer und dem Erzbischof Conolly (von Halifax, Neuschottland) — zur Verfügung gestellt, die die ultramontane Partei in den lebhaften und langen Debatten bekämpften, welche diesem ökumenischen Konzile Glanz verliehen. Eine zum mindesten von den Abhandlungen und viele von den Briefen in der Presse, die das Konzil hervorrief, waren von ihm oder doch auf Grund des von ihm gelieferten Materials geschrieben, und die Ultramontanen, insbesondere Erzbischof Manning, sahen in ihm den neben Döllinger gefährlichsten ihrer hinter der Szene thätigen Widersacher. Die Infallibilisten trugen, wie jedermann weiß, den Sieg davon, und das Schisma, das in Deutschland und der Schweiz zur Bildung des Altkatholizismus führte, war das Ergebniß. Döllinger wurde exkommunizirt; gegen Acton wurde nichts unternommen, und er blieb, obgleich er an den Anschauungen festhielt, für die er 1870 eingetreten war, sein Lebelang ein treues Mitglied der römisch-katholischen Konfession.

Bei so enger Fühlung mit dem praktischen Leben und so beharrlichem Interesse für die Politik der Welt, besonders Englands und der Vereinigten Staaten, konnte Niemand jenem weltabgeschiedenen Forscher unähnlicher sein, der gemeinhin für den typischen Mann der Wissenschaft gilt. Und doch war Lord Acton ein Wunder von Gelehrsamkeit. Von den Naturwissenschaften allerdings und ihren Anwendungen in der Technik hatte er nicht mehr Kenntnisse, als man von jedem gebildeten Weltmann erwartet; alles sogenannte Geisteswissenschaftliche dagegen, alle „menschlichen Gegenstände" beherrschte er in unvergleichlichem Grade. Er war begabt mit einem Gedächtniß von ungemeiner Zähigkeit. Sein Fleiß war unermüdlich. Wo immer er war, in London, in Cannes im Winter, in Tegernsee im Sommer, in Windsor oder Osborne bei der Königin, zuletzt, bis seine Gesundheit versagte, in Cambridge während der Universitätskurse, nie arbeitete er weniger als acht Stunden des Tages. Doch mochten sie Gedächtniß und Fleiß auch noch so hoch in Anschlag bringen, seine Freunde standen staunend vor dem Um-

Digitized by Google

fang und der Exaktheit seines Wissens. Es war so vielseitig wie es gründlich war, und ein nicht geringer Theil desselben bezog sich auf entlegene Materien, die heute nur Wenige studiren. Wenn auch weniger ins Einzelne gehend, wo es die antike und die frühmittelalterliche Welt betraf, als in den neuen Zeiten, erstreckte es sich, darf man sagen, auf das gesammte Gebiet der Geschichte, der Staaten- wie der Kirchengeschichte, und wurde erstaunlich vollständig und genau, sobald es die Renaissance- und die Reformationsperiode erreichte. Es umschloß nicht nur die ältere Theologie, sondern auch die moderne Bibelkritik. Es umschloß die Philosophie, und nicht nur in dem spezielleren Sinne des Wortes, sondern auch die abstrakte Seite der Nationalökonomie und jene Rechtsphilosophie, auf welche die Deutschen ein so großes Gewicht legen. Die meisten der hervorragenden Persönlichkeiten, die in dem letzten Halbjahrhundert die Führung auf diesen Forschungsgebieten gehabt haben, wie Ranke und Fustel de Coulanges in der Geschichte, Wilhelm Roscher in der Wirthschaftswissenschaft, Adolf Harnack in der Theologie, standen ihm persönlich nahe, und er konnte ihnen auf ihrem eigenen Boden als ein Mann von ihrer Art begegnen. Ich hatte einmal den verstorbenen Dr. (späteren Bischof) Creighton, der damals seine „Geschichte der Päpste" schrieb, und den verstorbenen Professor Robertson Smith, den bedeutendsten Hebraisten und Arabisten in Britannien, mit ihm zu Tische geladen. Das Gespräch wandte sich zuerst der Zeit Papst Leos X. zu und darnach neuerlichen Kontroversen über die Datirung der Bücher des Alten Testamentes, und es zeigte sich bald, daß Lord Acton über die erste so viel wußte wie Dr. Creighton und über die letzteren so viel wie Robertson Smith. Die Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten ist ein Thema, das weit abliegt von den philosophischen, kirchlichen und theologischen Studien, denen er den größten Theil seiner Zeit gewidmet hatte, und doch kannte er sie gründlicher als irgend ein anderer lebender Europäer, wenigstens in England und Frankreich, denn von den Deutschen wage ich nicht zu sprechen, und er las nach wie vor die meisten der wichtigen darüber handelnden Bücher, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht wurden. Ja, er hielt Schritt mit fast der gesammten in Europa oder Amerika erscheinenden Literatur über Geschichte, besonders Kirchengeschichte und Staatslehre, die möglicherweise von Nutzen war, und las viel, was seine minder fleißigen oder minder wißbegierigen Freunde seiner Kenntnißnahme kaum für würdig hielten. Und es braucht kaum gesagt zu werden, daß seine Freunde an ihm einen unschätzbaren literari-

Digitized by Google

ichen Führer auf jeglichem Gebiete hatten. Insonderheit auf dem der Geschichte konnte man ruhig annehmen, daß ein Buch, das er nicht kannte, nicht werth war, gekannt zu werden, und wiederum war er oft im Stande, als das richtige zu befragende ein Werk zu bezeichnen, von dem der Fragende, obwohl nicht unvertraut mit dem Gegenstande, nie etwas gehört hatte. Er hatte einmal gleichzeitig vier Bibliotheken, die größte auf seinem Familiensitz Aldenham in Shropshire, die anderen in Tegernsee, in Cannes und in London, und er vermochte in der Regel zu sagen, in welcher von ihnen das Buch, das er gerade nannte, zu finden war. Anders als die meisten, die ihre Büchereien werth halten, verlieh er Bücher gern, und er setzte wohl zuweilen einen Freund in Verlegenheit, wenn er ihn nach einigen Wochen fragte, was er von den Bänden denke, die er ihm beinahe aufgenöthigt, und die dieser keine Zeit gefunden hatte zu lesen. Daß er kein Büchersammler im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, brauche ich nach dem Gesagten kaum hinzuzufügen. Aus seltenen Ausgaben machte er sich nichts, und noch weniger machte er sich aus Einbänden.

Seine Aldenhamer Bibliothek war selber ein Denkmal der Gelehrsamkeit und des Fleißes.*) Bei ihrer Anlage war es sein Bestreben, alle zur Erkenntniß und zum Verständniß verfassungsgeschichtlicher Ideen und Institutionen in Staat und Kirche nöthigen Bücher zusammen zu bringen, und sie nahm daher nicht nur alle besten Untersuchungen über diese weitgreifenden und verwickelten Materien in sich auf, sondern auch eine Menge Quellenschriften zur Lokalgeschichte der Städte und Provinzen solcher Länder wie Italien und Frankreich sowie zur allgemeinen Geschichte der großen Staaten Europas und der Kirche. Diesen herrlichen Plan hatte er aus eigenen Kräften zur Ausführung gebracht, ehe er vierzig Jahr war, und was noch überraschender war, er hatte Zeit gefunden, die Bücher zu gebrauchen. Bleistiftnotizen oder Lesezeichen in fast allen beweisen, daß er darin gelesen hatte und mit ihrem Inhalt, soweit es für seinen Zweck erforderlich, bekannt war.

So groß seine Wissensschätze waren, wurden sie nur seinen wenigen intimen Freunden geöffnet. Er trug nicht bloß, wie Tennyson von Edmund Lushington sagt**), „des Wissens Wucht gleich einer Blume leicht“: Niemand in der Gesellschaft hätte ver-

*) Sie wurde von Andrew Carnegie gekauft und John Morley zum Geschenk gemacht, der sie seinerseits der Universität Cambridge schenkte.

**) In „In Memoriam“ (Epilog). A. d. Ueb.

Digitized by Google

muthen können, daß er überhaupt eine Wissenslast zu tragen hatte. Er schien nichts weiter als ein gebildeter und angenehmer Mann von Welt zu sein, der sich für Literatur und Politik interessirte, aber mehr zum Hören als zum Reden aufgelegt war. Zuweilen war er räthselhaft und konnte wohl, nach Maitlands Ausdruck*), „eine Perle Ironie Leuten in den Weg werfen, die sie ernst nahmen und für einen Kieselstein hielten". Eine starke spöttische Anlage blieb Anlage, weil sie mit einer stärkeren Ehrfurcht vor Tugend verbunden war. In größerem Kreise kam der ganze Reichthum seiner Begabung nur selten zur Geltung; erst im vertraulichen Verkehr mit Menschen, deren Neigungen den seinigen glichen, offenbarte sich die außerordentliche Feinheit und Eleganz seines Geistes. Sein kritischer Geschmack war wählerisch, ja anspruchsvoll; seine Urtheile neigten zur Strenge. Niemand legte einen schärferen Maßstab an Thun und Lassen öffentlicher Charaktere, sei es der Gegenwart, sei es vergangener Zeiten. In seiner Cambridger Antrittsrede forderte er dies mit Nachdruck als des Historikers erste Pflicht. „Es ist", sagte er, „das Amt der geschichtlichen Wissenschaft, an dem Sittlichen als dem einzigen unparteiischen Kriterium von Menschen und Dingen festzuhalten." Nicht weniger schwer zu befriedigen schien er, wenn es sich um die Werthbestimmung eines literarischen Werkes handelte. Sein Ideal, in Bezug auf Gediegenheit des Gehaltes sowohl wie auf formelle Vollendung, war von unmöglicher Höhe, und er rügte jedes Darunterbleiben. Niemand erkannte Verdienst herzlicher an. Niemand sprach mit wärmerer Bewunderung von so ausgezeichneten Historikern und Theologen wie den oben genannten. Aber die Genauigkeit seines Denkens und die Empfindlichkeit seines Geschmacks gaben seinem Urtheil eine ziemlich rigorose Färbung. Für Engländer waren seine Anschauungen ganz besonders lehrreich und erleuchtend, weil er von Geblüt nur ein halber Engländer, seiner Bildung und seinen geistigen Gewohnheiten nach noch weniger als ein halber Engländer war. Er war in Paris oder Berlin oder Rom ebenso zu Hause wie in London, sprach die vier großen Sprachen mit beinahe gleicher Leichtigkeit und kannte die Menschen, die in jeder dieser Hauptstädte am würdigsten waren gekannt zu werden. Unsere insulare Literatur und Politik betrachtete er mit der Objektivität nicht nur eines Katholiken unter Protestanten, eines Schülers Döllingers und Roschers unter Oxford- und Cambridgeleuten, sondern auch

*) In dem Nekrolog auf Acton in The Cambridge Review vom 10. Okt. 1902. A. d. Ueb.

Digitized by Google

eines Kosmopoliten, dem seine Beherrschung von Geschichte und Philosophie einen ungewöhnlich weiten Blick über das Ganze der Menschheit hin verliehen hatte.

Sein Interesse für die großen Dinge lenkte ihn so wenig von den kleinen ab, daß es sein Gefühl für ihre Bedeutung vielmehr zu verschärfen schien. Es war ein bemerkenswerther Zug in seiner Geschichtsauffassung, daß er der Ansicht war, die Erklärung des meisten von dem, was im Licht geschehen, sei in dem zu finden, was im Dunkeln geschehen ist. Er spürte allezeit dem Schlüssel zu geheimen Kammern nach, überzeugt wie er war, daß die große Treppe nur zur Schau, nur die Menge zu täuschen da sei, während die wirkliche Aktion sich hinten in verborgenen Gängen abgespielt habe. Niemand kannte so viel vom Klatsch der Vergangenheit, Niemandes Wißbegierde war so intensiv auf den der Gegenwart gerichtet, der jedoch in seinen Händen kein Klatsch mehr war und ungeschriebene Geschichte wurde. Man mochte zuweilen zweifelhaft sein, ob er nicht zu viel an die Hintertreppen denke — aber er hatte viel Geschichte werden sehen.

Der leidenschaftliche, von seiner deutschen Erziehung genährte Erkenntnißtrieb ward ihm zuletzt zum Fallstrick, da er seine produktiven Kräfte hemmte. Nicht daß die Gelehrsamkeit ihn belastete oder die Schwingen seines Geistes niederzog; er beherrschte Alles, was er wußte. Aber der Erwerb des Wissens verzehrte so viel von seiner Zeit, daß zu literarischem Schaffen wenig übrig blieb. (Döllinger erkannte die Gefahr; er sagte, wenn Acton nicht ehe er vierzig sei ein großes Buch schriebe, würde er es niemals thun.) Er verleitete ihn zu dem Glauben, daß er über einen Gegenstand nicht schreiben könne, bevor er alles oder so gut wie alles darüber Geschriebene gelesen habe, und er führte zu der Gewohnheit, Auszüge aus den gelesenen Büchern zu machen, einer Gewohnheit, die die Form einer Anhäufung kleiner Zettel annahm, worauf diese Extrakte in seiner überaus sauberen und gleichmäßigen Handschrift geschrieben und die je nach ihrem Gegenstand in Kartons gelegt waren. Er hatte Hunderte solcher Kartons, und so werthvoll ihr Inhalt vielfach ohne Zweifel war, würde die mit dem Destilliren und Abziehen der Essenz der Bücher verbrachte Zeit doch besser verwendet worden sein, wenn er der Welt die Ideen geschenkt hätte, die diese in seinem eigenen Geiste hatten hervorrufen helfen. Darf man die seiner Antrittsrede angehängten Zitate als Beispiel seiner Sammlungen nehmen, so war Vieles davon ohne hervorragenden Werth und zeigte im Wesentlichen nur, wie derselbe Gedanke, und vielleicht kein fernliegender, von Ver-

Digitized by Google

schiedenen verschieden ausgedrückt werden konnte. Las man einen von ihm verfaßten, mit Zitaten ausgestatteten, ja überladenen Artikel, so hatte man oft den Eindruck, daß sein eigener Antheil nach Inhalt und Form besser sei, als die aus seinen Vorgängern eingeheimsten Stellen. Es wird täglich wahrer, daß es das Geheimniß historischen Schaffens ist, daß man weiß, wovon man absehen kann, da es in unserer Zeit zu einer Unmöglichkeit geworden ist, die Literatur über die meisten Gegenstände, ja in Betreff der beiden letzten Jahrhunderte auch nur die Quellen zu erschöpfen. Aber freilich, wie soll man wissen, was bei Seite gelassen werden kann, wenn man nicht wenigstens einen Blick darauf geworfen hat? Acton war nicht gewillt, irgend etwas bei Seite zu lassen, und sein Vollständigkeitsdrang ließ ihn in ein Arbeitssystem gerathen, das nur für einen, der auf das Dreifache der Lebensdauer sterblicher Menschen rechnen könnte, geeignet sein würde.

Die Lust am Wissen wurde mächtiger und mächtiger über ihn, bis sie zu einer Leidenschaft des Intellektes wurde, zu einem Durst gleich dem nach Wasser in einer dürren Wüste. Was er zu erkennen suchte, war nicht das Faktische allein, vielmehr das Faktische in seinen Beziehungen auf Prinzipien, das Faktische so geordnet und gefügt, daß es zum Damm wird, über den der Weg zur Wahrheit führt. Geschehnisse waren dazu nach seiner Auffassung nicht wichtiger als die Gedanken der Menschen, weil ihm diskursives und schöpferisches Denken für den dominirenden Faktor in der Geschichte galt. Darum muß man Bücher kennen — Bücher philosophischer Schöpferkraft, Bücher philosophischer Reflexion nicht weniger als die, die was sich zugetragen hat berichten. Die Gefahr einer solchen Auffassung liegt darin, daß Alles, was immer Menschen gesagt oder geschrieben, ebenso wie Alles, was sie gethan haben, ein möglichenfalls bedeutsames Faktum wird, und so wird die Forschung nach der Wahrheit endlos, weil das Material unerschöpflich ist.

Zweck und Bedeutung historischer Lektüre hat er einmal vor einer Liste einem jungen Mann zum Studium empfohlener Bücher mit eindrucksvollen Worten bezeichnet. Sie soll „seinem Geiste Kraft und Fülle verleihen und Klarheit und Aufrichtigkeit und Selbständigkeit und Hochsinn und Edelmuth und Stille, damit er Methode und Gesetz des Prozesses erkennen könne, durch welchen der Irrthum besiegt und Wahrheit gewonnen wird, indem er Wissen von Wahrscheinlichkeit und Vorurtheil von Ueberzeugung unterscheidet, damit er lerne, das, was er verwirft, so völlig zu bemeistern,

Digitized by Google

wie das, was er annimmt, damit er Ursprung wie Stärke und Lebenskraft von Systemen begreife und das bessere Motiv derer, welche Unrecht haben .... und soll ihn gegen den Reiz literarischer Schönheit und Begabung stählen."*) — Weder seine Thatsachenleidenschaft noch seine Schätzung von Stil und Form ließ ihn nach rechts oder links von der wahren Position eines Historikers abweichen. Auf bloße schriftstellerische Vorzüge legte er wenig Gewicht und erwiderte oft auf Fragen nach der Bedeutung eines Buches, das einen berühmten Namen trug: „Sie brauchen es nicht zu lesen, es fügt zu dem, was wir wußten, nichts hinzu." Und Thatsachen galten ihm etwas nur, insofern sie ein Prinzip zu begründen vermochten oder den Verlauf der Ereignisse erklärten. In Wahrheit lag seine Größe nicht so sehr in dem Umfang seines Wissens als in der Tiefe und Genauigkeit seines Denkens.

Seine etwas überspannte Gewissenhaftigkeit, dazu das so gut wie unerreichbare Ideal von Vollendung und Form, das er sich vorgesteckt, machten ihn weniger und weniger geneigt zu literarischer Produktion. Keiner unserer Zeitgenossen hat bei Talenten ersten Ranges so wenig hinterlassen, wonach die Nachwelt diese Talente beurtheilen kann.**) In seiner Jugend, als er eine Zeit lang die „Home and Foreign Review" herausgab, und als er mit dem „Rambler" und der „North British Review" in Verbindung stand, schrieb er häufig, und noch zwischen 1868 und 1890 hat er einige historische Essays und eine Anzahl anonymer Sendschreiben in Zeitschriften und Zeitungen drucken lassen. Doch die Abneigung gegen schaffende Thätigkeit schien zuzunehmen. Um 1890 gab er dem Drängen einiger Freunde so weit nach, daß er versprach, eine Anzahl seiner Essays in einem Bande wieder herauszugeben; nachdem er sie aber mehrere Jahre umgeschrieben und daran gefeilt hatte, gab er das ganze Vorhaben auf. 1882 hatte er schon einen Plan zu einer umfassenden „Geschichte der Freiheit" entworfen. Auch diesen ließ er fallen, weil er, je mehr er im Hinblick darauf las, desto mehr lesen wollte und das Unternehmen immer mächtigere Dimensionen anzunehmen schien. Wie bei so manchen, die hohen litterarischen Idealen

*) Ich verdanke dies Citat einem bald nach Actons Tod veröffentlichten Brief Sir M. E. Grant Duffs.

**) Vergl. jedoch das Verzeichniß seiner Publikationen in der kürzlich von W. A. Shaw für die Royal Historical Society herausgegebenen Bibliographie der historischen Schriften von Creighton, Stubbs, Gardiner und Acton.

A. d. Ueb.

Digitized by Google

nachhängen, erwies sich auch bei ihm das Bessere als der Feind des Guten.

Wie er sich eine solche Geschichte der Freiheit dachte und auf welche Weise sie zum Hauptfaden aller Geschichte gemacht werden könne, das hat er mir vor zwanzig Jahren einmal zu später Abendstunde in seiner Bibliothek in Cannes auseinandergesetzt. Er sprach nur sechs bis sieben Minuten, aber er sprach wie inspirirt; es war, als sähe er, auf ragendem Bergesgipfel stehend, unter sich den weit sich hinwindenden Pfad des menschlichen Fortschritts, von den kimmerischen Gestaden vorhistorischer Dämmerung bis zum volleren, ob auch noch gebrochenen und flackernden Licht der neuen Zeit. Seine Beredsamkeit war glänzend, doch größer als die Beredsamkeit war der tiefdringende Blick, der durch alles Geschehen hindurch und in allen Zeitaltern das Spiel der bald schaffenden, bald zerstörenden, immer umgestaltenden sittlichen Kräfte unterschied, welche die Institutionen gemodelt und umgemodelt und dem menschlichen Geist seine unablässig wechselnden Energieformen gegeben haben. Es war, wie wenn die ganze Landschaft der Geschichte von plötzlich hervorbrechendem Sonnenlicht erleuchtet würde. Ich habe eine Rede wie diese von keinen andern Lippen je vernommen und ihresgleichen auch von ihm selbst nie wieder gehört.

Sein Stil litt in späterer Zeit unter der Menge der eingestreuten Zitate und der Ueberfülle und Subtilität des Gedankens, die gelegentlich der Deutlichkeit Eintrag that. Behandelte er aber einen Gegenstand, bei dem Gelehrsamkeit nicht erforderlich war, so war sein Ausdruck klar, treffend und scharf, zuweilen epigrammatisch. Vor einigen Jahren schrieb er in einer Monatsschrift einen kurzen Artikel über die Biographie eines seiner Zeitgenossen, der bewies, welch ein bewunderungswürdiger Meister eleganter Sprache und eindringender Analyse er war, und einen wünschen ließ, er hätte öfter leichtere Sachen schnell und mühelos hingeworfen.

Zu der Wirksamkeit eines Universitätsprofessors gelangte er zu spät, als daß er sich die Kunst eines fließenden und packenden Vortrags noch hätte aneignen können; auch war die Art seines Geistes, mit ihrem Ringen nach fehlerloser Genauigkeit, für die Aufgabe, einer jugendlichen Hörerschaft große Ueberblicke darzubieten, nicht ganz geeignet. Sein Vorgänger auf dem Cambridger Lehrstuhl der Geschichte, Sir John Seeley, besaß bei geringerem Wissen, geringerer Schärfe und geringerer Originalität in größerem Maße die Gabe

Digitized by Google

mündlicher Darstellung und im Sprechen wie im Schreiben die Kunst der klaren und wirksamen Pointe, ja seit Macaulay ist er in dieser Kunst der größte Meister gewesen. Jedoch waren Actons (vom Manuskript abgelesene) Vorlesungen Muster einer lichtvollen und edlen, vom Gedanken beseelten Erzählungsweise, und er trug so vor, daß das Gefühl, das jedes Ereigniß in seinem eigenen Gemüthe erweckt hatte, darin zum Ausdruck kam.—Auf sein Verhältniß zu seinen Schülern hatte jene in seinen Urtheilen über Menschen und Dinge sich offenbarende Strenge des Charakters keinen Einfluß. So kostbar seine Zeit war, er gab sie freigebig hin und ermuthigte dazu, sich Hilfe und Rath bei ihm zu holen. Seine gewaltige Gelehrsamkeit flößte ihnen Ehrfurcht ein. „Wenn Lord Acton", sagte mir einer von ihnen, „eine Frage, die ich ihm vorgelegt, beantwortet, dann ist mir, als ob ich eine Pyramide anblickte. Ich sehe ihre Spitze klar und scharf, aber ich sehe auch die darunter liegende breite Masse gründlichen Wissens." Sie gewahrten ferner, daß bei ihm Geschichte und Philosophie nicht zwei Dinge, sondern eines waren, und es wurde ihnen klar, daß von der Historie ebenso gut wie von der göttlichen Philosophie gesagt werden könne, daß sie „bezaubernd und des Wohlklanges voll gleichwie Apollos Laute" sei. So war der Eindruck tief und fruchtbar, den an der Universität die Weite von Lord Actons Gesichtspunkten, der Umfang seines Wissens, die Freiheit seines Geistes und seine unwankende Hingebung an die Wahrheit und allein an die Wahrheit hervorbrachten.

Wenn seine Freunde wünschten, daß er der Welt mehr von seiner Weisheit geschenkt hätte, so unterschätzten sie ein Leben nicht, das an sich selbst ein seltenes und erlesenes Produkt der Gunst der Natur und unablässigen Fleißes war; sie beklagten nur, daß der Einfluß seiner Ideen, seiner Methoden und seines Geistes nicht in dauernder Form weiter ausgebreitet worden war. Es war, wie wenn eine anderswo unbekannte Pflanze auf einer entlegenen, von Schiffen selten berührten Insel wächst. Wenige nur sehen die Schönheit der Blume — und hier kam der Tod, ehe der Same gesammelt und in empfänglichen Boden gestreut werden konnte.

Den Meisten erschien Lord Acton zurückhaltend und abseits stehend; was er ihnen zeigte, war eine glatte und glänzende Oberfläche, unter die zu dringen schwer war. Oeffentlichkeit und Popularität vermied er mit der ruhigen Würde eines Mannes, dem die Welt der Wissenschaft und Spekulation mehr als genügte. Aber er

Digitized by Google

war ein zuverlässiger Freund, liebevoll zu seinen Intimen, von verbindlichen Umgangsformen, untadelig in allen Beziehungen des Lebens. Nur verhältnißmäßig wenige kannten seinen Namen, und die ihn kannten, dachten dabei vor Allem an den Vertrauten Gladstones und an das merkwürdigste Beispiel eines aufrichtigen und standhaften Katholiken, der in der Politik wie in der Theologie ein Liberaler war. Die aber, die er unter seine Freunde aufgenommen hatte, erkannten in ihm eine der feinsten Intelligenzen seiner Generation, einen unübertroffenen, ja kaum erreichten Meister in jedem Gegenstande, den er berührte.

Digitized by Google

Dorners Religionsphilosophie.

Von

Eduard von Hartmann.

August Dorner ist einer der wenigen Theologen der Gegenwart, die zugleich Philosophen sind. Man muß in ihm einen der wenigen philosophischen Systematiker anerkennen, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Seiner Erkenntnißtheorie und Ethik hat er nun eine Religionsphilosophie folgen lassen.*) Wenn in dem „menschlichen Erkennen" die metaphysischen Abschnitte noch allzu knapp und andeutend gehalten waren und „das menschliche Handeln" umgekehrt stellenweise sich sehr in Einzelnheiten verbreiterte, so hält die Religionsphilosophie die rechte Mitte inne. Sie ist so recht ein Werk, wie es unserer Zeit noth thut, und deshalb ist ihr die weiteste Verbreitung zu wünschen. Gegenüber allen unklaren und schwärmerischen Reformtendenzen zeigt sie mit Schärfe und Klarheit, worauf es ankommt, wenn wir in religiöser Hinsicht weiter kommen wollen. Allem Anklammern an äußere Offenbarungen, an geschichtliche Heilsthatsachen und Personen und an eine bestimmte kirchliche Organisation tritt sie ebenso scharf entgegen wie der agnostischen Verflüchtigung der religiösen Erfahrungen und Objekte in psychologische Illusionen. Bei den herrschenden theologischen Richtungen wird das Buch deshalb wenig Anklang finden, weil es gegen den Strom der Zeit schwimmt. Um so nöthiger scheint es, auf eine solche Erscheinung aufmerksam zu machen, die bei gehöriger Beachtung wesentlich dazu beitragen kann, die Richtung der Zeitströmung zu ändern.

Dorner knüpft an die religionsphilosophische Entwickelung von Lessing bis Lotze an, mit der unsere heutigen Theologen kaum noch Fühlung haben. Mit Lessing und G. Fichte nimmt er an, daß das Heil nicht aus zeitlichen geschichtlichen Vorgängen, sondern nur aus

*) Grundriß der Religionsphilosophie. Leipzig, Dürr 1903. XVIII u. 448 S.

Digitized by Google

ewigen metaphysischen Wahrheiten kommen kann. Auf Schleiermacher stützt er sich hinsichtlich der persönlichen Innerlichkeit des religiösen Erlebens, ohne darum dem Gefühl eine andere Bedeutung als die eines Reflexes des realen Seelenzustandes für das Bewußtsein beizumessen. Mit Hegel verbindet ihn die phänomenologische und evolutionistische Auffassung der Religion, ohne ihm einzuräumen, daß die religiöse Wahrheit auf der Stufe der „Vorstellung" stehen bleiben müsse, anstatt sich zur Stufe des Begriffs zu erheben. Von Schelling entlehnt er leider die Verwechselung der Prinzipien oder Attribute Gottes mit den weltlichen Erscheinungssphären, die Auffassung der Schöpfung als Entlassung der göttlichen Potenzen aus ihrer überweltlichen Einheit zu einer relativen Selbständigkeit im Weltprozeß und in methodologischer Hinsicht die Annahme eines besonderen Organs des spekulativen Denkens. Mit den Halbpantheisten (Weiße, H. Fichte, Ulrici, Lotze, Cariere) sucht er eine Synthese von Theismus und Pantheismus. Gleich Lotze faßt er das Selbstbewußtsein oder Ich als einen realen Konzentrationspunkt ein- und ausgehender Wirkungen auf.

Aber alle diese metaphysischen Ansichten stellt er als mehr oder weniger unwesentlich hin und giebt sie der individuellen Ausgestaltung frei, wofern nur die zentrale Wahrheit des religiösen Bewußtseins richtig erfaßt und festgehalten wird. Diese aber ist jene Vereinigung des menschlichen Bewußtseins mit dem ihm immanenten Gottesgeist, die bei allen esoterischen Erlösungsreligionen im Mittelpunkte steht. Es kommt nur darauf an, daß diese zentrale Wahrheit, die von den Mystikern nur gefühlsmäßig erfaßt oder phantasiemäßig ausgestaltet worden ist, in die Stufe des klaren und deutlichen Erkennens erhoben werde. Daraus ergiebt sich dann eine ähnliche Stellung zur Kirche, wie schon Richard Rothe sie vorgezeichnet hatte.

Ueberblickt man die Religionsgeschichte, so sieht man, wie der menschliche Geist auf verschiedenen Stufen, die durch psychologische, klimatische und kulturgeschichtliche Voraussetzungen bedingt sind, danach strebt, relative Ideale der Religion zu verwirklichen. Jedes dieser relativen Ideale erweist sich nach gewisser Richtung hin unzulänglich und treibt über sich hinaus, indem es an bestimmten religiösen Aufgaben scheitert. Der Fortgang vollzieht sich entweder dadurch, daß die Religionsform der niederen Stufe erstarrt und eine anderweitig emporgekommene von höherer Stufe neben ihr auftritt, oder dadurch, daß durch allmähliche Umwandlung und Umdeutung der Vorstellungen und Symbole eine Ueberleitung vollzogen wird,

Digitized by Google

in der die niedere Stufe nach ihrem Wahrheitsgehalt konservirt, nach ihrer unzulänglichen Form aber überwunden ist. Eine Religionsstufe steht um so höher, je mehr sie befähigt ist, den Wahrheitsgehalt der niederen Religionsstufen in sich aufzuheben und zu verschmelzen. So hat z. B. der Protestantismus den Monotheismus der Juden, die intellektuell-ästhetische Bildung der Griechen, die Thatkraft der Römer und die Gemüthstiefe der Germanen mit einander verbunden und steht nun vor der Aufgabe, auch die berechtigten Gedankenbestandtheile der indischen Religionen in sich aufzunehmen. So führt der unbewußt dialektische Gang der geschichtlichen Entwickelung einem Ideal schlechthin entgegen, einer höchsten Religionsstufe, die die Wahrheitsmomente aller niederen Stufen synthetisch in sich aufhebt.

Diese Entwickelung betrifft alle drei beim religiösen Bewußtsein betheiligten Bestandtheile des Seelenlebens, das Gefühl, den Willen und das Vorstellen. Das religiöse Gefühl ist nur Bewußtseinsreflex des eigenen religiösen Seelenzustandes und daher abhängig von dem Vorstellungs- und Willensinhalt, der das religiöse Bewußtsein erfüllt, insofern die Seele sich in ihrem religiösen Leben gefördert oder gehemmt weiß und demgemäß angenehm oder unangenehm berührt wird. Das religiöse Gefühl ist also in seiner konkreten Bestimmtheit durchaus abhängig von der sonstigen Entwicklung des religiösen Geistes. Zunächst von eudämonistischen Wünschen hin- und hergeworfen, schwankt das religiöse Gefühl zwischen Extremen hin und her, schreitet aber je länger desto mehr zu einer stetig dauernden und harmonischen religiösen Grundstimmung fort, zu einem göttlichen Frieden, dem es alle wechselnden Nebengefühle ein- und unterordnet. Ebenso entwickelt sich der Wille im religiösen Leben aus einer Theurgie zu eigennützigen Zwecken allmählich zu einer stetigen Unterordnung unter den göttlichen Willen, der zuerst als ein von außen auferlegtes Gebot erscheint, zuletzt aber als ein dem eigenen Geiste einwohnender, als gottmenschlicher Grundwille gewußt wird.

Das Vorstellen kann phantasiemäßig oder verstandesmäßig sein. Zunächst sind Phantasie und Denken noch nicht geschieden, und deshalb sucht auch das religiöse Bewußtsein auf niederen Stufen seine Objekte phantasiemäßig zu erfassen, indem es seine Phantasiebilder für objektive Wahrheit oder Bilder einer Wirklichkeit nimmt. Später überzeugt sich der Verstand, daß sie nicht mehr sein können, als *Symbole* der Wahrheit, und die religiöse Kunst sondert sich von der Religion ab. Denn die Kunst will nichts weiter als ästhetische Auffassung und ästhetischen Genuß eines schönen Scheines, un-

Digitized by Google

bekümmert darum, ob diesem Schein eine realistische Wahrheit zukommt oder nicht; die Religion aber fordert Wahrheit um jeden Preis und nichts als Wahrheit, und verschmäht es mit Recht, sich von durchschauten Illusionen äffen zu lassen. Wer gebildet genug ist, um religiöse Kunst und religiöses Leben zu unterscheiden, kann die religiösen Kunstwerke aller Religionsstufen ästhetisch genießen; wer dagegen noch Gefahr läuft, den schönen Schein für Wahrheit, das Symbol für Wirklichkeit zu nehmen, für den bringt jede Vermischung der religiösen Kunst mit dem Kultus die Versuchung zum Rückfall in überwundene Religionsstufen mit sich. Deshalb fordert das Ideal der Religion getrennte Pflege einer verselbständigten religiösen Kunst, schließt aber ihre Vermischung mit dem religiösen Kultus aus.

Wie die religiöse Phantasiewelt sich einerseits vom religiösen Leben abtrennt und zur religiösen Kunst verselbständigt, so läutert sie sich andererseits zur religiösen Erkenntniß empor, die mit dem religiösen Leben verbunden bleibt. Die Religion braucht Wahrheit und Gewißheit; wo ihr diese fehlt, muß sie verfallen. Sie soll die Gegensätze des Ich mit der Außenwelt durch ihre Beziehung auf eine beide umspannende und ausgleichende höhere Realität lösen; das kann sie aber nur, wenn diese Realität keine bloß vorgestellte, sondern eine wirklich und unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existirende ist. Der zur kritischen Besinnung gelangte Mensch weiß dagegen, daß seine Phantasiegebilde bloße Produkte seiner Einbildungskraft und keine Realitäten sind. Deshalb muß das religiöse Vorstellen sich fortschreitend von der Phantasie reinigen und statt ihrer den Verstand brauchen; an Stelle eines bloß vorstellungsmäßigen religiösen Erkennens im Sinne Hegels muß ein begriffliches, wissenschaftliches Erkennen treten, wenn dem Zweifel vorgebeugt, dem subjektiven Individualismus gewehrt und die religiöse Gewißheit gesichert werden soll.

So muß z. B. von dem Begriffe Gottes alles Sinnliche und Anthropomorphe ferngehalten werden, und nur solche rein geistigen Bestimmungen dürfen auf ihn Anwendung finden, die sich mit dem Begriffe des absoluten Wesens vertragen. Wer anders urtheilt, wie z. B. Christlieb, vermengt ästhetische und religiöse Auffassung und verkennt, daß das Denken über einen anthropomorphen Gottesbegriff schon hinaus ist, indem es ihn als solchen durchschaut (Dorner S. 259—260, 418—421). An Stelle der Symbole tritt mehr und mehr das Wort, das nicht wie das Symbol dem Gedanken etwas Anderes hinzufügt, sondern nichts sein will, als der unselbständige

Digitized by Google

konventionelle Ausdruck des Gedankens und Mittel seiner Mittheilung und Fixirung.

Die Religion ist ein „Wissen, daß Gott wirklich lebe und thätig sei und sein Werk in uns treibe." So ist sie einerseits Gewißheit von der Wahrheit, daß Gott ist, und andererseits Gewißheit, Gott zu besitzen und sein Wirken in sich zu spüren. Wie ein Gott, der nicht in uns wirkt, uns nichts helfen kann, so ist es auch nothwendig, daß der in uns wirksame Gott von solcher Beschaffenheit sei, um den Gegensatz des Ich und der Außenwelt harmonisch ausgleichen zu können. Kein Glaube, der sich, auf äußere Offenbarung oder auf eine bestimmte geschichtliche Person stützt, kann zur Gewißheit führen; ein Glaube dagegen, der auf der Heilsgewißheit der göttlichen Immanenz ruht, bedarf auch keiner autoritativen und persönlichen Stützen mehr. Dritte Personen, wie Religionsstifter und Heilige, können nur als Vorbilder der göttlichen Immanenz im Menschen das Vertrauen zu der Möglichkeit eines solchen Verhältnisses stärken, aber nicht die unmittelbare Einwohnung des göttlichen Geistes in dem Gottsucher ersetzen. Nur sofern sie selbst in die göttliche Sphäre erhoben, vergottet und mit dem göttlichen Geiste identifizirt werden, können sie dem Menschen die Stelle Gottes in Bezug auf die gegenwärtige Immanenz vertreten.

Es giebt keinen Streit zwischen religiösem Glauben und wissenschaftlicher Erkenntniß; was als solcher erscheint, ist immer nur ein Streit innerhalb der Religion selbst zwischen der wissenschaftlichen Erkenntniß, die den Glauben in sich schließt, und den vorstellungsmäßigen Formen einer Erkenntniß niederer Stufe, die auch einen Glauben von niederer Stufe in sich schlossen. Die höchste Religionsstufe fordert ein in sich freies und zusammenhängendes, an keine Autorität gebundenes Erkennen. So wenig die Wissenschaft durch Religiosität gehemmt werden kann, ebensowenig kann die Religiosität durch echte freie Wissenschaft beeinträchtigt werden. Die wissenschaftliche Erkenntniß, sofern sie nicht bei den Einzelheiten des weltlichen Daseins stehen bleibt, sondern ihren Zusammenhang umspannt und auf ihren einheitlichen Grund zurückgeht, also Metaphysik ist, schließt den Glauben ein, wenn auch der Glaube mehr ist als bloßes Erkennen, nämlich zugleich das Gebiet des Willens und Gefühls mit ergreift. Der Glaube kann sich weder mit dem thatsächlich Gegebenen noch mit dem Allgemeingiltigen, Denknothwendigen und Vernünftigen in Widerspruch setzen, also auch nicht mit der Wissenschaft, die beides verknüpft.

Digitized by Google

Wie die Religion sich nothwendig zu metaphysischer Erkenntniß erheben muß, so endet die Metaphysik in der Gotteserkenntniß. Von der Reinheit der Gotteserkenntniß hängt aber auch die Reinheit der Religion ab; daher kann man die Bedeutung der Wissenschaft für die Religion nicht hoch genug schätzen. Freilich braucht nicht jeder Fromme ein Metaphysiker zu sein; sofern er nur seiner Einheit mit dem göttlichen Geiste gewiß ist, bleibt ein breiter Spielraum für die nähere Ausgestaltung des Gottesbegriffes innerhalb gewisser durch die Bedürfnisse des religiösen Bewußtseins gezogenen Grenzen. In diesem Sinne brauchen wir eine „philosophische Religion" (S. 377). Alle religiöse Kontemplation hat sich an der wissenschaftlichen Erkenntniß, die präziser ist als sie, zu orientieren, um nicht in die Irre zu gehen; ihre Aufgabe ist, auf Grund der wissenschaftlichen Erkenntniß das religiöse Gefühl anzuregen und zu beleben.

Das *Wesen* der Religion ist das allen Religionsstufen Gemeinsame, das Abstrakte an ihnen, wodurch sie unter den Begriff Religion fallen. Das festzustellen, ist theoretisch nicht unwichtig, aber praktisch ist wenig damit gewonnen. Für den Fortschritt in der Religionsentwickelung kommt es vielmehr darauf an, das *Ideal* der Religion schlechthin zu erkennen und sich diesem anzunähern. Das *Wesen* der Religion ist der Ausgleich des Gegensatzes von Ich und Welt durch eine beiden überlegene Macht; das *Ideal* der Religion oder die Vollendungsreligion ist die Religion des Geistes, d. h. des göttlichen, dem Menschen immanenten Geistes, oder die Religion der Gottmenschheit (S. 182, 179, 117, 140). Dieses Ideal können wir aufstellen, weil es in der Hauptsache und im Ganzen nicht übertroffen werden kann, im Einzelnen aber der mannigfachsten Durchführung Spielraum läßt.

Alle Gebiete des weltlichen Lebens sollen sich einerseits in uneingeschränkter Selbständigkeit und ganz unabhängig von irgend welchen Vorschriften der Religion entfalten, andererseits aber alle auf Gott als ihre letzte Quelle bezogen und alle von dem Bewußtsein der Gottmenschheit als dem zentralen Quell einer stetigen Grundgesinnung getragen und geadelt werden. So wird die religiöse Gesinnung zum Einheitspunkt aller weltlichen Bethätigungen, ohne sie in ihrer Sondergesetzlichkeit zu stören; der Mensch soll sich bei jedem Werke bewußt sein, daß er ein gottgewolltes Werk vollbringt, daß aber auch die Sondergesetze jedes Bethätigungsgebietes von Gott geordnete und gewollte sind. Der religiöse Mensch erkennt ebenso in der Natur ein göttliches Werk und eine gottgesetzte Ordnung, wie er

Digitized by Google

in der Geschichte die gesta Dei per hominem sieht, die durch Menschen vollbrachten Thaten Gottes. Will man das Bewußtsein der göttlichen Immanenz mystisch nennen, so bleibt die Religion der Gottmenschheit doch nicht bei der Mystik stehen; sondern indem die Gesinnung des durch Gott verselbständigten und in eine gottgewollte Ordnung hineingestellten Menschen nothwendig zur That drängt, ist diese Religionsstufe Einheit der Mystik und Ethik.

Denn der Mensch geht nicht unter in dem göttlichen Geiste, der ihm einwohnt, sondern behauptet sich in seinem Unterschiede von Gott und in seiner relativen Selbständigkeit als handlungsfähiges individuelles Glied der Welt. Gott geht in ihn ein, aber er geht nicht in ihm auf, sondern überragt ihn als der absolute Geist den individuell beschränkten, und grade aus dieser überragenden (transzendenten) Fülle des absoluten Geistes strömen dem Menschen immer neue Kräfte des religiösen Lebens zu, die jede, nicht ausbleibende, Störung des religiösen Verhältnisses zu überwinden vermögen. Diese Störungen zeigen deutlich das Bestehenbleiben eines Unterschiedes von Gott und Mensch in der Einheit beider. Der Mensch handelt trotz der göttlichen Immanenz als individuell beschränkter Mensch weiter, und keineswegs sind alle seine Thaten Thaten Gottes als solchen. Aber indem er sich der grundsätzlichen Einheit mit Gott bewußt wird, hat er ein Prinzip gewonnen, aus dem heraus sein Handeln immer gottgemäßer werden muß.*) Die Religion der Gottmenschheit ist zugleich höchste Humanitätsreligion, weil die volle Entwickelung des menschlichen Wesens im Prinzip der Gottmenschheit eingeschlossen ist; durch das Ideal des störungfreien Gottmenschen (nicht durch die Chimäre des Uebermenschen) entfaltet sie alle Möglichkeiten, die in der Menschheit liegen, zur höchsten Kulturblüthe.**)

Der Streit zwischen den Vertretern einer objektiven und denen einer subjektiven Religion muß ergebnißlos bleiben, so lange er nicht in einer Synthese, in der subjektiv-objektiven Religion der Gottmenschheit überwunden wird. Eine objektive Religion fußt

*) Ich habe das so ausgedrückt, daß die ontologische Einheit zur teleologischen werden muß, in dem Sinne, daß der Mensch immer mehr die göttlichen Zwecke direkt und mit Absicht realisirt, statt ihnen nur indirekt, unwissentlich und wider Willen zu dienen.

**) Es ist charakteristisch, daß ganz unabhängig von einander ein Theolog und ein Philosoph von ganz verschiedenen Ausgangspunkten, der Phänomenologie des religiösen Bewußtseins und der Phänomenologie der Kultur, in zwei gleichzeitig erscheinenden Werken zu demselben Ziele, der Religion des Geistes oder der Gottmenschheit, gelangen. Vgl. das im Augustheft von Anton Korwan besprochene „Wesen der Kultur" von Leopold Ziegler.

Digitized by Google

auf äußerer Offenbarung, geschichtlichen Heilsthatsachen, kirchlicher Organisation und auf allem Objektiven, was in der Kirche religiöse Geltung hat, wie heiligen Orten, Zeiten, Formeln, Sakramenten, Zeremonien; dies Alles aber gewinnt religiösen Werth nur, insofern es von religiösen Persönlichkeiten ausgeht und wiederum subjektiv angeeignet wird. Eine subjektive Religion fußt auf psychologischen Thatsachen und inneren Erfahrungen, die, als rein menschliche aufgefaßt, bloß eine illusorische Objektivität in Bezug auf das Objekt des religiösen Verhältnisses haben; alles Bestreben, sich in einer kirchlichen Gemeinschaft, kirchlichen Dogmen und Einrichtungen zu objektiviren, kommt bei einem bloß subjektiven Ausgangspunkt über diesen Grundmangel einer illusorischen Objektivität des religiösen Objekts nicht hinaus und trägt ihn in alle seine Objektivationen hinein. Nur die Gottmenschheit vereinigt das subjektive Erlebniß mit der Wirklichkeit und wahrhaften Objektivität des religiösen Objekts, indem sie die Einheit des Menschen mit dem ihm immanenten göttlichen Geiste verbürgt. Indem aber diese höchste Religionsstufe die unmittelbare Einheit mit Gott besitzt, sind auch alle Vermittelungen für sie überflüssig, außer sofern sie im Gange der persönlichen Entwickelung zur vorbildlichen Anregung und Beihilfe dienen, um die Stufe der Reife, die Stufe der Gottmenschheit zu erreichen.

Die höchste Religionsstufe treibt auch zur Objektivation, nämlich zum sittlichen Handeln, das aber kein Handeln auf Gott einschließen kann, sondern sich auf Handeln gegen die Mitgeschöpfe beschränkt, ferner zur Durchwirkung alles weltlichen Thuns mit religiöser Gesinnung und endlich zum Zusammenschluß aller von solcher Gesinnung Erfüllten zu einem Gottesreich, in dem alle sich gegenseitig religiös-sittlich zu fördern und dadurch dem Ideal des Gottesreiches immer näher zu kommen suchen. Solche wechselseitige Pflege der religiös-sittlichen Grundgesinnung erfordert jedoch keineswegs eine organisirte Kirche; vielmehr wird eine solche immer die Bestrebung haben, das Göttliche für sich darzustellen und das Gottmenschliche zurückzustellen, also die Religion von der Kultur zu sondern und die übrigen Lebensgebiete in ihrer berechtigten Selbständigkeit zu beschränken. Selbst eine „Nothkirche“ im Sinne Fichtes ist als Gegengewicht gegen eine eudämonistische und verweltlichte Geistesrichtung, nur in dem Maße wünschenswerth, als sie sich nur der Pflege der gottmenschheitlichen Gesinnung, aber keinen Nebenzwecken widmet, die mehr von diesem Ziele abführen als ihm dienen.

Digitized by Google

Das Opfer muß in den Verzicht auf das Böse, Gottwidrige münden, in die thatkräftige opferwillige Gesinnung, die zur Arbeit um Gotteswillen und, wo es sein muß, bis zur Hingabe des eigenen Lebens treibt. Sofern die Sakramente realistisch aufgefaßt werden, vergröbern und materialisiren sie die Religion des Geistes, indem sinnliche Dinge geistige Gaben vermitteln sollen; insofern sie als Symbole bestehen bleiben, schließen sie die ständige Gefahr des Rückfalls durch Verwechselung der ästhetischen und realistischen Auffassung in sich. „Wenn die Menschen sich zu menschlichen Zwecken verbinden, da mag das sinnliche Symbol zur Geltung kommen; aber nicht da, wo die Gottheit im Spiele ist und die Vorstellung entsteht, durch sinnliche Darstellungen oder Theilnahme an sinnlichen Dingen werde die Gemeinschaft mit dem geistigen Gotte realisirt" (S. 325). Alles Orakelwesen schwindet vor der gottmenschlichen Gesinnung, die von sich aus die geforderten sittlichen Entscheidungen trifft und jede Befriedigung sonstiger Neugier unter der Würde göttlicher Offenbarung findet. Die Wunder werden überflüssig und störend für denjenigen, der sich in Harmonie mit dem göttlichen Willen und diesen Willen am besten durch eine mit den Naturgesetzen übereinstimmende Bethätigung des Geistes erreichbar weiß. Das Gebet wird zur Anbetung, d. h. zu einer mit dem Affekt der Ehrfurcht und Bewunderung verbundenen Kontemplation, welche die menschlichen Wünsche durch Beziehung auf die gottmenschliche Grundgesinnung läutert; die Anrede an Gott ist dabei nur die phantasiemäßige Einkleidung des Inhalts der religiösen Kontemplation. Die orgiastische Erregung niederer Religionsstufen weicht in der höchsten der ruhigen stetigen Grundstimmung der Gottinnigkeit und des harmonischen göttlichen Friedens. „Ein Wort Gottes kann es da nie in anderem Sinne geben, als so, daß der seiner selbst mächtige Geist den ihm bewußten göttlichen Inhalt durch seine Thätigkeit in Worten (oder in Schrift) darstellt" (S. 329).

Auch in Bezug auf Ort und Zeit darf nie der Schein begünstigt werden, als ob das Göttliche an etwas Sinnliches gebunden sein könne, wie es denn überhaupt die Aufgabe ist, „auch die volksthümliche gemeinsame Darstellung der Frömmigkeit von den sinnlichen Schlacken zu befreien und immer mehr der Würde der Religion des Geistes entsprechend zu gestalten" (S. 348). Die freie gegenseitige religiös-sittliche Förderung durch die persönlich Nahestehenden wird von reifer entwickelten Menschen der Erziehung und Zurechtweisung durch einen ihnen offiziell übergeordneten Seelsorger vorgezogen.

Digitized by Google

Wer die Reichsgottesgesinnung lebhaft in sich aufgenommen hat, aber die bestehenden Kirchen nicht für das geeignetste Mittel zu ihrer Pflege hält, verdient keinen Tadel, wenn er sich keiner Kirche anschließt. Es ist zu untersuchen, „ob nicht die religiöse Phantasie am besten durch eine große religiöse Kunst, der religiöse Erkenntnißtrieb durch eine freie und weitblickende religiöse Wissenschaft, das Bedürfniß der Bethätigung des religiös-sittlich bestimmten Willens besser durch die Bethätigung in allen sittlichen Gebieten, endlich das Gefühl besser in freien individuellen Kreisen auf freie Weise gepflegt und befriedigt werden kann" (S. 351). Jede Kirche geräth dadurch in Verlegenheit, daß sie als populäre Anstalt sich gesetzlich konstituiren muß und dadurch die religiöse Freiheit des Einzelnen einschränkt, selbst dann, wenn sie, wie die protestantische, dieselbe grundsätzlich anerkennt.

In allen höheren Religionen hat sich ein Unterschied zwischen Popularreligion und esoterischer Religion herausgebildet. Die esoterische Religion zielt überall auf die Religion der Gottmenschheit ab. Auch das Christenthum entspricht nur insoweit dem Ideal der Religion schlechthin, als es esoterische Religion der Gottmenschheit ist (S. 192, 258, 276). — Es scheint mir doch sehr fraglich, ob man den esoterischen Kern einer Religion noch mit dem Namen der historischen Religion bezeichnen darf, aus der er herausgeschält ist; denn erst in den volksthümlichen Einkleidungen des in allen mehr oder weniger anzutreffenden esoterischen Kernes bestehen die geschichtlichen Unterschiede der Religionen, auf die sich ihre Namen beziehen. Eine Religionsstufe, die lediglich in der Ausgestaltung des esoterischen Kernes aller unter Abstreifung aller geschichtlichen Hüllen besteht, ist bisher noch nicht praktisch aufgetreten, und dürfte, falls sie einmal auftritt, einen eigenen Namen verdienen. Die von Dorner gebrauchten Bezeichnungen „Religion des Geistes" oder „Religion der Gottmenschheit" dürften für sie zutreffender sein als das Wort Christenthum. —

Unentbehrliche Voraussetzungen für das Ideal der Religion, und in diesem Sinne Postulate des religiösen Bewußtseins sind in erster Reihe nur die Bedingungen für die Möglichkeit der Gottmenschheit, d. h. die Wirklichkeit sowohl Gottes als des Menschen, der Unterschied beider und die Immanenz Gottes im Menschen. Erst in zweiter Reihe gefordert sind diejenigen ferneren Voraussetzungen, ohne welche diese Bedingungen unerfüllbar scheinen. Während die ersteren unbedingt und unbestreitbar zu dem Ideal der Religion gehören, sind die letzteren dem Streite unterworfen, weil von der Ver-

Digitized by Google

schiedenheit der metaphysischen Ansichten abhängig. Nur die ersteren brauchen eine praktische Gewißheit (d. h. eine an Gewißheit grenzende und darum praktisch der Gewißheit gleichzusetzende Wahrscheinlichkeit); die letzteren haben eine solche nicht nöthig. Wenn z. B. jemand glaubt, daß nur ein unpersönlicher Gottesgeist dem persönlichen menschlichen Geiste einwohnen könne, so wird ihm die Unpersönlichkeit Gottes religiöses Postulat sein müssen; wenn dagegen ein anderer glaubt, daß auch ein persönlicher Gott dem Menschen einwohnen könne, so wird ihm die Unpersönlichkeit Gottes nicht als ein religiöses Postulat erscheinen, sondern die Frage nach der Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit Gottes nach anderen Erwägungen zu entscheiden sein.

Ich glaube, daß Dorner besser gethan hätte, diese Postulate erster und zweiter Ordnung strenger zu sondern. Denn über die ersteren läßt sich wohl leicht in weiteren Kreisen Uebereinstimmung erzielen, während die letzten ein unerschöpfliches Feld der Meinungsverschiedenheiten eröffnen. Und doch sind nur die ersteren unmittelbar unentbehrlich zur wesentlichen Grundlegung der Religionsphilosophie, während die letzteren ganz wohl der individuellen näheren Ausgestaltung überlassen werden können. Dorner erkennt dies zwar grundsätzlich an, weil aber für ihn auch die letzteren subjektive Gewißheit haben, behandelt er doch wieder beide gleichmäßig. Auch ich muß schließlich, während ich in religionsphilosophischer Hinsicht mit ihm auf gleichem Boden stehe, gegen seine nähere metaphysische Ausgestaltung des religiösen Vorstellungskreises mancherlei Einwände erheben.*)

Zunächst scheint es mir nicht richtig, daß Dorner der Philosophie nicht bloß einen eigenen Inhalt, sondern auch eine eigene Methode und ein eigenes Organ für Kategorien und Ideen, Schellings intellektuelle Anschauung, zuschreibt (S. 12—17, 24). In der That stellt die Philosophie zwar andere Fragen wie die übrigen Spezialwissenschaften, bearbeitet sie aber mit denselben Denkmitteln. Dorner verwechselt die unbewußte produktive Thätigkeit, die den kategorialen Einschlag zu dem Gewebe der Empfindungen, Anschauungen und Begriffe liefert, mit einem bewußten Erkenntnißorgan. Wenn wir uns dieser überempirischen Elemente der Erfahrung be-

*) Vergl. meine „Kritischen Wanderungen durch die Philosophie der Gegenwart", VII 3, Dorners Erkenntnißtheorie und Metaphysik, S. 222—235; Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 113, Heft 1: Zur Auseinandersetzung mit Prof. Dorner, S. 1—12.

Digitized by Google

wußt werden, so geschieht dies doch nur dadurch, daß wir sie aus der Erfahrung durch Abstraktion herausschälen, aber nicht dadurch, daß wir ihre unbewußte Produktion mit unserm Bewußtsein unmittelbar belauschen oder gar sie als isolirte ad hoc produziren.

Dorner stellt die Nothwendigkeit des Denkens dem thatsächlichen Eindruck disjunktiv gegenüber (S. 202), während doch die Denknothwendigkeit völlig inhaltlos ist, so lange sie nicht thatsächlich gegebene Eindrücke vorfindet, an denen sie sich entfalten kann. Die Erfahrung zeigt uns nicht bloß den bereits thatsächlich realisirten Theil der Entwickelung, sondern auch die Richtlinie, in der sich diese Entwickelung bis zu diesem Augenblick vollzogen hat, und die im Menschengeiste gegebenen Tendenzen nach weiterer Steigerung. In diesem weiteren Sinne schließt die Erfahrung nicht bloß das Fertige, sondern auch die idealen Normen für den ferneren Entwickelungsfortschritt ein. So sind wir auch im Stande, aus der göttlichen Immanenz, die mit zum empirischen Bestande der Welt gehört, die Eigenschaften und das Wesen Gottes zu bestimmen und aus dem immanenten Absoluten auf das transzendente zurückzuschließen (S. 26). Wir erheben uns denkend über die Empirie, aber nur durch Ausgehen von ihr und vermittelst der induktiven Methode, nicht durch ein besonderes Organ, das unabhängig von ihr funktionirte. Nicht weil die Erfahrung als Ausgangspunkt unsicher oder die Denknothwendigkeit problematisch wäre, gelangen wir bloß zu Wahrscheinlichem (S. 26), sondern nur weil unsere Erfahrung unvollständig ist und zu einer gegebenen Wirkung verschiedene Ursachen möglich sind. Daß die religiöse Erfahrung von Gott keine psychologische Illusion ist, das hat ebenso wie die Wirklichkeit der übrigen Menschen und die der eigenen psychischen Individualität eine an Gewißheit grenzende und darum praktisch der Gewißheit gleichkommende Wahrscheinlichkeit, mit der sich die Religion begnügen kann.

Dorner betont mit Recht, daß die wichtigsten Kategorien keinen Sinn hätten, wenn es nicht ein Realwesen gäbe, auf das sie angewendet werden, und daß ohne die Annahme eines solchen reellen Beziehungspunktes der Kategorien alle Erkenntniß sich auflösen würde. Aber er nimmt ungeprüft an, daß das Ich ein solches Realwesen sei, auf das die Kategorien sich beziehen müssen (S. 19 bis 25, 245—247). Er unterläßt, zu erwägen, ob nicht das Ich bloß ein bewußtseinsimmanenter Vorstellungsrepräsentant für eine hinterbewußte individuelle Realität sei, und ob diese individuelle

Digitized by Google

Realität als individuelle nicht bloß in Aktionen bestehe, während das ihr zu Grunde liegende Wesen vielleicht ein supraindividuelles sei. Mit Recht bestreitet er, daß das Gefühl die Realität des individuellen Fühlenden beweisen könne, wenn nicht eine solche schon ohnehin feststeht (S. 22—23). Konzentrationspunkt realer Wirkungen kann das Individuum auch dann sein, wenn es nicht gesondertes Realwesen ist, wie z. B. die Linien einer Tapetenzeichnung sich zu Bildern verschlingen und wieder aus ihnen lösen, oder die Fäden eines Gewebes in Knotenpunkte eintreten und wieder austreten.

Dorner weiß wohl, daß es philosophische Systeme genug giebt, die Gott Transzendenz und Immanenz zugleich zuschreiben, aber keine Persönlichkeit, aus Furcht, ihn dadurch zu anthropomorphisiren (S. 126, 385). Insbesondere giebt es ausgesprochen pantheistische Systeme dieser Art, wie z. B. dasjenige Steudels und das meinige. Die Synthese von Transzendenz und Immanenz Gottes kann also keineswegs mit der Synthese von Theismus und Pantheismus gleichgesetzt werden. Dorner nimmt zu der Frage nach der Persönlichkeit Gottes keine bestimmte Stellung, hält aber an dem Selbstbewußtsein Gottes fest. Er leitet dieses nicht aus einem Gegensatz Gottes zur Welt, sondern wesentlich aus einem Gegensatz der Attribute Gottes zu einander ab (S. 27—31, 233—235).

Diese Attribute sind einerseits das intelligente, vernünftige Idealprinzip oder die Idee von allem Möglichen, andererseits das Realprinzip des Willens oder die universale Kraft (S. 27—29, 236). Leider fügt Dorner diesen Bestimmungen unhaltbare Erläuterungen bei. Er setzt nämlich den Gegensatz von Wille und Vernunft mit den von Subjekt und Objekt, Natur und Geist, partikulärer Konkretion (Egoität oder Selbstischkeit) und Universalität gleich (S. 34, 44, 47, 236). In der That hat aber Wille und Vernunft mit diesen Gegensätzen gar nichts zu thun. Der Wille ist als universelle Kraft ebenso universell wie die Vernunft; nicht der Wille, nur die Vernunft kann sich selbst zu einer partikulären Theilidee konkresziren, und der Wille erscheint nur insofern als selbstischer, egoistischer, partikulärer Sonderwille oder Eigenwille, als er eine solche Sonderidee zu seinem Inhalt nimmt und zu realisiren strebt. Der Wille ist weder Subjekt noch Objekt, und die Idee ist weder Subjekt noch Objekt; nur wo mehrere Sonderideen, die vom Willen realisirt werden, auf einander treffen, entsteht dieser Gegensatz, aber so, daß beide Attribute auf jeder Seite vereinigt sind.

Natur und bewußter Geist sind nicht Attribute oder Prinzipien

Digitized by Google

im Absoluten, sondern Erscheinungssphären in der Erscheinungswelt, die äußere und innere Seite an jeder Individualerscheinung. Wie auch die roheste Naturkraft in der Gesetzmäßigkeit ihres Wirkens die Idee zeigt und das einfachste Atom eine dumpfe Empfindung von seinen Bewegungen haben muß, so zeigt auch der höchste, bewußte Geist die mächtigste Erscheinungsweise des Willens. Realprinzip und Idealprinzip sind auf allen Stufen der Natur und des bewußten Geisteslebens gleichmäßig und völlig harmonisch vereint; die Natur ist nicht realer als der Geist und der Geist nicht idealer als die Natur, sondern Natur und Geist erheben sich Hand in Hand von niederen zu den höchsten Stufen. Mit Schelling von einem Uebergewicht des Realprinzips oder des Idealprinzips auf irgend welcher Stufe zu sprechen (S. 35—50, 241—249), ist ganz unzulässig und zeugt von einer Verwechselung der Prinzipien im Absoluten mit den Erscheinungssphären in der Welt. Weder ist die Natur objektiv und der bewußte Geist subjektiv, wie Schelling annimmt, noch zeigt die Natur ein Uebergewicht des Subjekts und der Geist ein solches des Objekts, wie Dorner aus seinen Bestimmungen folgern müßte.

Daß die absolute Substanz sich in die Attribute *dirimire*, ist eine durch nichts zu begründende Behauptung; wir haben die Vieleinigkeit der Substanz einfach als letztes Erschließbares und als ersten genetischen Anfang hinzunehmen. Sobald die Substanz oder das absolute Subjekt sich bethätigt, ist ihre Thätigkeit ohne Weiteres eine *einheitliche doppelseitige*, ohne daß das Subjekt die zwei Seiten der Thätigkeit erst in eine Einheit *zusammenfassen* müßte. Dieses Sichdirimiren und wieder Zusammenfassen ist eine unnöthige und unbegreifliche Fiktion; mit ihr fällt aber auch das „Sichselbstsetzen" Gottes fort, das in nichts Anderem bestehen kann als in diesem Sichdirimiren und wieder Zusammenfassen.

Es ist auch nicht zulässig, zu sagen, „daß die Substanz sich als intelligente will und als wollende weiß" (S. 29). Die Substanz will nicht sich als intelligente oder vernünftige, sondern sie will bloß die von der Vernunft jeweilig aktualisirte Idee, den kleinen teleologischen Ausschnitt aus der unbegrenzten Fülle der logischen Möglichkeiten. Die Substanz weiß auch nicht sich als wollende, sondern ihre Vernunft entfaltet nur die Idee, die vom Willen als Inhalt ergriffen und realisirt wird. Die vernünftige Intelligenz wird hier mit Wissen, und das Wissen mit bewußtem Wissen gleichgesetzt;

Digitized by Google

wäre das richtig, dann bedürfte es freilich überhaupt keines Beweises mehr für Gottes Selbstbewußtsein.

Gott ist nicht Subjekt-Objekt (S. 29) in dem Sinne, daß Subjekt Wille und Objekt Vernunft bedeutete; als Schelling zu den konkreteren Bestimmungen der Prinzipien gelangte, ließ er wohlweislich die früheren Bestimmungen Subjekt und Objekt bei Seite. Gott ist vielmehr bei Schelling und Schleiermacher Subjekt-Objekt nur in dem Sinne, daß er über diesen Gegensatz *erhaben* ist, der erst mit der Bewußtseinsentstehung *als* Gegensatz auftritt und ohne solche *unmöglich* ist. Er ist als Gott überbewußt und vorbewußt und bleibt auch ohne eigenes göttliches, absolutes, zentrales, einheitliches Bewußtsein, unbeschadet dessen, daß er als absolutes Subjekt zugleich die vielen endlich beschränkten, peripherischen Einzelbewußtseine trägt, die nur durch materielle Vermittelung mit einander kommuniziren, aber nicht im absoluten Zentrum zu einer Bewußtseinseinheit zusammengefaßt werden.

Eine allwissende und allweise Intelligenz kann man nicht bloß darum „blind" nennen, weil sie der Bewußtseinsform entbehrt; blind kann nur eine *nicht* intelligente Bethätigung heißen, z. B. ein Wollen ohne bewußten oder unbewußten Vorstellungsinhalt. Ein solches blindes Wollen besteht nun in der That während des Weltprozesses nicht, sondern nur ein solches mit vernünftigem Inhalt. Diesen vernünftigen Inhalt hat freilich das Wollen sich nicht darum angeeignet, weil er vernünftig ist, sondern weil Wille und Intelligenz nur die zwei untrennbaren Seiten der einen absoluten Thätigkeit sind. Der Wille Gottes war also *nicht frei*, einen vernünftigen *oder* unvernünftigen Inhalt zu wollen, sondern es war ihm eine essentielle Nothwendigkeit, *wenn* er einmal wollte, das Vernünftige zu wollen, schon weil nur dieser und *kein anderer* Inhalt sich ihm darbot. In diesem Sinne hat der absolute Wille keine Willkür oder Freiheit, er muß das Vernünftige wollen und kann nichts Anderes wollen. Das aktuelle Wollen ist weder blind noch unvernünftig, aber es ist unfrei, d. h. an die logische Nothwendigkeit gebunden; frei ist nur der Wille in Bezug auf Wollen oder Unterlassen zu wollen, der Wille etwaiger Initiative, und als solcher ist er blind, insofern bei dieser seiner Entscheidung die Intelligenz und Vernunft noch garnicht betheiligt ist. Wenn der Wille von Natur die Tendenz nach vernünftigem Inhalt hätte, und den aktuellen Zustand dem potentiellen deshalb, weil ersterer mit Vernünftigkeit des Willens-

Digitized by Google

inhalts verbunden ist, vorzöge, dann steckte in dem ersten Prinzip schon das zweite latent darin, nämlich der Hang zur Vernünftigkeit und die intelligente Erwägung, wie dieser Hang am besten zu befriedigen sei. Dann wäre die Annahme eines zweiten Prinzips neben dem ersten unberechtigt.

Wenn von Graden der Einigung der göttlichen Attribute in Natur und Geist und von dem Uebergewicht des einen über das andere nicht die Rede sein kann, wenn beide überall in der Welt in derselben ursprünglichen untrennbaren und unverrückbaren Einheit stehen wie in Gott selbst, so ist auch eine Entlassung der Prinzipien aus Gott zu relativ selbständiger Existenz ein völlig unmöglicher Gedanke Schellings. Dann ist auch die Erklärung der Weltschöpfung durch solche Entlassung der Prinzipien aus Gott, wie Dorner sie aus der späteren Lehre Schellings übernimmt (S. 31—33, 48, 238 bis 242), nicht haltbar. Der Weltprozeß muß nothwendig mit der ersten Aktualisirung des göttlichen Willens beginnen, da nach alter kirchlicher Lehre Wollen und Schaffen in Gott eines und dasselbe ist. Gott zerfließt dadurch keineswegs in die endlichen Weltgestalten und büßt seine Absolutheit nicht ein, wie Dorner (S. 230) meint; davor schützt ihn seine alle weltimmanente Aktualität überragende Transzendenz, die in der Unendlichkeit seiner idealen Möglichkeiten und seines Realisationsvermögens beruht. Er zerstört auch mit dem Uebergang in die Aktualität nicht seine Unendlichkeit (S. 231), die immer nur eine potentielle sein und ihm auf keine Weise geraubt werden kann, sondern nur seine Identität mit sich, wie sie in dem rein potentiellen Zustand bestand. Nur in der Störung der Identität mit sich besteht das Unlogische der Willensaktualisirung, nicht in einer Störung der Unendlichkeit, die unmöglich ist. —

Gegen die Annahme eines negativen Endzwecks des Weltprozesses macht Dorner einen positiven, ethischen geltend (S. 216 bis 221). Der Prozeß wäre ein nichtiges Spiel des Absoluten, wenn der Prozeß in die reine Identität zurückführte, und es wäre dann kein vernünftiger Grund einzusehen, warum die Welt produzirt wäre, wenn sie doch wieder zu Grunde ginge (S. 229). Nicht den Kirchhofsfrieden der Vernichtung aller endlichen Existenzen fordert die Religion, sondern den Gottesfrieden in der Vermählung des menschlichen und göttlichen Geistes ohne Auslöschung der Unterschiede und mit Erhaltung des reichen konkreten Inhalts der Geisteskultur (S. 243, 123). Darum sind die indischen Religionen noch

Digitized by Google

eine untergeordnete Stufe der Religion, weil sie Gott im Gegensatz zu der auf Aktivität angelegten Menschennatur als unthätiges, ruhendes Sein verstehen, in dem alles Leben erlöschen soll (S. 191, 193). Dagegen ist Folgendes zu bemerken.

Wenn der Weltprozeß einer vernunftlosen, blinden Willensinitiative seinen Ursprung verdankt, und seine Vernünftigkeit eben darin liegt, daß die Art und Weise des Prozesses Mittel zur Wiederherstellung der vernünftigen Identität mit sich wird, dann kann man ihn nicht mehr ein richtiges Spiel nennen, sondern eine ernste Erlösungs-Arbeit, deren Mühe freilich besser erspart geblieben wäre, wenn der Wille keinen vernunftwidrigen Gebrauch von seiner Freiheit gemacht hätte. Innerhalb des Prozesses und für seine Dauer ist die Aktivität Gottes und der menschlichen Anlagen, die Erhaltung der Unterschiede in der religiösen Vereinigung mit Gott und die Bewahrung aller einmal errungenen konkreten Schätze des bewußten Geisteslebens als Mittel zum Zweck nothwendig. Mit Erreichung ihres Zweckes fällt aber ihre Nothwendigkeit als Mittel fort, und es ist eine irrthümliche Projektion, dasjenige, was innerhalb des Weltprozesses relativ berechtigt und nothwendig ist, für absolut berechtigt und nothwendig anzusehen und in den Vollendungszustand der reinen Identität mit sich hinüber retten zu wollen. Nicht darum sind die indischen Religionen noch nicht auf der Höhe, weil sie ein negatives Ziel vor Augen haben, sondern weil sie, wie Schopenhauer, dieses Ziel, das, wie schon die germanische Religion weiß, nur universell erreichbar ist, für individuell erreichbar halten und dadurch in einen Quietismus innerhalb des Weltprozesses verfallen, der das Ziel des Prozesses vereitelt.

Der positive Weltzweck Dorners stützt sich auf die Unbedingtheit der sittlichen Forderung (S. 220—221), und diese hängt wieder damit zusammen, daß er in Gott die Realität aller Vollkommenheit im Sinne der Einheit aller Ideale des bewußten Geisteslebens, des Guten, Schönen und Wahren, sieht (S. 405, 29—30). — Nun ist zwar nicht zu bestreiten, daß Gott durch seine teleologische Bethätigung die Quelle alles Guten, Schönen und Wahren in der Welt ist, wohl aber, daß diese Begriffe ihrem weltlichen Rahmen entrückt und in Gott selbst hinein projizirt werden dürfen. Denn das Gute besteht in einem Verhalten zu seines Gleichen, das Schöne in einem sinnlichen Scheinen der Idee, das Wahre in dem Verhältniß eines repräsentativen Bewußtseinsinhaltes zu einem vom Bewußt-

Digitized by Google

sein unabhängigen Sein. In und für Gott aber giebt es weder seines Gleichen, noch Sinnenschein, noch repräsentativen Bewußtseinsinhalt und ein von seinem Denken unabhängiges Sein. Jedes der drei Ideale ist Selbstzweck innerhalb des Weltprozesses und für seine Dauer und ist keinem andern innerweltlichen Bestandtheil dienstbar. Jedes von ihnen ist aber doch nur Mittel für den Weltzweck als überweltlichen und verliert mit seiner Erreichung allen Werth, den es innerhalb des Prozesses hatte.

Daß das Christenthum in erster Reihe die Erlösung von der Schuld und nicht vom Uebel im Auge habe (S. 158, 168), trifft nur für ein bereits verweltlichtes und dadurch zum eudämonologischen Optimismus übergegangenes Christenthum zu. Der mir von Dorner (S. 244) in den Mund gelegte Satz „Ich kann Gott erlösen" dürfte sich schwerlich in meinen Schriften nachweisen lassen, die deutlich besagen, daß nur die überwiegende Mehrheit des innerweltlichen bewußten Geistes, aber nicht der Einzelne den Weltzweck erfüllen kann. Das Bewußtsein ist trotz seiner Inaktivität (S. 225) zu solcher Leistung befähigt, weil und sofern sein Inhalt Motiv und Ziel des unbewußten Willens wird, der dann eben die dem Bewußtsein fehlende Aktivität hinzubringt. Nicht die Fähigkeit zum Ueberblick über den ganzen Prozeß (S. 211) bringt es herzu, die der unbewußte Geist in weit höherem Maße besitzt, sondern die Fähigkeit zur Negation, die ihm fehlt. Die Reflexion auf das überwiegende Leid der Welt wäre überflüssig, wenn die bewußten Geister vernünftig genug wären, ihre Willensentscheidung durch eine rein logische Reflexion bestimmen zu lassen. Da dies nicht der Fall ist, so ist die eudämonistische Reflexion als Vorspann für die logische von praktischem Werth. Für das Absolute als solches ist allein das logische Verhältniß teleologisch maßgebend, während das Weltleid, das bloß ein accidentielle Folge der antilogischen Störung ist, für das Absolute auch nur als teleologisches Hilfsmittel des Prozesses in den bewußten Geistern in Betracht kommt. Es ist also ganz irrthümlich, daß ein unbewußter absoluter Geist wesentlich Naturgeist sei und kein ander Streben als nach Lustgefühl habe (S. 123). Ein unbewußter absoluter Geist ist ebensowenig ein Naturgeist, wie er ein bewußter Geist ist; er ist etwas Drittes hinter beiden, das in seiner Entfaltung beide als zueinander gehörige Erscheinungssphären der Welt hervorbringt, und zwar so, daß er die Natur ganz und gar nur als Mittel für den bewußten Geist ein-

Digitized by Google

richtet und ausgestaltet. Die Initiative des unbewußten absoluten Geistes ist unlogisch, frei; der ideale Entfaltungsinhalt seiner Aktualität ist logisch determinirt, ebenso wie die dereinstige Entscheidung zur Rückkehr in die Identität mit sich. Keine seiner Aktionen ist durch Streben nach Lustgefühl bestimmt, wie Dorner annimmt.

In Bezug auf die Unsterblichkeit pflichtet Dorner Schleiermacher nicht darin bei, daß sie ohne religiöse Bedeutung sei. Zwar schreibt er der Fortsetzungstheorie und der Vergeltungstheorie nur insofern religiöse Bedeutung zu, als sie der Entwicklungstheorie dienen, diese aber wendet er auf das Ich an, dem er eine vom Leibe unabhängige und in göttlichen Aktionen nicht erschöpfte reale Wesenheit unterstellt (S. 244—248). Daß der Mensch in der kurzen Spanne seines Lebens kein genügendes Feld zur Bethätigung seiner Kräfte finde, und daß Gott das reale Ich nicht bloß hervorgebracht haben könne, um es wieder zu vernichten, scheint ihm festzustehen. Es ist dagegen zu fragen, ob es nicht religiöser sei, die Entscheidung dieser Fragen Gott anheimzustellen und sich seiner Entscheidung vertrauensvoll als der bestmöglichen zu unterwerfen. Wir können doch wohl nicht übersehen, ob die religiös geforderte Entwicklung nicht als Menschheitsentwicklung ausreiche und die jenseitige Fortentwicklung des Einzelnen überflüssig mache. Sollte in Gottes Augen wirklich jeder der 1½ Milliarden jetzt lebenden Menschen unentbehrlich und unersetzlich sein für den ferneren Weltprozeß, da doch für hinreichenden Nachwuchs gesorgt ist?

Es ergiebt sich hieraus, daß Dorners Standpunkt noch wesentlich ein Kompromiß darstellt zwischen dem herkömmlichen Theismus der christlichen Theologie und Philosophie und der Idealreligion des Geistes, die auf dem Prinzip der Gottmenschheit ruht. Nicht nur die politische, auch die Religionsgeschichte bewegt sich in begriffswidrigen Kompromissen. So war die Lehre des Paulus ein Kompromiß zwischen dem pharisäischen System, dem judenchristlichen Messiasglauben und dem Hellenismus, das Urchristenthum ein Kompromiß zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum, das Johannesevangelium ein Kompromiß zwischen Urchristenthum und Gnostizismus, der Katholismus ein Kompromiß zwischen dem idealen Gottesreich und dem weltlichen imperium romanum, der Protestantismus ein Kompromiß zwischen christlicher Freiheit und Gebundenheit durch Bibel und dogmatische Formeln. Es kommt zunächst immer nur darauf an, welches Prinzip in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt

Digitized by Google

wird; ein längst bekanntes Prinzip führt dadurch zu einer neuen Stufe, daß es aus einer geduldeten Seitenstellung zum Zentralprinzip erhoben wird. Für seine Aufnahme durch die Zeitgenossen ist es vortheilhaft, wenn seine Konsequenzen nicht sogleich durchschaut werden, weil dadurch in der Regel zu viel Gewohnheiten und Vorurtheile verletzt werden würden. Es genügt vorläufig, daß das Prinzip zur Herrschaft gelange; die Ausgestaltung seiner Konsequenzen und die mit ihr verbundene Umgestaltung der bisherigen Anschauungen kann getrost der Logik der Thatsachen und dem allmählichen Einfluß der Zeit überlassen werden.

Digitized by Google

Aus dem literarischen Kampfe zwischen Heidenthum und Christenthum.

Von

J. Geffcken.

Etwa um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. suchte der athenische „Philosoph" Aristides sich durch eine Apologie des Christenthums beim Kaiser Antoninus Pius Gehör zu verschaffen. Es ist die älteste Schrift, die wir aus der ganzen Gattung der Apologien besitzen; nachdem das Buch lange für verloren gegolten, wurde es uns durch eine Doppelgunst des Glückes wiedergeschenkt, man fand eine syrische Uebertragung, und ziemlich zur gleichen Zeit entdeckte man in dem berühmten byzantinischen Roman Barlaam und Joasaph eine Art Auszug derselben Apologie. Beide Versionen gestatten uns, trotz mancher Verschiedenheiten, eine klare Vorstellung von der Vertheidigungsschrift zu gewinnen: der Autor geht mit Energie dem Heidenthum in allen seinen Aeußerungen, der Verehrung der Elemente und der griechischen Einzelgötter, der Bilderverehrung und dem egyptischen Thierkulte zu Leibe, um dann eingehend die Lebensart und Sitte der Christen, die er neben den Heiden und Juden das „dritte Volk" nennt, zu schildern. Es ist begreiflich, daß die Entdeckung der äußerst interessanten Schrift eine warme Theilnahme für den Autor erregte, die sich auch heute noch nicht verloren hat. Aber es gilt hier, mit historischem Maße zu messen. Und da können wir uns der Erkenntniß nicht verschließen, daß der literarische Kampf des Christenthums gegen die Heiden für uns hier durch eine Persönlichkeit eröffnet wird, die geradezu das Gegentheil von dem ist, was wir Persönlichkeit zu nennen pflegen, die gleich so vielen oft genug überschätzten Apologeten von eigenen Gedanken fast nichts bringt, zum bei weitem größten Theile von der Tradition lebt und somit einen reinen

Digitized by Google

Typus ohne individuelle Prägung bildet. Um nun dieser Dinge Wirkenskraft und Samen zu schauen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Wie manches Stück der altchristlichen Literatur, so steht auch die Vertheidigungsschrift für den christlichen Glauben auf ursprünglich jüdischem Fundamente da. Die laute Propaganda des Judenthums rief heidnische Angriffe auf das israelitische Volksthum hervor. Die Juden antworteten mit Gegenschriften, aber ihre Argumente sind nicht immer, wie man wohl erwartet, rein theologische; es mischt sich in den Kampf die ganze Abneigung einer in sich gefestigten und geschlossenen Kulturwelt gegen das hochmüthige Griechenthum hinein, es ist zum Theil also ein Rassenkampf, mit dem wir es hier zu thun haben. Beide Faktoren kehren in der christlichen Polemik gegen das Heidenthum wieder, die Befehdung des hellenischen Götterolymps wie auch des Elysiums der griechischen Dichter und Denker. Aber merkwürdig genug: Juden wie Christen erborgen ihre Waffen gegen das Heidenthum zu einem großen Theile eben den von ihnen bekämpften Gegnern.

Im Griechenvolk wogte es hin und her zwischen ungemessenem hellenischen Bildungsstolze und dem Anstaunen anderer, barbarischer Kultur. Lange haben die vielgewanderten ionischen Gelehrten, in erster Linie Herodot, versucht, den Sinn der Griechen für die Bedeutung der Barbaren, der Egypter und Asiaten zu schärfen; aber als ein Jahrhundert nach den Perserkriegen der Herr von Susa Herrenworte auch in Griechenland zu sprechen wagen durfte, beginnt der Rassedünkel der „freien" Hellenen gegenüber den „geknechteten" Barbaren wieder groß zu werden. Wie überall schaffte hier Alexander der Große Wandel und Fortschritt; es ging nicht anders: die Griechen mußten umlernen. Der babylonische Priester Berossos, derselbe, dem wir den ersten Sintfluthbericht verdanken, und der Egypter Manetho belehrten die Griechen über die uralte Geschichte ihrer Heimathländer. Neben diesen Ausländern steht nun ein Grieche, Hekataios von Teos, der ganz als Kind seiner kosmopolitischen Zeit sich für Altegyptens Herrlichkeit begeisternd hier den lange von griechischen Dichtern und Denkern postulirten und gesuchten Idealstaat endlich gefunden hat. Nach ihm stammen alle griechischen Gottheiten ursprünglich aus Egypten, jeder Kult hatte hier seine Heimath. Aber auch die Quelle jeglicher Weisheit sprudelte in Egypten; ein Orpheus, ein Homer, ein Lykurg und Solon, ein Platon und Demokrit fanden hier Unterweisung; die

Digitized by Google

Vorstellungen der Griechen vom Jenseits sind lächerlich gegenüber den egyptischen Todtenbräuchen.

Daneben hatte denn Hekataios auch seine Aufmerksamkeit den Juden zugewendet. Er weiß von Moses und seiner fremdenfeindlichen Gesetzgebung zu reden, vom Priesterstande hat er zwar nur sehr allgemeine Vorstellungen, aber er hat doch gehört, daß die Juden ihre Kinder nicht aussetzen dürfen, daß es ihnen bei der Einfachheit ihrer Lebensverhältnisse auch nicht schwer wird, die Kinder aufzuziehen; er berichtet ferner, daß die Juden jedes Bildniß Gottes verschmähen, wenn er auch in echt hellenischem Sinn den Himmel ihren Gott nennt, und schließlich hat er sogar etwas von der göttlichen Inspiration des Moses gehört.

Eine solche Persönlichkeit, die mit dem griechischen Kulturstolz ins Gericht ging und Auffassung für Israel bethätigte, machte tiefen Eindruck auf die jüdischen Literaten. Als im 1. Jahrhundert v. Chr. das jüdische Wesen mit besonderer Macht in der Mittelmeerwelt um sich griff, mußte es manchem Angriffe begegnen. Besonders bezweifelte man das Alter seiner Kultur. Da nahm nun der jüdische Propagandist den Hekataios zur Hand. Eine der frechsten jüdischen Fälschungen jener Epoche ist der sogenannte Aristeasbrief. Der angebliche Grieche Aristeas schildert hier seinem Bruder Philokrates, wie die Uebersetzung der siebzig Dolmetscher, die „Septuaginta" zu Stande gekommen sei. Eine Gesandtschaft des Egypterkönigs Ptolemaios II. Philadelphos geht nach Jerusalem, dessen Größe und Schönheit gepriesen wird, um sich Dolmetscher zur Uebersetzung der Bibel auszubitten. Die Boten kehren im Geleite der Siebzig zurück, die nun am Königshofe von Alexandria wahre Triumphe ihrer Weisheit feiern. Dies historisch interessante, sonst aber ganz erbärmliche Schriftstück nennt denn auch den Hekataios und weiß ihn schlau in maiorem gloriam der Juden zu benutzen. — Bald aber ging man weiter. Hatte der alte echte Hekataios zwar mit Interesse, aber doch noch ziemlich objektiv über die Juden geschrieben — nannte er doch, wie es später wieder und wieder geschieht, ihre Gesetzgebung fremdenfeindlich — so suchte man ihn jetzt mit fälschender Hand zu verbessern. Da sollten nun auf einmal die Juden schon in Alexanders Heere zu Felde gezogen sein, da wird erzählt, wie ein glaubensstarker israelitischer Bogenschütze einen Seevogel geschossen, der sich ein solches Ende nicht habe träumen lassen, da wird die ungeheure Masse der jüdischen Volkszahl prahlerisch gerühmt, und das Grund-

Digitized by Google

motiv dieser Auslassungen ist stets: wir Juden sind überall. Dies klägliche Machwerk fand denn, wie stets solche literarische Waare, fortgesetzte Bearbeitung, und es half gar nichts, daß heidnische Autoren es als apokryph bezeichneten: das Buch diente in seiner neuen Form dem Rassenkampf gegen das hochmüthige Griechenvolk und seine Kultur.

Noch weit mehr auf hellenischem Boden steht die jüdische Polemik gegen den heidnischen Götterolymp. Der philosophische Eklektizismus des späteren antiken Denkens und ebenso auch der Juden und Christen wird vorbereitet durch den Kampf der drei Sekten der Stoiker, Epikureer und späteren Platoniker über die Natur der Götter. Eine gewisse Einigung hatte sich hier angebahnt. Die Epikureer verwarfen, auch sie nicht ohne Vorgänger, die ganze alte Mythologie, mochte sie nun von dem heiteren Homer oder dem ehrwürdigen Hesiod stammen. Die Theologen und Poeten müsse man tadeln, sagt die Sekte, es sei höchste Unfrömmigkeit, so böse Götter einzuführen, wie es Homer z. B. mit Ares gethan. Was für Menschlichkeiten passiren doch in dieser strahlenden Götterwelt; die Himmlischen lassen sich nicht mehr von Ihresgleichen, sondern auch von Sterblichen besiegen, sie müssen den Menschen dienen, sie sind ihnen auch sonst ganz gleich, sie fröhnen allen Leidenschaften, rasen vor Zorn, betrügen sich gegenseitig und buhlen miteinander: wahrhaftig, ein schlechtes Vorbild für die Menschen! Ferner haben diese Götter, die selbst auch einmal geboren worden sind, Kinder erzeugt: warum hat dies eigentlich aufgehört? Alles dies gaben die Stoiker bereitwillig zu, aber sie halfen sich durch ein allerdings schon damals nicht mehr ganz neues Mittel, die Allegorie. Diese Götter, von denen der Mythus Dinge erzähle, die auf Erden sichere Todesstrafe fänden, seien nicht die wahren, die himmlischen, hinter ihnen stehe etwas Höheres; so sei Zeus die Seele des Alls, der „Logos", Hera die Luft u. A. Im ganzen Weltall walte die „Vorsehung", die das Kleine wie das Große zweckmäßig geschaffen und in einander greifen lasse, nach ewigen Gesetzen vollende sich die Weltregierung durch Gott, den Schöpfer der Erde; das Maß dieser Regierung seien die Gestirne, die dem Einzelnen wie der Gesammtheit Zweck und Bestimmung vorschrieben. Nach stoischer Anschauung, die beseligten Ausdruck auch im poetischen Hymnus gewann, gleicht die ganze Schöpfung einem wohlaufgezogenen Hofhalte, einem gut organisirten Staate, einem geschickt gesteuerten Schiffe.

Digitized by Google

Darüber höhnten nun die Epikureer laut: so farblose Göttergestalten wie die stoischen, riefen sie, könnten keinem Menschen imponiren, noch ihn vom Bösen abhalten. Die stoische Vorsehung sei eine vorwitzige alte Tante, die überall dabeisein wolle; von irgend welchem Zwecke könne auch gar nicht die Rede sein, denn was sollten z. B. die wilden Thiere, was die furchtbaren, verheerenden Elementarereignisse nützen, welchen Zweck könnten Blitzschläge in Bäume, Regengüsse in das Meer u. A. haben? Ein Sinn existire nicht in dieser Welt des Elends, den Bösen gehe es fast immer gut, den Guten ebenso regelmäßig schlecht, der Tyrann lebe in frevler Sorglosigkeit, ein Sokrates sei hingerichtet worden. Die Welt sei zu gar keinem Zwecke da, sie sei ewig und unvergänglich; wie solle man sich denn auch Gottes Beschäftigung vor ihrer Erschaffung vorstellen! Dem gegenüber vertieften sich nun die Stoiker in die detaillirteste Ausführung des Nutzens, den jedes Geschöpf bringe — ganz ähnliches findet sich auch bei unseren Rationalisten — und behaupteten ferner, die angeführten Uebel seien entweder gar keine, da den Weisen überhaupt kein Uebel treffen könne, oder sie dienten zur Uebung in der Gerechtigkeit. Elementarereignisse aber müsse man von einem höheren Standpunkte aus betrachten; wenn nicht dem Einzelnen oder ganzen Völkern, so dienten sie doch sicher der Gesammtheit des Alls, Gott selbst sei nie an einem Uebel schuld. — Aber die Stoa hatte einen harten Stand, denn den Epikureern trat als Bundesgenosse der spätere skeptische Platonismus zur Seite, dem durch die Widersprüche aller Philosophenschulen die Erreichung der Wahrheit überhaupt in Frage gestellt schien. Der Pantheismus der Stoa, ihr Glaube an den Gott im Weltall, in den Elementen, in den Gestirnen kommt dieser skeptischen Sekte höchst unklar vor: Welt, Element, Gestirn sind vergänglich, in ihnen kann daher nichts Göttliches leben. Vollends bekämpften die Skeptiker die Knebelung jeder Selbstbestimmung des Menschen durch die Astrologie mit den allerschärfsten Waffen. Nicht nur, daß man der Wissenschaft der Sterndeutung als solcher zu Leibe ging und nachwies, daß sie gar keine Wissenschaft sei, weil sie mit dem allerunsichersten Materiale arbeite, man zog auch die ethischen Konsequenzen aus dieser Bindung des freien Willens. Dann höre, so hieß es, jeder Richterspruch auf, jede Uebelthat sei eine unfreiwillige und unterstehe keiner Rechenschaft, dann gebe es kein Lob der Tugend mehr, keinen Tadel der Laster. — So stritt man sich lebhaft über die höchsten Dinge, und nur in

Digitized by Google

Einem war man einig, daß der Volksglaube fraglos erledigt sei. Konsequenzen praktischer Art zog man natürlich ebenso wenig wie in anderen skeptischen Zeiten: Feste und Gottesdienste wurden pro forma auch von den Philosophen mitgemacht; für das Volk, meinte man, sei so etwas immerhin gut.

Interessant ist hier nun auch noch die Frage nach der Werthschätzung der Götterbilder. Man hält gewöhnlich den Kampf, den die Juden und namentlich die Christen gegen den Dienst der Götterbilder geführt haben, für etwas ganz Neues, für einen kräftigen Schlag recht mitten ins Angesicht des Heidenthums. Das ist falsch, eine ganze Anzahl von Stimmen werden im heidnischen Alterthum laut, die sich mit Energie gegen die Bilderverehrung erklären. Da tadelt der grimmige alte Heraklit die Hellenen scharf, daß sie mit Bildern wie mit Gebäuden Zwiesprache hielten, die Stoa verbietet, Tempel zu bauen, weil das beste Götterheiligthum in der Menschen Brust liege, da segnet der römische Antiquar Varro die gute alte Zeit, wo die Römer die Götter noch in keinem Bilde verehrt hätten, da eifert Seneca gegen diese Götzen, die aus elendem, todtem Stoff von Künstlern, die man nicht achten könne, gemacht seien. Andere wieder lassen sich herbe über die Verwechselung der darstellenden Bilder mit den dargestellten Gottheiten aus und klagen darüber, daß man stummes, blindes, lebloses Werk von Menschenhand über Philosophen und Staatsmänner stellen könne.

Nirgends zeigt sich nun deutlicher als auf diesem Gebiete die Konvergenz des spätjüdischen und des späteren hellenischen Denkens. Auch Jeremias (ep. 10) und der sogenannte Deuterojesaias (44) hatten gegen den Götzendienst geeifert. Jüdische und griechische Anschauung verbindet nun, um das Wichtigste herauszuheben, die Weisheit Salomos. Man erkennt hier ebenso unschwer das spezifisch Jüdische heraus wie einen großen hellenischen Rest. Denn wenn die „Weisheit" die Menschen tadelt, die das Feuer oder den Wind oder die Luft oder den Reigen der Gestirne oder das Wasser für Götter gehalten hätten, so erinnert uns dies an die Ablehnung des stoischen Pantheismus durch den skeptischen Platonismus, und wenn der jüdische Philosoph dann weiter (14, 15) das Aufkommen der Götterbilder dadurch erklären will, daß einmal ein Vater trauernd um seinen Sohn sich ein Bild von ihm gemacht habe, daß dann die Tyrannen von ihren Völkern die Anbetung ihrer Bilder verlangt hätten, so ist ein solcher Rationalismus aus ähnlichen griechischen Erklärungen leicht abzuleiten.

Digitized by Google

Damit mündet nun das Jüdische in das Griechische ein, um für lange Zeit, nur wenige nationale Nebenadern absondernd, im gleichen Bette fortzugleiten. Zuvörderst tritt uns da der Jude entgegen, der am stärksten vom hellenischen Geiste durchsättigt ist, so zwar, daß manche seiner Schriften mehr hellenischen als jüdischen Geist athmen: Philo von Alexandria. Er hat eine Schrift über die Vorsehung verfaßt, die in ihrer stoischen Haltung rein hellenisch ist, eben darum aber fast nichts Eigenes enthält, und gleicher Weise zeigt er sich in seinem Traktate „vom beschaulichen Leben" als gelehrigen Schüler der griechischen Philosophie, aber diesmal nicht als Stoiker, sondern im Sinne seiner Zeit eklektisch verfahrend, mehr als Skeptiker. Die Verehrung der Elemente, der Gestirne, der Welt erhält kräftige Zurückweisung, die Haltlosigkeit der griechischen Götterwelt wird nach berühmten Mustern erwiesen, der heidnische Götzendienst wie auch der Thierkult der Egypter verworfen. Alles dies hätte auch ein Grieche schreiben können. Dann aber folgt in einem zweiten positiven Theile ein Hymnus auf die Sekte der sogenannten Therapeuten, die „Brüder vom beschaulichen Leben", wie wir sagen würden. Hier wird uns nun das Bild einer Sekte gezeichnet, deren einfach erhabene Gottesverehrung, deren heiliges Leben in edelster Gemeinschaft den schärfsten Gegensatz zu dem weltlichen, den Lüsten ergebenen Treiben der Griechen bildet. Diese apologetische Schrift wie überhaupt Philos ganze literarische Thätigkeit hat außerordentlich stark auf die christlichen Apologeten gewirkt; ihm verdanken sie u. A. auch die allegorische Deutung der Schrift, wie sie Philo im Anschlusse an die Stoa übte, ihm die Lehre, daß die Aehnlichkeit mancher griechischen Anschauungen mit der Bibel auf die Benutzung dieser durch die hellenische Philosophie zurückzuführen sei: es war eine der wenigen Konzessionen, die der hellenisirte Israelit dem eigenen Volksthum machen mußte.

Ein ganz anderer Mensch, trotz aller hellenischen Bildung flammend von Rassenhaß gegen die Hellenen, ist der berühmte jüdische Schriftsteller Josephus, der ebenfalls, gleich Philo, zu den Vorläufern der christlichen Apologetik gehört. Von ihm, dem ergebenen Diener der flavischen Judenbesieger, darf man sagen, daß er alle Fehler des jüdischen und des griechischen Volksthums in sich vereinigt. Er ist ein ebenso eingebildeter Propagandamacher wie eitel auf sich selbst, ganz jüdisch in seiner Abneigung gegen das Fremde, ganz antikheidnischer Mensch in der Bitterkeit und

Digitized by Google

Schärfe seiner oft rein persönlichen Polemik. Ein alexandrinischer Grieche, Apion, hatte dem wüthenden Hasse seiner Landsleute gegen die zudringlichen Juden lebhaften Ausdruck verliehen: gegen ihn wendet sich Josephus in einer eigenen Apologie, die von Nationalitätsdünkel strotzt. Die jüdische Ueberlieferung ist einheitlich, die Griechen widersprechen sich überall, die Bibel empfängt meist Bestätigung durch die Schriften der Heiden, wo diese einmal abweichen, hat allein die Bibel Recht. Die Juden haben Märtyrer ihres Glaubens, den sie bis zum letzten Buchstaben befolgen; bei den Griechen gab es wohl große Sittenlehrer, aber Niemand folgte ihnen konsequent. Zudem ist die jüdische Lehre uralt, die Kultur der Griechen erst von gestern. Ihre Götterlehre ist höchst unmoralisch; die mythologischen Geschichten verderben das an sie glaubende Volk. Die Juden können daher nicht von einem Gesetze lassen, das ihnen ihre ganze gegenwärtige moralische Größe und ihren ethischen Einfluß gewonnen hat.

Die schriftstellerische Form der Apologie des eigenen Glaubens war somit geschaffen. Sie enthielt zwei Grundgedanken. Die Bekämpfung des heidnischen Wesens hielt den Griechen einen Spiegel entgegen: so seid ihr! Es folgte die Darstellung des eigenen religiösen und kulturellen Daseins, das hieß: so sind wir! Der Angriff auf den heidnischen Glauben, auf die griechische Theologie entbehrte jeder Originalität: mit besonderer Absicht haben wir oben den Kampf der philosophischen Sekten ausführlicher dargestellt, denn viele der angeführten Argumente kehren in der Apologie der Juden und Christen wieder, die beide den Gegner mit den von ihm selbst gebrauchten Waffen bekämpfen, also daß sich vielfach der Streit der Philosophen in dieser neuen Polemik fortsetzt. Neu ist vorläufig nur die Selbstdarstellung der eigenen Religion; sie verstimmt uns bei den Juden durch ihre Aufdringlichkeit und theilweise auch durch ihren Rassenhaß, sie hat einen Zug des Alters; frisch dagegen, ursprünglich und überzeugend wirkt sie bei den Christen.

* * *

Die christliche Apologie gegen die Heiden*) ist erst ein Erzeugniß des 2. Jahrhunderts, aber zwei bedeutsame Kundgebungen gehen ihr voraus und zeigen, welch ein Geist jetzt herrscht: das ist die Missionspredigt des Paulus in Athen und die Johannesapokalypse. Paulus

*) Anm. Die gegen die Juden zeigt sich schon viel früher, in den Evangelien.

Digitized by Google

verkündet Gott, er bekämpft die Verehrung der Götter in Bildern und Tempeln, er fügt den Hinweis auf die letzten Dinge hinzu. Dies ist nicht ganz ohne Analogie zu der jüdischen Apologetik, aber doch, welch ein Unterschied! Hier die dumpfe Luft des alexandrinischen Gelehrtenzimmers, dort die Predigt unter Athens blauem Himmel, hier gefeilte Argumente, dort das freie Bekenntniß! Denn wie man auch über die Predigt des Paulus denken mag, ob man sie für geschichtlich hält oder nicht, dieser Bericht bleibt, wie Harnack sagt, „das wundervollste Stück der Apostelgeschichte und ist in höherem Sinne voll Wahrheit". Und danach die Apokalypse. Auch sie bedeutet die Fortsetzung jüdischer Literatur. Aber während die jüdischen Apokalyptiker klagen oder fluchen, so erklärt die christliche Offenbarung dem römischen Kaiserthum den Krieg, das die Verächter seines Kultus gestraft hatte.

Predigt und Enthusiasmus charakterisiren das erste christliche Jahrhundert; das ganze Gemüth des Christenthums wogte in diesen Schriften. Aber man lebte in der Welt und mußte sich ihren Normen, ihrer Kampfestaktik fügen. Die apokryphe, uns bruchstückweise erhaltene, sogenannte „Predigt des Petrus" aus dem Anfange des 2. Jahrhunderts zeigt uns deutlich die Stärke der schriftstellerischen Tradition, die wieder in ihre Rechte tritt. Der Autor der Schrift warnt nach einer Wesensschilderung Gottes vor dem Kulte auf der Hellenen Weise, vor der Thierverehrung der Egypter, die ihre eigene Speise den todten Göttern darbringen, um dann seinen Lesern auch den jüdischen Gottesdienst mit seinen rituellen Aeußerlichkeiten abmahnend vor Augen zu stellen. Neben Hellenen und Juden sind ihm die Christen das dritte Geschlecht. Das bedeutet natürlich keinen politischen Anspruch — denn seit wann bildeten etwa die Griechen im Römerreich eine politische Einheit? — sondern eine rein religiöse Vorstellung.

Damit stehen wir denn wieder bei Aristides, dessen Rede an Antoninus Pius die gleiche Disposition wie diese Predigt und wie Philo befolgt, indem sie die Heiden, deren verschiedene Arten aufgezählt werden, und die Juden den Christen gegenüberstellt. Es hat etwas Bewegliches, zu sehen, wie ungeschickt sich noch die Feder des Christen auf diesem ihm neuen Gebiete bewegt. Sein Stil und seine Argumentation ist noch durchaus unfrei und abhängig; er schreibt mit peinlicher Genauigkeit alle die von der griechischen Philosophie gegen die Vielgötterei erbrachten Beweise, die wir oben anführten, nieder, da ist auch kein selbständiger Ge-

Digitized by Google

danke. Er nennt sich mit Absicht einen „Philosophen", und Angesichts der großen Masse der Heiden, die sich damals mit diesem Titel schmückte, ohne irgendwie selbständiger zu denken, dürfen wir ihm den Namen lassen. Freier bewegt er sich jedoch, wo er der Christen Art und Sitte schildert, die Reinheit ihrer Frauen, die Enthaltsamkeit ihrer Männer, ihre Wohlthätigkeit, ihre gegenseitige Liebe. Es ist die beste Illustration zu dem Spott des Alles herunterreißenden Semiten Lukian auf die unterscheidungslose Gutmüthigkeit der Christen gegen Jedermann, wenn wir bei Aristides lesen (XV 7): „und wenn sie einen Fremdling sehen, so bringen sie ihn in ihre Wohnung und freuen sich über ihn wie einen wahren Bruder, denn nicht nennen sie Brüder, die es im Leibe sind, sondern Brüder, die es im Geiste und in Gott sind".

Von besonderen Beschuldigungen der Heiden gegen die Christen redet Aristides noch nicht; er wendet sich nur allgemein „gegen die Zungen derer, welche Nichtigkeit reden und die Christen verleumden", und bittet den Kaiser, die Schriften der Christen selbst zur Hand zu nehmen. Antoninus wird schwerlich diesem Wunsche Folge geleistet haben. Später aber ward ihm eine neue Apologie eingereicht, die schon viel schärfere, persönliche Waffen brauchte, zum Zeichen, daß der Kampf, der schon auf staatsrechtlichem Boden lebhafter geworden war, mit Leidenschaft auch in der Literatur entbrennt. Es ist dies die Apologie Justins, an die sich dann eine jahrhundertelange Polemik schließt, die zuerst vertheidigend verfährt, soweit der erbitterte Kampf um die höchsten Güter defensiv heißen darf, dann angriffsweise auf das immer schwächer werdende Heidenthum losgeht und bis zum Ende des 5. Jahrhunderts dauert; ja noch im byzantinischen Mittelalter glüht das Kampfesfeuer unter der Asche fort.

Das Bild, welches der Streit zwischen dem Christenthum und Heidenthum und damit auch die hier in Frage kommende literarische Polemik bietet, ist nun ein außerordentlich wirres, reich an Gestaltungen und Gestalten, an natürlichen Konsequenzen und auffallenden Widersprüchen, so daß eine Uebersicht fast unmöglich scheint. Wir können daher nur in wenigen Fällen die Geschichte der einzelnen Motive geben; wir sind außer Stande, immer nachzuweisen, welche Waffen zuerst, welche später geschwungen wurden, da die Apologeten wie ihre Gegner je nach ihrer Persönlichkeit und dem Bedürfniß des Augenblicks bald dieses, bald jenes Streitmittel brauchen und Alle, auch die Begabteren unter ihnen, die

Digitized by Google

Knechte der Tradition bleiben. Dazu ist, obwohl diese Literatur eine stattliche Anzahl von Bänden bildet, doch auf beiden Seiten so viel untergegangen, daß auch da mannigfache Zwischenschlüsse und Ergänzungen nöthig wären. Aber Eines ist glücklicher Weise doch möglich: die Persönlichkeit der Größten hüben und drüben läßt sich trotz der geradezu wild überwuchernden Tradition oder gerade um ihrer willen doch noch einigermaßen erfassen, und ebenso hier wie überall sonst schaffen die Persönlichkeiten die Geschichte.

Fassen wir einmal die Vorwürfe, die man gegen das Christenthum richtete, in Bausch und Bogen zusammen, so erkennen wir sehr bald, wie groß der Unterschied der christlichen Apologetik gegen die jüdische ist, auf deren Bahn jene doch nach der geschichtlichen Entwicklung wandelte. So stark die Abneigung der Heiden gegen die Juden war, so ist es trotz gewaltsamer Ausschreitungen doch nie zu systematischen Judenverfolgungen gekommen, ja man verlangte von den Israeliten nicht einmal den Kaiserkultus. Gegen die Christen aber richtete man sehr bald drei merkwürdige Beschuldigungen: sie seien gottlos, schlachteten in ihren Konventikeln Kinder und trieben dort Inzest. Die Juden, die Anstifter der ersten Verfolgungen, hatten diese Vorwürfe aufgebracht, und wenn man hörte, wie die weitverbreitete Häresie der Gnostiker in ihren Zusammenkünften Mysterien begehe und allerhand Zauberspuk treibe, so machten die Beschuldigungen den Eindruck der Wahrheit. Daher stammte denn auch u. A. der Haß der Kirche gegen den Gnostizismus, mit dem man fertig werden mußte, um mit offenem Visire dem Feinde, den Heiden entgegenzutreten. Und dazu kam noch ein Anderes. Sehr früh muß schon der Kampf nicht nur gegen die angeblichen christlichen Sitten, sondern auch gegen ihre Lehre begonnen haben. Denn die Gnostiker scheinen doch daraufhin mancherlei Konzessionen gemacht zu haben, wenn sie zum Beispiel die reine Menschlichkeit Christi lehrten. Auch aus diesem Grunde galt es, die große Sekte mit allen Mitteln niederzukämpfen.

So herbe die genannten drei Hauptbeschuldigungen waren, so leicht schien den Christen ihre Widerlegung. Der Vorwurf der Gottlosigkeit ward damit beantwortet, daß die Christen aufs Neue den Götterolymp ihrer Gegner stürmten. Wie bemerkt, waren hier alle ihre Waffen, die schweren wie die leichten, schon von der heidnischen Philosophie geschmiedet und von den Juden verwendet worden. Bis zum Ueberdrusse wird der ganze Apparat der heidnischen Argumente, die Sündhaftigkeit der Götterwelt, die Wider-

Digitized by Google

sprüche in den Kulten, die epikureische Ablehnung der Allegorie, die Thorheit der Götzenverehrung, der Astrologie u. A. ausgekramt, und alle diese Argumente ziehen sich schier endlos durch die Jahrhunderte bis ins sogenannte Mittelalter hinein. In zweiter Linie aber gilt es, den eigenen theologischen Standpunkt zu präzisiren; der Glaube an den einen ungeborenen, selbsterzeugten Gott wird wie ein Hymnus zum Vortrage gebracht, die Pracht der Schöpfung mit ganz stoischen Farben geschildert und ebenfalls im Sinne der Stoa gefragt, wer denn alles dieses, diesen zweckmäßigen Bau der Welt, die wie ein wohlgeordnetes Haus oder Staatswesen funktionire, geschaffen haben, wer der Steuermann des Schiffes sein könne. So verfahren denn die Christen in diesem Streite ganz im Sinne ihrer eklektischen Zeit, sie nehmen die Waffen, woher sie sie bekommen können, und wie ihnen jede jüdische Fälschung, z. B. die Sibyllen und der Hekataios recht ist, so benutzen sie jedes philosophische System, ja sie rühmen sich später wohl auch, daß sie die Heiden mit ihren eigenen Waffen schlagen. — Noch leichter dünkte mit Recht den Christen die Widerlegung des ihnen vorgeworfenen Kannibalismus und des Inzestes. „Wer hat je", so ruft Tertullian aus, „ein so kläglich schreiendes Kind vorgefunden? wer die blutigen Mäuler von Cyklopen und Sirenen, wie er sie gefunden, vor den Richter gebracht? . . . wer solche Schandthaten, wenn er sie aufgefunden, verheimlicht oder sich dafür bezahlen lassen?" Den Vorwurf des Inzests aber wiesen die Christen zurück durch die eingehende Schilderung ihres sittlichen Daseins, wie es ja auch Aristides schon gethan hatte und wie es dann stetig wiederholt wird, bis endlich der Apologet Laktanz, schon voller Siegessicherheit, aus dem: So sind *wir*! in seiner Ethik das: So sollt ihr Menschen *Alle* sein! macht. — Allzu lange haben sich denn auch die beiden letztgenannten Vorwürfe nicht halten können; nicht sowohl die Gegengründe der Christen widerlegten sie, als, wie das ja immer zu gehen pflegt, die Gewalt der Thatsachen. Von diesem Gerede wird es mit der Zeit stille. Aber der Vorwurf der Gottlosigkeit bleibt. Nicht zuletzt wurde dies verursacht durch der Christen eigenthümlich schwankende Stellung zur Philosophie, was man wenigstens damals so bezeichnete. Die Christen nannten sich selbst Philosophen, sie brauchten dieselben abgenutzten Waffen gegen die Götter wie die Hellenen, und konnten sich sicher mit gleichem Rechte wie so manche in jener Zeit als Philosophen bezeichnen; auch haben maßvolle Heiden, wie u. A. der Arzt Galen, Angesichts

Digitized by Google

der christlichen Todesverachtung und Enthaltsamkeit ihnen diesen Namen zugestanden. Aber eben die heidnischen Philosophen fügten sich dem Volksbrauche, sie opferten, selbst der auch von den Christen vielbewunderte Sokrates noch in seiner Sterbestunde, sie machten die Götterfeste mit. Denn das griechische und römische Alterthum ist Stabilität und Pietät; die von den Vätern ererbte Sitte verlassen zu haben, wird den Christen immer wieder vorgehalten, und ihre Frage, warum die Gegner denn die Philosophen nicht hassen, warum die Leser und Kenner der Atheisten die Christen gottlos nennen, verfehlt völlig ihr Ziel. Ebenso wenig trifft es den Kern der Sache, wenn die Christen behaupten, es gebe doch einen Fortschritt der Kultur, oder: der Sohn eines schlechten Vaters brauche doch dessen böses Gewerbe nicht fortzusetzen. Aber deutlich offenbaren sie ihre eigne innerste Anschauung, wenn sie, freilich nach heidnischem Vorbild, den Philosophen, z. B. einem Epikur, vorwerfen, sie hätten das Schicksal des Sokrates gefürchtet und darum, wie mancher nach ihm, ein Kompromiß geschlossen, wenn die griechischen und römischen Apologeten Sokrates das Opfer des Hahnes vorhalten. Das christliche Wesen ist eben prinzipiell einheitlich; Lehre und Leben decken sich, wenigstens in der älteren Zeit. Die eigentliche „Antike" des Westens, ihre Stabilität und Pietät verträgt sich mit der jungen orientalischen Religion nicht, die Kompromisse vorläufig nicht kennt. Darum bleibt denn auch der Vorwurf der Gottlosigkeit, den die Gegner erheben, von deren Standpunkt aus unwiderlegt, so sympathisch uns auch die Konsequenz des Christenthums sein mag. Daher ist der vielgepriesene Bund zwischen dem Christenthum und der griechischen Philosophie und Wissenschaft — diese letztere existirte damals in selbständiger Form kaum mehr — nur künstlich, ist nichts Organisches, im besten Falle durch die Noth erzwungen; auch fehlt es nicht an Stimmen innerhalb der Christenheit, die alle Philosophie verwerfen. Die Christen brauchen, ganz nach hellenischem Vorgange, das Beispiel des Sokrates oft zum Beweise dafür, daß der Gerechte viel leiden müsse, man sieht in Sokrates eine Art Vorläufer des Christenthums, schon der edle Apologet Justin spricht bald nach Aristides von den „Samenkörnern" der Wahrheit, die Gott zu allen Zeiten ausgestreut habe, aber dennoch vermag man manches an Sokrates nicht zu billigen, und Griechen wie besonders Römer unter den Apologeten tadeln ihn gelegentlich scharf. Und ebenso geht es ihnen mit Platon: sie nennen ihn den göttlichen und schreiben ihn massenhaft aus, aber die Weibergemeinschaft

Digitized by Google

seines Idealstaates und manches Andere noch macht ihnen die Liebe schwer. Eine gewisse Beruhigung ist ihnen, daß, wie ja auch schon die Juden meinten, Platon seine wichtigsten Erkenntnisse den Juden, die er in Egypten kennen lernte, verdanke und nur vieles davon nicht verstanden habe, aber ganz wohl ist manchen, so besonders dem wackeren Origenes und auch Eusebios, nicht dabei. Das Christenthum kann eben, wir sagen gottlob! seinen einfachen Ursprung nicht verleugnen und beruft sich, wenn die Feinde auf Christi schlechte Gesellschaft, auf die obskuren, ungebildeten Gestalten unter seinen Bekennern höhnisch hinweisen, immer wieder voll Stolz darauf, daß eben diese kleinen Leute, alte Weiblein und derleichen die größten Philosophen zu widerlegen im Stande seien. Aber die Entwicklung der Dinge, die Nothwendigkeit, die den Ungebildeten die Traktate der Philosophen und jüdischen Apologeten über die Unwürdigkeit des Götterglaubens, die albernen Götzenbilder, die Widersprüche der Philosopheme, das Wesen des wahren Gottes in die Hände zwang, macht auch die Stellung der Christen zu einer objektiv widerspruchsvollen, unsicheren, so sicher sie sich subjektiv darin fühlen, und Origenes sieht sich genöthigt, zwischen Esoterikern und Exoterikern unter den Gläubigen zu scheiden. Da ist denn der von wildem orientalischen Rassenhasse gegen die hochmüthigen Griechen erfüllte Babylonier Tatian trotz seiner Rohheit und auch einer gewissen Unehrlichkeit — er thut so, als kenne er die griechische Kunst aus Autopsie, und kopirt dabei flüchtig ein griechisches Kunsthandbuch — eine erfrischende Erscheinung. Er will doch wenigstens Barbar sein, aus vollem Herzen, er findet es zu thöricht, nach den Sternen zu gucken, er nennt die Philosophen unsittlich oder dumm: so ist er gewiß ein Thor, aber doch eine Gestalt, ein Charakter. Erst mit dem Siege des Christenthums vollzieht sich eine Art von Ausgleich zwischen der Philosophie und dem Christenthum, dessen Bekenner nun widerspruchslos die heidnischen Philosophen lesen, ja in späten Schriften ganz in ihren Anschauungen weiter denken. Aber eben darum verbot der gefährliche Feind des Christenthums, Julianus Apostata, dem der historische Zusammenhang dieser Dinge nicht entging, den Christen akademische Vorlesungen zu halten; er erkannte, freilich mit starkem Anachronismus, der sein ganzes Wesen bezeichnet, die ursprüngliche Unvereinbarkeit der hellenischen Kultur und der orientalischen Religion. Es war jetzt zu spät, denn auch auf dem Gebiete der schriftstellerischen Darstellung hatte sich eine

Digitized by Google

Ausgleichung vollzogen; kein Heide mehr konnte sich rühmen, besser als die Christen zu schreiben, keiner ihnen Rohheit des Ausdrucks vorwerfen, sondern Christen wie Heiden schrieben jetzt den gleichen affektirten Stil.

Mit der Philosophie schloß das Christenthum also sein Kompromiß, mit der eigentlichen exakten Wissenschaft nie. Es hat Apologeten gegeben, die die Kugelgestalt der Erde frischweg leugneten, die einen Globus lächerlich fanden. Aber diese Abneigung stammt nicht sowohl nur aus dem Hasse gegen den Bildungshochmuth der Griechen oder aus dem Unvermögen Ungebildeter, schnell die höhere Kulturstufe der Feinde zu erklimmen, sondern sie ist direkt ein Zeichen der ganzen Epoche. Der Geist der Zeit verlangte die Pflege des Herzens, nicht des Wissens, der Wissenschaft. Rhetoren gab es eine ganze Menge, Gelehrte in unserem Sinne wenige. Man hielt sich an Sokrates' Anweisung, dem schwer Verständlichen nicht allzuweit nachzujagen. Schon Seneca wollte von den Studien nichts wissen, die den Menschen nicht besserten. „Was nützt es", ruft er aus, „den Flächeninhalt eines Grundstückes zu berechnen, wenn ich nicht verstehe, mit dem Bruder zu theilen." Ebenso denken Epiktet und der edle Kaiser M. Aurel, sowie die ersten Neuplatoniker. Die Christen gehen da nur um eine Linie weiter. Allerdings ist ihr Vorgehen charakteristisch. Fanden die Heiden die Wissenschaft unnütz, so sehen die Christen zumeist sie schon für verwerflich an. Besonders ist ihnen die Naturwissenschaft, das Forschen nach den von Gott geordneten aber auch verborgenen Dingen widerwärtig, und in Laktanz wie Augustin spukt schon der mittelalterliche Haß gegen die Kunde des menschlichen Körpers und die Anatomie bedeutsam vor. Auch von der Mathematik ist man im christlichen Lager nicht sehr erbaut, man verspürt in ihr die Mutter der Astrologie. Vollends, als nun in den späten Zeiten des Alterthums, im 4. Jahrhundert das Interesse für diese lange vernachlässigte Wissenschaft sich wieder kräftig und fördernd zu regen beginnt, setzt augenblicklich ein lebhafter Widerstand der Apologeten oder Heidenbekämpfer ein.

Befanden sich somit die Christen gegenüber der heidnischen Kultur in einem eigenthümlichen Zwischenzustande von Abwehr und doch wieder Anerkennung, so fühlten sie sich innerlich absolut frei auf dem Boden ihrer eigenen Kultur, des von ihnen ausgehenden Evangeliums. Sie verkünden Gottes Sohn, der gekreuzigt ward, obwohl beides, Christi Abstammung und Ende am Kreuz den echten

Digitized by Google

Griechen jeder Zeit eine Thorheit blieb, und diese in dem ganzen Auftreten Christi das Wesen eines Zauberers, der zuletzt sogar noch magische Bücher geschrieben haben sollte, sehen; die milderen unter den Heiden wollen ihn allenfalls mit dem Schwärmer und Seher Apollonius von Tyana auf eine Stufe stellen und schreiben mit unverkennbarer polemischer Absicht das Leben dieses Wundermannes. Die Weissagungen des alten Testamentes auf Christus werden mit jubelnder Freude wiederholt, und so glauben die Christen trotz des skeptischen Spottes der Heiden an die Erfüllung aller Prophezeiungen, während sie in den ihnen vorgerückten Erfüllungen delphischer Orakel nur den Diebstahl der Dämonen sehen wollen, von denen alles Böse auf Erden, Götzendienst, das häufige Unterliegen der Guten u. A. stammen soll. Die Auferstehung Christi verbürgt seinen Anhängern die eigene, und wenn die Heiden das lächerlich finden und fragen, warum denn bisher Niemand auferstanden sei, oder wie z. B. ein von Thieren zerrissener Mensch seinen Leib wieder erhalten solle, oder endlich, wie die Leiber schweben könnten, so weisen die Christen, hier freilich auf gut griechische Weise, auf das Samenkorn hin, das sich im Boden wandle, auf die stetig im Wandel begriffene Natur; sie erklären, bisher habe Gott wegen der allgemeinen Ungerechtigkeit noch Niemanden auferstehen lassen, bei Gott sei indeß kein Ding unmöglich und endlich schwebe ja auch die Erde frei im Weltenraum. Zuletzt aber nahe auch den bösen Menschen das Gericht, das Feuer in der Hölle könne wie die Gluth in den italischen Feuerbergen nicht erlöschen. Darauf meinen die Heiden freilich, das seien nichts als Einschüchterungsversuche, bisher sei auch das Gericht, obwohl es prophezeit worden, ausgeblieben. Gewiß, erwidern die Christen, aber ohne Strafandrohung giebt es keine Gesetze, wir bessern durch die Furcht vor Strafe, aber auch, wie der große Tertullian schön hinzusetzt, durch die Hoffnung und aus Lumpen haben wir somit Gute gemacht; hat das Gericht bisher ausgesetzt, so ist das Gottes Langmuth: ein stets durch die Jahrhunderte hindurch wiederkehrendes Argument. Doch zumeist sind die Christen in echter Frömmigkeit der Meinung, man solle nicht zuviel fragen, solle Gott die Regierung überlassen. Die heidnische Philosophie hatte, wie zum Theil schon oben bemerkt, gefragt: was war vor der Erschaffung der Welt durch Gott, was vor den einzelnen Göttern? Dies letztere Argument brauchen die Christen auch, aber nun drehen die Heiden den Spieß um, und fragen, wo der Christengott denn vor der Erschaffung der Welt gesteckt, ob er geschlafen

Digitized by Google

habe; auch fügen sie den Tadel hinzu, die Christen fröhnten dem plumpsten Autoritätsglauben. Schon Philo hatte darauf zum Theil im Voraus geantwortet, indem er es für unziemlich hielt, Gott Unthätigkeit vorzuwerfen, die Christen führen dies weiter aus: Gott sei in der Ruhe derselbe wie in der Thätigkeit, übrigens müsse man Gott Alles anheimstellen. Dem Vorwurfe des Autoritätsglaubens aber begegnen sie durch den Hinweis auf den Spruch der Schüler des Pythagoras: „er sagte es selbst". Aehnlich stellen sie sich zu der heidnischen Frage, warum Gott denn die Verfolgungen zulasse und die Christen nicht vor der Ungerechtigkeit schütze. Auch da sind sie, wenngleich einzelne sophistische und gezwungene Gegenfragen und Antworten nicht fehlen, der Ueberzeugung, daß Gott, der den Samen des Guten erst ausreifen lassen wolle, alles sicher am besten wisse. Und endlich, um dies zuletzt noch zu erwähnen, erwidern sie der unmuthigen Frage der Heiden, warum die Christen, die ja Alles in der bestehenden Welt, Götter, Staat, Lebensfreude negirten, denn nicht Alle zu Gott durch freiwilligen Tod gingen, mit dem schönen Bekenntniß: wir dürfen Gottes Schöpfung nicht zerstören.

Erfreulicher als das Wechselspiel der Argumente hüben und drüben bleibt das Auftreten einzelner Persönlichkeiten auf beiden Seiten. Justin war schon genannt; er ist in der That die erste wirklich greifbare Persönlichkeit unter den Apologeten. Sein Wesen scheint etwas Konziliantes zu haben, sein Christenthum macht vorübergehend einen synkretistischen Eindruck. Sokrates ist ihm einer von denen, die mit dem Logos lebten und vor Christus Christen waren, das Wunder der Auferstehung von Heiden glaubhaft zu machen, weist er auf die wiedererstandenen Dioskuren, auf Asklepios hin. Aber in That und Wahrheit giebt er diesen Mythen nur einen sekundären, bestätigenden Werth, und mit wundervoller Kraft und ohne jede Menschenscheu geht er den allmächtigen Herrschern der Erde, dem Antoninus Pius und seinen Adoptivsöhnen, zu Leibe. Auf den Christennamen allein — dieser genügte rechtlich zur Verurtheilung — dürften die Bekenner des neuen Glaubens nicht verurtheilt, es müsse eine regelrechte Untersuchung eingeleitet werden. „Aber ihr scheint zu fürchten, es möchten alle gerecht handeln, und ihr würdet dann keine Strafobjekte haben. Solch Wesen geziemte Henkern, nimmer guten Herrschern . . . wir beten, daß bei euch sich neben dem Besitze der kaiserlichen Macht auch vernünftiges

Digitized by Google

Denken finde." Sollten die Herrscher aber darum sich nicht kümmern, so gebe es ein Gericht in der Ewigkeit. Wie Aristides dann am Schlusse seiner Apologie nach Philos Vorbild eine Darstellung der christlichen Sitte gegeben, so schildert Justin die Kultusgebräuche der neuen Religion.

Aber nun erstand dem Christenthum ein gewaltiger Gegner in dem scharfsinnigen Celsus, der nach fast 100 Jahren noch für gefährlich genug galt, daß man Origenes auffordern konnte, eine Apologie gegen ihn zu schreiben; aus ihr allein haben wir den bedeutenden Christenfeind kennen lernen können. Origenes ist des Gegners nicht Herr geworden, er hat die Widerlegung so schnell gearbeitet, daß er nicht einmal über die philosophische Richtung des Celsus, der platonisirender Eklektiker war, ins Klare kam und ihn, wenn auch oft zweifelnd, einen Kyniker nennt. Sehen wir nun einmal, indem wir darauf verzichten, die Disposition des heidnischen Buches hier wiederherzustellen, worin das Neue in seiner Angriffsweise bestand, weshalb er den Christen so gefährlich erscheinen konnte.

Natürlich hat der gewandte Fechter die alte Taktik nicht ganz aufgegeben, auch er redet von der proletenhaften Umgebung Christi, von seiner Zauberei, von Gottes Gleichgiltigkeit gegen heidnische Angriffe, von christlichen Einschüchterungsversuchen, von der totalen, auf allen Gebieten hervortretenden Weltfremdheit der neuen Lehre, und gleich scharf wie andere Heiden weist er die Zumuthung der Christen zurück, daß ihre Gegner die Götterbilder selbst verehrten. Aber er geht doch den Dingen, wie er denn alle christlichen Schriften, auch die der Sekten gründlich gelesen, ganz anders und bedachter als seine Vorgänger zu Leibe. Da ist ihm denn jede Verwerthung des Alten Testamentes ein schwerer Fehlgriff der Christen. Das Alte Testament ist voll von Unsittlichkeit, die von Gott selbst gebilligt wird; dieser Gott der Juden, der neidisch ist, Reue empfindet, der zeitliche Güter verheißt, der drohend die Tödtung der Feinde fordert, ist überhaupt ein ganz anderer als der Gott der Liebe des Neuen Testamentes. Wenn aber die Christen alles dies, dazu auch noch die kindliche Schöpfungsgeschichte etwa allegorisch deuten wollen, so ist das nur ein klägliches Auskunftsmittel der Scham über solche Fabelei, die Allegorie thut der Einfachheit dieser nur als Mythus zu begreifenden Geschichten den thörichtsten Zwang an und wirkt weit widerwärtiger als die Fabeln selbst. Dem entsprechen denn auch die Weissagungen auf Christus, diese können auch auf ganz andere Menschen und Ver-

Digitized by Google

hältnisse passen. Welche Anmaßung ferner, den ganzen Lauf der Welt auf sich zu beziehen, auf dies Fleckchen Land, dies Judäa! Elementarereignisse, wie die große Fluth, dienen dem ganzen All, nicht der Vernichtung sündiger Menschen; Gott kann auch unmöglich, wie aus langem Schlafe erwachend, seinen Geist in diesen abgelegenen Erdenwinkel gesandt haben. Und nun nehme man Christus selbst. Die Jungfrauengeburt ist gar nichts besonders Heiliges, dafür giebt es Analogien auch im heidnischen Mythus. Gott konnte sich nicht kraft seiner Natur in einen Menschen verwandeln, oder er mußte wenigstens einen Scheinleib anziehen; wie konnte er ferner seinen Sohn zu Menschen senden, die ihn bestrafen sollten? Nein, Christus war ein Mensch, er aß und trank, er litt, ohne von Gott unterstützt zu werden, er galt nicht für allwissend, denn sonst hätten sich der Verräther und der Leugner sicher vor ihm gefürchtet: seine Leiden sind prophezeit worden, weil sie geschehen waren, nicht umgekehrt. Christus schöpfte seine Lehre zum Theil aus Platon; er vermochte sich nicht seinen Richtern in seiner Göttlichkeit zu offenbaren, er konnte das Grab nicht allein öffnen: diese Berichte beweisen, daß man ihn nicht als Gott anzusehen hat, er ist todt, also geringer als ein Idol. Auch sonst steht die Ueberlieferung seiner Geschichte auf recht schwachen Füßen; wer war denn bei der Taufe zugegen, wer anders verkündete seine Auferstehung als ein hysterisches Weib? Es ist geradezu „abgeschmackt", daß der Erfolg dieses Mannes, den seine eigenen Jünger verließen, der bei seinem Auftreten soviel Unglauben fand, so groß sein konnte. Uebrigens haben seine späteren Nachfolger ja auch die Widersprüche dieser Geschichte eingesehen und manches in ihrer Ueberlieferung umgemodelt, ja, sie haben zahlreiche Sekten gebildet, ein deutliches Zeichen, daß die Wahrheit nicht bei ihnen ist. Ihr Muth ist auch nicht besonders groß: sie üben aus Angst vor Sokrates' Schicksal ihre Religion heimlich, eine Religion, die man im besten Falle auf eine Stufe mit der des Asklepios und Mithras stellen könnte. Die Christen leben von der Propaganda, und kein größerer Schade könnte sie treffen, als wenn alle Welt sich zu ihnen bekehrte und ihr Seelenfang, der im Unterschiede zu anderen Religionen es auf die Unreinen abgesehen hat, aufhörte. Nein, weder Juden noch Christen nehmen eine Ausnahmestellung in der Welt ein, für die in ihrer Ganzheit Gott sorgt; sie kann nicht, weil die Christen es so wollen, plötzlich ohne die Christen, die ihr Fleisch behalten, in Flammen aufgehen. Man verehre also, nächst Gott, ruhig die anderen Götter, deren Orakel sich oft erfüllt haben, man ehre ihn, indem man ein Lied

Digitized by Google

auf Helios singt; der Christengott hat seinen Bekennern bisher nichts genützt, er würde auch einem christlichen Rom nichts helfen.

Die Stärke dieser bedeutenden Schrift ist ohne Weiteres klar, ebenso wie ihre Schwäche einleuchtet. Eine eindringende historische Kritik ist dem Verfasser trotz seiner mangelnden Anerkennung des Gewordenen unbedingt nachzurühmen, der Versuch, den Gott des Alten Testamentes von dem des Neuen zu trennen, die angestrebte Religionsvergleichung sind sehr scharfsinnig, aber daß auch manches aus Gehässigkeit verzerrt worden ist, liegt auf der Hand. Celsus ist gewissermaßen ein klassischer Gegner des Christenthums; manche seiner Argumente werden, eben weil sie so natürlich sind, auch von den spätesten Feinden des Glaubens wiederholt. Auf seine eigene Epoche hat er natürlich stark gewirkt. Seine Gründe sind von seinen Gesinnungsgenossen mehr als einmal verwendet worden, und namentlich haben die Christen der Folgezeit sich mit seiner Widerlegung befaßt, bis endlich Origenes sein großes Werk, seine umfassende Apologie schrieb. Gewachsen ist dem Celsus freilich keiner seiner Gegner, auch Origenes nicht: die Kardinalfragen berühren sie nicht. Gleichwohl, wenn auch Origenes dem Gegner nicht bis in seine einzelnen gefährlichsten kritischen Gänge folgt, so ist ihm doch hier und da, besonders um der Weitherzigkeit seines Urtheils willen, unsere Sympathie gewiß. Denn wenn er den schneidenden und treffenden Vorwurf der christlichen Sektenbildung mit dem ähnlichen Hinweis auf die griechischen Philosophenschulen beantwortet, so fügt er zu diesem von der Durchschnittsapologie bis zum Ekel gebrauchten Argumente die bedeutende Bemerkung hinzu, daß jede mit Energie verfochtene Lehre sich spalten müsse; kein vernünftiger Mensch dürfe ja auch darum an der Philosophie Anstoß nehmen. Das ist ebenso groß und historisch erhaben gedacht, wie es kritisch richtig bleibt, wenn er die Ableitung der Lehre Christi aus Platon mit der Frage entwaffnet, wie denn wohl der arme Zimmermannssohn platonische Philosophie hätte studiren sollen. Und wieder, für beides, für den kritischen Blick wie für die Größe der Anschauung, zeugt es, daß Origenes, fern von jener absprechenden Sicherheit des sonstigen christlichen Urtheils, wie wir es kennen gelernt haben, über die Aehnlichkeit zwischen Platon und der Bibel sich nicht abschließend auszusprechen ehrlich genug ist und uns sein Schwanken in dieser brennenden Frage deutlich zwischen den Zeilen lesen läßt. Er findet dann aber den guten Ausweg, die Sprüche der Bibel in ihrer Schönheit den platonischen gegenüberzustellen. Nichts aber ist bei diesem bedeutenden, für die

Digitized by Google

Bildung seiner Zeit erwärmten Manne liebenswerther als die Betonung des Werthes, den die ungebildeten kleinen Leute vor den klugen Philosophen besäßen. Obwohl selbst Esoteriker, stellt er sich doch hier ganz auf die Seite jener, und auch einem Platon will er Epiktet vorziehen, weil dieser auf die Menschen bessernd gewirkt habe.

Von weiteren Angriffen der Griechen auf die Christen, von dem heftigen Ausfall des Redners Aristides, ziemlich der einzigen interessanten Stelle in seinen öden Prunkreden, wollen wir schweigen, weil sie zumeist nur die alten Vorwürfe: Unbildung, Gottlosigkeit, Weltfremdheit und Aehnliches wiederholen. Wir haben bisher in diesem Kampfe beobachten können, wie die einzelnen Argumente oft hin- und hergeschoben werden. Die Christen bedienen sich der heidnischen Skepsis, diese wird wieder auf sie angewandt: erhebend ist das gerade nicht. Der Kampf wird von Griechen gegen Griechen geführt, aber die Christen nennen ihre Gegner nur Hellenen: da ist trotz aller Konzessionen noch der alte Rassenhaß der Juden zu spüren. Man ficht zumeist, wie wir gesehen, in ziemlich akademischer Weise; es ist deshalb eine Erfrischung, wenn diese Atmosphäre, voll Dunst der Dialektik, einmal durchbrochen wird von den Blitzen der persönlichsten Leidenschaft, wenn inmitten der studirten Griechen der wuchtige Römer seine Stimme erhebt.

So packt uns denn auch Tertullian ganz anders als die meisten Griechen, wie später uns Augustin ergreift. Er hat manche Gedanken der griechischen Vorgänger übernommen, weiß sie aber so hin- und herzuwenden, daß sie jegliche Beleuchtung erhalten. Justin hatte ausgeführt, der bloße Name dürfe den Christen nicht schaden, Tertullian sagt, schon der Name schade einem guten Rufe. Er ist gut, der Gaius Seius, leider aber ein Christ. Warum ist er nicht lieber gut, weil ein Christ, oder Christ, weil gut? Man muß doch Verborgenes aus Bekanntem erschließen, nicht aus Unerkanntem Bekanntes vorher verurtheilen. Andere, die nichts als Lumpen vorher waren, sieht man plötzlich anständig werden und erfährt dann, daß sie Christen seien. Viele haben sich über ihre Angehörigen, die nichts als Lumpen vorher waren, nun erst recht geärgert. — Hatten die griechischen Apologeten über die gehämmerten Götzenbilder gehöhnt, so knirscht Tertullian grimmig hervor: Ihr behandelt das Metall zu euren Götzen so schlecht wie uns, das tröstet. Aber größer als alles dies ist sein Urtheil über Roms Vergangenheit, überhaupt seine Stellung zum Staate. Die griechischen Apologeten heben hervor, daß es seit dem Christenthum mit Rom besser geworden

Digitized by Google

wäre, sie betonen in stoischem Sinne, daß die christliche Lehre dem Staate nütze. Der markige Römer führt dies in eigenem Geiste aus, indem er einen energischen Strich durch Roms Vorgeschichte macht. Nichts davon, daß Rom seine Größe der Frömmigkeit danke. Diese simpeln Feld-, Wald- und Wiesengötter haben doch Rom nicht gehoben. Seine Größe stammt ja von seiner Irreligiosität, den ewigen Kriegen, Städtezerstörungen, d. h. seinem Frevel: „jedes römische Siegeszeichen ist ein Schandmal." Gott ist's, der die Reiche hebt und stürzt. Die Römer sind irreligiös, wenn sie Cäsar höher als Jupiter verehren, wir sind religiös, wenn wir nicht für das Heil des Kaisers opfern. Er ist unser Feind, wir schwören nicht bei seinem Genius, aber wir beten für ihn; tödtet uns beim Gebete für ihn! Unsere Staatsfeindschaft ist, daß wir dem Kaiser andere Ehren darbringen; wir machen den Staat auch nicht durch Opfer zur Garküche. — Berühmt ist dann sein Wort an die, welche damals schon jedes Unglück daheim den Christen zuschoben: „Steigt der Tiber bis zu den Mauern, schwillt der Nil nicht, wenn der Himmel still steht, die Erde sich bewegt, wenn Hunger naht, wenn Seuche, gleich gellt's: die Christen vor den Löwen! Ich bitte euch, welche Schäden haben doch schon vor Tiberius, d. h. vor Christi Ankunft, Staat und Städte betroffen!" So fliegt denn hier in gedrängter Zahl ein spitzer Pfeil nach dem anderen in den Haufen der Feinde, eine gehäufte Reihe von kraftvollen Sentenzen steht vor uns da, sie gipfeln in dem wundervollen Satze, daß die Menschenseele schon von Natur aus Christin sei, und in dem markigen Rufe: nicht die Geburt, sondern die Entwicklung schafft Christen.

Je schwerere Zeiten nun Rom vom dritten Jahrhundert ab durchzumachen hat, desto lauter bezeichnet die heidnische Volksstimme die Christen als die Urheber des Elends. Das Argument von Roms Kräftigung durch das Christenthum versagt nun zwar für den Augenblick, desto deutlicher aber sieht der Apologet die alten Prophezeiungen der Apokalypsen und der Sibyllen in Erfüllung gehen. Er hat die stärkste Empfindung davon, daß des Staates Greisenalter da sei. Cyprian erzählt mit Schaudern, schon würden Kinder mit grauem Haare geboren, Laktanz, der ganz in Weissagungen lebt, sieht dem Greisenalter Roms schon den Untergang folgen, Cyrill Roms Größe dem Ende nahe. Aber die Inkonsequenz des Menschengemüthes zeigt sich auch hier. Sobald es wieder ein wenig besser geht, wird auf's Neue der alte Satz hervorgeholt, nun werde Rom durch das Christenthum ewig, dem durch die ganze Entwicklung des Staates,

Digitized by Google

durch die Bezwingung der Welt der Weg gebahnt worden sei. Selbst bei Augustin, der doch seine ganze Hoffnung auf den Staat Gottes setzt, regt sich zuweilen noch der Römerstolz, und dieser Konflikt des Christen und des natürlichen Menschen hat etwas Ergreifendes.

* * *

Unterdessen schien sich nun das Heidenthum neu durch positive Kräfte gestärkt zu haben. Man erkennt jetzt immer mehr, daß Irreligiosität die Zeit des zweiten und dritten Jahrhunderts durchaus nicht charakterisirt. Die Menge der Kulte, der brünstige Glaube an Mithras und Asklepios zeigen, wie innig man sich nach Befreiung der Seele vom Elend dieser Erde sehnte. Philosophie und Religion vereinigen sich in der Theosophie der Neuplatoniker. Aber selbst in dem Enthusiasmus dieser sich nach völliger Vereinigung mit der Gottheit sehnenden Sekte ist noch soviel griechisches Erdenbewußtsein, daß mit den Christen ein wirklicher Pakt nicht zu Stande kommen kann. Freilich sind die Neuplatoniker die vornehmsten, die edelsten Feinde der Christen, unter denen ja viele ihren Platon schätzten. Wir erfahren mehrfach, daß das Johannesevangelium einzelnen Vertretern der Sekte großen Eindruck gemacht habe, ja Plotin bekennt, es werde ihm nicht leicht, auf die Christen — er nennt sie Gnostiker — loszuschlagen, da er Freunde unter ihnen zähle. Aber demselben Plotin, der die ganze Welt mit Göttern erfüllt sah, kann es nimmermehr gefallen, daß die Christen allein ihre Seele für unsterblich halten, wo doch der Himmel und die Gestirne soviel schöner und reiner seien. Wie könne man ferner glauben, besser als die Götter, als der Himmel zu werden! Die Christen lehren, der Blick zum Himmel genüge; das schafft nichts Gutes, wenn man nicht weiß, wie man aufblicken solle, denn auch ein Böser kann den Blick zum Himmel richten. Die Verachtung der Welt und der Erde und des Leibes bewirkt noch lange keine Uebung in der Tugend, vollends ist die neue Erde, nach der die Christen ziehen wollen, ein Unding.

Tieferen Eindruck machte der Neuplatoniker Porphyrios, man hielt ihn gleich Celsus für gefährlich genug, um ihn noch Jahrhunderte hindurch zu bekämpfen. Freilich wird nun auch von christlichen Apologeten dieser Streit mit einer gewissen Hochachtung für den Gegner durchgeführt. Denn Porphyrios war ein durchaus ehrlicher Mann. Er leugnete nicht, daß Christus die andern Götter bei den Menschen verdrängt habe, er scheut sich auch nicht, christliche Fälschungen, Orakelsprüche, in denen Apollo den Sieg des Christen-

Digitized by Google

thums beklagt, anzuführen, er bedauert endlich, daß ein Mann wie Origenes sich dem „Barbarenthum" zugewendet habe. Aber trotzdem ist er kein überragender Geist gewesen. Seine Gegenargumente sind nicht neu, sie zeigen nur, woran im letzten Grunde das Heidenthum immer wieder Anstoß nahm. Porphyrios' heftigste Vorwürfe bleiben, daß die Christen die väterlichen Sitten verlassen, daß sie diese Welt so geringschätzen, daß sie einen todten, schimpflich gerichteten Gott verehren. Ebenso wenig besitzt seine Apologie des Bilderdienstes den Werth der Selbständigkeit; denn daß die Bilder selbst nicht verehrt würden, hatten die Heiden immer wieder betont, und Porphyrios hat diesen Satz nur mit etwas Theosophie verbrämt. Aber er war wie die Neuplatoniker ein sehr frommer Mann, mit seinem Apparat von Orakelsprüchen, die die Christen Ursache hatten, nicht für gefälscht zu erklären, mit seiner Abneigung gegen blutige Opfer, seinem Glauben an alle möglichen göttlichen Gestalten, seiner Askese konnte man ihn für einen Reformator des Heidenthums, dessen Reinigung er auch wirklich anstrebte, halten: das schuf eine gewisse Gefahr.

Mit anderen, viel schärferen Waffen hat ein Ungenannter, den man seit langem wohl fälschlich mit Porphyrios identifizirt hat, das Christenthum in dieser Epoche bekämpft, ein Autor, der ähnlich wie Celsus durch eine christliche Streitschrift, die man vor 36 Jahren gefunden, erhalten worden ist. Er geht wieder auf den Bahnen des Celsus, er greift die christliche Ueberlieferung an. Der Christ, der ihn ausschreibt und widerlegt, ist da zumeist ganz wehrlos, ja einmal behauptet er lächerlicher Weise, die Menschen wären durch die Zeichen bei Christi Tod ganz konfus geworden, und daher lauteten die Berichte über das Ereigniß auch widersprechend! Neben den widersinnigen Erzählungen z. B. auch von der Sauheerde, tadelt der Heide besonders die christliche Lehre. Die Armen sollen unbesehen selig werden, sie können also frisch darauflos sündigen; wenn die Welt vergehen soll, um besser zu werden, so ist sie vorher wohl kaum richtig geschaffen; wenn das Ende dann kommen soll, sobald das Evangelium überall ist, so bleibts wunderbar, daß die Welt noch nicht aufgehört hat, wo doch das Evangelium gesiegt hat; wenn aber das All zu Grunde geht, so kann es keine Auferstehung geben. Eine besondere Abneigung hat der Autor gegen den Apostel Paulus, den er gar nicht versteht; er hält ihn für ein zweideutiges Wesen, das nicht Jude noch Römer sei, nach schlechtem Gewinn strebe, endlich mit dem Gesetz und Evangelium heillose Konfusion anrichte. Es ist ein interessanter Mann, mit dem wir es hier zu thun haben, überschätzen aber dürfen wir ihn gleich-

Digitized by Google

wohl nicht, weil auch er Vieles aus früherer Beweisführung wiederholt, Dinge, die wir hier füglich übergehen können.

Eine gleich kühle Betrachtung verlangt die eigenthümliche Gestalt Julians des Apostaten. Wir haben von seinen Büchern gegen die Christen oder die „Galiläer", wie er mit affektirtem Anachronismus sagte, durch die Widerlegungsschriften seiner Gegner genug erhalten, um zu sehen, daß er kein origineller Geist war, daß ihn nur die Macht, mit der er seine Ideen, darunter besonders die Ausschließung der Christen von den Lehrstühlen, durchführen konnte, gefährlich machte. Sonst ist er nur ein Nachtreter des Celsus, mit ihm hebt er den Unterschied des Gottes im Alten und Neuen Testamente hervor, tadelt er Gottes menschliche Gefühle und sieht er überhaupt in allen diesen Erzählungen Mythus. Und so findet sich noch vieles Andere ohne Originalitätswerth. Worin er aber weiter als andere Feinde des Christenthums ging, das ist seine Gegenüberstellung der ursprünglichen Lehre Christi und der letzten Entwicklung, die diese genommen. Ebenso schneidend wie treffend rückt er den Christen vor, daß ihre Glaubenswuth einem Christus, einem Paulus sehr fern läge, daß ferner dieselben sich nichts hätten träumen lassen von dieser Menge der Heiligengräber und -Denkmäler; auch weiß er sehr wohl, daß die alte Sitte der Christen schon dahin ist: „Die Gottlosigkeit", ruft er, „haben die Christen von den Juden, das schlechte Leben von uns." Die ihn widerlegenden Christen greifen, wenn sie sich nicht auf den gewundensten Pfaden der Schrifterklärung bewegen, meist zur Waffe der sittlichen Entrüstung, geben auch wohl eine gehässige Personalbeschreibung des Kaisers und freuen sich nicht wenig, daß ihn endlich Gottes Arm erreicht habe. Widerlegen ließen sich ja auch Julian und seine Vorgänger ebenso wenig wie es diesen gelingen konnte, das Wesen des Christenthums zu widerlegen. Diese Schlachten auf dem Papiere haben überhaupt weder der einen Sache genützt noch der anderen geschadet; in einem Jahrhunderte langen literarischen Kampf kehren, wie das auch sonst in kleinerem Maßstabe zu geschehen pflegt, auf beiden Seiten immer dieselben Argumente wieder, und eben dieselben sind auch in neueren Zeiten, wenn Skepsis und Glaube auf einander trafen, immer wieder reproduzirt worden. Reden und Schriften, überhaupt das Denken haben einen sehr geringen Werth, wo es sich um elementare Entwicklungen handelt.

Aber doch muß auch die kühlste Betrachtung des langen und wenig fruchtbaren literarischen Kampfes zwischen Christen und Heiden zugeben, daß die Kraft wirklicher Persönlichkeit nur im christlichen

Digitized by Google

Lager blüht. Was an Argumenten gegen das Christenthum aufgebracht werden kann, das hat das Griechenthum gefunden, aber vergeblich suchen wir selbst bei einem Celsus nach Sätzen von so ewiger Prägnanz wie sie bei Tertullian stehen. Ueberhaupt steht Celsus so ziemlich als einziger imponirender Christenfeind da, alle Anderen sind nur seine Schüler, sind nicht wirklich selbständig. Die Christen aber stellen dem einen Feind und seiner Schule eine ganze Anzahl großer Individuen entgegen. Mit der kurzen Betrachtung zweier christlicher Persönlichkeiten wollen wir denn unsere Ausführungen schließen, mit Eusebios und Augustin.

Wir haben oben bemerkt, daß die Idee wirklich wissenschaftlichen Denkens im späteren Alterthum fast verloren gegangen war, daß höchstens noch ein Rest davon im Wiederaufleben der Mathematik zu spüren ist. Aber Eusebios ist noch ein wirklicher Gelehrter, wofern man nur den Gelehrten nach dem schätzt, was er will und nicht nur nach dem Geleisteten. Euseb hat viele Fehler begangen, er hat massenhaft kompilirt, hat sich von Schwindelliteratur täuschen lassen, aber seine „Evangelische Einführung" ist doch die großartigste Apologie des alten Christenthums, die wir kennen, sie steht an wissenschaftlichem Werthe hoch über allen anderen Apologien da. Er will beweisen, warum sich die Christen von Heiden und Juden getrennt. Es ist das Anfangsthema der Apologetik überhaupt; Eusebios hat es aber nicht so aphoristisch wie Aristides u. A., sondern mit einem gewaltigen Quellenmaterial, mit einer weitschauenden Uebersicht über alle Religionen behandelt. Wenn Porphyrios sich auf die Orakelfrömmigkeit der Heiden berief, so zeigt Euseb mit einem geradezu erdrückenden Quellenmaterial, wie skeptisch die Heiden selbst über ihre Orakel urtheilten, wie sehr dies Wesen nur ein Scheinleben friste. Ist es seinen sonstigen apologetischen Genossen einfach Axiom, daß die Heidengötter Dämonen seien, so sucht er auch hier den wirklichen Beweis anzutreten, indem er die Opfergebräuche betrachtet und seine Gegner in Widersprüche verwickelt. Er ist ebenso wie Origenes durchaus nicht sicher, daß Platon die Bibel benutzt hat, er ignorirt diese Lehre zwar nicht, glaubt aber doch, Gott habe den Philosophen der Erkenntniß gewürdigt. War es endlich Apologetentaktik, den Feind mit seinen eigenen Mitteln zu schlagen, so hat Euseb diese Waffe zur höchsten Vollendung zu entwickeln verstanden. Denn er stellt den Heiden immer gerade die aus ihrer Mitte entgegen, die am treffendsten deren eigene Sätze widerlegen. Seine Belesenheit wie sein Urtheil ist hier gleich groß; allein durch ihn haben wir Kunde

Digitized by Google

von bedeutenden heidnischen Autoren erhalten, die sonst für uns verschollen wären. Das ist kein Zufall, sondern ein Charakteristikum.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß, je schwächer das Heidenthum wird, desto größeren Umfang die christlichen Streitschriften annehmen. Die erste uns bekannte Apologie, so recht in der heidnischen Sünden Maienblüthe geschrieben, ist ein dünnes Heft, Eusebios' „Einführung" und Augustins „Gottesstaat" sind dicke Bände. Es liegt dies nur zum Theil daran, daß die Entwicklung dieser ganzen Literatur auch den Stoff außerordentlich gehäuft hatte, mehr aber vielleicht daran, daß man die Heiden, deren Kraft stark erlahmt, auf jede Weise gewinnen will, sie nicht mehr nur zu bekämpfen braucht, denn auch der Ton der Heiden, von denen im vierten Jahrhundert auch nach Julian noch mancher zur Feder gegriffen hat, wird mit der Zeit müde: „wir bitten nur", heißt es in einer solchen Schrift, „wir streiten schon nicht mehr." Aber immer wieder bricht bei ihnen, sobald ein öffentliches Unglück geschieht, das Gefühl sich Bahn: seht ihr, das ist die Folge davon, daß ihr die Götter verlassen habt! Namentlich war dies der Fall nach der Plünderung Roms durch die Gothen im Jahre 410. Diese Vorhaltungen der Heiden haben dem Augustin die Feder in die Hand gedrückt zu seinem großen Werke: Vom Staate Gottes.

Auch hier herrscht natürlich die allgewaltige Tradition, Anschauungen Tertullians über das Sündenelend der republikanischen Vorgeschichte Roms und Sätze Senecas über das Leid des Guten, das Glück des Bösen werden reproduzirt oder weiter ausgesponnen. Aber der erhabene Standpunkt, den Augustin einnimmt, läßt ihn doch immer wieder neue Positionen entdecken. Auch die Guten, sagt er, haben ihre Schuldigkeit nicht voll gethan, auch sie lieben das zeitliche Leben, also tragen sie zeitliche Strafen; freilich bedeutet das nicht viel für sie, denn zeitlicher Güter Verlust ist für sie keine wirkliche Strafe. So sehr er ferner nach bekanntem Muster in der ruhmreichen Geschichte Roms eitel Räuberei erkennen will, so sehr er die Gläubigen auf den Gottesstaat hinweist, so wenig kann er leugnen, daß auch das Römerreich von Gott stamme. Gott hat es Guten und Bösen gegeben, einem Vespasian und Domitian, einem Konstantin und Julian. Die Einzelgründe sind nicht deshalb ungerecht, weil wir sie nicht kennen. Darum vermag denn der große Kirchenlehrer auch nicht ganz den patriotischen Römerstolz zu bändigen, da er der schweren Niederlage des Radagais gedenkt, und wenn er seine Landsleute auffruft, die szenischen Spiele und den Götterdienst aufzugeben, so spricht er vor

Digitized by Google

dem „Volke des Regulus, Scävola, der Scipionen und des Fabricius Worte voll flammender Vaterlandsliebe: eine Inkonsequenz, die ihn ehrt. Fast überall ist er groß, weil sein Blick weiter reicht als der seiner Mitstreiter, weil er ganz andere Perspektiven zu eröffnen weiß. Den alten Spott der Heiden über die Schöpfungstage, über die 6000 Jahre seit Erschaffung der Welt weist er zurück mit dem vernünftigen Grunde, daß die Einzelheiten der Schöpfung sich unserem Verständnisse entzögen und mit dem erhabenen Satze, daß auch 6000 mal 6000 Jahre kurz gegen die Ewigkeit seien. Augustin hat denn auch mit gleicher Sicherheit wie Eusеb die richtige Position Platon gegenüber gefunden. Auch ihm ist die Benutzung der Juden durch den Athener durchaus keine einwandsfreie Thatsache, er glaubt, Platon könne auch aus der Betrachtung der Welt Gottes Wesen erkannt haben und findet, Platon und Porphyrios hätten im Austausche ihrer Lehren wohl Christen werden können. Und endlich, wo er über die wunderbaren letzten Dinge spricht, weist er allen Zweifel an ihrer natürlichen Möglichkeit zurück durch das prachtvolle Wort: Ein Wunder ist nicht gegen die Natur, sondern nur gegen die uns bekannte Natur.

So haben denn in Eusebios und Augustin Hellenismus und Romanismus noch einmal mächtige Triumphe gefeiert, und würdig schließen diese beiden Männer, weil sie ihr Wissen und Können nur auf eine Idee bezogen, die ausgehende antike Literatur. Unsere Betrachtung ist hier am Ende, denn die Begriffsstreitigkeiten zwischen den Christen und Neuplatonikern, sowie einige andere Ausläufer der Apologetik, die sich bis ins byzantinische Mittelalter hinein fortsetzten, können uns hier nicht mehr beschäftigen; auch bringen sie wenig Neues. Eine wirkliche Geschichte der altchristlichen Apologetik auf breitester Grundlage ist noch nicht geschrieben; geradezu lächerlich nehmen sich einzelne preisgekrönte Arbeiten katholischer Priester über den Gegenstand aus. Diese Geschichte muß aber einmal in Erscheinung treten, denn sie kann ein großes Stück der Kulturgeschichte schaffen. Ausgehend von genauester Kunde der griechischen Philosophie, ihrer Strömungen, ihrer Persönlichkeiten wird sie uns im Einzelnen zeigen, wie die Christen sich mit diesen Ideen abfanden, sie bekämpften, benutzten, weiter entwickelten, wird sie uns die eingreifende Kraft großer Persönlichkeiten vor Augen stellen. Sie wird den großen Zwiespalt, der durch das Christenthum ging, nicht verkennen: den Haß gegen die Philosophie und doch das Bestreben zu philosophiren, die lange Abneigung gegen die äußere Schönheit der Form und das stete heimliche Streben nach Eleganz, die Ab-

Digitized by Google

lehnung der heidnischen Allegorie und die eigene allegorische Schrift-erklärung, die Scheu, Gottes Geheimnisse zu erforschen und dabei die sophistische Auslegung und Vertheidigung der Bibelstellen, die Bewunderung der Schönheit der Schöpfung und doch die Neigung, dem Irdischen abzusterben, den Haß gegen Rom und wieder den Patriotismus. Und wenn diese Gegensätze ihre psychologische und geschichtliche Erklärung gefunden haben, wird die Forschung doch wieder beim Ignorabimus stehen bleiben; denn die Apologetik hat das Heidenthum nicht bezwungen, die Literatur ist nur ein Symptom der Entwicklung, nicht ihre wirkende Ursache, der Sieg des Christen-thums hat tiefere, dunklere Gründe.

Digitized by Google

Ein Freund Bismarcks.

Von

Hermann Oncken.

Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene Taube von der Issen. 2 Bde. V, 655 u. 692 Seiten. Berlin, Georg Reimer 1902.

Der Name des Grafen Alexander Keyserling ist einem größeren deutschen Publikum zumeist wohl nur im Zusammenhange mit dem Leben Bismarcks bekannt geworden. Schon um den Großen zu verstehen, drängt es die Deutschen, auch Diejenigen aufzusuchen, die ihm persönlich nahe gestanden haben: sie Alle trifft ein Strahl des Glanzes, der von einer großen Persönlichkeit ausgeht. Diesen baltischen Edelmann aber hat Bismarck selbst als seinen ältesten und intimsten Freund bezeichnet. Und die dauerhafteste Beziehung in Bismarcks Leben war diese Freundschaft ohne Zweifel, denn schon in der Studienzeit, im Jahre 1833, setzte sie ein, und nach dem Sturze des Kanzlers war Keyserling einer der Ersten, der, selber an der Grenze des Lebens angelangt, zu einem längeren Besuch nach Friedrichsruh eilte. Vor Allem aber war dieser Mann einer der Freunde, bei denen man begreift, daß sie Bismarck wirklich haben nahe stehen können. Fehlte es doch in seiner Umgebung nicht an Leuten, die nur mit erborgtem Lichte leuchteten und rasch unsichtbar wurden, als jenes nicht mehr auf sie fiel, all die Kleinen, die ein großer Wille um sich haben muß und mit der eigenen Wucht noch mehr herunterdrückt. Um so mehr begrüßt man dann Jemanden, der mit eigenem Lichte und in der eigenen Bahn sich behauptet. So steht es mit Keyserling. Er war selber eine Persönlichkeit, aus festem und klangvollem Metall gegossen, und um seiner selber willen verdient er, daß er gekannt werde. Er war mehr als ein Freund Bismarcks, aber eben darum in einem höheren Sinne dieses Ehrentitels erst würdig.

Digitized by Google

Die vorliegende Briefsammlung mit ihren fast 1000 Briefen ist unbedingt eine der wohlthuendsten Veröffentlichungen dieser Art. In diesen beiden Bänden weht die Luft, die nur auf den Höhen des Geistes zu spüren ist, und doch wandelt man in ihr ohne Beschwerde. Schon der jugendliche Keyserling hat eines der Geheimnisse eines vortrefflichen Schriftstellers erkannt, wenn er schreibt: „Eine gute Beschreibung muß bei aller Genauigkeit nicht das Gepräge der Mühseligkeit an sich tragen, eine Klippe, die meinem Naturell gefährlich ist, die durch Anordnung des Stoffes und Ueberdenken der Ausdrucksform zu vermeiden ist. Es muß darin ein freies, fröhliches Betrachten durchschimmern, das den ruhigen Ernst des Schriftstellers, aber nicht seine Langeweile durchscheinen läßt.“ Und so tritt er auch in diesen Briefen niemals im Staube des gelehrten Arbeitskittels oder in dem trivialen Gewande der Alltäglichkeit vor sein Publikum, sondern er bewegt sich frei und sicher wie der wahrhaft Besitzende. Neben dem vielen Aermlichen und Mittelmäßigen, das ein gutgemeinter Familiensinn in ähnlichen Briefpublikationen auf den Markt wirft, haben wir hier starkes und eigenes Leben; gegenüber dem Vielen, das im „Fache“ aufgeht und darum nur den „Fachmann“ wieder befriedigen kann, muthet es hier einen an, als ob man unter den allseitigen Menschen der Renaissance lebte, die ohne zu dilettiren, in Wissenschaft und Kunst, in Haus und Beruf und Staat, überhaupt in einer tiefen und selbständigen Gedankenwelt eine wahrhafte Persönlichkeit ausleben.

Solche Leute sind in Deutschland selten genug. Einer war der vor einem Jahre heimgegangene Bremer Senator und Bürgermeister Otto Gildemeister, der Politiker und Geschäftsmann, Journalist und Essayist war, zugleich der unübertreffliche Uebersetzer von Shakspeare und Byron, von Dante und Ariost und eigentlich in Allem aus der einen Wurzel seines Seins herauswirkte. In England findet man diese Verknüpfung der Thätigkeit im öffentlichen Leben mit der Bewegung oberhalb des allgemeinen geistigen Bildungsniveaus häufiger als bei uns. Kommt es etwa, weil dort die geistige Elite die politische Herrschaft in der Hand hätte? Oder nicht vielmehr darum, weil die politisch herrschende Klasse seit Generationen in traditionellem Bunde mit der nationalen Bildung steht? Vielleicht sind es verwandte Zusammenhänge, in denen auch der Bremer Patrizier und der Sohn des baltischen Herrengeschlechtes, beide Glieder der in ihrem Kreise politisch herrschenden Kaste, zu den Höhen einer unbefangenen und weiten Bildung hinaufgestiegen sind.

Digitized by Google

Von vielen Seiten her mag man an den Reichthum der nicht zu erschöpfenden Anregung, den die Keyserlingschen Briefe bieten, herantreten, um jedes Mal innerlich bereichert von diesem Werke zu scheiden. Die meisten Leser wird der Mensch an sich anziehen, mit der Wärme und der Gerechtigkeit des Gemüthes, der unermüdlichen Selbsterziehung durch ein langes Leben hindurch, der Abneigung gegen alles Unwahre und Unschöne, dem Drang in die Tiefe und dem Blick in die Weite: Objektivität im weitesten Umfange des Erkennens geübt und zugleich zum Gesetz der eigenen Lebensführung geworden, aber überall von einer Liebenswürdigkeit des Herzens verschönt, Alles so sicher in sich selbst ruhend, daß man fragen möchte, wo denn die Schranken dieses Wesens lagen. Aber nicht über das rein Menschliche möchten wir hier sprechen, denn es spricht besser für sich selber. Nur einige wenige Fäden möchten wir aus dieser Individualität aufgreifen, aber vielleicht gelingt es, diejenigen zu fassen, die in ihr Zentrum führen. Suchen wir die Voraussetzungen auch für die Entwicklung des Einzelindividuums in seiner besonderen Eigenschaft als ζῶον πολιτικόν, als Glied eines politischen Gemeinwesens zu erkennen. Von hier aus wird man auch den Freund Bismarcks am ehesten verstehen.

* * *

Der Vater Alexander Keyserlings war sujet mixte, in Kurland ansässig und zugleich Majoratsherr in Ostpreußen. Ueber den ganzen Osten, soweit das Kolonisationsgebiet der deutschen Ritter reichte, erstreckten sich die verwandtschaftlichen Beziehungen der Familie; eine Welt von Standesgenossen, die damals als Alexander, in demselben Jahre wie Bismarck, geboren ward, noch enger über die nationalen Scheidewände hinüber zusammenhielt, als es heute möglich ist. Durch die Familie ging ein starker Zug von Werthschätzung alles Geistigen; Männer, wie der liebenswürdige Freund Friedrichs des Großen, „Césarion", stehen nicht allein; ein Anderer war russischer Diplomat und Präsident der Petersburger Akademie. Und dessen Sohn wieder war ein Freund Kants; Kant ist auf dem ostpreußischen Gute Hauslehrer gewesen und in dauernder Verbindung mit der Familie geblieben; daß der Geist seiner Philosophie hier von einer Generation zur andern das Salz des Lebens blieb, zeigen diese Briefe.

Zu einer wissenschaftlichen Laufbahn entschloß sich auch Alexander, einer der jüngsten Söhne des kinderreichen Hauses. Seit

Digitized by Google

1833 studirte er in Berlin, zuerst Jurisprudenz, in Wahrheit bald von seiner Lieblingsneigung zu den Naturwissenschaften geführt, um ihr Studium zu seinem Lebensberufe zu machen. In diesem Jahre schloß er die Freundschaft mit Otto v. Bismarck; der war auch ein Student dem Namen nach, ein anderer freilich als Keyserling, und lebte, nach seinen fröhlichen Göttinger Semestern auch jetzt noch von Examenssorgen ungestört, seiner allgemeinen geistigen Entwicklung auf eigene Faust. Sicher und energisch ging der junge Gelehrte seinen Weg; im Herbst 1835 unternahm er mit seinem Freunde Blasius eine geographisch-geognostische Reise in die Karpathen; gemeinschaftlich mit demselben konnte er 1839 den ersten Band eines Werkes über die Wirbelthiere Europas herausgeben, das durch die hier zuerst angewandte antithetische Methode der Klassifikation ausgezeichnet ist. Alsdann nach Rußland zurückgekehrt, unternahm er in den nächsten Jahren mehrere wissenschaftliche, namentlich geologische Reisen im russischen Reiche, im Ural- und im Petschoragebiet, hauptsächlich in Gemeinschaft mit dem Engländer Murchison und dem Franzosen Verneuil. Mit Anerkennung begann er sich in der europäischen Republik gelehrter Leute zu bewegen; schon als Jüngling schrieb er: „Gemeinsamkeit in Forschungen verschafft einen Genuß, den ich allen Anderen wenigstens zur Seite stelle; und in dem Umfange, wie er mir zu Theil geworden ist, kann er nur in Naturwissenschaften stattfinden, wo das mannigfache sinnliche Material die selten gleichartigen Ideen der Individuen ganz zusammenhält, um sie nicht auseinanderfallen zu lassen". Ein Leopold v. Buch und Alexander v. Humboldt Rußlands zu werden, das mochte in seinen Aussichten und Fähigkeiten liegen, denn gleich jenen spannte sich sein naturwissenschaftliches Interesse über alle Gebiete. Aber das 1845 veröffentlichte Petschorawerk, der Schlußstein der ersten geologischen Erforschung Rußlands, blieb seine letzte größere wissenschaftliche Leistung.

Denn inzwischen (1844) hatte er sich mit einer Tochter des allmächtigen russischen Finanzministers Grafen Cancrin vermählt. Größere Aussichten im russischen Staatsdienste schwanden anscheinend bei dem bald darauf erfolgten Tode des Ministers; auch eine Hofstellung bei der bedeutenden und liebenswürdigen Großfürstin Helene, in deren geistig angeregtem Kreise er mit Befriedigung seine Stätte fand, konnte für ihn nicht von Dauer sein. Er sah sich schließlich vor die Wahl gestellt, entweder in der Hauptsache die Bewirthschaftung der Güter in Esthland und Livland, die seine junge Frau ihm mit-

Digitized by Google

gebracht hatte, selbst zu übernehmen, oder fernerhin ausschließlich der Wissenschaft zu leben. Mit schwerem Herzen entschied er sich für das Erste, nach einem Jahrzehnt hingebender wissenschaftlicher Arbeit wurde er esthnischer Rittergutsbesitzer. Aber selbst wenn er nicht fortgefahren hätte, seine Lieblingsneigungen nebenbei zu pflegen, wäre er noch kein Landjunker geworden; die Leitung des landwirthschaftlichen Betriebes gehörte für ihn zu den Dingen, die er mit Pflichttreue, bald auch mit Erfolg, aber doch immer in zweiter Reihe betrieb; als Herr von Raikül in Esthland aber war er in erster Reihe ein politisches Individuum geworden und in eine für ihn neue Sphäre der Thätigkeit eingetreten.

Die Verfassung Esthlands beruhte auf den Prinzipien des Ehrenpflichtdienstes und des freiwilligen Gehorsams. Das Land wurde von der deutschen Ritterschaft, in die Keyserling aufgenommen wurde, verwaltet; ihr war vom Staate die alleinige Verfügung über die Grundsteuer überlassen worden. Auf ihren Landtagen verhandelte die Ritterschaft über die Landesangelegenheiten in freiester Weise und besetzte durch freie Wahl, ohne Bestätigung der Regierung, fast alle Posten des Landes, von den niederen Polizeiposten bis zu den höchsten Justizposten hinauf. Mit geringfügigen Ausnahmen waren alle Aemter Ehrenämter und ihre Annahme obligatorisch: also keine Bureaukratie, Alles nur Selbstverwaltung in der Hand der herrschenden, ihrerseits an den Grundbesitz gebundenen Kaste. Von tiefer Abneigung gegen alles bezahlte Beamtenthum und allen zentralisirenden Druck des Staates blieb Keyserling immer erfüllt. Man weiß, daß auch der junge Bismarck in seinen Entwicklungsjahren von ähnlichen Stimmungen zeitweilig auf die Oppositionsseite getrieben ward. Und wenn man den Liberalismus des ostpreußischen Adels seit den dreißiger Jahren auf seine Wurzeln untersucht, wird man erkennen, daß sie in diesen ständischen Gegensätzen gegen Krone und Bureaukratie liegen, nicht aber in den damals von Westeuropa kommenden bürgerlich-konstitutionellen Doktrinen; der „Liberalismus" der Auerswaldt und Saucken war historischen Ursprungs, wenngleich er sich an den neuen Ideen nährte und hier und da von ihnen fortgerissen ward.

An der Spitze der esthländischen Verwaltung stand der Ritterschaftshauptmann, der die Beziehungen zur russischen Staatsregierung vermittelte, auch er unbesoldet, trotz der großen pekuniären Opfer, die das Amt auferlegte. In den Jahren 1856 bis 1862 hat Alexander Keyserling diese Würde unter allgemeinster Anerkennung

Digitized by Google

geführt und seine besten Mannesjahre an die Erhaltung der Landesverfassung gesetzt, ein liberaler Konservativer, um durch Tüchtigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit die Existenz dieses politischen Gebildes gegen die neuen Mächte zu vertheidigen, denen das Jahrhundert gehörte.

Im Allgemeinen hat unser heutiges politisches Denken keine Sympathie übrig für den alten ständischen Staat, wie er sich hier aus früheren Jahrhunderten in reiner Form erhalten hat, und ebensowenig für die soziale und politische Herrschaft einer kleinen Herrenschicht über die Massen des den Acker bebauenden Landvolkes; wie in dem übrigen Europa diese Wirthschaftsformen und die entsprechenden politischen Gestaltungen untergegangen sind, so müssen sie auch hier an dem Rande des Occidentes verschwinden. Ueber die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen urtheilen wir als Deutsche immerhin abweichend, denn der deutsche Adel, neben ihm die deutschen Städter und Pastoren, stellen sowohl dem russischen Zarthum und seiner Reichsbureaukratie als auch dem lettischen und esthnischen Bauernelement gegenüber die überlegene Kultur dar, aus nationalen Gründen wohl werth, daß sie in ihrer Eigenart erhalten bliebe. Freilich hat der Adel der Ostseeprovinzen der fremden Rasse des Landvolkes gegenüber nicht immer die ausgleichende Gerechtigkeit und den Sinn für Reformen gezeigt, wie es Keyserling forderte; vielleicht ist darin, und auch in allem Andern, diese letzte Generation der ständischen Verwaltung diejenige gewesen, die sich von den Sünden der Selbstsucht und Verblendung am freiesten erhielt. Und trotzdem ließ sich diese politisch-soziale Herrscherstellung nicht behaupten, und wenn sie auch mit absoluter Vollkommenheit ausgeübt worden wäre: die weltgeschichtliche Konstellation und alle neuen Ideen warfen sich ihr entgegen.

Die Gefahr war da, wenn die Alles überfluthende nationale Bewegung in Europa verwandte Bestrebungen unter den Russen, und in engeren Grenzen auch unter Letten und Esthen auslöste. Sie kam zugleich von den Tendenzen des geschlossenen Einheitsstaates, die seit mehr als einem Menschenalter das russische Kaiserreich erfaßt haben, wie einst die Monarchie der Bourbonen oder das preußische Königthum. Sie drohte nicht minder, wenn der nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland erschallende Ruf: Freiheit und Land auch in diese Provinzen hinüberschlug, in denen die Leibeigenschaft zwar bereits längst abgeschafft war, aber die Frohn- und Pachtverhältnisse vielfach einer billigen Regelung entbehrten. Und

Digitized by Google

vollends unhaltbar wurde die Stellung, wenn alle jene Tendenzen zusammenflossen und die russische Regierungspolitik bestimmten; das ließ sich von dem Moment an erwarten, wo an den russischen Grenzen der deutsche nationale Staat erwuchs und scheinbar auf den deutschen Ostseeadel eine politische Anziehungskraft ausüben konnte.

Sehr früh hatte Keyserling diese Gefahr erkannt. Er schrieb am 25. März 1848 nach dem Beginn der deutschen Revolution: „Wenn die direkte Wirkung aller dieser Umtriebe uns, wie ich hoffen kann, nicht berühren wird, so müssen wir doch gewisse weitere Folgen nicht wenig befürchten. Der wilde Nationalismus, der überall erwacht, könnte auch unsere Stellung ungünstig machen und jedenfalls sind wir bereits durch eine gewaltige Kluft von dem bisherigen europäischen Staatenverbande abgetrennt." Dem Nationalismus, den er das neunzehnte Jahrhundert erobern sieht, stellt er gern den Rationalismus, d. i. das achtzehnte Jahrhundert mit der Weite seiner Aufklärung und seinem Weltbürgerthum gegenüber. Gerade für den Ostseedeutschen konnte die Frage der Erhaltung seines Volksthums sich nicht auf die nationalen Ideen selber, sondern nur auf die kosmopolitischen Ideen stützen. Immer kehrt diese Empfindung bei Keyserling wieder: „Wir stehen auf einem in den gegenwärtigen Strömungen ungemüthlichen Posten. Die Humanitätsidee zu vertreten, ist unser Fatum inmitten des Nationalitätenschwindels" (1867 April 18) oder: „Das bestialische Nationalitätsprinzip, wogegen die Religionen nur in gewissen Grenzen und in gewissen Zeiten gewirkt haben, wogegen auch die philosophische Aufklärung sich erst recht ohnmächtig erwiesen hat" (1880 Oktober 11).

Es mag auf den ersten Anblick überraschen, daß dieser treue Vertheidiger deutscher Art und deutscher Kultur der nationalen Bewegung, durch die wir selber ein so gutes Stück vorangekommen sind, so abneigend gegenübersteht und gar nicht anders stehen konnte. Aber eben darum ist es nützlich, diese ganzen Dinge, deren Verlauf das politische Leben Keyserlings erfüllt, im Zusammenhange und mit Unbefangenheit durchzudenken. Handelt es sich doch nicht um vereinzelte, sondern um symptomatische Vorgänge, die auch heute noch in allen Reichen ihr Gegenstück finden; nicht nur die russische Centralisirungspolitik gegenüber den Nationen dauert noch fort, auch das Vorgehen der preußischen Regierung in Posen und Westpreußen zeitigt ähnliche Probleme. Wir sehen in der Entwicklung der Nationalitäten eine der stärksten Triebkräfte des neunzehnten Jahrhunderts, wir gehen vielleicht so weit, in ihrer

Digitized by Google

Ausbildung eine der schönsten Blüthen menschlichen Fortschreitens zu erblicken, aber daß sie nicht an sich die höchste menschliche Vollendung darstelle, wie das heiße Blut der reinen Nationalitätspolitiker fordert, wird uns klar, wenn wir in diesem Briefwechsel auf die Kehrseite der Dinge hingewiesen werden. Meistens werden die Völker auf diese Kehrseite erst aufmerksam, wenn ein fremder nationaler Strom reißend ihre alten Kulturstätze umbrandet; aber auch von einem höheren Gesichtspunkt als dem einseitig nationalen ist von Keyserling über diese Fragen viel Treffendes gesagt worden. Freilich was wiegen diese Worte edler Erkenntniß gegen die politischen Nothwendigkeiten, denen die Völker unterstehen, die dem einzelnen Volke in diesem Kampf ums Dasein gar keine Wahl mehr lassen.

So hat sich auch Keyserling viele Mühe gegeben, das Mißtrauen der russischen Regierung zu überwinden. Er schrieb einmal an das vorgeordnete Ministerium in Petersburg: „Bei dem Wahn, als handle es sich darum, zu verhindern, daß die hiesigen deutschen Kulturelemente die Einheit des Reiches lockerten, wage ich nicht zu verweilen. Sollte auch die Natur dieser Elemente, die nie zersetzend, sondern bindend und ordnend gewirkt haben, verkannt werden, ihre handgreifliche physische Schwäche kann nicht so sehr über alles Maß ernstlich überschätzt werden." Nur den Feinden Rußlands sei das Deutschthum in den Ostseeprovinzen — gern wies er auf die große Zahl baltischer Staatsmänner und Generale hin — gefährlich geworden, niemals dem russischen Reiche selber. Der allgemeine Gang der weltgeschichtlichen Konstellation blieb bestimmender für die Regierung als diese unanfechtbaren Vernunftsgründe. Es blieb dabei: „weil die Balten den Nationalpatriotismus der Russen nicht haben können, wird ihnen der Reichs- oder Staatspatriotismus bestritten". (1866 Juli 5.)

Und diese Situation verbesserte sich nach den Ereignissen von 1866 und 1870 nicht: sie wurde im Gegentheil exponirter. Die Gründung des Deutschen Reiches wurde geradezu verderblich für das baltische Deutschthum, das bis dahin als politisch ungefährlich angesehen worden war. Keyserling bemerkt wohl mal: „Im Baltenlande versteht man nicht, wie derselbe Staatsmann an der Spitze des kleinen Preußens kühner eintrat für die im Nystader Frieden garantirte Religionsfreiheit, als er es an der Spitze des großen Deutschen Reiches gethan", oder „Baltenland wird gern geopfert auf dem Altar der Einheit Deutschlands". Bismarck mußte, ebenso wie er es gegenüber der Krone Oesterreich that, auf das Vorsichtigste jeglichen Ver-

Digitized by Google

dacht vermeiden, daß das geeinte Kleindeutschland deutsch-nationale, oder wie heute gesagt wird: pangermanistische Politik fortzusetzen geneigt sein möchte. Weil der Staat mächtiger geworden war, war zugleich seine europäische Stellung angreifbarer; die innerpreußische Politik gab den Nachbarn selbst den Anlaß, auf dem Wege der staatlichen Konsolidation voranzuschreiten: „man zieht für unsere Verhältnisse", schreibt Keyserling, „das Verfahren Preußens in Posen als ein böses Beispiel an." Wir erfahren, daß Bismarck allerdings noch einen leisen Versuch gemacht hat, etwas für die Balten zu thun. Als Reichskanzler hat er sich seinem Freunde über seine Aktion ausgesprochen, „die für die Balten in konfessioneller Beziehung unter der vorigen Regierung (sc. Alexanders II., also vor 1881) eine leider nur vorübergehende Lizenz zur Folge hatte. Bismarck schrieb privatim an Gortschakow und wurde in schnöder abweisender Erwiderung ermahnt, dergleichen innere Reichsangelegenheiten nie mehr zu berühren." (2, 593.)

Solange Keyserling an der Spitze der esthländischen Verwaltung stand, schien die Gefahr noch abgewandt werden zu können. Als im Jahre 1859 Bauernunruhen in den Ostseeprovinzen der Regierung eine Handhabe des Einschreitens gaben, gelang es ihm selber, durch persönliches Erscheinen in Petersburg und mit Hilfe seiner persönlichen Beziehungen zum Kaiser und zum Hofe den Sturm zu beschwören. Erst nach seinem Abgang (1862) begann die russische Regierung eine Bresche nach der andern in die alte Verfassung zu legen. Nicht in der politischen Stellung als Ritterschaftshauptmann, sondern auf dem rein geistigen Gebiet der nationalen Kultur und Sprache sollte er selbst mit dem neuen System zusammenstoßen.

Einst war er aus einem Gelehrten zum Gutsbesitzer und Politiker geworden: jetzt verschlug ihn eine liebenswürdige Inversion seines Lebensschicksals noch einmal in die Sphäre seiner ursprünglichen Neigungen zurück. Er wurde 1862, sieben Jahre lang, Kurator des Dorpatschen Lehrbezirkes, insbesondere auch der Universität Dorpat, eine Art von provinzialem Kultusminister für das Baltenland. Die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Interessen befähigte ihn außerordentlich zu diesem Posten; seine Persönlichkeit konnte hier wie eine geistige Oberinstanz in seinem Kreise wirken; in dem lebendigen Gedankenaustausch, in dem fördernden Antheil, mit dem er in das Dorpater Universitätsleben eintrat, konnte er sich ganz ausleben. Ueber den Kreis seiner ursprünglichen Fachstudien war er weit hinausgewachsen. Er meinte in diesen Jahren einmal, als

Digitized by Google

er mit Verneuil zusammen die Ergebnisse einer geologischen Reise in die Pyrenäen veröffentlicht hatte, es würde ihm nicht mehr möglich sein, die Erforschung von Gebirgsgeschichten sich zur Lebensaufgabe zu machen, die sozialen Zustände in Frankreich und Spanien interessirten ihn eben so schon und mehr noch als die Steine. (1860 August 17.) Aber die Naturwissenschaften im weitesten Sinne hielten ihn gefesselt. Viel weniger die Geschichtswissenschaft, der er immer gegenüberstand wie die Männer, die selber in den Geschäften oder ihnen wenigstens sehr nahe gestanden haben: „die Geschichte muß sich meist mit einem nach Zweckmäßigkeitsrücksichten geordneten Bericht für die Gegenwart begnügen". Und als sein einziger Sohn sich diesem Studium zuwandte: „Mir geht es mit meinem Sohn wie dem Huhn mit der ausgebrüteten jungen Ente; mir war die Geschichte stets ein zu flüssiges Element, — ich begreife nicht, wie man sein Leben lang darauf herum zu schwimmen sich entschließen kann. Wo der feste Boden der wiederholbaren Erfahrung oder der unabänderlichen Denkgesetze fehlt, fängt für mich praktisch das Abenteuer, ideell der Roman an. Andere Geister scheinen wieder so organisirt, daß, wo sie auf das Unabänderliche stoßen, die Langeweile für sie anfängt, — sie bedürfen als Grundlage die bewegliche Empfindung." (1870 Oktober 18.) Aber wenn er im Grunde seines wissenschaftlichen Denkens Naturforscher war, so wurde er immer wieder von hier aus zu den allgemeinsten und höchsten Fragen geführt. Ueberall das Leben in der Natur zu ergründen, blieb ihm die vornehmste Aufgabe. Zugleich schritt er über die Grenzen der Wissenschaft hinaus; dauernd beschäftigte er sich mit dem Problem des Traumes; über die Berührung der Naturwissenschaften mit der Religion dachte er tief und ernstlich nach. In religiösen Fragen urtheilte er frei, durchaus unabhängig. Sein Christenthum war das eines geistigen Aristokraten: ohne Ritus, ohne Dogmen. Mit eigenthümlicher Energie suchte er noch in den siebziger Jahren den literarischen Nachweis zu führen, daß der Unsterblichkeitsglaube ursprünglich dem Alten wie dem Neuen Testamente fremd gewesen sei; Plato, Thomas a Kempis, Pascal waren seine Lieblingsschriftsteller.

Auch seine geistige Physiognomie trägt das Gepräge der Freiheit. Welch' einen andern Anblick gewährt neben diesem baltischen Edelmann etwa der Durchschnitt des heutigen preußischen Landadels in den alten Provinzen. Eine kleine Anekdote macht das deutlich. Als Keyserling einmal bei seinem ostpreußischen Bruder zum Besuch

Digitized by Google

war, pries er entzückt den engen Anschluß an das öffentliche Leben: welcher Genuß, zwei Mal täglich Zeitungen zu haben, und „im Gebiete des heiligen Oberpostmeisters Stephan werden die Briefe Jedermann auf dem Lande zugetragen wie in der Stadt." Sein Lob fand kein Echo: „Der Königsberger Landrath, Herr von Hülleſſem, proteſtirte gegen meine Heiligſprechung, indem er die Poſt, im Allgemeinen, und was dieſelbe fördert, für eine ſozialdemokratiſche Ausgeburt hält." Man ſchrieb erſt 1877. Und wie im Kleinen ſo im Großen. In Preußen iſt der Adel konſervativ, Alles an Thron und Altar geknüpft, weil die Geſammtheit mit dem Beſtehenden im Staate auf das Engſte zuſammenhängt, ihm ſeine Rittergutsbeſitzer, Offiziere und Beamten ſtellt: ängſtlich ſperrt man ſich überall gegen jeden neuen Lufthauch ab und wird reaktionär bis zur Unproduktivität. Bei dem Balten ſteht das von vornherein anders: er wird ſelber von einer abſolutiſtiſchen Macht bedrückt, die ihm auf politiſchem Gebiete ſeine alten Rechte nimmt und auf geiſtig-religiöſem Gebiete mit den Waffen einer bornirt-ſtarren Orthodoxie ans Gewiſſen greift: alſo wird er hier wie dort, im Geiſtigen und im Staatlichen, auf eine menſchlich freiere Auffaſſung hinausgedrängt, und in einem ſo erleſenen Geiſte wie Keyſerling, der in dieſe Vorausſetzungen mit ſtattlicher eigener Mitgift eintrat, bildet ſich ſo ein vornehmer Typus der geiſtig Freien heraus. Humanität ſetzte er, wie wir ſahen, der Nationalität gegenüber, Humanität iſt auch ſein Ideal im geiſtigen und religiöſen Leben: das Ideal des achtzehnten Jahrhunderts. Und es iſt nicht zu verwundern. Es iſt um eine „harte Staatsgeſinnung" und einen feſten Glauben eine gute Sache, wenn man ſich ſelber in dem eigenen Staate national, religiös, ſozial befriedigt fühlt; ſteht es aber anders, dann flüchtet ſich der Geiſt darüber hinaus zu reineren und höheren Idealen befreiten Menſchenthumes.

Im Beſonderen wird man die Briefe aus dem Univerſitätsleben Dorpats heute, wo das Alles untergegangen iſt, mit Wehmuth durchblättern. Keyſerling war hier in Folge der enzyklopädiſchen Richtung, die ſein Geiſt allmählich annahm, beſonders befriedigt. Selbſt die Erziehung ſeiner Kinder ſpiegelt dieſe Richtung wieder; er leitete ſie von früh auf zur Naturerkenntniß an und las mit ihnen die Bibel, er hielt ſeiner älteren Tochter Vorträge über Kant und gab auch der jüngeren Mathematik- und Phyſikſtunden, er ſtudirte mit ſeinem Sohne Homer und Plato: Alles in dem Geiſte der frei forſchenden Erkenntniß. Wie viel Tiefes iſt in dieſen Bänden über Erziehung und Menſchenbildung zu leſen!

Digitized by Google

Vielleicht hatte er gehofft, in dieser ihn ausfüllenden und beglückenden Thätigkeit zu Dorpat bis zum Ende zu verharren, aber plötzlich mußte er wiederum von seinem Webstuhl aufstehen. Im Jahre 1869 kam es zu dem längst gefürchteten Zusammenstoß mit der russischen Reaktion. Als die Regierung auf die Beamten seines Ressorts den Zwang ausübte, am Geburtstag des Zaren am Gottesdienst nicht in einer Kirche ihrer Konfession, sondern in der orthodoxen Kirche theilzunehmen, gab er seine Entlassung. Seine öffentliche Laufbahn war damit in der Hauptsache abgeschlossen. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens bethätigte er sich noch in mehreren Selbstverwaltungsämtern seiner Provinz; eine erneute Wahl zum Ritterschaftshauptmann aber lehnte er 1872 ab.

* * *

Inzwischen war, zumal seit 1866, immer mehr der alte Freund seiner Jugend, Bismarck, in seinen Gesichtskreis getreten, und auch die Schöpfung seines Freundes, das neue Deutsche Reich, begann seine Blicke auf sich zu lenken.

Man wird mit besonderer Genugthuung aus diesen Briefen alle Spuren der Berührung mit Bismarck zusammensuchen. Freilich ist es anfänglich nicht so viel, wie man hoffen möchte. In den Jugendbriefen Keyserlings wird des Jugendfreundes gar nicht gedacht. Auch später fehlt es ganz an unbekannten Briefen Bismarcks. Erst im Jahre 1855, nach 22 Jahren, knüpfte Bismarck wiederum an; und die Antwort Keyserlings ist neuerdings in dem Anhangsbande zu den „Gedanken und Erinnerungen" bekannt geworden. Aus diesem Briefe fällt ein scharfes Licht auf die Jugendjahre, wenn Keyserling an die Worte Bismarcks von 1833 erinnert: „Konstitution unvermeidlich, auf diesem Wege zu äußeren Ehren, außerdem muß man innerlich fromm sein" — eine Art von frühzeitigem Programm dieses Lebens. Als dann Bismarck 1858 Gesandter in Petersburg wurde, sahen die Freunde sich wieder, und fortan auch häufiger; vom ersten Augenblick an, wie wir auch aus den Erinnerungen Keudells erfahren, die Alten; Keyserling war gern in dem Petersburger Heim Bismarcks gesehen und dieser besuchte ihn wiederum 1861 in Raikül. Vielleicht darf man hier die Bemerkung einflechten, daß der Bismarck der fünfziger und sechziger Jahre, dieser hinterpommerisch-altmärkische Junker, sich überhaupt am wohlsten, wie manche Zeugnisse belegen, in dem Kreise der wohlhabenden und

Digitized by Google

politisch selbständigen Edelleute aus Holstein, Mecklenburg, Hannover, Preußen, Kurland, Esthland gefühlt hat; gesellschaftlich suchte er wenigstens diese Beziehungen mehr auf als die Kreise seiner eigentlichen Parteigenossen in Mark und Pommern, den im Königsdienste ganz aufgehenden Kleinadel. Freilich was ihn gerade mit Keyserling so eng verband, war noch mehr: der Respekt vor der umfassenden geistigen Potenz, die ihm hier entgegentrat. Und damit rühren wir wohl an den innersten Nerv dieser Freundschaft. Auch Bismarck verfügte, so sehr er eigentlichem Fachwissen abhold war, über eine durch ausgebreitete Lektüre und Beobachtung gepflegte allgemeine Bildung, und wenn wir sie auf ihre Wurzeln zurückverfolgen, so stoßen wir neben Anderem in den Studienjahren auf den Umgang mit Keyserling (auch mit Motley und anderen amerikanischen Freunden): vielleicht erhielt er damals schon Antriebe, die bei jeder neuen Berührung im Mannesalter neue Anregung und Belebung empfingen. Nachdem Bismarck auf die Höhe gelangt war, suchte Keyserling ihn zum ersten Male 1867, zum zweiten Male 1868 in Varzin, diesmal zusammen mit seiner Tochter, der Herausgeberin dieser Briefe, die über diesen Besuch die Abschnitte ihres Tagesbuches veröffentlicht (1, 540—556), mit manchen hübschen Einzelzügen aus der häuslichen Art Bismarcks; mit Vergnügen wird man die burschikosen Ausfälle Bismarcks über Universitäten und Professoren genießen. Und seitdem verfolgte Keyserling mit wachsendem Antheil den großen Anstieg dieser Lebensbahn.

Fast schien es einen Augenblick, als ob sein eigener Weg, nachdem ihm die Wirksamkeit in der Heimath abgeschnitten war, ihn unmittelbar an die Seite des Jugendfreundes führen sollte. Es ist doch mehr als eine flüchtige Idee Bismarcks gewesen, diesen Mann zum preußischen Kultusminister zu machen. Schon im Juli 1871, nach einem dritten Besuche Keyserlings, hatte der Reichskanzler zu Aegidi geäußert: „Das wäre der rechte Mann wie kein zweiter.“ Gegen Anfang des Jahres 1872 ist es, wie wir jetzt, ohne eigentliche Einzelheiten, erfahren, zu thatsächlichen Verhandlungen gekommen. Aber von vornherein wies Keyserling den Plan von sich. Und zwar nicht allein aus Rücksicht auf den russischen Hof, auf das Wort, das der Zar über das bloße Gerücht äußerte: „Ce serait une félonie“. Seine Gründe lagen noch tiefer und können Denjenigen, der diese Entwicklung bisher verfolgt hat, nicht überraschen. Am 18. Januar 1872 schrieb er einem Freunde: „Im Ernst halte ich mich für einen zu sehr vorgeschobenen Mann. Ich halte nur das amerikanische

Digitized by Google

Toleranzwesen für das richtige. Die Einmischung des Priesters in das weltliche Regiment ist widerlich, aber ob die bureaukratische Religion nicht eine noch weniger erträgliche Mißbildung ist?" und bald darauf: „Daß ich auf die Stelle Falks nicht hingehöre, darüber konnte bei Verständigen kein Zweifel sein, denn der Kultus ist nicht gerade meine Sache" (1872 März 11). Man mag es ja bedauern, daß für diese gehaltvolle Persönlichkeit nicht eine für das deutsche Geistesleben unmittelbar wirksame Stellung hat gewonnen werden können, und man mag fragen, ob jeder preußische Kultusminister vorher und nachher mit ihm in eine Reihe gesetzt zu werden verdient. Aber es leuchtet ein, daß er am allerwenigsten der Mann gewesen wäre, im Jahre 1872 Bismarckische Kirchen- und Schulpolitik zu treiben, Kampfpolitik mit allen ihren unausbleiblichen Härten, wie er sie in Rußland am eigenen Leibe erfahren hatte und nimmermehr selber hätte verantworten können: jeder Schritt vorwärts hätte ihn in Widerspruch mit seinen eigenen Ueberzeugungen bringen müssen. Seine Kritik des Kulturkampfes in den Briefen der folgenden Jahre liefert im Einzelnen die Belege, wie sehr die Absicht Bismarcks eine innere Unmöglichkeit war. Die politische Stellung, die ein jeder von ihnen einnahm, mußte mit der Zeit ihre Ueberzeugungen immer weiter voneinander treiben.

Im Jahre 1872 war Keyserling nach Deutschland übergesiedelt, der Erziehung seiner jüngsten Tochter halber, aber ihr rasches Hinwelken trieb ihn, nach einem halben Jahre angeregten Aufenthaltes in Weimar, in die Heimath zurück. Und nun, nach dem Tode dieser Tochter, begann, früh genug für den rüstigen und geistig unersättlichen Mann, sich die Vereinsamung des Alters einzustellen. Aber sie verinnerlichte sein Eigenleben noch mehr. Der Gesammteindruck seiner Briefe bringt uns zum Bewußtsein, wie die Abgeschlossenheit auf dem Lande, fern von dem Getriebe der Großstadt und ihren sich jagenden Eindrücken, wenig durch persönlich anregende Berührungen unterbrochen, der Vertiefung des Nachdenkens förderlich ist und zum brieflichen Gedankenaustausch als einzigem Ersatz für die äußere Isolirung hindrängt. Jetzt aber beginnen die Korrespondenten hinwegzusterben, aus der eigenen Familie und unter den Freunden der späteren Jahre, und das Alleinstehen wird fühlbarer. Es wird eine Nothwendigkeit für ihn, nun den Gedankenaustausch mit sich selber zu suchen, zu dem Lückenbüßer des Tagebuches zu greifen. Er meinte, als er seine Tagebücher begann — sie sind bereits früher veröffentlicht worden („Aus den Tagebüchern des Grafen Alexander

Digitized by Google

Keyserling. Philosophisch-religiöse Gedanken mit einzelnen Zusätzen aus den Briefen", Stuttgart 1894) —, daß ihm keine andere Wahl gelassen sei: „Weniger mag dieser Fall eintreten, wo es viel parlamentarische Verhandlungen und öffentliches Leben im Allgemeinen giebt. Aber hier auf dem Lande? Da bleibt nichts übrig, als sich die unnützen Gedanken entweder abzugewöhnen, was den Meisten mit Erfolg zu gelingen scheint, oder, wo es zu spät dazu geworden, seine Gedanken niederzuschreiben." So wird der Greis in der zweiten Hälfte der siebziger und in den achtziger Jahren ein feiner und tiefer Beobachter alles dessen, was in der geistigen und politischen Welt um ihn herum vor sich geht; Lektüre von einer Ausdehnung und Vielseitigkeit, wie sie nur einsamer Muße möglich ist, giebt immer wieder frische und fruchtbare Anregung, und er verläßt nichts Gelesenes, ohne sich oder Anderen davon Rechenschaft zu geben, oft mit einer Goetheschen Klarheit und Heiterkeit, die Alles verschönt, was sie berührt. Man hat ihn bei seinem Tode als einen Weisen geehrt und wahrhaft ein Weiser stellt er sich von der hohen Warte seiner religiösen und politischen Unbefangenheit dar. So gewährt die Lektüre der Briefe und Tagebücher des Alters einen Genuß auch für Leser, die von den verschiedensten Interessenkreisen her an sie herantreten.

Es kann ja nicht ausbleiben, daß dem Urtheil des Alternden ganz neue Welten, wie die soziale Politik, verschlossen bleiben; aber eher als von den Schranken, wird der Blick immer wieder von den Perlen der Erkenntniß gefesselt. Als ein Beispiel setze ich für den Politiker und Historiker ein Urtheil über den Ursprung des russisch-türkischen Krieges hierher: „Ich habe daran gedacht, welchen Grund der spätere Historiker dafür ausfindig machen wird, daß Rußland den orientalischen Kampf gerade jetzt, wo unsere Regeneration doch noch einige Jahre der Ruhe dringlich bedürfte, unternommen hat. Weder die bulgarischen Greuel noch die tollen Nihilistinnen sammt den panslavistischen Schwärmern sind ausreichende Gründe. Vielleicht aber die osmanische Konstitution? Jetzt, oder nie mehr, mußte Rußland in der äußeren Politik seine traditionellen Ansprüche, die orthodoxe Vormacht für die Christen der Türkei zu sein, zur Geltung bringen. Die osmanische Konstitution durchkreuzte die Grundbestrebungen unserer durch viele Jahrhunderte festgehaltenen äußeren Politik und lieferte ein beengendes Beispiel für unsere innere Politik. So vielleicht bringt man es einst heraus, daß auch für Rußland es

Digitized by Google

sich um eine Existenzfrage handelt" (1877 August 9). Oder: „Es ist etwas Eigenartiges um die Bedeutung der russischen Dichter gleich nach ihrem Tode. Mögen es Künstler sein, wie Puschkin und Turgenjew gewesen, sie werden beim Tode gefeiert wie Freiheitshelden. Tendenz haben sie auch mehr oder weniger immer vertreten; es sind Offenbarer gewesen des Nationalgeistes. Schiller und Goethe erhoben den deutschen Nationalgeist in die Region des Schönen; die Sprache war ihnen ein Mittel, die menschheitlichen Ideale zu kultiviren. Die großen russischen Schöpfer schöner Literatur steigen mit ihrem Lichte hinab zum Volke, und erklären die Barbarei der Heimath realistisch." (1883 August 29.)

Zu der tiefen Resignation der letzten Jahre kamen außer persönlichen Erlebnissen — im Jahre 1884 war auch seine Gemahlin gestorben und sein eigenes Haus war verödet, wenngleich von der Liebe seiner in der Nachbarschaft lebenden Kinder dauernd umgeben — vor Allem noch politische Gründe. Die unabwendbare Vollendung der Geschicke der Deutschen lastete wie ein schwarzer Schatten über dem Ausgang seines Lebens. Statt zu verzagen, fragte er immer von Neuem, wie man das Aeußerste abwenden könne. Er urtheilte 1885: „Die Agonie der germanischen Landeskultur möglichst zu verlängern, das bleibt die Aufgabe der germanischen Balten", und sah die einzige Rettung darin, daß man die bürgerliche Tüchtigkeit auf das Höchste anspanne, um sich dadurch an vorragender Stelle zu behaupten. Als eine Art Programm für die künftigen Wege der Balten formulirte er 1889 die Sätze: „1. Oekonomisch: Aus dem Lande und dem Handel und Gewerbe, aber auch aus dem Staatsdienste muß man sich so viel als möglich Einnahmen schaffen. 2. Legal: Man muß mit dem Buchstaben des Rechts kämpfen um das Recht, unermüdlich und strikt. 3. Politisch: Man muß mit der russischen Intelligenz gehen." Auch in der eigenen Familie erlebte er zum Schluß den allgemeinen Vorgang noch einmal in individueller Weise. Sein Schwiegersohn, Baron Taube, der Gemahl der Herausgeberin dieser Briefe, die dem Vater in jeder Weise am nächsten stand, entschloß sich aus politischen Gründen zur Auswanderung. Und trotz alles Schweren, das für ihn selbst im Verlust des einzigen nachbarlichen Verkehres lag, billigte auch Keyserling diesen Schritt: „Die ererbte Bedeutung der Familie in Esthland ist durch Geld nicht wieder zu erlangen, weder hier noch anderwärts. Es bleibt da nur übrig, andere Güter dafür einzutauschen: nationalen Patriotismus,

Digitized by Google

Freiheit und gute Regierung, gute Schulen, religiöse Duldung. Nur in Deutschland ist das zu haben." Eine alte historische Welt geht unter und neue Ideale stellen sich an ihren Platz. Keyserling gab zwar nicht auf, was ihm immer als das Höchste gegolten hatte: „Die Auswüchse des Patriotismus, der nicht in der Liebe zum Vaterlande, sondern im Haß des Fremden Befriedigung findet, sind unberechenbar. Wann werden die großen Ideen wieder auftreten, die zur Zeit, als das Christenthum Expansionskraft erlangte, und wieder um die Wende des jetzigen Jahrhunderts, aus dem Bürgerthum Israels und aus den Heidenvölkern, aus beiden eins machten und die Mittelwand des Gesetzes zerstörten?" (Oktober 1888.) Die Sehnsucht aber nach dem, was er selber nicht besaß, klang in der Brust des Greises wie ein tiefer Ton. Er dichtete in diesen Jahren ein Lied und spielte es oft nach eigener Melodie:

O Vaterland, o Vaterland,
Verloren mir auf dieser Welt,
Wie fehlst Du meiner Seele.

Er selbst war zu alt geworden, um wieder hinauszustreben. Und es verstand sich, daß die Masse des baltischen Adels das Beispiel einzelner Auswandernder nicht nachahmen konnte. Man möchte sonst die Vorstellung damit verbinden, wenngleich sie nur ein eitler Wunsch ist, welch' einen Gewinn für Deutschland ein solcher Rückfluß im Großen bringen könnte. Man denke sich diesen Adel mit seinem Kapital an geistigen Fähigkeiten, an wirthschaftlicher Tüchtigkeit und an politischen Gaben, das für die Nation dort ungenutzt ruht, in unseren eigenen gefährdeten Osten, nach Posen, Westpreußen, Oberschlesien, verpflanzt: um mit dem Rückhalt an dem deutschen Vaterlande und an einer deutschen Regierung seinen historischen Beruf wiederaufzunehmen, den Vorkampf des Deutschthums auf slavischem Boden.

Auch der Mann, von dem wir hier reden, sollte das Vaterland seines Blutes und Geistes vor seinem Tode noch einmal wiedersehen, und nur aus dem Grunde, weil er der Freund des größten Deutschen seiner Tage war. Wenige Wochen nach der Entlassung aus seinen Aemtern ließ Bismarck ihm sagen, er möge ihn doch in Friedrichsruh besuchen. Auf eine Einladung Bismarcks im Jahre 1885 hatte er in sein Tagebuch geschrieben: „Es ist mir an ihm ein treuer Freund ver-

Digitized by Google

blieben, aber die Entfernung ist doch zu groß geworden, in der ich von ihm lebe, und er ist weit und hoch." Jetzt aber war er sofort entschlossen: „vor dem Tode uns wiederzusehen, ist doch ebenso wie sein Wunsch auch der meine." So verbrachte er den Juni 1890 in Friedrichsruh; viele bemerkenswerthe Beobachtungen zeichnete er über diese Tage auf. Die beiden Fünfundsiebzigjährigen glichen einander eher noch weniger als früher: dort noch immer der Kämpfer, der nicht zur Ruhe kommen konnte, an Schillers „Räubern" und Shakspeares „Coriolan" sich erbaute, und hier der Resignirte, der in Weisheit die letzten Schlüsse seiner Erfahrung gezogen hatte. Dieser Gegensatz kam charakteristisch genug zum Ausdruck, wenn Keyserling, durch das laute Grollen Bismarcks in der Oeffentlichkeit befremdet, ihm als seine Aufgabe bezeichnete, trotz alles Schweren, das ihn getroffen hätte, eine harmonische Persönlichkeit darzustellen, und der Fürst lebhaft erwiderte: „Wozu soll ich harmonisch sein?" Kurz zuvor hatte Keyserling bei der Lektüre von Köstlins Lutherbiographie eine ähnliche Empfindung gehabt: es war ihm, als offenbare sich in Luther „ein ganz unharmonischer Mensch, von hinreißender Liebenswürdigkeit einerseits, mit brennendem Herzen für das Gute und Wahrhafte, aber auch für das einmal Behauptete mit störrischem Eigensinn". (1889 Juni 19.) Aber das waren eben die verschiedenen Welten, in denen diese Individualitäten zu Hause waren: dort Luther und Bismarck, die in ihrer Einseitigkeit gewaltigen Willenskräfte, hier der vielseitige Erkenntnißdrang Keyserlings, dort Reformation und preußisch-deutsche Reichsgründung, hier das 18. Jahrhundert oder wenn man will, die moderne Wissenschaft und der Individualismus, dort Natur und Kraft, der Genius der That, hier edelste Verfeinerung des Geistes, Objektivität und Harmonie. Fein spottete Keyserling über die Liberalen, die Bismarck nach seinem Sturz gern als Heiligen verehren möchten, aber von Entsetzen gepackt würden, wenn es in dem Heiligenschrein lebendig werde. Aber auch er hielt Bismarcks Hervortreten für ein zielloses Beginnen. Der tragische Ausgang des großen Lebens reizte ihn immer wieder, die Vorgänge durchzudenken und den Schlüssel zu dieser Persönlichkeit zu suchen. Er fand, daß dem Freunde in einem seltenen Maße alles Verehrungsbedürfniß fehle, sowohl passives wie aktives: „Komödie! das ist ihm die gegenseitige Anbetung unter den Menschen. L i e b e n, ja, das kann er, mit ganzer Seele — aber verehren, nein!"

Digitized by Google

Kaum ein Jahr nach der Rückkehr in die Heimath verschied er, nach kurzer Krankheit, am 8. Mai 1891. Aufrecht und klar ging er dem Tode entgegen. Bis in das kleinste Detail, mit der Objektivität des Gelehrten, der einen Naturprozeß verfolgt, verzeichnete er noch am Tage vorher den ganzen Verlauf seines Leidens; mit seinen Enkelkindern las er noch in Brehms Thierleben und sprach mit ihrem Hauslehrer den ganzen Abend über Kant und seine Philosophie. So starb er, wie er gelebt hatte. Der Besuch in Friedrichsruh war der Ausklang seines eigenen Lebens gewesen.

Digitized by Google

Ueberſetzung und Original.

Von

Profeſſor Dr. **Ludwig Martens**, Oberlehrer in Elberfeld.

Ein großer Vorzug unſeres Volkes iſt es, daß wir beſſer als andere Nationen die Eigenart fremder Völker würdigen und nachempfinden können, und wenn uns dieſe Begabung früher oft auf die Bahn ſklaviſcher Nachahmung und Nachäffung verlockt hat, ſo iſt dieſe Gefahr jetzt durch unſere nationale Erhebung weſentlich verringert. Jetzt gilt es vielmehr, jenen Vorzug zu bewahren und zu pflegen. Denn er bereichert unſer Leben und behütet uns vor dem doch mitunter ſchon drohenden Extrem nationalen Selbſtgefühls, vor einem ganz undeutſchen Chauvinismus.

Wie immer, ſo entſpricht auch in dieſer Beziehung dem Volkscharakter die Sprache. Unſere Sprache iſt „die bildſamſte von allen“ und giebt uns daher die Möglichkeit, die Werke fremder Völker nachzubilden: eine „Weltliteratur“ in deutſcher Sprache zu beſitzen. In der That iſt unſere Ueberſetzungsliteratur ſehr umfangreich: Altes und Neues, Fernes und Nahes, was in irgend einer Beziehung ſich hervorthut, es findet einen Ueberſetzer, oft auch viele.*) Daß bei dieſer Maſſenfabrikation auch viel Minderwerthiges, ja ganz Unbrauchbares auf den Markt geworfen wird, ſoll nur nebenbei bemerkt werden; auch die bei Reclam erſchienenen Ueberſetzungen aus dem Alterthum ſind zum Theil Machwerke, vor denen man warnen muß. Aber gewiß: wir haben eine fürs Ueberſetzen geeignete Sprache und haben auch Ueberſetzungen, denen eine weite Verbreitung zu wünſchen iſt.

Aber wir dürfen nie vergeſſen, daß die Ueberſetzungen doch nur ein Nothbehelf ſind. Nur wo es ſich lediglich darum handelt, nackte Thatſachen nüchtern

*) Von der Antigone des Sophokles z. B. ſind im 19. Jahrhundert 64 verſchiedene deutſche Ueberſetzungen gedruckt worden, darunter manche in vielen Auflagen.

Digitized by Google

zu überliefern, wo es sich z. B. um ein mathematisches Lehrbuch handelt, um Darlegung technischer Einrichtungen und Vorgänge, wo die Form der Darstellung ausschließlich logischen Gesetzen folgt, da kann die gewissenhaft gearbeitete Uebersetzung denselben Werth haben, wie das Original, und wir werden die Uebersetzung sogar vorziehen, wenn sie uns schneller zum praktischen Ziele führt.

In allen anderen Fällen aber kommen in der Uebersetzung das ästhetische oder das wissenschaftliche Interesse oder auch beide nicht zu ihrem Recht.

Wo der Verfasser nicht ganz hinter den Gegenstand zurücktritt und verschwindet, wo seine Eigenart sich ausprägt in Auffassung, Anordnung und Ausführung, wo die Form nicht mit dem Inhalt gegeben und festgelegt ist, sondern von dem Autor gestaltet wird, da haben wir es mit einem Kunstwerk zu thun. In einem echten Kunstwerk aber ist nichts Willkürliches; jede Umformung bedeutet eine Verringerung seines Werthes; es verträgt als Kunstwerk eher eine Verstümmelung als eine Umgestaltung.

Oder wäre etwa eine Uebersetzung keine Umgestaltung?

Es scheint wirklich diese Meinung heutigen Tages weit verbreitet zu sein. Wie der Sextaner stolz ist, seine Sätze aus einer Sprache in eine andere übertragen zu können und dann das Eine dem Anderen gleichsetzt, so ist auch der übersetzungsfrohe Leser stolz auf seine Bibliothek, in der er die Autoren fremder Völker schwarz auf weiß besitzt!

Nehmen wir einmal an, eine solche Sammlung bestehe aus guten, aus recht guten Uebersetzungen: sie würden je nach der Methode ihrer Verfasser sehr verschiedenartig sein. Der eine hat sich bemüht, seiner Vorlage möglichst nahe zu kommen; um so treu wie möglich zu übersetzen, hat er viel Fremdartiges in seine Uebersetzung hineingezwungen. Denn er wünscht, daß man das Fremde als solches erkenne und fühle. — Dem anderen steht die Forderung obenan, einen bequem lesbaren deutschen Text zu bringen, er vermeidet jede Eigenthümlichkeit, die im Deutschen fremdartig berühren könnte, er verändert die Kunstform des Schriftstellers, benutzt vielleicht den Reim bei Uebersetzungen aus dem Alterthum, kurz, er behandelt seine Vorlage mit großer Freiheit: der fremde Autor muß deutsch lernen und reden, als wäre er einer der Unseren.

Digitized by Google

Dieſe zwei Möglichkeiten liegen vor, und jeder Ueberſetzer neigt ſich mehr der einen oder der anderen zu. Heute ſind beide Richtungen mit einander im Kampf. Doch es würde uns zu weit führen, darauf näher einzugehen.*) Wir werden gut thun, beiden Richtungen ihre Berechtigung zuzuerkennen und uns freuen, wenn ihr Wettſtreit immer vollkommenere Früchte erzeugt.

Aber wie wirken dieſe verſchiedenen Ueberſetzungen auf den verſtändigen Leſer, der das Original nicht kennt, aber eine klare Vorſtellung davon gewinnen möchte? — In der „freien“ Ueberſetzung bekommt er kaum eine Ahnung von dem, was dem deutſchen Leſer des Originaltextes in der künſtleriſchen Geſtaltung gerade das Auffallendſte, oft auch das Anziehendſte iſt. Denn er lieſt eine Nachbildung, welche von der Individualität des Ueberſetzers und von dem Geiſtesleben ſeines Volkes und ſeiner Zeit ſtark beeinflußt iſt. Mag dieſe Nachbildung noch ſo geiſtvoll geſtaltet ſein, auf alle Fälle iſt viel von der Eigenart des Originals verſchwunden. — Bei jener „treuen“ Ueberſetzung dagegen wird der unbefangene Leſer entweder durch das Fremdartige, das dem deutſchen Sprachgefühl widerſtrebt, ſich abgeſtoßen fühlen — denn es fehlt die Harmonie, wie wenn ein Inſtrument den Klang eines anders gearteten Inſtrumentes nachzuahmen ſucht —, oder er konſtruirt ſich aus ſeinem Text, gerade aus deſſen Sonderbarkeiten, eine Vorſtellung von dem Original. Aber dieſe bleibt unvollkommen und undeutlich. Unbefriedigt legt auch er ſein Buch zur Seite, denn es verdrießt ihn, ein gelobtes Land nur aus der Ferne zu erblicken. Vielleicht aber macht er ſich auf, um das Land ſeiner Sehnſucht ſelbſt zu betreten: er lernt die Sprache ſeines Autors!

Nehmen wir aber einmal an, das Unmögliche ſei möglich geworden: es gäbe Ueberſetzungen vollkommenſter Art: jene beiden Forderungen, die ſich widerſprechen, ſeien beide erfüllt, die Ueberſetzung ſei zugleich treu und frei, der Verfaſſer ſei dem Autor des Originals geiſtesverwandt, mit deſſen Sprache vertraut und in der eigenen ein Meiſter: ſelbſt dann könnte nimmer die

*) Beiſpiele für die verſchiedenen Ueberſetzungsarten kann ſich jeder leicht verſchaffen. Man vergleiche die Homerüberſetzung von Voß mit der von Jordan oder gar mit der Odyſſee von Schelling, welcher ſtatt der Hexameter Stanzen gewählt hat. Hervorragende Werke der „freieren“ Ueberſetzungskunſt ſind bekanntlich Wilamowitz' Ueberſetzungen griechiſcher Tragiker und Bardts Horaz (Satiren und Epiſteln) und römiſche Komödien. — Einige Ueberſetzungsproben folgen als Anhang am Schluß.

Digitized by Google

Uebersetzung das Original ersetzen! Wir würden in diesem besten Falle nicht ein Aequivalent, eine gleichwerthige Wiedergabe, sondern *ein neues Original neben dem Urooriginal* besitzen. Möglich ist es sogar, daß eine solche Neuschöpfung ihr Vorbild in manchen Beziehungen übertrifft. Aber um so deutlicher ist es, daß etwas Neues entstanden ist, daß wir den Schöpfer des Originals nicht so, wie er ist, in der Nachbildung finden.

Unsere Zeit ist stolz auf ihr Kunstinteresse und Kunstverständniß. Wer behaupten wollte, eine gute Kopie eines Rafaelischen, eines Böcklinschen Gemäldes *ersetze* das Original: den würde man als unzurechnungsfähig verlachen. *Bei Werken der redenden Kunst macht man aber denselben Fehler ganz harmlos und arglos!* Und doch ist der Unterschied zwischen einem Originalwerk in Poesie und Prosa und einer Uebersetzung noch viel größer, als der zwischen einem Gemälde und seiner Kopie! Denn die Kopie ist wenigstens in demselben Material gearbeitet: der Uebersetzer aber überträgt sein Original in ein anderes Material, welches seine besonderen Gesetze und Eigenthümlichkeiten hat. Das Verhältniß eines Kupferstiches zu einem Originalgemälde wäre allenfalls eine zutreffende Parallele.

Aber von dieser Erkenntniß scheint unsere literarisch so hochgebildete Zeit weit entfernt zu sein! Da wird uns *Schlegels Shakspere* entgegengehalten als ein anerkanntes Beispiel, daß die Uebersetzung das Original ersetzen könne. Und es sind allerdings die von Schlegel selbst übersetzten Stücke Meisterwerke der Uebersetzungskunst. Aber wer das Glück hat, z. B. den „Julius Caesar" im englischen Original kennen zu lernen, der entdeckt doch erst den eigentlichen Charakter der Dichtung und des Dichters.

Es geht uns dann wie dem Römer Aulus Gellius (2. Jahrh. n. Chr.), in dessen „Attischen Nächten" wir folgendes Bekenntniß lesen: „Eifrig lese ich die lateinischen Uebersetzungen griechischer Komödien des Menander, Posidipp, Apollodor, Alexis u. A., und während ich sie lese, mißfallen sie mir durchaus nicht. Ja ihre Feinheit und Anmuth ist so groß, daß man glauben sollte, es ginge nichts darüber. Aber wenn man die griechischen Originale heranzieht und vergleicht, wenn man einzelne Stellen abwechselnd in Original und Uebersetzung hinter einander aufmerksam liest.

Digitized by Google

dann iſt die Ueberſetzung wie todt, ſie verliert ihren Glanz, denn ſie erbleicht in dem hellen Licht des griechiſchen Originals.“*)

Man mache nur einmal die Probe mit dem „Julius Caeſar“. Man leſe z. B. die Worte des Brutus (II, 1) bei Schlegel:

Bis zur Vollführung einer furchtbar'n That
Vom erſten Antrieb iſt die Zwiſchenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die ſterblichen Organe
Sind dann im Rath vereint, und die Verfaſſung
Des Menſchen, wie ein kleines Königreich,
Erleidet dann den Zuſtand der Empörung.

Und dann laſſe man das Original auf ſich wirken:

Between the acting of a dreadful thing
And the first motion all the interim is
Like a phantasma or a hideous dream:
The genius and the mortal instruments
Are then in council, and the state of a man,
Like to a little kingdom, suffers then
The nature of an insurrection.

So vortrefflich die Ueberſetzung iſt — man beachte z. B. die Wiedergabe von state, was nicht nur „Zuſtand“, ſondern auch „Staat“ bedeutet und dadurch auf den folgenden Vergleich vorbereitet, durch „Verfaſſung“, ein Wort von ähnlichem Doppelſinn, — in den engliſchen Worten finden wir doch erſt die volle Schönheit der Dichtung. Wie hart ſind die erſten zwei Zeilen (bis zur — vom ſtatt between — and)! Durch die Auslaſſung des or in der dritten Zeile iſt man verſucht, a hideous dream als Appoſition zu phantasma zu faſſen, während es im Original offenbar ein ſelbſtſtändiger, zweiter Vergleich iſt. Nun aber der folgende Satz! Zunächſt entſpricht das im Deutſchen hinzugefügte Wort „vereint“ nicht dem Sinne der Stelle, denn in dem council geht's ſehr ſtürmiſch her. Wichtiger aber iſt das Wort mortal, welches im Deutſchen gar nicht ſo wiedergegeben werden kann, daß es des Dichters Intention entſpricht. Allenfalls könnte man ſagen, die „Werkzeuge“ oder „Organe des Todes“ für the mortal instruments; denn beides bedeutet mortal: dem Tode unterworfen und todtbringend, ſterblich und

*) Oppido quam iacere atque sordere incipiunt, quae Latina sunt: ita Graecorum facetiis atque luminibus obsolescunt. (II, 23.)

Digitized by Google

tödtlich, und beides ist an dieser Stelle in dem Wort enthalten. „The mortal instruments", sagt Delius, „sind die geistigen und körperlichen Organe des Menschen, die sich zu einer blutigen That bereiten, während der Schutzgeist des Menschen oder dessen guter Genius, gleichsam in einer Berathung, die er deshalb mit ihnen pflegt, sie noch davon abzuhalten sucht." Ich glaube nicht, daß Delius in dieser Erklärung die „tödtliche" Wirkung der „Organe" mit Recht auf das Opfer der bösen That bezogen hat. Vielmehr richtet sie sich gegen den Genius selbst. Man beachte das folgende Bild von der insurrection. Die mortal instruments sind im Stande, den unsterblichen Genius in ihre Todessphäre hinabzuziehen.

Für Shaksperes Auffassung ist es belehrend, mit dieser Stelle die entsprechenden Ausführungen in einem Jugendwerke zu vergleichen. In „the rape of Lucrece" hat der Dichter den Seelenkampf des Tarquinius vor der grausigen That ausführlich geschildert, und die breite Darlegung dort ist ganz analog den obigen Zeilen des Julius Caesar. Nur ist in dem reifen Werke des Meisters in wenigen Zeilen zusammengedrängt, was in der „Lucretia" noch ohne Selbstbeschränkung mit jugendlicher Begeisterung in üppiger Fülle ausgesponnen wird. Es genügt für uns, zwei Strophen anzuführen:

I have debated even in my soul,
What wrong, what shame, what sorrow I shall breed:
But nothing can affection's course control
Or stop the headlong fury of his speed.
I know repentant tears ensue the deed,
Reproach, disdain and deadly enmity,
Yet strive I to embrace mine infamy.

Wilhelm Jordans Uebersetzung dieser Strophe enthält nur einen Theil ihres Reichthums:

Erwogen hab' ich es in tiefster Seele,
Daß Schmach und Unglück dieser That entspringt:
Doch achtlos trotzt die Neigung dem Befehle
Der Klugheit selbst und fordert unbedingt,
Was, wie sie weiß, nur Reuethränen bringt.
Mir droht Verfolgung, Haß im ganzen Lande,
Erstreben muß ich dennoch meine Schande.

Wichtiger noch ist das Selbstgespräch des Tarquinius nach der That. In der Angst eines Verbrechers flieht er durch die dunkle

Digitized by Google

Nacht. „Seiner Seele ſtolzer Tempel iſt geſchändet“, und was nun ſie, die Seele, ſpricht, das muthet uns an wie eine Erläuterung jener Verſe im „Julius Caeſar“; es kehren zum Theil dieſelben Worte wieder, insbeſondere auch das Wort *mortal*, welches hier offenbar „tödtlich“ bedeutet und gegen die Seele gerichtet iſt.

She says, her subjects with foul insurrection
Have batter'd down her consecreted wall
And by their mortal fault brought in subjection
Her immortality and made her thrall
To living death and pain perpetual,
Which in her prescience she controlled still,
But her foresight could not forestall their will.

„Der Seele Diener haben *in ruchloſer Empörung* den Schutzwall ihrer Reinheit niedergeriſſen und *durch ihre todtbringende Sünde die unſterbliche niedergezwungen und lebendigem Tod und ewiger Qual unterworfen*. Sie wußte es vorher, ſie ſuchte ihre Herrſchaft zu behaupten, doch ſie vermochte nicht die Empörer zu bändigen und ihrem Willen Widerſtand zu leiſten.“ —

Aber was ſind alle ſolche Einzelheiten, die auch in der beſten Ueberſetzung unvollkommen bleiben, im Vergleich zu dem *Eindruck des Ganzen*, den man freilich nur fühlen, nicht mittheilen kann. Man leſe z. B. die Rede des Antonius oder auch nur die Worte:

If you have tears, prepare to shed them now!

Wer dieſe Worte einmal empfunden hat, der mag ſie in keiner andern Sprache hören. „Wofern ihr Thränen habt, bereitet euch, ſie jetzo zu vergießen“, heißt es bei Schlegel!

Ja, dieſe einſilbige, in ihrer Flexionsarmuth ſtarr erſcheinende Sprache hat nach Jacob Grimms Urtheil „eine Gewalt des Ausdrucks gewonnen, wie ſie vielleicht noch nie einer anderen menſchlichen Zunge zu Gebote ſtand.“

Allerdings wird es den Meiſten von uns nicht möglich ſein, alle Werke Shakſperes in engliſcher Sprache zu leſen, und doch werden wir nicht darauf verzichten wollen, ſie kennen zu lernen. So muß denn doch die Ueberſetzung *aushelfen*. Aber wenn wir *ein* Stück im Original kennen gelernt und in uns aufgenommen haben, dann werden wir auch von der Lektüre der anderen Stücke in der deutſchen Ueberſetzung viel mehr haben als

Digitized by Google

vorher. Es ist uns dann, wie wenn wir die gedruckten Reden eines Mannes lesen, den wir vorher einmal selbst haben reden hören.

Wie anders selbst ein modernes Original wirkt, als eine Uebersetzung in eine andere moderne Sprache, das erkennt man am deutlichsten, wenn man sich einmal die Mühe giebt, englische oder gar französische Uebersetzungen deutscher Werke zu lesen und zu vergleichen.*) Nicht ohne Grund empfahl Carlyle, obwohl er selbst eine ganze Anzahl englischer Uebersetzungen Goethescher Werke herausgegeben hat, seinen Landsleuten immer wieder, Deutsch zu lernen, um — Goethe lesen zu können. Carlyle bekannte sich in dankbarer Gesinnung als einen Schüler des deutschen Geistes, und wir sollten ihm jetzt seine Liebe zu unserem Volksthum vergelten und unsere Landsleute auffordern, englisch zu lernen, um — Carlyle lesen zu können.

Uebrigens sind Shakspere und Carlyle Schriftsteller der neuen Zeit, ihre Sprache und ihre Persönlichkeiten sind uns Deutschen verwandt. Je weniger dies der Fall ist, desto größer ist der Abstand, desto unzulänglicher die Uebersetzung.

Aber Luthers Bibelübersetzung! Hier ist allerdings jener günstigste Fall erreicht: es ist ein neues Original neben dem Urroriginal entstanden: ein Wunderwerk, dem Geiste eines Mannes entsprungen, der mit der gläubigen Vertiefung in das Original heiße Liebe zu dem eigenen Volk und das echteste Sprachgefühl verband, ein Werk, dem wir ja die Grundlage unserer heutigen Sprache verdanken. Aber trotzdem ist es uns nicht ein Ersatz des griechischen Textes, und einen Einblick in ihn zu haben, ist ein unschätzbarer Gewinn. Oder wäre es nicht ein Gewinn, z. B. das griechische Wort für „Buße" verstehen zu können? Wie leicht führt dieses Wort — in Folge seiner mittelalterlichen Anwendung in der Kirchenzucht — zu einer unrichtigen Auffassung! Zwar können wir jedem sagen, daß „Buße" im griechischen Urtext „Sinnesänderung" bedeute. Aber wie anders wirkt diese Belehrung, wenn

*) Daß für das deutsche Wort „werden" im Französischen und Englischen kein entsprechender Ausdruck sich findet, habe ich in diesen Heften (1900 S. 390) in einem Aufsatz über „Goethe und das Werden" nachgewiesen. Ich knüpfte damals an eine Uebersetzung des Mignonliedes „So laßt mich scheinen, bis ich werde" von Carlyle an. Da war das „Werden" durch „Sein" (such let me seem, till such I be) übersetzt oder vielmehr umgestaltet und damit der Sinn des Verses zerstört. Nachträglich finde ich bei Carlyle eine Stelle, wo er selbst das deutsche Wort „Werden" in seinen englischen Text aufnimmt und nicht übersetzt, sondern durch Umschreibungen erläutert. Es ist im Sartor Resartus, Kapitel 8: „the „Werden" (origin and successif improvement)".

Digitized by Google

wir dabei auf das Wort μετάνοια hinweiſen können! — In dem Geſpräche Chriſti mit Nikodemus leſen wir (Joh. 3, 8): Der Wind bläſet, wo er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret. Alſo iſt ein Jeglicher, der aus dem Geiſt geboren iſt." Im griechiſchen Text aber iſt dies Gleichniß viel anſchaulicher, denn da iſt Wind und Geiſt durch daſſelbe Wort (πνεῦμα) gegeben. — Oder man denke an die Stelle im Jacobusbriefe (1, 8 cf. 4, 8): „ein Zweifler iſt unbeſtändig in allen ſeinen Wegen". Zweifler iſt eine Ueberſetzung von δίψυχος. Genau genommen aber iſt ἀνὴρ δίψυχος ein Menſch, „in deſſen Bruſt zwei Seelen wohnen", und ſo erinnert uns das Wort an Fauſts erſchütternde Klage. Keine Ueberſetzung vermag die Kraft dieſes einen kurzen Wortes wiederzugeben.

In dieſen und ähnlichen Fällen iſt es *das wiſſenſchaftliche Intereſſe*, das uns die Unzulänglichkeit der Ueberſetzung erkennen lehrt und uns zu dem Originale treibt. Eine mehr oder weniger oberflächliche Kenntniß des Inhalts kann uns ja freilich die Ueberſetzung gewähren, und in vielen Fällen mag uns das genügen. Wer aber wiſſenſchaftliche Erkenntniß gewinnen will, der darf ſich mit der Ueberſetzung nicht begnügen oder doch nur zur vorläufigen Orientirung ſie benutzen, jedenfalls nie ein abſchließendes Urtheil darauf bauen, weder über das Ganze noch über Einzelnes!

„Cum animos ad fontes contulerimus, Christum sapere incipiemus", rief Melanchthon 1518 in ſeiner Rede de corrigendis adulescentiae studiis im Hinblick auf die Theologie jener Zeit der deutſchen Jugend zu („wenn wir uns an die Quellen halten, dann werden wir anfangen, in Chriſti Geiſt einzudringen"). Ja, zu den Quellen! Das iſt auch heute eine zeitgemäße Mahnung. In unſerem „naturwiſſenſchaftlichen" Zeitalter fehlt es oft ſelbſt Gebildeten und Gelehrten an jedem Verſtändniß für ſprachwiſſenſchaftliche und geſchichtliche Forſchung. Haeckels „Welträthſel" geben davon belehrende Beiſpiele. Man begnügt ſich mit Nachrichten aus abgeleiteten, vielleicht ſehr unreinen Quellen und glaubt darauf wiſſenſchaftliche Beweiſe begründen zu können! Ja, es kommt vor, daß literariſcher Diebſtahl, den wir als eine Verſündigung gegen den heiligen Geiſt der Wiſſenſchaft brandmarken, von unſeren Gebildeten als ein ganz harmloſes Verhalten betrachtet und entſchuldigt wird: iſt doch auch der Kaufmann dem Käufer keine Rechenſchaft darüber ſchuldig, woher er ſeine Waaren bezogen hat!

Digitized by Google

Kein Wunder, daß bei solchen Anschauungen auch die Ueberschätzung der Uebersetzungen gang und gäbe ist. Und doch sollte es selbstverständlich sein, daß wir uns an die Quelle halten, wenn sie uns zugänglich und ihre Benutzung nicht zu zeitraubend ist. Schneller geht es ja allerdings mit der Uebersetzung, aber hier gilt es, den Ruhm der deutschen Gründlichkeit, unbekümmert um den Spott der Thoren, zu bewahren und dafür zu kämpfen, daß nicht der nüchterne Sinn des Banausen, der nur den praktischen Nutzen kennt und die Schnelligkeit des sichtbaren Erfolges anbetet, auch auf diesem Gebiete verheerend wirkt. Vergessen wir doch nicht das goldene Wort des Aristoteles: τὸ ζητεῖν πανταχοῦ τὸ χρήσιμον ἥκιστα πρέπει τοῖς ἐλευθέροις καὶ μεγαλοψύχοις: „Ueberall nur auf den Nutzen zu sehen, ziemt sich durchaus nicht für freie, hochherzige Männer!"

Die griechische Sprache aus dem humanistischen Gymnasium zu verbannen und statt dessen Uebersetzungen griechischer Klassiker zu lesen, ist nicht nur alles Ernstes vorgeschlagen, dieser Vorschlag hat auch vielen Beifall gefunden. „Der griechische Sprachunterricht allein ist es", so behauptet einer der Vorkämpfer dieser Richtung, „der uns daran hindert, die Schüler mit bleibendem Nutzen in die griechische Literatur einzuführen. Der Unterricht in der griechischen Literatur auf Grund gedruckter deutscher Uebersetzungen würde im vierten Theil der Zeit ein viel reicheres Wissen, ein ungleich klareres Verständniß erzielen, vor allen Dingen viel mehr Freude machen."*)

Bei dieser Sachlage wird es berechtigt sein, an das Griechische anzuknüpfen, um den Unterschied zwischen Uebersetzung und Original noch anschaulicher zu machen.

Goethe sagte zu Eckermann (am 3. Mai 1827): „Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht besehen, sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser." Nun, diese bewundernswerthe Nation, das Volk der Griechen, ist nicht spurlos verschwunden, es lebt noch in seiner Sprache, und diese wird nie sterben. Neben den Einzelarbeiten seiner großen Männer auf allen Gebieten der Kunst haben wir seine Sprache als das größte Kunstwerk von allen. Davon auch nur einen Begriff zu bekommen, ist des Schweißes der Edlen werth. Und nun ist es gerade auch die Sprache, die uns erst das volle

*) So Bahnsch in der „Täglichen Rundschau" 1901, Nr. 43.

Digitized by Google

Verſtändniß aller jener Einzelkunſtwerke ermöglicht. „Wer den Dichter will verſteh'n, muß in Dichters Lande geh'n!“ Wenn wir nicht wie Schiller einen ſchöpferiſchen Geiſt beſitzen, der aus den unſcheinbarſten Reſten ein Phantaſiebild des Ganzen zu gewinnen vermag, der den Wilhelm Tell dichtet, ohne die Schweiz geſehen zu haben, der auch den griechiſchen Geiſt erkennt, ohne die griechiſche Sprache zu kennen: dann müſſen wir in die Sprache eindringen und ſo gleichſam die geiſtige Luft athmen, um die aus ihr geborenen und von ihr genährten Werke würdigen zu können.

Auch die Werke der bildenden Kunſt nehme ich nicht aus. Zwar ſprechen ſie zu Jedem, deſſen Sinn nicht verbildet iſt, wenn ſie vor ihm ſtehen in ihrer anſpruchsloſen Einfalt, in ihrem milden Ernſt, in ihrer Wahrheit und ſtillen Größe. Aber ganz anders noch wird von ihnen im Innern ergriffen, wer die Literatur und die Sprache der Griechen kennt. So wird die ruhige Majeſtät des Parthenon, dies herrlichſte Denkmal des Perikleiſchen Athens, einen tieferen Eindruck auf den machen, der etwa des Perikles Rede am Grabe der gefallenen Helden geleſen hat. Wer auch nur ein Stück des Sophokles kennen gelernt hat, der wird auch die Skulpturen des Phidias leichter verſtehen, „deren erhabene Schönheit ſich nicht anbietet, ſondern geſucht werden will“. Und ſollten wir nicht des Praxiteles Anmut oder der Tanagräiſchen Figuren Lieblichkeit viel tiefer empfinden, wenn wir vorher den Tönen griechiſcher Lyrik gelauſcht haben? Endlich die gewaltige und doch maßvolle Leidenſchaft der Pergamener und des Laokoon! Wer in des Demoſthenes Reden die gigantiſche Kraft im Kampfe gegen ein unabwendbares Schickſal bewundert hat, der iſt recht vorbereitet, auch dieſe Kunſt zu würdigen.

Aber in welchem Grade die griechiſchen Schriftwerke nur im Original ihre volle Wirkung ausüben, das muß ich jetzt durch einige Beiſpiele anſchaulich zu machen verſuchen. Da iſt die Auswahl ſchwer. Denn auf jeder Seite eines griechiſchen Textes finden wir Stellen, die in jeder Ueberſetzung einen großen Theil ihrer Schönheit verlieren und nur in ihrer urſprünglichen Geſtalt recht gewürdigt werden können.

Ich greife zunächſt einige einzelne Worte, Zuſammenſetzungen mit εὐ— heraus. εὐαγγέλιον! Was uns Evangelium bedeutet, weiß auch ein des Griechiſchen Unkundiger. Aber εὐαγγέλιον iſt urſprünglich der „Lohn für gute Botſchaft“. Der griechiſche Genius hat in das Wort die Empfindung deſſen hineingelegt, welcher, von des

Digitized by Google

unerwarteten Glückes Segensfülle überwältigt, sich nicht allein freuen kann, sondern den Bringer der Botschaft beschenkt, damit er mit ihm sich freue. So ist es denn auch immer ein besonderes Glück, als εὐάγγελος, als erster Verkünder guter Botschaft, zu erscheinen. Wir kennen den Eilboten von Marathon, der nach schnellem Lauf vom Schlachtfeld nach Athen in der Siegesfreude mit dem Jubelrufe χαίρετε, καὶ χαίρομεν zusammenbrach. Aber bei dem Worte εὐαγγέλιον richtet sich der Gedanke weiter von dem Boten auf den Geber und besonders auf die Gottheit als den höchsten Geber, und so bezeichnet des Griechen frommer Sinn mit dem Worte auch „das als Dank für gute Gaben den Göttern dargebrachte Opfer".

εὔκολος bedeutet ursprünglich einen Menschen, der mit jeder Kost zufrieden ist. Der Ausdruck für diese gewiß lobenswerthe, aber nicht sehr ideale Eigenschaft ist nun übertragen auf die Genügsamkeit überhaupt, auf die Friedfertigkeit, Heiterkeit, Freundlichkeit. Es bezeichnet das Wesen und Gebahren des Mannes, den die σωφροσύνη beseelt: Fest auf sich selbst beruhend, steht er den Dingen des Lebens mit heiterem Blicke gegenüber, er beherrscht sie, denn er beherrscht sich selbst. Sokrates und Sophokles sind zwei Persönlichkeiten, denen Beiden wiederholt das Prädikat εὔκολος beigelegt wird; aber es hat bei den beiden Männern eine verschiedene Ausprägung gewonnen: Sokrates bethätigt seine εὐκολία in thätiger Nächstenliebe (φιλανθρωπία), die wir ihn in den platonischen Dialogen üben sehen, Sophokles ist εὔκολος in schöpferischer Ruhe als der beobachtende und gestaltende Dichter. Die herrliche Bildsäule des Sophokles im Lateran giebt uns einen Eindruck dieses seines Wesens, aber das schönste Denkmal hat ihm Aristophanes in seinen „Fröschen" gesetzt, wo es von ihm heißt:

ὁ δ' εὔκολος μὲν ἐνθάδ', εὔκολος δ' ἐκεῖ. („Wie er im Leben war, so wandelt er im Jenseits: in heitrer Ruhe und von Mißmuth frei".)

εὔφημος: wohlredend. Luther übersetzt im Briefe an die Philipper (4, 8) das Wort εὔφημα trefflich: „was wohl lautet". Aber der Grieche fühlte in diesem Worte einen tieferen Sinn. Es ruhte eine religiöse Weihe auf ihm, denn wenn der Herold gebietet: εὐφημεῖτε, so fordert er, daß Jeder seinen Sinn dem Heiligen öffne, damit kein Mißton die Feier störe: mit ehrfurchtsvollem Schweigen soll Jeder lauschen: nur was des Gottes ist, darf laut werden. Ernst Curtius sagte einmal über dieses Wort: „es bezeichnet mit unübersetzbarem Ausdruck den zarten Sinn, welcher die

Digitized by Google

Lippen behütet, daß bei gottesdienſtlichen Vorgängen nichts laut werde, was die Andacht ſtören und Aergerniß bereiten kann".

εὐφρόνη bedeutet „die Nacht", aber es heißt eigentlich „die Wohlgeſinnte, Wohlwollende". Denn die andere, aus dem Alterthum ſtammende Erklärung, die Nacht werde deshalb εὐφρόνη genannt, weil man in der Stille der Nacht beſſer nachdenken könne, ſchmeckt ſehr nach der Stubengelehrſamkeit des alexandriniſchen Zeitalters! Das Wort ſpricht vielmehr den ganzen Segensinhalt aus, welcher dem Menſchen durch die Nacht mit ihrer Ruhe und ihrem Frieden zu Theil werden kann. Unmöglich iſt es, in einer Ueberſetzung den Charakter dieſes Wortes wiederzugeben. Denn wollte man durch Beiworte die „ernſte, milde, träumeriſche, unergründlich ſüße" Nacht ſchildern, ſo würde die Aufmerkſamkeit von dem Zuſammenhang des Textes abgelenkt werden. Nur in leiſer Andeutung läßt das griechiſche Wort das Lob der Nacht mitklingen. Nur dann iſt eine entſprechende Ueberſetzung allenfalls möglich, wenn die Nacht perſonifizirt und als des Tages Mutter erſcheint. So iſt es in der ſchönen Stelle des Agamemnon, wo wir auch den εὐάγγελος wiederfinden:

εὐάγγελος μέν, ὥσπερ ἡ παροιμία,
ἕως γένοιτο μητρὸς εὐφρόνης πάρα.

„So möge denn — ihr kennt den frommen Spruch — ein Segensbote dieſer Morgen werden, den uns die Nacht, die güt'ge Mutter, jetzt gebar!" —

In der Regel aber laſſen ſich alle dieſe Worte gar nicht wiedergeben: wir können ſie erläutern und dann nachempfinden, aber nicht durch deutſche Worte erſetzen. Darüber wundert ſich nur, wer nicht weiß, was Ueberſetzen iſt. Genau genommen deckt ſich in zwei Sprachen nie ein Wort vollſtändig mit einem andern, auch nicht mit dem ihm ähnlichſten, es giebt hier keine mathematiſche Kongruenz. Je eigenartiger ein Volk iſt, und je reicher ſein Geiſtesleben, deſto mehr ſteigert ſich dieſe Eigenſchaft ſeiner Sprache. Am deutlichſten tritt ſie bei den Worten hervor, welche Träger großer Entwicklungen in der Geiſtesgeſchichte geworden ſind. Perikles ſagt in der erwähnten Rede bei Thukydides im Namen der Athener: φιλοκαλοῦμεν μετ' εὐτελείας καὶ φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας (wir lieben das Schöne, ohne zu prunken, und wir forſchen nach Wahrheit, ohne zu ermatten). Wer könnte die Kraft dieſer Worte faſſen, ohne die Bedeutung zu kennen, die das Wort καλόν in dem griechiſchen

Digitized by Google

Geistesleben gehabt hat, und ohne den Inhalt zu kennen, den die Griechen dem Worte φιλοσοφία gegeben haben.*) — Oder man denke an Worte wie λόγος, an dessen Uebersetzung Faust vergeblich sich abmüht, an ἰδέα und ἁρμονία, an κόσμος und ὄργανον, an φύσις und ψυχή, an Theorie und Praxis, Empirie und Energie, Politik und Ethik Musik und Lyrik, Epos und Drama, Poeten und Propheten, an ungezählte andere. Sie sind in die Kultursprachen der Welt übergegangen als lebende und redende Zeugen von der fortwirkenden Macht des griechischen Geistes. Die Späteren haben diese Worte und Begriffe von den Griechen geerbt, aber sie nicht als ein todtes Kapital vermodern lassen, sondern in steter Arbeit neu gestaltet und vertieft. Es giebt zwar heutigen Tages Leute, welche diese sogenannten Fremdworte verfolgen, sie zu verdrängen und durch Surrogate zu ersetzen suchen. So wollen sie z. B. uns unsere „Ideale" nehmen und „Edelziele" oder „Leitbilder" an die Stelle setzen! Wenn sie ihr Ziel erreichten, würde unsere Sprache einen Theil ihres Reichthums verlieren. Aber das wird nicht geschehen. Denn diese Worte haben Bürgerrecht in unserer Kulturwelt, weil diese auf griechischem Grunde aufgebaut ist. Sie machen daher dem Uebersetzer keine Schwierigkeit. Denn wie sie nicht übersetzt werden können, so brauchen sie auch nicht übersetzt zu werden. Tiefer aber empfindet ihren Werth, wer ihnen in ihrer Heimath begegnet ist. Es ist eine Bereicherung unseres geistigen Lebens, wenn wir solche Worte, die geradezu Kulturmächte geworden sind, in ihrer ursprünglichen Gestalt und Jugendfrische kennen lernen.

Von diesen inhaltschweren Worten wende ich mich zu den unscheinbarsten, bescheidensten, den oft verkannten, viel gescholtenen, griechischen Partikeln. In reicher Fülle ausgestreut, machen sie das Satzgebilde anmuthig, wie die Feldblumen eine Frühlingslandschaft. Oft können und wollen sie garnicht mit übersetzt werden. Sie helfen aber an ihrem Theile, dem Gedankenausdruck die rechte Stimmung und Beleuchtung zu geben, wie etwa in einer Symphonie ein zartes Geigenspiel die stärkeren Akkorde

*) Mit Recht macht Windelband (Präludien, 2. Aufl. S. 13) darauf aufmerksam, daß die bekannte Forderung Platos, entweder müßten die Philosophen herrschen oder die Herrscher philosophiren, nur in der wörtlichen Uebersetzung absurd erscheine; das Wort „Philosophie" habe heut einen viel engeren Sinn. In Wahrheit verlange Plato, daß „die Regierung in den Händen der wissenschaftlichen Bildung sei." Nur darf man bei dieser Erklärung nicht vergessen, daß für Plato die wahre wissenschaftliche Bildung zugleich die höchste ethische Bildung ist.

Digitized by Google

der Grundmelodie begleitet.*) Davon geht jede Spur in der Ueberſetzung verloren. Denn, ins Deutſche hineingezwungen, würden dieſe Partikeln den Text zu einem pedantiſchen Geſtümper machen! So verſchieden ſind in dieſem Punkt die beiden Sprachen. Treitſchke empfand das. „Viele von den köſtlichen griechiſchen Partikeln", ſagt er**), „laſſen ſich ja nur äſthetiſch nachfühlen, nicht überſetzen."

Von einzelnen Worten habe ich geſprochen. Nun der Satzbau! Wie waltet auch darin der Geiſt der Griechen! Ihre weltgeſchichtliche Miſſion war, das Recht der Perſönlichkeit zu entdecken. Daher lebt und wirkt der Trieb zur Selbſtändigkeit geſtaltend auch in ihrer Sprache. Wie die mannigfachen Blüthen des griechiſchen Lebens in der ſelbſtändigen eigenartigen Entfaltung der Stämme und Städte im Mutterland und in den Kolonien in unüberſehbarer Fülle hervorwuchſen, ſo iſt auch in der griechiſchen Sprache in ſchroffem Gegenſatz zu der ſtrengen Disziplinirung der lateiniſchen Sätze den einzelnen Gliedern im Satzgefüge ein hoher Grad von Selbſtändigkeit gewährt. Der lateiniſche Satz gleicht einem Baum: aus einem feſten Stamm iſt Alles hervorgewachſen und zu einer Einheit untrennbar verbunden. Der griechiſche Satz gleicht einem Blumenſtrauß: zuſammengebunden iſt er, und die verſchiedenen Blumen vereinen ſich harmoniſch zu einem Ganzen, aber zugleich hat jede einzelne einen ſelbſtändigen Werth. So hat der Genius des Volkes in der Sprache ein treues Abbild ſeines Weſens ſich geſchaffen. Aber das kann man nur im Originaltexte gewahren und in keiner anderen Sprache wiedergeben, denn das Satzgefüge und die Wortſtellung erleidet in jeder Ueberſetzung eine größere oder geringere Umgeſtaltung. Mehr als die anderen Sprachen vermag ſich das Deutſche in dieſer Beziehung dem Griechiſchen anzuſchmiegen: ein Beweis für die Verwandtſchaft des griechiſchen und deutſchen Geiſtes. Aber gerade wenn man hierauf achtet, erkennt man, wie viel bei jeder Ueberſetzung verloren gehen muß.

*) Vortrefflich ſagt Jeruſalem in ſeiner ſoeben erſchienenen Schrift „Der Bildungswerth des altſprachlichen Unterrichts": „Die Partikeln theilen die fließend immer gleiche Reihe belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt." Ich freue mich, mit dem vortrefflichen öſterreichiſchen Schulmanne in allen weſentlichen Punkten übereinzuſtimmen.

**) In einem leſenswerthen, leider nicht genug beachteten Aufſatz in dieſen „Jahrbüchern" (1883 S. 180). Unter dem Titel „Die Zukunft des deutſchen Gymnaſiums (1890) iſt der Aufſatz auch als beſondere Schrift erſchienen.

Digitized by Google

Und nun die Persönlichkeiten der einzelnen Schriftsteller, die sich auf dem gemeinsamen Hintergrunde der Sprache abheben und hervortreten! Der Kürze halber will ich nur von den wichtigsten Prosaikern reden, von Thukydides, Platon und Demosthenes. Bei Thukydides finden wir die gedankengewaltigste Sprache, die oft in rücksichtslosem Wahrheitsdrang die Form des Satzes sprengt. Urkräftig und gewaltig wie ein Titane hat dieser tiefernste Denker gleichsam Felsblöcke auf einander getürmt, jede Glättung und Erleichterung in edlem Stolze verschmähend. — Ganz anders berührt uns die Anmuth Platos: er läßt uns die Umgangssprache der Blüthezeit Athens in künstlerischer Verklärung hören, und so können wir die reiche Geistesbewegung jener Zeit gleichsam mit erleben. „Wenn die Götter griechisch sprächen, so würde der König der Götter nicht anders reden als Plato", sagt ein Kritiker des Alterthums. — Endlich bei Demosthenes die Energie der sittlichen Ueberzeugung! Hier hat die Kraft des Gedankens einen vollkommenen Ausdruck gefunden in der wuchtigen, inhaltsschweren und doch übersichtlich klaren Periode.

Wer wollte sich anheischig machen, die Eigenart solcher Schriftsteller in einer Uebersetzung anders als andeutungsweise wiedergeben zu können! Friedrich Jacobs gab 1805 eine Uebersetzung der Staatsreden des Demosthenes heraus. Es war das eine patriotische That: sie hat mitgewirkt die Geister aufzurütteln und den Boden zu bereiten zur nationalen Wiedergeburt. Jacobs sagte später: „Ich fühlte mich damals gedrängt, durch das Organ des größten Redners meine eigenen Gesinnungen auszusprechen." Aber er begleitete seine Uebersetzung mit dem Geständniß: „Der Verfasser weiß sehr wohl, wie gewagt es ist, mit einem Redner, wie Demosthenes, zu ringen, und er würde dieses Kampfes gänzlich unwerth sein, wenn er nicht fühlte, wie weit er hinter dem Original zurückgeblieben ist. Dennoch wird er seine Mühe reichlich belohnt glauben, wenn jene vollen und mächtigen Töne in ihrem schwachen Widerhalle hier und da ein empfängliches Herz ergreifen und in ihm ein Verlangen erwecken, aus der frischeren Quelle so vieler Größe selbst zu schöpfen."

Ja, das ist das höchste Ziel der Uebersetzungskunst: nicht das Original zu verdrängen, sondern zu ihm hinzuführen! Sehr schön drückt sich darüber Friedrich Leopold Stolberg aus. In seiner Iliasübersetzung kam

Digitized by Google

er an die ergreifende Szene, wo Hektor von Andromache Abschied nimmt. Ihr kleiner Sohn scheut vor dem Vater zurück, als dieser ihn auf den Arm nehmen will, und erst als er den funkelnden Helm mit dem flatternden Roßschweif abgesetzt hat, läßt der Knabe sich willig küssen und auf dem Arm des Vaters wiegen. Da lächelte die Mutter mit weinenden Augen! Zu diesen Worten macht Stolberg die Anmerkung: „Lächelnd mit weinenden Augen! Welcher Ausdruck im Griechischen: δακρυόεν γελάσασα. O, lieber Leser, lerne Griechisch und wirf meine Uebersetzung ins Feuer!"

So empfinden wir auch heute. Wilamowitz spricht in der Einleitung zu seinem Hippolytos die Hoffnung aus, daß viele Leser sich selbst überzeugen, wie hoch das Original über seiner Uebersetzung stehe. Und in seiner Ausgabe des in einem egyptischen Papyrus neu entdeckten Dichters Timotheos hat er ganz auf eine Uebersetzung verzichtet mit dem Geständniß: „in eine moderne Sprache kann ich Timotheos nicht übersetzen."

Lesen wir Philologen wohl den Unseren häufig und gern Uebersetzungen unserer Klassiker vor? Ich muß von mir das Gegentheil bekennen. Wenn wir eine solche Uebersetzung vor uns haben, ist es uns, wie wenn ein guter Freund mit uns spricht, aber er hat sich maskirt und spricht mit verstellter Stimme! Wir haben etwas zu überwinden, wenn wir uns das gefallen lassen sollen, und halten es gewöhnlich nicht lange aus. Am besten geht es noch, wenn wir die Uebersetzung selbst gemacht haben.

Umgekehrt begegnet es uns, daß wir ein Citat aus einer fremden Sprache in deutscher Uebersetzung seit langer Zeit kennen, vielleicht auswendig wissen, und nun hören wir es zum ersten Mal in seiner eigenen Sprache: zu unserer Ueberraschung wirkt es ganz anders auf uns, seine eigentliche Bedeutung enthüllt sich uns erst jetzt, wo es in seiner wahren Gestalt uns erscheint.*)

So ist also der Unterschied zwischen einem Original und selbst einer guten Uebersetzung außerordentlich groß. Ich habe nur Einzelnes hervorgehoben, um diesen Unterschied anschaulich zu machen. Wer aufmerksam vergleicht, wird immer mehr finden. So helfen auch wieder die Uebersetzungen, die Vorzüge des Originals zu erkennen und es besser zu verstehen.

*) Schon der Versuch einer Rückübersetzung kann in manchen Fällen Aufklärung bringen. Man denke z. B. an die neuerdings angebahnte Herstellung des aramäischen Urtextes der Reden Jesu.

Digitized by Google

Und es ist ja überhaupt nicht meine Absicht, den Werth der Uebersetzungen da, wo sie am Platze sind und in rechter Weise benutzt werden, in Abrede zu stellen. Im Gegentheil! Wer den Zauber südlicher Landschaft nicht unmittelbar auf sich wirken lassen kann, der soll nicht versäumen, sie sich schildern zu lassen in Wort und Bild. Und wer auch nur ein engbegrenztes Gebiet jenseits der Alpen mit Augen gesehen und in seiner Eigenart würdigen gelernt hat, dem sagen Beschreibungen und Bilder noch viel mehr.

Ebenso sind gute Uebersetzungen besonders werthvoll für den, der vorher einen Theil der Originale in eigener Arbeit kennen gelernt hat. Er wird sich nicht durch schlechte Uebersetzungen irre führen lassen und von den guten den rechten Gebrauch machen können, immer aber sich des Unterschiedes bewußt bleiben und zum Original greifen, wo es ihm um reine Anschauung und um tieferes Verständniß zu thun ist.

So soll denn auch das Griechische unseren Gymnasien erhalten bleiben. Zwar ist es weniger als früher, was an griechischer Lektüre erledigt werden kann. Und zwischen viel und wenig ist allerdings ein großer Unterschied. Aber der Unterschied zwischen wenig und nichts ist noch viel größer!

Die griechische Sprache hat schon zweimal die Welt erneuern helfen. Unsere bildungsstolze Zeit glaubt sie entbehren zu können. Aber es werden andere Zeiten kommen, und wenn auch wir sie vielleicht nicht erleben, so wollen wir inzwischen treu bewahren, was uns anvertraut ist. Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!

Anhangsweise stelle ich zur Erläuterung — und zugleich zur Erheiterung — einige Uebersetzungsproben eines Gedichtes der Sappho zusammen. Dies Gedicht ist uns erhalten in einer geistvollen griechischen Schrift eines uns unbekannten Verfassers (περὶ ὕψους „über das Erhabene"), welcher wahrscheinlich zur Zeit des Tiberius lebte. Er giebt zu dem Gedicht etwa folgende Einleitung: „Den Eindruck der Erhabenheit macht ein Schriftsteller, wenn er im Stande ist, in seiner Schilderung die bedeutsamsten und charakteristischsten Merkmale auszuwählen und sie dann so aneinander zu fügen, daß sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwachsen. So finden wir z. B. bei Sappho den Zustand dessen, der von Liebesleidenschaft ergriffen ist, so dargestellt, wie wir ihn in seinen

Digitized by Google

Aeußerungen beobachten können, und wie er dem Weſen der Sache thatſächlich entſpricht." Dann folgt der Text des Gedichtes:

φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν
ἔμμεν' ὠνήρ, ὄστις ἐναντίος τοι
ἰζάνει καὶ πλησίον ἀδὺ φωνεύ-
σας ὑπακούει

καὶ γελαίσας ἰμερόεν, τό μοι μὰν
καρδίαν ἐν στήθεσιν ἐπτόασεν.
ὠς σε γὰρ ἴδω, βροχέως με φώνας
οὐδὲν ἔτ' εἴκει·

ἀλλὰ κὰμ μὲν γλῶσσα ἔαγε· λεπτὸν δ'
αὐτίκα χρῶ πῦρ ὐπαδεδρόμακεν·
ὀππάτεσσι δ' οὐδὲν ὄρημ', ἐπιρόμ-
βεισι δ' ἄκουαι·

ά δὲ μ' ἰδρὼς κακχέεται, τρόμος δὲ
παῖσαν ἀγρεῖ, χλωροτέρα δὲ ποίας
ἐμμί· τεθνάκην δ' ὀλίγω 'πιδεύης
φαίνομαι....

Ich gebe zunächſt eine eigene Ueberſetzung, die den des Griechiſchen Unkundigen über den Inhalt aufklären ſoll: „Glückſelig preiſen muß ich den Mann, der ins Auge dir ſchaut, den ſüßen Ton deiner Stimme vernimmt, ſo ganz in der Nähe, und hört dein liebliches Lachen! — Ach, mir erſchüttert's das Herz in der Bruſt: es klopfet vor Angſt. Kaum daß ich dich ſehe, da kann ich nicht reden, gelähmt iſt die Zunge, ein zartes Feuer durchzuckt meinen Körper, ſchwarz wird's vor den Augen, es dröhnt in den Ohren, Schweiß dringt aus den Poren, es zittern die Glieder, ich glaube zu ſterben."

Und nun zwei ernſt gemeinte Ueberſetzungen aus dem 18. Jahrhundert, eine proſaiſche und eine poetiſche. Die erſtere lautet wörtlich und wirklich:

„Mir ſcheint gleich den Göttern der Mann zu ſein, welcher gegenüber dir ſitzt und näher, zärtlich bittend, lauſcht. Und du lächelſt verlangend. Es hat mir das Herz in den Brüſten durchſchlagen; denn als ich dich ſahe, iſt mir nichts weiter von der Stimme in den Schlund gekommen, ſondern die Zunge zerbrochen worden, ſo ein feines Feuer iſt plötzlich unter die Haut gelaufen. Mit den Geſichten ſehe ich nicht; es klingen mir die Gehöre. Sodann fließt kalter Schweiß; ein Schauder ergreift ganz mich, bin bläſſer als Heu; vom Sterben wenig abweſend ſcheine ich."

Digitized by Google

Der Uebersetzer der Schrift „über das Erhabene", der uns diese von einem Unbekannten herstammende, erstaunliche Wiedergabe Sapphischer Dichtkunst mittheilt, rühmt sie als „sehr wörtlich treu", doch fügt er hinzu: „Daß aber so etwas ohne Metrum, ohne nur prosaischen Rhythmus, so schön es ist (!), gefallen kann, daran zweifle ich, und deswegen wage ich eine andere Uebersetzung, die etwas weniger treu in den Worten ist, die aber diesen Mangel vielleicht wiederum durch den Rhythmus ersetzt, wenigstens durch ihn eher die Sensation geben kann, als die angeführte prosaische Uebersetzung." Hier ist nun die eigene Uebersetzung des Verfassers, die er „gewagt hat, um die Sensation zu geben":

Jüngling, neben dir zu stehn,
Wie das Auge lächelt, sehn,
Hören, wie die Lippe spricht,
Seliger sind Götter nicht!

Ach, wenn ich dich sehe, bebt
Mir das Herz im Leibe, klebt
Mir die Zung' am Gaumen, und
Stimm' und Sprache stockt im Mund'.

Ueberall, durch Mark und Bein,
Dringt ein flüchtig Feuer ein;
Schwindelnd steh' ich, wie ein Flor
Hängt's vorm Aug, mir klingt das Ohr.

Ich werd todesbleich, mir klopft
Hoch der Puls, die Stirne tropft
Dick von Schweiß; ach! dann ist mir,
Jüngling! ach! ich stürb' vor dir!

Lieber Leser, auch diese „poetische" Uebersetzung wünscht ernst genommen zu werden, und — Respekt! — sie ist von Goethes Schwager! In der That: Johann Georg Schlosser, der Gatte Cornelias, der gewissenhafte Beamte und fleißige Uebersetzer vieler Werke aus dem klassischen Alterthum, hat 1781 als Markgräfl. Badischer Hofrath in Emmendingen eine Uebersetzung der „Schrift vom Erhabenen" herausgegeben und uns durch die darin enthaltene geschmacklose Uebersetzung des Gedichtes der Sappho gezeigt, daß er von seinem großen Schwager weniger gelernt hatte, als heutigen Tages alle gebildeten Deutschen, mögen sie sich dessen bewußt sein oder nicht. Schlosser war eben, wie

Digitized by Google

Knebel an Lavater schrieb, „wie Eisen, das nicht genug verarbeitet ist“!

Unter den zahlreichen Uebersetzungen der Ode aus neuerer Zeit finden wir beide oben geschilderten Richtungen vertreten. Die einen, die „freien“, weichen im Ausdruck und im Versmaß weit vom Originale ab und erreichen es doch nicht, mit den Mitteln der deutschen Sprache den Eindruck des Griechischen wiederzugeben. Man lese zum Beispiel den Anfang der Uebersetzung von Ermatinger:

O Götterglück,
So süß und bang,
Dir zur Seite zu sitzen,
Dem holden Klang
Deiner Stimme zu lauschen,
Dem silbernen Lachen,
Das übermächtig
Das Herz mir durchdrang!

Kaum schau' dein Aug'
Ich, zauberhell,
So versiegt mir der Rede
Geschwätziger Quell;
Es erstarrt meine Zunge;
Wie knisternde Flämmchen
Durchzuckt's die Glieder
Mir heiß und schnell!

Hier ist der Gegensatz zwischen der ersten und zweiten Strophe, zwischen dem Liebesglück und der Liebesqual, verkannt und dadurch Fremdes in die erste Strophe (Zeile 2 und 8) eingedrungen. Auch im Uebrigen könnte man manches aussetzen; so scheint mir z. B. der „geschwätzige Quell“ dem Uebersetzer sehr zur Unzeit ins Gedächtniß gekommen zu sein.

Besser gelungen ist die Uebersetzung in der Sammlung von Schulz und Gefficken, deren Anfang lautet:

O selig wie selige Götter der Mann,
Der nah ins Auge dir schaut,
Der deinem Lachen lauschen kann
Und der süßen Stimme Laut!

Mir macht sie das Herz erbeben,
Ja, seh' ich dich nur, so verdorrt
Mein Gaum, und die Zunge will kleben,
Und ich würge nach einem Wort.

Digitized by Google

Aber auch hier sind in der zweiten Strophe Härten, die die Sapphische Anmuth durchaus vermissen lassen. Auch kann ich mich nicht davon überzeugen, daß wir die Sapphische Strophe, wenn sie auch in deutschen Originaldichtungen nicht mehr zur Anwendung kommt, auch in Uebersetzungen vermeiden müßten.

Die beste Uebersetzung für Kenner des Originals und auch für solche, die eine Vorstellung davon gewinnen möchten, scheint mir immer noch die Geibelsche zu sein im „Klassischen Liederbuch". Geibel hat die vierte, unvollständig überlieferte Strophe ganz fortgelassen.

Hochbeglückt wie selige Götter deucht mir,
Wem dir tief ins Auge zu schaun und lauschend
An dem Wohllaut deines Gesprächs zu hangen
Täglich vergönnt ist
Und am Sehnsucht weckenden Reiz des Mundes.
Doch mir schrickt im Busen das Herz zusammen,
Wenn du nahst, beklommen versagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.
Ach, der wortlos Starrenden rinnt urplötzlich
Durch die Glieder fliegende Gluth; verworren
Flirrt es mir vor Augen, und dumpf betäubend
Klingt es im Ohr mir.

Hier hat ein echter Dichter gleichsam ein neues Original geschaffen, ähnlich wie Catull in seiner Umdichtung, deren Anfang lautet:

ille mi par esse deo videtur,
ille, si fas est, superare divos,
qui sedens adversus identidem te
spectat et audit
dulce ridentem, misero quod omnes
eripit sensus mihi.

Digitized by Google

Die südafrikanische Diamant-Industrie.*)

Von

Hjalmar Schacht.

Die anekdotenhafte Geschichte von der Entdeckung der südafrikanischen Diamanten ist bekannt. Die Kinder des Burenfarmers Daniel Jacobs spielen auf der Farm ihres Vaters in der Nähe von Hopetown am Oranjefluß am Ufer mit bunten Kieselsteinen. Einer dieser Kiesel fällt als besonders glänzend der Mutter ins Auge und sie erzählt davon ihrem Nachbar Schalk von Niekerk. Dieser bittet sich den Stein aus und schickt ihn einem englischen Händler, der ihn einem südafrikanischen Geologen zur Begutachtung einsendet und den Bescheid erhält: Dies ist ein Diamant, wo der ist, müssen noch mehr sein. Die Geschichte spricht sich herum, und nunmehr passen die Farmer ein wenig auf die blanken Steine auf. Aber 10 Monate erst nach der Entdeckung des ersten Diamanten wird ein zweiter Diamant 30 Meilen von der Fundstelle des ersten gefunden, an einer Uferstelle unterhalb der Verbindung des Vaal- und Oranjeflusses. Diese Funde fallen in das Jahr 1867. Trotz eifrigsten Suchens werden erst im folgenden Jahre wieder an den Ufern des Oranjeflusses hie und da von scharfäugigen Eingeborenen Diamanten gefunden.

Im März 1869 findet wiederum ein Eingeborener einen großen Diamanten, diesmal im Gewicht von 83½ Karat; es ist der berühmte „Stern von Südafrika". Dieser Fund erregt ungeheures Aufsehen. Es wird nun zum ersten Male systematisch nach Diamanten gegraben, und zwar am Vaalfluß in der Nähe der Missionsstation Hebron. Ein Erfolg trifft jedoch nicht ein. Daher

*) Die nachstehende kleine Skizze stützt sich in der Hauptsache auf das im vorigen Jahre erschienene Prachtwerk „The Diamond-Mines of South-Afrika" von Gardner F. Williams, dem langjährigen Generaldirektor der de Beers-Minengesellschaft sowie auf den Geschäftsberichten der letztgenannten Gesellschaft.

Digitized by Google

zieht man den Fluß einige 20 Meilen weiter herunter nach Klipdrift gegenüber der Missionsstation Pniel. Auch hier wird systematisch gegraben, und in der That werden Diamanten gefunden. Ja, es scheint, als ob hier ein reiches Diamantbett aufgedeckt sei.

Die Kunde von dem Erfolg bei Klipdrift zog große Mengen zuwandernder Abenteurer heran. Angehörige aller Länder und Völker strömten in dem Lager von Klipdrift zusammen, um ihr Heil im Diamantgraben zu suchen. Mit den primitivsten Mitteln, Schaufel, Waschkufe u. s. w. wurde die Arbeit aufgenommen. Die Stellen, wo gegraben wurde, wurden nach Gutdünken ausgesucht, und der Erfolg dem Zufall überlassen. In der That war auch das Vorkommen von Diamanten am Flußufer absolut willkürlich.

Von vornherein herrschte eine feste demokratische Organisation unter den Diamantgräbern, welche jede Spekulation beim Erwerb und Verkauf von Schürfloosen verhinderte. Sobald der Transvaalstaat versuchte, seine steuernfordernde Hand auf dieses geographisch ihm gehörende Gebiet zu legen, gründeten die Diamantgräber eine neue freie und unabhängige Republik am Vaalfluß, und es gelang in der That durch diese Komödie, sich den Ansprüchen Transvaals zu entziehen.

Im Juni des Jahres 1869 wurden gegenüber von Klipdrift jenseits des Flusses in Pniel Diamantfundstellen entdeckt, und alsbald wurde auch hier gegraben. Eine Zeit lang wetteiferten Klipdrift und Pniel wirthschaftlich miteinander. Auf beiden Ufern entstanden Häuserreihen, Läden, Wirthshäuser u. s. w., bis sich nach geraumer Zeit zeigte, daß die Diamantstellen auf beiden Seiten des Flusses in dem angeschwemmten Boden ihrer Erschöpfung rasch entgegengingen. Die südafrikanische Diamantindustrie würde ein rasches Ende gefunden haben, wenn nicht an einer ganz anderen Stelle des Landes ein neues Feld sich ihr eröffnet hätte.

Im August 1870 wurden Diamanten auf der Farm Jagersfontein in der Nähe von Fauresmith im Oranjefreistaat gefunden. Einige Wochen darauf wurde ein noch bemerkenswertherer Fund in Dutoitspan auf der Farm Dorstfontein etwa 20 Meilen südöstlich von Klipdrift am Vaal gemacht. Der Ruf der ersten südafrikanischen Diamantentdeckungen war bereits ein so fester, daß sich dieser neuen Fundstätte alsbald die Spekulation bemächtigte.

Digitized by Google

Die Farm Dorstfontein und die daneben liegende, Bultfontein, wurden von englischen bezw. südafrikanischen Kapitalisten gekauft, welche späterhin die einzelnen Loose an die Diamantgräber abgaben.

Die Art des Vorkommens in den alten alluvialen Fundstellen im Uferlande des Vaal und den neuen Stellen war eine durchaus verschiedene. Dort mußte in grobem Kies, der mit großen Felsstücken durchsetzt war, gegraben werden, während hier die Diamanten sich in einer leichten, lockeren, gelblichen Erde eingestreut fanden. Doch diese gelbliche Erde war, nachdem wenige Fuß tief gegraben war, erschöpft. An die Stelle der gelblichen Erde trat eine feste mehr bläulich schimmernde Masse, die aber nach den angestellten ersten Grabversuchen an Diamanten immer reichhaltiger zu werden schien, je weiter man in die Tiefe drang. So war der richtige Gelbgrund und unter ihm der berühmte Blaugrund entdeckt.

Zwei Meilen von Dutoitspan auf der de Beers-Farm wurden im Frühjahr 1871 neue Fundstellen entdeckt, und bald darauf an einer anderen Stelle in der Nähe eine weitere Fundstelle, sodaß auf diesem ganzen zusammenhängenden Komplex von Dutoitspan sich vier große Fundstellen befanden. Die vierte Stelle wurde de Beers New Rush genannt. Diese letzte Stelle ist diejenige, welche später nach dem britischen Kolonialminister Kimberley genannt wurde und der Mittelpunkt für den ganzen Diamantminenbezirk geworden ist.

Auch in diesem neuen Bezirk organisirte sich die Diamantgräberei ähnlich, wie es in Klipdrift geschehen war, in demokratisch-republikanischer Weise. Auch hier wurden die Ansprüche sowohl des Freistaates, wie auch der Transvaalrepublik zurückgewiesen. Später wird das ganze Gebiet durch den Spruch eines nicht ganz einwandsfreien Schiedsgerichtes unter englische Oberhoheit gebracht.

Auch nach diesem neuen Gebiet strömte natürlich alsbald die ganze Menge der Abenteurer von Nord und Süd und Ost und West zusammen. Mit ungeheurer Geschwindigkeit erheben sich hier ausgedehnte Lager von Diamantgräbern, in denen das anfängliche Material von Leinwand und Holz nach und nach durch Wellblech und Stein ersetzt wird.

Der Minenbetrieb ist Anfangs ein ganz primitiver. Jeder Diamantgräber erhält ein Loos in der Größe von ca. 900 Quadratfuß, und hier beginnt er nun mit Schaufel und Hacke, mit Sieb

Digitized by Google

und Waschkufe zu arbeiten. Es ist ein Durcheinander von Löchern und Erdhaufen, welches sich in kürzester Frist als so unpraktikabel herausstellt, daß man sich dazu entschließt, zwischen den einzelnen Loosen Zugangsstraßen freizuhalten. Diese Straßen, jede 15 Fuß breit, laufen parallel über das ganze Minenfeld in Zwischenräumen von 47 Fuß. Durch die Kimberley-Mine beispielsweise liefen 14 solcher Wege, die den Zugang zu den insgesammt vorhandenen 430 Loosen ermöglichten. Der Reichthum der Mine und das vollkommen unsystematische Schürfsystem, ferner die völlig demokratische Verfassung hatten alsbald eine noch größere Zersplitterung der Loose über die Zahl von 430 hinaus zur Folge. Durch Untervermiethungen und Abtretungen einzelner Loostheile kam es dazu, daß schließlich in dieser einzigen Mine nicht weniger als 1600 Loosinhaber vorhanden waren, die Jeder auf seinem kleinen Raum gruben. Beim Graben zeigte sich, daß die diamanthaltige Erde in einer Art Säulen- oder Trichterform in die Tiefe hineinlief, ovalförmig umschlossen. Innerhalb der umschließenden Wände grub man tiefer und tiefer. Die ausgegrabene Erde wurde mittels Leitern und Winden in Körben und Eimern an die Oberfläche geholt und von dort in Karren fortgeschafft nach den Plätzen, wo die Pulverisirung, das Sieben und Waschen des Blaugrundes erfolgte. Diese Arbeit war schwer und kostspielig. Die Diamanten waren im Blaugrund dünn gesät, auf einen Diamant kam viel Erde. Immerhin wurde Ende 1871 der wöchentliche Diamantertrag der Kimberley-Mine auf 800 000 bis 1 000 000 Mark geschätzt.

Die unsystematische Art des Grabens hatte bald sehr üble Folgen. Nicht nur, daß, je tiefer die Löcher gegraben wurden, die umschließenden Trichterwände einzustürzen begannen, auch die Wege, welche durch die Gruben führten und welche auf so kostbarem Grunde liefen, wurden nach und nach in Folge der Gewinngier der anliegenden Loosbesitzer untergraben und begannen einzustürzen. Zwar versuchte man Anfangs, die Wege durch Zimmerarbeiten auszuflicken und passirbar zu erhalten, doch dauerte diese künstliche Herrlichkeit nur kurze Zeit, und bald wurde ein Weg nach dem anderen unpassirbar. Nun mußte man sich selbstverständlich auf andere Weise helfen, und so begann man von den äußeren Wänden der ganzen Mine nach den einzelnen Loosstellen Drahtseile zu ziehen, an denen der Blaugrund hochgewunden wurde. Jede einzelne der vier Minen bedeckte ja einen annähernd kreisrunden Komplex,

Digitized by Google

innerhalb dessen der Blaugrund sich befand, während außerhalb dieses Kreises Blaugrund nicht vorhanden war. So begann man ringsherum um die Minen starke Holzgerüste mit Rädern aufzuführen, über welche die Seile nach den einzelnen Schürfstellen herunterliefen. Die große Masse der Schürfstellen, welche auf diese Weise mit dem Rand der ganzen Mine verbunden wurde, ließ alsbald das Ganze wie eine Art großen Spinngewebes erscheinen.

Anfangs wurden diese Drahtseile durch Handkraft in Bewegung gesetzt, dann begann man, die Pferdezugkraft einzuführen, bis schließlich an deren Stelle die Dampfkraft trat. Die erste Dampfmaschine indessen wurde erst im Jahre 1875 eingeführt.

Der Grund dafür, warum die Technik des Minenbetriebes so verhältnißmäßig langsam vorschritt, war darin zu suchen, daß Verhältnisse, wie sie bei diesen Diamantminen aufgetreten waren, vollkommen neu erschienen und keinerlei Aehnlichkeit mit den vorher bekannten Diamant-Fundstellen hatten. So hatte man keinerlei Gewißheit, wie lange das Diamantvorkommen anhalten würde, und ob der Reichthum der Mine den Aufwand einer kostspieligen Maschinerie lohnen würde. Je tiefer man aber in die Erde drang, ohne daß ein Ende der Diamantfunde an irgend einer Stelle abzusehen war, um so zuversichtlicher wurde man, und um so leichter entschloß man sich, kostspielige maschinelle Einrichtungen anzuschaffen. Man gelangte allmählich zu der Ueberzeugung, daß diese runden Minenkomplexe erloschene Krater vulkanischen Ursprungs seien, die durch nach einander unter großem Druck erfolgte Ausbrüche von Dämpfen oder Gasen mit jener diamanthaltigen Masse und den zahlreichen Krystallen mancherlei Art angefüllt seien.

Eine neue Gefahr, welche der offene und unsystematische Minenbetrieb mit sich brachte, beschleunigte die Anwendung größerer technischer Einrichtungen. Je tiefer man nämlich kam, um so gefährlicher und unbequemer wurde den Diamantgräbern das in die einzelnen Trichter eindringende Wasser. Es war zumeist oberirdisches Wasser, und hätte durch eine gewöhnliche Pumpeinrichtung mit Leichtigkeit entfernt werden können, indessen fehlte eben eine solche. Der Mangel einer Pumpmaschine wurde nachgerade so empfindlich, daß im Jahre 1874 eine Minenbehörde aus der Mitte der Loosinhaber gewählt wurde, um Abhilfe zu schaffen. Um wenigstens alsbald den dringendsten Mängeln, welche durch die Kleinheit der Loose entstanden waren, abzuhelfen, erlaubte die selbstgewählte Minenbehörde noch in demselben Jahre, daß das

Digitized by Google

bisher eingehaltene demokratische Prinzip durchbrochen wurde, und daß eine einzelne Person mehrere Loose in ihrer Hand vereinigen durfte. Dies führte zur Zusammenlegung mehrerer Loose in den Händen von Kompagnien und Gesellschaften.

Ferner begann man einen Schacht zwecks besserer Förderung der von den Trichterwänden einstürzenden Erde zu bauen, der jedoch bei 286 Fuß Tiefe auf so harten Stein stieß, daß die Weiterarbeit aufgegeben wurde. Zwei der neu gebildeten Gesellschaften, die Französische und die Zentralgesellschaft, waren die ersten, welche auf eigene Kosten Schachtanlagen schufen, und zwar einige hundert Fuß außerhalb des Randes der Mine. Auch Pumpanlagen wurden gebaut. Indeß diese Anlagen waren bereits in einem zu späten Stadium errichtet; die Trichterwände fielen rascher zusammen, als die Erde herausgeschafft werden konnte. 1878 war mehr als ein Viertel der Loosstellen in der Mine von eingefallener Wanderde bedeckt. Die Kosten für die Entfernung dieser Erde stiegen ganz enorm. Die Minenbehörde hatte anfänglich die Maßregel ergriffen, für die Entfernung dieser Erde 4 sh. per Ladung (16 Kubikfuß) zu zahlen, indeß sah sie sich nunmehr genöthigt, diesen Betrag auf 2 sh. 6 d herunterzusetzen; doch auch zu diesem Satze betrugen die Kosten für Entwässerung oder Erdbeseitigung im Jahre 1880 drei Millionen Mark und im Jahre 1881 vier Millionen Mark. Alle Anstrengungen und Aufwendungen halfen nichts; die Minenbehörde, von der Gesammtheit der Loosbesitzer gebildet und unterstützt, war mit ihren Mitteln bald am Ende, sodaß im März 1883 besondere Geldanweisungen ausgegeben wurden, deren Betrag schließlich auf fünf Millionen Mark stieg. Der Kredit der Minenbehörde ging zu Ende. Es trat ein regelrechter Bankerott ein, die Förderung der Erde hörte einfach auf, und die einzelnen Loosinhaber waren hilflos. Man kam, gezwungen durch die äußeren Thatsachen, zu der Ansicht, daß an die Stelle des oberirdischen offenen Betriebes der unterirdische Betrieb zu treten habe. Alsbald begann man die Ausführung. Indeß auch hier fing man es zunächst unrichtig an. Man grub Hilfsschächte durch die eingefallene Erde hindurch, innerhalb der Mine selbst, um durch diese Schachtanlagen den Blaugrund zu erreichen. Die Zentralgesellschaft war die erste, die so vorging; ihr folgte eine Reihe anderer Loosinhaber. Doch auf die Dauer konnten auch diese Schächte nicht genügen, und so ging man schließlich dazu über, die Schächte außerhalb der eigentlichen Mine herunterzubringen und von hier aus durch Stollen in die Mine

Digitized by Google

selbst einzudringen. Damit war die Grundlage für einen dauernden Betrieb gegeben.

Die bis jetzt geschilderten Vorgänge betreffen die Kimberley-Mine, oder, wie sie ursprünglich hieß, die „de Beers New Rush". Sie war diejenige Mine, die in allen Arbeiten am weitesten vorgeschritten war, und die bei ihr gewonnenen Erfahrungen konnten deshalb bis zu einem gewissen Grade den übrigen Minen dienstbar gemacht werden. Obwohl man dadurch in den anderen Minen etwas früher zu der Erfahrung gelangte, die die Kimberley-Mine sich so theuer erkaufen mußte, war doch auch hier der offene Minenbau bereits zu weit vorgeschritten, um nicht große Verluste und Kosten mit sich zu bringen.

Der erste Schacht wird in der de Beers-Mine im Jahre 1884 angelegt. In der Dutoitspan-Mine ereignet es sich, daß 18 Minengräber, darunter 8 Weiße, von einstürzenden Wänden begraben werden und sämmtlich ihr Leben verlieren. So wird die Erfahrung nicht allein mit Geld und Gut, sondern auch mit dem Verlust von Menschenleben erkauft.

Das Beispiel, welches die eben geschilderten außerordentlich interessanten Verhältnisse darbieten, ist eines der lehrreichsten der ganzen Volkswirthschaft. Es zeigt, wie das planlose Nebeneinanderarbeiten einer großen Masse von Individuen, die keiner einheitlichen Führung unterstehen, nach und nach zu einem vollkommenen Zusammenbruch führt. Die weitere Entwicklung der Diamantminen wird zeigen, wie sich aus diesem vollkommenen Zusammenbruch heraus einige wenige führende Geister erheben, die nunmehr ihre hervorragende wirthschaftliche Begabung verwenden, um das planlose Nebeneinander in ein systematisches Zusammenwirken umzuwandeln. Aus dem allgemeinen Zusammenbruch wachsen die Größen hervor, welche den ganzen südafrikanischen Diamantminenbau zu einem der bewundernswerthesten Großbetriebe ausgestalten.

Die anfänglich demokratische Gleichheit in den Eigenthumsverhältnissen der Minenloose sahen wir schon nach wenigen Jahren des Betriebes sich als undurchführbar herausstellen. In der Kimberley-Mine waren die Verhältnisse vordem so wild und wüst, daß nicht weniger als 1600 einzelne Loose vorhanden waren, von denen einzelne auf ein Sechzehntel des ursprünglich festgesetzten Normalumfanges herabgesetzt waren. Die absolute technische Unmöglichkeit dieser Art von Minenbetrieb, die bald offenbar wurde, führte dazu, daß 1874 die Zusammenfassung von zehn Loosen in

Digitized by Google

einer Hand gestattet wurde. Neben dieser technischen Unmöglichkeit des Betriebes waren es noch manche anderen Momente, die zum Zusammenschluß der einzelnen Elemente führten. Eines derselben bildete die Schwierigkeit der Kontrole über die einheimischen Arbeiter. Bei der Kostbarkeit des Produktes, um das es sich handelte, war es natürlich, daß die Neigung zu Diebstahl und Unterschlagung bei den einheimischen Arbeitern, deren Zuverlässigkeit sowieso nicht allzu groß war, außerordentlich bedeutend war. Die Schwierigkeit der Kontrole aber war bei der Kleinheit des Objektes wiederum eine sehr große. Da nun die Weißen numerisch ihren einheimischen Arbeitern gegenüber sehr in der Minderzahl waren, so einigte man sich dahin, die Arbeiter in Hausgemeinschaften, sogenannte „Compounds" zusammenzulegen und diese der Bewachung von einzelnen Weißen zu unterstellen. Später, als sich einzelne größere Gesellschaften im Minenbetrieb herausbildeten, bildete natürlich auch die Arbeiterschaft dieser Gesellschaften eigene Compounds.

Aber in erster Linie war es immer wieder die technische Unmöglichkeit, den Betrieb in einzelnen kleinen Loosen zu führen, der zum Zusammenschluß drängte, und der vollkommene Zusammenbruch, den wir oben geschildert haben, räumte auch die letzten Widerstände der hartnäckigsten Köpfe hinweg und machte den Weg frei für diejenigen Geister, die die südafrikanische Diamant-Industrie auf den Weg des großkapitalistischen, mit aller modernen Technik ausgestatteten Großbetriebes führen sollten.

Zwei Leute sind es gewesen, beide jetzt todt, die dieses Werk in erster Linie vollbracht haben. Der Eine, ein jüdischer Kaufmannslehrling aus London, bekannt unter seinem späteren Namen Barnato, der Andere, ein kränklicher Student, Sohn eines Geistlichen aus Hertfordshire, Cecil John Rhodes. Es wäre eine interessante Aufgabe, die Laufbahn dieser beiden Männer in ihren Einzelheiten darzustellen und mit einander zu vergleichen. Sie widerspiegeln Beide in ihren Charaktereigenschaften und in ihrer ganzen Laufbahn den verschiedenen Rassen- und Bildungsursprung in überraschendem Maße, und doch kommen Beide trotz ihrer großen Verschiedenheiten zur Verwirklichung desselben Zieles zusammen. Barnato ist der spekulativ veranlagte, von brennendem Ehrgeiz beseelte, stets in erster Linie auf den rein kapitalistischen Erwerb sehende Kaufmann, Rhodes der ideale, mit weitsichtigen Plänen sich tragende Politiker; Beide ausgestattet mit jener unermüdlichen

Digitized by Google

Zähigkeit und Furchtlosigkeit gegenüber noch so großen Schwierigkeiten, die allein die Garantie des Gelingens in sich tragen.

Barnato begann mit einem Zigarrenhandel, widmete sich dann dem Diamanthandel, kaufte nach und nach einige Minenloose und gründete als einer der Ersten eine Diamantgesellschaft, die „Barnato-Diamant-Minen-Gesellschaft". Die äußere Veranlassung dafür, daß Rhodes nach Südafrika kam, war seine schwächliche Gesundheit, die ihm ein warmes und trockenes Klima empfahl. Beide, Rhodes und Barnato, folgten einem älteren Bruder nach den Diamantfeldern. Auch Rhodes gelang es nach und nach, einige Loose zu vereinigen. Beider Anstrengungen richteten sich fortan mit aller Macht darauf, das Verständniß der einzelnen Loosinhaber dafür zu wecken, daß ein geordneter, auf die Dauer gewinnbringender Betrieb nur durch ein gemeinsames Vorgehen möglich sei. Die einzelnen Besitzer zu Antheilseignern einer großen Gesellschaft zu machen, das war ihr Beider Ziel, dem tausenderlei Sonderwünsche einer vielköpfigen Menge gegenüber standen.

Noch im Jahre 1885 waren nicht weniger als 98 verschiedene Besitzer in den vier Minen. In der Kimberley-Mine waren 11 Gesellschaften und 8 Private, in der de Beers-Mine waren 7 Gesellschaften und 3 Private, in Dutoitspan waren 16 Gesellschaften und 21 Private, in Bultfontein waren 8 Gesellschaften und 24 Private. Das war das Resultat nach einem vierzehnjährigen Minenbetrieb. Zur Zeit der größten Zersplitterung hatte die Gesammtzahl der Antheilseigner in den vier Minen ca. 3600 betragen. Rhodes' Hauptinteresse lag in der de Beers-Mine, Barnatos in der Kimberley-Mine. 1880, in demselben Jahre, in dem Barnato seine Gesellschaft gegründet hatte, gründeten Rhodes und Andere die „De Beers-Minen-Gesellschaft". Dieselbe sollte ausersehen sein, der Zentralisationspunkt für sämmtliche vier Minen zu werden. Ihr Anfangskapital betrug vier Millionen Mark. Im Jahre 1887 hatte die de Beers-Gesellschaft sämmtliche Loose der de Beers-Mine an sich gebracht. Nun galt es, das zweite große Zentrum, die Kimberley-Mine, zu gewinnen; Dutoitspan und Bultfontein waren von geringerem Werte. Die folgenden Jahre bringen einen teilweise auf das Erbittertste geführten Konkurrenzkampf zwischen de Beers und Kimberley, zwischen Rhodes und Barnato. Nachdem gütliche Verhandlungen mit Barnato sich wegen der ungeheuren Summe, welche Barnato für die Kimberley-Mine fordert, zerschlagen haben, sucht Rhodes durch Ankauf kleinerer Kimberley-Gesellschaften in der

Digitized by Google

Kimberley-Mine festen Fuß zu fassen. Für Rhodes' Kraft allein ist indessen die Aufgabe zu groß, daher sucht er Hilfe in London. Der Plan geht dahin, die zweitgrößte Gesellschaft der Kimberley-Mine, die „Französische Minen-Gesellschaft" vollständig für die de Beers aufzukaufen. Das Londoner Haus Rothschild ist bereit, diese Transaktion zu machen. Rhodes Hauptstütze dabei ist der Vertreter einer Diamanthandelsfirma in Kimberley, Alfred Beit, Mitinhaber der Firma Wernher, Beit u. Co., Namen, die mit der südafrikanischen Diamant-Industrie unlöslich verknüpft sind. Diese hatten das Hauptinteresse an der Französischen Minen-Gesellschaft und operirten mit Rhodes zusammen. Aber auch der Ankauf der Französischen Minen-Gesellschaft führt noch nicht zum Ziel, und nun beginnt ein Wettkauf um die Barnato-Aktien, welche die Majorität in der Barnato-Gesellschaft sichern sollen, wie er in der Börsen-Finanzgeschichte wohl selten sich ereignet hat. Anfangs hielt Barnato dieses Wettrennen aus, und der Kurs der Aktien stieg zu schwindelnder Höhe. Aber nach und nach merkte er, wie einer seiner Mitgroßaktionäre nach dem anderen abzuspringen drohte, gelockt durch die enormen Gewinne beim Aktienverkauf, und um nicht zuletzt mit den in seiner eigenen Hand befindlichen Aktien isolirt dazustehen, that er, was ein „kluger" Kaufmann in solchen Momenten thut, er selbst fiel um und steckte selbst den Gewinn ein. Dadurch hatte nun Rhodes die vollkommene Majorität in der Barnato-Gesellschaft, die so unter die Kontrolle der de Beers gebracht wurde. So endete der Wettkampf zweier Männer, die an Kühnheit ihrer Ideen einander gleich waren, deren Größerer vom allgemeinen Gesichtspunkt aus zweifellos Rhodes war. Die weitere Geschichte Beider bestätigt dieses Urtheil vollauf. Rhodes wurde einer der gefeiertesten Politiker Groß-Britanniens, der mit seinen Ideen den südafrikanischen Kontinent zu erobern trachtete, Barnato hingegen setzte sein immenses Vermögen bei einer Reihe wilder Goldminen-Spekulationen in Südafrika auf's Spiel, ein Spiel, das er verlor. In einem Anfall von geistiger Umnachtung sprang er 1897 auf der Fahrt von Kapstadt nach London über Bord, so seinen Tod findend.

Die weniger reichhaltigen Minen von Dutoitspan und Bultfontein aufzukaufen, gelang ohne größere Schwierigkeiten.

So war denn das ganze südafrikanische Diamantvorkommen in einer kraftvollen Hand vereinigt. Man kann über die Art und Weise, wie dieser Kampf um die Konzentration geführt wurde, verschiedener Meinung sein. Man kann das Schwergewicht darauf legen, daß

Digitized by Google

diese Vereinigung schließlich doch nur möglich war, durch in gewissem Sinne unsinnige Anspannung des Groß-Kapitals, durch Börsenmachinationen, die weder unmittelbar wirthschaftlich, noch vielleicht auch moralisch gewesen sind, durch die Vernichtung und Schädigung mancher Einzelinteressen. Aber das wird man niemals leugnen können, daß durch diesen Kampf etwas wirthschaftlich Großes geschaffen worden ist, daß dieser Kampf mit seinen schließlich erreichten Zielen eine Blüthe über ganze Theile Südafrikas herbeigeführt hat, wie sie ohne diese kapitalistische Konzentration schwerlich je möglich gewesen wäre. Mit dem Zusammenschluß der Minen-Industrie sind erst jene gewaltigen kolonial-politischen Unternehmungen entstanden, die in ihrem Gefolge die ganze neuere kolonial-politische Erschließung Südafrikas gehabt haben, und man kann bei Allem sich nicht der Bewunderung entziehen, die ein Mann wie Rhodes erweckt, in dessen Kopf der Plan dieses großen Gebäudes entstanden und gereift ist, und dessen Nerven allen jenen latenten und offenen Schwierigkeiten sich gewachsen gezeigt haben, die in unendlicher Fülle sich der Verwirklichung seines Planes entgegengestellt haben.

Der Effekt der Konzentration war ein enormer. Er äußerte sich zunächst in den technischen Leistungen. Der unterirdische Betrieb wurde einheitlich aufgenommen mit Schacht- und Stollenbau. Der Absatz wurde einheitlich geregelt, was um so leichter war, als durch die Zusammenfassung der Betriebe ein gewisses Monopol gegeben war; ein Monopol in Diamanten — es scheint das Schlechteste nicht. Die Fördereinrichtungen, die Waschseinrichtungen und Alles, was sonst zur Diamantgewinnung gehört, werden nun mit den neuesten Maschinen und den neuesten Errungenschaften der Technik ausgestattet. Das Pulverisiren des Blaugrundes, das früher durch Zerklopfen besorgt wurde, überläßt man jetzt der Sonne. Der Blaugrund hat die Eigenschaft, am Tageslicht nach und nach zu verwittern, wie ja auch sein Uebergang zum loseren Gelbgrund an der Oberfläche zeigt. Während früher die monatelange Lagerung des Blaugrundes zu viel Zinsen verzehrte für den einzelnen Loosinhaber, spielt bei diesem Riesenbetriebe dieses Moment keine Rolle mehr, und der Blaugrund liegt monatelang, ja bis zu einem Jahr lang, unbearbeitet auf den weiten „Floors“. Hier wird der Blaugrund ausgeladen, durcheinander geharkt und alsdann von Sonne, Wind und Wetter pulverisirt. Dann wird er gewaschen, die Diamanten werden ausgesondert, sortirt, gereinigt, gewogen, verpackt u. s. w.

Digitized by Google

Nachstehende Tabelle veranschaulicht die Ergebnisse der de Beers- und Kimberley-Minen im letzten Jahre vor der Konsolidation (1889) sowie in den folgenden Jahren:

Geschäftsjahr	Zahl der geförderten Ladungen Blaugrund	Zahl der geförderten Karate	Produktionskosten per Ladung	Dividende
1889	944 706	914 121	9 sh 10⅓ d	5 %
1890	2 192 226	1 450 605	8 „ 10½ „	20 „
1891	1 978 153	2 020 515	8 „ 8 „	20 „
1892 (15 Monate)	3 338 553	3 035 481	7 „ 4,3 „	35 „
1893	3 090 183	2 229 805	6 „ 11,6 „	25 „
1894	2 999 431	2 308 463½	6 „ 6,8 „	25 „
1895	2 525 717	2 435 541½	6 „ 10,8 „	25 „
1896	2 698 109	2 363 437¾	7 „ 0,1 „	40 „
1897	2 515 889	2 769 422¾	7 „ 4,3 „	40 „
1898	3 332 688	2 603 250	6 „ 7,4 „	40 „
1899	3 504 899	2 345 466	6 „ 7,7 „	40 „
1900 (Kriegsjahr)	1 673 664	1 000 964	7 „ 7,2 „	—
1901	2 120 397	2 000 495¾	8 „ 5 „	40 „

Das ist die Industrie, die in dieser Einöde ein blühendes Leben geschaffen hat, die auf nacktem Boden eine Stadt wie Kimberley hat erstehen lassen, mit seinen wunderbaren Anlagen, öffentlichen Gebäuden, Alleen, Gärten, Instituten u. s. w., die jetzt an Stelle der ersten Zelte und Wellblechhäuser getreten sind.

Es bleibt uns noch einiges zu sagen über die sonstigen ökonomischen Verhältnisse, welche für die Diamant-Industrie charakteristisch sind. Zuerst einiges über die Arbeiter-Verhältnisse. Sobald nur die ersten Weißen die Schürfarbeiten in den Diamantfeldern begonnen hatten, erhielten sie Zulauf von den benachbarten Griqua-Negern, Koranas, Basutos u. s. w. Ihnen folgten Hottentotten, Kaffern, und die Angehörigen der zahlreichen anderen Stämme des südlichen Afrika. Die Diamanten reizten sie zwar Anfangs nicht, sie wären keine Viertelstunde weit gelaufen, um einen Koh-i-noor aufzusammeln, aber sie erhielten gegen einige Monate Arbeit Geld, um sich ein billiges Gewehr und eine Hand voll Pulver und Blei zu kaufen, das Kostbarste in ihren Augen auf der Welt. Freilich, sobald ihnen der Werth der Diamanten etwas aufgegangen war, begannen sie die kleinen weißen Steinchen zu schätzen, so sehr, daß sie unrechtmäßiger Weise manchen davon auf die Seite zu bringen

Digitized by Google

suchten. Die Weißen schützten sich dagegen, wie wir gesehen haben, indem sie die schwarzen Arbeiter in Hausgemeinschaften zusammen legten, die gemeinsam bewacht wurden. Ueberdies kamen schwere Strafen für Diamantdiebstähle hinzu, sobald sie nur entdeckt wurden. Die Zusammensetzung der schwarzen Arbeiter zwar war ja freilich bunt genug und erleichterte nicht immer die Ueberwachung.

Die Arbeiterlöhne hielten sich Anfangs auf sehr niedriger Stufe, stiegen aber mit der Zeit bedeutend. Gegenwärtig stellen sich die Arbeitsverhältnisse bei der de Beers-Company folgendermaßen dar:

Es arbeiten über der Erde zur Zeit etwa 1100 Weiße und 3500 Schwarze, unter der Erde 500 Weiße und 3800 Schwarze. Die besseren Arbeiter, Maschinisten, Minenaufseher u. s. w. erhalten bis 500 und 600 Mark monatlich. Die Schwarzen unter der Erde verdienen ca. 3 bis 5 Schilling per Tag. Ferner bekommen die Arbeiter auf den Floors einen gewißen Satz für jeden gefundenen Karat Diamant.

Eine besondere Beachtung verdienen auch die Verkehrsverhältnisse. In der früheſten Zeit der Diamant-Industrie kommen die Diamantgräber mit ihren geringeren oder größeren Habseligkeiten in monatelangem Zuge per Ochsenkarren von den Hafenstädten Natals über die Berge und das kahle Hochplateau gezogen. Im Jahre 1875 stellt die Inland-Transport-Company Reisewagen, eine mit acht Pferden bespannte Mail-Coach, die von der Endstation der Kapeisenbahn, Wellington, in acht oder neun Tagen die Reisenden nach den Diamantfeldern bringt. Sie faßt indessen jedesmal nur vierzehn Passagiere. Noch Jahre lang hat es gedauert, ehe eine Eisenbahn Kimberley mit Kapstadt verband.

Schon in den Tagen der ersten Ansiedlung entwickelte sich im Lager der Diamantgräber eine Art regelmäßiger Marktverkehr. Von den benachbarten Farmern wurden Lebensmittel beschafft, deren Preis freilich ein sehr bedeutender war. Alle europäischen Waaren mußten mit enormen Kosten von den Natalhäfen herangeschafft werden. Die täglichen Bedarfsartikel wurden auf offenem Markte verkauft. Mit der Zeit thun sich ständige Läden auf, und die Versorgung mit allen Unterhaltsmitteln wächst in demselben Grade, wie sich die Verkehrsverhältnisse verbessern.

Schwierigkeiten bereitete vor Allem die Wasserversorgung. Die gebohrten Brunnen waren nicht allzu ergiebig und die Abgaben für Wasser Anfangs sehr hoch. Erst nach einer Reihe von Jahren wurde eine Wasserleitung vom Vaal her angelegt. Es war eine eigene

Digitized by Google

Gesellschaft, die dies Werk unternahm, die „Kimberley-Wasserwerke", die eine Pumpstation bei Rivertown am Vaal errichtete und das Wasser von dort 16 englische Meilen weit bis zu einem großen Reservoir in der Nähe von Kimberley pumpte.

Es mögen noch einige Bemerkungen über den Blaugrund und die Natur des Diamanten hier eingefügt werden. Das Gestein, in welchem der Diamant in Südafrika vorkommt, hat man hinreichend analysirt und kennt es genau. Es ist ein breccienhaftes Gestein, das die vulkanischen Ausbruchsröhren von der Oberfläche bis weit hinein in die Erde ausfüllt. Außerhalb dieser runden Kraterröhren oder Trichter kommt der Blaugrund nicht vor. Das bloße Vorkommen des Blaugrundes aber berechtigt nicht immer zu der Annahme, daß darin Diamanten enthalten seien, wie denn auch das Vorkommen des Diamanten innerhalb der einzelnen Blaugrundfundstellen ein durchaus verschiedenartiges ist. Man hat an anderen Orten Blaugrundstellen gefunden, ohne Diamanten darin zu entdecken; auch ist das Verhältniß der gefundenen Diamantmenge zur Menge der geförderten Blaugrunderde vielfach verschieden. In der Kimberley-Mine rechnete man auf ca. sechzehn Kubikfuß Blaugrund ein Karat Diamant. Auf einen zehnkarätigen Diamanten also gehören 160 Kubikfuß Blaugrund. Dieses Verhältniß läßt es begreiflich erscheinen, daß so selten mit bloßem Auge Diamanten gefunden werden. So erzählt der langjährige Manager der de Beers-Mine, Gardner Williams, daß er in den fünfzehn Jahren seiner Thätigkeit in den de Beers-Minen auf den ausgedehnten Floors der Gesellschaft niemals einen Diamanten gefunden habe.

Ueber die Entstehungsweise des Diamanten in dieser Kratererde sind die verschiedenartigsten Theorien aufgestellt, ohne daß bis jetzt eine allgemein gültige Annahme durchgedrungen wäre. Wir können deshalb die verschiedenen Thesen übergehen, um nur so viel zu sagen, daß Kohle, die tief unten in der Erde gelegen hat, bei diesen Kraterausbrüchen auf irgend eine bisher unbekannte Weise ihre Gestalt und Form veränderte und zum leuchtenden Diamant wurde.

Trotz des verhältnißmäßig seltenen Vorkommens des Diamanten in der großen Menge Blaugrundes ist die Gesammtproduktion der vier Minen keine geringe. Barnato schätzte die Jahresproduktion an Diamanten während der Jahre 1873 bis 1880 auf 1—1½ Million Karat. Im Jahre 1883 stieg die Menge auf 2½ Million Karat im Werthe von etwa ebensoviel Pfund Sterling. 1886 wurden über 3 Millionen gefördert, in den beiden folgenden Jahren rund

Digitized by Google

3,6 Millionen. Nachdem die de Beers-Mine die ganze Produktion in die Hand genommen und einheitlich monopolistisch geregelt hat, werden durchschnittlich 2,2 Millionen Karat im Jahre gewonnen.

Die Preisbewegung der Diamanten der de Beers-Mine ist etwa die folgende gewesen: Anfang der achtziger Jahre wurde für den Karat etwas über 20 sh gezahlt, 1884 stieg der Preis auf durchschnittlich 23 sh und fiel im nächsten Jahr auf etwas über 19 sh. 1886 stieg der Preis wiederum auf etwas über 21 sh und hielt sich auf dieser Höhe. Indeß brachte die Zeit vor dem Zusammenschluß aller Minen einen nicht unbeträchtlichen Rückgang der Preise.

Was den Diamantmarkt betrifft, so ist im Verhältniß zu der Gesammtweltproduktion an Diamanten die Diamantgewinnung der de Beers-Mine eine so große, daß die de Beers den Markt vollkommen beherrschen. Während die de Beers, wie wir sahen, 2,2 Millionen Karat jährlich produziren, gewinnt Jagersfontein eine Viertel Million, Brasilien nur etwa 40 000 Karat, Neu-Südwales ca. 25 000 Karat, Borneo ca. 2000 Karat. Die produzirten Mengen in Indien und Britisch-Guinea sind noch verschwindender. So beherrscht die de Beers offensichtlich den Diamantmarkt vollkommen. Ihre Klassifikation der Diamanten, ihre Sortirung u. s. w. sind maßgebend. Sie hat es vollkommen in der Hand, den Preis sinken oder steigen zu lassen und wird dabei geleitet einzig und allein durch die Nachfrage. Um den Absatz genau kontroliren zu können, ist die de Beers dazu geschritten, ein Syndikat der Diamanthändler in London zu bilden, an welches die gesammte de Beers Diamantproduktion verkauft wird. Dieses Syndikat bestimmt im Einverständniß mit der de Beers-Gesellschaft die Preise der Rohdiamanten. Von hier aus geht das kostbare Produkt, oft durch zahlreiche Zwischenhände, an die Schleifereien, namentlich in Holland, und weiter an die Juweliere in aller Herren Länder. Die Vereinigten Staaten sind seit längerer Zeit der beste Abnehmer für Diamanten, gemäß den dort in einzelnen Händen aufgehäuften ungeheuren Reichthümern. Der Reihe nach folgen als Abnehmer England, Deutschland, Frankreich und Italien. Die Nachfrage in den Vereinigten Staaten ist in den letzten fünfzig Jahren um nicht weniger als 2000 Prozent gestiegen. Beispielsweise wurden im Jahre 1901 für zwanzig Millionen Dollar Diamanten nach den Vereinigten Staaten importirt.

Zweierlei Dinge erscheinen bei der Betrachtung der Geschichte

Digitized by Google

der südafrikanischen Diamant-Industrie der Hervorhebung wert. Einmal giebt sie einen Beweis dafür, daß ökonomische Erfolge vom Standpunkt des Unternehmers wie vom Standpunkt der Produktion überhaupt in der Regel nur zu erzielen sind, wenn eine zentralistische einheitliche, großbetriebliche Leitung vorhanden ist. Das jämmerliche Fiasko, welches das Durcheinander des zersplitterten Kleinminen-Betriebs erlebt hat, kann in gewissem Sinne paradigmatisch genannt werden. Das zweite ist, daß die Größe des Unternehmens, die Menge der Reichthümer und der ganze immense Betrieb, der hier schließlich in die Hände einer großen kapitalistischen Gesellschaft gelegt wurde, in den Leitern dieses Betriebes größere Gedanken geweckt hat, als die auf den bloßen mammonistischen Erwerb gerichteten. Kimberley ist das Zentrum der südafrikanischen Politik der letzten Jahrzehnte gewesen. Nicht, als ob hier der Sitz der Regierung, das Verkehrszentrum oder der Mittelpunkt der äußeren Machtentfaltung gewesen wäre, aber hier wurde der Geist geboren, von hier aus wurden die Fäden gesponnen, von hier aus ging der Impetus, der Südafrika für die englische Macht nicht nur, sondern für die angelsächsische Zivilisation überhaupt gewonnen hat.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

„Platons Dialoge." — Inhaltsdarstellungen I. der Schriften des späteren Alters von Constantin Ritter. — Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1903.

Das tief eindringende Buch Paul Natorps „Platos Ideenlehre" ist mit der ausgesprochenen Absicht veröffentlicht worden, daß es eine Einführung in den Idealismus sein soll, und in der Besprechung dieses Werkes in den „Preuß. Jahrbüchern" ist noch einmal darauf hingewiesen worden, daß die gesammte europäische Geisteskultur in diesem Idealismus ihre Wurzel hat. Wir würden heut nicht denken, wie wir denken; wir würden nicht sprechen, wie wir sprechen, wenn der Platonismus nicht zu Tage gefördert worden wäre. Platonismus aber heißt nichts Anderes als die Verlebendigung der Idee oder des Typus des geistigen Menschen. Indem die Pseudophilosophie des Positivismus, und zwar zuerst des mechanisch-materialistischen, dann des biologischen und psychologischen Positivismus, die Fortschritte der Naturerkenntniß lediglich nach ihrer äußeren, sinnlichen, utilitarischen Bedeutung werthete und dadurch völlig blind wurde für die aprioriſche Geistesthätigkeit, ohne welche doch auch kein empirisches Gesetz festgestellt und begründet werden kann, ist der Wahn entstanden, als ob damit alle reine Philosophie oder die Philosophie des Geistes ein für allemal in die Rumpelkammer zu verweisen sei. In der viel bewunderten Geschichte des Materialismus von Friedrich Albert Lange ist der Gedanke geltend gemacht worden, daß die wissenschaftliche Forschung schon im Alterthum besser gethan hätte, wenn sie, anstatt dem Entwurf metaphysischer Systeme nachzuhängen, sich vielmehr die Weiterbildung der Keime positivistischer Erfahrungserkenntniß hätte angelegen sein lassen. So bestechend eine solche Ansicht bei oberflächlicher Betrachtung ist, als so nichtssagend erweist sie sich bei genauerem Zusehen. Denn das eben geht aus der wahrhaften Erkenntniß der geschichtlichen Entwicklung mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit hervor, daß eine streng wissenschaftliche Naturerkenntniß im großen Stile, auf der Grundlage umfassend systematischer Ausbildung der Methode, überhaupt erst möglich und stabil werden konnte, als vermittelst der metaphysischen Denkbewegung in dem Ganzen der Kultur-

Digitized by Google

menschheit die fundamentale Geistesbestimmtheit an sich soweit verlebendigt war, daß nunmehr die geistige Bearbeitung des empirischen Naturzusammenhanges mit dauerhaftem und fortschreitendem Erfolge in Angriff genommen werden konnte. Kurz gesagt: angewandte Wissenschaft war erst möglich, nachdem die Fähigkeit rein begrifflichen Denkens so durchgehend ausgebildet war, daß die logische Erkenntnißthätigkeit schließlich auch auf die Ermittlung der Gesetzmäßigkeit der besonderen Erfahrungsthatsachen gerichtet zu werden vermochte. Dazu aber genügte es nicht, daß bloß dieser oder jener geniale Kopf die Sicherheit erlangte, durch denkende Beobachtung und erdachte Experimente hinter die Geheimnisse der Naturgesetze zu kommen, sondern die Kraft denkender Erkenntniß mußte erst in der Gesammtheit des Menschengeschlechtes zur Geltung gebracht sein, ehe dieses Denken für die wissenschaftliche Naturforschung mit bleibendem Erfolge und stetig fortschreitend nutzbar wurde. Denn was half es, daß z. B. Archimedes, der Gesammtentwicklung vorauseilend, bereits die Grundlagen für eine gesicherte Methode der mechanischen Forschung ausfindig machte; sein Zeitalter war im Ganzen noch nicht darauf vorbereitet, und so gerieth denn thatsächlich wieder in Vergessenheit, was er bereits mit staunenswerthem Scharfsinn erarbeitet hatte. Das Denken der Menschheit mußte noch ganz anders und viele Jahrhunderte hindurch geschult werden, ehe die Gesammtheit dafür vorbereitet war, über die bloß empirisch-praktische Naturerkenntniß hinaus die geistig-theoretische Forschung auch auf diesem Gebiet zu würdigen und zu fördern. Den menschlichen Geist aber soweit gefördert und ausgerüstet zu haben, daß die zu aller wissenschaftlichen Erkenntniß nothwendigen Begriffe und begrifflichen Methoden Gemeingut der ganzen Gattung geworden sind, ist das hohe und bleibende Verdienst der von den Positivisten so verächtlich behandelten Metaphysik des Alterthums und des Mittelalters. Es ist ein grober Mangel geschichtlichen Verständnisses, wenn man die Bedeutung dieser Metaphysik nur danach abschätzt, was sie als dogmatisches Weltsystem darstellt. Mögen diese Systeme zu ihrer Zeit auch immerhin im Vordergrund des Interesses gestanden haben, so sehen wir doch heut, daß dieser systembildende Trieb nur das Mittel war, um dadurch die Denkfunktion nach allen Seiten hin in Bewegung zu setzen und dadurch das Begriffsmaterial herauszuarbeiten, ohne das keine objektive Wissenschaft möglich ist. Erst auf diesem Weg hat unser Geschlecht mit solchen Begriffen wie Substanz, Kausalität, Quantität, Qualität, Nothwendigkeit, Zufälligkeit, wesentlicher und unwesentlicher Bestimmung u. s. w., ferner mit den Mitteln der Induktion und Deduktion, Vergleichung, Analogie u. s. w. so zu operiren gelernt, daß die denkende Erforschung der Naturerscheinungen möglich wurde. Ohne die Grundlegung der idealistischen Philosophie von Plato herab bis zur Scholastik würde es daher auch keinen Galilei, Kepler und Newton gegeben haben. Es ist hohe Zeit, daß gegenüber den Verwüstungen, die der rohe Empirismus und Positivismus in unserem modernen Geistesleben angerichtet hat, diese Thatsache wieder zum

Digitized by Google

Bewußtsein gebracht wird, und dafür giebt es kein besseres Mittel, als den Idealismus zunächst einmal wieder an seiner Quelle zu studiren, nämlich bei Plato.

Damit aber entsteht das Problem, wie können die Schriften dieses hellenischen Denkers auch den weiteren Kreisen der Gebildeten und philosophisch Interessirten zugänglich gemacht werden. Nach der Einschränkung, die der griechische Unterricht auf unseren Gymnasien erfahren hat, kann außer von Fachphilologen und Fachphilosophen im Allgemeinen nicht erwartet werden, daß diese Werke in der Originalsprache gelesen werden. Was bleibt da anderes als die Uebersetzung! Indessen gerade die Uebersetzung der Platonischen Dialoge hat ihre großen Schwierigkeiten. Es soll das Verdienstvolle der Schleiermacherschen, Müllerschen und Susemihlschen Uebertragung keineswegs verkannt werden; auch die Verdeutschung einzelner Schriften, wie namentlich die des Gastmahls von Eduard Zeller und die des Gastmahls und des Phädrus von K. Lehrs soll rühmend erwähnt werden; aber mit alledem kann doch noch nicht behauptet werden, daß wir den Plato wie einen deutschen Philosophen zu lesen vermöchten. Soweit sind wir noch nicht, daß wir neben der deutschen Bibel, neben dem deutschen Shakspere nun auch einen deutschen Plato hätten. Ich weiß auch nicht, ob das jemals möglich sein wird. Denn die Schwierigkeit ist hier ganz außergewöhnlich. Nicht nur diejenige des Inhaltes und der Terminologie, sondern auch die der Form kommt hierbei in Frage. Denn die dialogische Darstellung, so meisterhaft sie Plato handhabte, wirkt doch in der Uebersetzung streckenweise ermüdend und lähmend auf das Interesse. Zusammenziehungen wären hier am Platze, aber dann hat man wieder nicht den ganzen, den ursprünglichen Plato. Es wäre zu wünschen, daß hier etwas Analoges erreicht würde, wie es Jakob Bernays mit der Uebertragung der Politik des Aristoteles zu Stande gebracht hat.

Wer sich heut mit den Platonischen Gedankengängen durch Uebersetzungen vertraut zu machen sucht, muß noch auf Hilfsmittel anderer Art hingewiesen werden. Ich meine damit namentlich solche Arbeiten, welche genaue Dispositionen und zusammenhängende Gedankenentwicklungen von Schriften Platos geben. Als ein Muster dieser Art sind die „Platonischen Studien" von Bonitz zu nennen. In diesem Werke sind aber nur die Dialoge Gorgias, Theätetos, Euthydemos und Sophistes ausführlich behandelt, während diesen Darstellungen dann freilich noch werthvolle Erklärungen zum Laches, Eutyphron, Charmides, Protagoras, Phädros und Phädon hinzugefügt sind. Nunmehr hat Constantin Ritter in ähnlicher Weise „Inhaltsdarstellungen" von Platonischen Schriften des späteren Alters herausgegeben, die den Parmenides, Sophistes, Politikos, Philebos, Timaios und Kritias betreffen. Es muß als ein glücklicher Griff bezeichnet werden, daß der Verfasser diese Form gewählt hat, den Leser in die Gedankenwelt der Platonischen Werke einzuführen, und wir können nur wünschen, daß diesem Band bald ein neuer folgt, der die noch übrigen

Digitized by Google

Hauptdialoge in derselben Weise zur Darstellung bringt. Da diesem Unternehmen die Absicht zu Grunde lag, „mit Umgehung aller Schwierigkeiten und unnöthigen Umständlichkeiten des Ausdrucks nur die Gedanken festzuhalten und sie in scharfer Fassung so klar als möglich wiederzugeben", so kann anerkannt werden, daß dieses Vorhaben vortrefflich gelungen ist. Die Inhaltsentwicklungen zeugen von genauer Sachkenntniß, gewissenhafter Treue und gewandter stilistischer Darstellung. Kurze Dispositionsübersichten am Schluß und ein ausführliches Register erhöhen noch die Brauchbarkeit des Buches. Bemerken will ich nur noch, daß ich Seite 105 (unten), wo es vom Kosmos heißt: „als etwas Gewordenes ist er körperlich, sichtbar und greifbar", statt dieses letzten Ausdruckes lieber „tastbar" gesagt haben würde, weil diese Bezeichnung der betreffenden sinnlichen Qualität unserer heutigen Terminologie angemessener ist.

So darf denn dieses neue Platobuch Allen auf das Wärmste empfohlen werden, die einen zuverlässigen Einblick in die Gedankenarbeit der späteren Schriften Platos zu gewinnen wünschen.

Charlottenburg. Ferdinand Jakob Schmidt.

Theologie.

Erich von Schrenck, „Jesus und seine Predigt", Vorträge für Gebildete. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Preis broschirt 2,40 Mk., gebunden 3,20 Mk. 8°. 234 Seiten.

Schrencks Buch gehört zu der in unseren Tagen mit bemerkenswerther Raschheit anwachsenden Zahl von Werken, welche sich die Vermittelung zwischen dem historischen Christus und der modernen Bildung zum Ziel setzen. Harnack, Bousset, Weinel, um nur wenige, besonders hervorragende Beispiele zu nennen, liefern einen schlagenden Beweis für das bestehende Interesse, das sowohl auf Seiten der Wissenschaft als auch beim gebildeten Publikum jetzt für dieses Problem vorhanden ist. Auch Schrenck wird mit seiner Arbeit sicher Vielen willkommen sein, und wiewohl sich in der modernen, religionswissenschaftlichen Schule grundlegende Unterschiede in der Behandlung des Stoffes kaum denken lassen, so ist er doch in seiner Art selbständig genug, um in Ehren neben anderen, selbst größeren, zu bestehen. Wer, wie ich selbst, den Versuch gemacht hat, auf der Grundlage des uns erhaltenen Materials die Persönlichkeit Jesu uns Heutigen psychologisch nahe zu bringen, weiß vor allen Dingen das große Verdienst der rücksichtslosen Offenheit und Ehrlichkeit zu würdigen, mit der Schrenck den großen Schwierigkeiten seiner Aufgabe begegnet. Die größte dieser Schwierigkeiten besteht bekanntlich darin, daß man Jesus auf der einen Seite als eine Persönlichkeit begreifen muß, die im engen und organischen Zusammenhang mit der vielfach engbegrenzten Begriffswelt seiner Zeit und seines Volkes steht, während auf der anderen Seite sowohl unser Instinkt

Digitized by Google

als auch unser Intellekt bei der Forderung beharren, die Prinzipien seiner Verkündigung als grundlegende und absolute für Religion und Moral anzusehen. Vom Standpunkt einer Geschichtsphilosopie und einer Weltanschauung wie derjenigen Hegels liegt in dieser Antinomie eigentlich keine oder doch nur eine sehr geringe Schwierigkeit; für die moderne religionswissenschaftliche Methode ist die Schwierigkeit aber eine ungeheure. In der deutlichen Herausarbeitung dieser Thatsache und in der erfolgreichen Vermittelung eines im edlen Sinne populären Verständnisses für den Weg, der trotz Allem aus dem Dilemma hinausführt, sehe ich den eigentlichen Kern und Werth von Schrencks auch äußerlich, stilistisch, in ein sehr gewinnendes Gewand gekleideten Arbeit.

Paul Rohrbach.

Nationalökonomie.

Bodenkredit und Hypothekenbanken. Von Dr. Bodo Lehmann, Kaiserl. Konsul z. D. Berlin 1903. Puttkammer & Mühlbrecht. Mk. 3. 121 S.

Die auffallenden Ereignisse, welche in jüngster Zeit auf dem Gebiete des Hypothekenbankwesens eingetreten sind, haben den Verfasser veranlaßt, eine instruktive Studie über Bodenkredit und Hypothekenbanken zu veröffentlichen, die zwar keine bedeutenden neuen Vorschläge bringt, aber das einschlägige Gebiet recht klar beleuchtet.

Das Institut der Hypothekenbanken, die ja in erster Linie dem städtischen Bodenkredit dienen, ist noch gar nicht so alt, während das Institut der Landschaften ganz erheblich weiter zurückreicht. Im städtischen Bodenkredit hat von jeher die Privathypothek die ausschlaggebende Rolle gespielt und spielt sie zu einem sehr bedeutenden Theile noch heute. Die Entstehung der Hypothekenbanken wird erst bedingt durch die moderne Entwicklung der städtischen Bauthätigkeit, die mit einer stets steigenden Verschuldung des städtischen Grundbesitzes Hand in Hand geht, derart, daß heute die städtische Bodenverschuldung die ländliche bei Weitem übertrifft. Die erste Pfandbriefanstalt wurde in den 60er Jahren, als sich zum ersten Mal die spezifisch moderne spekulationsmäßig betriebene Herstellung des von einer Mehrzahl von Familien bewohnten städtischen Miethshauses zeigte, gegründet.

Die heutige Gesammt-Bodenverschuldung des Deutschen Reichs, also ländliche und städtische, wird auf über 42 Milliarden Mark geschätzt, wovon etwa 30 Milliarden Mark auf die städtische Verschuldung entfallen. In welchem Maße die Zunahme der städtischen Verschuldung die ländliche überflügelt, geht daraus hervor, daß in den Jahren 1886—97 in Preußen die städtische Bodenverschuldung um 8,5 Milliarden, die ländliche um 2,4 zugenommen hat. Bemerkenswerth ist, wie Eberstadt ausführlich nach-

Digitized by Google

gewiesen hat, daß die Verschuldung des ländlichen Besitzes gleichzeitig mit dem Sinken der Grundrente eintritt, während der städtischen Verschuldung eine enorme Steigerung der Grundrente entspricht, wobei diese Steigerung und die Schuldzunahme des städtischen Grund und Bodens nur zum Theil durch den Werth nützlicher Aufwendungen kompensirt werden. Ja, die Verhältnisse haben sich in der städtischen Entwicklung neuerdings derartig gestaltet, daß die Verschuldung erst das unentbehrliche Mittel bildet, um den Bodenwerth fiktiv zu steigern. Nur das hochverschuldete Haus ist ein geeignetes Handels- und Spekulationsobjekt. Je geringere Anzahlung beim Kaufe zu leisten ist, um so höher ist der Zinsgewinn, um so leichter findet das Haus einen Käufer. Der Charakter des städtischen Hauses als Spekulationsobjekt ist es auch gewesen, welcher die Art der Hypotheken beeinflußt hat. Während früher in der Hauptsache nach dem Beispiel der Landschaften auch für den städtischen Bodenkredit amortisable Hypotheken gegeben wurden, ist in neuerer Zeit an ihre Stelle überwiegend die kündbare Hypothek mit thunlichst langer Kündigungsfrist getreten. Freilich war die amortisable Hypothek mit ihrem starren Schematismus auch für die Landwirthschaft, sobald die neueren leichter veränderlichen Wirthschaftsverhältnisse eintraten, nicht gerade immer zweckmäßig, und sie ist auch neuerdings bedeutend zurückgetreten.

Der Charakter des städtischen Hausbesitzes als Spekulationsobjekt und das Verlangen nach möglichst hoher Belastung der Objekte hat zu jenen ungesunden Verhältnissen geführt, die bei manchen Hypothekenbanken zum Vorschein gekommen sind, und die neuerlich das Mißtrauen des Publikums in so hohem Maße hervorgerufen haben. Eine Prüfung der Belastungen, wo sie möglich war, hat ergeben, daß die durchschnittlich prozentuale Belastung des städtischen Grundbesitzes enorm hoch ist und mit $^3/_4$ des angenommenen Werthes kaum hoch genug veranschlagt wird. Daß diese Verhältnisse nach Reform rufen, erscheint zweifellos.

Lehmann stellt eine Schätzung auf über die Betheiligung der verschiedenen Institute und der Privaten an der städtischen Bodenkreditgewährung, wobei sich ergiebt, daß einstweilen noch die im städtischen Grundbesitz ruhenden Privathypotheken eine höhere Summe erreichen, als die Darlehen sämmtlicher Hypothekenbanken, so daß trotz der erheblichen Zunahme des Geschäftsumfanges und der Zahl dieser Institute in den letzten drei Jahrzehnten der den Hypothekenbanken zugeschriebene Einfluß auf die Gewährung des Bodenkredits, insbesondere auf die Höhe der Beleihung, die Werthermittlung, den Zinsfuß u. s. w. nicht allzu hoch eingeschätzt werden darf. Von der gesammten Hypothekenschuld in Deutschland besitzen die Hypothekenbanken nur etwa $^1/_6$, von der städtischen Bodenschuld nur etwa $^1/_5$.

Die Gesetzgebung des Reiches auf dem Gebiete des Hypothekenbankwesens hat bisher den eigentlichen wunden Punkt der Hypothekenbanken nicht beseitigen können, der in der Werthermittlung der beliehenen Grund-

Digitized by Google

stücke und Gebäude liegt. Man hat deshalb in neuerer Zeit dazu gegriffen, die Staatsaufsicht über die Hypothekenbanken zu verschärfen. Für diese kommen zwei Systeme in Betracht: die ständige Aufsicht durch Staatskommissare und die neuerdings in Preußen eingeführten „ambulanten" Revisionen durch banktechnisch gebildete Beamte. Der letztere Versuch hat sich bisher nicht allzuviel Vertrauen erworben. Die preußische Regierung sträubt sich indessen, durch die Einsetzung eigener Staatskommissare für die Hypothekenbanken gewissermaßen eine Art Garantie für die Geschäftsführung der ihrer Aufsicht unterstellten Institute und für die Sicherheit der von diesen ausgegebenen Schuldverschreibungen zu übernehmen. Es ist deshalb in erster Linie eine Vermehrung des banktechnisch gebildeten Personals in Aussicht genommen. Jedenfalls ist diese Frage noch nicht geklärt, und auch Lehmann, der sich im Allgemeinen für die ständigen Staatskommissarien ausspricht, vermag, wie es in der Natur einer theoretischen Erörterung liegt, keine ausschlaggebenden Gründe für seine Meinung anzuführen.

In einem kurzen Exkurs geht Lehmann noch auf die Broschüre des verstorbenen Dr. Paul Voigt „Hypothekenbanken und Beleihungsgrenze, ein Beitrag zur Mündelsicherheit der Pfandbriefe" ein, deren Inhalt und Verfasser den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" in bester Erinnerung ist. Gegenüber der Meinung Lehmanns, daß die Mängel der Voigtschen Schrift heute offen zu Tage liegen, indem sie auf Grund ungenügenden statistischen Materials allgemeine Angriffe erhob, muß betont werden, daß die Geschichte der Hypothekenbanken in den letzten Jahren die Voigtsche Warnung gründlich gerechtfertigt hat. Im Uebrigen erkennt auch Lehmann ein Verdienst der Broschüre an.

Das Gebiet des Hypothekenbankwesens enthält jedenfalls noch eine Reihe von Problemen, welche baldiger Lösung dringend bedürfen. Inwieweit hier auch durch genossenschaftlichen Zusammenschluß etwas praktisch Brauchbares zu erreichen ist, ist eines dieser Probleme und nicht das uninteressanteste. H. Schacht.

Zuckerproduktion und Zuckerprämie bis zur Brüsseler Konvention 1902. Von Max Schippel. Stuttgart 1903. J. H. Dietz Nachf. Preis 6 Mk. VIII. 419 Seiten.

Am 1. September dieses Jahres ist die Brüsseler Konvention in Kraft getreten. Es ist das erste Mal, daß für eine große Zahl von Ländern die Zollfrage in einem Artikel international geregelt wird. Dies der Anlaß für das Schippelsche Buch, das eine Monographie des Zuckers in wirthschaftlicher und wirthschaftlich-technischer Beziehung darstellt.

Ein kulturgeschichtlich interessanter Rückblick über die Geschichte des Zuckers leitet das Buch ein. Er zeigt, wie Anfangs das Zuckerrohr roh genossen wird, und sich von Indien aus an die Länder des Mittelmeeres

Digitized by Google

verbreitet, wie dann die Perser zunächst durch ein rohes Siedeverfahren eine Art Raffinade herstellen, wie im Alterthum und fast noch das ganze Mittelalter hindurch der Zucker ein Luxus ist, der dem eigentlichen Volke unbekannt ist und allgemein als etwas Köstliches gilt. In der Schilderung der Geschichte des Zuckers geht es Schippel wie jedem Monographisten, er entdeckt die bemerkenswerthesten Zusammenhänge zwischen der allgemeinen weltgeschichtlichen Entwicklung und der Geschichte des von ihm behandelten Produktes. So legt er großes Gewicht auf die Rolle, welche der Zucker bei und nach der Entdeckung der neuen Seewege und des amerikanischen Kontinents spielt. Die Plantagenwirthschaft in Mittelamerika und den angrenzenden Theilen von Nord- und Südamerika findet ihre erste Anregung in der von Europa dorthin verpflanzten Zuckerrohrkultur, und Schippel sucht zu zeigen, wie die landwirthschaftlich-kapitalistische Entwicklung in jenen Ländern in der Hauptsache mit der Kultur des Zuckerrohres verknüpft ist. Die Zuckerplantagen sind es nach ihm hauptsächlich gewesen, die den ungeheuren Sklaventransport von Afrika nach Amerika hervorgerufen und damit Verhältnisse geschaffen haben, die für die amerikanische spätere Entwicklung von ungeheurer Bedeutung geworden sind.

Hand in Hand mit der steigenden Produktion geht die Ausdehnung des Konsums des Zuckers, der bald in die breiten Volksmassen eindringt. Dieser Konsum wird durch den Plantagenbau des Thees, des Kaffees und des Kakaos weiter gefördert. Bald auch tritt jene technische Arbeitstheilung in der Zuckergewinnung ein, welche die ganze spätere Wirthschaftspolitik hinsichtlich des Zuckers bestimmt, nämlich die Trennung von Rohzuckerproduktion und Raffinerie. In Europa sucht man schon bald, nachdem der amerikanische Rohzucker-Import begonnen hat, zahlreiche Zuckersiedereien anzulegen, zunächst mit Erfolg.

Mit dem Ende des achtzehnten und Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fallen dann die Anfänge des erbitterten Krieges zusammen, den der Rübenzucker gegen den Rohrzucker bis in unsere Zeit hinein geführt hat. Die Pläne deutscher Gelehrter, welche zu jener Zeit wohl manchen ernsten Mann abenteuerlich angemuthet haben, den Rohrzucker-Import auszuschalten durch eine heimische Rübenzucker-Fabrikation, setzt Schippel in ausführlicher Weise auseinander. Mit der Erstarkung der Rübenzucker-Fabrikation beginnt der selbstsüchtige Interessenkampf der einzelnen wirthschaftlichen Gruppen der Zuckerindustrie gegeneinander, der schließlich Staat und Bevölkerung so theuer zu stehen kommt, daß eine internationale Konvention als letztes Rettungsmittel zur Beseitigung der entstandenen Schäden bleibt.

Die Handels- und Schifffahrtsinteressenten kämpften für den Kolonialzucker, und ihnen vielfach verbündet waren die inländischen Siedereien während auf der anderen Seite die Rübenzucker-Fabrikanten standen. Was nun die heutige schwierige Lage geschaffen hat, ist die seltsam verwickelte Besteuerung, beziehungsweise Verzollung der beiden Zuckerarten. Wer die

Digitized by Google

Brüsseler Konvention verstehen will, muß diesen Punkten seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Konflikt der Zuckerprämien bildete sich heraus, weil man den Zucker als Steuerobjekt für gut befand und ihn zunächst mit einer Materialsteuer auf Rüben belegte. Man einigt sich 1841 dahin, der inländischen Zuckerfabrikation zwar durch eine verhältnißmäßig höhere Besteuerung des ausländischen Zuckers den erforderlichen Schutz zu ertheilen, zugleich aber auch einen angemessenen Ertrag von der Besteuerung des Zuckers überhaupt zu sichern. Die Spannung zwischen dem Zuckerzoll (5 Thaler) und der Zuckersteuer betrug zuerst $4^2/_3$, dann 4 Thaler, auf welche die Zollvereinskasse verzichtete, um die Rübenzuckerunternehmungen zu begünstigen. In Folge dieser Begünstigung aber stieg die inländische Produktion enorm, und die Zuckereinfuhr ging entsprechend zurück, sodaß der finanzielle Ertrag aus den Zuckerauflagen bedenklich herunterging und die Staatskasse der Gefahr ausgesetzt war, eine wichtige Einnahmequelle immer mehr versiegen zu sehen. Die so erneut entstehende Zuckerfrage entfesselte aufs Neue die einander entgegengesetzten Interessen. Die Kolonialzucker-Raffinerien, der Handel und die Konsumenten standen wieder auf gegen die Rübenzuckerfabriken. Für die Agitation kam mit in Betracht, daß die Zuckerindustrie durch ihre vollendete Rübenbautechnik auf dem Wege war, eine Umwälzung in der ganzen Ackerbauwirthschaft herbeizuführen. Was auf der Zuckerenquete von 1883/1884 ausgesprochen wurde, nämlich daß die Produktionsvermehrung des Zuckers vorwiegend in landwirthschaftlichen Verhältnissen, d. h. in der Ersetzung des Getreidebaues durch den Rübenbau zu suchen sei, das bahnte sich hier bereits an. Wie die Rübenbautechnik, so wurde auch die Technik der Zuckergewinnung aus den Rüben eine immer vollkommenere, sodaß sich die Zuckerausbeute aus den Rüben von nicht ganz 6 Prozent im Jahre 1840 auf gegenwärtig über 14 Prozent gehoben hat. Die einzelnen Phasen der Zoll- und Steuerpolitik gegenüber dem Zucker durchzugehen, hat kein Interesse. Die Regel bleibt, den Rübenzucker stets unvergleichlich günstiger zu behandeln, als das Kolonialerzeugniß, mit dem er konkurrirt. Je mehr aber in Folge der wachsenden Rübenzuckererzeugung der Kolonialzuckerimport zurückgeht, um so mehr schwindet das Interesse an der Differenz zwischen dem Zoll und der Steuer, um so mehr treten die Nachtheile der Besteuerungsform zu Tage. Da der Besteuerung nur die jeweilig maßgebende normale Zuckerausbeute zu Grunde lag, die wirkliche Ausbeute aber erstens an sich stets fortschritt, zweitens aber bei den größeren und modernen Fabriken eine weit bessere war, als bei dem niedrig angesetzten Durchschnitt, so trat in dieser Besteuerungsform eine Produktionsprämie zu Tage, da jeder aus der bestimmten Rübenmenge mehr gewonnene Zentner Zucker vollkommen steuerbefreit blieb. Je höher also die Zuckermehrausbeute, um so ansehnlicher die versteckte Prämie. Der Fiskus suchte diesem für ihn wenig erfreulichen Resultat zunächst durch periodische Erhöhungen der Rübensteuer zu begegnen, was sich aber auf

Digitized by Google

die Dauer als nicht ausreichend erwies. Die Verhältnisse auf dem Zuckermarkt verschoben sich inzwischen derart, daß der deutsche Zucker begann, die Auslandsmärkte zu erobern. Auf den Auslandsmärkten aber konkurrirten mit dem deutschen besteuerten Produkt steuerfreie Produkte: wollte man deshalb den deutschen Zucker auf dem Auslandsmarkte konkurrenzfähig machen, so mußte man ihn von der Rohmaterialsteuer befreien. So kam im Jahre 1861 die erste Rückvergütung zu Stande, und zwar war die Rückvergütung in gleicher Weise bemessen wie die Rohmaterialsteuer. In Folge der beschriebenen Eigenthümlichkeit der Rohmaterialsteuer aber zahlte man beim Export jedem Zentner Zucker eine Auflage zurück, die er vorher in dieser Höhe niemals getragen hatte, weil die „Normal"-Steuer nur einen Theil der gewonnenen Zuckerausbeute traf. Mit dem Wachsen der Ausfuhr mußte der Zeitpunkt kommen, wo die Ausfuhrprämien mehr verschlangen, als die Zuckersteuer einbrachte. Damit war der Höhepunkt der Krisis erreicht und die innere Nothwendigkeit für die Brüsseler Konvention geschaffen. Der äußere Anstoß kam jedoch vom Auslande. Der Kampf des Zuckers um den Weltmarkt nahm sehr scharfe Formen an. Andere Staaten arbeiteten, um die Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu schlagen, gleicher Weise mit Prämien, mit Ausnahme von Großbritannien und Amerika. Aber hier erstarkte allgemach die Opposition der großbritannischen Kolonialzucker-Industrie. Im Jahre 1897 führten die Vereinigten Staaten von Amerika für allen Zucker aus Prämienländern einen Zuschlagszoll gleich dem Nettobetrag der darauf vergüteten Prämie ein. Im Jahre 1899 folgte Indien auf dem gleichen Wege.

Graf Caprivi, der Schöpfer der Handelsvertrags-Politik, war es, der, diese Entwicklung voraussehend, ihr vorzubeugen suchte. Er brachte im Jahre 1890 eine Zuckervorlage ein, welche vom 31. Juli 1895 ab alle Prämien aufhören lassen sollte, für die Uebergangszeit aber feste Prämien vorsah. Der Endtermin dieser Frist aber fiel unglücklicher Weise in die Zeit der bekannten landwirthschaftlichen Krisis hinein, welche bedeutende Preisumwälzungen auf agrarischem Gebiete brachte. Die als Folge hiervon entfachte agrarische Agitation in Deutschland, die von der Zuckerindustrie unterstützt wurde, setzte eine Verlängerung der Prämien bis 1897 durch, und an Stelle der erst beabsichtigten Ersparung trat sogar eine Wiedererhöhung der Prämie. Die Folge war, daß alle übrigen Zuckerexport-Staaten diesen Schritt nachmachten. Damit waren die Verhältnisse auf die Spitze getrieben.

Der Inhalt der Brüsseler Konvention ist bekannt: Abschaffung aller Prämien, Gestattung eines Zolles von höchstens 6 Frcs. für Raffinade. Für seine Kronkolonien verpflichtet sich England auf Verhinderung etwaiger zukünftiger Prämien. Offen bleibt die Frage, ob England verpflichtet ist, den Kolonien mit Selbstverwaltung (Australien, Kanada) Strafzölle aufzulegen, falls sie Zuckerprämien einführen sollten, ein Fall, der praktisch kaum sobald eintreten dürfte.

Digitized by Google

Der Erfolg der Konvention ist eine bedeutende Verbilligung des Zuckers gewesen, die zweifellos den Konsum im Inlande ganz erheblich ausdehnen wird. Wie die Konvention auf die wirthschaftliche Struktur unserer Zuckerindustrie einwirken wird, das läßt sich heute noch nicht überblicken. Was den internationalen Wettkampf anbelangt, so marschiren wir zweifellos nach wie vor an der Spitze.

Schippel geht diesen Gedanken nicht mehr eingehender nach. Er beschränkt sich auf die im Ganzen vortreffliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung. Das Buch zeichnet sich überdies durch außerordentlich klare Sprache und Gliederung aus.

Hjalmar Schacht.

---

50 Jahre Geschichte einer Spekulationsbank. Ein Beitrag zur Kritik des deutschen Bankwesens von Dr. Otto Lindenberg, Berlin 1903. Verlag von A. W. Hayns Erben. 246 S. Preis 5 M.

Das Buch verdient eine Besprechung nicht wegen seines wissenschaftlichen Werthes, sondern weil es ein Thema behandelt, das in neuester Zeit viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Der Verfasser nimmt das kürzlich begangene 50jährige Jubiläum der Disconto-Gesellschaft zum Anlaß, um die Geschäftsgebarung unserer modernen Großbanken einer Kritik zu unterziehen. Ohne irgend eine besondere Animosität gegen die genannte Bank greift der Verfasser doch gerade sie heraus, weil sich in ihr nach des Autors Meinung der Charakter dessen, was dem Verfasser der eigentliche Fehler unseres heutigen Bankwesens zu sein scheint, am ausgesprochensten verkörpert. Lindenberg erinnert daran, daß die Disconto-Gesellschaft ursprünglich als eine gewissermaßen genossenschaftliche Kreditgesellschaft gedacht war, welche ihren Mitgliedern billigen und hohen Kredit gewähren sollte. Dieser Zweck konnte nicht erreicht werden, und die Umwandlung in eine wirkliche Bank wurde vorgenommen. Sofort trat auch das, was der Verfasser rügt, bei der Disconto-Gesellschaft in den Vordergrund, nämlich die Verquickung des bloßen Kreditgeschäftes mit der Finanzirung gewerblicher Unternehmungen. Diese Thatsache, die seit einer Reihe von Jahren hie und da in der Finanzliteratur behandelt worden ist und ihre ausführlichste Behandlung bei Adolf Weber „Depositenbanken und Spekulationsbanken" gefunden hat, bildet auch das Thema des Lindenbergschen Buches. Die Forderung, welche er aufstellt, ist die, daß sich unsere Banken lediglich als Geldverwaltungs- und Kreditinstitute aufzuführen haben, daß sie aber von allen Geschäften, welche Kapitalinvestirungen in gewerblichen oder anderen wirthschaftlichen Unternehmungen bedingen, und welche die Prosperität der Bank mit fremden Instituten eng verknüpfen, sich möglichst fern halten sollen. Um seine These zu beweisen, greift Lindenberg die Verbindung der Disconto-Gesellschaft mit der Dortmunder Union heraus. In der That ist diese Verbindung geeignet, zu zeigen, welche Fehler auf

Digitized by Google

dem genannten Gebiet gemacht werden können und gemacht worden sind. Lindenberg weist nach — und das entspricht den Thatsachen —, daß in der Dortmunder Union ein ungeheures Kapital verloren gegangen ist. Immer und immer wieder haben sich bei jenem Werk, welches eine Gründung der Disconto-Gesellschaft ist, Verluste über Verluste ergeben. Während nun ein solches Werk ohne den starken finanziellen Rückhalt einer Bank, wie die Disconto-Gesellschaft vermuthlich sehr bald fallirt hätte, hat die Disconto-Gesellschaft immer und immer wieder Kapital in die Dortmunder Union hineingesteckt und so ihre eigene Rentabilität verschlechtert.

Aus diesem ausführlicher geschilderten Beispiel fängt der Verfasser an zu verallgemeinern und stellt die Behauptung auf, jede industrielle Lüirung sei für die Banken vom Uebel. Er stellt schließlich diejenigen Effekten industrieller Unternehmungen, welche die Disconto-Gesellschaft an den Markt gebracht hat, zusammen, um an den Kursdifferenzen zu beweisen, daß das Publikum an diesen Werthen große Summen verloren hat, indem er den Emissionskurs der betreffenden Papiere mit einem beliebigen Kurs zur Zeit der Abfassung des Buches vergleicht und die dabei zu Tage tretenden Differenzen als glatte Verluste hinstellt. Ein solches Verfahren muß nun geradezu naiv erscheinen, und wenn der Verfasser einige Seiten darauf verwendet, um ein solches Verfahren allen Ernstes zu rechtfertigen, so ist das schlimmer, als bloß unwissenschaftlich. Die von Lindenberg aufgestellte Tabelle zeigt, so meint er, dem Leser, daß das Publikum für 513 Millionen Mark Industriewerthe, die von der Disconto-Gesellschaft oder unter ihrer Führung an der Börse eingeführt wurden, angekauft hat, und daß es davon 148 Millionen Mark, also ca. 30 Prozent, verloren hat. Das Verfahren Lindenbergs ist selbst dann vollkommen unzulässig und irreführend, wenn er auf diesen angeblichen Verlust die zum Theil recht hohen Dividenden, welche zeitweilig zur Vertheilung gekommen sind, in Abrechnung bringt. Denn die Hauptfrage über den Besitzwechsel der Aktien vermag nicht beantwortet zu werden. Wenn eine Aktie zu 150 emittirt wird, bei einem Kurs von 200 verkauft wird, dann auf 80 sinkt, wieder verkauft wird und schließlich wieder auf 120 steigt und wieder verkauft wird, so ist das durch diese Kursschwankungen geschaffene Bild sehr vielgestaltig. Nehmen wir aber nun noch die Dividendenzahlungen hinzu, daß z. B. derjenige, der zu hohem Kurse gekauft hat, mehrere Jahre lang gute Dividenden bezogen hat, ehe er zu niedrigem Kurse verkaufte, so dürfte auch dieses das Bild wiederum wesentlich ändern, hat aber einer die Aktie während der ganzen Zeit im Besitz behalten, so dürfte vielleicht sein Endresultat kein unbefriedigendes sein. Diese ganze kurze Erwägung zeigt, wie verkehrt die Lindenbergsche Berechnung ist.

Versagt somit dieses Argument Lindenbergs vollständig, so bleibt die Thatsache, daß an einer Reihe industrieller Unternehmungen unsere Banken, bezw. das Publikum, viel Geld verloren haben, unanfechtbar. Für die

Digitized by Google

Unzulässigkeit der finanziellen Liirung zwischen Bankwesen und Industrie ist das natürlich kein Beweis, da ebenso viele und sicherlich bedeutend mehr Beispiele aufgezählt werden können, in denen Banken und Publikum an industriellen Unternehmungen, die von Banken lanzirt und finanzirt wurden, große Summen verdient haben. Es wäre besser gewesen, der Verfasser wäre den eigentlichen Gründen, warum das Kapital in der Dortmunder Union verloren gegangen ist, nachgegangen, Gründe die zweifellos in dem Werk selber gelegen haben und an denen die Bank keine Schuld trägt.

Die Vorwürfe Lindenbergs konzentriren sich in zwei Punkten. Erstens verlangt er, daß die Bankleitung nicht das Kapital ihrer Aktionäre in industrielle Unternehmungen hineinsteckt, deren Chancen nicht lediglich von der Tüchtigkeit der Bankleitung und von den sonstigen Umständen, welche die Prosperität der Banken bestimmen, abhängen. Zweitens hält er es für verwerflich, wenn die Banken Aktien ihrer industriellen Unternehmungen zu hohem Kurse an den Markt werfen, deren Rentabilität sie für die Dauer nicht zu garantiren vermögen, selbst wenn sie an dieselbe glauben. Denn ein Kauf zu hohem Kurse hat ja nur dann Berechtigung, wenn die Rentabilität des Werkes dauernd eine diesen hohen Kursen entsprechende ist. Dieser letztere Vorwurf ist, die Thatsache zugegeben, nicht ohne eine gewisse Berechtigung, wenn er vielleicht auch sehr oft nicht die Banken trifft, sondern in den Verhältnissen unseres Effektenmarktes begründet liegt. Wir sehen natürlich dabei ab von Fällen, in denen Bankleitungen für ihre gewerblichen Unternehmungen eine gewisse Rentabilität künstlich vorzutäuschen oder nur zu forciren suchen, um diesen Augenblick zu benutzen, die Aktien zu hohem Kurse abzustoßen. Lindenberg führt in einem etwas romanhaften Kapitel die Möglichkeit vor Augen, daß die Leipziger Bank, wenn nur die neuen Aktien der Kasseler Treber-Trocknung zum Handel an der Berliner Börse zugelassen worden wären, in der Lage gewesen wäre, die in der Trebertrocknung festgelegten Gelder nach und nach durch den Verkauf der Aktien an das Publikum wieder herauszubekommen, so daß, wenn dann später der unausbleibliche Krach gekommen wäre, das sich im Besitz der Treber-Aktien befindende Publikum das leidtragende gewesen wäre, statt wie jetzt die Aktionäre der Leipziger Bank. Hätte Lindenberg etwas geißeln wollen, so hätte es aber die Organisation unseres Effektenmarktes sein müssen, und hier ist in der That ein Feld, für welches Verbesserungsvorschläge angebracht wären. Unseren Banken aber kann man, sofern sie selbstverständlich in gutem Glauben handeln, aus dieser Organisation des Effektenmarktes keinen Vorwurf machen. Zunächst ist hier der Hebel beim Publikum anzusetzen. Kommt es doch oft genug vor, daß Effekten an der Börse künstlich weit über den von der Emissionsbank festgesetzten Emissionskurs hinausgetrieben werden, ohne daß die Bank dies irgendwie veranlaßt hat oder hindern kann. Kauft dann das Publikum zu einem solchen Kurse, so darf es sich natürlich nicht wundern, wenn der Kurs nachher wieder fällt. So lange das Publikum ohne Kenntniß der inneren Rentabilität

Digitized by Google

der betreffenden Werke Aktien kauft, ist es nur selbst schuldig zu sprechen, wenn es nachher sein Geld verliert. Die Belehrung des Publikums würde unseres Erachtens vorerst der Weg sein, hier etwas Wandel zu schaffen. Jedenfalls muß bei der böswilligen Beurtheilung, welche heute die Börse bei der parlamentarischen Majorität findet, vor allzu raschen gesetzgeberischen Maßnahmen auf diesem Gebiete gewarnt werden. Sie würden im gegenwärtigen Moment wohl nur zur weiteren Verschlechterung und Schädigung des Geschäftsverkehrs beitragen.

Ein anderer und viel sichrerer Weg aber, das unmündige Publikum vor Schaden zu bewahren, scheint mir derjenige zu sein, der in gerade entgegengesetzter Linie des Lindenbergschen Weges führt. Unser Wirthschaftsleben ist heute so komplizirt, daß es für das Publikum immer schwieriger wird, sich richtig zu orientiren. Da ist es denn geradezu die Aufgabe der Banken, einzugreifen. Gerade durch ihre Kreditgeschäfte sind die Banken die genauesten Kenner des Wirthschaftslebens. Sie sind deshalb in erster Linie berufen, die großen wirthschaftlichen Unternehmungen zu leiten bezw. zu kontroliren. Es liegt deshalb vollkommen in der natürlichen Entwicklung unserer Banken, daß sie sich in gewisse finanzielle Lüirung mit der Industrie begeben haben, und ganz gewiß nicht zu ihrem Nachtheil. Fälle, wie die der Leipziger Bank, beweisen durch die schlechthin verbrecherische Handlungsweise der Leitung als Ausnahme nur die Regel; denn trotz aller Verluste, die die Disconto-Gesellschaft an der Dortmunder Union und anderen Unternehmungen gehabt hat, sind die Inhaber der Diskonto-Kommanditantheile bis jetzt nicht schlecht gefahren. Es ist dies eben ein Beweis dafür, daß die Banken durch ihre Vielseitigkeit und ihre umfassenden Unternehmungen in der Lage sind, das Risiko, welches auf einzelnen Unternehmungen lastet, in sich auszugleichen, und hierin liegt eine der wichtigsten Aufgaben der Banken für die nächste Zukunft. Das, was Lindenberg bekämpft, muß in noch viel umfassenderem Maße eintreten, die einzige Voraussetzung dabei ist, daß die Banken selbst genügend kapitalkräftig werden, um diese ihre Aufgabe zu erfüllen. Bei unseren großen Banken geht die Entwicklung ihren Weg trotz Lindenberg und Anderer.

Hätten unsere Banken diese Aufgaben nicht schon lange begonnen, so wäre wahrscheinlich die deutsche Volkswirthschaft wesentlich rückständiger, als sie heute ist. Das Kapital und die persönliche Initiative, welche in den Banken konzentrirt war, hat nicht zum Schaden der deutschen wirthschaftlichen Entwicklung seine Bethätigung in Deutschlands Handel und Industrie gesucht. Nach reinen Depositenbanken, d. h. nach Banken, welche lediglich Gelder zur Verwahrung annehmen, womöglich wie in England, ohne Zins zu zahlen, trägt das deutsche Publikum heute wohl noch kaum Verlangen. Sollte unser deutsches Publikum sich auf den Sparstandpunkt des französischen kleinen Kapitalisten stellen, so dürften wir in eine ähnliche wirthschaftliche Stagnation gerathen, wie sie in Frankreich herrscht.

Digitized by Google

Es liegt mir fern, hier bestimmte Forderungen und Thesen in der angedeuteten Richtung aufzustellen. Mir liegt nur zunächst daran, die Idee Lindenbergs zu bekämpfen. Es ist im Grunde schade, daß Lindenberg seinen zweifellos vorhandenen Scharfblick für finanzielle Kombinationen und Transaktionen in dieser Weise verwendet. Er könnte durch positive Arbeit Nützlicheres beibringen.

Hjalmar Schacht.

Amerika.

The United States and Latin America. (Vol. XXII, No. 1 von The Annals of the American Academy of Political and Social Science. July 1903.)

Die American Academy of Political and Social Science ist eine Gesellschaft, die am 14. Dezember 1889 zu Philadelphia gegründet wurde und die sich zum Zweck gemacht hat, das Studium der Politik und der Sozialwissenschaften zu fördern. Sie sucht dieser Aufgabe unter Anderem namentlich dadurch gerecht zu werden, daß sie in jedem Frühjahre eine Jahresversammlung abhält, auf der ein gegebenes Problem aus dem Gebiete der genannten Wissenschaften eingehend diskutirt wird. Zu diesen Besprechungen hat die Academy stets Fragen gewählt, welche direkten Bezug auf die Tagesereignisse hatten; und da die hierbei auftretenden Redner stets aus den Kreisen der bedeutendsten Fachmänner, der Gelehrten sowohl als der Praktiker, gewählt wurden, so haben diese Jahresversammlungen stets einen bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Meinung gehabt.

In den am 17. und 18. April 1903 abgehaltenen Sitzungen war als Thema zur Diskussion gestellt: The United States and Latin America. Eine Reihe bedeutender Nationalökonomen, Juristen und Diplomaten aus den Vereinigten Staaten sowie den spanisch-portugiesischen Theilen des Kontinents war anwesend und nahm an den Verhandlungen theil. Die hierbei gehaltenen Vorträge und Ansprachen sind nunmehr, dem Brauche der Academy gemäß, in einem Sammelbande veröffentlicht, der als Julinummer der Annals of the American Academy of Political and Social Science erschienen ist.

Dieses Thema für die siebente Jahresversammlung der Academy war bereits im Herbste des Jahres 1902 festgelegt, als es durch die gänzlich unvorhergesehenen Ereignisse des venezolanischen Zwischenfalles eine erhöhte Bedeutung erhielt. Zwar wird nun Venezuela in dem vorliegenden Bande verhältnißmäßig selten erwähnt; aber man kann doch deutlich sehen, wie die meisten Redner um so mehr daran denken, je weniger sie direkt davon sprechen. In dieser ganzen Angelegenheit handelte es sich nun um so wichtige Lebensfragen der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten, daß man von vornherein sicher sein kann, daß die hier zu besprechenden

Digitized by Google

Aufsätze eine entweder „wissenschaftliche“ oder rein staatsmännische Formulirung gewisser Prinzipien der amerikanischen Weltpolitik enthalten.

Ursprünglich waren die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu dem Reste der Welt höchst einfache. Die Nordamerikaner nahmen an, daß die Länder Europas, oder wie man sie nannte, „die entnervten Monarchien der alten Welt“, eine rückständige Form des politischen Lebens darstellten. Im Innern dieser Länder herrschte politische Unterdrückung und Armuth, wie das die nach den Vereinigten Staaten kommenden Immigranten stets gern bestätigten, und übrigens noch jetzt zum Theil gern bestätigen. Die auswärtige Politik dieser Monarchien war, nach dieser Anschauung, stets von den niedrigsten Motiven der Habgier und Eroberungslust geleitet. Es war darum Pflicht jedes Amerikaners, alle die fortgeschrittenen Republiken des amerikanischen Kontinents gegen die europäische Grausamkeit und Gewinnsucht zu vertheidigen. Dieses Solidaritätsgefühl mit den andern amerikanischen Freistaaten beruhte also weniger auf Achtung oder auch nur auf Kenntniß der südlichen Nachbarstaaten; es hatte seinen Grund lediglich in der Animosität gegen europäische Einrichtungen. Ihren klassischen Ausdruck hat diese panamerikanische Stimmung in der ursprünglichen Fassung der Monroe-Doktrin erhalten, in der sich die Vereinigten Staaten vom republikanischen Standpunkt aus gegen alle Eroberungs- und Kolonisationsversuche der heiligen Allianz auf dem amerikanischen Kontinente sehr energisch erklärten.

Ein Resultat dieser europa-feindlichen Ansichten war, daß die Amerikaner in der heiligen Ueberzeugung lebten, daß diese Monarchien nur mit den Waffen der Heimtücke, der Hinterlist und des Betruges arbeiteten. Da nun die europäische Diplomatie demnach überhaupt nie bona fide den Amerikanern freundlich sein kann, so kommt es darauf an, zu entdecken, mit welchen niedrigen Hintergedanken scheinbar loyale Erklärungen gegeben oder harmlose Dinge gethan werden. Dieses absolute Mißtrauen gegen die perfide europäische Diplomatie ist noch jetzt ein wichtiger Faktor in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten; und hoffentlich hat man in Deutschland noch nicht vergessen, wie das sich wieder bei Gelegenheit des venezolanischen Zwischenfalles so deutlich gezeigt hat.*)

*) Mit welchen Mitteln deutschfeindliche Kreise dieses Mißtrauen der Amerikaner ausnutzen, mögen zwei Zeitungsausschnitte zeigen, welche beide durch die amerikanische Presse gegangen sind. Daß sie von Chicago datirt sind, ist wohl nur Zufall. Der erste lautet:

Deutschland beabsichtigt Krieg.

Sogar jetzt noch sendet es Waffen an seine Kolonisten in Brasilien.

Chicago, den 12. März. — James F. Archibald, Mandarin, Ritter des Bolivar-Ordens, Kriegskorrespondent aus mehreren Feldzügen, kam gestern als Gast H. C. Chatfield-Taylors hierher. Er kommt frisch vom Krieg in Venezuela und von den Schwierigkeiten mit Deutschland und erwartet eine Erhebung der Boxer in Mandschurien als Stoff für einen Frühjahrs-Feldzug.

Digitized by Google

Diesen Geist des Mißtrauens um jeden Preis athmet der Aufsatz, den Herr Dr. George W. Scott (von der University of Pennsylvania) unter dem Titel: Some of the Causes of Conflicts between Europe and Latin America (Seite 69—82) beigetragen hat. Hier kann man liebenswürdige Wendungen finden wie die folgende: „Die wirkliche, aber am wenigsten eingestandene Absicht der jüngsten Intervention Deutschlands in Venezuela war . . ." (Seite 78).

Es ist darum auch wenig verwunderlich, daß es für Herrn Dr. Scott sich nur um die Frage handelt, ob die europäischen Mächte die Anerkennung der „Gültigkeit gewisser Geldforderungen" statt vor einem Gerichte, durch Anwendung von brutaler Gewalt herbeiführen dürfen. „Es ist un-

---

„Deutschland", sagte Herr Archibald, der nach Washington berufen war, um mit Präsident Roosevelt zu konferiren, „hat ein Auge auf Amerika geworfen. Die ganze Schwierigkeit war nur ein Vorwand, um den Werth der Monroe-Doktrin zu prüfen."

„Bis zum letzten Tage wurden Waffen an die Rebellen geschickt, in der Hoffnung, die Regierung Castros zu stürzen. Sogar jetzt noch werden Waffen an die Deutschen in Brasilien geschickt, und in drei oder vier Jahren, wenn Deutschland mit seinen Vorbereitungen fertig ist, werden die Vereinigten Staaten einen Krieg haben."

Der zweite Artikel lautet:

Deutschland liebt uns, aber muß gegen uns fechten. Professor Small sagt, daß der Kaiser aus kommerziellen Gründen einen Krieg zu provoziren beabsichtigt.

Chicago, den 30. September. — „Auf gut englisch ist die Haltung der Deutschen uns, den Vereinigten Staaten gegenüber, die: „wir haben euch furchtbar gern, aber wir müssen trotzdem gegen euch fechten." Das bedeutet nicht etwa Erschwerung des Handels durch Tarif-Bestimmungen. Es bedeutet, daß man früher oder später schießen und tödten wird."

Professor Albion W. Small sagte diese Worte bei seiner Ankunft in der University of Chicago nach einer Sommerreise durch Europa und gab als Grund für diese Absicht Deutschlands, einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu provoziren, Deutschlands Wunsch nach Ausdehnung seines Handels in Süd-Amerika und im Osten. Als Oberhaupt der soziologischen Abtheilung an der University of Chicago hat Dr. Small seit mehreren Jahren die Bewegungen im Deutschen Reiche studirt. Er war früher Student an den Universitäten Berlin und Leipzig. Auf seiner jüngsten Mission hatte Dr. Small reiche Gelegenheit, mit deutschen Geschäftsleuten, Gelehrten und Beamten zu sprechen.

„Die Deutschen machen außerordentliche Anstrengungen, um den Amerikanern zu gefallen. Und wenn wir wollen, daß diese Anstrengungen anhalten, so dürfen wir keine Minute verlieren, bis unsere Flotte ein wenig stärker ist als die deutsche", sagte er. „In Deutschland findet man gleichsam, wie eine ungeheure Unterströmung, den Gedanken, daß Amerikas Blüthe Europas Ruin ist", fuhr Professor Small fort. „Dies verrieth sich mir gegenüber in zufälligen Unterhaltungen mit vielen verschiedenen Typen der Bevölkerung, von einem Ende des Landes zum andern." —

Dr. Small, möchte ich hinzufügen, ist einer der zwei Vize-Präsidenten des Kongresses für Kunst und Wissenschaft bei der St. Louis-Ausstellung. Zusammen mit Professor Simon Newcomb aus Washington, dem Präsidenten, und Professor Hugo Muensterberg aus Harvard, dem anderen Vize-Präsidenten, hat Professor Small die Zusage von 120 der bedeutendsten europäischen Gelehrten erhalten, die an dem Kongreß theilnehmen wollen.

Digitized by Google

möglich", führt er aus, „ein Beispiel zu finden, in dem eine Weltmacht jemals Gewalt gebraucht hat und zur Anwendung der Intervention als Heilmittel geschritten ist, um Geldforderungen einzukassiren, welche seine Unterthanen gegen eine andere Weltmacht hatten. Forderungen zwischen solchen Staaten werden durch diplomatische Unterhandlungen oder durch ein Schiedsgericht entschieden, d. h. durch friedliche Mittel. Das ist auch durchaus passend. Warum sollte man mit diesem Grundsatz brechen, wenn der Angeklagte ein schwacher Staat ist?" (Seite 80). Selbstverständlich erklärt Herr Dr. Scott die deutschen Geldforderungen für höchst zweifelhafter Natur. Sie sind in den Händen „ausländischer Spekulanten, welche kein wirkliches Interesse daran hatten, daß sich eine ehrliche Industrie entwickele" (S. 72). Diese Ausländer hatten sich ganz und gar freiwillig unter die Gerichtsbarkeit der betreffenden Länder gestellt. Aber statt Diskretion zu üben, verachten sie die Bürger des Staates, in dem sie Gastfreundschaft genießen; sie nehmen, obwohl sie Ausländer bleiben, an den inneren Unruhen der Republiken theil und ergreifen Partei in ihnen: und sie lassen sich hierbei von ihren Konsuln und Gesandten schützen, welche die heimische Regierung in eine schiefe Lage bringen. (S. 72 und 76.)

Das Schlimmste ist dann schließlich, daß diese fremden Spekulanten noch obendrein sich weigern, die Gerichte ihres Aufenthaltsortes anzuerkennen und daß sie über den Gesetzen stehen wollen. Denn „die gesetzlichen Vertheidigungsmittel, welche einem Ausländer in den romanischen Staaten Amerikas zur Verfügung stehen, wenn er von deren Regierung geschädigt ist, sind, in der Hauptsache, dieselben, welche die Staaten des kontinentalen Europa, und etwas besser als die, welche die Vereinigten Staaten und Groß-Britannien bieten."

Wenn man diese Ausführungen liest, hat man einige Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß Herr Dr. Scott auch im Hinblick auf die venezolanischen Ereignisse spricht. Denn daß die einfachen Thatsachen dieses Zwischenfalls auch in Amerika nicht ganz unbekannt sind, geht aus dem Aufsatze hervor, den der First Assistant Secretary of State in Washington, Herr Francis B. Loomis beigesteuert hat über The Position of the United States on the American Continent. — Some Phases of the Monroe Doctrine. (S. 1—23.)

Hier giebt Herrn Hay's erster Unterstaatssekretär eine korrekte und unparteiische Darstellung des Ursprungs dieses Konflikts. Seite 13 sagt er: „Man scheint nicht allgemein zu wissen, daß Deutschland und England, ehe sie die Blockade der venezolanischen Häfen dekretirten, ein Ultimatum an Venezuela sandten, das in gemäßigtem Tone vorschlug, alle zweifelhaften und unentschiedenen Forderungen vor ein Schiedsgericht zu verweisen. Dieser Antrag auf schiedsgerichtliche Entscheidung war bona fide gemacht; er erhielt aber nur eine ausweichende Antwort, eine Antwort, welche im Großen und Ganzen schon oft vorher auf ähnliche Vorstellungen gegeben war und in der das Element der Aufrichtigkeit gefehlt haben soll.

Digitized by Google

England und Deutschland besetzten die Zollämter nicht und enthielten sich dieser Handlungsweise, ohne Zweifel in gewissem Maße aus Rücksicht auf unsere Haltung und Wünsche. Zum mindesten ereignete sich nichts, das einer Okkupation von Gebiet glich."

Trotzdem, und obwohl Herr Loomis erklärt, daß die Monroe-Doktrin sich sehr wohl mit der gewaltsamen Eintreibung von Schulden in Südamerika verträgt, muß er doch zugeben, daß die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten stets sehr reizbar ist, wenn es sich um Streitigkeiten zwischen europäischen „Monarchien" und amerikanischen „Republiken" handelt. Hätten z. B. die Verbündeten auf Zeit einige Zollämter besetzt, so wäre damit zwar die Monroe-Doktrin nicht verletzt. „Hätten jedoch die Verbündeten versucht, diese Zollämter zu behalten, bis alle fremden Geldforderungen, was ihr Charakter auch gewesen sei, befriedigt und durch die Zolleinnahmen bezahlt wären, so kann man mit Sicherheit sagen, daß das Resultat davon eine große öffentliche Erregung in unserem Lande (a good deal of popular anxiety in this country) und ein sehr genaues Interesse von Seiten der Regierung gewesen wäre." (S. 14.)

Was nun diese Monroe-Doktrin anbelangt, so wiederholt Herr Loomis, daß sie augenblicklich darin besteht, daß die Vereinigten Staaten sich jedem Uebergang eines amerikanischen Gebiets unter europäische Hoheit widersetzen würden. Dabei ist es gleichgiltig, ob dieses Gebiet erobert oder freiwillig abgetreten wird.

Diese „Monroe Doctrine ist kein internationales Gesetz, und wir haben das nie behauptet. Sie ist der energische Ausdruck einer Grundidee der amerikanischen Politik" (S. 10). „Sie ist der Ausdruck des nationalen Rechts auf Selbstvertheidigung" (S. 1). „Sie wird genau so lange Wirkung haben, respektirt, sorgfältig beachtet und gelehrt werden, als wir im Stande sind, sie mit Soldaten und Flinten zu vertheidigen" (S. 3). Von diesem Gesichtspunkte aus giebt Herr Loomis dann eine kurze Darstellung der wichtigsten Fälle, in denen, namentlich gegen Frankreich und England, die Monroe-Doktrin von der Regierung der Vereinigten Staaten durchgesetzt ist.

Trotzdem darf man die Monroe-Doktrin nicht für ein starres, unwandelbares Prinzip halten. „Ihre Stärke liegt zu einem beträchtlichen Theile in ihrer Biegsamkeit (flexibility) und in der Vorsicht, welche uns davon abhält, sie präzis zu definiren und in klare Schranken und Grenzen einzuengen" (S. 10).*) Und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß eine solche Aenderung der Doktrin eintreten würde, „wenn eine europäische Nation oder eine Anzahl von europäischen Nationen, welche sich geeinigt

*) In einem früheren Hefte der „Preußischen Jahrbücher" hatte ich dieselbe Behauptung auszusprechen gewagt und gesagt, daß die Monroe-Doktrin im Grunde genommen ein Schlagwort mit wandelbarer Bedeutung und keine Doktrin sei. Darauf hin wurde ich von der „New-Yorker Staats-Zeitung" in mehr deutlicher als höflicher Form der krassen Ignoranz bezichtigt. Hoffentlich glaubt die „Staats-Zeitung" nun Herrn Loomis.

Digitized by Google

hätten, die Zölle und Finanzen eines romanisch-amerikanischen Staates, gegen den Wunsch und Willen von dessen Regierung, an sich rissen und verwalteten." Herr Loomis erklärt wenigstens, daß eine solche Situation „für den Weltfrieden sehr gefährlich und voller Drohungen für den Geist der Monroe-Doktrine sein würde" (S. 14).

Allein dieses ursprünglich unbegrenzte Solidaritätsgefühl der Vereinigten Staaten mit ihren „Schwesterrepubliken" ist durch die Entwicklung Nordamerikas gegen Ende des 19. Jahrhunderts arg beschränkt worden. Zwar ist die Union niemals der Schauplatz ununterbrochener Revolutionen und Staatsstreiche gewesen. Aber sie war auch nicht immer ein Land, in dem absolut geordnete Zustände, prompte Bezahlung der Schulden und Sicherheit des Leibes und des Besitzes überall gleich groß war. Das Lynchen von Farbigen oder Ausländern und das darauf stets folgende Versagen der amerikanischen Gerichte sind noch jetzt Reste einer Zeit, in der die Union immerhin manchmal eine, wenn auch entfernte Aehnlichkeit mit ihren „Schwesterrepubliken" zeigte.

Aber seit dem Bürgerkriege haben sich die Vereinigten Staaten mit Riesenschritten entwickelt. Sie haben nicht nur die Kinderkrankheiten eines jeden sich selbst überlassenen Kolonialgebietes überstanden: sie haben angefangen, ein eigenes Kolonialreich zu gründen und sich als Kulturträger zu betrachten, welcher die Zivilisation unter den wilden Völkerschaften der Tropen verbreitet.

Dabei schwebte den Amerikanern sofort das Beispiel Englands vor, jenes Landes, dessen Sprache, Literatur, Recht, Sitten und Gebräuche sie mit geringen Modifikationen und ohne Rücksicht auf die eigene Herkunft ihrer Familien adoptirt hatten. Zu dem Stolz auf ihre amerikanisch-republikanische Verfassung und darauf, daß sie nicht zu den Farbigen gehörten, kam nun noch der Stolz auf den „angelsächsischen Ursprung" des Landes und seiner Bevölkerung. Hand in Hand damit ging die souveräne Verachtung aller nicht „englisch sprechenden Rassen", namentlich auch der Romanen. Und nun begann man auf die Zustände in den romanischen „Schwesterrepubliken" aufmerksam zu werden.

Herr Talcott Williams, der frühere Chefredakteur der „Philadelphia Preß", hat in seinem Aufsatze diese Ethnic Factors in South America (S. 23—33) besprochen. Von den 40 000 000 Einwohnern Südamerikas sind keine 8 000 000 ungemischte Kaukasier. Je größer nun die Anzahl der reinen Weißen in einem gegebenen südamerikanischen Staate ist, und je größer der Prozentsatz, zu dem Weiße in der übrigen Bevölkerung von Mischlingen aufgegangen sind, um so stabiler sind die Zustände in dem betreffenden Lande. In Venezuela, Colombia und Bolivia bilden die Weißen nur 5 bis 10 Prozent der Gesammtbevölkerung. Mexico wird bewohnt von 19 Prozent Weißen, 43 Prozent Mischlingen und 38 Prozent reinen Indianern. In Brasilien sind die Weißen ungefähr 42 Prozent und in Argentinien und Chile noch mehr der Gesammtbevölkerung. „Im Allgemeinen kann man sagen, daß das spanische Amerika besteht: aus einer

Digitized by Google

wenig zahlreichen, aber herrschenden weißen Bevölkerung in den Stadtzentren, einer industriellen Mischlingsrasse und einer indianischen Landbevölkerung, mit einem Hintergrunde noch wilder Stämme" (S. 31). Und selbst der oben besprochene Aufsatz von Herrn Dr. Scott schließt mit dem Eingeständniß, daß die tropischen Theile Amerikas sich im Besitze eines „absolut unfähigen und unverantwortlichen Pöbels" (S. 81) befinden.

Dieser Eindruck konnte nur bestätigt werden durch die eigenen Erfahrungen, welche die Vereinigten Staaten von jeher mit diesen Schwesterrepubliken gemacht haben. Die noch jetzt nicht abgeschlossenen Verhandlungen mit Colombia betreffs des Panamakanals zeigen, bis zu welch unglaublichem Grad die Bestechlichkeit, Unzuverlässigkeit und intrigante Unverfrorenheit von seiten einer zentral- oder südamerikanischen Republik getrieben werden kann. Interessant ist, in dem Aufsatze von Herrn Dr. John H. Latané (Washington and Lee University) über the Treaty Relations of the United States and Colombia (S. 113—127) nachzulesen, wie dem vom Anfang dieser Unterhandlungen an stets so gewesen ist. Das Bewunderungswürdigste dabei ist die Langmuth, mit der die Vereinigten Staaten Colombien behandeln, offenbar um in den anderen romanischen Staaten Amerikas keinen Grund zum Mißtrauen in die friedlichen und uneigennützigen Absichten der Union aufkommen zu lassen.

Anderseits zeigt das Beispiel Cubas, wie schwer es für die Vereinigten Staaten ist, bei ihrem Hochschutzzoll und der zum Theil ganz künstlich darauf aufgebauten Industrie in politisch und dann auch kommerziell engere Beziehungen mit anderen Staaten zu treten. In der nun seit Jahren schwebenden Frage des Abschlusses eines Handelsvertrages mit Cuba ist es den einander dabei entgegenarbeitenden Interessengruppen, den Rübenzucker-Produzenten und den Besitzern der Zucker-Raffinerien, d. h. dem Zuckertrust, gelungen, die gesetzgebende Maschine der Vereinigten Staaten einfach lahm zu legen und das Zustandekommen irgend eines Vertrages überhaupt unmöglich zu machen. (Dr. H. Parker Willis (Washington and Lee University, Reciprocity with Cuba. S. 127—151.)

Zuckerrohr und Zucker ist nun aber ein Hauptprodukt der tropischen und subtropischen Theile Amerikas. Dazu kommt Tabak und, in den gemäßigteren Strichen, Wolle. Aber gerade die Produzenten dieser Waaren, namentlich die von Zucker und Wolle, sind in den Vereinigten Staaten vortrefflich organisirt. Da sie von je am lautesten geschrien haben, sind ihnen auch die höchsten Schutzzollsätze zur Abwehr fremden Wettbewerbs zugefallen. Und damit ist es ausgeschlossen, daß in der nächsten Zukunft die Handelsbeziehungen sich zwischen den Vereinigten Staaten und den anderen Ländern des amerikanischen Kontinents bessern werden. Ueber diese Macht der thatsächlichen Verhältnisse können auch die lebhaften Klagen nicht täuschen, welche die Herren Frederic Emery, Chief of the Bureau of Foreign Commerce of the Departement of State, Washington D. C. (Causes of our Failure to develop South-American Trade), und Wilfred

Digitized by Google

H. Schoff, Secretary of the Commercial Museum, Philadelphia (European Trade Relations with South-America) erheben.

Das ist recht schlagend dargestellt in einem Aufsatze von Herrn Ernesto Nelson (Argentinien) über Argentine Commerce with the United States and Europe (S. 169—177). Diese Arbeit zeichnet sich durch einen sachlichen und zugleich zukunftsfreudigen Ton aus und erhebt sich weit über das Niveau der emphatischen Gemeinplätze von Fortschritt, Gerechtigkeit, Völkerglück und Weltfrieden, welche sich in den Beiträgen von Señor Don Manuel Alvarez Calderon, Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary of Peru (The Position of Peru in South-American Affairs) und von Señor Don R. Veloz-Goitica, Sekretär des internationalen Bureaus der amerikanischen Republiken (The Position of Venezuela in American Affairs) so behaglich breit machen.

Mit einem Selbstbewußtsein, wie es sonst nur die Nordamerikaner in dem ganzen Bande zeigen, erklärt Herr Nelson, daß Argentinien der gefährlichste Konkurrent der Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Produktion von Nahrungsmitteln und Rohmaterialien ist. Er legt Gewicht darauf, daß der argentinische Handel mit Europa durch gute Handelsverträge gefördert ist, so daß Argentinien ein „kommerzieller Theil" Europas geworden ist, während die amerikanische Hochschutzgesetzgebung alle Handelsbeziehungen nach dieser Seite einfach unmöglich gemacht hat. Obwohl aber die argentinische Wolle seit dem Jahre 1897 von dem nordamerikanischen Markte ausgeschlossen ist, züchtet Argentinien jetzt mehr Schafe als Australien und die Vereinigten Staaten zusammen. Es exportirt mehr Fleisch als Australien und Neu-Seeland zusammen. Und Herr Nelson schließt mit der Versicherung, daß „Argentinien stets ein besseres Einverständniß mit den Vereinigten Staaten gewünscht hat; aber die Haltung der amerikanischen Regierung hat uns stets Enttäuschung bereitet" (S. 175).

Die anderen Aufsätze in dem Sammelbande sind: The Application of the Principle of International Arbitration on the American Continents von John Bassett Moore, Professor of International Law, Columbia University; Latin America and the Mexican Conference von William J. Budanan, formerly United States Minister to Argentine Republic; Private and International Law in the Enforcement of Claims von Clifford Stevens Walton, Licenciate in Civil Law; formerly Counsel on the Chilean and Salvadorean Claims Commission; Notes on the Danish West-Indies von Dr. Albert G. Keller (Yale University) und Conditions affecting Sugar-Beet Culture in the United States von Henry C. Taylor M. S. (University of Wisconsin). In ihnen werden die im Titel angegebenen historischen, wirthschaftlichen oder juristischen Fragen in sachlicher und unparteiischer Weise besprochen, ohne daß jedoch besonders auf die Weltpolitik und die Tagesereignisse Bezug genommen wird.

New-York. Harry A. Fiedler.

Digitized by Google

Literatur.

Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Sechster Band. Erster Halbband: Geschichte der persischen Literatur von Dr. P. Horn a. o. Professor in Straßburg. Zweiter Halbband: Geschichte der arabischen Literatur von Dr. C. Brockelmann a. o. Professor in Breslau. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1901.

Ueber die historisch-philologische Seite dieses Doppelbandes der Amelangschen Sammlung bin ich nur in sehr beschränktem Maße zu urtheilen im Stande. Schaltet man aber dieses, für die Gesammtkritik freilich grundlegende Element aus, oder besser gesagt, nimmt man hierbei die Tüchtigkeit der Verfasser, wie in diesem Falle ja wohl erlaubt ist, zur gegebenen Voraussetzung, so ist es nicht anders möglich, als ihnen einen lebhaften Dank für die mannigfache und reiche Belehrung auszusprechen, die sie uns bieten. Dabei ist der Charakter der beiden Theile des Buches, der Eigenart ihrer Verfasser entsprechend, ein sehr verschiedener. Horn, der die persische Literatur behandelt, charakterisirt seine Autoren in ausgezeichneter Weise durch eine Fülle von, bisweilen recht ausführlichen, aber immer interessanten Zitaten. Die merkwürdige, bis aufs Extrem zu Wort- und Gedankenspielereien veranlagte Natur der Perser, verblüfft in ihren Einzelleistungen den Leser geradezu, während ein großer und imposanter Eindruck eigentlich nur von dem gewaltigen Epos des Firdusi, dem Königsbuch, ausgeht. Interessant ist der Nachweis, daß die persische Poesie eigentlich erst durch den Einfluß der arabischen Eroberung des Landes entbunden worden ist, daß sie sich dann aber der in der semitischen Welt hervorgebrachten Form auch mit einer erstaunlichen Fruchtbarkeit und Leichtigkeit bedient hat. Es ist das ein merkwürdiges Gegenstück zu der Thatsache, die uns jetzt, indem die großen Ausgrabungen in Vorderasien weiter fortschreiten, immer deutlicher wird: daß das, was wir arabischen Baustil, arabische Kunst, arabische Wissenschaft zu nennen gewohnt sind, in weitgehendstem Maße auf das sassanidische Perserreich und durch dieses auf die altorientalisch-babylonische Kultur zurückgeht. Den Aristoteles so gut wie die Technik der Fayencen und Glasuren haben die Araber erst von den Persern bekommen und die Blüthezeit des Chalifats in Bagdad bedeutet recht eigentlich die geistige Herrschaft des Perserthums in der muhammedanischen Welt.

In der Arbeit Brockelmanns über die arabische Literatur hat mich wenigstens am meisten der Abschnitt über die arabische Nationalliteratur vor dem Islâm interessirt. Sehr mit Recht greift der Verfasser, wo formvollendete und sinngetreue Uebertragungen arabischer Poesie bereits vorliegen, auf diese, so z. B. auf Rückert und auf Goethes Divan, zurück. Ebenso übrigens auch Horn im persischen Theil, der, etwas zu bescheiden, seine eigenen, oft sehr hübsch gelungenen Uebersetzungen gleichsam vor dem

Digitized by Google

Leser entschuldigt. Ich kann es mir nicht versagen, die Schilderung des vorislâmischen Mila von Djarm (Brockelmann, Seite 10) hierherzusetzen:

Lang war die Nacht, ich wachte der blitzenden Wolkenwand,
die sich herniedersenkend hinzog von Land zu Land.
Vom Nachtmarsch trunken taumelt der Wolken Kranichzug;
und dürres Land zu tränken, hat er zu thun genug.
In jeder Wüste Mitten erdröhnen um und an
die Massen, wie einander Kameele blöken an.
Es thürmen sich die Gipfel des windgetragenen Throns
an Höh' und auch an Breite, wie Gipfel Libanons.
Den hadramautischen Winden bot sich zum Kampfe dar
ein abgeriss'ner Vorhang, der ganz zerflittert war.
Es blieb das reine Wasser aus reinem Wolkenschoß
zurück auf allen Spuren, denn rein ist Wasser bloß:
Das abgestand'ne Wurzeln des Schotenbaums erquickt
im Hochland und Erfrischung dem Sauerklee beschickt.
Und nachtlang schob sich vorwärts die falbe Regenwand
langsam wie ein gekoppelt Kameel im tiefen Sand.

Das ist wirkliche große Poesie der Wüste und des Unwetters.

Paul Rohrbach.

Wilhelm Heinse

ist der eminent begabte, meinetwegen verwilderte oder unreif gebliebene Dichter Wielandischer Schule, der intimen Literaturgeschichte — es klingt ja paradox genug — schon durch Goethes „Apprehension" genugsam empfohlen. Man darf an ihm eben nicht vorbeigehen, so wenig als an Schillers „Räubern", „Luise Millerin", dem ersten „Don Carlos", ganz zu geschweigen der „Anthologie". Als Goethe aus Italien zurückkehrte, fühlte er sich als „Klassiker", obwohl der Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso" doch auch ein reichlich Päcklein „für Feinschmecker", ich meine die „Römischen Elegien", mitgebracht hatte, wenigstens virtualiter, in der Anlage und Tendenz, denen er bald die heiteren Venezianischen „Epigramme" folgen ließ.

Wir wollen hier nicht untersuchen, welche Faktoren für Goethes entschiedene Ablehnung nun hauptsächlich wirksam geworden waren; bekannt ist, daß er vor seiner Uebersiedlung nach Weimar, sagen wir, vor seiner „sittlichen Erziehung" durch Charlotte von Stein, ganz anders über Heinse geurtheilt hat. Wenigstens wurde diesem im März 1775 berichtet, Goethe habe gesagt, als er die 1774 erschienene „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse" gelesen hatte: „Das ist ein Mann; dergleichen Fülle hat sich so leicht mir nicht dargestellt; man muß ihn bewundern, oder mit ihm wetteifern". Es mögen persönliche Erlebnisse, die wir nicht

Digitized by Google

kennen, zu der Aversion mitgewirkt haben, denn das Motiv des Konkurrenzneides ist bei dem Charakter Goethes nicht wohl denkbar. Er mag später auch wohl Heinses talentvollsten Roman „Ardinghello und die glückseligen Inseln“ (1787) gelesen haben, ich weiß es nicht.

Dann aber muß er, wie noch heute jeder Leser, von der großartigen Kunst der Schilderung, z. B. der umbrischen Landschaft, des Wasserfalles des Velino bei Terni, Neapels, von den oft sehr feinen Bemerkungen über antike und Renaissancekunst, von seinem eindringlichen Studium der italienischen Musik (letzteres besonders bezeugt in dem späteren Roman „Hildegard von Hohenthal“ (1795—1796) gepackt, ja entzückt worden sein. Er aber blieb, soviel ich sehen kann, fortan durchaus zugeknöpft.

Es ist ein wirkliches Verdienst, das der Insel-Verlag (Leipzig, Lindenstraße 20) sich durch die typographisch wunderbar schöne Neuausgabe der Werke, die durch Dr. Carl Schüddekopf in Weimar besorgt wird, um die intime Literaturgeschichte erwirbt.

Das braucht ja nicht gesagt zu werden, für Mädchenpensionate ist Heinse keine Lektüre.

Erschienen sind bisher zur besonderen Freude des eigentlichen Bibliophilen als

Band IV Ardinghello,

Band V Hildegard von Hohenthal I. II.,

Band VI Hildegard von Hohenthal Theil III, und Anastasia und das Schachspiel,

Band II Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt.

Die ganze Ausgabe, die auch alles erreichbare Ungedruckte, besonders die Briefe, meist nach den Originalen, und die Tagebücher aus Italien 1783, aus Holland 1784 und von kleineren Reisen, dann aber auch die interessanten „Aphorismen über Kunst, Literatur und Politik“ enthalten wird, ist auf zehn Bände berechnet, deren jeder broschirt 6 Mk., in hocheleegantem stilvollen Einband 8 Mk. kostet. (Subskriptionspreis war 5,50 und 7,50 Mk.)

J. V. Widmann in Bern hat in einem schönen Feuilleton (siehe „Frankfurter Ztg.“ vom 1. Juli 1902 Nr. 180 1. Blatt) eine Art Hymnus auf den uns wieder gebotenen „Ardinghello“ geschrieben, dem wir so weit von Herzen zustimmen, als er Protest wider verlogene Zimperlichkeit ist, die sich gern als „Sittlichkeit“ aufspielt.

Weimar, im September 1903. Franz Sandvoß,
(Xanthippus.)

Digitized by Google

Leben und Wissen, Band 2. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen von Paul Göhre. Leipzig 1903. Verlegt bei Eugen Diederichs. Preis br. 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

Die überaus günstige Aufnahme, die dieses merkwürdige Buch in den Zeitungen und Zeitschriften, soviel uns bekannt ist, erfahren hat, mag wohl ihren Grund darin finden, daß es das erste seiner Art ist. In den letzten zwei Jahrzehnten, seitdem die Behandlung der sozialen Frage in der Literatur Mode wurde und in Paul Göhres „Drei Monate Fabrikarbeiter" den Höhepunkt erreichte, ist das Leben des Arbeiters fast zum Ueberdruß häufig geschildert worden; die ganze Stufenleiter des Arbeiterelends bis hinunter zur untersten Sprosse, zum Trunkenbolde, zum Landstreicher, ist dem Lesepublikum, mehr oder minder tendenziös gefärbt, vor Augen gestellt worden. Aber die es thaten, veranlaßte ihr soziales Interesse, sich in das Leben dieser Menschenklasse zu vertiefen, sie selbst standen außerhalb des geschilderten Elends. Nun aber erhebt ein Mann seine Stimme mitten aus dem Arbeiterstande heraus, und es soll nicht geleugnet werden, daß es volkswirthschaftlich interessant ist, solche Stimme zu hören. Da der Mann aufs Umständlichste seine Kinderjahre und das Leben im Vaterhause von 1841 an schildert und wir das Leben der Eltern und Großeltern auch mit zu hören bekommen, so umfassen die Erinnerungen ein weites Stück Kulturgeschichte im deutschen Kleinstadtleben. Kein Anderer als der schon erwähnte Paul Göhre, der Freund der Arbeiter, giebt das Buch heraus und widmet ihm ein acht Seiten langes Vorwort. Kein Geringerer als der Worpsweder Heinrich Vogeler hat es mit reichem Buchschmuck versehen, der vielleicht an sich schon einer eingehenden Erklärung, einer besonderen Besprechung würdig wäre, denn er sieht aus, als bestünde er aus lauter allegorischen Gebilden — es ist also Alles geschehen, um das Werk der zeitgenössischen Literatur würdig einzuverleiben. Und doch, wenn Göhre schreibt, daß schon der Stil dieser Lebensgeschichte seinen ganz besonderen Reiz habe, so müssen wir ihm leider direkt widersprechen, und wenn er behauptet, es sei der Stil der lutherischen Bibel, so müssen wir uns gewaltig darüber wundern. Luthers Bibel, die neben aller Kernigkeit und Natürlichkeit voll poetischen Schwunges ist, die einen so überaus reichen Wortschatz aufweist, eine Mannigfaltigkeit an Bildern, mit denen er die deutsche Sprache durchsetzt hat wie keiner vor ihm und nach ihm! Man höre: „Da erschienen die beiden Herren in der Thür und der eine mußte ja wohl der Direktor sein, denn als ich vorbei wollte, da fragte er gebieterisch: „Wo ist der Meister?" da stoppte ich einen Augenblick im Laufe und sagte: „Der ist nicht da, der ist heute verreist!" Da eilte ich weiter und kletterte auf den Tritt nach den übrigen Brettern, da sah ich zurück, da stand der Direktor noch da und hatte mir nachgesehen, da rief er neugierig: „Was machen Sie denn hier?" — Da trat er an meine Bank und besah sich ein Weilchen meinen Platz voller Pfannensteine, aber

Digitized by Google

dann kehrten sie wieder um und gingen wieder durch die Thür zurück und fort; da habe ich doch wenigstens den Direktor auch einmal in der Nähe gesehen und mit meinen eigenen Ohren sprechen hören, aber weiter hatte es keinen Zweck." Manchem mag diese kleine Probe originell und anziehend erscheinen, aber man stelle sich vor, daß alle Erlebnisse dieses einfachen Mannes, sowohl sein Aufenthalt im Elternhause, wo er wahrlich nicht durch Liebe verwöhnt worden ist, seine Lehrzeit als Bäcker, sein Leben als Erdarbeiter und schließlich auf der Fabrik mit demselben Gleichmuth wiedergegeben sind, so daß sie wie die alleralltäglichsten Geschehnisse wirken, ohne irgend welche erschütternden oder tragischen Momente, die gewiß vorhanden gewesen wären, wenn dem Erzähler nicht die Auffassung hierfür gemangelt hätte, und man wird zugeben, daß sie auf die Dauer unerträglich anöden müssen. Nur am Schlusse seiner Arbeiterlaufbahn, als ihm seine Unbrauchbarkeit nach und nach klar gemacht und ihm schließlich seine Entlassung eingehändigt wird, da steigern sich seine Empfindungen, und er nimmt sogar stellenweise einen gereizten Ton an. Es ist eben die Art und Weise, in der Kinder und ungebildete Leute erzählen, die ihren geringen Sprachvorrath fortgesetzt wie einen Brei durcheinander rühren, so daß immer wieder dasselbe Wort nach oben kommt. Bei der Lektüre ist uns zu Muthe, als hätten wir einen sogenannten „armen Mann" von der Straße aufgegriffen, ihn bei Winterskälte in unsere Küche genöthigt und ihn bewirthet. Und nun thaut der Mann auf und erzählt uns auf unsere theilnehmenden Fragen von seinem Ergehen, seinen Familienverhältnissen, seinen Gebrechen. Zuerst hören wir freundlich zu, wir fühlen uns ja als Wohlthäter, bald aber müssen wir uns gewaltig zwingen, endlich bedeuten wir ihm, daß wir jetzt keine Zeit mehr haben, und athmen schließlich erleichtert auf, wenn der Mann fort ist. Als ich drei Seiten dieser Denkwürdigkeiten gelesen hatte, schob ich das Buch bei Seite und sah den dicken Wälzer Wochen lang mit Scheu von der Seite an, bis mich meine Gewissenhaftigkeit zwang, in täglichen kleinen Theilen die 390 Seiten mit Todesverachtung durchzuackern. Gewiß interessirt uns der Gegenstand, und es könnte vielleicht als Widerspruch des eben Gesagten gelten, wenn wir glauben, daß uns auch ein zweiter Band interessiren würde, der Alles das enthielte, was der allzu großen Fülle wegen hier ausgeschieden ist: die Handwerksburschenreisen von 1849 bis 1859 und die Erfahrungen in Krankenhäusern. Sollte der Herausgeber, was er nicht erwähnt, auch Erinnerungen aus dem Liebesleben seines Helden unterdrückt haben, so würden wir es nicht ungern sehen, wollte er auch diese Kapitel veröffentlichen. Denn erstens liegt es einmal in dem Geschmack der Zeit, den Beziehungen zwischen Mann und Weib in der Literatur einen breiten Raum einzuräumen, und dann erscheint es uns auch allzu unnatürlich, daß diese Beziehungen im Leben eines Mannes bis zu seinem 44. Lebensjahre eine so geringe Rolle spielen sollten, daß sie nicht einmal erwähnenswerth sind. Es fehlt dem Bilde, das uns von dem Manne gegeben ist, an Vollendung.

Digitized by Google

Lediglich um der Sache willen erscheint uns die Lektüre des Buches aushaltbar, für Alle, die in der Arbeiterbewegung stehen, für Arbeitgeber und Unternehmer mag es stellenweise lehrreich sein, die Eindrücke zu erfahren, die ihre Art zu handeln und zu reden, ihre Bestimmungen und ihr ganzes Dasein auf ihre Untergebenen macht, deren Gefühlsleben ihnen im Allgemeinen hermetisch verschlossen ist, und weil diese Eindrücke natürlich, ohne Uebertreibung und ohne Haß gegen die höheren Klassen erzählt sind. Es ist eben die vor-sozialdemokratische Zeit, aus der die Erinnerungen stammen. Nur von diesem Standpunkt aus lassen wir das Buch gelten. Wenn wir nicht mitschwimmen in dem Strom, der die Jünger Nietzsches mit sich fortgerissen hat, welche an die alles besiegende Macht des Individuums glauben, an seine Entwicklung aus sich selbst ohne Zuthun seiner Umgebung, so stimmen wir eben so wenig in den Ton derjenigen ein, die behaupten, daß jede Geistesrichtung, jede Größe, jedes Genie ein Produkt des Milieus, ihres Volkes, ihrer Zeit sei, daß in der Masse so unendlich viele hohe, geistige Kräfte steckten, die nur hineingetreten würden in den Schmutz der alles ertödtenden Alltagshandarbeit. Hin und wieder erheben sich einzelne Individuen aus der Masse von Flachheit, Stumpfsinn und Rohheit, zu ihnen mag der Arbeiter, dessen Denkwürdigkeiten wir besprechen, in mancher Beziehung gerechnet werden. Was wir an ihm bewundern, ist sein manneller Fleiß, seine Energie, immer wieder zu schreiben und zu schreiben, bis er seine Lebensgeschichte, die ja so mancher aufzuzeichnen beginnt, auch wirklich zu Ende geführt hat. Aber den Geist, der darin steckt, müssen wir nur als einen mittelmäßigen anerkennen, und wir wollen nicht wünschen, daß der Schreiber mit diesem Zweig in der Literatur Schule machte, und daß viele seinesgleichen die Feder ergriffen, sie könnten die Enttäuschung erleben, daß sie sehr bald keine Leser mehr fänden.

Marie Goslich.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Wird die moderne Zeit Tragödien schaffen?

Im September des Jahres 1901 brachten die „Preußischen Jahrbücher" einen sehr bedeutsamen Aufsatz „Griechische Tragödie und modernes Drama", der um der Eigenart, Kühnheit und Geschlossenheit seiner Auffassung willen hohe Freude erregen und zugleich in jedem protestantischen Geiste lebhaften Widerspruch erwecken mußte. Es wird darin behauptet, die christliche Zeit könne eigentliche Tragödien nicht mehr schaffen, die Tragödie sei todt — — Die Verfasserin ist Katholikin; und in Wahrheit ist Alles, was man wider ihre Behauptung einzuwenden hat, in charakteristisch protestantischer Denkart begründet. Sodaß es wohl lohnt, diesem Widerspruch Ausdruck zu geben, weil es sich hier um den entscheidenden Gegensatz zu handeln scheint, den die katholische und die protestantische Weltanschauung in ihrem Verhältniß zur Kunst darstellen.

* * *

„Die Tragödie", so führt die Verfasserin aus, „ist der stolzen Kühnheit ihres Strebens wie auch der gewaltigen Wirksamkeit ihrer Mittel halber die höchste aller Dichtungsformen, ja mit ihr ist der Gipfel aller Dichtung überhaupt erreicht. Ihre höchste und eigentlichste Aufgabe ist die Lösung des Welträthsels. Das griechische Heidenthum hat gesprochen: „Das Welträthsel umgiebt uns, es starrt uns an, es peinigt und quält uns — Dichter, du Mund und Stimme der Gottheit, rede, auf daß du es uns lösest." Da redeten sie, die Tragiker. Das Schreckliche des Lebens, das Leiden, das Furcht und Mitleid Weckende, stellten sie dar. Nicht um das Leiden moralisch zu rechtfertigen, intellektuell zu begründen. Nein, sie entfesselten den Weheruf! Daß er, schrankenlos dahinstürmend, das Himmelsgewölbe selbst zu bewegen schien! Dann aber tauchten sie das Schreckliche ein in ein Meer von Schönheit, und das Werk war gethan!

Dieser ihrer höchsten und heiligsten Aufgabe aber, der Lösung des Welträthsels, hat unsere Zeit die tragische Kunst beraubt. Die christliche Weltanschauung that es durch Vorwegnahme der Lösung, die sie als bereits gefunden darbietet, sodaß der Dichter nur noch Interpret ist, die andere jetzt herrschende, die von Religion und Philosophie abgewandte, die natur-

Digitized by Google

wissenschaftliche Weltbetrachtung aber verstockt sich gegen eine Lösung überhaupt und sagt dem Dichter: Zeige deinen beobachtenden Blick und deine Gestaltungsgabe darin, daß du das Vorhandene spiegelst; Anderes zu erstreben ist dir verwehrt."

Hier ist der Punkt, wo der Protestant aufhorcht. Welch eine andere Welt, die er schaut, wenn er in unsere Zeit blickt!

Einigen wir uns über das Wesen der Tragödie!

Ich habe vor jener Auslegung der Verfasserin nichts als Bewunderung.

In gewissem Sinne thut das ja die Kunst überhaupt, daß sie eine Lösung des Welträthsels giebt, nicht begriffsmäßig, sondern dem Gefühl nach: als Glaube an die Vollkommenheit des Alls. „Eine Welt, in der es Schönheit giebt, muß sinnvoll, muß harmonievoll sein" — das wird, nicht als Gedanke uns aufgedrängt, sondern als unbewußtes, überbewußtes Erleben in uns entfaltet.

Aber in der Tragödie wird erst die Frage nach dem Sinn des Lebens erweckt; das bange Räthsel Leiden und Schuld riesengroß vor Augen gestellt. Die Seele muß sich erst entsetzen, — und wird nun das Schreckniß in Schönheit getaucht, so ist das Ergebniß aus erschüttertem Innern ein seelentiefes Klingen: „Eine Welt, in der auch das Schreckenvolle Schönheit ist, muß dennoch, dennoch, dennoch Vollkommenheit sein —"

Schlummernde Saiten in uns heben an zu tönen, von verborgenem Sinn und lichtvollen Zusammenhängen.

Was wir nie denken und wissen können: ob das Wesen der Welt Harmonie sei, wir brauchen es nicht mehr zu denken und zu wissen — wir sind mitten darin und erleben sie.

— Wenn je diese Aufgabe: als inneres Erleben eine Lösung des Welträthsels zu geben, unnöthig oder unmöglich geworden wäre, so wäre die eigentlich schöpferische Kunst überhaupt dahin. Und die Tragödie zuerst.

Wenn das wahr ist, daß uns die Lösung des Welträthsels „als bereits gefunden dargeboten wird", so ist die schöpferische Kunst überhaupt todt, und alle Künstler sind nur Interpreten.

* * *

Aber haben wir denn die Lösung? Wir hätten sie? Die Lösung des Welträthsels hätten wir? So sieht eine Welt aus, die die Lösung des Welträthsels hat?! So ganz voll Disharmonie —?

Diese Welt, in der immer der Eine wider den Andern arbeitet, diese Welt, in der die meisten Menschen sinnlos durcheinander rennen, nicht viel bewußter als ein Ameisenhaufen, und arbeiten, und weinen und vergnügt sind, und hassen und lieben, und sich befehden und verbünden, und selber nicht wissen, warum, und wozu, und woher, und wohin — die Welt soll die Lösung haben?!

Digitized by Google

Nun ja, sie hätte sie vielleicht noch nicht gefaßt? aber in ihren Religionsbüchern stände sie schon?

Das wäre ja ein entsetzliches Unglück! Denn helfen könnte sie uns natürlich nicht. Als Zustand, als Wesen, als Harmoniekraft, die unser ganzes Sein in Harmonie zwingt und unsere Welt verwandelt, haben wir sie ja eben nicht. Also hätten wir sie höchstens im Gedächtniß; könnten sie höchstens hersagen. Damit aber wäre uns das Einzige genommen, was uns helfen würde: das treu tief innerliche Suchen und Fragen, das innere Arbeiten, um uns der Welt und ihres Sinnes bewußt zu werden, jenes innere Arbeiten, das uns verwandeln wird, dem Wesen nach, der Lösung entgegenführen wird —

Denn die Lösung ist nicht eine Lehre, sondern ein Zustand. Im Gedächtniß haben kann man sie nicht, man muß sie dem Wesen nach erreichen. Es ist ein Verhältniß zu den Dingen, das man in sich schaffen muß, zu dem man sich durch innere Arbeit fähig machen muß.

Mitschwingen mit dem, was man schaut; es in seinem Sinn erleben; woher es kommt und wohin es zielt; und die ganze Harmonie, zu der dieser Akkord gehört, heimlich mittönen hören, als die Harmonie, die auch uns trägt, die auch wir tragen — im Einzelnen schon immer den Allzusammenhang schauen; den Augenblick in seiner Ewigkeit erleben, nach innen hin, bis hinein in den Urquell des wirkenden Gottesgeistes — Kinderstammeln! wie könnte ich von der Lösung reden, ich habe sie nicht. Das Ziel der Menschheitsentwicklung ist sie. Ganz zweckverlassen sein, nicht mehr eignes Begehren, und doch ganz eignes Schauen, ganz Sehorgan Gottes geworden sein; die Welt schauen, wie Gott sie schaut — das wäre die Lösung. Da würde das Fragen aufhören und das Denken unnöthig geworden sein. Da gäbe es keine Räthsel mehr und die Tragödie wäre abgelöst durch einen unaufhörlichen Triumphgesang. Bis dahin — bis die Menschheit das erreicht hat, wird es Tragödien geben.

Bis die Menschheit als solche es erreicht hat.

Denn wenn es Einer unter Allen, — wundersam der übrigen Menschheit vorausgesandt als Verkörperung ihrer ewigen Idee, als das Bild ihrer Bestimmung — Einer es erreicht hätte, davon würden die Tragödien auch nicht aufhören!

Was sollte er wohl thun, wenn er die Dumpfheit der Anderen sähe in ihrem entsetzlichen Jammer der Blindheit? Würde er nicht, um sich von der Ueberlast des Mitgefühls mit ihrem Leiden zu entladen, fortwährend Tragödien dichten müssen!

Oder — er würde hingehen und sein Leben geben, um den Brüdern zu helfen, auch zur Lösung zu kommen, auch selig zu werden im Gottschauen, und dann — würde sein Leben eine Tragödie.

Einer hat es wohl erreicht — wundersam der übrigen Menschheit vorausgesandt, ihr vor Augen gestellt als das Bild ihrer Bestimmung und die Verwirklichung ihrer Urnatur, und er gab sein Leben, um sie Alle zu

Digitized by Google

erlösen, um sie selig zu machen im Gottschauen — und da ward sein Leben eine Tragödie: der Göttliche mußte zerscheitern an der ungöttlichen Welt.

Er hatte die Lösung — (nein, er war sie) — weiterschenken konnte er sie nicht. Es muß es jeder selbst erreichen. Er ist der Weg: aber gehen müssen wir Alle selbst. Die Kraft seiner Nähe giebt erlösende Kraft: aber erringen müssen wir es Alle selbst. Denn durch innere Arbeit müssen wir uns umwandeln, um dessen fähig zu sein; um gottdurchleuchtet zu werden wie er.

Und wer hat es denn erreicht? Keiner.

Einst — einst — vielleicht in Jahrmillionen —? Ich weiß es nicht. Bis jetzt gab es nur einen Christen. Jesus. — — — — — — — —

Das ist protestantische Art, das Christenthum aufzufassen: es kommt darauf an, das heilig lichtvolle Verhältniß zu der Welt Urgrund und ihren Dingen, das Jesus hatte, auch zu gewinnen. Und so ist unser Bestes: redliches Suchen, unabläßiges Drängen nach dem Licht. —

Ist es protestantische Art? Ja, lieber Gott —

Es ist die Art der innerlich Erlebenden.

Und was heißt denn schließlich protestantisch und katholisch? Es kommt darauf an, daß wir unabläßig zum Lichte dringen, dem wundersam Lichten nach —

Aber so weit wir es erreichen werden, wird es immer die Gnade gewesen sein, die es gewirkt hat: die innere Leuchtkraft des Daseins, die nie abläßt und uns durchleuchten, vergeistigen, umwandeln — selig machen will. —

Nein, nein, Gott sei Dank, solch ein unheilvolles Geschenk, eine Lösung des Welträthsels, die uns zu unfruchtbarer Passivität verdammt, giebt es nicht.

So lange wir aber die Lösung nicht haben, hilft uns ein Wunder: Was das Auge noch nicht schaut, was der Begriff noch nicht greift, in uns liegende, schlummernde Saiten tönen auf einmal davon. Ein himmlischer Hauch ging darüber: die Kunst berührte sie, und sie tönen von der Lösung — dem Weltgeheimniß.

Daß eine Harmonie, die die Innenwirklichkeit der Welt ist, der aber nach dem Entwicklungsstande des Menschenwesens unser Gedanke noch nicht zu nahen vermag, durch ein inneres Erleben in unser Wesen und Bewußtsein hineingetragen wird, bleibt noch lange die Aufgabe, die die Kunst zu erfüllen hat.

Die Kunst ist nichts Anderes als die Sprache des Weltengeistes, durch die er seinem Erdenkinde all die Dinge sagt, an die dessen Verstehen noch nicht heranreicht, und die doch die eigentlich nährenden, Leben erhöhenden, Licht und Kraft spendenden Dinge sind.

Und immer soll es locken, der Lösung nachzugehen — dem Lichte nachzugehen —

Digitized by Google

Religion und Kunst sind nicht zu scheiden. Religion ist das Urverhältniß, das hergestellt werden soll, indem es uns bewußt gemacht wird. Kunst ist die Offenbarung, die davon redet.

* * *

In den Ausführungen der Verfasserin überrascht den Protestanten die Nebeneinanderstellung der christlichen Weltanschauung und „der anderen heute herrschenden, der von Religion und Philosophie abgewandten, naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung, der agnostischen" — als wenn es nur diese beiden Möglichkeiten gäbe.

Wie, giebt es denn nicht Künstler, die den Anspruch des christlichen Dogmas, eine Lösung des Welträthsels zu sein, ablehnen, und deren ganzes Wesen Andacht vor dem Weltgeheimniß — Religion — ist? Goethe!

Diesen Einwurf hat sich die Verfasserin selbst gemacht, denn sie widmet Goethe eine ganz neue, eingehende Abhandlung. — Ja, Goethe war kein Christ, und seine Weltanschauung war doch auch keine agnostische. Er war tief religiös. Aber die Verfasserin hilft sich — er war ja ein Heide! Was ist es denn nun in Goethes Weltauffassung, was ihn nach der Anschauung der Verfasserin zum Heiden macht? Worin besteht der entscheidende Gegensatz zum Christenthum? Ich führe an, was von der Meinung der Verfasserin, über den Gang der Abhandlung verstreut, herausleuchtet.

Goethe und den griechischen Tragikern gemein ist eine unbestimmte und dennoch immer gegenwärtige, immer lebendige Vorstellung von einer höchsten und vollkommenen, das All beherrschenden Macht. Darauf, von dieser heiligen Macht Genaues zu wissen, verzichtet er — wie sie. Und diese Ergebung in das Nichtwissenkönnen „entfernt sich weit vom christlichen Empfinden", ist heidnisch. So führt die Verfasserin aus.

Aber hier ist jeder wahre Künstler wieder Heide.

Es muß nur kein entmuthigtes Resigniren sein! Ist es das aber bei dem, welcher räth, „das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche ruhig zu verehren?" bei dem, dessen entzückte Seele abwehrt: „Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth?" Ist Himmelsgluth fühlen muthlose Resignation? Ist es denn muthiger, ist es frommer, was die Verfasserin als christliches Gegenstück zu jener wundervollen Goethischen Stelle bietet?

„Dann lausche auch mit treuem Sinn dem Klange,
Der aus der Urzeit Tagen, mächtig
Hinauf zu uns, den Spätgebor'nen, tönet,
Der dir und mir im Herzen widerhallet;
Und sprich es nach
Das Wort,
Das kleine Wort, in welches Menschenlippen
Das Unausdenkbare zu fassen wagen,

Digitized by Google

Durch welches sie, in ihrer Kindersprache,
Treuherzig-kühn das Unaussprechliche benennen.
Laß jenes Namens heilige Schauer dich durchdringen,
Laß von der Menschheit Sehnsucht fort dich reißen,
Von jenes Sturmes Schwingen laß dich tragen! —
Fühle, wenn Seines Daseins Odem dich umfluthet,
In Himmelsgluth dein Inneres entbrennen,
Und juble Ihm,
Und nenn' Ihn — Gott!"

Nein! Tauchte man in die heiligen Tiefen des inneren Erlebens und kam nicht dorthin, wo Menschenwort wie matter Schall verhallt, Menschenbegriff wie nebliger Rauch verweht — greift man noch eifrig nach einem Wort, um dies Erleben hineinzulegen, so war's noch nicht Himmelsgluth! war nicht Unendlichkeits-Erleben! es war begeisterter Erdengedanke der Einzelheit mitten in den Einzelheiten, — der freut sich der Schranken eines altehrwürdigen Wortes. Wer in Himmelsgluth entbrannte, weiß: Worte fassen sie nicht.

Die christliche Umdichtung nennt es ja selbst das Unaussprechliche, das Unausdenkbare! Nun, warum aber dann doch darauf bestehen, daß es in Wort und Begriff gebannt wird? Ja, wenn man zu Kindern spräche! Da übersetzt man lächelnd ins kinderhaft Enge, Eingeschränkte. Kindlich wird es, wenn man „Gott" sagt! Muthiger doch nicht? frommer doch nicht?

Wenn es sich darum handelt, das Unendliche als ein Geheimniß zu fassen und ehrfurchtsvoll auf einen bestimmten Begriff zu verzichten — welcher wahre Künstler müßte nicht wieder Heide sein!

„Beim christlichen Drama", sagt die Verfasserin ferner, „müßte sich das Letzte und Entscheidende in der weiter wirkenden Phantasie des Zuschauers ereignen, nachdem über das Bühnenbild bereits der Vorhang herabgesunken ist." Warum? Etwa, weil für den sterbenden Helden nun das ewige Leben beginnt? Wenn es sich im Christenthum darum handelt, zu einem überirdischen, zeitlich und womöglich auch räumlich jenseitigen Leben Zuflucht zu nehmen, um eine Lösung zu glauben, die das Diesseits nicht giebt, so muß jeder wahre Künstler wieder Heide sein. Was er vor sich hat, ist die Zeit, der Augenblick — den muß er in seiner Tiefe erfassen, in seiner Ewigkeit. (Eine Ewigkeit, die erst „darnach" beginnt, die mit einem bestimmten Zeitpunkt erst beginnt, ist überhaupt ein Widersinn.) Das ewige Leben umleuchtet uns jetzt. Ist das dumpfe Auge gehalten und schaut es nicht, — dazu ist ja die Kunst da! die redet davon. Die Innenwirklichkeit des Daseins, die der grobe Sinn nicht sieht, aus dem schönen Schein des Kunstwerks scheint sie heraus. Was heißt es denn, das Schreckniß in Schönheit tauchen? Wenn nicht: seine Ewigkeit, die tief innen webt, hindurchleuchten lassen; wenn nicht: den bangen Akkord so anschlagen, daß durch die in uns webende Harmoniekraft die ganze

Digitized by Google

Musik, zu der er gehört, und zu der auch wir, bange Weltentöne, gehören, aufrauscht — das Raum- und Zeit-lose — das ewige Leben.

— „Mit einem Faust, dem die Augen aufgehen würden über eigene Verschuldung, mit einem Faust, der Verzeihung flehte, da ständen wir auf christlichem Boden", heißt es an anderer Stelle.

Eigene Verschuldung! Wenn das Dasein nur so einfach wäre! Aber wer, wenn er wahrhaft erbebte über die Irrwege seines eignen Innern und mit flehender Seele vor das Weltgeheimniß damit trat, empfand noch nicht: „Wer bin ich, daß ich sündigen könnte? Gott ist's, der Alles thut!" Wenn es darauf ankommt, in erschauerndem Ernst die große Thatsache zu empfinden, daß wir in einen höheren Zusammenhang ganz verwoben sind, mit all unserm Thun, mit all unserm Wollen —, daß all unsere Schuld doch Schicksal ist, ebenso wie all unser Schicksal Schuld, dann ist jeder wahre Künstler, sicherlich jeder moderne Künstler, wieder Heide.

Ihre eigne Tiefe, die Tiefe des Daseins, ward der modernen Menschheit wieder zum Geheimniß und zum Räthsel. Darum wird die Tragödie wieder auferstehn.

* * *

Hätte Goethe Tragödien geschaffen, so hätte er es als Heide gethan. Er schuf aber nicht Tragödien. „Das liegt zum Theil an seiner Natur, der harmoniebedürftigen, der bei allem Reichthum doch die heroische Kraft mangelt, um unter der höchsten Wucht des Furchtbaren freie schöpferische Thätigkeit zu entfalten. Das Tragische wirkt pathologisch auf ihn. Darum bricht er den großartig entrollten Problemen im entscheidenden Moment die Spitze ab."

Aber es liegt zum Theil, so meint die Verfasserin, auch daran, daß er der Sohn einer christlichen Zeit ist. „Das Christenthum hat die Menschen weicher gemacht. Das Leiden, das wir schauen, greift uns noch schmerzlicher an das Herz, als einst den Griechen. Zugleich aber haben die Menschen, weil sie sich gewöhnten, den Trost in der christlichen Religion zu suchen, verlernt, in ihrer eigenen Brust den Trost zu schöpfen; sie haben die Reaktionskraft verloren. Das Tragische wirkt pathologisch auf uns."

Nein! Es gehen durch unsre christliche Welt eben so gut wie einst durch die Griechenwelt Menschen, die die ganze Furchtbarkeit des Lebens schauen, ertragen und in sich überwinden. Wohl empfinden wir heute schon vieles als Leiden, was der Grieche noch nicht sah. Es gehört heute viel mehr Kraft dazu, das „Und doch!" in sich zu erzeugen. Aber wir haben Künstler, die es erzeugen, in sich und in Andern. Ich brauche Klingers Namen nun nicht noch auszusprechen. Oder könnte man nicht auch mit dem Griffel Tragödien schaffen?

Und wäre das wahr, daß es zum Christenthum gehört, daß man sich durch Zuflucht**nahme** bei einem Gott außer uns der Reaktionskraft der eignen Brust beraubt, so würde jeder wahre Künstler ablehnen, Christ zu

Digitized by Google

sein. Jeder wahrhaft schöpferische Mensch kennt nur den Gott in der eigenen Brust; den Gott, der aus den Geheimnißtiefen des eigenen Wesens heilig heraufwirkt.

Goethe war keine tragische Natur und dichtete nicht Tragödien. Kleist aber schuf Tragödien, denn er war eine tragische Natur. Der „Robert Guiscard" wäre eine Tragödie geworden, und die „Penthesilea" ist eine. Jene schreckenvollste Gattung: der unheilvollen Maßlosigkeit menschlicher Leidenschaft gerade in den stärksten Naturen. „Die abgestorbene Eiche steht dem Sturm, doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder, weil er in ihre Krone greifen kann." Ja, auf dem Urboden der Tragödie stehen wir hier, wenn der Mensch in rasendem Begehren nach dem Glück — dies Glück, wie es sich ihm bietet, blind verkennt und selbst zerreißt. —

Ob die Menschen wohl bald aufhören, es so zu machen, in der Wirklichkeit, in der Dumpfheit des Lebens? Und damit komme ich zu meinem letzten Argument: Wie könnten die Tragödien in der Dichtung aufhören, da sie doch im Leben noch nicht aufhören? Wo eine tief empfindende und überstark wollende Natur ist, erlebt sie immer noch ihre Tragödie. Namentlich in unserer Zeit. An dieser Scheide zwischen Alt und Neu, wo die Wogen der Disharmonie immer höher gehen und wir immer bewußter werden, und die Reaktionskraft in uns mächtig aufgereizt wird, auf Besserung zu sinnen, und die Urnatur der Dinge anfängt, zu uns zu reden, uns zu künden, wie es sein sollte und der gläubige Wille auflodert, nun das zu erringen — in dieser Zeit sollte es nicht Tragödien geben?

Wenn nun ein glühend gläubiger Junger in dem Gefühl: „Was ich will, ist das Naturgewollte, Gottgedachte; es muß also verwirklicht werden können!" hingeht und seine ganze Kraft einsetzt, dahinstürmt und stößt an die ehernen Schranken der Wirklichkeit — und glüht feuriger auf, um sie mit seiner Herzensglut zu schmelzen —, bis Der einst klaren Antlitzes abläßt — nicht abläßt, sondern still und stark weiter wirkt und die Frucht seines Lebenswerkes der Ewigkeit übergiebt, — hat er eine Tragödie erlebt!

Denn das Dran-sterben macht doch das Tragische nicht aus? Mit dem heißen Willen, das Ideal heraufzuführen, und gelte es ein Leben! an den Schranken der Zeit vergebens rütteln, nicht begreifend, verzweifelnd — bis zuletzt aus der Tiefe die Ewigkeits-Ahnung aufsteigt: „Dennoch! — Dennoch! — Dennoch!" Das ist Tragödie. Ob unsere Zeit sie hat! —

Nun, und so lange Tragödien erlebt werden, so lange werden Menschen, denen ein Gott gab, zu sagen, was sie leiden, auch Tragödien dichten.

* * *

„In unsrer Zeit," so beginnt die Verfasserin ihren Aufsatz, „regt sich in allen literarischen Heerlagern mit unruhigem Eifer das Bestreben, dem dichterischen Schaffen neuen Lebensodem einzuhauchen, gar der Bühnen-

Digitized by Google

kunst den großen Zug vergangener Zeiten zurückzugeben." Ja, dies unruhig eifrige Bestreben in den literarischen Heerlagern ist auch da. Aber das ist es doch nicht, was wichtig ist? was dem Antlitz unserer Zeit Bedeutung leiht? In den dunklen Tiefen der Volksseele regt es sich von drängenden Gewalten! Es sprießt etwas empor; es schaut aus neuen Augen in die Welt; aus Urtiefen kommt eine neue Art, das Leben zu erfassen, unmittelbar aus der Quelle her zu erleben. Neue Leiden erwachen, neue Fragen, neues Suchen; eine neue Welt wächst auf. Nicht die alte Tragödie wird auferstehen — die neue Welt wird sich die neue schaffen. Aus denselben Urtiefen heraus wird sie das von neuen Welträtseln geängstigte Menschenherz trösten mit Ewigkeitstrost: „Dennoch — dennoch — dennoch!"

Und Idealisten träumen wieder davon, daß die Darstellung der Tragödie ja eigentlich Gottesdienst sein müßte.

Und das wird auch einst kommen! Weil es die Urnatur ist! — Aber noch starren die ehernen Schranken der Zeit.

Sturmgeselle Sokrates.

Idealisten träumen von einer neuen tragischen Kunst, die wieder als Gottesdienst gefeiert wird; die Wirklichkeit spielte einstweilen den „Sturmgesellen Sokrates" von Sudermann.

Ein Lustspiel; der Anlage nach eigentlich eine Tragikomödie. — Eine Tragikomödie müßte etwas sehr Werthvolles sein, wenn sie ergreifend wäre, mit heimlicher Thräne der Rührung lächelnd. Auch wird es kaum einen Stoff geben, der günstiger dafür wäre als dieser, worin eine alte Zeit voll hoher, begeisternder Ideale in heimlichem verspäteten Kultus dieser Ideale noch nachlebt, während draußen der neue, helle Tag schon Erfüllung und neue Ziele brachte, ungesehen von denen, die, in gerührter Begeisterung schwelgend, nur die altheiligen, verblichenen Farben gelten lassen. Aber das Alles müßte auch wirklich rührend sein, nicht jämmerlich! Der Idealismus der alten wunderlichen Schwärmer muß ganz echt sein, sie müßten wirklich begeistert sein. Reden sie von Heldenthum, so müssen sie auch wirklich Helden sein, nur daß sie sich im Ziele irren, nur daß sie sich in der Wirklichkeit täuschen. Und wenn sie dann schließlich doch von ihrem Traum dem taghellen Leben sich zuwenden, so müßte das mit ganz reinem Gewissen geschehen können — wenn auch mit Wehmuth, denn alte Leute lernen nicht gern um, und zärtlich gehegte Traumbilder giebt man nicht gern auf. Bei Sudermann aber ist der Idealismus der alten Sturmgesellen von Achtundvierzig nicht mehr echt, hier ist Alles Unwahrheit, Hohlheit, Phrase geworden. Ein böser Mangel! Wie unvorsichtig, daß das Wort „Donkischott" am Schlusse eines Aktes fällt! Der Vergleich zeigt gar zu peinlich, woran es fehlt. „Lächerlich, dumm,

Digitized by Google

gemein" nennt der Held des Stückes, als ihm die Augen aufgehen, selbst dies ganze Treiben, und mit Recht. Das Dumm-Gemeine aber ergreift nicht. Jämmerlich ist das Alles, nicht rührend. Und daß es sich um den Mittelpunkt eines Ideals abspielt, das sehr ernsthaft war und der Menschheit heilig bleibt, wirkt verletzend. Vor Allem müßte dies Ideal der Vergangenheit, das Wirkliche, wie es einst lebendig war, vor unseren Blicken geheiligt bleiben; gerade im Gegensatz zu dem armen Schattenbilde, das die Sturmgesellen heute nur besitzen, müßte seine einstige Herrlichkeit immer wieder hell hindurchstrahlen — hoch über diesen wunderlichen Schwärmern, aber auch ungefährdet durch ihre Thorheit. Nichts so gefährlich, als wenn ein Hauch der Lächerlichkeit, gar ein kalter Spott dieses Ideal selbst streift, und dieser Gefahr ist Sudermann verfallen. Sodaß auch der Zug von Erhabenheit, der von hier aus das Ganze adeln würde, verloren geht, und was tragikomisch sein sollte, widerwärtig wirkt. — Woran liegt das Alles? Es fehlt dem Verfasser am Besten, was ein Dichter haben muß: an Herzenswärme, an liebevoller Antheilnahme an den Menschen und Dingen. Er hat nicht den Blick der Ehrfurcht, mit dem der wahre Künstler das Tiefe, Echte, Ewige in den Menschen erschaut; auch wo er ihrer Wunderlichkeit lächelt. — Sudermann kann ja so viel, er kann mit klugem, kaltem Blick Uebelstände der Zeit genau erkennen und sie mit scharfer psychologischer Wirklichkeitszeichnung zum Bewußtsein bringen. Warum bleibt er nicht bei dem, was er kann? Hat die Zeit nicht noch Uebelstände genug, die zum Bewußtsein zu führen sind? Von dem aber, was viel Gemüth erfordert, von Lustspiel und Tragikomödie, sollte er lassen.

Erfreulich war der frische Ton des Ganzen, wenn auch die Dürftigkeit der Handlung stellenweise die Langeweile aufkommen ließ. Einen Augenblick echter Komik brachte zum Schluß die verblüffende Ordensverleihung. Vortrefflich waren einige Züge echter Sudermannscher Wirklichkeitstreue in der Zeichnung der Menschen. Und durch das Ganze wehte, herrührend von dem glücklich gewählten Stoff, doch noch ein Hauch von Poesie.

Gertrud Prellwitz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Zur Reform der Schwurgerichte.

In dem diesjährigen Berichte des sozialdemokratischen Parteivorstandes wird das bekannte Urtheil des Bromberger Schwurgerichts als ein „furchtbares und empörendes Klassenurtheil“ gebrandmarkt. Außer diesem Urtheil wird nur noch ein zweites in größerer Ausführlichkeit behandelt, das gleichfalls von einem Schwurgericht gesprochen worden ist. Es handelt sich da um ein Erkenntniß, durch das im Jahre 1900 ein Sozialdemokrat von dem Schwurgericht zu Wismar wegen Meineids zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist. In diesen Tagen beschäftigt ein neues Urtheil, und zwar das des Schwurgerichts zu Halberstadt, die Arbeiterpresse. Wiederum sind auf Grund eines Urtheils der Geschworenen schwere Strafen wegen Landfriedensbruches verhängt worden.

Wer sind nun in diesen Entscheidungen die Richter gewesen? Waren es nicht Männer des Volkes? War es nicht eine „Rechtsprechung durch vom Volke gewählte Richter“, wie sie das Programm der sozialdemokratischen Partei fordert? Wohl haben Berufsrichter über die Höhe der Strafe erkannt, aber das Schuldig hat das Volk über das Volk gesprochen. Und doch, giebt es nicht eine Erklärung dafür, daß der deutsche Arbeiter, ohne sich freilich über die Gründe klar zu werden, niemals in den Schwurgerichten Volksgerichte erblickt hat, vor deren Schuldig und Nichtschuldig er sich gläubig beugt, wie vor der Entscheidung sozialdemokratischer Parteiinstanzen? Wer ist denn das Volk, welches in den Schwurgerichten die Richterbänke einnimmt? Hat Jemand in Deutschland auf den Plätzen der Geschworenen jemals einen Arbeiter erblickt? Ich bestreite es, so lange man mir hierfür nicht den urkundlichen Nachweis erbringt. Wollte ich mich allein auf meine eigene Erfahrung stützen, so würde ich mich vorsichtiger aussprechen. Aber ich habe mit der gütigen Erlaubniß des Landgerichtspräsidenten die Vorschlagslisten der letzten fünf Jahre für die Hamburger Geschworenenbank durchgesehen und habe festgestellt, daß während dieser Zeit auch nicht ein einziger Arbeiter als Hauptgeschworener oder Hilfsgeschworener gewählt ist. Diese Feststellung berechtigt immerhin auch für das übrige Deutschland zu der stärksten Skepsis. Bekanntlich wählt ein Ausschuß, bestehend aus einem Amtsrichter, einem Staatsver-

Digitized by Google

waltungsbeamten, sowie sieben Vertrauensmännern jedes Jahr aus der großen Liste der zum Schöffenamte Tauglichen die erforderliche Zahl der Schöffen und Geschworenen. Aus dieser Vorschlagsliste für die Geschworenen, die für das Hamburger Schwurgericht 1014 Namen umfaßt, wählen der Präsident des Landgerichts und die Landgerichtsdirektoren jedes Jahr zusammen 350 Hauptgeschworene und Hilfsgeschworene. Unter 1750 Hauptgeschworenen und Hilfsgeschworenen fand sich also kein Arbeiter. Dagegen wiesen die Vorschlagslisten der letzten fünf Jahre unter 5070 Namen allem Anscheine nach vier Arbeiter auf, einen Schornsteinfegergesellen, einen Zimmergesellen und zwei Goldarbeiter. Allem Anscheine nach, denn ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es sich bei den beiden Goldarbeitern um kleine Unternehmer handelt, die zwar einen Laden nicht besitzen, aber selbständig arbeiten. Daß sich ferner unter die Tausende Kaufleute, Handwerkermeister, kleine und große Unternehmer ein Zimmergeselle verirrt hat, findet vielleicht eine Erklärung darin, daß er im Hause seines Vaters, eines selbständigen Handwerkermeisters, lebt, der sich auf der gleichen Vorschlagsliste befindet. Es bleibt also, von jedweden Zweifeln frei, allein der Schornsteinfegergeselle übrig.

Das Schwurgericht gehört zu den liberalen Forderungen, die zum Dogma erstarrt sind. Daß in der Betheiligung des Laienelementes an der Rechtsprechung etwas Gesundes liegt, wer möchte es bestreiten! Vorausgesetzt, daß der entscheidende Gedanke für diese Verbindung der ist, daß die Rechtsprechung in Einklang bleibt mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes, und daß sie nicht ausartet in ein zünftiges, vorwiegend auf die Wahrung der Form eifersüchtig bedachtes, juristisches Urtheilen, welches sich in selbstsicherem Kastenhochmuth, leicht und gerne von den Rechtsanschauungen des Volkes abhebt. Allerdings ist die wesentliche Voraussetzung für die belebende Wirkung des Rechtsempfindens unseres Volkes auf die Juristenwelt eine andere. Unser Juristenstand darf nicht zum Privilegium der besitzenden Klasse werden. Wenn nur der Sohn des kleinen Handwerkers, des Arbeiters, des Bauern und des kleinen Beamten in ausreichender Zahl in die Stellung des Richters, des Anwalts und Staatsanwalts aufrückt, so ist weit besser für die Wechselbeziehungen zwischen Volksseele, Recht und Rechtsprechung gesorgt, als durch die denkbar größte Betheiligung des Laienelementes in den erkennenden Gerichten. Immerhin darf nicht verkannt werden, daß die Kammern für Handelssachen glückliche Schöpfungen sind, in die das Laienelement die belebende Kraft des praktischen Lebens hineinträgt. In den Schwurgerichten aber, wo das „Volk“ in stolzer Souveränität, sich selbst überlassen, richtet, fehlt jeder Boden für jene Wechselwirkung. Solange nun die Geschworenen über Verbrechen zu urtheilen haben, die jeden politischen Charakters bar sind, lohnt es sich kaum, viele Worte über Nutz und Frommen der Schwurgerichte zu verlieren. Im Allgemeinen würden Berufsrichter an Stelle der Volksgenossen nicht anders entscheiden. Nur daß Geschworene in Meineidsprozessen eine

Digitized by Google

starke Neigung verrathen, freizusprechen. Diese Erscheinung ist zu begreifen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Berufsrichter an einem Tage oftmals ein Dutzend und mehr Eide abnimmt, und durch diese Gewöhnung bald das Empfinden für das Individuelle der einzelnen Eidesleistungen verliert, während der Laienrichter für die begleitenden Erscheinungen ein leichter reagirendes Verständniß besitzt. Zugleich kommt in den Entscheidungen der Geschworenen unbewußt jener Unmuth zum Durchbruch, den nahezu jeder Nichtjurist gegen die unsägliche Eidesleistungsmanie des geltenden Rechtsverfahrens mit sich trägt.

So harmlos nun das Schwurgericht in unpolitischen Prozessen ist, so gefährlich wird es in der Aburtheilung von Verbrechen, deren Wurzeln irgendwie in den sozialen Kämpfen unserer Tage stecken. Da versagt es völlig, wenigstens in seiner heutigen Zusammensetzung. Denn in einer sozial tief aufgewühlten Zeit, wie in der unserigen, kann ein Berufsrichter sich allenfalls von der Macht seines sozialen Milieus freimachen, bei dem Laienrichter fehlen dazu alle Voraussetzungen. Was Wunder, daß der vielberühmte gesunde Menschenverstand des Laienrichters, der über der Majestät Gesetz thront, der Sklave eng umgrenzter sozialer Anschauungen ist. Wehe, wenn Unternehmer über Arbeiter zu Gericht sitzen, die sich in der Erregung eines Lohnkampfes oder einer Wahl zu Gewaltthätigkeiten haben hinreißen lassen, und wehe, wenn Arbeiter über Unternehmer urtheilen sollen, die vielleicht durch verbrecherische Handlungen Schiffbruch erlitten und über Hunderte Familien Noth und Elend heraufbeschworen haben! Daß andererseits unser Staatswesen nicht gedeihen kann, wenn etwa über Arbeiter, die schwer gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefehlt haben, nur Arbeiter urtheilen, leuchtet ebenso ein. Um also das Gleichgewicht zwischen sozialer Befangenheit hier und dort nach Möglichkeit herzustellen, müßte die Auswahl der Geschworenen zum Mindesten derart erfolgen, daß der Arbeiter nicht mehr vom Geschworenenamt ausgeschlossen bleibt, sondern daß ihm der gebührende Antheil an der Rechtsprechung des Volkes gewährleistet wird. Weshalb ein intelligenter Arbeiter sich nicht ebenso gut und unabhängig eine Meinung über Schuld oder Nichtschuld eines Verbrechers bilden kann, wie ein Handwerkermeister oder Kaufmann, ist nicht abzusehen. „Aber der Arbeiter wird die Opfer an Zeit und entgangenem Gewinn nicht tragen können", wird man mir entgegenhalten. Schön, dann soll der Staat dem Arbeiter den Tagelohn ersetzen. So gut ein gerichtlicher Sachverständiger sich sein Gutachten bezahlen läßt, ohne in seinem Urtheil befangen zu werden, ebenso unbedenklich ist es, dem Arbeitergeschworenen auf sein Verlangen Ersatz des Lohnes zu gewähren. „Allein das Amt des Geschworenen muß ein Ehrenamt bleiben", wird ein Anderer einwenden. Schadet es dem Pflichtbewußtsein der Mitglieder des Preußischen Abgeordnetenhauses, daß sie Diäten erhalten! Und büßt das Amt des preußischen Abgeordneten durch diese Zahlung den Charakter eines Ehrenamtes ein?

Digitized by Google

Wie ist nun dem Arbeiter der Zugang zu dem Geschworenenamte zu ebnen? Nur in der Weise, daß man die Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes über die Bildung der Geschworenen- und Schöffenlisten abändert. Während nach geltendem Recht die beiden schon genannten Ausschüsse ihre Auswahl ohne jegliche bindende Vorschrift treffen können, müßte künftig — und in den Rahmen der Strafprozeßreformen würde es wohl hineinpassen — gesetzlich festgelegt werden, ein wie hoher Prozentsatz Lohnarbeiter mindestens als Schöffen und Geschworene neben den anderen Erwerbsständen zu wählen sind. Wenn nun auch die Schöffengerichte nur über geringere Vergehen zu entscheiden haben, und wenn andererseits die Möglichkeit der Berufung das Gewicht der Schöffengerichte weiter einschränkt, so ist es doch ebenso bei diesen Gerichten wie bei den Schwurgerichten ein dringendes Gebot sozialer Gerechtigkeit und politischer Klugheit, dem Lohnarbeiter den berechtigten Antheil an der Rechtsprechung zu verschaffen. Zwar wird die von mir befürwortete Reform nur einen Fortschritt, nicht eine Lösung bedeuten, da die Möglichkeit offen bleibt, daß in politisch gefärbten Prozessen der Zufall bald dem Arbeiter, bald dem Unternehmer auf der Geschworenenbank das Uebergewicht geben kann. Darin aber wird sich unter allen Umständen der Fortschritt dokumentiren, daß eine soziale Unbilligkeit in unserem Rechtsleben ausgerodet wird und daß unsere Arbeiterklasse zu unseren Volksgerichten Vertrauen gewinnt. Nicht wirthschaftliche Nöthe und Kämpfe vermögen den Haß und die Erbitterung gegen die bestehende Ordnung so stark zu schüren, wie Mißtrauen zu Recht und Gerichten und wie die Ueberzeugung einer Klasse, daß sie mit anderem Maße gemessen wird als die herrschende. Es war kein bloßer Zufall, daß der Sturm auf die Bastille, nicht der Sturm auf die Bäckerläden der erste Gewaltakt der französischen Revolution war.

Besser als die Reform der Schwurgerichte — ich spreche jetzt nicht von den Schöffengerichten, die ich wegen der Verbindung des Laien- und Juristenelements im Prinzip für richtig halte — wäre ihre gänzliche Beseitigung. Man mag mich einen Erzreaktionären schelten: ich halte die Schwurgerichte auch auf neuer Grundlage zwar für ein geringeres, aber immer noch für ein Uebel.

Kommen wir aber nicht vom Regen in die Traufe, wenn der Berufsrichter in den Fällen, wo heute das Schwurgericht zuständig ist, an die Stelle des Laienrichters tritt? Solange der deutsche Richter mit sozialen Vorurtheilen so schwer belastet ist, daß er bei der Urtheilsfindung unter ihrem Banne steht, ganz gewiß. Es wäre natürlich genau so einseitig, zu verlangen, der Richter solle sozialistisch gesinnt sein, um den sozialdemokratischen Arbeitern gerecht zu werden, wie, er sollte antisozialistisch gestimmt sein, um den Staat vor der sozialdemokratischen Gefahr zu behüten. Was man von dem Richter verlangen muß, ist, daß er seine Zeit versteht und daß sich in ihm bei der Rothgluth der sozialen Kämpfe der Gedanke nicht einnistet, er müsse als Partei in die Kämpfe eingreifen. Wir

Digitized by Google

Deutschen dürfen uns mit Recht eines tüchtigen Richterstandes rühmen, der unbestechlich und der in seiner Gesammtheit einer bewußten Rechtsbeugung nicht fähig ist. Eine andere Frage ist freilich, wie weit er der Knecht seiner politischen und wirthschaftlichen Anschauungen ist. Ohne Frage kann er sich als verhältnißmäßig unabhängiger Beamter leichter von seinen sozialen Ketten frei machen, als der Privatmann. Trotzdem können starke und auch feine nationale Empfindungen und antisozialistischer Haß in seinen Entscheidungen unbewußt dahin führen, daß er der Urheber eines objektiven Unrechts wird.

In Deutschland wird man heute drei Klassen von Richtern unterscheiden können, die sich im Wesentlichen nach Alter trennen. Bei den älteren Richtern begegnen wir jenen Männern, die mit den Idealen einer großen politischen Zeit aufgewachsen sind und die den neuen geistigen Regungen und dem Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse fremd gegenüberstehen. Aber wenn sie vielleicht mit Trauer zusehen, wie all das Große vergessen scheint und nur noch das wirthschaftliche Interesse im Vordergrunde steht, so verscheuchen doch Ruhe des Alters und Reichthum der Erfahrung Stimmungen der Erbitterung und des Unwillens. In der mittleren Schicht sitzen vorwiegend jene Männer, die in der Freude und dem Stolze unseres politischen Erwachens groß geworden sind und die, eigentlich arm an Idealen, das nationale Selbstbewußtsein über die Maaßen ausgebildet haben. Unter den jüngeren Richtern aber ist wieder die Sehnsucht nach einem Ideal wach geworden: die Sehnsucht nach dem sozialen Frieden, die Erkenntniß, daß wir uns unseres seit Jahrhunderten erträumten, endlich errungenen Kaiserreiches nicht recht freuen können, so lange breite Massen unseres Volkes abseits stehen und in den sozialen Nöthen die Freude an einem politisch großen Vaterlande verlieren. Auf diese Richtergeneration können wir unsere Hoffnungen setzen. Deshalb wage ich zu behaupten, daß die Beseitigung unserer heutigen Schwurgerichte einen Fortschritt bedeuten würde, einen Fortschritt zu einer menschlich möglichen Gerechtigkeit und zugleich einen Fortschritt auf dem Wege zum sozialen Frieden.

Und wenn nach Jahren das Geschrei über furchtbare und empörende Klassenurtheile mehr und mehr verstummen wird, dann mag man sich dankbar einer politischen Bewegung erinnern, die vor wenigen Wochen ihre letzten Wellen geschlagen hat, der Nationalsozialen und ihres Führers, des Pfarrers Naumann. Sie haben nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß in der akademischen Jugend ein neuer Geist großgezogen ist, der sich von unfruchtbarem, uferlosem Nationalstolze neuen Idealen zugewandt hat.

Auch in der sozialen Vorurtheilslosigkeit der jüngeren Richter erkennen wir die Wegzeichen dieser neuen Geistesrichtung.

Hamburg. Dr. Heckscher.

Digitized by Google

Russische Gedanken zu Preußens Polenpolitik.*

Gelegentlich eines lebhaften Meinungsaustausches mit einigen preußischen Freunden wurde der Verfasser aufgefordert, seine Erfahrungen und Ansichten schriftlich niederzulegen und zu eventueller Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen.

Der Verfasser ist Russe, der, als Gutsbesitzer, sowohl den Bauern als auch die oberen Schichten des Polenthums sehr genau kennt, und dessen Meinungen über die umstrittene Frage der praktischen Anschauung entspringen. Jede politische Tendenz liegt ihm völlig fern; die ganze Unterredung drehte sich nur um die Feststellung der Thatsachen und deren möglichen Folgen.

* * *

Der Ton russischer Preßstimmen über die preußischen Maßnahmen gegen das Polenthum — (oder „zum Schutz des Deutschthumes, wie man's nehmen will) — ist derjenige tiefster Entrüstung. Hier aber ist es einmal nicht le ton qui fait la musique. Die schönen Akkorde täuschen! Und das feinere Ohr hört gar manchen falschen Ton herausklingen aus den tremolirenden Rezitativs über Preußens Barbarei.

Und dies ist ja auch so erklärlich!

Denn das Motiv ist sehr weit entfernt von wahrem Schmerz über die Behandlung der „slavischen Brüder". Im Gegentheil: im Grunde frohlocken wir Russen über das schärfere Vorgehen Preußens gegen die Polen; und je energischer der Druck dort, jenseits der Grenze, desto mehr kann es uns passen, denn um so gefügiger wird der Pole in Rußland selbst.

Russe und Pole waren von jeher ein schlechtes Brüderpaar. Es ist etwa das Verhältniß zwischen dem urwüchsigen, von ungeschlachter Kraft

---

Vorbemerkung der Redaktion: Der Werth des obigen Artikels dürfte verdoppelt und die Aufmerksamkeit, die die Leser ihm zuwenden, gesteigert werden, wenn ich erzähle, wie er an mich gelangt ist. Der Verfasser war mir unbekannt; der Artikel wurde mir geschickt mit einer Empfehlung als die Arbeit eines russischen, nicht baltischen, Gutsbesitzers, dem in Berlin sonst die passende publizistische Verbindung fehle; die Empfehlung kam von einem Herrn, der persönlich der hakatistischen Auffassung unserer Polenpolitik zuneigt. Ich trug zuerst Bedenken, ob ich die Arbeit für die Preußischen Jahrbücher annehmen solle, weil sie unseren Lesern zu wenig Neues sagt; es sind ja im Wesentlichen dieselben Beobachtungen und Urtheile, die in den Preußischen Jahrbüchern seit vierzehn Jahren über die Polenfrage gepredigt werden; ja ich hatte den Verdacht, daß der Verfasser selber vielleicht eben durch die Lektüre der Preußischen Jahrbücher beeinflußt sei. Erst als er mir versicherte, daß er von diesen Artikeln in unserer Zeitschrift nie etwas gelesen habe, entschloß ich mich zur Publikation seiner Einsendung, nun allerdings mit der Empfindung, daß ein derartiges Zusammentreffen der Zeugnisse in den Augen der deutschen Politiker doch wohl einen gewissen Eindruck machen müsse. Delbrück.

Digitized by Google

strotzenden Bruder, der auf seiner Bauernstelle sitzt, und dem Anderen, dem Verfeinerten, Eleganten und Vielgewandten, der sich seiner Familie schämt, auf seine feinen Konnexionen — (Europas Kultur und Roms Geistesfeudalität) — eingebildet ist und seinen klobigen Bruder über die Achsel ansieht. Nur wenn es ihm recht schlimm geht, erinnert er sich des mißachteten Bruders wieder und dessen gewaltiger Kraft, welche ihm bergenden Schutz gewähren könnte. Eben diese Wandlung beginnt vor sich zu gehen. Kenner der Verhältnisse hätten nie geglaubt, daß so schnelle Erfolge zu verzeichnen sein würden. Die russische Regierung thut das Ihrige, um die Wege dazu zu ebnen; sie entsendet heute, im Gegensatz zu früher, nach Polen die tüchtigsten Beamten, nimmt dem katholischen Klerus gegenüber konzilianteste Formen an, der General-Gouverneur zieht den Adel Polens zu sich heran, die Schwierigkeiten des Zutritts der Polen zu Staatsämtern und die Beschränkungen beim Avancement sind sehr gemildert. — Das Resultat ist bereits bemerkbar, und die Scheidewand eisigsten Ignorirens, welches in geselliger Hinsicht im Königreich zwischen den beiden Nationen herrschte, ist bereits nicht mehr so dicht und so kalt.

Rußland kommt dieser Umschwung außerordentlich gelegen. Hatte es doch von Polen das größte Stück geschluckt und gar nicht verdaut und kehrte sich der ganze Haß der polnischen Sehnsucht nach eigener Heimath gegen das Russenthum. Unter solchen Umständen war Polen eine ständige und immense Gefahr für den Fall auswärtiger Verwicklungen. Die Revolutionen verschärften nur die Gegensätze; Polen wurde nun erst recht zur *eroberten* Provinz, die es im Kriegsfalle zu halten galt.

Heute hofft Rußland sehr auf eine günstige Veränderung. Das eine beschwichtigende Element ist der großartige Aufschwung, besonders auf industriellem Gebiet, welchen Polen genommen hat, und der nur bedingt ist durch seine Zugehörigkeit zum russischen Reich. Während Rußland bisher stets mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatte, daß es Polen keine höhere oder auch nur gleiche Kultur bringen konnte, knüpft jetzt mit tausend Fäden die ökonomische Blüthe das Land an das Reich.

Das zweite Element aber ist eben die preußische Polenpolitik. Der Pole brauchte seinem Naturell nach einen „intimen Haß". Rußland, welches bisher damit beehrt wurde, verstand sofort, daß, als jene preußischen Maßnahmen die Gemüther der Polen aufregten, hier leicht das nöthige Sicherheitsventil zu konstruiren war. Und die russische Presse setzte mit Macht ein und schürte den Deutschenhaß. Die Ablenkung gelang wider Erwarten gut.

Daß die Lamentationen der Russen über die „Vergewaltigung" der Polen nicht etwa sentimentalem Mitgefühl entsprangen, geht aus der Parallele hervor zwischen der Art, wie Russisch-Polen „zahm" gemacht worden war, und wie Preußen seine Polen zurückzudämmen versucht. Während Preußen sich der Uebergriffe des Klerus und der kleinlichen Demonstrationen der von Letzterem verhetzten Bevölkerung in langathmigen

Digitized by Google

Staatsaktionen und weitläufigen Prozessen erwehrt und selbst zu kleinen Chikanen greift, bestand Rußlands Politik durch 30 Jahre in einer systematischen Entkräftung des Landes. Diese energische Politik war weder durch moralische noch konstitutionelle Skrupel abgeschwächt. Tausende wurden hingerichtet; Tausende verbannt; ja es lag System darin, wie immer wieder durch brutale Akte provozirt wurde, um in den Aufbegehrenden die selbständigsten, tapfersten Charaktere sich verrathen zu lassen, welche nun ihrerseits unschädlich gemacht wurden. Die Blüthe der männlichen Jugend, zum Militär ausgehoben, diente in Südrußland, Kaukasus, Sibirien und Ostasien und wurde möglichst dem Lande entzogen, indem nach Ablauf der Dienstzeit Rückkehr erschwert, Ansiedelung am Ort aber begünstigt wurde. Der polnische grundbesitzende Adel, in welchem man den Hauptrückhalt des Polenthums sah, wurde mit hohen Abgaben belegt, bei Aufhebung der Leibeigenschaft und später bei Ablösung der Servitute, sowie bei Streitigkeiten mit den Bauern schwer geschädigt. Als verhängnißvollste Maßregel erwies sich aber die Erlaubniß für die Juden, in Polen Landbesitz zu erwerben (während in ganz Rußland dies unstatthaft ist). Diese schlaue Politik war äußerst geschickt; in der That wurde der Adel fürchterlich ausgewuchert und heute ist ein sehr bedeutender Theil der Güter in jüdischem Besitz. Es sollte hierdurch ein Keil getrieben werden zwischen Adel und Volk, welche beide sich als eng zusammengehörig wußten und noch in der Kirche ein weiteres festes Band um sich geschlungen fühlten. Diese Solidarität schien gefährlich; mit den Juden dagegen brauchte man später nicht viel Federlesens zu machen, da kein Bauer die Hand für sie rühren würde.

Nach dieser Parallele mag es beinahe komisch erscheinen, daß der Haß so schnell umschlug und sich gegen Preußen wandte. Einen derartig raschen Erfolg hatte man in Rußland kaum zu erhoffen gewagt. Das Geheimniß wird zum Theil darin liegen, daß alle russischen Maßregeln stets in aller Stille erfolgten, und, abgesehen von vorsichtigem Gemurmel, nie publik wurden, trotzdem sie in größtem Stil betrieben wurden; — vielleicht auch eben, weil sie groß veranlagt waren. Die kleinlichen, schwächlichen und zahmen Maßnahmen Preußens dagegen werden von der russischen Presse ausposaunt, übertrieben und von entrüsteten Kommentaren begleitet; — das wirkt!

Nun dürfen wir in Rußland die Hoffnung hegen, daß bald Preußen sich in dieselbe mißliche Lage, in welcher wir selber waren, versetzt sehen wird, im Kriegsfall eine eigene feindliche Provinz halten zu müssen!

Es wird da wohl eingeworfen werden, ob den Russen denn gar nicht bang wird um die „slavischen Brüder" jenseits der Grenze? Die Frage ist insofern gerechtfertigt, als unzweifelhaft, obwohl die slavischen Brüder in Aufführungsstrichen erwähnt werden, dieselben dem russischen Volk doch verwandter und seiner Kultur sympathischer und zugehöriger sind, als das Deutschthum. Aber uns ist durchaus nicht bang. Bei uns wird von

Digitized by Google

guten Kennern der polnischen Eigenart die ganze Politik Preußens als ein Versuch mit ungenügenden Mitteln angesehen und wohlwollend bespöttelt. Die konstitutionellen Kautelen gestatten es nicht, wirklich tief eingreifende Repressalien zu ergreifen; sie gestatten nur Nadelstiche, gerade genug, um zu reizen und die uns so erwünschte Mißstimmung zu verstärken. Die ordentlichen Gerichte dürfen in Preußen nicht ausgeschaltet werden, der Schulzwang muß auf Grund der Gesetze bestehen, in Bezug auf die Behandlung des Klerus ist die preußische Regierung sehr eng gebunden durch die Verträge mit dem hl. Stuhl und mehr noch womöglich durch parlamentarische Rücksichten. Dagegen vergleiche man die Freiheit, mit der die russische Regierung die katholische Geistlichkeit pariren lehrt, Klöster aufhebt, Geistliche entsetzt und Bischöfe (erst vor drei Jahren Swerowitsch!) verbannt!

Noch vor 15 oder 20 Jahren hätte Rußland gar zu gern mit Preußen eine gemeinsame Bedrückung des Polenthums diesseits und jenseits der Grenze vorgenommen. Preußen konnte aber nicht mit — seine Mittel waren unzureichend, und damals erkannte es dies auch mit klarem Verstande.

Rußland aber betrachtete Posen schon lange als Brutstätte polnischer Gefahr. Nicht etwa als Sitz polnischer Umtriebe, sondern als Land, wo die Gesundung des Polenthums von seinen politischen Erbübeln stattfand. Auch einsichtige Polen sehen dies ein, heute, wo die Galizische „Autonomie" zur alten polnischen Lotterwirthschaft und zu unhaltbaren Verhältnissen geführt hat, zur „Grafen- und Pfaffenwirthschaft", mit der sogar die Schlachta unzufrieden ist. Welcher Kontrast dagegen Preußisch-Polen, trotz seines armen Bodens! Preußen gab seinen polnischen Landestheilen dasjenige, was Polen seit Jahrhunderten Noth that und was es aus eigener Kraft nirgends erreicht hat seit dem XV. Jahrhundert: eine tüchtige, integre Verwaltung und geregelte Rechtsverhältnisse, welche von einer starken ausführenden Gewalt getragen wurden. Preußisch-Polen wurde das zu Theil, was das übrige Polen nicht erlangte: rationelle Maßregeln bei Aufhebung der Leibeigenschaft und Schaffung eines tüchtigen Bauernstandes, Hebung der bäuerlichen Wirthschaft, eine tüchtige Volksschule mit Schulzwang und ein System anderer Unterrichtsanstalten, eine tadellose Verwaltung. Das Resultat war ein Emporblühen des Landes, welches Früchte brachte, welche überall dem Polenthum seit jeher fremd waren: Wirthschaftliche Tüchtigkeit, Selbstbewußtsein bei den unteren Klassen, Bürgersinn, einen starken Mittelstand.

Preußen hat durch seine Zucht und Ordnung den eigenen Feind gestärkt, ja erst aufgezogen! Es mag dies jetzt wohl bereuen, aber zurück kann es kaum noch; und wollte es dies, dann müßte es sich zum Sprung um ein Jahrhundert zurück entschließen und zu russischen Maßregeln greifen, natürlich unter Schaffung einer Reihe von Ausnahmegesetzen. So müßte der Schulzwang für die polnischen Landestheile aufgehoben

Digitized by Google

werden, welcher die Polen zur deutschen Kulturkrippe zwingt und gleichzeitig alle Privatschulen streng verboten werden; es müßten andere Saiten mit dem Klerus aufgezogen, Landkäufe für Polen verboten werden, ebenso Erbgang in Seitenlinien u. s. w. Das kann Preußen jetzt nicht mehr, aber das wäre noch die einzige Politik von einiger Aussicht auf Erfolg. Die zu Gebote stehenden Machtmittel jedoch sind ungenügend. Ueber den Erfolg der Ansiedelungsaktion fängt man bereits an, ernüchtert zu werden; und polizeiliche Sticheleien bewirken nur Erregung und engeren Zusammenschluß der polnischen Kräfte.

Und Rußland freut sich diebisch über diese Politik, welche ihm so gelegen kommt und zu schwach, das durch Preußen selbst erstarkte Polenthum niederzuschlagen, die Polen den Russen in die Arme treibt. Es freut sich außerdem der willkommenen Ablenkung des polnischen Chauvinismus, der endlich beginnenden organischen Eingliederung des Königreiches und des Schwindens der „Posenschen Gefahr", d. h. einer Kryställisirung des Polenthums mit antirussischer Spitze um einen ausländischen starken Kern.

Auch die Schwächung Preußens durch eine Grenzprovinz, die in völlig bewußtem nationalen Gegensatz zum übrigen Staate steht, ist vom russischen Standpunkt nicht gerade unerwünscht.

Spectator.

Die sozialdemokratische Gefahr. Der Kaiser-Insel-Prozeß. Die gegenseitige Verketzerung der Sozialdemokratie.

Der sozialdemokratische Partei-Vorstand hat einen Wahlaufruf erlassen, der in der bürgerlichen Presse wohl erwähnt, aber meist nicht vollständig abgedruckt ist, obgleich er unzweifelhaft ein höchst merkwürdiges und bedeutsames Dokument darstellt. Dieser sozialdemokratische Wahlaufruf enthält nämlich nicht das Geringste von Sozialistischem, sondern nichts als ein langes Verzeichniß von radikalen demokratischen Forderungen, wie sie zum großen Theil nicht nur die Volkspartei, sondern vielfach auch die Freisinnige Vereinigung vertritt und wie sie vor dem Jahr 1866 der Liberalismus überhaupt mehr oder weniger weitgehend vertrat. Darin liegt doch nichts Besonderes, wird man sagen; die Erklärung liegt ja auf der Hand: es handelt sich um einen Aufruf für die Landtagswahlen und die Sozi wollen möglichst viele bürgerliche Wähler für sich einfangen: deshalb haben sie den Sozialismus versteckt und ausschließlich die liberaldemokratischen Ideen ausgehängt, ja sogar ihren Republikanismus vollständig verschwiegen; von dem Verhältniß zur Monarchie ist in dem ganzen langen Aufruf mit keinem Wort, mit keiner Andeutung die Rede.

Das ist vollkommen richtig. Der sozialdemokratische Wahlaufruf, wenn er auch sagt, er nenne nur die Mindestforderungen seiner Partei, verschweigt doch so viel und mit solcher Absichtlichkeit, daß man ihn rundweg der

Digitized by Google

Heuchelei zeihen darf. Die Heuchelei ist aber bekanntlich die Huldigung, die das Laster der Tugend darbringt; der Aufruf verschweigt sein republikanisches Ideal, er unterdrückt das herzgeliebte Wort Revolution, weil die Herren wissen, wie stark der monarchische Gedanke in der Wählerschaft ist, und wie wenig man an Revolution denkt oder an sie glaubt. Die Zurückhaltung ist zunächst rein taktischer Natur, aber eben daß man zu solcher Taktik greift, ist schon die Verleugnung des Prinzips und die anathematisirte Annäherung an die bürgerliche Linke.

Das Wort Revolution ist ja schon von Lassalle so umgedeutet worden, daß es thatsächlich bloß noch Evolution besagte; der jetzige Appell an die gesammte Wählerschaft unter Beiseitelassung des eigentlichen Klassenstandpunkts, vom gewöhnlichen, allgemeinen demokratischen Standpunkt aus, ist ein weiterer und sehr starker Schritt in der allmählichen Abwandlung, die jetzt Revisionismus genannt wird. Denn Revisionismus heißt zuletzt Uebergang von den sozialistischen und internationalen Idealen zu den demokratischen auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung. Damit ist denn auch die Möglichkeit einer gewissen praktischen politischen Bethätigung gegeben, und damit wieder die Möglichkeit der Kooperation mit anderen Parteien. Die Prinzipien werden dabei nicht aufgegeben, aber sie treten zurück, werden verschwiegen und, zunächst von Einzelnen, so milde ausgelegt, daß von ihrem eigentlichen Sinn kaum etwas übrig bleibt. Das klassische Beispiel für eine solche historische Erscheinung ist ja die katholische Kirche, die noch heute die Ansprüche Gregors VII., daß alle Kaiser und Könige des Papstes Füße küssen müssen, unentwegt aufrecht erhält, und trotzdem sogar mit ketzerischen Monarchen sehr intime, gar zu intime Beziehungen unterhält. Daß Herr Bebel selber diesen Wahlaufruf für die preußischen Landtagswahlen unterschrieben hat, ist der dokumentarische Beweis, daß nicht der Radikalismus sondern der Revisionismus auf dem Parteitag in Dresden gesiegt hat. Der ganze ungeheure Lärm hat keinen anderen Erfolg, vielleicht von vornherein kaum einen anderen Zweck gehabt, als eine unaufhaltsame Entwicklung etwas zu bremsen. Der Ausruf Bebels in Dresden, er sei und bleibe der Todfeind der jetzigen Staatsordnung und werde stets dafür kämpfen, diese zu untergraben, entspricht gewiß seiner innersten Gesinnung, wenigstens Stimmung — auch das nur mit einer starken Einschränkung, denn auch seine frühere Erklärung, daß, wenn die Kosacken einmal kommen sollten, auch die „Genossen“ nicht umhin können würden, das Deutsche Reich zu vertheidigen, wird nicht weniger der Wahrheit entsprechen. Vor Allem aber, da die herrschende Staatsordnung viel zu stark ist, um sich von den Sozi umstürzen oder auch nur erschüttern zu lassen, so ist auch jene feindselige Stimmung gegenüber dem praktischen Bedürfniß, an dieser verhaßten Staatsordnung so viel als möglich ist zu verbessern, von keiner Bedeutung. Handelt es sich wieder einmal darum, wie bei der Lex Heinze, Kunst und Wissenschaft vor kirchlicher Bevormundung und

Digitized by Google

polizeilicher Vergewaltigung zu schützen, handelt es sich darum, schwere wirthschaftliche Schädigungen, mit denen ein einzelnes Standesinteresse die Gesammtheit bedroht, abzuwehren, so bleibt uns Anderen nichts übrig, als die Hilfe dieser sozialdemokratischen Reichsfeinde ebenso anzunehmen, wie diesen sie zu gewähren. Wer in den Sozi immer nur die Reichs-, Religions- und Kulturfeinde sieht und nicht bemerkt, welche positive Stellung sie trotz alledem praktisch in unserem Parteileben und sozialen Dasein einnehmen, dem wird freilich das Anwachsen der Partei immer nichts als ein unheimliches Räthsel bleiben. Die Wendung des nationalliberalen Wahlaufrufs, auch die Sozialdemokraten zur „Reaktion" zu rechnen, mag man als einen mehr oder weniger guten Witz hinnehmen: praktisch steht es doch so, daß, wenn und so lange die sozialdemokratischen Wähler nicht mithelfen, eine allmähliche Klerikalisirung unseres gesammten Schulwesens durch die Landtagsmajorität nicht zu verhindern ist. Die „Ausrottung des Unglaubens" in den Lehrkollegien der Universitäten, wie sie jüngst in Bayern gefordert worden ist, wird sich ja vermöge der eigenen inneren Widerstandskraft der freien Wissenschaft so leicht nicht vollziehen, aber ein dauernder Druck der politischen Gewalt bleibt doch auch nicht ohne Wirkung, und diesem Druck einen Gegendruck entgegenzusetzen, darauf kommt es an, und dazu sind die Liberalen nicht mehr im Stande ohne die Hilfe der Partei mit drei Millionen Wählern.

Diese unausbleibliche Entwicklung würde sich noch viel schneller vollziehen, wenn man auf beiden Seiten den Willen dazu hätte; man will auf beiden Seiten aber nicht nur nicht, sondern man will das gerade Gegentheil. Die nationalliberale Partei und Herr Eugen Richter kämpfen genau mit derselben Leidenschaftlichkeit gegen eine Annäherung an die Sozi, wie Bebel, Singer, Kautsky und Mehring gegen eine Annäherung an die Liberalen, und was hier die Revisionisten sind, das sind drüben Herr Barth, die Nationalsozialen und Jungliberalen. Auf beiden Seiten sehen wir auch dieselbe Erscheinung, daß indem gewisse Führer sich zanken und eigentlich schon in der Majorität für die Annäherung sind, die Massen davon nichts wissen wollen, sondern in der alten Kampfstellung zu beharren wünschen. Welch eine ungeheure Position hätte die nationalliberale Partei bei diesen Landtagswahlen gewinnen können, wenn sie mit den Sozi Abkommen getroffen hätte! Aber selbst wenn die Führer es beschlossen hätten, sie hätten einen großen, vielleicht den größten Theil ihrer Wählerschaft nicht mitbekommen. Selbst auf dem Parteitag der freisinnigen Vereinigung zeigte sich, daß zwar die sehr große Mehrzahl der Anwesenden für ihre Person dem Zusammengehen mit den Sozi zustimmte, daß aber gerade die Vertreter der bisher der Partei gehörenden Wahlkreise sich mit Rücksicht auf die Wählerschaften dagegen aussprachen. Politische Persönlichkeiten von solcher Kraft, wie etwa jetzt Herr Chamberlain in England, daß sie die Stimmungen in ganzen Massen herumzureißen vermögen, haben wir heute nicht in Deutschland; Herrn von Vollmar, der vielleicht die Fähigkeiten dazu hätte,

Digitized by Google

fehlt das Letzte und Entscheidende: der Wille. So sind wir denn allein dem objektiven Zuge der Dinge überlassen, und es wird interessant sein zu beobachten, wie dieser objektive Zug die Gesinnung und den Willen der Menschen allmählich bezwingt und in seine Gefolgschaft preßt. Eine derartige Entwicklung aber geht langsam, überaus langsam, und der Kampf ohne führende, leitende Geister vollzieht sich in kleinlichen und unerfreulichen Formen.

Den Vortheil des Mangels an Führung bei den Liberalen hat natürlich die Sozialdemokratie. Das einzige Mittel, ihr jetzt wirklich Abbruch zu thun, bleibt eine entschiedene Hinwendung der Regierung zum Liberalismus. Die Erfahrung, die wir einst mit dem Kulturkampf, dann mit dem Sozialistengesetz gemacht haben, heute täglich mit dem Hakatismus und der Scharfmacherei machen, ist immer ein und dieselbe, daß die gewaltsame Bekämpfung, wie die Konservativen sie belieben, den Gegner nicht schwächt, sondern stärkt. Eine Wendung zum Liberalismus ist aber nicht möglich bei einer konservativ-klerikalen Landtags-Majorität. Wahrscheinlich werden die Liberalen ja bei den Wahlen eine Anzahl Stimmen gewinnen, aber doch nicht genug, um jene Majorität zu brechen, besonders da ja auch die Freikonservativen sich stark nach rechts entwickelt haben. Vom Landtag aus also wird man nach wie vor arbeiten, die Sozialdemokratie zu bekämpfen durch Verstärkung der Autorität, d. h. scharfes Vorgehen von Polizei und Gerichten, und Kirchlichkeit in der Schule, und mit unfehlbarer Sicherheit wird das immer neue Kreise auch der bürgerlichen Gesellschaft unter die Fittiche der Sozialdemokratie treiben. Geschieht in den nächsten Jahren nicht irgend etwas Bedeutendes, so ist es sehr wohl möglich, daß trotz aller inneren Zersetzung die Sozi bei den Reichstagswahlen im Jahre 1908 wiederum eine Anzahl Sitze gewinnen.

Ein wahres Schulbeispiel, wie man bei uns Sozialdemokraten züchtet, bietet der jüngste Berliner Majestätsbeleidigungs-Prozeß wegen des Kaiserinsel-Projekts. Der Redakteur des „Vorwärts" ist zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt worden, weil er das ihm unter allen Zeichen der Echtheit zugegangene Projekt veröffentlicht hat, das „in den Hofkreisen" ventilirt werde, und weil man daraus herauslas, daß es den Kaiser als eingeschüchtert und ängstlich erscheinen lasse. Der Ursprung des sonderbaren Aktenstücks ist unaufgeklärt geblieben. Irgend einen ernsten Hintergrund hatte es nicht, wie jeder Vernünftige von vorn herein sah und die Zeugenaussagen dargethan haben. Es ist wohl am wahrscheinlichsten, daß irgend ein Spaßvogel den „Vorwärts" hat aufsitzen lassen wollen. Es ist aber auch keineswegs ausgeschlossen, daß irgend eine komische alte Hofschranze dergleichen wirklich ausgeheckt und darüber mit einem Bruder im Geist korrespondirt hat, so daß die Behauptung des „Vorwärts" formal nicht falsch war. Auch ernsthafte, phantasiebegabte Leute malen zuweilen wunderliche Bilder an die Wand. Ich erinnere daran, daß vor einigen Jahren ein Buch

Digitized by Google

eines angesehenen Konservativen, des Geheimraths von Massow viel gelesen und besprochen wurde, in dem bis ins Kleinste eine sozialdemokratische Ueberrumpelung Berlins vorgezeichnet war (vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 79 S. 537). Der Verfasser rechnet aus, daß in den Tagen, wo die Reserve entlassen die Rekruten noch nicht eingestellt sind, Berlin nur von 7000 Mann Fußtruppen besetzt sei. Er läßt die Sozi 50 000 Gewehre mit Munition in einer einsamen Havelbucht verstecken und bereit halten. Unvermuthet wird eines Morgens, nachdem man sich die Waffen geholt, losgebrochen, die Offiziere alle in ihren Wohnungen überfallen, so daß die Mannschaften in der Kaserne ohne Führer sind, die Telegraphendrähte zerschnitten, damit von Außen keine Hilfe geholt werden kann. Der ganze Vorgang ist so eindrucksvoll bis ins Einzelne gestaltet, daß man bei der ersten Lektüre wirklich sagen konnte: ist's möglich? Bei näherem Zusehen aber findet sich wohl weder in der Nähe von Berlin die geheime Bucht, wo man 50 000 Gewehre mit Munition verstecken kann, ohne daß es Jemand merkt; noch sind diese Waffen plötzlich unbemerkt in die Stadt zu bringen, noch beträgt die Garnison nur 7000 Mann, sondern mit den Spezialwaffen für gewöhnlich über 25 000, und selbst nach Entlassung der Reserve über 14 000.

An all' das erinnere ich nur, um zu zeigen, daß auch ganz ernsthaft solche Berechnungen schon gemacht worden sind, und daß es von vornherein falsch ist, zu behaupten, denen, die sie machen, werde Feigheit insinuirt. Was berechtigte und nothwendige Vorsicht, was bloße Angst ist, darüber können die Ansichten sehr weit auseinandergehn.

Weiter aber in dem ganzen Artikel war mit keinem Wort vom Kaiser die Rede, sondern nur von „Hofkreisen" und „Hofleuten". Zu den Hofkreisen aber, meinte der Oberstaatsanwalt, gehöre auch der Kaiser — ganz recht: auch zur Regierung gehört er: sollen wir deßhalb erleben, daß auch Angriffe auf die Regierung als Majestäts-Beleidigungen verfolgt werden? Allerdings, befand sich in dem Artikel die Wendung, die Döberitzer Heerstraße finde ihre Erklärung durch dieses Projekt, und die Döberitzer Heerstraße ist auf Befehl des Kaisers gebaut worden. Aber deshalb das Projekt dem Kaiser selber zuzuschreiben, ist doch nur eine Kombination, die nicht logisch nothwendig ist. So wenig man zu zweifeln braucht, daß die Redaktion des „Vorwärts" in ihrem Herzen geglaubt hat, ein Projekt des Kaisers selbst vor sich zu haben und zu veröffentlichen, so hat sie es doch thatsächlich nicht gesagt, und nur durch zwei kunstvoll konstruirte Mittelglieder, erstens, daß das Projekt für den Urheber den Vorwurf der Angst implizire, und zweitens, daß mit den „Hofkreisen" der Kaiser selbst getroffen sei, ist es möglich gewesen, die Majestäts-Beleidigung zu konstatiren.

Ich möchte wissen, wer heute in Deutschland noch sicher vor Majestätsbeleidigungs-Anklagen ist, wenn die Kritik von Regierungsmaßregeln nach diesem Schema in Behandlung genommen wird.

Freilich die Vertheidigung hat die Verurtheilung sehr erleichtert durch die freche Ausrede, der Artikel habe den Kaiser gegen die Kamarilla in

Digitized by Google

Schutz nehmen sollen; freilich hat der Oberstaatsanwalt stark die allgemeine Tendenz des „Vorwärts“ gegen den Kaiser betont und die Mitglieder anderer Parteien mögen sich deshalb weniger bedroht fühlen — aber die Rechts-Empfindung in den weitesten Kreisen ist darum nicht weniger verletzt, und der ganze Nachtheil, der dem „Vorwärts“ aus der Lächerlichkeit seines Reinfalls drohte, ist in den Vortheil eines Martyriums verwandelt. Neun Monate Gefängniß für eine Leichtgläubigkeit! So weit ich gehört habe, ist nur eine Stimme, die die Verurtheilung für ungerechtfertigt erklärt, und mag man nun im einzelnen Fall so oder so urtheilen, so viel ist gewiß, daß diese Art Prozesse heute die Hauptnahrung der Sozialdemokratie sind. Eine einzige solche Verurtheilung hebt die Wirkung von tausend patriotischen Volksversammlungen und Millionen patriotischer Zeitungsartikel, Flugblätter und antisozialdemokratischer Korrespondenzen wieder auf. Jede wirksame Bekämpfung der Sozialdemokratie ist ausgeschlossen, so lange wir in den Zeitungen tagtäglich von diesen politischen Prozessen lesen, von grobem Unfug und Beamtenbis zur Majestäts-Beleidigung.

Wenn wir uns aber wirklich ein Herz fassen und uns entschließen, einmal laufen zu lassen — würde die sozialdemokratische Fluth dann nicht sofort noch viel mehr anschwellen? Der Lärm würde unzweifelhaft größer werden, mancher Unfug würde den gesetzten Bürger ärgern — aber die sozialdemokratischen Wahlstimmen würden darum nicht mehr, sondern weniger wachsen. Jetzt ist die öffentliche Meinung gegen die Scharfmacherei und gegen die Regierung, und das kommt den Sozi zu Gute. Kehrt sich die Sache um und die öffentliche Meinung wird geärgert durch den Unfug der Umstürzler, so kommt das bei den Wahlen der Regierung zu Gute. Sehr richtig hat jüngst der Abgeordnete Arendt — etwas im Widerspruch mit dem sehr umsturz-ängstlichen Wahlaufruf seiner Partei — darauf hingewiesen, daß zwar die Sozi bei den letzten Wahlen 900 000 Stimmen gewonnen haben, die bürgerlichen Parteien zusammen aber ebenfalls nicht weniger als 800 000. Auch von dieser Seite — besonders wenn wir billigerweise 100 000 Stimmen auf das spezielle Mißregiment in Sachsen abrechnen — zeigt sich also, daß der Wahl-Erfolg der „Genossen“ garnicht so bedeutend gewesen ist, wie sie selber mit Unterstützung ihrer Gegner, der Scharfmacher, fortwährend ausposaunen. Um so weniger brauchte man eine muthige Politik zu scheuen — aber die Aussichten dazu sind gering. Der neue Landtag wird uns wohl in den alten Bahnen festhalten. Die nationalliberale Partei, die den Umschwung hätte herbeiführen können, hat dafür nicht Führung genug gehabt, ein umso schlechteres Zeugniß für sie, als ihre leitenden Zeitungen, die „National-Zeitung“, der „Hannoversche Courier“ und jüngst sogar sehr energisch die „Kölnische Zeitung“ ein ganz richtiges Verständniß für die Situation gezeigt haben.

* * *

Digitized by Google

Eine Erscheinung, an der, so ungern man sich mit ihr abgiebt, doch auch eine Zeitschrift wie die unsere nicht ganz vorübergehen darf, ist der fürchterliche Zank der Sozialdemokraten untereinander. In den bürgerlichen Parteien hat man sich die Hände gerieben und gesagt: „so ist's recht, stellt Euch gegenseitig das Zeugniß aus, daß Ihr Lumpenhunde seid, dann wird das Volk wohl mit der Zeit den Glauben an Euch verlieren." Ist es schon die Frage, ob diese Schlußhoffnung eintreffen wird, so ist es für uns doch auch wichtig, darüber klar zu sein, ob wir es in unsern Gegnern wirklich mit solchem moralischen Gesindel zu thun haben, ob also das Zeugniß, das sie sich gegenseitig ausstellen, thatsächlich genügt, die Verdammung nachzusprechen. Auch ob etwa die eine Seite unzweifelhaft bessere moralische Qualitäten hat als die andere, ist für uns nicht ohne Wichtigkeit. Ich habe mir deshalb die Mühe gegeben, die ursprünglichen Aussagen und Anschuldigungen in den wichtigsten Partien mit den späteren Erklärungen und Gegenerklärungen zu vergleichen. Soeben ist auch die Broschüre von Mehring „Meine Rechtfertigung" erschienen. Wer alle die Veröffentlichungen einzeln oder gar nur bruchstückweise in die Hand nimmt, ist natürlich ganz außer Stande, zu sehen, wer Recht und wer Unrecht hat. Ein Rabulist, der einigermaßen geschickt und federgewandt ist, kann bei einem solchen langausgezogenen Streit so leicht den Zusammenhang verwirren, die Beweispunkte verschieben und unterdrücken, daß die öffentliche Meinung ganz außer Stande ist, zu folgen, und die Sache endlich, ohne sich ein Endurtheil zu bilden, fallen läßt.

Zunächst wird es nun wohl vor Allem richtig sein, daß die Sozialdemokratie stark genug ist, solchen Aschenregen und solche Schwefeldünste zu ertragen. Es ist eine Eigenschaft aller Sekten, daß sie als Fanatiker sich unter einander zanken und vom Zank bald zur Verdächtigung und zur Beschimpfung übergehen. So haben die Antisemiten sich unter einander gezankt und gespalten, so haben sogar die Mitglieder des Deutschen Sprachvereins unter einander mit dem Gerichtsvollzieher verkehrt, so haben die Jakobiner sich schließlich gegenseitig geköpft, ja, man kann daran erinnern, daß auch die Christengemeinde in den ersten Jahrhunderten voll von nicht weniger schlimmen gegenseitigen Verketzerungen gewesen ist.

Es wird also eine Illusion sein, daß die Sozialdemokratie sich durch diese inneren Zerrereien ganz von selber ruiniren müsse; nur das darf man als sicher annehmen, daß die Zänkereien und die persönlichen Gehässigkeiten weitergehen werden und daß damit geschickten Gegnern Gelegenheit zu vortheilhaften Angriffen geboten wird. Die innere Zersetzung also, die zweifellos begonnen hat, genügt an sich noch nicht, um daraus die Hoffnung auf Zerfall oder Niedergang zu schöpfen, sondern es kommt darauf an, ob und wie die andern Parteien und die Regierung ihn taktisch auszunutzen und zu verwerthen verstehen.

Bei der zweiten Frage, wie denn nun alle die Angeschuldigten aus dem Feuer der Anklagen herausgekommen sind, bin ich zu dem Ergebniß

Digitized by Google

gelangt, daß thatsächlich überaus wenig positiv Gravirendes zu Tage gefördert ist. Ob Herr Mehring, ehe er Mitte der siebziger Jahre Sozialistentödter wurde, schon einmal Sozialdemokrat gewesen ist, wie seine Gegner behaupten, oder ihnen nur nahe gestanden hat, wie er selber behauptet, das macht wirklich nicht viel aus. Daß Gesinnungsänderungen den Gegnern Stoff zu Angriffen bieten, ist selbstverständlich. Es ist die alte Erfahrung, daß, wo einmal der Haß aufgeflammt ist, der Verdacht und das bloße Mißverständniß ganz ungeheuerliche Verzerrungen zu Tage bringen. Die Genossen haben sich gegenseitig der gemeinen Lüge, der Verleumdung, der Fälschung, der niederträchtigen, feigen Perfidie beschuldigt. Das ist übel genug, aber vergleicht man nun die Thatsachen besonders in den Fällen Göhre, Bernhard und Mehring (Braun habe ich nicht nachgeprüft), so zeigt sich, daß die Ankläger auf der einen Seite unzweifelhaft im guten Glauben, aber ebenso unzweifelhaft fälschlich angeklagt haben; sie haben sich in ihrer Voreingenommenheit hinreißen lassen, Dinge, bei denen auch eine andere Auslegung möglich war, z. B. die Postkarte Mehrings über Schönlank, ohne Weiteres so zu interpretiren, daß eine Gemeinheit herauskam; an andern Stellen hat man im Eifer aus diesem oder jenem Artikel oder Brief Wendungen herausgegriffen, die den Gegner zu kompromittiren schienen, und andere, die das wieder aufhoben, übersehen. Vielfach hat man auch auf beiden Seiten stärker übertrieben, als mit der Wahrheit verträglich ist, so daß diese in der Mitte liegt, zum Beispiel wenn Herr Heine gesagt hat, daß er Herrn Harden kaum kenne, dieser aber einen ganz intimen Verkehr behauptet; oder wenn Herr Heine behauptet, er habe Herrn Harden ausgesprochen, daß er seinen persönlich gehässigen Ton aufs Schärfste mißbillige, und sich nachher herausstellt, daß er ihm nur eine ganz zarte Andeutung in diesem Sinne gemacht hat.

Wirklich bewußt und in grober Weise die Unwahrheit gesagt, so daß jene Milderungen und Entschuldigungen für ihn nicht gelten können, hat, soweit ich sehe, nur Herr Harden; ja er hat den Verdacht nicht widerlegt, daß er auch geradezu gefälscht hat. Harden hat z. B. gegen Göhre behauptet: „im Februar 1903 erklärt der Vorstand der sozialdemokratischen Partei die Mitarbeit der Genossen an der „Zukunft“ für unschicklich. Im März schickt Genosse Göhre mir einen Artikel über den Glauben des Kaisers.“ Später hat er präzisirt, daß Göhres Manuskript am 3. März Abends in seine Hände gekommen, während der Beschluß des Parteivorstandes am 28. Februar gefaßt worden sei. Göhre hat darauf erwidert, daß er noch den Postschein besitze, wonach sein Manuskript am 28. Februar abgeschickt worden sei. Da Göhre sich auf seinen Postschein beruft, Harden aber keinen Beleg für seine Behauptung angegeben hat, ein Brief von Zehlendorf nach Grunewald aber nicht wohl drei Tage gebrauchen kann, so bleibt auf Harden der Verdacht sitzen, daß er, um Göhre der Lüge beschuldigen zu können, hoffend, daß der Gegner den Postschein nicht mehr besitze, ein willkürliches Datum angegeben hat, wo der Brief „in seine

Digitized by Google

Hände gelangt" sein soll. Ueberdies hat Göhre festgestellt, daß der formelle Beschluß des Parteivorstandes überhaupt erst am 2. März gefaßt und am 3. veröffentlicht ist und nur den irrelevanten Irrthum zuzugeben brauchen, daß an diesem Tage sein Artikel bereits gesetzt gewesen sei.

Solcher Dinge sind noch mehrere festgestellt. Mehring (S. 25) druckt z. B. einen Brief ab, den Harden jetzt von ihm publizirt hat, den er aber im Jahre 1899 schon einmal veröffentlicht hatte, und es stellt sich heraus, daß in dem diesmaligen Abdruck in den entscheidenden Sätzen zweimal das Imperfektum in Präsens („hatte" in „habe", „war" in „bin") verwandelt ist, wodurch der Sinn in das Gegentheil verkehrt wird. Das kann unmöglich ein bloßer Zufall sein.

Herr Harden erscheint mit diesen Leistungen ja keineswegs in einem neuen Licht. Ich erinnere an einige der Dinge, die ihm bereits früher nachgewiesen worden sind. Herr Harden hat ja die Worte so sehr in der Gewalt und weiß den Ton der tiefsten sittlichen Entrüstung und sogar des tragischen Schmerzes so gut nachzumachen, daß er immer wieder Schaaren gläubiger Leser und Verehrer findet; man hält es für unmöglich, daß ein solches Pathos und eine solche Kraft der Ueberzeugung rein fingirt sein solle, und doch ist es dokumentarisch nachweisbar. Mit ganz derselben Kraft der Worte, mit der er jetzt seine Ankläger zu Boden geschmettert hat, hat er einst den Professor Schiemann als Verleumder bezeichnet, und nachher stellte sich heraus, daß Schiemann die Wahrheit gesagt hatte und Hardens ganzes Pathos der Hoffnung entsprang, daß man ihm nichts nachweisen könne. Ja er hat sogar gezeigt, daß er genau mit demselben sittlichen Pathos gleichzeitig die entgegengesetzten Anschauungen vertreten kann. Während er an der einen Stelle schrieb, es sei „ein Trauerrauschen durch die ganze organische Natur gegangen", als Bismarck verabschiedet wurde (20. Juli 1890), klagte er anonym an einer anderen über „das System der Korruption, das sich in beinah dreißigjähriger Gewaltherrschaft in Deutschland ausgebildet" habe (20. August 1890). Während er öffentlich laut tönend forderte, daß Fürst Bismarck wieder ins Amt zurückgerufen würde, schrieb er persönlich an einen Sozialdemokraten: „Der „Vorwärts" ist nicht gut berathen, wir ziehen an einem Strang und ich würde mit Freuden umsonst für ihn arbeiten" (Vergl. „Preuß. Jahrb." Bd. 95, S. 552).

Es sind das nur einige Stichproben aus der Vergangenheit dieses Mannes, von dem seine Freunde versichern, daß ihm nie die geringste Unehrenhaftigkeit nachgewiesen sei, und der selber schwört, er könne nicht mehr athmen, wenn er je anders geschrieben hätte, als er in der Stunde des Schreibens fühlte und dachte. Wer mehr Beweise dieser eigenthümlichen Kombination von völligem Nihilismus der Weltanschauung und einer fast genialen Anempfindung für das höchste sittliche Pathos haben will, der sei auf die beiden Broschüren von Mehring „Herrn Hardens Fabeln" und

Digitized by Google

„Meine Rechtfertigung" oder auf den Artikel von Alfred Kerr „Abrechnungen" im „Tag" vom 21. Oktober (Nr. 493) verwiesen. Man wird sich dann bald überzeugen, daß die Union von Bismarck-Enthusiasmus und Quasi-Sozialdemokratie mit persönlicher Spitze gegen den Monarchen, in der Herr Harden groß geworden ist, zwar journalistisch einen höchst fruchtbaren Standpunkt gewährte, aber einen Standpunkt, bei dem ein ehrlicher Mann zu bleiben unmöglich war, wobei man annehmen mag, daß der Autor die Anlage dazu gehabt, und sie sogar noch aus dem jämmerlichen und vergifteten Milieu, in dem er aufwuchs, gerettet hatte. Denn, wie eine Sentenz von Adolf Harnack in seinen eben erschienenen „Reden und Aufsätzen" lautet, „wer keine Ueberzeugung hat, lügt immer, er mag sagen, was er will".

Erst wenn man sich dieser Vergangenheit Hardens erinnert, versteht man ganz die Vorgänge auf dem Dresdener Parteitag. Nichts hat ja den Herren Heine, Göhre, Bernhard, v. Vollmar mehr geschadet, als daß Harden von ihnen behaupten konnte, sie hätten sich ihm als seine Freunde gegeben und ihn dann, als er angegriffen wurde, feige verleugnet. Der Vorwurf war nur zu gerechtfertigt, ist aber etwas anders zu fassen. Es war wohl nicht sowohl Feigheit, weshalb keiner den Herausgeber der „Zukunft" vertheidigen wollte, als Verlegenheit; die Herren haben natürlich alle gewußt oder wenigstens instinktiv geahnt, daß Harden nicht in ganz sauberen Schuhen stecke; da er aber ein so geistreicher und interessanter Mann und mächtiger Journalist ist, so haben sie das nicht so genau genommen und sich mehr oder weniger mit ihm eingelassen. Nun sollten sie Zeugniß ablegen; mit innerer Wucht für ihn als einen tadellosen Ehrenmann einzutreten gegen die Anklagen Bebels, war ihnen unmöglich; eine Vertheidigung mit Vorbehalt war schlimmer als gar keine: so schwiegen sie lieber, und ihr Vergehen besteht also weniger in einer feigen Verleugnung, als darin, daß sie mit einem Mann von solchen Antezedentien intim gethan hatten. Das bleibt auf den Revisionisten, namentlich auf Heine und Vollmar (auf den übrigens Mehrings Broschüre ein höchst komisches Licht wirft) sitzen. Weit stärker noch aber ist ihr Gegner Bebel dadurch kompromittirt, daß er, der Harden mit „gewissen Mädchen" verglichen hatte, als dieser nun über seine ungetreuen Freunde von der Revision herfiel, sofort erklärte, er sei bereit, sein Urtheil über ihn zu revidiren. Es ist mit der immer so bereitwillig und allgemein anerkannten Ehrlichkeit Bebels überhaupt eine eigene Sache. Immer von Neuem hat er die Reichstagstribüne benutzt, respektable Leute, besonders Offiziere, zu verleumden, und sein Verhalten gegen Carl Peters, dem er durch einen gefälschten Brief den Hals brach, und als die Fälschung auf keine Weise mehr zu leugnen war, den Fälscher zu nennen verweigerte, war schlechtweg ehrlos. Die öffentliche Meinung hat ihm das nicht nach Gebühr angerechnet, weil sie in ihm immerhin — darin unterscheidet er sich von Harden — den Vertreter einer großen Idee sieht, an die er wirklich glaubt und um deretwillen er den

Digitized by Google

Zweck das Mittel heiligen läßt. Aber schließlich sind auch denn doch gewisse Grenzen, und die Art, wie er jetzt zu Harden hinüberchassirt ist, wird ihm doch nicht so leicht verziehen werden, und kann, wenn die Revisionisten klug sind, zum Fallstrick für ihn werden.

In Summa: wir können es zufrieden sein. Der eigentliche schädlichste Seelen-Vergifter, den wir heute in Deutschland haben, Herr Harden, ist jedem, der sehen will und kann, einmal wieder in seiner wahren Gestalt erkennbar geworden, und die Führer der Sozialdemokratie sind zwar nicht solche Schurken, als welche sie sich gegenseitig betiteln, haben aber doch sich so starke Blößen gegeben, daß zum wenigsten die heranwachsende idealistisch gestimmte akademische Jugend sich nicht mehr zu ihnen hingezogen fühlen kann, aber auch die Massen wohl an ihnen irre werden könnten.

Wenn trotzdem zunächst schwerlich viel erreicht werden wird, so liegt das an uns, vor Allem an dem Scharfmachergeist in der nationalliberalen Partei und in unserem Beamtenthum.

25. 10. 03. D.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Arthur, Johannes. — Jeremia, Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Bischoff, Heinrich. — Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literarische Studie. Geh. M. 1,60, geb. M. 2,20. Kassel, Georg Weiss.

Bücher, Dr. Karl. — Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Zweite Auflage. 314 S. Leipzig, B. G. Teubner.

Büttner, Hermann. — Meister Eckeharts Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben. I. Band. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

von der Boeck. — Ausblicke auf die nächste Militär-Vorlage. M. 1,20. Berlin, Militär-Verlag der Liebel'schen Buchhandlung.

Carmen-Sylva. — In der Lunca. Rumänische Idylle. Geb. M. 4,50. Regensburg, W. Wunderling.

Carnegie, A. — Kaufmanns Herrschgewalt. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Berlin, Schwetschke & Sohn.

Dohna, Hannibal, Graf zu (Delphikus). — Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeers. Federzeichnungen eines Dilettanten. Brosch. M. 2,80, geb. M. 4,—. Leipzig, Georg Wigand.

Ferguson, Charles. — Lebens-Bejahung (Leben und Wissen, Bd. 3). Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

Fischer, Jul. — Zur Duellfrage M. 1,—. Karlsruhe, G. Braun.

Fridrichowicz, Staatswissenschaften Bd. IV. Die Veredlungsproduktion. M. 1,20,—. Berlin, S. Calvary & Co.

Georgi, Dr. Otto. — Der Staatshaushalt des Königreichs Sachsen seit dem Jahre 1880. M. 2,40. Leipzig, Duncker & Humblot.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. 24. Band. M. 1,20,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Die Grundstücks-Aufnahme Ende Oktober 1900, sowie die Wohnungs- und Bevölkerungs-Aufnahme vom 1. Dezember 1900 in Berlin und 23 Nachbar-Gemeinden. Zweite Abtheilung: Bevölkerungs-Aufnahme. Berlin, Leonhard Simion.

Harnack, Adolf. — Reden und Aufsätze. Zwei Bände. Giessen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Hanau, Hermann. — Der Wunsch. Dramatische Dichtung. Leipzig u. Berlin, G. H. Meyer.

Heil, Bernhard. — Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 43. Bändchen.) Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Hirschberg, Dr. E. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 27. Jahrgang, enthaltend die Statistik der Jahre 1900—1902 (zum Teil auch 1903). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben. 702 S. Berlin, P. Stankiewicz.

Hoensbroech, Graf Paul von. — Der Zweck heiligt die Mittel. M. 1,—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Hover, E. — Der Polnische Aufstand des Jahres 1863 im Lichte neuerer Erfahrungen. M. 1,—. Berlin, Karl Siegismund.

Keyser, Dr. Adolf. — Die öffentlichen Bibliotheken und die schöne Literatur. Mit besonderer Beziehung auf die Cölner Stadtbibliothek. Cöln, M. du Mont-Schauberg.

Krüger, Herm. Anders. — Der Weg im Thal. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Hamburg, Alfred Janssen.

Lang, Dr. — Die Entwicklung der Bevölkerung in Württemberg. M. 9,—. (Neumann, Beiträge VII.) Tübingen, H. Laupp.

Lenss, Hans. — Aus dem Zuchthause. Verbrecher und Strafrechtpflege. (Kulturprobleme der Gegenwart Bd. VII.) M. 2,50. Berlin, Johannes Räde.

Ludwig, Cordelia. — Gedanken Otto Ludwigs. Aus seinem Nachlass ausgewählt. Geb. M. 2,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

v. Lüpke, Hans. — That und Wahrheit. — Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. 50 Pf. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Marc Aurel. — Selbstbetrachtungen. Neu verdeutscht und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

v. Martinengo-Cesaresco, Gräfin Eveline. — Italienische Patrioten. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,50. Leipzig, Georg Wigand.

Mülinen, Dr. E. Graf von. — Die lateinische Kirche im Türkischen Reich. M. 1,50. Berlin, K. Hoffmann.

Oldenberg, Herm. — Die Literatur des alten Indien. M. 5,—. J. G. Cotta.

Olszewski, Josef. — Bureaukratie. Brosch. M. 4,80, geb. M. 5,80. Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch).

Parow, Dr. Walter. — Res, non verba! Bildungsideal und Lebensbedingungen der Oberrealschule im Vergleich mit dem altklassischen Gymnasium. Braunschweig, Richard Sattler.

Patria! Jahrbuch der Hilfe 1904. Elegant geb. M. 3,—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Pelet-Narbonne, G. von (Generalleutnant v. d. Kav. z. D.) — Der Kavalleriedienst. Zweiter Band. Der Kavalleriedienst im Kriege. II. Theil. Die deutsche Reiterei in den Tagen von Coulmiers. M. 4,—, geb. M. 5,—. E. S. Mittler & Sohn.

Philosophische Bibliothek. — Band 45: Immanuel Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. M. 3,20. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Platon. — Das Gastmahl. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Politikus. — Die Aufgaben des liberalen Bürgerthums auf Grund der Reichstagswahlen. 30 Pf. Görlitz, R. Dülfer.

Portig, G. — Die Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung. M. 2,—, geb. M. 3,—. Stuttgart, Max Kielmann.

Digitized by Google

Zweck das Mittel heiligen läßt. Aber schließlich sind auch denn doch gewisse Grenzen, und die Art, wie er jetzt zu Harden hinüberchassirt ist, wird ihm doch nicht so leicht verziehen werden, und kann, wenn die Revisionisten klug sind, zum Fallstrick für ihn werden.

In Summa: wir können es zufrieden sein. Der eigentliche schädlichste Seelen-Vergifter, den wir heute in Deutschland haben, Herr Harden, ist jedem, der sehen will und kann, einmal wieder in seiner wahren Gestalt erkennbar geworden, und die Führer der Sozialdemokratie sind zwar nicht solche Schurken, als welche sie sich gegenseitig betiteln, haben aber doch sich so starke Blößen gegeben, daß zum wenigsten die heranwachsende idealistisch gestimmte akademische Jugend sich nicht mehr zu ihnen hingezogen fühlen kann, aber auch die Massen wohl an ihnen irre werden könnten.

Wenn trotzdem zunächst schwerlich viel erreicht werden wird, so liegt das an uns, vor Allem an dem Scharfmachergeist in der nationalliberalen Partei und in unserem Beamtenthum.

25. 10. 03. D.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Arthur, Johannes. — Jeremia, Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Bischoff, Heinrich. — Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literarische Studie. Geh. M. 1,60, geb. M. 2,20. Kassel, Georg Weiss.

Bücher, Dr. Karl. — Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Zweite Auflage. 314 S. Leipzig, B. G. Teubner.

Büttner, Hermann. — Meister Eckeharts Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben. I. Band. Brosch. M. 4. —, geb. M. 5,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

von der Boeck. — Ausblicke auf die nächste Militär-Vorlage. M. 1,20. Berlin, Militär-Verlag der Liebel'schen Buchhandlung.

Carmen-Sylva. — In der Lunca. Rumänische Idylle. Geb. M. 4,50. Regensburg, W. Wunderling.

Carnegie, A. — Kaufmanns Herrschgewalt. Brosch. M. 5, —, geb. M. 6,—. Berlin, Schwetschke & Sohn.

Dohna, Hannibal, Graf zu (Delphikus). — Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeers. Federzeichnungen eines Dilettanten. Brosch. M. 2,80, geb. M. 4,—. Leipzig, Georg Wigand.

Ferguson, Charles. — Lebens-Bejahung (Leben und Wissen, Bd. 3). Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

Fischer, Jul. — Zur Duellfrage M. 1,—. Karlsruhe, G. Braun.

Fridrichowicz, Staatswissenschaften Bd. IV. Die Veredlungsproduktion. M. 1,20,—. Berlin, S. Calvary & Co.

Georgi, Dr. Otto. — Der Staatshaushalt des Königreichs Sachsen seit dem Jahre 1880. M. 2,40. Leipzig, Duncker & Humblot.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. 24 Band. M. 1,20,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Die Grundstücks-Aufnahme Ende Oktober 1900, sowie die Wohnungs- und Bevölkerungs-Aufnahme vom 1. Dezember 1900 in Berlin und 23 Nachbar-Gemeinden. Zweite Abtheilung: Bevölkerungs-Aufnahme. Berlin, Leonhard Simion.

Harnack, Adolf. — Reden und Aufsätze. Zwei Bände. Giessen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Hanau, Hermann. — Der Wunsch. Dramatische Dichtung. Leipzig u. Berlin, G. H. Meyer.

Heil, Bernhard. — Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 43. Bändchen.) Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Hirschberg, Dr. E. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 27. Jahrgang, enthaltend die Statistik der Jahre 1900—1902 (zum Teil auch 1903). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben. 702 S. Berlin, P. Stankiewicz.

Hoensbroech, Graf Paul von. — Der Zweck heiligt die Mittel. M. 1,—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Hoyer, E. — Der Polnische Aufstand des Jahres 1863 im Lichte neuerer Erfahrungen. M. 1,—. Berlin, Karl Siegismund.

Keyser, Dr. Adolf. — Die öffentlichen Bibliotheken und die schöne Literatur. Mit besonderer Beziehung auf die Cölner Stadtbibliothek. Cöln, M. du Mont-Schauberg.

Krüger, Herm. Anders. — Der Weg im Thal. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Hamburg, Alfred Janssen.

Lang, Dr. — Die Entwicklung der Bevölkerung in Württemberg. M. 9,—. (Neumann, Beiträge VII.) Tübingen, H. Laupp.

Leuss, Hans. — Aus dem Zuchthause. Verbrecher und Strafrechtpflege. (Kulturprobleme der Gegenwart Bd. VII.) M. 2,50. Berlin, Johannes Räde.

Ludwig, Cordelia. — Gedanken Otto Ludwigs. Aus seinem Nachlass ausgewählt. Geb. M. 2,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

v. Lüpke, Hans. — That und Wahrheit. — Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. 50 Pf. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Marc Aurel. — Selbstbetrachtungen. Neu verdeutscht und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

v. Martinengo-Cesaresco, Gräfin Eveline. — Italienische Patrioten. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,50. Leipzig, Georg Wigand.

Mülinen, Dr. E. Graf von. — Die lateinische Kirche im Türkischen Reich. M. 1,50. Berlin, K. Hoffmann.

Oldenberg, Herm. — Die Literatur des alten Indien. M. 5,—. J. G. Cotta.

Olszewski, Josef. — Bureaukratie. Brosch. M. 4,80, geb. M. 5,80. Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch).

Parow, Dr. Walter. — Res, non verba! Bildungsideal und Lebensbedingungen der Oberrealschule im Vergleich mit dem altklassischen Gymnasium. Braunschweig, Richard Sattler.

Patria! Jahrbuch der Hilfe 1904. Elegant geb. M. 3,—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Pelet-Narbonne, G. von (Generalleutnant v. d. Kav. z. D.) — Der Kavalleriedienst. Zweiter Band. Der Kavalleriedienst im Kriege. II. Theil. Die deutsche Reiterei in den Tagen von Coulmiers. M. 4,—, geb. M. 5,—. E. S. Mittler & Sohn.

Philosophische Bibliothek. — Band 45: Immanuel Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. M. 3,20. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Platon. — Das Gastmahl. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Politikus. — Die Aufgaben des liberalen Bürgerthums auf Grund der Reichstagswahlen. 30 Pf. Görlitz, R. Dülfer.

Portig, G. — Die Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung. M. 2,—, geb. M. 3,—. Stuttgart, Max Kielmann.

Digitized by Google

Quellenschriften zur Geschichte des Protestantismus. Herausgegeben von Joh. Kunze und C. Stange. 1. Heft. M. 1,60. Leipzig, A. Deichert.

Rawitz, Dr. Bernhard. — Urgeschichte, Geschichte und Politik. Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. 362 S. Berlin, Leonhard Simion Nachfl.

Rehm, Dr. Herm. — Die Bilanzen der Aktiengesellschaften und Gesellschaften m. b. H. Brosch. M. 27,—, geb. M. 30,—. München, J. Schweitzer.

Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abtheilung für Arbeiterstatistik. 1. Jahrgang. No. 7. Berlin, Carl Heymann.

Ruskin, John. — Moderne Maler. Bd. IV. Die Schönheit der Berge. Aus dem Englischen von W. Schoelermann. Brosch. M. 10,—, geb. M. 11,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Salzer, Dr. Anselm. — Illustrirte Geschichte der deutschen Literatur. 6. Lieferung. M. 1, . München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Schmidlin, Dr. Joseph. — Papst Pius X., sein Vorleben und seine Erhebung. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII. Heft 1 u. 2.) 50 Pf. pro Heft. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

v. Schoenaich. — Lose Skizzen aus dem Zarenreiche. Brosch. M. 3,— , geb. M. 4, —. Berlin, Karl Siegismund.

Stoeckius, Alfred. — Naturalism in the recent German drama with special reference to Gerhart Hauptmann. New-York 1903.

Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. III. Der Schlachterfolg, mit welchen Mitteln wurde er erstrebt? Hierzu ein Atlas mit 65 Skizzen. Herausgegeben vom Grossen Generalstabe. M. 16,—, geb. M. 20,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Stümcke, Heinrich. — Hohenzollern-Fürsten im Drama. Brosch. M. 5,50, geb. M. 7,—. Leipzig, Georg Wigand.

Sybel, L. — Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache. M. 1,—. Marburg, Elwert.

Tolstoi, Leo N. — Die Kreutzersonate. Brosch. M. 1,20, geb. M. 2,—. Leipzig, Eugen Diederichs Verlag.

—, — Das Reich Gottes. I. II. Brosch. à M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

Tschirn, G., Breslau. — Hat Christus überhaupt gelebt? Vortrag. 30 Pf. Bamberg, Kommissions-Verlag der Handelsdruckerei.

Verdy du Vernois, J. von. — Studien über den Krieg. Dritter Theil: Strategie. Zweites Heft, Einzelgebiete der Strategie. Mit drei Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Verwaltungsbericht der Landes-Versicherungsanstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1902.

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirthschaftsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. St. Bauer in Basel, Prof. Dr. G. von Below in Tübingen, Dr. L. M. Hartmann in Wien. I. Band. 3./4. Heft. Preis für den Band (4 Hefte) M. 20,—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Witting, Felix. — Von Kunst und Christenthum. M. 2,50. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Digitized by Google

Calvin und die Anfänge der französischen Hugenottenkirche.

Von

Prof. **Karl Müller** in Tübingen.*)

Der höchste Reiz aller Geschichte ist, die schaffende Persönlichkeit in ihrer Wechselwirkung mit den zähen Massen, in ihrem bewegenden Einfluß auf die Mächte der Ueberlieferung und der selbstischen Gewöhnung zu verfolgen, wie sie sie umformt, ihnen ihren Stempel aufdrückt und damit eine neue Ueberlieferung und Gewöhnung schafft, die noch lange von ihr zeugt, oder wie sie Kräfte entbindet, die das Versinken in bloße Gewöhnung und Ueberlieferung nicht aufkommen lassen und Jahrhunderte lang sich selbst und das Leben, das sie geschaffen haben, erneuern und verjüngen. Wo uns solche Persönlichkeiten begegnen, da fühlen wir uns auf den Höhen der Geschichte, in ihren klassischen Zeiten. Gestatten Sie mir, daß ich Sie an einen solchen Punkt der Kirchengeschichte führe und zeige, wie der Einfluß Calvins in dem Lande, das seinem Herzen am nächsten stand, einsetzt und sich durchsetzt, wie seine Art über die evangelischen Regungen triumphirt, die vor ihm gewesen waren.

Calvins Persönlichkeit wird uns deutschen Evangelischen immer zum guten Theil fremd bleiben. Wir messen sie zu leicht an der uns vertrauten Natur Luthers. Und Luther ist freilich fast durchweg anders geartet: ganz und gar der Mann des Volkes, derb und kraftvoll, leidenschaftlich und aufbrausend, in seinem Widerspruch sich verstockend und gegen jeden Einwand von Vernunft und Billigkeit sich verschließend, grimmig im Zorn, aber vollkommen furchtlos und kühn, immer der Mann des Glaubens,

*) Akademische Antrittsrede vom 6. Mai 1903.

Digitized by Google

dem Gott alles, der Mensch nichts vermag; dazu die phantasie- und gemüthvolle Art, die warme Empfindung für alles Volksthümliche, sprudelnd in derbem und derbstem Humor, voll Freude am plastischen Witz des gemeinen Mannes, dessen Sprache seine Schriften durchzieht, bei allem schwermüthigen Untergrund voll Lebensfreude, freien offenen Sinns für das Leben der Natur, das Glück des Hauses, die Kinderwelt, voll seelsorgerlicher Zartheit für alle Bekümmerten und Leidenden, insbesondere den angefochtenen Gewissen; seine Frömmigkeit voll unmittelbarer Frische, getragen von dem Eindruck der alles überwindenden Barmherzigkeit und Güte seines Gottes; die auch in Trübsal, im Leiden und Sterben ihre Siege feiert.

Dem gegenüber Calvin, der Aristokrat und Gelehrte, der sich im Grunde nur wohl fühlt unter seinen Büchern und Papieren, im Gespräch mit gleichgesinnten und gleichgestellten Gelehrten, körperlich fast immer gehemmt durch allerhand Beschwerden, insbesondere lähmende Kopfschmerzen, daher ohne den trotzigen Muth und die immer rege Kampfesfreudigkeit Luthers, der Gelehrte auch in seiner Ausdrucksweise, empfindlich für jede Gegnerschaft, höchst gereizt gegen sie in seinen Erwiderungen oder in dem vertrauten Briefwechsel mit den Freunden, aber nicht mit Keulenschlägen antwortend wie Luther, sondern mit den spitzigen Prädikaten, wie sie noch heute hier und da die Polemik unseres Standes durchziehen, verletzend und beißend, reflektirtes Kunstprodukt, nicht Ausdruck des natürlichen Grimms.

In seinem Genfer Wirken treten uns zunächst Züge entgegen, die uns geradezu empören und den Eindruck jener Art machen, die mit dem Kampf um das Heilige den um die eigene Herrschaft verquickt und dabei auch Mittel bedenklichster Art nicht verschmäht, kalte Mißachtung der sittlichen Rücksichten, die man dem Gegner schuldet.

Aber diese Züge verschwinden, wenn man ihn nun aus dem engen Kampf um die Herrschaft über Genf oder aus der literarischen Fehde mit theologischen Gegnern heraustreten sieht in die große Weltwirksamkeit. Da athmet Alles die Größe des Organisators und Feldherrn, der trotz alles anderen Scheins doch nur der Diener einer großen Sache sein will, dessen Ansprüche für die eigene Person doch nur darin wurzeln, daß er weiß, es hängt Alles an ihm. Er hat auch hier die Mittel der weltlichen Politik nicht verschmäht wissen wollen: er hat die schmalkaldischen Fürsten

Digitized by Google

bitter getadelt und ihre Katastrophe vorausgesagt, weil sie nicht die Weltlage benutzt haben, um im Bunde mit Frankreich die Offensive gegen den Kaiser zu ergreifen. Als es sich 1549 um ein Bündniß der evangelischen Orte der Eidgenossenschaft mit Heinrich II. von Frankreich, dem erbarmungslosen Verfolger der französischen Evangelischen handelte, hat er zwar alle sittlichen und religiösen Bedenken, die diesem Bündniß entgegenstanden, mit vollkommener Klarheit erwogen, es aber dennoch befürwortet, weil ihm in der jetzigen schweren Lage eine Ablehnung mehr Leichtsinn als Gottvertrauen zu sein schien. Aber Politiker im eigentlichen Sinne ist er nie gewesen. Im Verkehr mit den Großen dieser Welt fordert er sie oft auf, in ihrer Stellung zu thun, was immer möglich sei, um der evangelischen Sache Erleichterungen zu schaffen oder zur Herrschaft zu verhelfen. Aber er hat sich nie in das Intriguenspiel der damaligen Politik eingelassen, und in dem Briefwechsel mit Fürsten und Adel steht doch immer die Sorge voran, daß sie ihr Leben ganz im Sinne des Evangeliums führen und seiner würdig leben. Und viel stärker als bei Luther ist bei ihm die vorwärtsdrängende Art der sittlichen Arbeit entwickelt, und ihre Motive sind viel weniger individualistisch; sie gehen immer hinaus auf den großen Schauplatz des öffentlichen Wirkens. Sein ganzes Christenthum ruht auf dem Gedanken der Ehre und des Herrscherwillens Gottes und der Aufgabe, diesen Willen an sich selbst und in der Welt zu verwirklichen. Er ist der Organisator des Kampfes, der Gegenwehr und der Eroberung, der echte Vertreter der Zeit, da Reformation und Gegenreformation zum Kampf auf Leben und Tod einander gegenübertreten. Nicht an Luther, sondern an Ignatius von Loyola muß er gemessen werden.

Die evangelische Bewegung war in Frankreich wie in allen Ländern aus zwei Quellen entstanden, aus den religiösen Strebungen, die mit der Renaissance und dem Humanismus verbunden waren, und den Einflüssen Luthers und seiner Schriften. In dem Kreis von Meaux, dessen Seele der Pariser Professor Lefèvre d'Étaples war, hatten sich gelehrte und ästhetisch hochgebildete Männer und Frauen aus den philosophischen und religiösen Ueberlieferungen der Antike wie des christlichen Alterthums und Mittelalters eine Religion geschaffen, wie sie die Renaissance auch dem Laien zum Bedürfniß gemacht hatte, eine

Digitized by Google

Religion, die freies Eigenthum der Seele, nicht nur mit den Heilsmitteln der Kirche, sondern mit dem persönlichen Gott selbst in Verbindung brächte, sie auch in diesem letzten und höchsten Gebiet, in dem Verhältniß zu ihrem Gott, auf eigene Füße stellte. Man stand zu Kirche und Hierarchie in keinem Gegensatz, man gebrauchte ihre Heilsmittel, erfüllte alle ihre Anforderungen und verehrte ihre Autorität. Aber ohne es zu merken, hatte man sich innerlich von ihr emanzipirt, war religiös selbständig geworden. Man bedurfte nicht mehr der großen Heilsanstalt und Gemeinschaft. Man hatte seinen unmittelbaren Zugang zu Gott gefunden und fand sein Genügen im eigenen Innern und im stillen Kreis gleichgestimmter Seelen.

Das ist die Art aller dieser aristokratischen religiösen Kreise, die sich auf dem Boden der neuen Bildung in den verschiedenen Ländern zusammenfinden. Aber daneben tritt nun ein anderes Moment ein: Luthers Schriften. Ihre positiven religiösen Gedanken erscheinen zunächst nur wie eine Fortsetzung, höchstens als eine Abart der humanistischen Mystik. Aber sie gestalten doch in aller Stille dies und jenes um und setzen sich fest, so daß bald Altes und Neues durcheinandergeht.

Und nun schlagen bei einem Theil von Lefèvres jüngeren Schülern auch die polemischen Gedanken und Stimmungen Luthers durch, und von ihnen dringen die schärfsten Spitzen in die Laienwelt, die Handwerksgesellen von Meaux: der Papst und das religiöse System, an dessen Spitze er steht, ist der Antichrist.

Von da an verläuft die Bewegung im Wesentlichen in zwei Schichten, einer aristokratisch-konservativen, die ihre humanistische oder evangelische Eigenart im Wesentlichen innerhalb der alten kirchlichen Ordnung zu halten weiß, und einer stürmischen, zum Theil (aber bei Weitem nicht immer) demokratischen, die gegen das Alte aufruft und losbricht. Doch sind beide Schichten keineswegs scharf geschieden: Calvin selbst, von Haus aus und seiner ganzen Neigung nach reiner Gelehrter, veranlaßt 1534 in seiner Vaterstadt Noyon einen Tumult in der Kathedrale, der ihn ins Gefängniß bringt.

Nirgends aber hat es in den ersten Jahrzehnten der evangelischen Bewegung Frankreichs Gemeinden im eigentlichen Sinne, d. h. organisirte Verbände mit eigenem Amt und eigener Sakramentsverwaltung gegeben. Höchstens versammelte man sich in tiefer Heimlichkeit in kleinen Kreisen zur Erbauung, zum Lesen der Bibel

Digitized by Google

oder reformatorischer Schriften, die in großen Mengen eingeführt oder nachgedruckt werden, womöglich auch zu Ermahnung und Gebet. Aber das war immer schon ein Wagniß und zudem meist nur in Städten möglich, wo zahlreichere evangelisch Gesinnte mit einander bekannt geworden und geeignete Kräfte vorhanden waren, die so etwas leiten konnten. Für alle sakralen Handlungen dagegen war man auf die alte Kirche angewiesen.

Und darum erhob sich immer wieder die entscheidende Frage, wie man sich zu diesem Gottesdienst, zum ganzen Sakralwesen der alten Kirche zu stellen habe. Die Lage der Evangelischen war hier ganz ähnlich wie die der alten Christen im römischen Reich. Das Leben des Einzelnen, der Familie, der Gesellschaft wie des Staates ist auf allen Seiten mit dem alten Kultus verwachsen, und es ist für den Einzelnen nicht nur gefahrvoll, sondern auch innerlich und äußerlich überaus schwierig, sich seinen Anforderungen zu entziehen. Der Besuch der Pfarrmessen, d. h. der Meßgottesdienste an Sonn- und gebotenen Feiertagen, die Beichte und Kommunion in der österlichen Zeit waren kirchliche, der Besuch der Todtenmessen, Anniversarien u. Ä. für Verwandte und Freunde gesellschaftliche Pflichten. Die Messe, die beim Abschluß der Ehe gehört wurde, die Taufe der Kinder waren vorerst gar nicht zu umgehen. Wie viele waren außerdem in ihrer Einsamkeit von aller Berührung mit der lebendigen Religion ausgeschlossen, wenn sie nicht eine Kirche oder einen Gottesdienst besuchen konnten! Und doch waren mit jedem solchen Besuch Handlungen verbunden, die gegen die Grundsätze des neuen Glaubens waren: der Gebrauch des Weihwassers, die Kniebeugung vor den Bildern und Reliquien der Heiligen, vor Allem aber vor dem Sanktissimum, und endlich die ganze Idee des Meßopfers, für die Luther längst in furchtbarem Ernst die Bezeichnung des Götzendienstes geschaffen und auf das ganze Feld der evangelischen Bewegung vererbt hatte. Hier sind also die schwersten inneren Konflikte unvermeidlich. Wie stellen sich also hiezu die französischen Lutheraner?

Die Urheber jener schroffen Demonstrationen sind durchaus die Minderheit. Die große Masse verhält sich ganz anders. Ein Theil trägt schwer an der Herrschaft der Verhältnisse: frühzeitig hat die Auswanderung begonnen. Andere, die sich dazu nicht entschließen können, ziehen sich, so gut es geht, von aller Gemeinschaft der Altgläubigen und ihres Kultus zurück, können sie aber

Digitized by Google

einfach nicht ganz vermeiden: der Druck, unter dem sie stehen, die Gewissensnoth, in der sie sich befinden, äußert sich dabei oft in erschütternden Klagen. Aber ein anderer Theil nimmt es nicht so schwer. Er findet sich damit ab, daß die alte Religion für die große Masse unentbehrlich sei oder daß man sich in das Unvermeidliche fügen und vor jeder Unbesonnenheit hüten müsse, die dem ruhigen Gang der Bewegung schaden könnte. Insbesondere im Stand der Gelehrten, des Adels, der Hofgesellschaft, aber auch in den Kreisen der Handel- und Gewerbetreibenden ist diese Stimmung verbreitet, und man hat ein ganzes System, um seine Praxis zu rechtfertigen. Man weist auf biblische Vorbilder hin, den Syrer Naëman, der von Elisa geheilt, fortan nur noch Jahweh, dem Gott Israels, dienen wollte, sich aber vorbehielt, daß er sich bei besonderer Gelegenheit im Tempel Rimmons niederwerfen dürfe, auf die Apostel, die am jüdischen Tempeldienst theilnahmen, auf Paulus, der das jüdische Nasireatsgelübde übernahm, sich scheeren ließ und opferte u. s. w. Oder man macht geltend, daß die Betheiligung an jenen Handlungen nur äußerlich sei, die Seele nicht berühre, daß Götzendienst nicht vorliege, da man ja sein Vertrauen nicht auf sie, sondern auf Gott allein setze.

Vor Allem aber sucht man den Beweis aus der Natur der sakralen Handlungen zu führen.

Am leichtesten wird das bei der Taufe, die man von römischen Priestern verrichten läßt. Die Taufe, so sagt man, kann durch die Zuthaten des römischen Kultus zwar verunstaltet, nicht aber ihres Werthes entkleidet werden: sie bleibt auch so das Sakrament, das dem Täufling die Verheißung Gottes versiegelt und ihn in die Gemeinschaft der Gläubigen bringt.

Aber auch für die Uebernahme des Bußsakraments hat man einen Weg. Man wählt sich, wenn es möglich ist, einen evangelisch gesinnten Priester, der dann nach evangelischen Grundsätzen absolviren soll. Denn an solchen Priestern ist kein Mangel. Fraglich war nur, ob das auch in der österlichen Zeit glückte, wo Jeder vor seinem Parochus zu beichten hatte.

Und die eigentlich entscheidende Frage blieb immer die Stellung zum Meßopfer. Die meisten haben hier ohne Zweifel immer die grundsätzliche Auffassung Luthers getheilt, daß die Messe als Opfer Götzendienst sei. Sie haben darum die Privatmessen, die ohne kommunizirende Gemeinde lediglich als Opfer für bestimmte Zwecke gehalten wurden, gemieden, so *lange*

Digitized by Google

nicht etwa gesellschaftliche Rücksichten, wie bei Todtenmessen, eine andere Haltung erzwangen. Aber auf die Pfarrmesse wußte man sich einzurichten. Sie sollte nur von außen befleckt, in ihrem Kern aber immer das Abendmahl des Herrn geblieben sein, gehalten von der Gemeinde Christi, der man sich nicht entziehen dürfe. Man berief sich auch auf ihre reiche Liturgie, ihre Gebete von besonderer Schönheit. Man machte nur ihren Verunstaltungen gegenüber den Vorbehalt, daß man sich lediglich an die Kommunion halte und das Opfer verabscheue, auch beim Eintritt in der Kirche diesen Abscheu innerlich vor Gott und u. U. auch äußerlich durch Zeichen kund thue. Man mache sich damit auch keiner Heuchelei schuldig; denn von denen, die die Messe besuchen, glaube fast Niemand an das, was der Priester thue.

Einen besonderen Ausweg boten außerdem auch hier die evangelisch gesinnten Priester. Sie, die sonst vorzüglich als Prädikanten, d. h. als volksthümliche Prediger auftraten, halten ihren Anhängern zugleich das Abendmahl, d. h. sie lesen ihnen die Messe und reichen dabei die Hostie, vielleicht auch den Kelch. Sie halten die ganze Meßliturgie inne und lassen nur den Meßkanon aus, der, sonst still und unhörbar gesprochen wird, aber gerade die Messe zum Opfer macht. Diese Priester haben auch, wie man sagt, nicht die Absicht, ihre Anhänger Brot und Wein anbeten zu lassen, ein Ausdruck, der nur bedeuten kann, daß sie die Elevation der Hostie und des Kelches nicht in der Absicht vollziehen, die ihr sonst zu Grunde liegt, daß die Gemeinde die soeben in Leib und Blut des Herrn verwandelten Stoffe anbete.

Uebersieht man diese Praxis und ihre Motivirung, besonders für Messe, Taufe und Bußsakrament, so ist man überrascht, hier überall (und auch sonst noch an anderen Punkten, die uns überliefert sind,) auf lutherisches Erbe zu stoßen.

Seitdem Luther 1519/20 den Opferkultus und die ganze Sakramentspraxis der mittelalterlichen Kirche verworfen hatte, hatte er zunächst in seiner konservativen Art, der jede äußere Form recht war, wenn nur das Wesen der Sache gewahrt blieb, Priester wie Gemeinde angewiesen, die bestehenden sakralen Einrichtungen äußerlich nicht anzutasten, sondern nur evangelisch umzudeuten: das Wesen der Messe die Kommunion, das Herrnmahl, d. h. nach Christi Stiftung sein Testament, die Verheißung seiner Güter, vor Allem die Vergebung der Sünden, wie sie in den Einsetzungsworten ausgesprochen, dem Einzelnen durch die Unterpfänder von

Digitized by Google

Brot und Wein, Leib und Blut versichert wird. Selbst die Kanonsgebete, in denen der Opfergedanke klar ausgesprochen war, sollte der Priester umdeuten und die Elevation nur als Zeichensprache vornehmen. Weil die Einsetzungs- und Verheißungsworte still gesprochen werden mußten, sollten die emporgehobenen Elemente der Gemeinde laut verkündigen, daß sie an Brot und Wein die Unterpfänder von Gottes Vergebung habe. Aehnlich hatte sich Luther zu den Sakramenten der Taufe und Buße gestellt. Seine berühmte Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche hatte diese Gedanken in der internationalen Sprache der Gelehrten in alle Länder getragen.

Allein keine neue Religiosität, die sich mit Bewußtsein an die Stelle der alten setzen will, kann auf die Dauer von Akkommodationen und Umdeutungen leben. Versucht sie es, so muß sie über kurz oder lang von dem älteren System aufgesogen werden und in ihm verschwinden. Auch die Anweisungen Luthers stellten — freilich nicht in seinem Sinn, wohl aber thatsächlich — ein Interim dar, das nur erträglich war, wenn man, wie er damals noch, der Zuversicht lebte, daß das Evangelium binnen Kurzem durchdringen und alle sakralen und kirchlichen Institutionen wandeln werde. Sobald das Wormser Edikt von 1521 diese Illusion zerstört hatte, hatten sich deshalb die Versuche geregt, das, was man als Abgötterei oder Tyrannei empfand, auch äußerlich zu stürzen. Nachdem Luther auf der Wartburg verschwunden war, hatten in Deutschland und in der Eidgenossenschaft die evangelischen Priester überall begonnen, den Meßkanon auszulassen, den Kelch einzuführen und eine Aenderung nach der anderen vorzunehmen. Luther selbst war 1526 nachgefolgt und hatte die größeren Territorien, Kursachsen voran, veranlaßt, die große Umwälzung von oben herab durchzuführen.

In Frankreich dagegen hatte dazu bisher nicht nur die große volksthümliche Bewegung, sondern vor Allem die Mithilfe der Staatsgewalt gefehlt. Die Krone nahm nicht nur die Aenderungen nicht vor, sondern unterdrückte jeden Versuch dazu, ja jeden evangelischen Gedanken, der an die Oeffentlichkeit trat. Jetzt aber griff eine andere Macht in die Verhältnisse ein.

Calvin hatte sich auch nach seinem Weggang aus Frankreich immer zunächst als Franzose gefühlt. In Genf war er eingetreten wie jene zahlreichen Lehrer und Prädikanten, die an fremdem Ort einen Dienst übernahmen, schwerlich mit der Absicht,

Digitized by Google

hier sein Leben zu beschließen. Der Schmerz gerade um Genf war es nicht, was ihn bei der Vertreibung im Jahre 1538 so erregt hatte. Straßburg hatte ihm gleich darauf eine Stellung gegeben, die seiner Natur viel eher zusagen mußte, die Stellung als Organisator einer willfährigen Gemeinde von flüchtigen Landsleuten und als ausgezeichneter Lehrer an der humanistisch-theologischen Schule. Als er dann nach Genf zurückberufen worden war, hatte unter den Gründen, mit dem man ihm zur Annahme zuredete, der vorangestanden, daß die Stadt die Einfallspforte für Frankreich und Italien sei. Und wie er dann 1541 wirklich in Genf wieder eintrat, wandte sich der Strom der französischen Flüchtlinge und Auswanderer immer mehr dahin. Sie nahmen in der Zahl der Fremden, die sich dort niederließen, immer die erste Stelle ein. Ihre Verbindung mit der Heimath aber blieb sehr lebhaft; und schon ihre unbedingte Ergebenheit für Calvin hätte genügt, dem Reformator eine bedeutende Stellung in der Heimath zu geben. Aber Calvin war auch ohne dies noch von der Zeit, da er, der 24jährige, als Gelehrter wie als Vertreter der neuen Lehre hervorgetreten war, eine bekannte Persönlichkeit und Autorität geblieben. Sein „Unterricht in der christlichen Religion", die Institutio religionis christianae, erschien 1541, fünf Jahre nach ihrer ersten Ausgabe, in französischer Uebersetzung, und blieb das klassische Buch des französischen Protestantismus, die Norm aller religiösen und theologischen Bildung. Und Calvin selbst hat zudem auch seinerseits die Beziehungen zu seiner Heimath immer in besonderem Maße gepflegt. Mit seinen Freunden in Lausanne und Neuenburg zusammen behält er immer ein scharfes Auge für die Vorgänge in Frankreich. Alle Neuigkeiten theilt man sich mit und berath mit einander, was man thun könne, die Bewegung zu fördern, das Loos der Verfolgten zu erleichtern. Aber insbesondere thut Calvin alles, um die Evangelischen durch persönliche Einwirkung innerlich zu stärken, und hier tritt vor Allem *sein Briefwechsel* ein.

Dem persönlichen Andrang, der ihm alsbald nach seiner Bekehrung die ersehnte Ruhe zur gelehrten Arbeit geraubt hatte, hatte er sich durch seine Auswanderung entzogen. Aber bald erwuchs ihm neben seiner beruflichen Arbeit in Genf ein gewaltiger Briefwechsel, in dem die Franzosen nicht immer die erste, aber doch eine hervorragende Stellung einnehmen. Er greift ein, wo sich Gelegenheit bietet, antwortet auf Anfragen oder eröffnet den Verkehr selbst, wenn ihm von

Digitized by Google

irgend einer Seite mitgetheilt wird, daß da oder dort sich Jemand für ihn interessire, auf ihn zu hören bereit wäre oder der Stärkung bedürfe. Es sind überwiegend die Kreise der Geburts-, Beamten- und Gelehrtenaristokratie, mit denen er zusammengeführt wird. Er schreibt immer in den sichern Formen des feingebildeten Mannes, als Meister des Takts, mit charaktervoller Selbständigkeit, ohne Scheu, im Bewußtsein seines Rechts und seiner Pflicht. Er mahnt und warnt, wo er Gefahren sieht, wie bei der Schwester des Königs, der Königin Margarethe von Navarra, die sich in letzter Zeit den quietistischen Bestrebungen der sogenannten Libertiner erschlossen hatte. Er rüttelt auf, wo es an Klarheit und Kraft des Willens fehlt. Er tröstet und spricht Geduld und Muth ein, wo sich unter der Verfolgung oder den Gefahren des Tags Verzagtheit zeigen will, und er bereitet zum letzten Gang vor, wo alle Aussicht der Gefangenen auf Freispruch erlischt. Niemals weckt er unbegründete Hoffnungen, niemals sucht er die Gefahr zu vermindern. Jeden läßt er offen der Wirklichkeit ins Gesicht sehen und hält ihn nur an, Stellung zu ihr zu nehmen, seinen Entschluß zu fassen. Man fühlt es diesen Briefen an, wie sie wirken mußten: knapp und nüchtern, unbarmherzig wahr, fern von aller Weichlichkeit und doch niemals hart, selten durchzogen von Tönen persönlicher Empfindung, dann aber um so ergreifender, niemals auf das Gefühl, immer auf den Willen berechnet, wahre Meisterwerke in der Kunst ihn zu schulen, — wie einer seiner Verehrer schreibt, von der Kraft erfüllt, die alle Feigheit und Trägheit aufrüttelt und nur zu Fortschritten zwingt.

In diesem Briefwechsel spielt nun selbstverständlich auch jene große Frage eine Rolle, wie man sich als evangelischer Christ im Lande des fremden Gottesdienstes zu verhalten habe. Von den Briefen der ersten Jahre, die sich darauf beziehen, haben wir freilich fast nichts mehr. Aber Calvins erste gedruckte Schrift darüber, der Petit traité monstrant que c'est que doit faire un homme fidèle connaissant la vérité de l'Évangile, quand il est entre les papistes von 1543 ist, wie er selbst ausdrücklich sagt, veranlaßt durch die zahlreichen Anfragen, die an ihn darüber gekommen waren. Er sowie seine späteren Fortsetzungen enthalten denn auch am Ausführlichsten die Polemik wie die Begründung von Calvins Grundsätzen. Er trägt als bezeichnendes Motto das Wort des Elias: „Wie lange wollt Ihr auf beiden Seiten hinken? Wenn Jahweh Gott ist, so folget ihm; wenn Baal es ist, so folget dem."

Der Grundsatz, der hier Alles beherrscht, ist der: Gott will von

Digitized by Google

seinen Gläubigen nur den Dienst haben, den er in seinem Wort vorschreibt. Jeder andere ist Greuel und Götzendienst, Raub an Gottes Ehre, dem Höchsten, was es für uns wie für Gott selbst giebt. Wohl macht auch Calvin Unterschiede in der Verwerflichkeit der einzelnen sakralen Ordnungen: Dinge wie Zölibat und Fasten sind nur dem Sünde, der daraus einen Zwang macht. Kerzen auf dem Altar u. A. sind thöricht, verunreinigen aber nicht. Aber der Umfang dessen, was ihm als Götzendienst erscheint, ist doch viel weiter als bei Luther. Bilder- und Reliquienverehrung, Pilgerfahrten, Prozessionen, Kerzentragen, Ablaßkauf — Alles fällt darunter. Der Schwerpunkt aber liegt auch hier natürlich in der Messe. Ganz anders als Luther in seinen ersten Jahren findet er in ihr die Stiftung Christi überhaupt nicht erhalten. Jedes Stück in ihr, auch die Kommunion, sei durch die Entstellung des Ganzen mit zum Greuel geworden und ziehe die Befleckung mit Götzendienst nach sich. Alle Entschuldigungen der bisherigen Praxis werden unbarmherzig zerpflückt. Ueberall sieht er nur das eine Motiv, seinen Glauben zu verbergen, der Verfolgung zu entgehen. Für den Christen aber giebt es nur eines: sich von alle dem gänzlich enthalten. Kann er es im Lande nicht, so soll er auswandern. Vermag er auch das noch nicht, so muß er unabläßig an sich arbeiten, bis er den Muth zum einen oder zum andern findet.

Die Schrift schlug mächtig ein. Von allen Seiten kamen Anfragen und neue Begründungen der bisherigen Praxis an ihn, und weil sich ein Theil auf Nikodemus berufen hatte, der nur bei Nacht zum Herrn kam aus Furcht vor den Juden, so überschrieb er seine zweite Schrift 1544: Excuse à Messieurs les Nicodémites, ein Name, der sich dann für diese Art eingebürgert hat.

Es waren vor Allem die Einwände des Opportunismus, die man ihm entgegengehalten hatte: bei der bisherigen Praxis sei es mit dem Evangelium stetig vorwärts gegangen; vorsichtige Haltung verspreche für die nächste Zukunft noch größere Erfolge. Calvins Rigorismus müsse die ganze Bewegung zerrütten. Die zahlreichen Beamten, die bis in die höchsten Stellen hinein ihr Schutz gewährten, müßten auswandern, diese Auswanderung aber König und Adel aufs Höchste reizen. Die große Masse, unter der das Evangelium fortschreite, träte sofort von ihm zurück. Die zahlreichen Lehrer, die sich bisher im festen Glauben an ihr gutes Recht, äußerlich am alten Kultus betheiligt und dabei in aller Stille ihre Zöglinge dem Evangelium zugeführt hatten, müßten aus dem Land gehen und damit der

Digitized by Google

Bewegung ihren wirksamsten Faktor entziehen. — Es ist ein hochgestellter Mann und angesehener Vertreter der evangelischen Sache, der so aus bekümmertem Herzen spricht und Calvin bittet, wenigstens auch Luthers, Melanchthons und Butzers Urtheil einzuholen, die bei den französischen Evangelischen im höchsten Ansehen ständen.

Calvin hat das gethan. Zwar hat sich Melanchthon geweigert, Luther mit der Sache zu befassen. Aber er selbst, Butzer und Peter Martyr haben ihre Gutachten abgegeben, freilich nicht ganz im Sinn Calvins. Ihm war der Ausfall im Augenblick recht peinlich. Aber er wich keinen Augenblick.

Wie er schon in seinem Petit traité ausgesprochen hatte, hat er das aufrichtigste Mitleid mit seinen bedrängten Glaubensgenossen. Aber er kann von den Forderungen seines Gottes nichts ablassen. Er möchte seine Brüder gerne entschuldigen, aber er darf nicht. Er will ihnen den Glauben nicht absprechen, aber er darf sie nicht irre gehen lassen. Er schlägt ihnen in der That alle Entschuldigungen aus der Hand und stellt ihren falsch gewählten biblischen Beispielen die richtigen Vorbilder entgegen, die Makkabäer, die drei Männer im brennenden Ofen u. s. w. Sie selbst müssen fühlen, daß sie sich nur selbst belügen. All ihr Opportunismus zerschellt am einfachen göttlichen Gebot. Dann stellt er ihnen die Gegenrechnung des Glaubens an. Wenn Gott befiehlt, so wird er schon selbst dafür sorgen, daß es seiner Sache auch diene. Er hat die Mittel, seine Gläubigen zu retten, die Fürsten zu erweichen oder zu zwingen: sein furchtbares Gericht über die Tyrannen wird vielleicht zögern, aber sicher kommen. Und im Uebrigen ist Leben und Tod in seiner Hand: es wird uns kein Haar gekrümmt ohne seinen Willen. Er wird Jedem die Kraft zum Bekenntniß geben, und was die Hauptsache ist, kein Tropfen Blut, der für ihn vergossen wird, ist nutzlos; er muß unvergängliche Frucht bringen für den Märtyrer selbst, wie für die Sache.

Insbesondere hält er seine Brüder an, ihren Willen zu bilden. Wer jetzt die Kraft zu einem Entschluß nicht finden kann, den er doch selbst für richtig halten muß, der soll sich selbst verurtheilen und vor Gott anklagen, ihn bitten, daß er ihm seine Schwäche vergebe und überwinden helfe, daß er ihn und seine Kirche aus der Gefangenschaft befreie; der soll unablässig danach sinnen, wie er diesem Zustand entrinnen könne. Nur sich selbst nicht mit seiner Schwachheit trösten, sondern ruhelos an sich arbeiten, bis man stark wird! Uebrigens bewahrt Calvin auch bei dem Entweder-Oder, das

Digitized by Google

er Jedem vorlegt, sich von allem falschen Gottesdienst zu enthalten oder auszuwandern, dieselbe unbestechliche Wahrhaftigkeit und sittliche Nüchternheit. Ueber das Maß, in dem Jeder seinen Glauben öffentlich bekennen soll, giebt es keine allgemeine Regel. Es kommt Alles auf die religiöse Reife an, auf die Verhältnisse, in denen einer steht, die Gelegenheit, die sich ihm bietet. Die einzelnen Fälle aber, die ihm vorgetragen werden, beurtheilt er insbesondere vom Gesichtspunkt der kirchlichen Forderungen des Berufs und der Familie aus. Wer durch Berufs- und andere Pflichten nicht gebunden ist, mag der Verfolgung zuvorkommen, sein Vaterland verlassen. Die Anderen dürfen es unter keinen Umständen, so lange sie nicht wirklich von ihr bedroht sind, und auch dann kommt es noch darauf an, ob es der Beruf erlaubt. Eine Dame der höchsten Aristokratie, die unter ihrem andersgläubigen Mann schwer zu leiden hat und von ihm fortwährend zum alten Gottesdienst gezwungen wird, fragt 1552 bei Calvin an, ob sie auswandern dürfe; sie wolle lieber als Magd in Genf leben, als in allem Glanz unter dem jetzigen Zwang. Aber Calvin schlägt es ihr ab. Er habe das innigste Mitgefühl mit ihr. Aber sie habe noch lange nicht Alles gethan und erlitten, was Gott durch seinen Apostel Paulus ihr auferlege, ehe sie ihren Mann verlassen dürfe. Erst wenn sie mit ihrem Bekenntniß offen hervorgetreten sei und damit den ernsten Versuch gewagt habe, ihren Gatten zu gewinnen, und wenn er dann dennoch mit Verfolgung und Mißhandlung fortfahre, erst dann dürfe sie fliehen. Und 1559 schränkt er das Recht zur Flucht für die evangelische Frau noch weiter ein: es besteht erst bei unmittelbarer Lebensgefahr.

Aber auch da, wo er zur Auswanderung räth und treibt, ist es immer dieselbe Wahrhaftigkeit. Er läßt keine Illusion aufkommen. Die Auswanderung ist immer schwer und voll von Opfern. Kein fremdes Land ist wie die Heimath. Auch Genf ist kein Paradies; seine Annehmlichkeiten sind gering, die Sitten roh, das Fortkommen schwierig. Aber eins ist da, die Hauptsache, die Freiheit, seinem Gott zu dienen in einer Gemeinde des Herrn mit reiner Lehre des Worts, Anrufung Gottes, Verwaltung der Sakramente. Und wie sollte man alle Reichthümer und Annehmlichkeiten der Welt mit dem Druck religiöser Tyrannei und innerer Gewissensnoth erkaufen!

Wir haben gehört: die evangelischen Konventikel waren bisher keine Gemeinden gewesen. Es fehlte ihnen das geistliche Amt mit regelmäßiger Predigt und eigener Verwaltung der Sakramente. Calvin hat nicht geeilt, sie zu schaffen. Es sollte Alles erst reifen.

Digitized by Google

Seine Ansprüche an eine christliche Gemeinde sind sehr hoch. Ihre Mitglieder müssen sich jetzt und künftig aller Befleckung mit falschem Gottesdienst völlig enthalten und gänzlich mit der Sünde brechen. Daher in jeder Gemeinde das Amt der Kirchenzucht, das consistoire, wesentlich ist. Ohne diese scharfe Lösung von der umgebenden Welt ist jede Sakramentsverwaltung verfrüht, verfehlt, verwerflich. Noch 1547 hat er die französischen Gläubigen ermahnt, sich vorerst mit den heimlichen Zusammenkünften bei Gebet und Schriftverlesung zu begnügen und nicht mehr zu begehren. Und wie 1551 in einem kleinen Ort der Saintonge eine Art Gemeinde aufgerichtet wird und ein gewisser Morellan in ihr das Abendmahl hält, da fährt ein ehemaliger Zögling Genfs scharf dazwischen: das sei nur erlaubt, wo eine wirkliche Gemeinde bestehe, Kirchenzucht geübt und alle kirchlichen Handlungen, vor Allem also auch Taufen und Trauungen, nur von dem evangelischen Pastor, oder wie der gewöhnliche Titel lautet, Minister genommen werden. Das war ganz in Calvins Sinn gesprochen. Gerade auf die eigene Verwaltung der Taufe legt er besonderes Gewicht. Man kann sagen, eben dadurch, daß er die Erfüllung des brennenden Verlangens der Gläubigen nach eigenem Nachtmahl an diese Bedingung geknüpft hat, hat er sie schließlich dazu gebracht, sich auf eigene Füße zu stellen. Es lag ja hier eine besondere Schwierigkeit vor. Calvin konnte die Taufe der römischen Priester ihrer Wirkung nach nicht anfechten. Er fand auch so in ihr das Zeichen der christlichen Religion und die Versiegelung unserer Gotteskindschaft. Er warnte nur vor Ueberschätzung: es stünde schlimm um unsere Gotteskindschaft, wenn sie nicht auch ohne Taufe gälte. Er machte dem keinen Vorwurf, der die Taufe seines Kindes verschob, wenn er hoffen konnte, bald aus dem Lande zu gehen, selbst dann nicht, wenn das Kind darüber starb. Aber wo diese Absicht baldiger Auswanderung nicht bestand und die Taufe doch unterlassen wurde, da fand auch er Anlaß zu Aergerniß. Er konnte es daher nicht verbieten, die Kinder auch bei römischen Priestern zur Taufe zu bringen, so lange keine andere Möglichkeit war. Aber er fand doch, daß Kinder wie Eltern durch ihre Theilnahme an den abergläubischen Zeremonien, die damit verbunden seien, befleckt würden, und verlangte immer aufs Neue, daß man auch hier zum Bruch komme. Und er stellte es gelegentlich als eine Hauptnoth der Evangelischen im Land der Ungläubigen dar, daß sie ihre Kinder nicht taufen lassen können ohne Sünde und die Taufe nicht unterlassen können ohne Verachtung des Sakraments.

Digitized by Google

Aus dieser Lage erwuchs denn auch die Entscheidung. Ein Edelmann aus dem Maine, La Ferrière, der in Paris lebte, beschloß, das Kind, das ihm demnächst geboren werden sollte, nicht mehr der Taufe römischer Priester zu überlassen. Er besprach sich mit anderen Evangelischen und forderte dann die versammelten Glaubensgenossen auf, einen Minister zu wählen und so sich zur Gemeinde zu organisiren, damit sein Kind evangelisch getauft werden könne. Die Versammlung wollte nicht. Da erklärte ihr La Ferrière: da er gewissenshalber das Kind von römischen Priestern nicht taufen lassen wolle, nach Genf aber nicht reisen könne, so müsse er die Seele seines Kindes von ihnen fordern, wenn es ohne Taufe stürbe. Es war ein ganz ähnliches Mittel, wie das, mit dem einst Farel den zögernden Calvin zum Bleiben in Genf gezwungen hatte, und es wirkte. Man wählte einen Minister und richtete die Gemeindeordnung nach Genfer Vorbild auf. Es war im September 1555.

Wiederum hatte es sich so gezeigt, daß der entschlossene Wille eines Einzigen ganze Massen in Bewegung setzen und mit demselben Heldenmuth erfüllen könne. Denn Paris blieb nicht allein. Die letzten Jahre mit ihren zum Theil furchtbaren Verfolgungen hatten einen wunderbaren Aufschwung der Bewegung im Stillen gebracht, und wie nun e i n e Gemeinde den Bann gebrochen hatte, da folgten eine nach der andern nach: noch im selben Jahr die von Meaux, von Angers, Poitiers, Lodun, den Inseln der Saintonge. Und die nächsten Jahre brachten immer weiteren Zuwachs. Anfangs 1559 waren es schon 72. Nur an Ministern fehlte es. Und auch Genf konnte nicht immer helfen. Früher hatten die écoliers von Genf und Lausanne manchen geistlichen Dienst in Frankreich gethan. Ihr Eifer war groß, aber ihre Zahl verhältnißmäßig gering. 1558 war die Genfer Schule fast erschöpft, und man brauchte vor Allem immer mehr gereifte und erprobte Männer, die schon eine Autorität mitbrachten. Man schickte daher vielfach Pastoren französischer Herkunft, die bisher in Genf selbst oder wenigstens auf dem benachbarten Berner Gebiet französischer Zunge, in der Waadt und dem ganzen Land zwischen Jura und den Seen, gesessen hatten. Aber man konnte dort auch nicht zu viele entbehren, und es war fast ein Glück, daß in Folge eines politischen Konflikts zwischen Bern und Genf Ende 1558 nicht nur sämmtliche französische Minister, sondern auch die Lehrer der Schule von Lausanne aus dem Berner Gebiet ausgewiesen wurden. Damit wurden mehr Kräfte für die Arbeit in Frankreich frei, und die Schule von Genf wurde nun die große Mis-

Digitized by Google

sionsanstalt, die nur mit den römischen Nationalkollegien zu vergleichen ist, die sich eben damals unter der Leitung des Jesuitenordens für die Hauptländer der Reformation erhoben. Und doch konnte auch so der Bedarf an Kräften für Frankreich bei Weitem nicht gedeckt werden. Von allen Seiten kam der Ruf nach weiteren Ministern. Immer wieder mußte Calvin die drängenden Gemeinden vertrösten und den bezeichnenden Gegenruf erheben: „Schickt uns Holz, daß wir Pfeile daraus schnitzen."

Die Hauptarbeit dieser Männer war die Organisation der Gemeinden; und der Mangel an Kräften zwang immer wieder, sie alsbald, nachdem die erste Arbeit gethan war, weiter zu schicken und an einem andern Ort zum selben Dienst zu verwenden. Sie blieben zwar etwa offiziell am ersten Platz und wurden nur zeitenweise abgegeben oder, wie es immer wieder heißt, an eine andere Gemeinde „geliehen". Ganz von Calvins Geist durchdrungen, thun sie ihren Dienst, schieben die ältern Führer auf die Seite oder gewinnen sie für die Genfer Grundsätze, so daß die Arbeit überall in Calvins Sinn fortschreitet. Sie bleiben aber auch mit ihrem Meister zum großen Theil lebhaft verbunden. Freilich haben wir nur noch verhältnißmäßig wenig Stücke von Calvins Briefen an sie, aber um so werthvollere Berichte von ihnen an den Meister. Besonders unermüdlich ist darin der junge Macard, der 1558 die Pariser Gemeinde geleitet hat. Jedem Glaubensgenossen, der von Paris nach Genf zieht, giebt er einen Brief mit, und wie viele machen damals diesen Weg! Woche um Woche, Tag um Tag können wir an der Hand seiner Briefe die Vorgänge verfolgen. Er hat es verdient, daß ihn Calvin besonders liebt. An niemand anders schreibt der strenge Mann mit solcher persönlichen Wärme: „Mein Bruder, mein süßester Bruder!" Macard vergilt es ihm durch grenzenlose Hingebung und unermüdlichen Eifer. „Lebe wohl", so schließt er einen dieser Berichte, „lebe wohl, verehrtester Vater! Wenn ich an Dich denke, erquicke ich meine Seele und gewinne ich Freudigkeit zu Allem, wenn ich fühle, wie lieb ich dem bin, der Gott selbst so lieb hat."

Calvin hat von seinen Schülern keinen militärischen Gehorsam verlangt. Ihre Wahl, die Entscheidung über ihr Bleiben und Gehen steht zuletzt immer bei der Gemeinde, in der sie dienen. Nur wenn eine Gemeinde Niemand weiß, schickt Calvin einen aus seinem Kreis; und wenn einer nur zeitweise aus dem Genfer Dienst nach Frankreich entsandt worden ist, kann er natürlich jeden Augenblick wieder heimgerufen werden.

Digitized by Google

Aber auch so ist seine Autorität fast unbedingt. Schon 1549 schrieb der Berner Haller an den Züricher Bullinger, man müsse auf Calvin die größte Rücksicht nehmen; ganz Frankreich hänge von ihm ab. Und wie hatte seither sein Ansehen, seine Autorität zugenommen! Wie stellen sich insbesondere diese seine unmittelbaren Jünger zu ihm! Macard spricht es einmal als seinen Grundsatz aus, nichts anzufassen oder wenigstens weiter zu verfolgen, wo nicht Calvin als Führer vorangehe. Ein andermal, wie es sich darum handelt, daß er nach Genf zurückkehren soll, und seine Gemeinde ihn bestürmt zu bleiben, da erklärt er ihr: er könne nicht über sich selbst verfügen, sondern sei in der Gewalt des Genfer Predigerkollegiums und Rats, dem er geschworen habe. Er berichtet darüber dann an Calvin. Natürlich, schreibt er, wäre eine Rückkehr aus äußerster Verwirrung und steter Lebensgefahr in die ruhigen und sicher geordneten Verhältnisse angenehmer. Aber da der Meister ihm das bisher nicht zur Wahl gestellt habe und es *seine* Sache nicht sei, den Ort seines Dienstes zu wählen, so überlasse er den Genfern die Entscheidung, die ihm als die Entscheidung Gottes gelten solle. „Als ich einst hierher gehen sollte, da fiel es mir menschlich schwer, aus einer so blühenden Kirche, von Weib und Kind und vor Allem von Dir selbst — Calvin — losgerissen zu werden. Aber ich bin hier unter allen Stürmen der Zeit mit großer Freudigkeit geblieben und habe gelernt, Euch zu gehorchen, was Ihr auch vorschreibt. Wenn Du aber von mir wissen willst, was ich selbst für nöthig halte, so muß ich bekennen, daß meine Abberufung in diesem Augenblick die größte Gefahr für die ganze Heerde bedeuten müßte."

Das war derselbe Geist, in dem *Calvin* sein Werk führte. Man hat mit Recht von ihm bemerkt, auch er hätte, wie später Cromwell, von sich sagen können, er sei ein Mann des Gehorsams.

Es war eine Zeit von furchtbarem Ernst. König Heinrichs Maßregeln gegen die Protestanten wurden immer erbarmungsloser, und seit 1558 verbreitete sich das Gefühl, daß eine ungeheure Entscheidung bevorstehe, ein allgemeiner Kampf auf Leben und Tod gegen die unaufhaltsam vordringende Bewegung. Calvin selbst schreibt an Macard: wenn es zum Aeußersten komme, möchte er lieber mit ihnen untergehen, als solchen Jammer überleben. Aber er vertraut auch, daß seine Jünger lieber hundertmal sterben, als ihren Posten feige verlassen werden. — Unter den Evangelischen selbst aber zeitigt das Gefühl dieses bevorstehenden Vernichtungskampfes sowie der reißende Fortschritt, den ihre Sache damals macht, hier und da schon den Ge-

Digitized by Google

danken, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Viele Offiziere erklären, den Kampf gegen die Evangelischen nicht mitmachen zu wollen. Besonders fürchtet man das leidenschaftliche Temperament der Gaskogner, unter denen damals das Evangelium mächtig einschlägt. Schon kommt es an einzelnen Orten zu kleineren Szenen des Widerstands, und die Gemeinde von Tours ruft ihre Schwestergemeinden auf, ihr gegen einen drohenden Anschlag zu Hilfe zu kommen. Calvin wie Macard haben sich dann dieser Gefahr sofort entgegengeworfen und sie noch einmal für eine Anzahl von Jahren beschwören helfen.

Mitten unter diesen furchtbaren Gefahren aber vollzog sich nun der Abschluß der französischen Kirchenverfassung. Auf Grund persönlichen Austauschs einer größeren Anzahl von Ministern zu Poitiers versammeln sich im Mai 1559 die Abgeordneten aller französischen Gemeinden in Paris, um ein einheitliches Bekenntniß und eine einheitliche Kirchenordnung zu schaffen. Beides ging durch. Für die Verfassung der einzelnen Gemeinden blieb das Genfer Vorbild maßgebend. Aus den Abgeordneten der einzelnen Gemeinden aber, einem Minister und einem Aeltesten oder Diakon, bilden sich künftig die Kreis-, Provinzial- und Generalsynoden, in denen sich die einzelnen Gemeinden zu der französischen Gesammtkirche verbinden, das erste glänzende Unternehmen der Reformationszeit, auf dem Boden der Freiwilligkeit und außerhalb jeder Verbindung mit dem Staat eine große kirchliche Organisation zu schaffen, das geschichtliche Vorbild aller Synodalverfassung auf evangelischem Boden.

Die erste berathende Versammlung der französischen Minister hatte ganz am Ende des Jahres 1558 stattgefunden. Dann hatte man unter großen Schwierigkeiten mit den einzelnen Gemeinden verhandelt und die konstituirende Nationalsynode am 26. Mai 1559 eröffnet. Eine Anfrage des neuen Pariser Ministers bei Calvin muß nicht oder sehr spät in dessen Hände gekommen sein. Erst am 17. Mai hatte Calvin sich äußern können, und seine Abgesandten kamen in Paris erst an, als die Verfassung schon beschlossen war. Von seiner Meinung über sie hören wir denn gar nichts, und daß das Bekenntniß von ihm verfaßt sei, ist ebensowenig nachzuweisen. Jedenfalls erschien ihm seine Veröffentlichung als höchst gefährlich. Er hatte bisher immer gerathen, alle Zusammenkünfte möglichst verborgen und unauffällig, lieber in kleinen Häufchen, als in der Gesammtheit abzuhalten. Er setzte auch jetzt durch, daß das Bekenntniß

Digitized by Google

nur im äußersten Fall veröffentlicht werden sollte. Aber noch im selben Jahr ist es gedruckt worden, und Calvins Bedenken haben sich nicht erfüllt. Heinrichs II. plötzlicher Tod hat die Lage gänzlich verändert. Die evangelische Sache nahm in der Verwirrung, die nun folgte, einen unerhörten Aufschwung, dem erst mit dem Religionskrieg von 1562 der Stillstand folgte.

Calvin hat also gerade bei dem letzten Schritt der Kirchenbildung nicht unmittelbar mitgewirkt. Aber sein Geist, seine Gedanken, seine Grundsätze waren in Allem maßgebend gewesen. Er hatte das Höchste erreicht: die neue Kirche konnte selbständig ihren Weg weiter gehen und dabei doch in seinen Bahnen bleiben, seine Gedanken ausführen. Auch die französische Kirchenverfassung ist nur sozusagen die logische Konsequenz seiner Gemeindeverfassung. Und so blieb seine Art auch künftig maßgebend für den französischen Protestantismus; aber sie blieb nicht auf ihn beschränkt. Der Franzose hatte nur zuerst die Franzosen überwunden. Dann ging sein Werk weiter und rang fort um die Herrschaft in den Niederlanden, in England und Schottland. Sie hat sich nicht überall im selben Maß durchgesetzt. Aber sie zeigte überall Jahrhundertelang *sein* Gepräge, nicht nur in den Institutionen, Verfassung, Lehre, Gottesdienst, sondern auch im Persönlichsten, was es giebt, in der Religiosität. Und überall ist es der praktische Primat des religiösen Lebens, die herbe und strenge Unterordnung aller anderen Gedanken und Empfindungen, Strebungen und Arbeiten, — die Schule des Willens, die unermüdliche Arbeit an dem Ziel, Gottes Ehre und Sache an der eigenen Person wie in der Welt durchzusetzen. Seine Rede- und Empfindungsweise ist schon damals das Eigenthum unendlich Vieler geworden, und noch nach anderthalb Jahrhunderten, wenn flüchtige Hugenotten, durch die Aufhebung des Edikts von Nantes in alle evangelischen Länder zerstreut, nach schreckensvoller Flucht am Ziel ihrer Sehnsucht, in Genf oder sonst einer evangelischen Gemeinde angekommen sind, da redet Einer oder der Andere von ihnen, ohne es zu wissen, fast mit denselben Worten, mit denen Calvin einst ihre Vorfahren aus der Heimath weggerufen hatte, und preist das Glück, nun in einer Gemeinde zu sein, da er seinem Gott mit reinem Herzen dienen könne. Es giebt wenige Persönlichkeiten, deren ganze Individualität sich mit solcher Gewalt in so weiten Schichten und für so lange Zeiten durchgesetzt hat, wie Calvin. Darin liegt das höchste Zeugniß seiner weltgeschichtlichen Größe. Darin ist ihm in seiner eigensten Zeit nur einer ähnlich gewesen, Ignatius von Loyola.

Digitized by Google

Napoleon I. im Kampfe mit Frau v. Staël.

Von

Emil Daniels.

Paul Gautier: Madame de Staël et Napoléon. Paris. Librairie Plon. 1903.

„Das wichtigste Ergebniß der neueren Forschung über Napoleon I. ist den Lesern dieser Zeitschrift durch verschiedene Federn vorgeführt worden: Es kann heute keine Rede mehr davon sein, in Napoleons Kriegen bloß die Ausgeburten eines bis zum Wahnwitz gesteigerten Ehrgeizes erblicken zu wollen, vielmehr wissen wir jetzt, daß die ruhelose kriegerische Angriffspolitik des Kaisers der Franzosen einer völlig zureichenden sachlichen Erklärung fähig ist. Das unausgesetzte siegreiche Fortschreiten der französischen Waffen auf dem Kontinente bedrohte die unversöhnlichen Feinde Napoleons, die Engländer, welche er zur See nicht erreichen konnte, in der That mit immer schwereren Gefahren. Wenn Napoleon nicht vom Kriegsglücke verlassen wurde, bevor er alle Länder bis nach Indien hin unterworfen hatte, so konnte er von den Briten die hartnäckig versagte Anerkennung seines Reiches erzwingen. Wahnwitzig und ausschweifend dürfen die indischen Feldzugspläne Napoleons bei aller gigantischen, himmelstürmenden Verwegenheit schon deshalb nicht gescholten werden, weil sein Vorbild Alexander von Mazedonien, allerdings gegen viel schwächere Feinde, aber auch mit unendlich viel geringeren Hilfsmitteln, das gleiche Ziel erreicht hatte. Alles dieses beginnt heute von den Geschichtschreibern begriffen zu werden, ja es besteht schon die Gefahr, daß das Urteil über Napoleon I. in das andere Extrem umschlägt. Gerade die verdienstvollsten unter den deutschen Historikern, welche in der Gegenwart mit den Problemen der napoleonischen Geschichte ringen, zeigen sich nicht selten von dem Fatalismus ihres Helden angesteckt; sie behaupten, daß Napoleon in Allem und Jedem so handeln mußte, wie er in der inneren und äußeren Politik ver-

Digitized by Google

fahren ist; ohne die Gewaltsamkeiten des Kaisers gegen die Parteien und die Völker wäre er nur noch früher zu Grunde gegangen; andere politische Methoden, mit denen er es hätte versuchen können, seien gar nicht denkbar. Der bezeichneten Geschichtsauffassung gemäß erscheint Napoleons Sturz als von vornherein durch das unabänderliche Verhältniß der Weltkräfte gegeben, als prädestinirt.

Eine Berichtigung der Einseitigkeit dieser unbedingten Napoleonschwärmer bedeutet das neue Buch von Gautier über Frau v. Staël, das, Albert Vandal gewidmet, mit ebensoviel kritischem Ernst vorbereitet wie mit Geschmack geschrieben ist. Indem er die Beziehungen Napoleons zu der Führerin der französischen Intellektuellen verfolgt, weist Gautier Punkt für Punkt nach, wie verderblich die innere Politik des Kaisers in wichtigen Stücken gewesen ist. Anstatt, wie nicht wenige andere große Staatsmänner, den Versuch zu machen, ob sich nicht die gebildeten Kreise des Volkes für die Zwecke seiner Staatskunst gewinnen ließen, betrachtete er die nach den sansculottischen Ausschreitungen sehr bescheiden gewordenen, seinem Staatsstreich vom 18. Brumaire zujubelnden Liberalen fast als seine gefährlichsten Feinde und unterdrückte sie brutal. Vergebens wies man ihn warnend darauf hin, daß nicht zu stützen vermöge, was nicht widerstehen könne. Durch alle Mittel der physischen Gewalt und der moralischen Vergiftung brach er den Charakter der „Ideologen". Als ihn dann das Kriegsglück verließ und er zur Rettung seines Thrones an den politischen Idealismus der Franzosen appellirte, verstand ihn die roh mit Füßen getretene öffentliche Meinung nicht. Sie sprach seiner politischen Existenz die nationale Bedeutung ab; lediglich persönliche und dynastische Selbstsucht wollte sie in seinen nur zu opferreichen Aktionen erkennen und ließ ihn fallen, obgleich sie ihn unzweifelhaft retten konnte. Das Seelenleben der vom ersten Kaiserreich mißhandelten französischen Liberalen spiegelt sich aufs Anschaulichste in der glänzenden Persönlichkeit der Frau von Staël, deren gewaltige Leidenschaften und nicht minder außerordentliche Schwächen das abstrakte historisch-politische Problem mit dem farbigen Reiz des wirklichen Lebens vergolden.

Als der General Bonaparte den immer wieder von Neuem geschlagenen Oesterreichern den ehrenreichen Frieden von Campo-Formio entrissen hatte (im Herbst 1797), vergötterte ihn ganz Frankreich, dessen Friedensbedürfniß schon seit langer Zeit unbeschreiblich war, und Niemand zeigte sich begeisterter für den lorbeergekrönten jungen Feldherrn als Frau v. Staël. Ihrer etwas taktlosen Art

Digitized by Google

und Weise gemäß, ließ sie ihm nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt keine Ruhe, sondern verfolgte ihn auf Diners, Bällen und bei öffentlichen Empfängen, überhaupt, wo sich nur immer eine Gelegenheit bot, ihn mit ihren Augen verschlingend. Sie lebte getrennt von einem unwürdigen Gemahl und huldigte, wie viele vornehme Frauen der Epoche, der freien Liebe. Ihr damaliger Geliebter war Benjamin Constant, der trotz seiner hervorragenden geistigen Eigenschaften von der ehrgeizigen, intriganten Frau verlassen worden wäre, wenn Bonaparte sich hätte fangen lassen. Aber dem genügte die leere Anmuth Josefines, die häßliche Frau v. Staël mit ihren männischen Bewegungen und Gesinnungen stieß ihn trotz ihrer reichen Gaben ab. Uebrigens würde er sich auch von der weichsten und schönsten Hand nicht haben lenken lassen. Er behandelte Frau v. Staël trotz seines Widerwillens mit Aufmerksamkeit, denn er brauchte vorläufig noch die gebildeten sozialen Schichten, deren Hauptvertreterin sie darstellte. Je lebhafter und vertraulicher aber ihre Annäherungsversuche wurden, desto zeremoniöser gestaltete sich seine Höflichkeit, desto sorgfältiger war er auf seiner Hut. Als Tochter Neckers im Besitze reicher Einkünfte, veranstaltete Frau v. Staël dem berühmten Feldherrn zu Ehren ein glänzendes Ballfest, aber Bonaparte kam nicht. Sie arrangirte ein Mittagessen, an dem neben ihr nur Sieyès und Bonaparte theilnahmen. Der Sieger von Rivoli fühlt das Feuer ihrer Augen auf seinen Zügen ruhen, und sein Gesicht wird „wie Marmor".

Um so freundlicher bezeigte er sich Frau v. Staël gegenüber von Egypten aus, wo sie ihm nicht zusetzen konnte. Er ließ ihre letzte Veröffentlichung: „De l'influence des passions" nach dem Nillande kommen, las das Buch und ließ das französische Publikum wissen, daß er die Verfasserin bewundere. Diese jubelte und vergalt als „tönende Trompete des Ruhms" dem „Heros" sein Lob durch eine begeisterte Propaganda innerhalb der Pariser Gesellschaft. Sie warb auch noch für ihn, und zwar mit dem größten Erfolge, als er, an die Seine zurückgekehrt, die Vorbereitungen zum 18. Brumaire traf. Nach der glücklichen Vollziehung des Staatsstreichs revanchirte sich der nunmehrige Erste Konsul bei seiner einflußreichen Gönnerin, indem er Benjamin Constant in die neu begründete parlamentarische Versammlung des Tribunats aufnahm. Napoleon sah den beredten, ehrgeizigen Liberalen sehr ungern in jener einflußreichen Position, da er sich jedoch einstweilen auf die Unterstützung der „Ideologen" angewiesen glaubte, so ließ er aus Furcht vor der Feder und der Zunge der Frau v. Staël das bezeichnete Zugeständniß über sich er-

Digitized by Google

gehen. Jene hoffte im Uebrigen bestimmt darauf, unter der Konsulatsverfassung eine glänzendere öffentliche Rolle zu spielen als jemals. „Wie ein Kreisel" war sie immer um die maßgebenden Politiker geschwirrt, und so träumte sie jetzt davon, ihren Salon sich zum Vorzimmer der mächtigen und wohl konsolidirten Volksvertretung entwickeln zu sehen, durch welche, den zuversichtlichen Erwartungen der liberalen Partei zufolge, der Erste Konsul sich würde beschränken lassen. Gautier fügt nicht ohne Berechtigung hinzu: „Bei ihr verschmilzt sich die Leidenschaft mit Melancholie und Langerweile; sie hat sich ihr ganzes Leben gelangweilt. Ihre Intriguen haben keinen anderen Zweck, als sie zu zerstreuen. Sie will ihr Mißgeschick (ihre unglückliche Ehe) vergessen. Sie fürchtet die Einsamkeit, sie sucht die Menge, das Beifallklatschen. Sie braucht hundert Personen um sich; Philosophen, Schriftsteller, Politiker, Staats- und Lebemänner, Ausländer, Diplomaten. Dann vergißt sie, sie ist glücklich oder scheint vielmehr glücklich, denn „der Ruhm ist nichts als ein glänzendes Trauerkleid, getragen um das Glück".

So arm war die Frau, welche Napoleon mit seiner ganzen weltumspannenden Macht unausgesetzt bekämpft hat, um Schlappe auf Schlappe davonzutragen und sich schließlich demüthigen zu müssen! Der merkwürdige Kampf zwischen der Macht und dem Geist fing an, als ein Theil des Tribunats dem Ersten Konsul eine im Allgemeinen sehr vorsichtige Opposition zu machen versuchte, um die parlamentarischen Gewalten neben der ausführenden zur Geltung zu bringen. Die Führung der unabhängigen Tribunen lag in den Händen Benjamin Constants, aber Napoleon wußte nur zu gut, daß die geistigen Waffen der oppositionellen Gruppe im Salon der Frau v. Staël geschmiedet wurden, jenem Brutneste der Witzworte, vor welchen er sich inmitten seiner Veteranen unsagbar fürchtete. Seiner Natur gemäß unternahm es der Erste Konsul, Frau v. Staël gegenüber seine beiden großen, selten versagenden Mittel in Anwendung zu bringen, die Einschüchterung und die Bestechung. Seine Brüder Josef und Lucian unterhielten freundschaftliche Beziehungen zu den „Ideologen" im Allgemeinen und zu der Führerin der genannten Geistesrichtung im Besonderen. Im Auftrage des Ersten Konsuls mußte Josef Bonaparte der Frau v. Staël, wenn sie sich Napoleon anschließe, die Bezahlung der zwei Millionen in Aussicht stellen, welche einst Necker dem Königlichen Schatze vorgeschossen hatte. Andernfalls ließ ihr Napoleon das Exil androhen. Aber Frau v. Staël würde sich selbst aufgegeben haben, wenn sie der Versprechung oder

Digitized by Google

der Drohung ihr Ohr geliehen hätte. Der Weg zum Ruhm wäre ihr dadurch versperrt worden, und ohne Ehre bringende Bethätigung vermochte sie nicht zu leben. Als Josef zu ihr sagte, sein Bruder verlange zu wissen, was sie denn eigentlich wolle, gab sie zur Antwort: „Es handelt sich nicht darum, was ich will, sondern was ich denke."

Napoleon erwiderte mit einem furchtbaren Schlag. Seiner despotischen Gewalt stand die ganze Presse zur Verfügung; auch die jakobinische und royalistische mußte ihm zu Willen sein, wenn sie nicht unterdrückt werden wollte. Nun haßten Jakobiner und Royalisten Frau v. Staël als die Vorkämpferin des gemäßigten Republikanismus. Von Napoleon veranlaßt, erschien im „Journal des Hommes libres", einem jakobinischen Organ, welches der Polizeiminister Fouché unter der Hand angekauft hatte, ein Artikel mit der Ueberschrift: „Unterredung zwischen einem Schweizer (Benjamin Constant), Frau v. Staël und dem französischen Volk". Die genannte Zeitung beschuldigte den Schweizer und die Schweizerin einer Intrigue zu Gunsten einer orleanistisch-klerikalen Reaktion und bedrohte Beide, besonders aber Frau v. Staël, mit der Rache des Volkes. Der Artikel war im gröbsten sansculottischen Stile geschrieben. Nach ihm war die Haupttriebfeder der Frau v. Staël die Begierde, die „vier" Millionen ihres Vaters wiederzubekommen: „Es ist nicht Ihre Schuld, wenn Sie häßlich sind", schrieb der galante Verfasser, „aber es ist Ihre Schuld, wenn Sie intrigant sind."

Noch viel übler als das Jakobinerblatt sprang der royalistische „Erzengel Michael" mit der literarisch vogelfrei Gemachten um. Er warf ihr vor, sie schreibe: „über Metaphysik, die sie nicht versteht, über Moral, die sie nicht übt, über die Tugenden ihres Geschlechts, die sie nicht hat". Nach dem royalistischen Organ trug sich Frau v. Staël mit folgenden Plänen: „Benjamin soll Konsul werden, ich gebe die Finanzen an Papa, meinem Manne einen weit entfernten Gesandtenposten. Ich selber führe die Aufsicht über Alles und speziell regiere ich die Akademie."

In Wirklichkeit wußte Frau v. Staël schlechterdings nichts von den ihr zugeschriebenen revolutionären Absichten. Sie schwärmte nach wie vor für Napoleon, den sie durch ihr frondirendes Wesen nur hatte zwingen wollen, sie als einen Machtfaktor anzuerkennen. Mit Entsetzen beobachtete sie, die nur für die Gesellschaft lebte und außerhalb der großen Welt nicht zu athmen vermochte, wie sich ganz Paris von ihr zurückzog. Gab sie ein Diner, so sagten ihre ältesten Freunde ab; ging sie zum Ball, so half es der reichen Frau nichts,

Digitized by Google

daß die schiefergraue Seide ihrer Robe die meisten anderen Toiletten überstrahlte; sie mußte doch allein in einem Winkel des Saales sitzen, wie die Pest gemieden. So grausam diese Strafen sein mochten — sie genügten dem Ersten Konsul noch nicht. Er ließ durch Polizeiminister Fouché, der sie übrigens aufs Achtungsvollste behandelte, Frau v. Staël für einige Zeit auf ihr Landgut in der Umgegend von Paris verbannen, um ihr einen Vorgeschmack des Exils zu geben. Inzwischen erging er sich in den feindseligsten Angriffen auf die gehaßte Gegnerin. So schrieb er seinem Bruder Josef: „Herr v. Staël lebt im tiefsten Elend, und seine Frau gibt Diners und Bälle. Sind wir denn schon dahin gekommen, daß man ohne die Mißbilligung der anständigen Leute nicht allein die Sitten, sondern auch die heiligsten Pflichten mit Füßen treten darf. Möge man über die Sitten von Frau v. Staël urtheilen, als ob sie ein Mann wäre, aber ein Mann, der das Vermögen Neckers zu erwarten hätte und seine Frau im Elend ließe, würde man mit solchem Manne Umgang haben können?"

Die Schulden des nichtsnutzigen Barons v. Staël, der die Bankierstochter um ihr Geld geheirathet hatte, waren von Necker so oft bezahlt worden, daß die bezügliche Anklage Napoleons jedweder Berechtigung entbehrte. Wie plump und untauglich waren überhaupt die Waffen, mit welchen er die Nadelstiche des Staëlschen Salons abzuwehren unternahm! Wenn Napoleon die Damen seines eigenen Hauses der sittlichen Zensur unterwarf, so stieß er auf manche Frau v. Staël, ohne deren Verdienste. Aber vergebens versuchte Josef Bonaparte seinen mächtigen Bruder zu überzeugen, daß er einen ungerechten, gefährlichen und obendrein überflüssigen Kampf eröffnet hatte. Frau v. Staël, so betheuerte Josef dem Ersten Konsul gegenüber immer von Neuem, sei durchaus loyal gesinnt; sie würde Napoleon anbeten, wenn dieser ihr nur ein ganz klein wenig Wohlwollen bezeige. Napoleon antwortete höhnisch: „Das ist zuviel verlangt. Ich kümmere mich nicht um dergleichen Anbetungen; sie ist zu häßlich."

Der so tödtlich Beleidigten darf man es nicht allzu sehr verdenken, daß sie Bonaparte eine verlorene Schlacht wünschte. Ihr Salon gab den Herd ab, von welchem aus sich die Hoffnung auf eine Niederlage des napoleonischen Heeres weit unter den enttäuschten Intellektuellen verbreitete. Anstatt dessen erfolgte der Sieg von Marengo, welcher dem Ersten Konsul eine solche moralische Autorität verlieh, daß er sich fortan sowohl von dem republikanisch gesinnten Theile der Armee als auch von den Liberalen für unabhängig ansehen konnte. Frau v. Staël fühlte sich zuerst sehr gedrückt durch den Triumph ihres

Digitized by Google

Gegners, hatte aber schließlich doch zuviel Geist und Phantasie, um sich engherzig der Anerkennung der vollbrachten Heldenthaten zu verschließen: „Der Kopf schwindelt einem“, so schrieb sie, „bei allen den italienischen Wundern. Ich bin dem Enthusiasmus gewichen, ich auch, die doch die Schmeichelei der Bewunderung fern hielt. Diesen Winter werden die Gouvernementalen sehr zufrieden mit mir sein, wenigstens diejenigen, welche Lob ohne Niedrigkeit wollen.“ Im Uebrigen lag es auf der Hand, daß die gefallenen militärischen Entscheidungen das Zustandekommen des Weltfriedens näher rückten, und von dem Aufhören des Kriegsfiebers erwartete Frau v. Staël eine Erstarkung des freiheitlichen Geistes in der Nation sowie für Napoleon die Nothwendigkeit, der liberalen Partei Konzessionen zu machen. Ach! wie freudig würde sie dem Ersten Konsul die ihr widerfahrenen Kränkungen verziehen haben, wenn er nur auf das konstitutionelle Leben und Treiben eingegangen wäre! Ganz von selber hätte sich dann ihr Salon zu einem Mittelpunkte der nationalen, ja, bei der damaligen Weltstellung Frankreichs, sogar der menschheitlichen Fortentwicklung erhoben. Wenn Napoleon gewollt hätte, würde es noch immer möglich für ihn gewesen sein, Frau v. Staël an seinen Triumphwagen zu ketten. Möglich und auch lohnend. Bei der großen geistigen Ueberlegenheit, welche sie, von dem schönrednerischen Benjamin Constant ganz abgesehen, vor allen anderen Konstitutionellen, vielleicht sogar einschließlich Bernadottes, voraus hatte, würde sie die ihr folgende Partei zur loyalen Annahme auch bescheidener Zugeständnisse bewogen haben.

Sie hatte ja Schwächen genug, an denen der Erste Konsul sie fassen konnte, wenn er sie zu unterwerfen beabsichtigte. Nach wie vor erstrebte sie fast um jeden Preis, daß Napoleon sich mit ihr beschäftigte, und nahm dem Despoten nichts übler, als daß er sie verschmähte, sie „zu ihrer Spindel zurückschickte“. Die sonst so Dreiste, Schlagfertige verliert in der Gegenwart des Korsen, der Niemandem gleich ist, welchen sie sonst je gekannt hat, Selbstgefühl und Fassung. Die sprachgewaltige Urheberin so vieler berühmter Bonmots schreibt sich, wenn sie in eine Gesellschaft geht, wo sie den Ersten Konsul zu finden erwartet, „verschiedene stolze und beißende Erwiderungen“ vorher auf. Natürlich findet sie dann keine Gelegenheit, das Einstudirte vorzubringen. Bonaparte richtet an sie vielleicht ein Wort über das Wetter und wendet sich dann hübscheren Frauen zu. Fast weinend sagte sie einmal zu Lucian: „Ach! Ich bin dumm vor Ihrem Bruder, weil ich so große Lust habe, ihm zu gefallen. Ich weiß nicht mehr,

Digitized by Google

was ich mit ihm sprechen soll und will doch mit ihm sprechen. Ich suche, ändere meine Redewendungen; ich will ihn zwingen, sich mit mir zu beschäftigen, kurz ich komme mir vor und werde wirklich dumm wie eine Gans." An Napoleon ging der Seelenzustand seiner Gegnerin nicht unbemerkt vorüber. Er war leidlich zufrieden mit ihr, und als sein Amtsgenosse, Konsul Lebrun, im Einklange mit beinahe der ganzen übrigen Gesellschaft der Hauptstadt, sich achtungsvoll und sympathisch über sie äußerte, versetzte Napoleon: „Ich glaube wirklich, denn ich höre nicht mehr von ihr sprechen." Ihr eigenes Selbst sollte sie also auslöschen; das verlangte der Herrscher von ihr, denn eine Frau v. Staël, die nicht durfte von sich reden machen, mußte sich für moralisch getödtet ansehen. Nachdem Napoleon auch mit England zum Frieden gelangt war, lenkte er nicht nur nicht in die Bahn des freiheitlichen Fortschritts ein, sondern benutzte das ihm neu zugewachsene Kapital an Popularität zu einem höchst anstößigen Akte der Tyrannei. Zwanzig Mitglieder des Tribunats, darunter den höchst gemäßigten und dabei streberhaften Benjamin Constant, stieß er gewaltsam aus jener Körperschaft aus und rühmte sich, er habe sie gesäubert.

„Nicht gesäubert hat der Erste Konsul das Tribunat, sondern abgerahmt", sagte Frau v. Staël, entrüstet ihr Napoleon so wohlgefälliges Schweigen brechend. Der Erste Konsul nannte dieses Bonmot, als es ihm zu Ohren kam, eine Impertinenz, jedes Maß aber überschritt sein Zorn, als Frau v. Staël in ihrem Salon bemerkt hatte, wenn die Liberalen Ideologen seien, so wäre der Erste Konsul ein Ideophobe: „Das riecht auf tausend Schritte nach Frau v. Staël!" tobte der von dem Pfeile Getroffene. „Das ist niedlich. Ah! Sie will den Krieg! Ideophobe! Das ist entzückend! Warum nicht Hydrophobe? Mit diesen Leuten kann man nicht regieren!" Napoleon nahm politische Witze, welche ihre Spitze gegen ihn richteten, überhaupt sehr ernst. Er rechtfertigte die genannte Empfindlichkeit mit der Macht des Wortes über die französische Gesellschaft, deren nur oberflächlich gedämpfte Leidenschaften durch das Einschlagen eines einzigen Funkens wieder zu hellen Flammen angefacht werden könnten. Im Uebrigen warf Napoleon der Frau v. Staël auch Gewichtigeres vor, als den Hagel ihrer Sarkasmen. In ihrem Hause trafen sich die über den Abschluß des Konkordates aufgebrachten Generale von entschieden republikanischer und freidenkerischer Gesinnung, die Bernadotte, Massena, Macdonald, und verhandelten unter der beredten, gedankenreichen Vermittlung der feurigen Wirthin

Digitized by Google

mit bürgerlichen Mitgliedern des Senates von der gleichen freiheitlichen Richtung über einen Staatsstreich wider den rückschrittlichen und willkürlichen Usurpator. Frau v. Staël war die Seele der sich anzettelnden Verschwörung; mit den Geißelhieben ihrer Zunge trieb sie Bernadotte, auf den es hauptsächlich ankam, der aber bedächtig zögerte, zum Handeln an: „Dieser Moment ist der letzte", rief sie dem genannten Rivalen Napoleons zu, „morgen wird der Tyrann vierzigtausend Priester in seinen Diensten haben."

Das Komplot der unzufriedenen Generale verflüchtigte sich schon in den vorbereitenden Stadien zu nichts; das Heer sah in dem Urheber der großen Siege seinen Abgott, den durch eine Militärverschwörung zu beseitigen aussichtslos erschien. Es war aber in Offizierkreisen auch von der Ermordung des Tyrannen die Rede gewesen, und auf jeden Fall mußte die militärische Fronde, von welcher Napoleons Geheimpolizei ausreichende Kenntniß besaß, auf Napoleon einen unheimlichen Eindruck machen. Die Furcht des Ersten Konsuls vor der „die Geister aufwühlenden" Feindin war nie lebhafter in die Erscheinung getreten als nach der Entdeckung der Offizierkonspiration. Nicht blinde Leidenschaft trieb Napoleon gegen Frau v. Staël vorwärts, sondern die verstandesmäßige Erkenntniß, eine Macht vor sich zu haben, mit der er rechnen mußte. Er schickte Josef und Lucian Bonaparte zu ihr, um noch einmal zu drohen, aber zugleich auszusprechen, daß er ihr ohne Noth nichts Uebles zufügen würde. Er behandelte sie wie eine auswärtige Großmacht, mit welcher er je nach ihrer Politik im Kriege oder im Bündniß zu leben bereit war. Wie Oesterreich oder Preußen gegenüber, so klangen auch in Bezug auf Frau v. Staël seine Drohungen schrecklich für den Fall, daß sie den Krieg wählte: „Sagt dieser Ritterin vom Geist, ich wäre kein Ludwig XVI. Rathet ihr, sie soll sich nicht vermessen, mir in den Weg zu treten, sonst will ich sie brechen und zerschmettern!" Zur größeren Sicherheit des Erfolges schickte er neben seinen Brüdern Talleyrand zu der gefürchteten Feindin, „ihren Früheren", wie er sich mit unzarter Anspielung ausdrückte. Nun! Frau v. Staël war kein Engel, aber auf dieser Welt wußte sie sich zu bewegen und auszudrücken. Sie antwortete dem diplomatischen Abgesandten der Gewalt, der seine alte Freundin bestimmen wollte, gleich ihm die gemeinsamen Ideale zu verleugnen, einfach und groß: „Der Geist ist auch eine Macht."

Vorläufig befand sich die Macht freilich in den Händen des Verfolgers der „Ideologen". Nachdem sich Frau v. Staël zu ihrem Vater begeben hatte, der am Genfer See das Landgut Coppet be-

Digitized by Google

wohnte, äußerte der Erste Konsul öffentlich, sie würde niemals nach Paris zurückkehren: „Er fürchtet mich", sagte Frau v. Staël, „das ist mein Genuß, mein Stolz und auch mein Schrecken. Ich muß Ihnen gestehen, ich gehe der Proskription entgegen und bin schon wenig geneigt, auch nur die Widerwärtigkeiten eines langen Exils zu ertragen; mein Muth verläßt mich und nicht mein Wille. Ich leide und ich will das Heilmittel nicht, das mich erniedrigen würde. Ich habe die Angstempfindungen einer Frau, ohne daß sie aus mir eine Heuchlerin oder eine Sklavin machen könnten." Ihrem gebieterischen Drange, sich geistig auszuleben folgend, veröffentlichte Frau v. Staël, nachdem sie sich zu ihrer Weiterbildung eine Zeit lang in die Philosophie Kants vertieft hatte, den Roman „Delphine". (1802.) Das Aufsehen, welches das genannte Buch in Paris hervorrief, war ungeheuer, Jedermann verschlang die Schrift; in allen Salons war nur von „Delphine" und der verbannten, schon halb und halb als Märtyrerin angesehenen Verfasserin die Rede. Heute ist der Roman veraltet und nur noch wenig genießbar, aber großen Theils gerade deshalb, weil er vor hundert Jahren so eminent aktuell war. Er behandelte unter durchsichtigen Verkleidungen die in der damaligen hauptstädtischen Gesellschaft maßgebenden Persönlichkeiten und erörterte sämmtliche öffentlichen Probleme des Tages in liberalem und oppositionellem Sinne, wenn auch direkte Angriffe auf Napoleon sorgfältig vermieden waren. Daß die Verdienste des Romans mehr politischer als ästhetischer Natur waren, verminderte in nichts seine Wirkung, welche nicht allein an der Seine unbeschreiblich war, sondern sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus erstreckte. Napoleon schäumte vor Wuth über seine Polizei, welche aus Respekt vor dem Namen der Autorin die Verbreitung des Buches nicht gehindert hatte. Im Nu war die Auflage ausverkauft worden. Der gewaltsamen Methode, nach welcher er die Intellektuellen behandelte, getreu, versuchte der Erste Konsul, wenigstens den Absatz „Delphines" im Auslande zu schädigen. Die diplomatischen Vertreter der deutschen Regierungen zu Paris mußten auf das ausdrückliche Verlangen des Ersten Konsuls heimwärts berichten, daß man französischerseits das Verbot von Uebersetzungen der „Delphine" erwarte. In der That verbot derjenige deutsche Herrscher, auf welchen es in erster Linie ankam, der Kurfürst von Sachsen, den Vertrieb der verpönten Schrift auf dem Leipziger Büchermarkt. Die Begierde des deutschen Publikums, das verbotene Buch der verfolgten Frau zu lesen, wurde aber durch jene Unterdrückungsmaßregeln nur noch mehr

Digitized by Google

gereizt, und das unzweckmäßige Vorgehen des korsischen Despoten verschaffte der Frau v. Staël lediglich den Triumph, sich in drei deutschen Uebersetzungen gedruckt zu sehen.

Es versteht sich von selber, daß Napoleon auch dieses Mal kein Bedenken trug, die der von ihm abhängigen Presse anbefohlene Polemik gegen das Werk der Frau v. Staël in der allerpersönlichsten und unritterlichsten Weise führen zu lassen. Weil sie die englische Verfassung pries, stellte sie der „Mercure" als vaterlandslos hin. Ihre Verherrlichung der freien Liebe gab der genannten Zeitung zu folgendem Ausfalle Veranlassung: „Man sehe sich diese Frauen in der Nähe an, und man nimmt wahr, daß sie leidenschaftlich nur in ihren Begierden sind. Anspruchsvoll sind sie in allen ihren Verhältnissen, und es ist noch viel schwieriger, ihr Freund als ihr Liebhaber zu sein. Man betrachte sie; sie sind groß, dick, fett und stark, ihr von zuviel Gesundheit strotzendes Gesicht offenbart die Spuren nicht, welche die wirklich aus dem Herzen kommenden Leiden hinterlassen." So kam Napoleon im Kampfe mit der wüthend gehaßten Gegnerin stets wieder auf die täppischen Vorwürfe der Häßlichkeit und der Immoralität zurück. Noch auf St. Helena wiederholte er gegen die noch immer nicht vergessene „Delphine" die Anklage der „Zuchtlosigkeit des Geistes und der Phantasie". Um das Seinebabel vor dem unkeuschen Einflusse der Frau v. Staël zu behüten, that er einen Schritt, welchen er des unangenehmen Aufsehens wegen gern vermieden hätte; er erklärte öffentlich, wenn Frau v. Staël nach Paris käme, so würde er sich genöthigt sehen, sie durch Gensdarmen an die Grenze bringen zu lassen.

Dabei war es keineswegs blinde Wuth, was ihn zu den bezeichneten Fehlern verführte. Er hielt vielmehr daran fest, daß er Frau v. Staël kein unnützes Uebel zufügen wolle. Fünfviertel Jahre weilte die Verfasserin von „Delphine" nun unfreiwillig am Genfer See, welcher der für Naturgenüsse nur mäßig empfänglichen, aber leidenschaftlich geselligen Weltstädterin viel weniger schön „als eine Gosse in Paris" vorkam. Geknickt schrieb sie an Josef Bonaparte, er möge seinem Bruder mitteilen, daß sie „zur stürmischen Konversation" die Lust verloren habe und beinahe auch das Talent, so sei sie „traurig, gelangweilt und stupid". Durch die Vorstellungen des Bruders und Anderer ließ sich Napoleon bestimmen, ihr die Rückkehr nach Masliers zu gestatten, einem kleinen Landgute sechs deutsche Meilen von Paris. Sie versprach, nach der Hauptstadt nur gelegentlich zu kommen, um ihre nächsten Freunde zu besuchen und ab und

Digitized by Google

zu ins Theater oder ins Museum zu gehen. Aber die Wahrheit der Fabel von Antäus beurkundete sich an dieser Größe nur zu deutlich. Sobald ihre Füße wieder den Boden von Paris berührt hatten, zeigte sie sich aufs Neue beherrscht von der unbezwinglichen Leidenschaft, „die Geister in Bewegung zu bringen". In der nächsten Nähe von Madame de Staël miethete sich Benjamin Constant ein Haus, „diese Kanaille", wie Napoleon den liberalen Parteiführer nannte. Die geheime Polizei berichtete von zahllosen Besuchen der Pariser Gesellschaft in Maffliers, von nicht minder zahlreichen Ausflügen der Gutsherrin nach der Hauptstadt, Fahrten, welche in ein verdächtiges Geheimniß gehüllt wurden. Der Erste Konsul beschäftigte sich damals mit den Vorbereitungen zur Landung in England, das sich von Neuem im Kriege mit ihm befand. Er hatte nicht den Muth, wenn er mit dem Heere den Kanal überschritt, in Maffliers den Herd einer Opposition zurückzulassen, „welche wie allgemeine Mißbilligung aussieht und den Charakter einer öffentlichen Meinung annimmt". Aus dieser Erwägung heraus, die in der That nur einer sehr schwachen Regierung würdig war, verbot Napoleon der Frau v. Staël den Aufenthalt in Paris selber sowie in einem Umkreise von 24 deutschen Meilen. Ihre Entfernung sollte von der Gensdarmerie ohne Aufsehen ins Werk gesetzt werden. Der Chef der Gensdarmerie, General Moncey, begnügte sich nicht allein mit der Vermeidung von Aufsehen, sondern ließ, da er selber zu den konstitutionell Gesinnten gehörte, den willkürlichen Akt auch sonst mit der größten Rücksicht auf die Betroffene vollziehen. Der Gensdarmerieleutnant, welcher ihre Abreise zu überwachen hatte, wurde geflissentlich so ausgesucht, daß die Wahl auf einen Mann von literarischer Bildung fiel. Der Herr machte seiner Schutzbefohlenen Komplimente wegen ihrer Schriften und erhielt die unwiderlegliche Antwort: „Sie sehen, mein Herr, wohin es führt, eine Frau von Geist zu sein."

Inzwischen erschien ein Würdenträger der Republik nach dem andern bei Bonaparte und flehte, beinahe wie einst die römischen Republikaner bei Cäsar für den Bruder des Tillius Cimber, um Gnade für die Verbannte. Jeder Bittsteller mehr steigerte den Zorn des Ersten Konsuls gewaltig, denn die ihrem Geschick entgegengebrachte Theilnahme war ein Maßstab zur Berechnung ihres außerordentlichen Einflusses. Als schließlich noch General Junot eintrat, um inständig, „wie für seine eigene Schwester", die Zurücknahme des gehässigen Befehles zu erbitten, schäumte Napoleons Unwille über, und er schrie, heftig mit dem Fuße aufstampfend, den Waffengefährten an:

Digitized by Google

„Welches Interesse nimmst Du denn an dieser Frau?“ „Das Interesse“, erwiderte Junot, „das ich immer einem schwachen Wesen mit wundem Herzen entgegenbringen werde. Und dann, diese Frau würde für Sie schwärmen, General, wenn Sie es wollten.“ „Ja! Ja! Ich kenne sie“, versetzte der Erste Konsul, „aber passato il pericolo, gabbato il santo. Nein! Nein! Zwischen ihr und mir kann es keinen Waffenstillstand und keinen Frieden mehr geben; sie hat es so gewollt und muß die Folgen tragen.“

„Er soll mich in Frankreich sterben lassen, aber bei Paris, sechs Meilen davon, und ich will ihm danken, zu ihm beten, wie zu Gott selber!“ In diesen gellenden Tönen bejammerte die Besitzerin eines herrlichen Schlosses am Genfer See das Schicksal, welches sie der Möglichkeit beraubte, in Paris zu sein, da das genannte Geschick in ihren Augen fast die grausamste aller denkbaren Prüfungen darstellte. Aber ihr Sträuben half nichts; sie mußte den Bezirk der Hauptstadt verlassen und wendete sich mit ihrem schwer erschütterten Nervensystem nicht nach dem verhaßten eintönigen Coppet zurück, sondern unternahm zu ihrer Zerstreuung eine Reise durch Deutschland, „ein armer Vogel, vom Sturm geschüttelt“. Aber nicht ausschließlich um der Zerstreuung willen begab sie sich auf das andere Ufer des Rheines, sondern weil sie — als Schweizerin der deutschen Sprache mächtig — erkannt hatte, daß in Deutschland eine neue, der Kenntnißnahme durch die Franzosen würdige Bildung im Entstehen begriffen war. Wenn sie Frankreich mit der deutschen Gesittung bekannt machte, ergab sich für sie ein großer Gewinn an Ruhm, dieser „Leidenschaft der großen Seelen“. Vor wenigen Jahren hatte sie noch behauptet, sie glaube schon Alles zu wissen, was man in deutscher Sprache sage und fünfzig Jahre von dem, was in ihr gesagt werden würde. Jetzt kam ein Gedanke in ihr empor, welcher dunkel den Hegelschen Weltgeist streifte, indem sie der Ueberzeugung Ausdruck verlieh, der menschliche Geist wandere ohne Aufhören von einem Lande zum andern, und er sei gegenwärtig in Deutschland. Ihn zu suchen zog sie aus, aber sie würde nie auf den Spuren des deutschen Geistes gewandelt sein, wenn sie hätte in Paris bleiben dürfen. Noch bis zum letzten Augenblick, als „der literarischste der Gendarmen“ schon längst bei ihr eingetreten war, hatte sie sich eingeredet, der Erste Konsul werde nicht wagen, gegen die Tochter Neckers einzuschreiten. Jetzt gestand sie ihren Freunden ganz offen, sie würde sich anders verhalten haben, wenn sie die Konsequenzen vorhergesehen hätte.

Ueberall in Deutschland wurde die berühmte französische Schrift-

Digitized by Google

stellerin wie eine Fürstin empfangen. In Weimar huldigten ihr Goethe, Schiller und Wieland, in Berlin die Königin Louise und Prinz Louis Ferdinand. Daß sie mit Benjamin Constant reiste, that in dem lebenslustigen Zeitalter ihrem Ansehen keinen besonderen Abbruch. Nach einem halben Jahre rief sie der Tod ihres Vaters, den sie leidenschaftlich betrauerte, nach der Schweiz zurück. So theilnahmsvoll und erfolgreich sie sich auch in die deutsche Art versenkt hatte, sie jammerte doch unausgesetzt aufs Kläglichste nach Paris. Einigermaßen versüßte sie sich ihr Elend durch Witzworte über die neugebackene Kaiserherrlichkeit der Familie Bonaparte, Witzworte, welche keineswegs unterließen, ihren Weg nach der französischen Hauptstadt zu finden. Die Emigrantin von Coppet erkannte jetzt einen aristokratischen Zug in sich, sie erinnerte sich, daß ihr verstorbener Vater Minister des Allerchristlichsten Königs gewesen war. Ihre sozialen Verbindungen verknüpften sie mit einem großen Theil des alten Adels, den Napoleon so gern in seine Dienste gezogen hätte. An diesem Punkte versuchte Frau v. Staël die Pläne des Kaisers zu durchkreuzen, indem sie in ihrer ausgebreiteten Korrespondenz mit Edelleuten davor warnte, Ehrenstellen an dem neuen Hofe anzunehmen. In einem von der geheimen Polizei aufgefangenen Briefe sprach die Schreiberin ihre Entrüstung darüber aus, daß Montmorencys, Rohans, de la Rochefoucaulds „Bürger und Bürgerinnen von Ajaccio" als Domestiken und Kammerfrauen dienten. Der „Bürger von Ajaccio", welcher sich die Krone aufgesetzt hatte, gerieth bei der Lektüre jenes Briefes außer sich; im ersten Zorn wollte er die Uebelthäterin verhaften und auf unbestimmte Zeit einkerkern lassen. Er besann sich zwar und ließ Frau v. Staël, welche inzwischen von einer italienischen Reise zurückgekehrt war, in Freiheit, von einer Begnadigung indessen konnte nun weniger die Rede sein als je, mochte die Exilirte auch noch so beredte Versprechungen künftigen Wohlverhaltens abgeben. Hinzukam, daß ein neuer Krieg mit Oesterreich bevorstand. Zu derselben Zeit, als er den Plan des Feldzuges von 1805 entwarf, schrieb der Kaiser aus dem Lager von Boulogne an Fouché: „Frau v. Staël behauptet, ich hätte ihr erlaubt, nach Paris zu kommen. Sie können sich denken, daß ich nicht dumm genug dazu bin. Alle Elemente der Zwietracht müssen von Paris ferngehalten werden. Wenn ich zweitausend Meilen davon entfernt bin, am anderen Ende Europas, kann ich unmöglich den schlechten Bürgern das Feld zur Bearbeitung meiner Hauptstadt freilassen."

Vergebens stellte Chateaubriand der vor Heimweh nach der

Digitized by Google

Stätte ihres Ruhmes Vergehenden vor, wenn er ein so schönes Schloß an einem so schönen See sein eigen nennte, würde er keine Zeile mehr schreiben. Er vermochte die in immer tiefere Schwermuth Versinkende nicht zu trösten und gestand schließlich achselzuckend, es sei mit dem Unglück wie mit dem Vaterland, jeder habe das Seinige. Die Schloßherrin von Coppet aber wollte dem Ziele ihrer Sehnsucht wenigstens so nahe kommen, wie der Wille des Kaisers es ihr erlaubte, nämlich auf 24 deutsche Meilen. Demgemäß begab sie sich mit zweien ihrer Kinder und August Wilhelm Schlegel, den sie aus Deutschland als Hauslehrer mitgebracht hatte, nach dem Schlosse Vincelles bei Auxerre, dem Eigenthum des Schweizer Bankiers Liebermann. Natürlich vermochte sie schon nach wenigen Tagen die Langeweile nicht mehr zu ertragen; der Provinz-Aufenthalt schien ihr „ein wahres Skythien" zu sein, und der erfolglos mit Opium bekämpfte Aufruhr ihrer Nerven legte sich auch nicht, als sie, stets innerhalb der polizeilich vorgeschriebenen Entfernung, die verbotene Stadt umkreiste und erst auf Schloß Chaumont bei Blois, sodann in Rouen Quartier nahm. Ueberall, wohin sie kam, hatten die Präfekten Befehl sie, „mit der ihrem Geschlecht und ihrem Verdienst zukommenden Rücksicht" einer geheimen Ueberwachung zu unterwerfen. Die Verhängung der Polizeiaufsicht entsprach den Weisungen des Kaisers, die milden, achtungsvollen Formen schrieb der Minister des Innern, Champagny, der spätere Herzog v. Cadore, den Organen der höheren Verwaltung vor. Auch der Polizeiminister Fouché zeigte sich der Exilirten gegenüber von Mitgefühl erfüllt. Napoleon hatte inzwischen die Schlachten von Austerlitz und Jena gewonnen und kämpfte nun in Polen und Ostpreußen gegen den noch unbezwungenen Rest der Preußen und gegen die Russen. Das Klima und die Unkultur des osteuropäischen Kriegsschauplatzes brachten es mit sich, daß sich die französischen Siege nicht mehr Schlag auf Schlag folgten, sondern die Operationen ins Stocken geriethen. Sofort erneuerten sich bei den französischen Liberalen die Hoffnungen auf „eine große Neuigkeit", auf die Botschaft von einer Niederlage des napoleonischen Heeres, wie vor Marengo in denselben Kreisen die gleichen Erwartungen gehegt worden waren. Der Polizeiminister Fouché, der ehemalige Hébertist, der Robespierre zu extrem gewesen war, begann gleichfalls von leisen Zweifeln an der Dauer des korsischen Meteors beschlichen zu werden. Um der Freiheitspartei wieder näher zu treten, gestattete Fouché der Frau v. Staël den Aufenthalt im Schlosse Acosta bei Aubergenville, sieben deutsche Meilen von Paris, anstatt vierundzwanzig.

Digitized by Google

Wer bei diesem Arrangement, mit welchem sich die Führerin der intellektuellen Opposition vorläufig begnügen wollte, nicht gefragt wurde, war der Kaiser. Erst nachdem Frau von Staël, eifrig an der „Corinna" arbeitend, einen Monat in der Nähe von Paris zugebracht hatte, und zwar ganz ungenirt noch ein paar Lieues näher an der Hauptstadt als ihr vom Polizeiminister erlaubt worden war, auf dem Landgute Cernay bei Franconville, wurde Napoleon in Kenntniß gesetzt. Er schrieb in der betreffenden Sache aus seinen ostpreußischen Hauptquartieren Brief über Brief an Fouché, und jedes Schreiben enthielt den strengen Befehl der erneuten Verweisung der Frau v. Staël. Zur größeren Sicherheit erging die gleiche kaiserliche Willenserklärung, welche für den erforderlichen Fall polizeiliche Zwangsabschiebung in sich schloß, auch an den Reichserzkanzler Cambacérès. Aber bei beiden Großwürdenträgern stieß die despotische Ordre auf den stärksten Widerwillen, denn soeben war die Schlacht von Eylau geschlagen worden, welche trotz der Vergießung von Strömen Blutes dem Kaiser nur einen recht zweifelhaften Sieg eingetragen hatte. Niemals war der Haß Napoleons gegen die geistreichste Frau in Frankreich zügelloser ausgebrochen als während der düsteren langen Winterquartiere von 1807. In den bezeichneten Depeschen triefsten ihm die Beschimpfungen nur so von den Lippen. Er nannte sie das schlechteste der Weiber, ein schurkisches Frauenzimmer, ein gemeines Weibstück, eine H . . . .: „Diese Frau ist ein wahrer Rabe. Sie glaubte den Sturm schon gekommen und weidete sich an Ränken und Thorheiten. Heute macht sie den Großen den Hof, morgen ist sie Patriotin und Demokratin. Ich sage Ihnen nichts von den Projekten, welche diese lächerliche Koterie schon für den Fall entworfen hat, daß man die Freude erlebte, mich getödtet zu sehen, denn ein Polizeiminister muß das wissen."

Eine ganze Reihe von Wochen trotzte Fouché den dringenden kaiserlichen Befehlen. Der Fuchs wollte erst abwarten, wie die nächste große Schlacht ausfallen würde. Inzwischen wurde Frau v. Staël immer dreister. So ziemlich jeden Tag fuhr sie nach Paris und gab schöngeistige Diners oder machte in den milden Nächten des angebrochenen Frühlings Mondscheinpromenaden innerhalb der schweigenden Riesenstadt. Die vom Banne des Exils Befreite fühlte sich wie im Paradiese, nur bemerkte sie nicht dessen Schlangen, vulgo die Geheimpolizisten, welche in der Gestalt harmloser Nachtschwärmer die Mondscheinspaziergänge verfolgten, und die Spione, die bei Tisch der „Kaiserin des französischen Gedankens" unter der Maske von Be-

Digitized by Google

wunderern gegenüberſaßen. Zur Kontrole der miniſteriellen Geheimpolizei verfügte Napoleon über eine perſönliche Gegenpolizei, welche ihn über das Leben und Treiben der Frau v. Staël genau unterrichtete: „Wenn ich Ihnen alle Einzelheiten mittheilen wollte“, ſchrieb der Kaiſer an Fouché, „von dem, was ſie auf ihrem Landgut angegeben hat, ſeit den zwei Monaten, wo ſie dort wohnt, würden Sie verwundert ſein, denn obgleich ich 500 Meilen von Frankreich entfernt bin, weiß ich beſſer, was dort vorgeht, als der Polizeiminiſter.“

Des kaiſerlichen Mißvergnügens ungeachtet, beſchloß Fouché, Frau v. Staël zum Mindeſten ſo lange den Aufenthalt bei Paris zu geſtatten, bis die Durchſicht der Korrekturbogen von „Corinna“ vollendet war. Vielleicht hatte ſich inzwiſchen auch die entſcheidende Schlacht abgeſpielt, ſodaß ſo ein armer Miniſter beſſer zu erkennen vermochte, wie er den Mantel zu hängen hatte. Als er ſich der kaiſerlichen Mahnungen, nun endlich Frau v. Staël Ernſt zu zeigen, nicht anders zu erwehren vermochte, unterfing ſich der Polizeiminiſter, Napoleon wider beſſeres Wiſſen zu melden, die Betreffende wäre am 21. April (1807) nach Genf abgereiſt. Umgehend ſchrieb ihm der Kaiſer aus ſeinem Hauptquartier Finkenſtein zurück, an welchen Stellen von Paris Frau v. Staël am 24. April, am 25., 26., 27. und 28. zu Mittag geſpeiſt hatte!

Endlich war die Korrektur von „Corinna“ geleſen, und Fouché wagte nicht länger, der Verfaſſerin ihr drittes Exil zu erſparen, da auf dem Kriegsſchauplatz die Entſcheidungsſchlacht ſich endlos verzögerte. Noch einen letzten Verſuch machte der Polizeiminiſter, ſeinen Souverän mit der Verbannten zu verſöhnen, indem er Frau v. Staël dringend vorſtellte, ſie brauche in die „Corinna“ nur ein Lob, eine Schmeichelei einzuflechten, dann würden alle Hinderniſſe geebnet und alle ihre Wünſche befriedigt werden. Indeſſen wollte ſich die Stolze zu dieſem Schritte nicht entſchließen, theils aus Beſorgniß für ihren Nachruhm, theils, um nicht den Anſchein zu erwecken, daß ſie um die ihr geſchuldeten Millionen bettle: „Mit nachgezogener Schwinge und ſchleppenden Fußes“ begab ſie ſich nach Coppet zurück. Napoleon nahm den wiederum ganz außerordentlichen Erfolg der „Corinna“ mit ziemlichem Mißvergnügen auf, denn das Buch wimmelte von verſteckten Tadel gegen ſeine Regierung, indeſſen begann ſich der Abneigung des Kaiſers gegen die Autorin eine gewiſſe Doſis Geringſchätzung beizumiſchen. Er ſtand jetzt auf der Höhe ſeiner Macht. Die Entſcheidungsſchlacht war erfolgt; der franzöſiſche Sieg bei Friedland

Digitized by Google

enttäuschte nicht allein die Pariser Konstitutionellen sondern auch den Kaiser Alexander I. von Rußland. Dieser entsagte der Allianz mit den Engländern und warf sich Napoleon in die Arme. Das furchtbare Zweikaiserbündniß zur Theilung der Türkei und Zerstörung der britischen Herrschaft in Indien gelangte zum Abschlusse. In der befriedigten Stimmung, welche diese Wendung der Dinge bei ihm hervorrief, ließ Napoleon die „Corinna" unbelästigt in der ganzen Welt verkaufen. Er selber las das Buch nur ganz flüchtig, indem er die Bogen hier und da mit dem Daumen aufriß; dann warf er die Schrift in den Papierkorb. Was sollte er auch mit der „politischen Metaphysik" einer „Ideologin" anfangen, welche den konstitionellen italienischen Nationalstaat prophezeite!

Strenger beurtheilte der Kaiser dagegen das Benehmen der Frau v. Staël gegenüber dem deutschpatriotisch gesinnten Prinzen August von Preußen, dem Bruder des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, der Frau v. Staël in Coppet besuchte und mit ihr und ihrem Kreise napoleonfeindliche Empfindungen austauschte. In einem von ihm selber verfaßten Artikel des „Journal de l'empire" tadelte der Kaiser diese Aufwiegelung eines ausländischen Prinzen durch „die schlechten Geister und Reden" in Coppet. Im Uebrigen schrieb er dem französischen Gouverneur von Berlin, dem Marschall Victor: „Lassen Sie dem Prinzen August sagen, daß Sie ihn nach der ersten Rede, die er hält, verhaften, in eine Festung setzen und ihm Frau v. Staël schicken würden, um ihn zu trösten. Es giebt nichts Faderes als alle diese preußischen Prinzen."

Der Napoleonshaß der Frau v. Staël fing überhaupt an, zur Feindschaft gegen die Weltstellung Frankreichs zu werden. Ihr ältester Sohn August befand sich zu Paris in der Polytechnischen Schule; jetzt beschloß sie, den zweiten, Albert, in die Wiener Kadettenanstalt eintreten zu lassen und den Knaben persönlich nach der Donau-Residenz zu bringen. Ihrem Freunde Champagny, der jetzt anstatt der inneren die äußeren Angelegenheiten leitete, schrieb sie nicht von einer Kadettenanstalt, sondern von einer „Pension zum Deutsch lernen", und erzielte durch diese Vorspiegelung falscher Thatsachen ein Empfehlungsschreiben des französischen Ministers an die diplomatischen Agenten im Auslande, welche angewiesen wurden, der Reisenden jeden Schutz zu gewähren. Napoleon hatte die genannte Verfügung des Ministers ausdrücklich gebilligt. Seine Gesinnung der Frau v. Staël gegenüber war im bezeichneten Augenblick so günstig, wie das den Umständen nach und speziell nach dem letzten Zwischenfalle mit

Digitized by Google

dem Prinzen August erwartet werden konnte. Wie Napoleon damals über Frau v. Staël dachte, ersieht man deutlich aus seinen Aeußerungen in einer Audienz, welche er dem 17jährigen August v. Staël, dem Insassen der Polytechnischen Schule, gewährte. Der Kaiser empfing den jungen Mann, der die Aufhebung der Verweisung seiner Mutter aus Paris erbitten wollte, sehr freundlich, schlug ihm aber sein Anliegen positiv ab: „Ihre Mutter würde sich nicht enthalten können, zu intriguiren, Witze zu machen. Sie legt ihnen keine Bedeutung bei, aber ich große; ich nehme Alles ernst. Ihre Mutter würde nicht sechs Monate in Paris sein, ohne daß ich sie müßte ins Irrenhaus oder ins Gefängniß sperren lassen. Das würde mir leid thun, weil es Aufsehen erregen würde; auch könnte mir das in der öffentlichen Meinung einigermaßen schaden. Sehen Sie, mein lieber Junge, in Paris da wohne ich, und da will ich nur Leute, die mich lieb haben. Wenn ich sie nach Paris kommen ließe, würde sie Dummheiten machen; sie würde mir meine ganze Umgebung verderben, das Tribunat hat sie mir ja schon verdorben. Von Paris abgesehen, mag sie gehen, wohin sie will, nach Rom, nach Neapel, nach Wien, nach Berlin, nach Mailand, nach Lyon, nach London sogar und mag Schmähschriften veröffentlichen. Ihre Mutter ist die Einzige, die unglücklich ist, wenn man ihr ganz Europa läßt."

Dreiviertel Stunden behielt Napoleon den jungen Staël bei sich und behandelte ihn mit einer gewissen väterlichen Güte, indem er es hübsch fand, wenn ein Sohn für seine Mutter eintrat. Inzwischen hatte Frau v. Staël ihre Reise nach Wien angetreten, wo sie ihren anderen Sohn wirklich dem k. k. Militärbildungswesen übergab. Es war zu Beginn des Jahres 1809, in dessen Verlauf abermals ein furchtbarer französisch-österreichischer Krieg die Welt erschüttern sollte. Die Empfehlungen von Seiten der verhaßten französischen Regierung würden der Reisenden bei der damaligen Stimmung in Wien nicht viel genützt haben, weil sie aber ihre unversöhnliche Feindschaft gegen Napoleon mit sprühender Leidenschaft zur Schau trug, feierten sie Hof und Aristokratie mit Begeisterung. Noch nach Jahren sprach man an der Donau von dem Aufsehen, welches die berühmte Fremde in allen Salons hervorrief, bekleidet mit einer Robe aus goldgelber Seide, besät mit Diamanten, einem Paradiesvogel in den Haaren, hinter sich August Wilhelm Schlegel. Diesem verhalf sie zu dem hochadligen Publikum beider Geschlechter, vor welchem er unter gewaltiger Sensation seine Vorträge „Ueber dramatische Kunst und Literatur" hielt. Jedes Wort schlug zündend ein, wenn der Redner,

Digitized by Google

mit offenkundiger politischer Tendenz, die Herrschaft des französischen Geschmacks über das ästhetische Leben Deutschlands heftig bekämpfte, und alle Herzen pochten unter dem Eindruck der großartigen Bilder, welche Schlegel von der Vergangenheit des jetzt so tief gesunkenen Deutschland entwarf, von den Zeiten der Römerkriege, der Hohenstaufen, der Habsburger. Unter der wissenschaftlichen Hülle der Vorträge erkannte das Wien Stadions in freudiger Bewegung den Appell an die Waffen. Daß die theoretischen Wissensschätze des Shakspere-Uebersetzers in dieser die Welt erschütternden Weise in die Praxis des großen öffentlichen Lebens übergingen, war zu einem erheblichen Theile das Werk der Frau v. Staël. Auf der Grundlage des gemeinsamen Abscheus gegen den Bonapartismus fand zwischen Frau v. Staël und Schlegel ein Austausch von Gedanken und Gefühlen statt, welcher Beide zu einer Schaffenskraft von nicht zu übersehender historischer Bedeutung anregte. Napoleon, dem nichts entging, und der keinen Gegner geringschätzte, hatte schon einige Zeit vor den Wiener Vorlesungen den Kampf mit Schlegel aufgenommen. In des Kaisers Auftrage brachte das „Journal de l'empire" drei lange Artikel gegen Schlegels „Vergleichung zwischen der Phädra Racines und der des Euripides", eine Parallele, welche sehr zu Ungunsten des französischen Theaters ausgefallen war. Der Journalist des Kaisers, welcher Racine gegen die Angriffe der deutschen Romantik vertheidigte, hatte natürlich auch nicht unterlassen, auf die Beziehungen hinzuweisen, „welche den Schlegel mit einer sehr berühmten französischen Dame verbinden".

„Der Schlegel" war für den Kaiser der Franzosen am letzten Ende nur ein kleiner, nicht allzu gefährlicher Bücherschreiber, anders verhielt es sich aber mit Gentz, zu dem Frau v. Staël gleichfalls in ein vertrautes Freundschaftsverhältniß trat, und dessen Franzosenhaß Napoleon ernster nahm, wegen der Verbindung dieses Publizisten mit verschiedenen großmächtlichen Regierungen. Von Bayonne aus, wo er die spanische Unternehmung vorbereitete, schrieb der Kaiser an Champagny, da Frau v. Staël sich in beständiger Korrespondenz mit „dem Namens Gentz" befinde und sich mit „der Clique und den Hetzern in London" eingelassen habe, da ferner diese Beziehungen Frankreich nur zum Schaden gereichen könnten, so sei fortan den diplomatischen Agenten im Auslande der Verkehr mit Frau v. Staël zu untersagen. Diese war inzwischen nach Coppet zurückgekehrt; der Kaiser verfügte, daß die Behörden sie und ihren Verkehr wesentlich schärfer als früher zu überwachen hätten. Bisher, so sollte der Oeffent-

Digitized by Google

lichkeit bekannt gegeben werden, habe der Kaiser Frau v. Staël als eine Verrückte betrachtet, von jetzt an gelte sie ihm als Mitglied einer Koterie, welche die öffentliche Ruhe gefährde. Die Konsequenz der vermehrten kaiserlichen Ungnade war, daß Frau v. Staël nunmehr von vielen Franzosen nicht mehr besucht wurde, welche vorher allenfalls noch gewagt hatten, eine Reise zu der Verbannten zu unternehmen; selbst ganz alte Freunde der Familie Necker mieden nach der abermaligen Verschlimmerung des Verhältnisses zwischen Napoleon und Frau v. Staël Coppet, indem der eine ein Brustleiden, der andere die ihm nicht bekömmliche Luft des Genfer Sees zum Vorwand nahm. Und anstatt milder wurde die Laune des Kaisers immer grimmiger. Zu Beginn der spanischen Wirren hatte er ihr durch die Verfügung von Bayonne praktisch unmöglich gemacht, ins Ausland zu reisen. Nach der Kapitulation der Division Dupont bei Baylén ging Napoleon in kleinlichen Proskriptionsmaßregeln gegen die Besitzerin von Coppet so weit, daß er dem sich in Paris aufhaltenden Kronprinzen von Bayern, dem nachmaligen König Ludwig I., sagen ließ, er mißbillige die von ihm der Frau v. Staël gezeigte Sympathie. Nachdem bei Cintra das Korps Junot gleichfalls zu einer Art von Kapitulation gezwungen worden war, erfolgte die ebenfalls höchst gehässige Anordnung, daß der verbotene Bezirk um Paris von 24 auf 30 Meilen vergrößert wurde. Das Opfer aller dieser unverhältnißmäßigen gouvernementalen Kraftanstrengungen litt inzwischen mindestens ebenso sehr durch privat weibliche wie durch die ihr widerfahrenden politischen Kümmernisse. Der Baron v. Staël hatte endlich das Zeitliche gesegnet, nachdem noch einmal eine große Schuldenmasse für ihn getilgt worden war. Frau v. Staël, deren Hand nun frei war, erwartete, von Benjamin Constant geheirathet zu werden, aber dieser war „des Mannweibes" überdrüssig: „Abends", so schreibt er einmal in sein Tagebuch, „furchtbare, schreckliche, wahnsinnige Szene; entsetzliche Ausdrücke. Sie ist toll, oder ich bin irre. Wie soll das enden?" Es endete damit, daß der flatterhafte Benjamin die gleichfalls nichts weniger als beständige Charlotte v. Hardenberg heirathete, die Nichte des berühmten preußischen Ministers, der bekanntlich gleichfalls mit großer Virtuosität dem Leben seine angenehmsten Seiten abzugewinnen verstand. Frau v. Staël hatte das Nachsehen. Sie zeigte sich übrigens klug genug, um ihr Verhältniß zu Benjamin auf der Grundlage der platonischen Freundschaft und der politischen Ideengemeinschaft fortzusetzen.

Geistig beschäftigte sich Frau v. Staël nach ihrer zweiten Rück-

Digitized by Google

kehr aus Deutschland mit der Arbeit an dem Buche: „De l'Allemagne", an welchem sie sechs Jahre geschrieben hat. Als sie die Arbeit aber wollte erscheinen lassen (im Herbst 1810), und zwei von den drei Bänden die Genehmigung der Zensur bereits erhalten hatten, wurde das Erscheinen der Schrift durch direkten Befehl Napoleons verboten. „De l'Allemagne" enthielt sich, ebenso wie die anderen literarischen Erzeugnisse der Verfasserin, der unmittelbaren politischen Erörterung, war aber mittelbar insofern eminent politisch, als in dem genannten Buche das Erwachen des deutschen Nationalgeistes gefeiert wurde. „Corinna" hatte einen ähnlichen Inhalt in Bezug auf Italien aufgewiesen, ohne bei dem Kaiser mehr als mäßigen Anstoß zu erregen; die nationalen Tendenzen der Italiener glaubte er nämlich beherrschen zu können, die der Deutschen dagegen hatten sich ihm nach der verlorenen Schlacht bei Aspern aufs Gefährlichste fühlbar gemacht. Aus Besorgniß, daß „de l'Allemagne" die Gährung in Deutschland noch steigern möge, untersagte Napoleon die Publikation nicht allein in Frankreich, sondern innerhalb seines gesammten Machtgebietes. Zu immer noch empfindlicherer Züchtigung der kecken Autorin erfolgten neue außerordentlich drückende Beschränkungen ihrer persönlichen Freiheit; sie durfte sich jetzt nicht weiter als eine deutsche Meile von ihrem Landgute entfernen, ohne den Präfekten des Departements Léman davon in Kenntniß zu setzen. Diese Verordnung wurde aufs Strengste ausgeführt, auch wenn es sich nur um einen Ausflug nach einem nahe gelegenen Badeorte oder Wasserfall handelte. „Der Schlegel" wurde polizeilich ausgewiesen. Anstatt seiner hatte sie Chamisso bei sich, welcher den französischen Behörden mit Recht als politisch ungefährlich galt. Präfekt von Genf war damals Capelle, unter der Republik eifriger Föderirter, jetzt begeisterter Bonapartist, um unter der Restauration einen glühenden Legitimismus zu entfalten und schließlich als Minister die Ordonnanzen von 1830 zu unterzeichnen. Dieser Herr strebte als Präfekt von Genf nach der Ehre, Frau v. Staël, die er chikanirte, für das Kaiserreich zu gewinnen. Nach der Geburt des Königs von Rom besuchte er die seiner Obhut Empfohlene unzählige Male, um sie zu drängen, sie möchte einen würdigen Gebrauch von ihrem glänzenden Talente machen, indem sie eine Kleinigkeit, vielleicht „einen Bogen von vier Seiten voll", zur Verherrlichung der Geburt des Königs von Rom schriebe. Frau v. Staël lehnte das charaktervolle Angebot des alten Föderirten ab, indem sie bemerkte, sie begnüge sich, dem Kinde eine gute Amme zu wünschen.

Trotz aller Unannehmlichkeiten mit der Regierung wäre Frau

Digitized by Google

v. Staël wohl in dem schließlich ja ganz behaglichen Coppet wohnen geblieben, wenn nicht Umstände von höchst unpolitischer Natur sie zu einem Aufenthaltswechsel veranlaßt hätten. Zur großen Freude Napoleons passierte nämlich der 44jährigen Wittwe das Malheur, daß sie in die Wochen kam. Dieser tückische Zufall war ungefähr in dem gleichen Lebensalter der Marquise von Châtelet, der Freundin Voltaires, ebenfalls widerfahren, nachdem sie sich für den jungen Gardekapitän St. Lambert etwas zu lebhaft interessirt hatte. Aber Frau v. Staël befand sich der „göttlichen Emilie" gegenüber insofern im Nachtheil, als sie anstatt in dem leichtlebig freidenkerischen Frankreich in dem ehrbar calvinistischen Genf wohnte. Diese von Frau v. Staël freilich mit gründlicher Verachtung gestraften Philister schüttelten den Kopf darüber, daß der Urheber des untoward event, der hübsche, frische Husarenleutnant Rocca, 23, der älteste Sohn der Frau v. Staël 22 Jahre alt war.

Nicht lange vor ihrer Niederkunft soll sich Frau v. Staël noch mit dem Husarenleutnant haben heimlich trauen lassen, aber, wie gesagt, heimlich und jedenfalls nicht in rechtsgiltiger Form, denn sie hat später in Schweden mit Rocca noch einmal das Band der Ehe geschlossen: „Sie konnte sich gar nicht genug verheirathet wissen", wie Jemand aus ihren Kreisen sich ausdrückte. Schon nach ein paar Tagen erhob sich die körperlich sehr kräftige Frau von ihrem Wochenbette und zeigte sich öffentlich in Genf, um die dummen Philister zu hintergehen. Aber sie hatte nicht mit der Polizeiaufsicht gerechnet, unter welcher sie stand. Der Polizeipräfekt von Genf unterhielt in dem Hause der Frau v. Staël einen Spion und brachte auf diesem Wege in Erfahrung, es sei ein Junge, und man habe ihn zu dem Arzt Isurien in Longirod im Jura gegeben. So erfuhren die Genfer dank der ausgezeichneten kaiserlichen Polizei alle Details, und triumphirend konnte Capelle an den Herzog v. Rovigo melden, sie sei vernichtet in der Meinung ihrer Landsleute. Die Unglückliche aber zitterte ganz besonders davor, wie sie uns in ihren Lebenserinnerungen selber erzählt, daß ihr allmächtiger Feind durch ein gerade ihr gegenüber schon öfter angewendetes Mittel, durch einen inspirirten Zeitungsartikel, sie „moralisch morde".

Dieser peinliche Zwischenfall, nicht die Verfolgung von Seiten Napoleons, war die Hauptursache, um derentwillen Frau v. Staël zum vierten Male auf ausgedehnte Reisen ging. (Ende Mai 1812.) Es war der Moment, in welchem der Kaiser der Franzosen sich in Dresden befand, auf dem Wege zur Großen Armee und zur Invasion

Digitized by Google

Rußlands. Das Zarenreich bildete auch das Ziel der Frau v. Staël; gruppirten sich doch um den Zaren Alexander die durch Napoleon Geächteten aller Nationen; von Deutschen Stein, Clausewitz, Arndt, Törnberg; dazu Spanier, Tyroler, französische Emigranten. Indem Frau v. Staël über Oesterreich nach Petersburg eilte, kam sie den französischen Kolonnen schon so nahe, daß sie einen Umweg über Kiew und Moskau nehmen mußte, eine Nothwendigkeit, welche literarisch das Gute hatte, ihr den Stoff zu meisterhaften Schilderungen von Land und Volk zuzuführen. Die Moskauer Gesellschaft überhäufte die berühmte Bundesgenossin des Zaren, für den die Stadt wenige Monate später in Flammen aufging, mit ausgesuchten Artigkeiten, war aber innerlich nicht entzückt von der alten Frau mit der kolossalen Figur, die sich so jugendlich kleidete; sie fand: „ihre Reden zu lang und ihre Aermel zu kurz". Noch unendlich viel stärker als an der Moskwa wurde der Eitelkeit der Frau v. Staël an der Newa geschmeichelt. Die Proskribirten sämmtlicher Länder glaubten ihr, wenn sie ihre „Flucht" auf die Befürchtung zurückführte, sich von dem korsischen Tyrannen das Schicksal der Eisernen Maske, vielleicht gar der Maria Stuart bereitet zu sehen. In Wahrheit bekümmerte sich der Kaiser der Franzosen wenig um die streitbare Bundesgenossin, welche dem Zaren Alexander zugewachsen war; er hatte jetzt Wichtigeres zu thun, und sogar der gefürchtete Zeitungsartikel über die bewußte Schäfer-Idylle vom Genfer See blieb aus. Dagegen verfolgte die französische Regierung den Leutnant Rocca, der sich in der Gesellschaft der Frau v. Staël befand, als Deserteur in Kriegszeiten. Daß der Leutnant die osteuropäische Reise mitmachte, erregte Verdacht auch bei denjenigen Freunden der Frau v. Staël, welche den pikanten Ausstreuungen der Präfektur und des Polizeipräsidiums in Genf nicht hatten glauben wollen. Im Namen der Beargwöhnten wurde als Erklärung für den jungen militärischen Reisebegleiter angeführt, er sei bestimmt, als Bedeckung gegen die Türken zu dienen, falls Frau v. Staël sich etwa zu einem Besuche „dieses schrecklichen Landes" entschließen sollte!! Auch die internationale Kolonie der verbannten Patrioten in Petersburg fand bei aller Bewunderung doch manches an der berühmten Dame auszusetzen. Besonders die Deutschen fühlten sich abgestoßen, wenn sie sich in Benehmen und Ausdrucksweise auf die bedenklichste Art und Weise gehen ließ. Allerdings schob man viel „auf ihre Stellung inmitten einer Hauptstadt wie Paris und eines durch die Leidenschaften verdorbenen und gereizten Volkes". Ihre Güte und Einfachheit wirkten gleichfalls mildernd auf das sittenstrenge Urtheil

Digitized by Google

der deutschen Emigration. Schade nur, daß sie so häßlich war: „Zu stark für eine Frau, gebaut wie ein Mann.“ Aber mit der unfeinen Figur versöhnten gleichfalls wieder Klugheit und Güte, wie sie aus den ganz ungewöhnlich schönen Augen strahlten, schimmerten und sprühten.

In den Salons von Petersburg war Frau v. Staël wieder eine Macht, wie einst in ihrem Salon zu Paris, den Napoleon gewaltsam geschlossen hatte. Stein sagte, er wirke auf den Zaren Alexander weit mehr in den Salons ein als durch seine Denkschriften, und der gewaltige Mann pflegte diese doch wahrlich großartig genug anzulegen. Jetzt erwarb er in der geistvollsten und beredtesten Plaudererin von Paris einen Alliirten, dessen Bedeutung er in den Briefen an seine Frau gar nicht oft und entschieden genug hervorheben kann. Denn die gesammte kaiserliche Familie, der Selbstherrscher eingeschlossen, empfing die berühmte Feindin Napoleons mit offenen Armen. Zwischen zwei so feinen Geistern wie Frau v. Staël und dem „byzantinischen Griechen“ Alexander wurde manche zierliche Wechselrede geschmiedet. Alexander, der damals in seiner liberalen Periode stand, verpaßte keine Gelegenheit, um der Führerin des französischen Liberalismus seinen Freisinn und seine Menschenliebe anzupreisen. Keinen anderen Ehrgeiz kannte er, wie er sagte, als seine Völker glücklich zu machen und den Zustand der Leibeigenen zu verbessern: „Sire“, rief Frau v. Staël enthusiastisch aus, „Ihr Charakter ist eine Verfassung für Ihr Reich!“ „Ach nein!“ erwiderte der Kaiser, „ich wäre dann ja weiter nichts als ein glücklicher Zufall.“

Indessen kam es zwischen den Beiden auch zu ernsteren Gesprächen, welche nicht verfehlten, ein Gewicht in die Schaale der Ereignisse zu werfen. Es handelte sich um Bernadotte. Der Kaiser von Rußland rüstete sich zur Abreise nach Abo in Finnland, wo er mit Bernadotte zusammenkam und in persönlichen Konferenzen den nachher so folgenreich gewordenen Hinzutritt Schwedens zur antinapoleonischen Koalition vorbereitete. Niemand vermochte den Zaren für die Rolle, welche er in Abo zu spielen hatte, besser zu schulen als Frau v. Staël. Kannte sie doch den jetzigen Kronprinzen von Schweden ganz genau von jener Zeit her, wo er noch General der französischen Republik war und mit Frau v. Staël zusammen an einer Intrigue gegen den Ersten Konsul gesponnen hatte. Niemand durchschaute besser die Mischung von Kühnheit und Aengstlichkeit, von Klugheit und Eitelkeit, welche den Charakter des so hoch gestiegenen gascognischen Advokatensohnes ausmachten, als die erfahrene

Digitized by Google

Frau, die Tochter Neckers. In der genannten Schule konnte der übrigens leicht begreifende „byzantinische Grieche" lernen, was er zu Abo brauchte. Aber nicht mit dieser indirekten Beeinflussung des Kronprinzen von Schweden begnügte sich Frau v. Staël, sondern inmitten der Herbststürme schiffte sie sich selber nach Stockholm ein. Ein schreckliches Unwetter warf das Schiff, welches die Hasserin Napoleons trug, an den öden Strand der Insel Aland; beinahe schiffbrüchig kam sie auf einem Fischerboote, mit verdorbenen Toiletten, zum Tode ermattet in der Residenz des schwedischen Kronprinzen an. Ihre Ankunft regte das von Alters her französischen Einflüssen offen stehende Stockholm in seinen Tiefen auf. Bernadotte empfing die Sendbotin der internationalen Freiheitspartei mit der zwanglosen Herzlichkeit eines alten Freundes. Ihr Ansehen bei dem Kronprinzen war umso fester begründet, als er mit ihr allein jene geheime Hoffnung besprechen konnte, welche er in den tiefsten Falten seiner Seele nährte, konstitutioneller König der Franzosen zu werden, falls Napoleon in Rußland das Schicksal Karls XII. erleiden sollte. Daß Bernadotte sich in solchen Träumen wiegte, gab der Frau v. Staël, als dem geistigen Oberhaupte der französischen Liberalen, in Stockholm eine ganz außerordentliche Stellung. Es war nicht bloße gascognische Eitelkeit, sondern auch Berechnung, wenn Bernadotte den größten Werth darauf legte, von der Verfasserin „Corinnas" als der „wahre Heros der Epoche" gefeiert zu werden.

Nimmermehr hätte Frau v. Staël Napoleon an der Seine so gefährlich werden können wie am Mälarsee. In ihrem Salon, von dem der französische Gesandte ausgeschlossen war, wurden die diplomatischen Geschäfte Europas verhandelt. Als der Ritter von Moreno von Seiten Schwedens in der Eigenschaft eines Gesandten der spanischen Junta anerkannt wurde, rühmt sich Frau v. Staël dieser napoleonfeindlichen Errungenschaft als eines persönlichen Erfolges. In dem Hause der Frau v. Staël pflog der preußische Gesandte eine lange Unterredung mit dem Kronprinzen, welcher den Hof von Berlin zum Abfalle von dem „Feinde des Menschengeschlechtes" aufforderte. Bei Frau v. Staël war es, wo der Kronprinz den österreichischen Geschäftsträger unter Drohungen wider die Habsburgische Monarchie antrieb, in Wien den Bruch mit Napoleon herbeizuführen. Während der ziemlich heftigen Szene, welche der alte Jakobiner dem Vertreter der Hofburg machte, saß Frau v. Staël daneben, betrachtete befriedigt und hoffnungsvoll die Verwirrung in den Mienen des Oesterreichers und beglückwünschte nachher mit überströmendem Gefühl Bernadotte

Digitized by Google

zu „dem Adel und der Erhabenheit", womit er gesprochen habe. Das Vermögen Neckers bot auch ohne die zwei noch immer nicht herausgegebenen Millionen die Mittel, welche erforderlich waren, um jene glänzende Rolle zu spielen. Ausgezeichnete Diners, rauschende Feste drängten sich in dem Hause der Schloßherrin von Coppet, die, beiläufig bemerkt, ihr Vermögen auf eine ihres Vaters würdige Art zu verwalten wußte. Aber einstweilen war der Korse, trotz aller Ränke in der skandinavischen Hauptstadt, noch immer der Herr des Kontinents. Nach seinem Siege bei Borodinó, dem der Einzug in Moskau folgte, wurde Frau v. Staël von einer solchen Angst ergriffen, daß sie sich nach England flüchten wollte. Bernadotte versuchte, die Freundin zu beruhigen, jedoch die Blässe seines Antlitzes strafte den Muth Lügen, den er heuchelte. Innerlich dachte er nicht viel zuversichtlicher als Frau v. Staël, und einmal entfuhr ihm auch die Bemerkung, er würde Schweden verlassen, wenn er nur Geld hätte.

Der Brand Moskaus, der Rückzug und Untergang der Großen Armee, die Erhebung Deutschlands stellten Frau v. Staël Aufgaben, welche sie nicht in dem entlegenen Stockholm, sondern nur im Herzen der damaligen Welt, in London, lösen konnte. Es gab für die Fackelträgerin der Ideen von 1789 keine wichtigere Aufgabe zu erfüllen, als die Besetzung des französischen Thrones, falls er durch den Sturz Napoleons vakant wurde, mit dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden sicher zu stellen. Indem sich Frau v. Staël nach England begab, ließ sie bei dem Kronprinzen, dem nunmehrigen Oberbefehlshaber der verbündeten Nordarmee, ihren alten Vertrauten Schlegel als still aber einflußreich wirkenden Sekretär zurück, daneben als Adjutanten ihren jüngeren Sohn Albert, dem leider bald darauf in einem Duelle der Kopf abgehauen wurde.

Auch Benjamin Constant gewann sie für die Kandidatur Bernadottes. Dieser erhob den „abgerahmten Tribunen" durch die Verleihung des Polarsternes in den siebenten Himmel. Frau v. Staël selber wurde an der Themse von der königlichen Familie, der Regierung, beiden Parteien, als „die erste Frau der Welt" empfangen und mit allen Huldigungen, deren eine große Nation fähig ist, überschüttet. Es wurde in London gesagt, wenn man die Minister sprechen wolle, müsse man sie im Salon der Frau v. Staël suchen. Natürlich wurden dem britischen Publikum mit der Zeit auch die Schwächen der „ersten Frau der Welt" deutlich, und der Enthusiasmus kühlte sich ein wenig ab. Ganz im Sinne jener Moskowiter

Digitized by Google

sagte Lord Byron: „Sie schreibt in Oktav und spricht in Folio.“ Aber keine Kritik konnte ihr die große Position mehr rauben, welche sie von jetzt an in der französischen Politik einnahm. Nahe bevor stand der Tag, an welchem sich in Paris die politischen Salons wieder öffnen konnten, und dann war derjenige der Frau v. Staël der maßgebende. Demüthig näherten sich ihr die Bourbonen, welche gleichfalls noch in dem englischen Exil weilten, aber schon die erneute Thronbesteigung ihres Geschlechtes kommen sahen. Der Herzog von Berry machte der Tochter des von den französischen Feudalen tausendfach verfluchten Necker seinen respektvollen Besuch. Unter den Angeboten, welche sie von den Bourbonen empfing und freundlich, aber ohne sich zu verpflichten, entgegennahm, befand sich auch die Bezahlung der zwei Millionen.

Bei dem edlen Charakter der Frau v. Staël war dieses aber der am Allerwenigsten ausschlaggebende Faktor. Nachdem das verbündete Europa Napoleon soweit niedergekämpft hatte, daß er nicht einmal die alten Grenzen Frankreichs mehr vor der Invasion decken konnte, begann in dem Herzen der Frau v. Staël der Haß gegen ihren Bedränger weit hinter der Sorge um das französische Vaterland zurückzutreten: „Was „den Menschen“ anbetrifft“, schrieb sie an Benjamin Constant, „welches freie Herz möchte wünschen, daß er durch die Kosaken gestürzt würde?“ Den Widerstreit der Empfindungen, welchen die auf französischem Boden davongetragenen Waffenerfolge der Verbündeten in ihr erweckten, vergegenwärtigt am Anschaulichsten ihre Aeußerung gegenüber einem englischen Minister: „Ich wünschte, Bonaparte möchte siegen und fallen.“ Die überraschend glimpfliche Behandlung, die Frankreich nach dem Sturze Napoleons durch die alliirten Mächte erfuhr, konnte sie nicht voraussehen. So setzte sie ihre Hoffnung auf eine nationale Erhebung von der Macht der 1792er, welche das Land zu gleicher Zeit von den Fremden wie von Napoleon befreite: „Hat denn Frankreich nicht zwei Arme“, fragte sie, „den Einen, um die Fremden zurückzudrängen und den Anderen, um die Tyrannei zu stürzen?“ Ein neues 1792 war auch die Hoffnung Napoleons, nur daß er der Führer bleiben wollte. Trotz der kaiserlichen Konskription, deren Verwüstungen von der traditionellen Geschichtsauffassung überschätzt worden sind und ungeachtet der drückenden Droits-Réunis war Frankreich noch immer reicher an Geld und Menschen als das in jeder Hinsicht sehr viel stärker und rücksichtsloser ausgesogene Deutschland. Was militärisch geleistet werden konnte, wenn die demokratische

Digitized by Google

Levée en masse unter napoleonischen Offizieren kämpfte, zeigt die in aller Kriegsgeschichte selten erreichte Haltung der Nationalgarde des Generals Pacthod bei La Fère-Champenoise. Indessen war Napoleons Autorität durch die erlittenen Niederlagen und Verluste zu sehr geschwächt, als daß er eine Landwehr hätte in großen Massen auf das Schlachtfeld bringen können, ohne vorhergegangene Verständigung mit den demokratischen Parteien. Carnot bot zu einer solchen Verständigung die Hand, aber die übrige liberal-demokratische Opposition versagte sich. Einen unermeßlichen Vortheil würde es für Napoleon bedeutet haben, wenn jetzt in seiner Hauptstadt der Staëlsche Salon bestanden hätte, der von ihm so brutal unterdrückt worden war. „Welche Krisis, dieser Moment!“ schrieb die Verbannte an Benjamin Constant, der nach Göttingen und Hannover ins Exil gegangen war. „Die Freiheit ist das einzige Ding, welches umläuft wie das Blut, in allen Epochen, in allen Ländern, in allen Literaturen — die Freiheit und das, was man von ihr nicht trennen kann, die Vaterlandsliebe. Aber was für eine Kombination, daß wir vor der Niederlage eines solchen Mannes zittern müssen!“

Will man sich den Seelenadel dieser nach modernen Begriffen in mancher Beziehung etwas bedenklich gearteten Frau deutlich vergegenwärtigen, so vergleiche man ihre Stellungnahme gegenüber dem wankenden Kaiserreich mit dem Verhalten Benjamin Constants. Der war mit dem Polarstern noch nicht zufrieden, sondern hatte sich von den Verwandten seiner Frau auch noch den goldenen Schlüssel eines hannoverschen Kammerherrn verschaffen lassen. Der Streber versuchte, für den Fall des Scheiterns der Bernadotteschen Kombination sich den Bourbonen durch einen legitimistischen Fanatismus zu empfehlen, „welcher einem Stammgast von Koblenz genügt haben würde“. Er stand dermaßen unter der Herrschaft eines wilden Napoleonhasses, daß er in sein Tagebuch schrieb: „Was für ein feiger Schuft!“ Frau v. Staël versuchte, ihm eine würdigere und richtigere Haltung gegenüber der neuen Lage Frankreichs einzuflößen: „Ihre Verwandten“, schrieb sie ihm, „haben aus Ihnen einen Kammerherrn gemacht. Glauben Sie denn, daß Bonaparte sich in einer Gesellschaft von Fürsten nicht zeigen darf. Vierzig Schlachten sind doch auch ein Adel.“ Dieses demokratische Argument machte auf den Empfänger des Briefes wenig Eindruck, vielmehr fing Benjamin Constant an, sich nach dem Legitimismus auch das Teutonenthum anzuempfinden. Er verfaßte eine Flugschrift, in welcher er den fran-

Digitized by Google

zösischen Nationalcharakter scharf tadelte, und verlangte von Frau v. Staël, sie solle die Broschüre in London zum Drucke befördern. Die wies ihn aber mit den schönen Worten ab: „Sehen Sie nicht die Gefahr Frankreichs? Ich bin wie Gustav Wasa; ich habe Christian angegriffen, aber man hat meine Mutter auf den Wall gestellt. Ist dieses der Augenblick, schlecht von den Franzosen zu sprechen, wo die Flammen Moskaus Paris bedrohen? Lieber möge Gott mich aus Frankreich verbannen, als durch die Hilfe der Fremden zurückkehren lassen!“

„Ich muß mich beeilen, daß ich noch rechtzeitig zum Halali komme“, so schrieb im charakteristischen Gegensatz zu jenen erhabenen Empfindungen Benjamin Constant in sein Tagebuch. Hätten die Freiheitsmänner nicht so unpatriotisch empfunden — und vom Kaiser selber war die moralische Zersetzung der Parteien geflissentlich gefördert worden — so würden die Verbündeten nach menschlichem Ermessen Napoleon nicht haben vom Throne stoßen können. Verstand er doch, mit der Handvoll junger Konskribirter, welche das Land ihm stellte, die Preußen unter Blücher und Gneisenau dermaßen zu schlagen, daß der ihm gefährlichste Bestandtheil des Koalitionsheeres an den Rand des Verderbens gebracht wurde. Aber die Liberalen wollten in dem Kaiser nur ihren despotischen Verfolger sehen und ließen ihn verbluten. Speziell bei Benjamin Constant ging jene moralische Verwirrung so weit, daß er nicht allein den Bonapartismus mit Stumpf und Stil ausgerottet, sondern auch Frankreich, als den willigen Diener des genannten Systems, „dem Bann der Nationen“ überantwortet wissen wollte. Die Verhängung dieses Bannes vertheidigte er in einem Memorandum, dessen Vorlegung an die englischen Minister er von Frau v. Staël erbat. Würdig antwortete die Empfängerin der Denkschrift: „Ich habe Ihr Memorandum gelesen; Gott bewahre mich davor, daß ich es zeige! Ich werde nichts gegen Frankreich thun. Ich werde gegen Frankreich in seinem Unglück nicht den Ruf kehren, den ich ihm verdanke, noch den Namen meines Vaters, den es geliebt hat; seine verbrannten Dörfer liegen an der Straße, wo die Frauen sich auf die Kniee warfen, um ihn vorbeikommen zu sehen. Sie sind kein Franzose, Benjamin!“

Je ehrenhafter Frau v. Staël unter Bezwingung eines nicht unberechtigten Rachebedürfnisses ihre patriotische Pflicht erfüllt hatte, desto großartiger gestaltete sich ihre Stellung innerhalb der französischen Gesellschaft, als die Verbannte nach der Abdankung Napoleons in das geliebte, ihr so lange verschlossen gewesene Paris

Digitized by Google

zurückzukehren vermochte. Jetzt lebte der Korse im Exil, welches er seiner Gegnerin bereitet hatte; über diese dagegen wurde nunmehr gesagt, es gäbe drei Mächte, England, Rußland und Frau v. Staël. Noch größer würde Frau v. Staël dagestanden haben, wenn ihr die Verwirklichung ihres Lieblingsgedankens, die Erhebung Bernadottes auf den französischen Thron, gelungen wäre. Indessen brachte der Gang der Ereignisse die Bourbonen ans Ruder, zu deren Mißtrauen erweckendem System die Gruppe der Frau v. Staël sich oppositionell verhielt, während sie unter Karl Johann Regierungspartei geworden wäre. Es lag im Charakter der Frau v. Staël, daß sie Opposition machte, wenn die Regierung nicht auf sie hörte, und so vollzog sie jetzt eine gewisse Schwenkung nach der bonapartistischen Seite. Um mit Talleyrand zu reden, liebte sie diejenigen wiederaufzufischen, welche sie am Tage vorher ertränkt hatte; sie selber sagte, ihr Haus wäre das Hospital der geschlagenen Parteien. Jedenfalls war es ein abermaliger Beweis von Tapferkeit, daß sie dem alten Freunde Josef Bonaparte, der sich jetzt in einer sehr schiefen Stellung befand, die Treue hielt. Mit Murat, dem die Verbündeten vorläufig das Königreich Neapel gelassen hatten, unterhielt sie eine regelmäßige Korrespondenz: „Ich bete Sie an", schrieb sie ihm, „nicht weil Sie König sind, nicht weil Sie ein Held sind, sondern weil Sie ein wahrer Freund der Freiheit sind." Ihre Gefühle hatten sich Angesichts der klerikal-feudalen Reaktion, deren Ueberhandnehmen die Liberalen befürchteten, dermaßen verändert, daß sie einmal persönlich nach Elba reisen und den Kaiser vor legitimistischen Mordgelüsten warnen wollte. Schon widmete das Schwarze Kabinet des königlichen Postministers den Briefen der Frau v. Staël keine geringere Aufmerksamkeit, als einst der kaiserliche Postminister der Korrespondenz der gefährlichen Frau entgegengebracht hatte. Die Ultras verlangten, die Regierung solle „ihre Papiere verbrennen und sie in ihre Heimath abschieben." Hierzu fand Ludwig XVIII. nicht den Muth; von welcher Gereiztheit er aber erfüllt war, geht daraus hervor, daß er Frau v. Staël sagen ließ, sie sei in seinen Augen eine viel zu unbedeutende Persönlichkeit, als daß sich seine Regierung um sie bekümmern sollte. Bei der Schwäche der vom Auslande zurückgeführten Königsfamilie lag es auf der Hand, daß jene hochmüthige Eröffnung nur eine Verlegenheitsphrase war, hinter welcher sich ohnmächtige Wuth verbarg. Im Uebrigen unterließ es das wiederhergestellte Ancien Régime aus einem anderen Grunde, in Bezug auf Frau v. Staël die Dinge zum Aeußersten zu treiben.

Digitized by Google

Sie beabsichtigte, ihre einzige Tochter Albertine mit dem Herzog v. Broglie zu verheirathen. Nach der Verwüstung, welche die Revolution in den Vermögensverhältnissen der alten Geschlechter angerichtet hatte, bedurften die Wappenschilder des wieder zur Herrschaft gelangten Standes mehr als je der Vergoldung. Um den Abschluß des Heirathskontraktes zwischen dem Herzog v. Broglie, der eine sehr hohe Mitgift verlangte, und der Enkelin Neckers zu erleichtern, erkannte der Allerchristlichste König die Schuldforderung der Frau v. Staël an.

Es waren aber noch einige für die Rechtsgiltigkeit der Anerkennung erforderliche Formalitäten unerfüllt, als Napoleon aus Elba zurückkehrte und die Bourbonen vertrieb. Ohne Sicherstellung der Mitgift wollte der Herzog von Broglie die Ehepakten nicht unterzeichnen. Frau v. Staël sah also die ihrer Tochter winkenden Aussichten auf Glück und Ehre vorläufig entschwinden. Sie fürchtete auch persönlich die Rache des zurückgekehrten Korsen und entfloh eilig nach Coppet: „Ich will nicht", sagte sie, „daß er mich gefangen hält, denn seine Bittstellerin werde ich niemals sein." Indessen waren die feindseligen Absichten, welche sie bei dem Kaiser voraussetzte, nicht vorhanden. Napoleon wußte, daß er die Krone, welche er wieder an sich gerafft hatte, nur durch ein Bündniß mit den Liberalen behaupten konnte, und diese zeigten sich, nach den Erfahrungen mit der Richtung des Grafen Artois, vielfach nicht mehr abgeneigt, einen Pakt mit dem Kaiserreich zu schließen. Auch Benjamin Constant trat zu Napoleon über, und der „feige Schuft" ernannte die „Kanaille" zu seinem Staatsrath. Der Eintritt dieser Kombination bewirkte, daß Frau v. Staël von beiden Parteien lebhaft umworben wurde, denn in dem einen Lager wie in dem andern gab es nunmehr Konstitutionelle. Der nach Wien geflüchtete Talleyrand erbat ihre Vermittlung gegenüber Benjamin Constant, damit dieser Napoleon verlasse und nach Wien komme. Wie Talleyrand schrieb, führte er mit dem bezeichneten Anliegen bis zu einem gewissen Grade die Feder für die Unterzeichner der Deklaration vom 13. März, in welcher die acht führenden Mächte des Welttheils „Napoleon Buonaparte" als Feind der Ruhe der Welt außerhalb der menschlichen Rechtsordnung gestellt hatten. Der vorher von den Berufsdiplomaten geringgeschätzte Doktrinär Benjamin Constant wurde also jetzt von sämmtlichen Staatslenkern Europas für eine Persönlichkeit von großem politischen Schwergewicht angesehen und zwar mit Recht, denn das Verhältniß des französischen Liberalismus zu den Militärforderungen

Digitized by Google

Napoleons bildete den Angelpunkt der internationalen Lage. Erhielt Napoleon von den Kammern und von der Nation so viele Soldaten bewilligt, wie Frankreich stellen konnte, dann wurden alle andern Heere, das preußische eingeschlossen, eines nach dem andern geschlagen — das kann man aus dem Verlaufe der Feldzüge von 1814 und 1815 mit einer an Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit erschließen. Napoleon blieb dann Kaiser der Franzosen; bei der stillen bitteren Feindschaft, welche noch von 1814 her zwischen den verbündeten Mächten herrschte, vielleicht mit der Rheingrenze: „Tausend zarte Huldigungen", so schloß Frau v. Staëls „Früherer", der nun seinerseits im Exil weilte, sein politisches Bittschreiben: „Sagen Sie mir etwas von den Angelegenheiten Ihrer Tochter."

Die letzte Wendung bedeutete einen leisen Hinweis darauf, daß das Glück von Albertine v. Staël zerstört sein würde, wenn das vereinigte Europa die Oberhand über den Usurpator behielte, und die Mutter auf der unterliegenden Seite stände. Napoleon bediente sich des gleichen Lock- und Drohmittels. Gebrauchten die Mächte Talleyrand, so schrieb im Auftrage des Kaisers Fouché und versicherte Frau v. Staël des Interesses, welches Seine Majestät „an der delikaten Situation von Fräulein v. Staël" nähme. Durch einen andern Mittelsmann ließ Napoleon der Schloßherrin von Coppet die Erklärung zukommen, er wisse, wie edelmüthig sie sich während seines Mißgeschicks gegen ihn gezeigt habe. Schließlich mußte Josef Bonaparte ihr schreiben, als der Kaiser, im Sinne seiner Verständigung mit der Freiheitspartei, die Zensur aufgehoben habe, sei von ihm bemerkt worden, er hätte nur ein einziges Buch der Frau v. Staël verboten, „De l'Allemagne", und auch das nicht aus eigenem Antrieb sondern bloß in Genehmigung des Antrages der Zensoren. Das war eine bewußte und positive Unwahrheit, denn es steht fest, daß der Kaiser „De l'Allemagne" hat einstampfen lassen nach persönlicher Kenntnißnahme von dem Inhalte des Buches und auf Grund eines spontanen Entschlusses. Indessen ist es auf eine unwahrhaftige Ausrede mehr oder weniger Napoleon niemals angekommen. Wie tief war seine Macht übrigens gesunken, daß er jetzt „das schlechteste der Weiber, das schurkische Frauenzimmer, das gemeine Weibsstück" um Entschuldigung bitten lassen mußte!

Im Einklange mit ihrer patriotischen Selbstverleugnung im Jahre 1814 that Frau v. Staël jetzt den ihr nicht hoch genug anzurechnenden Schritt, daß sie sich, die Vergangenheit begrabend, für den Kaiser erklärte. Sie schrieb an Josef: „Die Zusatzakte umfaßt

Digitized by Google

Alles, was Frankreich braucht, nichts als was es braucht, nicht mehr als es braucht; die Rückkehr Ihres Bruders ist wunderbar und übertrifft jede Vorstellung." Zurückhaltendere, die Würde besser wahrendere Ausdrücke als die hier „Ihrem Bruder" gegenüber gebrauchten, konnte die Gläubigerin des Staatsschatzes gar nicht anwenden, um ihre Huldigung darzubringen. Das der Zusatzakte gespendete Lob war durchaus ehrlich gemeint, denn der „Benjamismus", wie man jene Verfassung nannte, gewährte neben andern liberalen Errungenschaften beispielsweise die Preßfreiheit, während von den Bourbonen die der Frau v. Staël naturgemäß äußerst verhaßte Zensur aufrecht erhalten worden war. Darum hatte auch der Legitimist sehr Unrecht, welcher an Talleyrand schrieb: „Frau v. Staël grämt sich fast ebensosehr wegen der vereitelten Heirath wie wegen der nicht bewirkten Rückzahlung. Sie ist ein gemeines Schmutzweib." Ganz im Gegentheil muß man vom Standpunkt des unparteiischen Beobachters aussagen, daß sich Frau v. Staël nie bedeutender gezeigt hat als während der Hundert Tage: „Zwölf Jahre lang ist der Kaiser ohne die Verfassung und ohne mich fertig geworden", äußerte sie, „und gegenwärtig liebt er die Eine nicht mehr als die Andere." Trotz dieser klaren Erkenntniß unterstützte Frau v. Staël den Kaiser, weil er schützend zwischen Frankreich und dem Auslande stand. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen hat sie geschrieben, Bonaparte während der Hundert Tage zu dienen, wäre unentschuldbar gewesen, es sei denn auf dem Schlachtfelde. So schrieb sie, nachdem sie durch die endlich erfolgte Rückzahlung der zwei Millionen den Bourbons verpflichtet geworden war, als Schwiegermutter des Herzogs von Broglie. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß sie selber während der Hundert Tage nach jenem Grundsatze wirklich gehandelt hat. Zwar auf dem Schlachtfelde konnte sie nicht gegen die Fremden kämpfen, wohl aber in der Diplomatie. So richtete sie denn, ruhig in Coppet bleibend und eine Unterstützung des Kaisers in seiner inneren Politik vermeidend, auf Veranlassung Napoleons ein Schreiben an den englischen Minister des Auswärtigen, Lord Castlereagh, welches die britische Regierung zum Geschehenlassen der Wiederherstellung des Kaiserreichs zu bewegen suchte.

Mit der eindrucksvollen Beredsamkeit, über welche die Schreiberin verfügte, wurde in jenem Briefe ausgeführt, daß im Falle eines Angriffs von Außen her die ganze französische Nation sich um Napoleon schaaren würde. Unermeßliche Hilfsquellen an Geld und Menschen wären noch vorhanden, die Heere ergänzt durch die aus der

Digitized by Google

Kriegsgefangenschaft und den Festungen zurückgekehrten Veteranen, sowie durch junge Leute, welche ihr Enthusiasmus elektrisire. Die Begeisterung der Bauern wäre so hoch gestiegen, daß die Verbündeten in Frankreich ihr Spanien finden würden. Einen besseren Dienst als die Abfassung dieses Briefes konnte Frau v. Staël ihrem Vaterlande gar nicht leisten, denn wirkte das Schreiben, so blieb Frankreich eine zweite Invasion erspart. Zum Unglück für Napoleon hatte der Brief jenen Effekt nicht und noch schlimmer für den Kaiser war, daß die Lord Castlereagh von der Briefschreiberin vorgetragenen Behauptungen in ihrem wichtigsten Theile keinen Anspruch auf Richtigkeit zu machen vermochten. Die Liberalen hatten sich gespalten; ging Benjamin Constant mit dem Kaiser, so befand sich Guizot in Gent bei den Bourbonen. Stimmung für patriotische Opfer war so wenig vorhanden wie 1814. Napoleon sah sich in der Hauptsache auf seine Veteranen beschränkt, die von den Kammern bewilligte Konskription blieb weit hinter den Erfordernissen der Lage und hinter der nationalen Leistungsfähigkeit zurück. Hiervon war die logische Konsequenz, daß die Liberalen auf die Verfassungstreue Napoleons nicht rechnen durften, wenn der Kaiser den Krieg gewann. Eine konstitutionell gesinnte Landwehr, welche ihn herausgehauen hätte, würde Napoleon die Hände gebunden haben, ein Prätorianerheer nicht. In dem bezeichneten Sinne sprach sich der Kaiser auch aus, als er zur Armee abging; er gab deutlich zu verstehen, daß er sich nach gewonnenem Feldzuge des Zügels der Verfassung entledigen würde.

Immer aktuell, wie die außerordentliche Frau war, folgte sie der gekennzeichneten ernsten Wendung der Dinge sofort mit einsichtsvoller patriotischer Bethätigung. Napoleons Sieg erschien ihr nunmehr weder als wahrscheinlich noch als wünschenswerth. Demgemäß blieb ihr, als einer guten Französin mit Verbindungen an allen Höfen Europas, nur noch übrig, sich für abermalige Schonung des voraussichtlich binnen Kurzem wieder bezwungenen Frankreich zu verwenden. Diesem Zwecke diente ein Brief der Frau v. Staël an Alexander von Rußland, zehn Tage vor Waterloo geschrieben, in welchem der Zar sich mit Schmeicheleien überhäuft sah, während Napoleon „der Mann, den wir verabscheuen" genannt wurde. Dieses auf den Charakter des Zaren klug berechnete Schriftstück hat Frankreich viel genützt, indem es zu der glimpflichen Behandlung des unterlegenen Gemeinwesens anläßlich des zweiten Pariser Friedens beitrug.

Mit dem endgiltigen Verschwinden Napoleons von der politi-

Digitized by Google

schen Bühne ist das Thema dieses Essays erledigt; die späteren Lebensschicksale der Frau v. Staël findet der Leser, dessen Interesse an der Heldin nicht erschöpft sein sollte, in der Staël-Biographie der Lady Blennerhasset (Gräfin Leyden)*) verdienstvoll, wenn auch etwas apologetisch, dargestellt. Was die Geschichte Napoleons I. anbetrifft, so lehrt mein Aufsatz, wenn ich recht sehe, daß der Kaiser nicht durch ein blind waltendes Schicksal, sondern großentheils durch die eigenen Fehler zu Grunde gegangen ist. Schon das unberechtigter Geringschätzung verfallene Werk von Thiers beruht auf dem Grundgedanken, daß der Haß Napoleons gegen die Liberalen eine Hauptursache zu dem Sturze des Kaiserreichs abgegeben hat. Wie leicht die Freiheitspartei zum Mindesten in erheblichen Bruchtheilen zu befriedigen gewesen wäre, lehrt die von Frau v. Staël und Benjamin Constant gezeigte Sehnsucht nach der kaiserlichen Gunst einerseits sowie die patriotische Mäßigung eines Carnot und Lafayette andererseits. Zur Zeit des Beginns der spanischen Wirren sagte Napoleon zu Fontanes: „Fontanes, wissen Sie, was ich am meisten in der Welt bewundere? Die Ohnmacht der Gewalt, etwas zu organisiren. Es giebt nur zwei Mächte in der Welt, den Säbel und den Geist. Auf die Dauer wird der Säbel vom Geist immer geschlagen.“ Hinzufügen hätte Napoleon diesen Worten noch können, daß der Säbel und der Geist unüberwindlich sind, wenn sie im Dienste gemeinsamer Zwecke zusammenwirken. In den Jahren 1814 und 1815 würden alle Schätze Englands und Indiens und sämmtliche Völkerschaften Deutschlands und Rußlands unzureichend gewesen sein, den korsischen Parvenü vom Throne zu stürzen, wenn er nicht durch die Ideologenverfolgung den öffentlichen Geist der Franzosen in einer ähnlichen Weise verdorben hätte wie Philipp II. durch die Ketzerverfolgung den Geist des Reiches, in welchem die Sonne nicht unterging.

*) Berlin 1886 und 1889, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Aus dem Thomasischen Collegio.

Von

Friedrich Michael Schiele,
Lic. theol. in Marburg.

1. Ein handschriftlicher Fund.

Christian Thomasius, der große Reformator des akademischen Kathedervortrags, hielt nichts vom Nachschreiben der Kollegshefte. „Es ist mir unzehlig mahl — so erzählt er — mit meinen Auditoribus so ergangen, daß wenn ich etliche unter ihnen angemercket, die für andern fleißig nachgeschrieben, und ich mir von ihnen ihre Arbeit zeigen lassen, daß ich in dieser ihrer Nachschrifft Dinge gefunden, die mir die Zeit meines Lebens nicht in Sinn gekommen zu lehren, unerachtet ich unter denen beyden Mängeln eines Lehrers, der Dunkelheit und tavtologie, aus guter intention eine Sache recht deutlich zu sagen, mehr mit diesen letztern als mit jenen behafft bin . . . Gesetzt aber, daß alles recht nachgeschrieben . . . , so will ich itzo davon nicht erwehnen, daß derjenige, so nachschreibet, sich doppelte Müh machet und bey nahe des Nutzes, den vox viva in der information hat, sich beraubet . . . Aber dieses möchte noch . . . hingehen, wenn nur nicht bey der gleichen nachgeschriebenen Collegiis ein noch viel grösserer Mißbrauch pflegte gemein zu werden . . . Wenn man . . . einmahl den discurs nachgeschrieben, und, wenn es hoch kömmt, einmahl wieder überlesen, so meinet man, man dörffe der Sache nun weiter nicht nachdencken, sondern habe allbereit einen vortrefflichen Schatz durch sein Collegium MSS. erhalten, den man sodann gemeiniglich biß auf bedürffenden Fall hinleget, und nicht weiter ansiehet. Andere aber, die nicht selbst nachschreiben, sondern entweder andern die Abschrifft des discurses bezahlen, oder von denen, die fleißig heissen, denselben selbst abcopiren, nehmen dadurch zum öfftern Gelegenheit . . . das Collegium aus Faulheit, oder allzu grosser

Digitized by Google

Geselligkeit zu versäumen, indem sie sich bereden, es werde ihnen diese Versäumnis wenig schaden, weil sie doch den discurs von andern erhalten könten. Und gedencken also nicht, daß sie nicht nur sich den gröſten Schaden hiedurch erweisen, sondern auch wider ihrer Eltern gutmeinende intention gröblich sündigen, die, wenn es damit genung wäre, daß man Collegia MSS. in der Lade hätte, oder dieselbige durch lesen sich in den Kopff zu bringen trachtete, wahrhafftig nicht so grosse Sorge und Kosten über sich nehmen würden, sondern würden vielmehr die Collegia MSS. mit geringen Gelde an sich handeln, und ihren Kindern zur Messe oder heiligen Christ verehren".*)

Da Thomasius ein Lehrer war, der seinen Worten Nachachtung zu verschaffen wußte, so wird es von ihm nicht allzu viel Collegia manuscripta gegeben haben. Erforderte schon die große Lebhaftigkeit seines Vortrages und die Freiheit, mit welcher er sich dem Witz und der Laune des Augenblicks überließ, äußerst geübte Nachschreiber, so machte er obendrein die Nachschrift noch dadurch entbehrlich, daß er für alle seine wichtigeren Kollegien Grundrisse drucken ließ, die den „Kern und Grund" seiner Lehre — und oft auch viel mehr als den Kern — enthielten und bei der Vorlesung ihm, wie seinen Hörern, zum Leitfaden dienten. So mißbilligte er nicht nur das Nachschreiben der Zuhörer, sondern schuf auch für die „Hefte" einen besseren Ersatz.

Wir freilich mögen es recht bedauern, daß damals Niemand mit Schnellschrift die ersten deutschen Kollegien, die überhaupt gehalten worden sind, getreulich fixirt hat. Denn dieser Ruhm wird Thomasius, auch wenn vielleicht schon 1501 einmal ein Philologe, Tilemann Heverlingh, in Rostock plattdeutsch über Juvenal gelesen hat**), durch nichts geraubt werden können: der Ruhm, daß er der Muttersprache auf dem Katheder der deutschen Hochschule in radikaler Neuerung ihr Recht erstritten hat. Mögen wir auch den Inhalt seiner Vorlesungen aus den Grundrissen noch so genau kennen, mögen wir uns aus den journalistischen Aufsätzen, in denen die ganze Frische seines deutschen Stils lebendig ist, aus den ziemlich häufigen Partien seiner Lehrbücher, in denen

*) Christian Thomasens Einleitung zu der Vernunfft-Lehre. 4. Aufl. Halle 1711. S. 7 ff.

**) Hofmeister, A., „Grenzboten" 1887. Bd. 4 S. 294 f. — Opel, Festschrift der historischen Kommission der Prov. Sachsen zur Jubelfeier der Univ. Halle 1894 S. 7.

Digitized by Google

er schreibt, als plaudere er in seinem Auditorium, und aus den selbstbiographischen Aufsätzen, in denen er erzählt, was er in seinen Kollegien gesagt habe, ein gewisses Bild von seinem Katheder-vortrag machen können, so beruht doch dies Bild immer irgendwie auf Schlüssen und Uebertragungen und ermangelt der Unmittelbarkeit.

Daß irgend welche Nachschriften von Hörern sich bis auf unsere Zeit erhalten hätten, ist mir nicht bekannt. In der Literatur über Thomasius als den ersten deutsch redenden Dozenten findet sich kein Hinweis auf solchen Schatz. Um so werthvoller ist ein kleines Manuskript der Marburger Universitätsbibliothek, das zwar keine völlige Nachschrift ist, aber eine Reihe von Notizen gesammelt enthält, die sich ein Hörer im Thomasischen Kolleg als besonders bemerkenswerth aufgeschrieben hat. Halten wir diese handschriftlichen Notizen mit den gedruckten Leitfäden des betreffenden Kollegs zusammen, so wird jedenfalls das Bild, das wir uns von den ersten deutschen Vorlesungen machen können, lebendiger werden.

Das Manuskript, eine saubere Reinschrift auf zehn Blatt in Quart, eingebunden in einen Sammelband Thomasischer und zeitgenössischer Dissertationen (von 1696 bis 1725) trägt die Ueberschrift Curiosa quaedam ex Thomasii Collegio de Decoro notata.*) Die einzelnen curieusen Notata oder notirten Kuriosa sind in 42 Abschnitten numerirt. Es stammt aus der großen Bibliothek des Johann Georg Estor, der von 1726 bis 1735 in Gießen, 1735 bis 1742 in Jena, dann in Marburg Professor der Rechte war, und 1773 als Marburger Kanzler gestorben ist.

2. Was das decorum sei.

Das Kolleg über das Decorum ist Thomasius stets eines der wichtigsten gewesen, weil es sowohl mit der Geschichte seines Lebens als mit der größten Entdeckung seines Denkens im engsten Zusammenhange steht; es betrifft seinen Kampf um die epochemachende Lehre vom Unterschiede zwischen Recht und Moral.**) Das decorum ist ein Mittelding zwischen Rechtlichkeit und Sittlichkeit. Wer verstanden hat, was es mit dem decorum für eine Bewandtniß hat, dem lösen sich die schwersten Räthsel der Rechts- und der Moralphilosophie.

*) Marburger Universitätsbibliothek XVIIIa B 2325 Dissertationum iuridicarum vol. 9. (Mscr. 437.)

**) Vergl. Wilhelm Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität. 1894. I. S. 154.

Digitized by Google

Schon bei seiner ersten deutschen Vorlesung, die er im Wintersemester 1687/88 hielt, lagen ihm die Probleme des decorum vor Allem am Herzen. „Welcher Gestalt man den Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grundreguln, Vernünfftig, klug und artig zu leben", so kündigte er damals in dem berühmten Programm „Von Nachahmung der Frantzosen" — dem ersten deutschen Programme, das ein schwarzes Brett entweiht hat — seine Vorlesung den Leipziger Studenten an.*) Und welcher Gestalt er darin das decorum, den „Wohlstand", lehren wollte, zeigen die Worte des Programms: „Ich bin der Meinung, daß wenn man ja denen Frantzosen nachahmen wil, man ihnen hierinnen nachahmen solle, daß man sich auf honnéte Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, un bon gout und galanterie befleissige; denn wenn man diese Stücke zusammensetzt, wird endlich un parfait homme Sâge oder ein vollkommener weiser Mann daraus entstehen, den man in der Welt zu klugen und wichtigen Dingen brauchen kann." Thomasius hat damals das decorum noch nicht gegen seine Nachbargebiete Recht und Sittlichkeit abgegrenzt, über sein eigenartiges Wesen noch nicht theoretisirt. Aber seine Bedeutung ist ihm aufgegangen und er verweilt deshalb mit besonderer Vorliebe bei den Fragen, wie das gemeine Leben, der gemeine Wandel artig und ehrbarlich zu gestalten sei, und kehrt immer wieder zu ihnen zurück. Er bemüht sich, wie wir heute etwa sagen würden, um eine Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft, um eine praktisch brauchbare Lehre von der sozialen Kultur. Die wichtigsten Antriebe dazu hat er zweifellos von Pufendorffs Begründung des Naturrechts auf das Prinzip der socialitas erhalten. Die dieser socialitas entsprechende gesellige Wirklichkeit ist es, die er untersuchen will.

Dem ersten deutschen Kolleg ließ Thomas — so, und nicht Thomasius nennt er sich in allen seinen deutschen Schriften! — alsbald die erste deutsche Monatsschrift folgen, die bekannten „Monatsgespräche". Und auch hier sind es dieselben Gedanken, denen unablässig sein Interesse gilt, nur daß er hier auf den weiten Kreis des ganzen gebildeten Deutschland mit seinem Ideale von Wohlanständigkeit und Höflichkeit zu wirken strebt. Dem engeren Kreis der akademischen Bürger zeigte er dieselbe „Höf"-lichkeit in

*) Wiederabgedruckt und eingeleitet von Julius Otto Opel in der Festschrift der Historischen Kommission der Prov. Sachsen zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg. Halle (1894) S. 79 ff. — Unser Zitat steht hier S. 119.

Digitized by Google

seiner Introductio ad philosophiam aulicam [— aula = Hof! —] Lipsiae apud autorem 1688. (Gedruckt Herbst 1688.) L'homme de cour war der Titel der französischen Uebersetzung Gracians*), die Thomas der deutschen Vorlesung zu Grunde gelegt hatte. Eine ganze Hofliteratur hat sich daran in Deutschland angeschlossen.**) Und auch er adoptirte mit seiner philosophia aulica diese Ausdrucksweise, obschon er sie eigentlich nicht billigte.***) Hier versuchte er eine historische und philosophische Grundlegung seiner Bildungsbestrebungen zu schaffen. Den Hauptnachdruck dabei legt er erstens auf eine Geschichte der Kultur von Adam und Kain bis auf Cartesius, Hobbes und Pufendorff (Kap. I) und zweitens auf eine Theorie der Aufklärung, die als Hauptquelle aller Irrthümer die praeiudicia auctoritatis et praecipitantiae bezeichnet und die nöthigen Kautelen dagegen einschärft (Kap. VI bis XVI). Diese beiden Interessen und Anschauungen beherrschen fortan das ganze Thomasische Denken und prägen ihm immer wieder die Form auf. Die Kultur wird dargestellt, indem ihre Anfänge geschildert werden, und für die Schilderung dieser Anfänge giebt die biblische Geschichte von Adam, Kain, Noah, Abraham u. s. w. den Rahmen her. Dies das Erste. Und das Zweite läßt sich kurz so formuliren: alle Kritik des Thomasius ist ein Aufsuchen der Präjudizien, alle Methode die Anwendung von Kautelen.

Die lebhaften Fehden, in die der kühne Neuerer sich damals stürzte, gaben ihm Veranlassung, seine Lehre vom decorum immer schärfer durchzudenken, sodaß er sie schon 1689 zum Gegenstand einer eigenen Vorlesung machen konnte. D. Pfeiffer, der verbissenste Gegner des jungen Juristen, hatte im S.-S. 1689 ein Collegium Antiatheisticum angekündigt, das deutlich gegen Thomas gerichtet war. Hiergegen wehrte sich der Angegriffene durch Ankündigung einer Vorlesung de differentiis iusti ac decori. Er verhieß im Anschlag†), sowohl die grundlegenden Lehren vom Unterschied des Gerechten und des Wohlanständigen, als auch die hineinragenden Fragen von der

*) Von Amelot de la Houssaye. Vgl. Opel a. a. O. S. 6 Anm. 1.

**) Borinski: Karl Balthasar Gracian und die Hofliteratur in Deutschland. Halle, Niemeyer, 1894.

***) Er meinte, im homme de cour seien kaum zehn Regeln anzutreffen, die sich auf einen Hofmann bezögen, die Vorschriften wären für alle Stände giltig. Opel, S. 5.

†) Abgedruckt: Ernsthaffte aber doch Muntere und Vernünfftige Thomasische Gedancken und Erinnerungen über allerhand außerlesene Juristische Händel. Dritter Theil. Halle, Renger 1721. S. 101.

Digitized by Google

Natur des Atheismus und der rechten Art seiner Widerlegung*), von Wesen und Norm der Schamhaftigkeit u. s. w. solide und deutlich auseinanderzusetzen. Die polemische Spitze schon in der Formulirung des Gegenstandes der Vorlesung ist nicht zu verkennen; aber sie verräth zugleich, daß Thomas den wahren Streitpunkt, den fundamentalen Unterschied zwischen seiner Welt und der Welt seiner Gegner klar erkannt hatte. Er wußte zu trennen zwischen iustum und decorum — seine Feinde vermochten das nicht. Alles herkömmliche decorum war ihnen zur Rechtssatzung geworden — auch in Religion und Wissenschaft —, und darum verfolgten sie den kühnen Aufklärer, der hier differentias entdeckt hatte und dem decorum eine eigene Sphäre anweisen wollte.

D. Pfeiffer erwirkte vom Dresdener Oberkonsistorium ein Verbot dieser Vorlesung. Aber so lange der gewandte Jurist eine Möglichkeit sah, das Verbot unbefolgt zu lassen, fuhr er mit seinem Kolleg fort; und als er es endlich doch abbrechen mußte, wandelte er es noch am selben Tage in Lectiones de praeiudiciis um. Von diesen Vorlesungen hat Thomas noch in seinem letzten Lebensjahr eine ausführliche Inhaltsanzeige veröffentlicht.**) Wie die Bekämpfung der Vorurtheile ihm die wichtigste Vorbedingung fürs Verständniß der philosophia aulica gewesen war, so empfahl er sie hier als das nothwendigste Stück zur irdischen „Glückseligkeit", zur Kultur; und wenn auch nach Verbot des Kollegs über das decorum der Ausdruck decorum streng vermieden werden mußte, so zeigten doch die Ausführungen von der angenehmsten Lebensart, von politischen Irrthümern, vom großen Mangel an wahrhaftiger Gelahrheit und einem geselligen Tugendwandel, von denen Kennzeichen der wahren Christen und der Gerechten u. s. w. deutlich genug, zu welchem höflichen und ehrbarlichen Wandel — das ist der Inbegriff des decorum — der gelangen muß, der die Vorurtheile der Uebereilung und der Autorität abgelegt hat. Daß es

*) In der späteren Vorlesung de iure decori von 1700 führte er aus, daß die cynische Verachtung des decorum zu schweren tentationes speculativischer Atheisterei führe, weil der Verächter nicht gelernt habe, eine manierliche Lebensart mit wahrem Christenthum zu verbinden. Vergl. Erinnerung wegen der Lectionum usw. Halle, Renger (1700) S. 31. — Die Kritik des Atheismus steht bei Thomas von vornherein in diesem Zusammenhang. (Vergl. Introductio in philosophiam aulicam Cap. VI, 11 S. 123.

**) Vernünftige und Christliche aber nicht Scheinheilige Gedancken und Erinnerungen Ueber allerhand Gemischte Philosophische und Juristische Händel. Dritter Theil. Halle, Renger. 1725. S. 625 ff. Zu vergleichen mit Introductio in philosophiam aulicam. Leipzig 1688. Cap. VI. S. 119 ff.

Digitized by Google

dem Kolleg an Hörern nicht fehlte, glaubt man gern, wenn man die amüsanten Untersuchungen über die Definition des Esels, über die Frage, was besser schmecke, Lachs, Austern oder Lerchen u. s. w., gelesen hat. Keinem der Scherze fehlt aber die ernste Beziehung zur praktischen Lebensweisheit.

Diese Vorlesungen und die mancherlei anderen Händel, in die Thomas sich damals verwickelte — vor Allem die Vertheidigung August Herrmann Franckes und die Rechtfertigung der „Mischehe" zwischen dem lutherischen Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz mit einer reformirten brandenburgischen Prinzessin — brachten es endlich dahin, daß ihm die Möglichkeit, in Leipzig zu leben, entzogen wurde, und er die Heimath verlassen mußte.*)

Er trat in brandenburgischen Dienst und wurde im S.-S. 1690 als Professor des gesammten Rechts nach Halle gesandt mit der Weisung, dort im Anschluß an die Ritterakademie philosophische und juristische Vorlesungen zu halten. Das war der Anfang der Hallischen Universität. Die Pflicht, die ihm anvertrauten Studenten zur Wohlanständigkeit zu erziehen, gab ihm bald Gelegenheit, auch hier seine Vorlesungen über das decorum wieder aufzunehmen.

Das geschah zugleich mit einer prinzipiellen Klärung in seiner Theorie des decorum. Hatte es Thomas bisher bei seiner Scheidung des Rechts von der Sittlichkeit und bei seiner Forderung, die Sittlichkeit systematisch darzustellen, an einer sicheren Antwort darauf fehlen lassen, wo denn nun das decorum, dies Mittelding zwischen Gesetz und Moral, seinen Ort habe, so wußte er jetzt darauf deutlicher Bescheid zu geben. Schon längst hatte er im Gegensatz zu den orthodoxen Theologen, Philosophen und Juristen seiner Zeit den Primat des Willens betont. Jetzt emanzipirte er sich hierin auch mit voller Deutlichkeit von seinen großen Lehrern Grotius und Pufendorff (Fundamenta iuris naturae et gentium. Halle 1705. 4. Aufl. 1718).

Das imperium intellectus in voluntatem, so lehrte Thomasius jetzt, sei der Grundirrthum, der durch alle Bücher und alle Lehren sich hindurchziehe. (Fundam. Caput prooemiale § VI und Lib. I, I § 47 f., § 97 f., § 117 f.) Wer diesen Irrthum gründlich ausscheiden wolle, müsse dann aber auch überall bei Pufendorff ändern und bessern. Die Menschen sind gar nicht eiusdem naturae, wie immer

*) Vergl. Landsberg, Zur Biographie des Thomasius. Bonner Festschrift 1894.

Digitized by Google

vorausgesetzt wird. Die einzelnen individua sind vielmehr in ihren voluntatibus von Natur verschieden, ja sogar ein und derselbe Mensch wird vom Willen bald ad hoc concupiscendum, bald ad aliud, quod priori voluntati erat oppositum, getrieben. (Cap. prooem. § XXIV.) Daraus folgt die innigste Verbindung der moralia mit den naturalia, das heißt: die Verschiedenheit der menschlichen Naturen macht eine allgemeine positive moralische Gesetzgebung unmöglich. Ja, Thomas wagt gegen Pufendorff in diesem Sinne sogar den Satz: moralia omnia demonstrari posse ex naturalibus (§ VII). Das „Gesetz", das dem Willen auferlegt wird, bedeutet deshalb in der Moral etwas ganz Anderes als im Recht; ja im eigentlichen Sinne kann man gar nicht von einem Moralgesetz, von lex divina (wie der Ausdruck im Naturrecht gebraucht wird) reden, sondern stricte und strenue giebt es nur die lex positiva. Wie das Gesetz, so die Strafe! Die (göttliche) Strafe für Uebertretung des göttlichen Willens ist darum streng zu trennen von der menschlichen Bestrafung für Uebertretung eines positiven Gesetzes. Ebenso muß man auch die innere Pflicht von der äußeren Pflicht unterscheiden (§ VIII—XI). Erst wer diesen Unterschied gefaßt hat, der kann auch die Differenz des iustum vom decorum und von dem ihm ähnlichen honestum erkennen (§ XII). Ein weiser Mensch ist zwar immer alles dreies: vivit honeste, decore et iuste (I, IV, 91). Aber jedes der drei hat ein anderes Prinzip. Das principium honesti lautet: Thue du für dich, was du willst, daß Andere es für sich thun (fac tibi, quae ab aliis sibi vis fieri); das principium decori: Thue für Andere, was du für dich gethan wissen willst (fac aliis, quae tibi vis fieri), das principium iusti ist negativ: non fac aliis, quae tibi non vis fieri ('was du nicht willst, daß man dir thu' u. s. w.). Unterlassungen sind unter dem „Thun" ausdrücklich mit einbegriffen. (I, VI, Summaria 39—42 und § 39 bis 42)

Das honestum ist das bonum eminens, es ist das Sittliche im Gegensatz zum Schimpflichen, das Innerliche im Unterschied von decorum und iustum, welche die äußeren Grundlagen normiren; und zwar normirt sich das iustum im Gegensatz zum Unrecht, das decorum zum Unschicklichen (I, IV, §§ 87—91).

So ist das decorum ein bonum medii generis, ein bonum imperfectum; aber auch der Weise kann seiner nicht entrathen. (I, IV, § 91.)

Digitized by Google

3. Die Vorlesungen de iure decori.

Im Jahre 1705 hat Thomas diese Gedanken in den kurzen Sätzen seiner Fundamenta iuris naturalis et gentium niedergelegt, deren ganzes sechstes Kapitel, nachdem es die Glückseligkeit als Prinzip des Naturrechts überhaupt aufgestellt hat, den principiis iusti, decori, honesti nachgeht. Wenige Zeit vorher hatte er in einer langen deutschen Vorlesung die Lehre vom decorum nachdrücklich publice et gratis behandelt. Im Winter-Semester 1700/1701 hatte er damit begonnen.

„Wir leben in einer Zeit" — so sagte die Ankündigung*) — „da man entweder dem Decoro zu viel oder zu wenig thut. Alle Schand' und Laster und die grösten Narrheiten der Welt schmeicheln sich bey den Menschen unter der Larve der Manierligkeit, der Mode, der Artigkeit, der honetetät (auch wohl vielleicht unter dem Nahmen des GOttes Dienstes) ein. Viele Menschen sehen solches, seufftzen darüber [Thomas hat sie in allergrößter Nähe: die Hallenser Pietisten!] und lassen es sich höchst angelegen seyn, diesen Uebel zu steuern; aber sie verfallen hierbey auff das andere extremum und wollen das Decorum gar ausmertzen, und weil sie leicht erkennen, daß in der Mode, in der Höfligkeit, in der Manierligkeit, in des Landes Sitten nichts als Eitelkeit, und keine Weißheit oder wahre Tugend ist, wollen sie auch nichts damit zu schaffen haben. Hierdurch aber schaden sie der Lehre der Warheit und der Tugend viel mehr als dero offenbahre Feinde ... Das Decorum ist die Seele der Menschlichen Gesellschaften**), es ist eine Schwachheit, aber es ist kein Laster. Ein Weiser höret nicht auff ein Mensch zu seyn, und also bemühet er sich nicht die Menschheit abzulegen ... Mit einem Wort das liederliche und lasterhaffte decorum ist die Pest des Staats ..., die unter dem Deckel des Christenthums oder der Gottseligkeit [A. H. Frankes grundlegender Moralbegriff!] intendirte Abschaffung alles decori***) ist eine Kranckheit, die den Staat langsam abzehret,

*) Christian Thomasens Erinnerung wegen deren über seine Grundlehren bißher gehaltenen Lectionum ... Ingleichen wegen neuer Lectionum publicarum de iure decori oder von Recht derer Sitten und Gewohnheiten. Halle, Renger (1700). Vergl. über dieses Kolleg auch E. Landsberg, Geschichte der Rechtswissenschaft III, i. S. 87 ff.

**) Von Thomas fett gedruckt.

***) In einem Gutachten über Franckes Pädagogium hatte Thomas 1699 geäußert, daß es bei äußerlicher Zucht doch nur Heuchelei, Hochmuth und Unbrauchbarkeit zum praktischen Leben pflege. R. Kayser, Christian Thomasius und der Pietismus. Progr. Hamburg 1900, S. 11.

Digitized by Google

daß er nach und nach sich ruiniret. Oder wenn ich auff andre Krankheiten reflectiren wolte, so ist jenes der Wassersucht, dieses der Schwindsucht nicht ungleich" . . .

„[Ich] will nur noch mit zwey worten einen Einwurff beantworten, den sich mancher machen dürffte, wie sich diese Materie de decoro zu denen lectionibus publicis eines Professoris Juris und zwar eines Professoris Codicis schicke.*) Aber darauf antworte ich

erstlich: Res pro derelicto habita cedit primo occupanti,

hernach will ich de iure decori lesen, so muß [ich] ja vorhero nothwendig erklähren, was das rechte decorum sey,

drittens sind decorum, manirlichkeit, Sitten und erbare**) Gewohnheiten eines Volcks so gut alß einerley, und wir haben einen titul in Codice: Quae sit longa Consuetudo . . ."

Ueber den Inhalt dieses Publicum ist uns Thomas den nachträglichen, allerdings sehr summarischen Bericht nicht schuldig geblieben.***) Da sich das Marburger Manuskript Curiosa quaedam ex Thomasii Collegio de Decoro notata gut in den Rahmen dieses Berichtes einfügt, — mehr wage ich nicht zu sagen — und sein Inhalt in die Zeit um 1700 am besten paßt, will ich den Versuch machen, den Zusammenhang nach dem vorhandenen Material dieser Notizen zu ergänzen. Dabei kann es sich natürlich nur darum handeln, ganz im Allgemeinen an das Gedankengefüge zu erinnern, in welches die einzelnen Aeußerungen bei Thomas hineingehören, und den Gedankenfortschritt von Notiz zu Notiz herauszuarbeiten; bei einigen Witzworten, die er bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten gesprochen haben kann, wird auch dieser Versuch unterbleiben müssen.

* * *

Thomas hat sein Unternehmen gleich in der Einleitung gegen die christlichen Cyniker, die pietistischen Verächter des Decorum vertheidigen müssen. Er verleugnet aber dabei seine eigene

*) Vorwürfe der Art bekam Thomas oft zu hören.

**) Vergl. Schrader a. a. O. S. 205 ff. — „Ehrbar" ist in der ganzen Vorlesung nicht mit honestum, sondern mit decorum gleichzusetzen.

***) Christian Thomasens Erinnerung u. s. w. Halle, Renger (1701). S. 17 ff.

Digitized by Google

fromme Grundstimmung, die ihn einst mit Francke zusammengeführt hatte, durchaus nicht. So wenn er über seine viel betenden Gegner sagt:

1.

Gleich wie mancher Hof-Raht des Tages viel stunde an Hof zubringe, und doch seinen Fürsten nicht zu sehen bekomme, also bäte auch mancher des Tages viel stunde, und sehe doch Gott nicht.

Die Opposition des Juristen gegen die Theologen läßt ihn auch durchaus den Werth der Bibel nicht verkennen:

2.

Die Mosaischen Gesetze wären die Besten, und dermaßen gut, daß sich das verhungerte Corpus Juris vor ihnen verkriechen müßte.

Im Uebrigen wird er bei dieser prinzipiellen Vertheidigung seiner Lehre vom decorum die nämlichen Gedanken entwickelt haben, die wir schon aus seiner Anzeige des Kollegs*) kennen.

Er geht nun dazu über, nachzuweisen, daß das decorum in der menschlichen Natur begründet sei. Es kommt ihm hierbei auf seine theoretische Fundamentalansicht vom Primat des Willens und von der Ungleichheit der menschlichen Willensregungen an, deshalb leitet er nun seine Hörer an, die einzelnen Begierden der Menschen, die Verschiedenheit ihrer Naturen, der Temperamente und der Affekte zu beobachten. Aus der Einsicht in diese moralische Verschiedenheit kann man allein das Verständniß dafür gewinnen, daß eine allgemeine moralische Gesetzgebung unmöglich ist, weil ja der Gesetzgeber immer Gleichheit der Menschen in Anbetracht des Gesetzes voraussetzen muß. „Hingegen das decorum politicum setzet eine Ungleichheit derer Menschen zum voraus.“**) Diese Ungleichheit, die Erkenntnißquelle für das Wesen des decorum, bemüht sich darum auch Thomas recht anschaulich zu machen.***)

*) Christian Thomasens Erinnerung. Halle (1700), S. 23 ff.

**) Thomasens Höchstnöthige Cautelen, welche ein Studiosus Juris zu beobachten hat. Andere (deutsche) Auflage. Halle, Renger 1729. Kap. 15, 11. S. 370. (= Cautelae circa praecognita iurisprudentiae. Halle 1710 u. ö.).

***) Thomas ließ seine Studenten deshalb auch schriftliche Arbeiten zur Menschenkenntniß machen. Vergl. Schrader S. 33. Anm. 32. — Am eingehendsten ist seine Lehre von den Affekten dargestellt im Liber de remedio amoris irrationalis. Ed. novissima: Halle, Renger 1706. Kap. 2—7 (S. 30—135).

Digitized by Google

3.

Ein Cholericus bilde sich Gott ein, als einen Souverainen König, welcher auf einem hohen Thron sässe, und alle diejenigen, welche ihm zu nahe kämen, mit donner und bliz zur erden schmeiße. Ein Melancholicus aber als einen Mann, der die Leut vexire. Dann er trauet niemand, und hat einen knechtischen Gottesdienst. Ein Sanguineus hingegen, als einen Herrn, welcher mit einer schönen tafel versehen, und stets den besten Wein tractire, da die Engel ein lustiges runda singen, Einer mit einer posaune, Einer mit einer Geige, ein anderer mit was anders.

4.

Ein Cholericus stelle sich das ewige Leben als eine treffl. Regirung vor, da Er auf zwölf stülen sitzen, u. die zwölf Geschlechte Jsraël richten werde. Ein Melancholicus als eine reiche Schatz-Cammer, voll Edelgesteine u. Reichthum, da werde er sitzen, und immer geld zehlen. Ein Sanguineus aber als ein Kostbares Gasthaus, da Abraham, Jsaac u. Jacob, u. er mit denselbigen zu tische sässen, und braf trincken. Das wäre ihm ein gefunden freßen; dann davon halte er gar viel.

5.

Wie nun in diesen Puncten die Menschen nach ihren affecten handelten, so mächten sie sich auch, ein ieder nach seinen affecten, ein eigenes Christenthum. Wozu sie dann noch guten theils von den Priestern selbst bestärkt würden, sintemalen solche mit ihren aus Affecten erdichteten und zusammengesetzten Gespenstern (Systematibus ꝛc.) vieles darzuhülfen.

Thomas wirft nun einen Blick auf die mancherlei Gebiete des Lebens, in denen allen das decorum in Ehren gehalten werden muß. Unsere Notizen lassen Streiflichter fallen auf die Gebiete des inneren Lebens und der Bethätigung des Einzelnen (6) auf das Familienleben (7), die Geselligkeit (8) und das Kirchenwesen (9—14).

Gegenüber dem vielen langen Beten der Hallenser Pietisten empfiehlt er das kurze inbrünstige Seufzen:

6.

Das Gebät*) seye 1. Otiosa. Die mehresten wollten nichts thun als bäten. Das hätten die Alten nicht gethan, die hätten

*) Vergl. Cautelen Kap. 2 § 21 bis 38.

Digitized by Google

gebätet u. gearbeitet. 2. Laborioſa. Man bäte ordentlich nur morgens und Abends, aus furcht, Gott mogte einen ſonſt ſtraffen. 3. Vera. Da man im Geiſt und in der Wahrheit bäte welches mehr in ſeufzern, als äußerl. wort beſtehe.

Gegen die Vernachläſſigung des decorum ſowie gegen die praejudicia bei der Kindererziehung*) findet er gleichfalls harte Worte:

7.

Die Kinder ſolle man ja nicht ärgern, daß etwa 1. die Eltern in ihrer Gegenwart concumbiren, oder 2. über Tiſch die finger lecken, oder 3. viele praejudicia vom H. Chriſt, von den H. Engeln, welche ins Waſſer fallen ꝛc. beybringen wolten. Das wäre Origo magiae.

Steht er ſchon bei dieſen Forderungen im Grunde auf gleichem Boden mit Francke, ſo noch mehr, wenn er über das üble decorum des Tanzens**) urtheilt:

8.

Tanzen wäre eine verteufelte mode, welche gleich diejenigen zur Geilheit reize, welche nur ein wenig copiam ſeminis hätten, und ſeye weiter nichts, als ein bloßer Müſſiggang.

Das decorum, das der Prediger zu wahren hat, beſchäftigt ihn beſonders. Das mögen zum Theil Reminiszenzen an die alten bitteren Erfahrungen in Leipzig ſein. Aber auch in Halle hatte Thomas über unvernünftiges Eifern der Prediger zu klagen; die Pietiſten übten einen Beichtzwang aus, der ihn empörte und in Konflikte brachte***), namentlich Francke verlangte, daß die religiöſen Erlebniſſe ſeiner Beichtkinder nach dem Schema ſeiner eigenen Bekehrung verlaufen ſollten, und richtete ſich deshalb auch in ſeinen Predigten keineswegs nach den Affekten ſeiner Hörer. Das war aber zugleich ein praktiſcher Verſtoß gegen Thomas' Fundamentallehre von der natürlichen Verſchiedenheit der Menſchen, eine prinzipielle Verachtung des decorum:

9.

Prediger ſolten nicht rachgierig ſeyn und poltern. Dann dieſes ſey ein Zelus divinus. Sie ſollten ſich allzeit nach

*) Ausführliches hierüber giebt die Einleitung in die Vernunfft-Lehre. 1711. S. 184—196.

**) Vergl. das ganze Kapitel De voluptate et vitiis inde emanantibus im Liber de remedio amoris. S. 144 ff.

***) Schrader, S. 205 f.

Digitized by Google

den affecten derer Zuhörer richten, wie Christus bey dem reichen Jüngling.

Wie Christus richtet sich auch Paulus nach den Affekten und nach dem Vorstellungskreis seiner Adressaten:

10.

Paulus gedencke in der Ep. ad Rom. der Adoption so oft und vielmahl um deswillen, weil sie bey den Römern sehr bräuchlich gewesen.

11.

Paulus beschreibe in der Epist. ad Ebr. die Priester sehr nachdrücklich, daß man genugsam abnehmen könne, ins Predig-Amt gehörten keine Schafs Köpfe, die sich selbst nicht erkennten, vielweniger andere.

12.

Ein Fürst könne nicht alles strafen. Dann wann man einen Kranken, Wasser- u. schwindsüchtigen viel purgiren wolte, würde die wenige Kraft des lebens vergehen und ersterben.

Die Gleichmacherei der das decorum verachtenden Prediger zeigt sich darin, daß sie das religiöse und moralische Leben in Gesetze bringen und dann noch fordern, die Obrigkeit solle die Uebertretung dieser Gesetze bestrafen. Aber bürgerliche Strafe kann nur auf Uebertretung bürgerlicher Gesetze, nicht auf Verstöße gegen Gottes Willen, verhängt werden (s. o. S. 433). Hierdurch wird zugleich das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Forderungen des decorum beleuchtet:

13.

Wer zörne, der hasse; Wer hasse, der habe keine liebe. Ergo wer zörne seye Kein Christ.

14.

Mit disentientibus müste Gedult und Liebe gebraucht werden, eben wie ein Medicus mit einem Kranken thun müsse, der sich einbilde, er habe eine lange Naß. Man müßte nicht sagen: Ich achte die Feinde des Creuzes Christi nicht ein haar; sondern für sie bäten. Dann Christus hätte auch für seine Creuziger gebätet.

Mit der Gewalt ist gleichfalls in der Erziehung der Kinder,

Digitized by Google

welche zu Verstande kommen, nichts auszurichten. Auch hier ist Geduld zu üben und mit Strafen zu sparen.*) Freilich:

15.

Wann die Kinder noch keinen Verstand hätten, wären sie denen brutis nicht ungleich, ja noch schlimmer, dann ein junges Kalb würde sein Tage nicht ins Feuer laufen, wie manchmalen die Kinder thäten. Und eine Katz würde immer machen, daß sie auf die Füße zustehen komme, wann sie vom Dach falle. Da hingegen ein Kind liegen bliebe, wie es falle. Und wann man sie leben liesse, wie sie wolten, würden sie wie das vieh werden. Dahero müßten sie durch die ruhten abgewehnt werden, daß sie es fühlten, ob sie es gleich nicht verstünden. Auf eine andere art könte man es ihnen nicht zu verstehen geben. Wann sie aber heranwüchsen, müßte man sie freundlich tractiren.

Zu dieser freundlichen Behandlung gehört auch, daß man die simulatio nicht ganz**) verschwört:

16.

Non omnis simulatio est [il]licita. Christus hätte sich beym Cananaeischen Weib auch gestellet, als wolte er förter gehen, und hätte hernacher doch geholfen.

Hiermit hat Thomas seine Einleitung beendet. Er hat, wenn wir den Zusammenhang recht überschauen, zuerst die Nothwendigkeit des decorum gegen seine Verächter vertheidigt, hat seine psychologischen Grundlagen in der Lehre von den Affekten und Temperamenten dargelegt, hat den Umfang seiner praktischen Bedeutung über das bürgerliche Leben hinaus bis ins kirchliche verfolgt, und endlich ist er auf die Erziehung zum decorum eingegangen.

Thomas hat nun das Beweismaterial zusammengebracht, um seinen Hörern den richtigen Begriff des decorum zu entwickeln (vergl. Thomasens „Erinnerung" [1701] S. 17). Er ist dann nach seiner Angabe (a. a. O.) zum „tractat von der Historie oder von Ursprung und Fortgang erbarer Sitten" übergegangen und hat

*) Vergl. Thomas' ausführliche Anweisung über das Strafen der Kinder im „Kurtzen Entwurff der politischen Klugheit". Frankfurt 1713. Kap. VII § 51 ff.

**) Vergl. a. a. O. Kap. V § 29—31.

Digitized by Google

dabei die Erinnerung gegeben, „daß bey dieser Historie hauptsächlich auff die heilige Schrifft so wohl altes als neues Testaments solle reflectiret, und darauß fürnehmlich der Ursprung so wohl der Vernünfftigen als übermäßigen Erbarkeit gezeigt, auch dabey allenthalben angeführet werden, daß die heiligen Männer . . . ja Christus selbst, die wahre und vernünfftige Erbarkeit und gewöhnliche Sitten in acht genommen". (S. 18.)

Die Historie selbst gab ihm nun Gelegenheit, an anschaulichen Typen die Lehrsätze des decorum zu entwickeln. Paradies und Sündenfall — „sie schämten sich nicht" — demonstriren die Unschuld und die Schamhaftigkeit. Die Entstehung der ersten Familie (Eva wird Mutter) ist zugleich der Ursprung der ehrbaren Sitten — nur in der Gemeinschaft ist ja Ehrbarkeit möglich. Die Ueberlieferungen von der einfachen Frömmigkeit der Urväter geben Anlaß, die schlichtesten Regeln einfältiger Sitte aufzustellen, die „der Erbarkeit derer Völker, die mann Barbaren nennet, als der Erbarkeit der so genannten Sittsamen und höfflichen Völcker viel näher kommen" (S. 20).*) Diesem Typus steht gegenüber Kain und sein Geschlecht, der Typus der Kulturmenschheit. Kain ist Ackerbauer, Städtegründer, Krieger, seine Nachkommen sind Erfinder und Künstler. Mit diesen Figuren kann Thomas seine ganze Kulturtheorie bildlich darstellen: von den großen Gedanken der Veräußerlichung der Sittlichkeit durch die Kultur, vom Ursprung des politischen decorum im Staat, vom Zusammenhang von Priesterreligion und Opferdienst mit der Politik — bis zu so feinen Einzelbeobachtungen wie der, daß die Offiziere, die Kainiten, für das decorum tonangebend zu sein pflegen (Erinnerung von 1700 S. 27). Gerade in dieser uns wunderbar anmuthenden typischen Bibelauslegung zeigt sich die ganze freie Genialität des großen Neuerers, und es verräth wenig Einsicht, über seine Ableitung des Strafrechts aus „der Staatsraison der Cainitischen Republique" (Erinnerung von 1702 S. 41) etwa mit seinem Biographen Luden zu lächeln. Unsere Zeit hat vielmehr noch ernsthaft von dieser Kainitischen Staatsraison zu lernen, z. B. daß die Strafe nicht von der moralischen Gerechtigkeit, sondern von der Staatsgewalt diktirt wird. — Von Seth und Kain geht's dann weiter über die Sündflut und über die Patriarchengeschichte zu den Kindern Israel und zum mosaischen Gesetz. Ueberall giebt es Anknüpfungen und Typen

*) Vergl. Thomas' „Summarischen Entwurff Derer Grund-Lehren". 1699, Th. I. Kap.. XVI § 20—23.

Digitized by Google

für die Grundlehren des decorum in reicher Fülle. Wir können es deutlich aus unserem Manuskript erkennen.

Das erste Stück zeigt Thomas als Gegner der allegorischen Bibelauslegung. Und in der That ist seine typische Deutungsweise von der üblichen Allegorie entfernt. Er glaubt ernstlich an die Geschichtlichkeit aller einzelnen Berichte, bemüht sich, sie nach dem Wortsinn zu verstehen, und erst die wörtlich verstandene Urgeschichte stellt ihm die Urbilder seiner Anschauung vor Augen:

17.

Gen. III 15 erkläret er literaliter, und nernet die Schlange ein schönes Thier, welches vor dem Fall Adams gehen und reden können, nachgehends aber dahin verdammet worden, daß es auf dem bauch kriechen und erden fressen müsse. Er beweisets daher, und spricht: Was der Teufel in der Schlange, oder im Paradies zu thungehabt, da die heiligsten Creaturen gewesen? Und solte Adam das nicht gemercket haben, da er doch wohl daher gewust, was die Schlange vor ein thier gewesen, weil er ihr den namen gegeben. Die Fabeln Aesopi hätten wohl sensum allegoricum, aber nicht Pentateuchus. Hier müßte alles literaliter ercläret werden. Dann so man vom sensu literali abginge, könte man nicht wissen, was es eigentlich bedeute. Dann ein jeder legte die schrift nach seinen eigenen affecten aus, und stecke in praejudicio auctoritatis. Den Teufel wollen sie hier mit haaren herbey ziehen. Und da kommen in der that garstige Dinge heraus. Man vergleiche doch nicht Christum und den teufel, wann man ja etwas allegorice explicíren will. Wer sensum allegoricum recht verstehen will, muß erst desselbigen guter Freund seyn, der es geredet, und sein gemüht erkennen. Also auch hier. Wer Gott hieraus verstehen will, muß erst ein rechter Freund Gottes seyn, und Gott recht erkennen lernen.

Kain ist der Begründer des decorum:

18.

Das decorum, wie auch cultus externus komme von den Cainiten her. Den kann nun ein frommer auch mitmachen, damit er andere gewinne.

Digitized by Google

19.

Cain wäre nicht so ein Kerl gewesen, der ein so große Keül auf dem buckel gehabt, damit er seinen bruder niederschlagen.

Die Thurmbauer von Babylon sind Typen des Hochmuths:

20.

Die Babylonier hätten nicht würcklich einen solchen thurm bauen wollen, dessen spitze bis in die wolcken reiche, sondern dadurch werde nur ihr Hochmuht angedeutet, sonst hätten sie über hundert meilen zum Umkreis nehmen müssen, das fundament darauf zu legen, wie die mathematici ausgerechnet.

Vater Noahs Speisegebote (Gen. 9, 3. 4) geben Anlaß, die Diät*) vom Standpunkte des decorum und der Naturphilosophie zu erörtern:

21.

Ein jeder bißen, den der Mensch esse, ist ein zeichen seines elendes. Denn vor dem Fall habe er so thierische Früchten nicht gegessen wie itzo. Solche wären alle himmlisch gewesen. Der Thierische Geist aber in der verbotenen Frucht habe das himmlische leben ausgetrieben, als wie ein starcker gift. Dann es grausam in ihnen operiret, ihr himmlisch Geistlich Geblüt angestecket so daß ihre himmlische Kraft nach und nach abgenommen, daß sie fühlten, es friere sie, es schläfere sie. Da wäre nun der Mensch gestorben und annihiliret worden, wann ihm Gott nicht ex misericordia zugelassen, die thierischen Speisen mässig zu gebrauchen, bis er durch den tod das andere böse wesen ablegen lernete, und davon separiret werde, daß er sein voriges geistl. wesen wieder bekomme.

22.

Kas und Brod seye die beste Speise, weder sauer noch süs. Andere, welche zur Geilheit treiben, solle man nicht essen, dann durch die Unmässigkeit wären wir des jämmerl. todes gestorben. Mässigkeit aber mache uns wieder lebendig. Und je mehr man das fleisch der thiere fräße, je thierischer würden wir.

Dann eine gelegentliche Notiz, wohl zu Gen. 17, 14:

*) Vergl. Cautelen 1729. Kap. 18 § 44 ff.

Digitized by Google

23.

Ausrotten aus dem Volk heise so viel, als seine Religion und privilegien nicht mehr genieſſen.

Die Geschichte von Loth und den Sodomitern giebt prächtige Beispiele zur Lehre von den Affekten (24. 25. 28.), die von Loths unmoralischen Töchtern liefert einen Anlaß zur Polemik gegen den Hexenglauben (Zauberei durch Liebestrank 26), und einen Beitrag zum Kapitel: Moral und Strafrecht (27).

24.

Die Leute zu Sodom wären nicht würcklich mit blindheit geschlagen worden, sondern da sie im zorn alzusehr ergrimmet, hätten sie davor nicht sehen können. Wie manchmahl ein zorniger nicht wisse, was er in seinem zorn thue.

25.

Loths Weib wäre auch nicht zu einer würckl. Salz-Seule worden, sondern wäre für schrecken erstarret, und in eine Ohnmacht zur erden gefallen und tod blieben. Eben wie es ihm (Thomasio sc.) ergangen, da der blitz vor seinem Fenster vorbey in den Thurn geschlagen.

26.

Loths Töchter hätten ihrem Vatter ein so starken trunck gegeben, daß er dadurch ganz von seinem Verstand kommen, wie man in Orient einem malificanten dergleichen vermischten Wein gegeben, daß er ganz dumm worden und nicht gewußt, wie ihm geschehen. Christus auch selbst ein solchen Essig-trank empfangen.

27.

Wann man allen Hurern den Kopf wolte abschlagen lassen, würde es doch nicht besser werden, auch damit Christo keine Satisfaction geschehen. Ein Fürst könte nichts darzu, daß es so elend mit den menschen stünde. Wolte er einmal dieses zu strafen anfangen, würden blutwenig ihre Köpfe behalten.

28.

Ein Mensch seye die allerelendeste Creatur auf der Welt, und elender als das vieh, dann er würde von allen affecten beherrschet, dieses aber nur von einem.

Digitized by Google

Besonders ergiebig ist Abrahams Geschichte. Abraham ist höflich:

29.

Abraham bückte sich vor Ephron. Also müsse sich ein jeder nach dem decoro richten und accommodiren, wann er fortkommen wolte in der welt. Obj. das ist von der welt? Resp. Narr, Ziehe deine schuh aus, die sind auch von der welt. Obj. Es ist nur heuchlerisch. Resp. meine du es recht, und sey höflich gegen deinen Nächsten, sonst richtest Du nichts aus. Christus hat sich auch einmal so wunderlich gestellt, vielweniger solche Dinge verboten, dann man muß sich nach den affecten den Menschen richten, damit man viel gewinne.

Abraham heirathet ohne Priester. Thomas kann seine ketzerischen Ansichten übers Eherecht daran anknüpfen:

30.

Die Trauung wäre noch eine lehr aus dem Pabstthum, wie Lutherus selbst gestehe. Wann vor zeiten zu Rom jemand contrahiret hätte, hätte er sich nur vom Priester einen zeddel schreiben lassen, das hätte dann die Ehe gemacht. Obj. Turbatur societas. Resp. Conced. Unterdessen ist doch eben die Copulation des Priesters nicht nöhtig.

Abraham ist gehorsam:

31.

Nitimur in vetitum etc. Ercläret er mit exempeln folgender gestalt. Wann ein Fürst einen Bürger hätte, der im 50. Jahre nicht vor das thor kommen, und verbiete ihm nachgehends, daß er künftig auch nicht vors thor gehen solte, damit er sagen könte, er habe einen burger, der in 60. oder 70. jahr nicht vors thor kommen wäre, und dieser H. Urian spazirte vors thor, das er vor niemals gethan, da er ihm nicht verboten. Item wann jemand sein tag keine linsen gegessen, und es würde ihm wegen einer peccirung verboten, ferner keine zu essen, und er wolte einige tage hernach einen ganzen topf voll ausfressen.

Abraham lebt in Bigamie. Die viel beschrieene Lehre Thomas', daß die Bigamie durchs Naturrecht nicht verboten sei*), wird dadurch erhärtet:

*) Vergl. die Dissertation des Jahres 1685: De crimine bigamiae. Besonders § 24 ff.

Digitized by Google

32.

Die Polygamie probiret er so: Quicquid non est contra Jus Naturae, est licitum; Atqui Polygamia non est contra Jus Nat. Ergo etc. Den Minorem beweiset er daher, weil Gott der Herr im alten Testament dispensiret*), u. den Vätern zugelassen. Obj. Patres V. T. ex instinctu divino egisse, ut Messiam accelerarent, et sic Deum toleravisse et concedisse. Resp. Das ist eine schöne heilige begierde, fleischl. begierden herrschen lassen, und vorgeben, fieri propter Messiam. Wann heutiges tags ein Jüdische jungfrau sagen wolte ich habe mich um deswillen beschlafen lassen, damit ich vielleicht den Messiam gebähren mögte, sollte die um deswillen ungestraft bleiben, u. zu entschuldigen seyn? Christus hat die Polygamie im Neuen Testament weder befohlen noch verboten, sondern die Frage der Pharisäer decliniret, dann es sey ein schreckl. elend, viel weiber nehmen, wann man arm wäre und kaum einer Unterhalt schaffen könne. Wann man aber reich, und darben ein Sanguineus, daß man sie doppelt versorgen könne, wäre es nicht verboten, weder von Gott noch von den Gesetzen.

Die Erfahrungen Sarahs mit fremden Fürsten schärfen Regeln des decorum für den ehelichen Umgang ein:

33.

Die Menschen concumbirten tag u. nacht, und wären also in diesem stück schlimmer als das vieh, das des jahrs einmahl brunste, oder doch seine richtige Zeit hielte. Und durch Gottes Gnade könte mans dahin bringen, das mans nicht aus fleischl. Lust, wie das vieh, sondern ganz indifferent, aus vernünftiger Liebe und Gemühtsruhe concumbire.

34.

Gott habe zur zeit des menstrui zu concumbiren um deswillen verboten, weil dadurch die erzeugten Kinder die Gräze und den Erbgrind bekämen.

Das zweideutige Benehmen Abrahams bei diesen Gelegenheiten veranschaulicht den Unterschied von falsiloquium und mendacium:

*) Vergl. De crimine bigamiae § 35.

Digitized by Google

35.

Falsiloquium seye erlaubt, aber nicht mendacium. Dann jenes geschehe aus einer guten intention, dieses aber aus einer begierde zu schaden. Jenes hätten Abraham, Moses die Egyptischen Ammen gethan, und die Medici thäten es noch tägl.

Von Abraham zu Moses! Die egyptische Finsterniß giebt Thomas Anlaß, seine wunderbare Naturphilosophie vorzutragen.*)

36.

Die Luft und Licht wären geistlich, und keine Cörper, die nicht gesehen werden könnten. Die Luft sey ein finster wesen und der Creaturen tod. Licht aber ein erwärmender und erleuchtender Geist. Jene würde der teufel genennet, weil sie finstere Dinge würcket, den Menschen mache sie traurig und melancholisch und bringe schädl. würckungen hervor. Dieser herrsche in den Kindern des Unglaubens, wann sie ihn durch essen und trincken, durch wasser u. dünstl. Dinge vermittelst der Nasen in sich ziehen. Welches, alles sich dann mit dem geblüt vereinige, u. wollüstig, geizig und ehrgeizig mache, denn des leibes leben ist im blut. Das licht aber seie ein reiner wärmender geist, mache freudig u. lebendig. Daher sey der Teufel kein thier, sondern Geist.**) Er sey nicht Claus Ruprecht, auch nicht so ein bock, obschon einmahl die Pfaffen in Clöstern aberglauben getrieben, ein bock mit brandewein vollgemacht und in die stube eines fluchers laufen lassen, welcher dann erschröckl. geblöcket, u. curieuse posituren gemacht, daß der flucher fast verzweifelt und gemeinet, der Teufel sey leibhaftig da. Das dann in die Catechismos gemahlet worden, und von den Lutheranern, als semina Papatus, dem volck einen schrecken damit einzujagen, fortgepflanzet worden, wozu Augustinus, Bernhardus etc. viel geholfen, als welchen er bald in Gestalt einer Sau, bald eines Löwens erschienen seyn sol, das aber nicht wahr ist.

*) Vergl. Cautelen 1729, Kap. 13 § 11 ff. S. 264 ff.

**) Ebenso sagt er De crimine magiae § 6: Der Teufel ist eine geistige oder unsichtbare Substanz, die durch Vermittlung der Luft oder natürlicher Korpuskeln aus Wasser oder Erde auf geistige oder unsichtbare Weise in den ruchlosen Menschen wirkt. — Am eingehendsten hat Thomas seine Naturphilosophie dargelegt im „Versuch vom Wesen des Geistes". Halle 1699.

Digitized by Google

Die egyptischen Zauberer rufen den berühmten Verfasser der Dissertation de crimine magiae*) auf den Plan:

37.

Er glaube auch Hex- und Zauberey-Kunst; es sey aber nur eine unbekante Natur-Kunst, wie die meisten ex Oriente gewesen. Wann aber diese Kunst zum schaden anderer gebraucht werde, so wärens venefici, die man verbrennen müste.

38.

Der Mensch sey selbst der Teufel mit seinen bösen begierden, die aus seinem herzen kommen. Dann ein Mensch ist des anderen Teufel der im geblüt steckt, und keine bärenfüsse und drachenschwanz hat. Niemand ist er erschienen mit hörnern u. mit Klauen wie er in Postillen stehet. Allein wir stecken gar tief in praejudicio auctoritatis, und können des thörigten Concepts nicht los werden, weils unsere Väter sagen. Abi scurra, halts maul. Wann von dem Sympathetischen pulver etwas angezündet wird, so entzündet sich das andere auch, wann es schon vierzig meilen davon läge. Da müste man nicht gleich sagen, das sey hexerey, der Teufel thue es. Wer habe vor 60. jahren was von der Degen-salbe gewußt, da man den blutigen Degen verbindet, und vulnus inflictum heilet. Das ist nicht hexerey. Jt. wann einer einem Hund von seinem blut zu fressen gibt, so geht er nicht von ihm. Wer da nun versteht, was vor communionem licht und luft miteinander haben, wie immer ein Geist den andern an sich ziehe, der wird nicht gleich sagen: Der Teufel thuts. Magia est vel naturalis, vel occulta. Es bilden sich manchmal leute ein, sie hätten frösch im leibe, wie jener sich eine lange nase

*) Halle 1701. — Dagegen traten auf Frid. Romanus: An dentur Spectra Magi et Sagae. Lpz. 1703, und Petrus Goldschmidt: Verworffener Hexen- und Zauberer-Advocat Das ist: Wohlgegründete Vernichtung des thörichten Vorhabens Hn. Christiani Thomasii usw. Hamburg 1705. — Eine anonyme Uebersetzung der Dissertation Thomas' erschien Halle 1703, dann gab sie Joh. Reich deutsch heraus: Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberey, ... aus anderer gelehrten Männer Schriften erläutert usw. Halle 1704 u. oft. — Zum ersten Male hatte sich Thomas gegen den Hexenglauben schon gewendet im Nachwort zu seiner Ausgabe des Mystikers Poiret von 1694 (De eruditione solida superficiaria et falsa), S. 38 f. — Aus späterer Zeit vergl. seine Vorreden zu Websters Untersuchung der vermeinten Hexereyen (Halle 1719) und zu Hutchinsons Historischem Versuch von der Hexerey (Lpz. 1726).

Digitized by Google

eingebildet, welchen beiden ein Medicus geholfen, da er jenem einen zober voll Frösche, und diesem eine frische Kuhleber zeigte. Kunigunda muste zu Nürnberg zu erweisung ihrer Keuschheit auf einer glüenden pflugschaar stehen, allein die hhl. Mönche waren klug, und schmierten ihre füsse mit wintergrünsaft. Die Egyptische Zauberer haben ihren Hockes bockes gemacht, u. durch eitel Geschwindigkeit die stäbe wegpracticiret, it. das meer rot gemacht, welches sie mit 2 U. farbe thun können. Das alles ist nicht gleich Hexerey gewesen.

Daß diese Betrachtungen unter 37. und 38. in der That den Zweck hatten, Mißdeutungen der Dissertation de crimine Magiae abzuwehren, geht hervor aus Thomas' eigenen Worten in der „Erinnerung wegen seiner künfftigen Winter-Lektionen auff das 1702. und folgende Jahr", wo er sagt: „Nachdem ich leider erfahren müssen, daß man durch meine Disputation de crimine Magiae Gelegenheit genommen, mich fälschlich zu beschuldigen, als glaubete ich keine Teuffel . . . habe ich Gelegenheit genommen, bey dem discurs von denen Aegyptischen Zauberern meine Unschuld klärlich zu zeigen, und meine Meynung von Hexen ausführlicher . . . zu melden." (Christian Thomasii Kurtze Lehrsätze von dem Laster der Zauberey. o. O. 1703. Anhang.) Diese Worte und die darauf folgenden Ausführungen bestätigen die muthmaßliche Datirung unserer handschriftlichen Notata ins Jahr 1701.

Von Aegypten geht es zum Berge Sinai, zum Gesetz. Das mosaische Gesetz von der Heiligung des Sabbaths ist ein Typus der Gesetzgebung in Religionssachen überhaupt und zeigt, wie der ganze kirchliche cultus externus nicht unter den Begriff der Frömmigkeit, sondern unter den des decorum fällt*):

39.

Die Feyrung des Sonntags sey lex humana von Constantino M. gegeben, und zwar (uti LL. Symb) In gratiam Servorum et ancillarum. Die Alt-Väter vor Mose wären ihr Tage nicht auf Stülen und bäncken zusammen gekommen, gepredigt, georgelt, gesungen, gepfiffen, sondern ihr cultus habe bestanden in Einfalt, in wahrer liebe Gottes u. des Nächsten.

*) Vergl. Vom Rechte eines Christl. Fürsten in Religionssachen § 35—38. — De iure principis circa adiaphora. Diss. 1695. Besonders Kap. II § 6

Digitized by Google

40.

Das Gesetz seye zu Mosis Zeiten um deswillen eingerücket worden, weil die Juden hartnäckig gewesen, und vom opfern nicht ablassen wollen.

41.

Adam habe nicht catechisiret unter den Bäumen wie Lutherus meinet, dann es heist nicht: da fing man an, von dem Namen des Herrn zu reden, sondern, da fing man an sich zu trennen, mit anderen namen zu nennen, u. Secten zu machen.

42.

Der äuserliche und gekünstelte Gottesdienst komme von denen Cainiten her, welche sich von denen einfältigen Patriarchen getrennet, die das beste freywillig aus liebe zu Gott opferten. Dann als dieses Cain überlegte, dachte er, Abel ist ein Narr, daß er das beste verbrennt, das ist ja immer schade davor, es wird Gott nicht viel dran gelegen seyn, ob was gutes oder schlechtes verbrannt werde, nahme also quid pro quo, u. daraus entstunde der Brudermord. Da nun dieser geschehen, wuste sich Cain vor angst seines Gewissens nicht zu behalten, fing dannen hero an, eine stadt zu bauen, um sich darin zu defendiren. Damit er aber das Volk an sich lockete, so machte er einen äuserlichen Gottesdienst. Hernach kam Jubal und Tubalcain. Da gings lustig her, dann die pfiffen dazu. Die Priester opferten immer drauf los, frassens auf und sagten dem Volk für, als wolte es Gott so haben. Machten auch Götzen-Statuen u. allerhand bilder, daraus die Oracula entstanden. Dieser irrige Dienst hatte auch in ganz Egypten überhand genommen, daß auch die meisten Israëliten damit angesteckt waren. Darum führte sie Gott aus Egypten heraus, u. lies sie in der Wüsten mangelleyden, an wasser brod u. dergl. daß sie ihn wieder erkennen mögten. Aber sie murreten u. wolten wieder in Egypten. Als nun Moses lang auf dem berg war, so machten sie andere Götter. Da sie nun so unglaubig waren, so gab ihnen Gott etliche Gesetze, als vom Sabbath, vom Passa. Darbey solten sie gutes thun, und einander lieben. Das heiligen des Sabbaths be-

Digitized by Google

stunde darin, daß der Mensch ruhen und gutes Muhtes seyn, auch gedencken solte, wie sie in Egypten so hart gedränget worden. Gott habe aber nicht ein so äuserliches ceremonialisches Wesen zu machen [vorgehabt], daß man in die liebe Kirche gehen, dahin sitzen, singen, orgeln solte, welches mehr zum Tanz, als zur Andacht gehöre. Die Heiligung müste im Herzen vollbracht werden. Das Reich Gottes müste in uns seyn, welches Christus durch seine Zukunft in uns anrichten wollen, daß wir einander gutes thun, und lieben sollen, welches so wol am Montag als Sontag verrichtet werden sol. Gott legte den Juden ein schwer joch auf, daß sie musten bald so bald so opfern, und Moses fast nicht alles mercken konte, wenns nicht ordentl. geschähe, um sie mürbe zu machen, damit, wann ihnen dieser cultus externus recht beschwerlich vorkomme, sie Gott wieder nach der vorigen art dieneten. Dieser äuserliche Gottesdienst ist bis ins neue Testament auf die Pharisäer kommen und von diesen ins Pabstthum, bis auf diese Zeiten, da es noch bey solchen äuserl. Dingen blieben ist, ob gleich Christus solches abgeschafft, und Paulus Col. II.*) wieder die geredet, die da meinen, wer nur hier brav gesungen und dem Baal gedienet, der werde im Himmel noch lustiger seyn. Da würde man essen u. trinken, u. von frölichem Muht jauchzen. Da würde man aufstehen und spielen. Da werde man sitzen auf stülen und richten die Zwölf geschlechte Israël. Des freuet sich das arme Volck, und die alten weiber weinen brav darzu. Dem Wollüstigen ists ein gefunden fressen, u. der geizige meint da alle Schätze zu bekommen. Was er hier ungern gegeben, werde er da hundertfältig wiederbekommen. Und darüber wird dann der wahre Cultus vergessen. Gott sagt Gal. IV.**): Eure opfer stinken mich an, u. macht euch über Festtag und Speisen kein Gewissen. Ich sage nicht, daß der Sabbath nicht mehr nutze, sondern man soll es nicht aufs opus operatum ankommen lassen, u. in Geist u. Wahrheit Gott anbeten. Wahrheit aber heist in H. Schrift so viel als rechtschaffen u. Gottseelich leben. Daher Lügen thun Apoc. III. 9 ein Gottloses leben

*) Kol. 2. 16.

**) Thomas hat wahrscheinlich im Anschluß an Gal. 4, 10 an eine Stelle wie Amos 5, 21 gedacht.

Digitized by Google

bedeutet. Moses hat ihn nicht angeordnet, sondern Constantinus. Was gehet uns aber dieser mit seinen Legibus an, der den Juden zu trotz den Sontag gestiftet. Daher er im Anfang nur bey Hof u. in städten gefeyret worden. Die bauern im gegentheil haben gepflüget, bis der Pabst darzu kommen, u. es absolute geboten. Man kann nicht finden, daß Christus oder die Apostoln aus Christl. Freyheit den Sontag eingesetzt. Wanns ja Juris Divini ist, warum feyren wir nicht mit den Juden?

* * *

4. Die Grundregeln.

Bei diesem Stücke endigt das Manuskript. Wir wollen Thomas' Lehre nicht darüber hinaus in ihre Einzelheiten verfolgen*), sondern von der breiten historischen Ausmalung, die er ihr gegeben hat, noch einmal zu den drei Grundregeln des iustum, decorum und honestum zurückkehren.

„Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue den Anderen nicht!" — die Regel der Gerechtigkeit. „Was du willst, daß es dir geschehe, das thue den Andern!" — die Regel des Dekorum. „Was du willst, daß es der Andere an seinem Platze thue, das thue du an deinem!" — die Regel der Sittlichkeit. In klarster Form hat Thomas an diesen drei Regeln die Wirklichkeit begriffen. Die Regel des Tobias (4, 16): „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht" erkennt er als bloß r e c h t l i c h e Norm. Den gemeinhin für sittlich gehaltenen Satz: „Was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen" (Matth. 7, 12) erkennt er als n o c h - n i c h t - s i t t l i c h, sondern als nur das decorum betreffend. Und mit der Einsicht endlich von der Harmonie, in der unser Handeln mit unserm Ideal vom Handeln Aller stehen muß, ringt er sich zu einer Formulirung des S i t t l i c h e n durch, die selbst durch Kants Formel des Moralprinzips nicht überboten ist. Die Maxime meines Handelns muß zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung tauglich sein, das sagt mir nichts Anderes, als die

*) Den besten Ueberblick über die einzelnen Lehren des decorum giebt in kurzen Thesen der S u m m a r i s c h e E n t w u r f f oder Grund-Lehren, die einem Studioso Juris zu wissen ... nöthig. Halle, Renger 1699, Cap. XVI S. 113—120.

Digitized by Google

Forderung Thomas', mein eigenes Thun nur dann als gut zu beurtheilen, wenn ich wünschen darf, daß jeder Andere an seiner Stelle ebenso handle.

Den ersten Schritt zu dieser hohen Einsicht hat Thomas gethan, als er Pufendorffs Anhänger ward und den Grundsatz der socialitas in seiner fundamentalen Bedeutung für das rechtliche und sittliche (naturrechtliche) Leben erkannte. Weiter führte ihn die liebevolle Beobachtung der wirklichen Welt mit ihren Sitten und ehrbarlichen Gebräuchen, mit ihrem decorum. Auch dafür ist zwar die socialitas die Bedingung, unter der allein es sich entwickeln kann; aber seine Kraft empfängt es weder von ihr noch von intellektuellen Erwägungen, sondern von den Affekten, den natürlichen Trieben des Willens. So genöthigt, dem, was der Wille sei, nachzudenken, stößt Thomas auf das Problem des guten Willens. Denn die von den Formen des bloßen decorum gestalteten Willensregungen bestanden vor seinem sittlichen Ernste nicht die Probe moralischer Güte. Seine Berührung mit den Pietisten ist es, die ihm hierfür den Blick schärft. Er erkennt, wie sie, die sittliche Minderwerthigkeit von Höflichkeit und ehrbarlichem Brauch. Aber er verwirft das decorum nicht mit ihnen, sondern er weist ihm einen vorläufigen Platz an, sucht und findet Formeln dafür und benutzt das Gefundene, um nun den Ausdruck für das zu suchen, das höher ist als das decorum. So entdeckt er die lange verschüttete Wahrheit vom imperium voluntatis, vom Primat des Willens wieder und findet nun auch die Formel für das eminens bonum, das durch den an keine Legislatur gebundenen guten Willen dann zu Stande kommt, wenn er sich die Regel giebt: Quod vis ut alii sibi faciant, tu tibi facies.

Es sind also drei Momente, die Thomas aus der Tiefe seines persönlichen Lebens hat hervorwachsen lassen und dann zur epochemachenden Grundlegung seiner ganzen wissenschaftlichen Wirksamkeit gemacht hat: der Sozialismus Pufendorffs, der Voluntarismus der Pietisten und sein eigener gesunder Wirklichkeitssinn. Nur weil er die beiden ersten Kräfte sich nicht nur intellektuell, sondern auch ganz persönlich zu eigen machte, hat er das große Werk vollenden können; aber ganz sein Eigenes und Besonderes war doch das Dritte. Und darauf ruht der besondere Reiz und die Bedeutung seiner Vorlesungen de iure decori.

Digitized by Google

Man kann sagen: ihre welthistorische Bedeutung. Denn durch die Pflege des decorum im Sinne Thomasens hat die Universität Halle dem jungen preußischen Staat seine Staatsbeamten erzogen. Der viel gefeierte Geist des alten preußischen Beamtenthums, der unser Vaterland groß gemacht hat, ist der Geist des recht verstandenen decorum. Der Altpreuße begnügte sich, dem strengen Recht seine enge Grenze zu lassen: zu verbieten, was dem gemeinen Nutz Schaden stiftet; er regelte sein äußeres amtliches Verhalten ehrbarlich nach der positiven Norm des decorum und verwaltete seinen Beruf so, daß er suum cuique widerfahren ließ; und er kannte noch ein Höheres, die Tugend: aber die ging Niemanden weiter was an, als den lieben Gott.

Digitized by Google

Entstehung und Leben der Sprache.

Von

Chr. D. Pflaum.

Plato hat im Kratylos die schon zu seiner Zeit ziemlich mannigfaltigen Anschauungen namentlich über den Ursprung der Sprache in zwei Gruppen geschieden: Ursprung der Sprache durch Satzung, und Ursprung der Sprache „von Natur". Zieht man die volksthümlichen Annahmen mit in Betracht, so kann man seine Gruppirung auch heut zu Tage gelten lassen; beschränkt man sich auf die Uebersicht der wissenschaftlichen und philosophischen Erörterungen, so begegnet man heute kaum noch einer Vertretung der Ansicht von der Entstehung der Sprache durch Satzung.

Daß die Sprache durch ein besonderes Schöpfungswunder in die Welt gekommen sei, ist der letzte Schluß selbst eines Herder und Wilhelm von Humboldt, die sich sowohl um die Deutung einer großen Zahl sprachlicher Einzelerscheinungen, wie um die Entstehung einer methodischen Sprachgeschichte überhaupt aufs Höchste verdient gemacht haben. Ebenso wenig wie die Voraussetzung einer Schöpfung, also eines einmaligen Aktes, eine Erklärung der doch nicht abzuleugnenden Entwicklung der Sprache und der Mannigfaltigkeit der Volkssprachen genannt werden kann, kann es die Zurückführung der Sprache auf die Erfindung eines Heros oder menschlichen Genies und die darauffolgende Vereinbarung einer menschlichen Gemeinschaft. Hier wie dort wird eine vorausschauende Vernunft als erstes Agens gesetzt und der Versuch eines Verständnisses der Motive, welche diese Vernunft zur Stabilirung der Sprache als Ausdrucks- und Verständigungsmittel bestimmt haben, einfach abgewiesen oder auf eine vage Zweckmäßigkeitsüberzeugung beschränkt.

Solche Erfindungs- und Wunderhypothesen entsprechen der auch anderen Problemen gegenüber sich äußernden Neigung, mensch-

Digitized by Google

lich-geistige Abstrakta zu hypostasiren, die Veränderung neben der Konstanz der Erscheinungen zu übersehen und aus der Behauptung bewußter oder absoluter Zweckmäßigkeit einen intellektuellen Fortschritt zu vermitteln, der lediglich durch Aufzeigung von Bedingung und Folge bezw. Ursache und Wirkung zu erreichen ist. In Anbetracht der Sprache sieht man nicht, daß es „die" Sprache gar nicht giebt, sondern nur eine Vielheit von Sprachen der Individuen und Gemeinschaften; daß ferner eine jede Sprache lebt, daß ihre Worte sich abwandeln und theils verfallen, daß Sprache bei jedem Individuum neu ersteht und Worte ganz neu auftauchen, daß mithin in keinem Sinne davon die Rede sein kann, die Sprache und ebenso die Sprachen seien die Aeußerung einer vollkommenen Sprachbefähigung; daß schließlich die Sprache nichts für sich ist, sondern bedingt ist von der sonstigen Anlage des sprechenden Organismus und sich in seine Funktionen eingliedert, sowie daß die „Begründung" so und so vieler Pleonasmen und Widersprüche durch Setzung einer nur uns eben nicht erkennbaren, aber [illegible]h wirksamen „Zweckmäßigkeit" des Vorhandenen lediglich ein billiges asylum ignorantiae ist. Die „Tendenzen", „intellektuellen Strebungen" u. dergl., von denen auch moderne wissenschaftliche Werke im Sinne personifizirter Kräfte reden, sind Ueberbleibsel jener wesentlich überwundenen Anschauungsweise.

Der Satz, die Sprache ist φύσει entstanden, besagt im Gegensatz zu den Erfindungs- und Wunderhypothesen wohl, daß übernatürliche Mächte als Faktoren der Sprache nicht anerkannt werden, im Uebrigen aber noch nichts. Auch Herder und Wilhelm von Humboldt gehen ja bei der Rückwärtsverfolgung der Sprache ein großes Stück gewissermaßen mit der Natur, auch sie bestreben sich, die geschichtlichen Daten als Entwicklungsstadien der aktuellen Sprachwirklichkeit zu interpretiren. Indeß, es soll g a n z e Arbeit gemacht werden, schon deshalb, weil ohne Willkür der Moment unbestimmbar ist, wo Gott oder das Genie aufgehört und das „natürliche" Geschehen angefangen hat.

Die Mannigfaltigkeit der Ansichten, welche unter dem Schilde „φύσει" sich bergen, geht in erheblichem Maße parallel dem Wandel der Anschauungen über Leben und Werden des Menschen überhaupt. Namentlich offenbaren dies die Erörterungen, ob die Sprache vor der Vernunft oder die Vernunft vor der Sprache gewesen ist oder ob Vernunft und Sprache als aneinander gebundene gleichzeitige Bethätigungen eines zugleich psychischen und physischen Wesens an-

Digitized by Google

zuerkennen sind. Je mehr die letztgenannte Ansicht in den Vordergrund rückt, desto mehr zeigt sich das Bestreben, einerseits das geschichtliche Material an sich und in Rücksicht auf das Aktuelle umfassend und gründlich zu bearbeiten und andererseits im Hinblick auf die weitreichende Uebereinstimmung der Entwicklung und der Funktion des menschlichen und des thierischen Organismus auch die Sprache naturwissenschaftlich-ontologisch zu untersuchen. Die bedeutsamste Anregung und Förderung wissenschaftlicher Sprachforschung hat der im vorigen Jahrhundert mit neuen Mitteln vertretene Entwicklungsgesichtspunkt gegeben, welchem Natur- und Geisteswissenschaften ebenso wie die geschichtlichen Disziplinen auch im Uebrigen ihren Aufschwung in so hohem Grade zu danken haben.

Der älteste Versuch, die Sprache φύσει zu erklären, ist die Nachahmungstheorie der Stoiker. Sie läuft darauf hinaus, daß der Mensch die Vorgänge der Außenwelt unmittelbar und mittelbar lautlich nachgeahmt habe. Die Theorie kommt in die Verlegenheit, wohl für die Beschaffenheit der Sprachlaute eine Analogieerklärung zu geben, aber auf die Erklärung der Sprechbewegungen verzichten zu müssen und überdies die „mittelbare" Nachahmung nur im Sinne der Erfindungstheorie rechtfertigen zu können. Die Nachahmungstheorie geht von dem auch heute noch sehr volksthümlichen Irrthum aus, als habe das Wort mit dem von ihm bezeichneten Gegenstande oder Vorgange nothwendig etwas Gemeinsames, als liege in dem Worte „Pferd" auch ein Merkmal des wirklichen Pferdes, — und behält diesen Irrthum grundsätzlich bei. Immerhin hat die Nachahmungstheorie einen guten Kern, insofern sie die Wurzel eines großen Theils der Worte in der Nachahmung von Schalleindrücken aufzeigt. Um die Heraushebung dieses Kerns hat sich Herder in seiner Abhandlung aus dem Jahre 1772 „Ueber den Ursprung der Sprache" und nach ihm Steinthal, dessen bezügliche Erörterungen in dem von ihm geschaffenen Begriffe „Lautreflex" gipfeln, verdient gemacht. Die Stoiker selbst sind sich des Unzureichenden ihrer Theorie zur Erklärung der Gesammtheit der Sprachformen und der ihnen zu Grunde liegenden Vorgänge bereits bewußt geworden.

Wie sonst auch, trat ihnen hier Epikur entgegen — leider nicht zur Seite. Epikur, Lucrez und später J. J. Rousseau haben ihrerseits die Naturlauttheorie gegeben. Sie besagt, daß der

Digitized by Google

Ursprung des Wortes ein zufälliger und daß das Wort die Fixirung eines in starker Gemüthserregung ausgestoßenen und später durch allerlei Zufälligkeiten modifizirten Lautes ist; das Kind, sagt Lucrez, bringt einen Laut hervor und verweist zugleich mit dem Finger auf den Gegenstand, der den Laut veranlaßt hat, und offenbart damit, wie der Laut und das aus seiner Wiederholung erstandene Wort zu der engen Verbindung mit seiner Sachbedeutung kommt. Die große Tragweite der Naturlauttheorie hat sich bewährt; sie hat die philosophische und später die physiologische und psychologische Untersuchung von Ursprung und Leben der Sprache am nachhaltigsten angeregt. Ihre Wahrheit illustriren am besten die Interjektionen, die Repräsentanten der Gemüthserregungen in der Sprache. Insoweit die Worte aber Sachbezeichnungen sind, gleichgiltig ob sie Dinge, Zustände, Vorgänge oder Merkmale betreffen, lassen sie sich nur in seltenen Fällen aus der Ablösung von einem Gefühlsschrei ohne besondere Umstände begreifen. Damit verknüpft sich die weitere Schwierigkeit, aus dem an sich nur das Individuum betreffenden Gemüthzustande und dem zugehörigen Naturlaute den Charakter der Worte als Verständigungsmittel gelegentlich von Person zu Person und ständig innerhalb einer Gemeinschaft abzuleiten. Rousseau hat ja, um dem Uebel abzuhelfen, Uebereinkunft der Glieder einer sozialen Gemeinschaft angenommen; aber solche Uebereinkunft, insoweit sie überhaupt etwas zu erklären vermag und nicht einen Rekurs zur oben bekämpften Erfindung bedeutet, als irgend wann geschehen anzuerkennen, widerspricht allen geschichtlichen und ontologischen Beobachtungen über die Natur gesellschaftlichen Lebens und der Sprachbildung im Besonderen und erschöpft überdies das Problem bei Weitem nicht.

Lazarus Geiger und Ludwig Noiré haben die Naturlauttheorie fortzuführen und das an ihr Unzureichende zu leisten unternommen. Beide Forscher sind zunächst darin einig, daß eine logische natürlich-nothwendige Beziehung zwischen dem Laut bezw. Wort und seiner Bedeutung nicht besteht und daß die thatsächliche Beziehung eine äußerliche und zufällig entstandene ist. Geiger charakterisirt den ursprünglichen Sprachlaut als einen Reflexschrei in Folge äußerer Einwirkung, der von den Mitmenschen wahrgenommen und wiederholt wird und so die Bedeutung als Bezeichnung einer Situation für eine Vielheit von Menschen gewinnt. Noiré sieht in der ursprünglichen Sprache das spontane Hilfsmittel bei der Arbeit, sie ist, nach ihm, von Anfang an gemein-

Digitized by Google

sames Produkt der gemeinsam Arbeitenden, die sich die ersten Sprachlaute wechselseitig zurufen; so erklärt sich nach Noiré besonders das Zusammentreffen von Erzeugen und Verstehen der Sprachlaute und der Charakter aller Sprachwurzeln als Thätigkeitsbezeichnungen. Auch Max Müller theilt diese Auffassung, auch ihm genügt der clamor concomitans einfachster Handlungen zum Verständniß der als ursprünglich angenommenen Sprachwurzeln. — Die Anerkennung einer nur assoziativen und nicht nothwendigen Verbindung zwischen Laut und Bedeutung ergiebt die Verpflichtung, die Motive der Verbindung im Einzelnen darzulegen; wenngleich die genannten Forscher für eine Fülle von Einzelheiten solche Motive dargethan haben, so ist doch der generelle Verzicht auf die Begründung, den die Proklamirung des Zufalls in sich schließt bezw. der aus der Gemeinsamkeit der Arbeitsinteressen und der Gleichartigkeit der Sprachäußerungen entnommen wird, ganz unhaltbar. Geigers Reflexschrei kann man überdies als primitive Lebensäußerung nicht voll gelten lassen, da das Moment der Vererbung der anatomischen Struktur bezw. der Funktion als Voraussetzung des Schreiaktes in Betracht zu ziehen ist. Das Bedeutsame der Leistungen dieser Forscher dürfte einerseits in der Betonung der Untersuchung der Sprache als eines Verständigungsmittels und andererseits in ihren weitreichenden positiven Feststellungen zur Urgeschichte der Sprache liegen.

Für die Ergebnisse der Paläontologie der Sprache ist das Wort „Sprachwurzeln" typisch. Was Männer wie Bopp, Grimm, Pott, Benfey, Schleicher, Curtius, Brugmann, Max Müller, Windisch, Delbrück u. a. als „vergleichende Sprachwissenschaft" direkt und indirekt geleistet haben, das läuft hinaus auf eine Aufstellung einer Mehrheit von Sprachfamilien und einer Vielheit von Sprachwurzeln als Ausgangspunkte der Sprachgestaltungen in jeder Familie, von Sprachwurzeln, die sich mit einander verbinden, aneinander abschleifen, verfallen und wieder rein zur Geltung kommen. Der Weg dieser geschichtlichen Forschung ist infolge der Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit des gegebenen Thatsachenmaterials nicht nur nicht einwandsfrei, sondern er ist vor Allem begrenzt. So schätzenswerth die Ergebnisse der kaum neun Jahrzehnte alten „vergleichenden Sprachwissenschaft" und selbstverständlich nicht minder der Einzel-Sprachforschung sind, — solange die Sprachwissenschaft ausschließlich auf geschichtliche Daten sich stützt, vermag sie weder das Erkenntnißbedürfniß in Bezug auf die An-

Digitized by Google

fänge der Sprache noch das in Bezug auf ihre Entwicklung und ihre aktuellen psychophysischen Voraussetzungen zu befriedigen. Denn die Sprachwurzeln der Sprachgeschichte sind keine eigentlichen Wurzeln, sie lassen sich in keinen organischen Zusammenhang mit den Lebensfunktionen bringen, weil ihnen weder mittels der geschichtlichen Daten noch mittels Analogie zu ontologischen Erfahrungen eine Bedeutung eindeutig zugeordnet werden kann, und die aus der Geschichte gewonnenen „Gesetze" vom Laut- und Bedeutungswandel lassen in Bezug auf Allgemeingiltigkeit und wissenschaftliche Begründung so ziemlich Alles zu wünschen übrig.

Die Lage der Dinge haben natürlich die genannten Sprachforscher zum Theil auch nicht verkannt. Die Biologie hat die nachdrücklichste Anregung gegeben, das Starre der geschichtlichen Daten in seiner Relativität zu erfassen und deren jeweiliger Aktualität und gesammter Bedingtheit nachzuspüren. Der Darwinismus im Bereiche des Physischen und die als autonome, exakte Wissenschaft auftretende Psychologie Herbartscher Prägung mögen die näheren, Hegels Dialektik und universale Evolutionsidee und die Vereinheitlichung der Energieformen die mittelbaren Veranlassungen gewesen sein, daß auch in der Sprachforschung letzte Ursachen und Bedingungen sowie umfassende Entwicklungsprinzipien gesucht wurden.

Die Art, wie dies geschah, war nicht sonderlich zweckdienlich. Man erachtete es den Obliegenheiten der geschichtlichen Sprachwissenschaft nicht gemäß, sich mit der Kausalität der sprachgeschichtlichen Daten zu befassen, da sie dann nothwendig Thesen aufstellen müßte, die der Kompetenz anderer Wissenschaften zugehören. Lazarus und Steinthal gründeten in der Ueberzeugung, daß die vollkommene Erkenntniß des Ursprungs und Lebens der Sprache nur so zu gewinnen sei, eine neue Disziplin, die Völkerpsychologie, im Besonderen die Völkerpsychologie der Sprache. Deren Aufgabe sollte sein, die Lehrsätze der allgemeinen Psychologie auf die Sprachgeschichte zu übertragen bzw. die sprachgeschichtlichen Thatsachen unter dem Gesichtspunkte dieser Lehrsätze zu betrachten. Ist, wie bei Steinthal selbst, der Fall vorhanden, daß der Sprachgeschichtsforscher und der Psychologe eine Person sind, so läßt sich gegen die neue Disziplin nichts einwenden; da die Regel aber ein derartiges Zusammentreffen nicht ist und überdies nie persönliche, sondern stets sachliche Umstände für Differenzirung und Systematisirung der Wissenschaften maßgebend zu sein haben, so

Digitized by Google

bedeutet offenbar die neue Disziplin nichts Anderes als das, was durch ihre Gründung gerade hat vermieden werden sollen, nämlich eine Kompetenzenverschiebung. Denn der „Völkerpsychologe", der die Sprache psychologisch interpretiren will, soll sie doch kennen und muß Urtheile abgeben, zu denen ihn das unmittelbare Studium der Sprachgeschichte berechtigen kann; da das Sprachliche aber das Primäre und Wichtigste ist und die psychologischen Kategorien nur Hilfsmittel bedeuten, so kommt der an einer durchgreifenden Analyse der Sprache Interessirte, wenn er sich aus der Sprachwissenschaft in die Völkerpsychologie flüchtet, vom Regen in die Traufe. Der Begriff „Volksseele" that ein Uebriges, um die in vielen Einzelheiten nicht unverdienstliche und durch den reichen Geist ihrer Vertreter glänzende Völkerpsychologie als Rettung der Sprachwissenschaft unmöglich zu machen; ihre kurze äußere Lebensdauer von etwa einem Jahrzehnt bewies das zudem augenfällig.

Ein Theil der lebenden Sprachforscher hat sich durch die Aspirationen vollkommener wissenschaftlicher Kausalität nicht stören lassen, nach wie vor, die starren geschichtlichen Daten der Sprachen aufzusuchen und sich mit einer mehr oder minder einfachen Kombination derselben unter sich und mit dem gegenwärtigen Sprachleben zu begnügen. Es ist dies ihr gutes Recht, und sie erfüllen einen werthvollen und unersetzbaren Dienst. Indeß sie bleiben doch nur im Vorhof der Wissenschaft, der rein empirischen Wissenschaft. Denn sie lassen die Kausalitätsreihe dort aufhören, wo sie für eine umsichtige Weltbetrachtung, die auch nur das Erfahrbare berücksichtigt, noch lange nicht aufhört. Was nämlich die Ueberlieferungen aus der Vergangenheit nicht enthalten, das offenbart der sprechende und der sprechenlernende Mensch. Gewiß wird hier die unmittelbare Arbeit des Sprachforschers theilweise oder völlig aufhören und durch die des Biologen, Physiologen und Psychologen ersetzt werden. Es genügt aber, wenn der Sprachforscher sich mit den Grundlagen und Ergebnissen dieser Forschungen vertraut macht; sie sind ihm Hilfswissenschaften, und als solche kann und soll er sie nutzen. Die Autonomie der Sprachwissenschaft wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß sie andere Wissenschaften als Hilfsdisziplinen in Anspruch nimmt; es giebt keine einzige Wissenschaft — von rein formalen Begriffsgebäuden abgesehen —, die nicht in derselben Lage ist.

Die Forschung der letzten Generation hat ja im Bereiche der angestammten Sprachprobleme namentlich die Sprachformen niederer

Digitized by Google

Kulturstadien kennen gelehrt und dadurch das Individuelle in der Sprache noch mehr als früher beleuchtet. Die Biologie (im engeren Sinne des Wortes) hat die thierischen Ausdrucksbewegungen beschrieben; hat Thier und Mensch durch Aufweisung, wenn nicht einer genetischen Abhängigkeit, so doch weitgehender Analogie in enge Beziehungen zu einander gebracht; hat schließlich die zumindest heuristisch außerordentlich werthvolle Hypothese aufgestellt, daß die Entfaltung des Individuums die abgekürzte Wiederholung der Entwicklung der Gattung ist. Die Physiologie und Anatomie haben Struktur und Funktion des Kehlkopfes und Sprachzentrums sowie des ganzen Organismus dargethan. Die Pathologie im Besonderen hat einestheils gezeigt, wo die wesentlichen Komponenten der Sprachfunktion im Gehirn lokalisirt sind, daß die Sprachzone ein Zentrum der die Artikulation leitenden Bewegungsvorstellungen, ein Zentrum der akustischen und ein Zentrum der optischen, beim Lesen und Schreiben wesentlichen Wortvorstellungen umfaßt, und daß entsprechend die für unser Bewußtsein einheitliche Sprachbethätigung in Wahrheit ein zu zerbröckelnder Komplex von einer Sachvorstellung, einem motorischen, einem akustischen und einem optischen Wortbilde ist, welche sämmtlich verschiedenen Quellen entstammen und selbständig Umbildung erfahren können, u. A. m.; sie hat anderentheils gezeigt, inwieweit Vorstellungs- und Gefühlsleben von der Wortsprache abhängig sind und durch sie zum Ausdruck kommen, wenn sinnliche oder motorische Defekte wie beim Tauben, Blinden, Taubstummen das geistige Geschehen unter besondere Bedingungen versetzen. Die physiologische und experimentelle Psychologie, die Psychophysik und die reine Psychologie haben schließlich auf die Beziehungen zwischen Außenwelt und Bewußtsein neues Licht geworfen, haben die alten, nachgerade innerlich abgestorbenen grammatischen und logischen Kategorien neu interpretirt, das Psychophysische alles menschlichen Lebens, den Reaktionsvorgang, Gedächtniß und Erinnerung, die stete Aktualität des Bewußtseins und die Komplizirtheit seines Inhalts, das Werden der Sprache beim Kinde und das Erlernen fremder Sprachen beim Erwachsenen, den Umfang des Bewußtseins u. s. w. weit präziser als bisher gekennzeichnet.

Schriften von Marty, Whitney und namentlich von Wegener und Hermann Paul stehen mit den modernen Errungenschaften in enger Fühlung. Besonders Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" vertreten eine Fassung von Begriff und Aufgaben der spezifisch

Digitized by Google

geschichtlichen Sprachwissenschaft, welche in jeder Hinsicht den heute zu stellenden Anforderungen genügt. Er giebt für die Methode den in Rücksicht auf eingewurzelte Gewohnheiten und anderweite Versuche sehr zu beherzigenden Hinweis, daß der Charakter der Sprache als des Verständigungsmittels einer Gemeinschaft nicht aus einer dieser Gemeinschaft als solcher zukommenden Fähigkeit zu erklären sei, sondern stets aus der Bethätigung von Individuen und deren Wechselwirkung, da das Bewußtsein eine ausschließlich individuelle Begabung und der Vorstellungsinhalt nicht unmittelbar übertragbar ist, und daß auch die physischen Vorgänge sowohl beim Sprechen wie bei der Verständigung voll zu untersuchen sind.

Die letzten wichtigen und groß angelegten Leistungen im Dienste der Sprachwissenschaft stammen merkwürdiger Weise von Männern, die außerhalb der spezifischen Sprachgelehrten stehen, von Wilhelm Wundt und Fritz Mauthner. Sie haben das Gemeinsame, auf den geistigen Gehalt der Sprache, auf ihre Bedeutung im Rahmen des gesammten generellen und individuellen Lebens des Menschen das Hauptgewicht zu legen, und sind zunächst als Gegengewicht gegen die rein formalistischen Untersuchungen erfreulich. Mit ihrer Leistung im Uebrigen sich abzufinden, ist die Aufgabe der folgenden Ausführungen.

Wundt hat es für gut befunden, die Lazarus-Steinthalsche Gründung einer „Völkerpsychologie" wieder aufzufrischen und ein mehrbändiges Werk unter dem Titel „Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte" herauszugeben, dessen beide ersten Bände erschienen sind und die „Die Sprache" behandeln. Ich habe schon Eingangs über die Konkurrenz von Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie geurtheilt und in der „Politisch-anthropologischen Revue"*) Gelegenheit, ausführlich nachzuweisen, daß auch Wundts Neubegründung einer Völkerpsychologie von Grund aus verfehlt ist. Ich habe eben dort auch bereits darauf hingewiesen, daß in Wundts Werke von den angekündigten Entwicklungsgesetzen keine Spur zu finden ist und daß schon insofern seine Auseinandersetzungen über die Naturgeschichte der Sprache nicht als Psychologie im engeren Sinne anzuerkennen sind, als sie die Besonderheiten der Sprach-

*) II. Jahrgang, Hefte 5 und 6.

Digitized by Google

formen und Sprechakte nicht im Interesse einer begrifflichen Erfassung des gesammten Seelenlebens nutzen. Das Motiv berechtigter völkerpsychologischer Untersuchungen, die neuerdings seit der Existenz einer empirisch-wissenschaftlichen Psychologie aufgenommen werden, ist eines Theils das Problem einer psychologischen Analyse des höheren Geisteslebens und anderen Theils die gegebene Mannigfaltigkeit und weitgehende Heterogenität des Seelenlebens der Angehörigen verschiedener Völker. Die psychologische Untersuchungsweise des höheren Geisteslebens ist durch die elementar-psychologischen Forschungen schon so weit determinirt, daß das „Höhere" als Komplikation der psychischen Elemente bezw. der elementaren Vorgänge zu erklären ist, und mündet im Uebrigen in die Ergebnisse der sogenannten Geisteswissenschaften historischer und ontologischer Natur. Eine spezifische Psychologie des höheren Geisteslebens hat demgemäß nur das Arbeitsfeld, die begrifflichen Ergebnisse der Geisteswissenschaften, hier im Besonderen der Sprachwissenschaft, als Material zu übernehmen und sie als Bestätigung und Ergänzung der anderweit gewonnenen Einsichten in das fundamentale seelische Geschehen zu verwenden. Der Gefahr, die in feste Symbole gebannten, durch die Wechselwirkung vieler über viele Generationen vertheilter Individuen zu Stande gekommenen „geistigen Erzeugnisse" (Sprache, Gesetze, Sitte, soziale Lebensformen) etwa als Ausfluß einer lebendigen „Volksseele" zu halten und die Gesetzlichkeit eines eigenen sozial-psychischen Geschehens aufzusuchen, ist auch Wundt bei der Begründung der Aufgaben einer Völkerpsychologie nicht entgangen. Die „genetische Psychologie", welche den Gesichtspunkt der Entwicklung für die Verbindung des höheren Geisteslebens mit dem elementaren auch äußerlich in den Vordergrund stellt, erfüllt die Aufgabe der Völkerpsychologie bereits, wie namentlich die größeren Arbeiten von Spencer, Baldwin und Tarde darthun. In dieser „genetischen Psychologie" können auch die psychologischen Untersuchungen der Mannigfaltigkeit psychischer Individualitäten Platz finden, insofern es auch bei diesen darauf ankommt, das Seelenleben unter verschiedenen Bedingungen in verschiedenen Entfaltungsstadien zu beobachten. Die Psychologie hat gerade hier die Möglichkeit zu originaler Bethätigung, als sie die Spontaneität des Seelenlebens vorwiegend beachtet und die für die geschichtliche Untersuchung unerläßlichen Fragen nach Originalität oder Entlehnung der geistigen Inhalte der Individualitäten als

Digitized by Google

nebensächlich behandeln darf. Die volle wissenschaftliche Verwerthung der individuellen Besonderheiten seelischen Geschehens ist erst dann erreicht, wenn außer dem genetischen auch der ontologische Gesichtspunkt auf sie angewendet worden ist, etwa in einer Disziplin, die man „differentielle Psychologie" genannt hat. Eine „Völkerpsychologie" hat also keine rechte Stelle im System der allgemeinen, übrigens stets individuellen und nie sozialen Psychologie; nur in Rücksicht auf den alten Sprachgebrauch führt sie ihre Existenz als Zusammenfassung desjenigen Theiles der genetischen und differentiellen Psychologie, der die psychischen Lebensäußerungen der Menschen verschiedener Völker und Kulturstadien zum Gegenstande hat.

Wundts Bände über Völkerpsychologie, deren besonderes Thema die Sprache ist, enthalten Sprachwissenschaft, und zwar mit vorwiegender Betonung des biologisch-psychologischen Gesichtspunktes. Der Weg, den Wundt einschlägt, steht insofern in sehr erfreulichem Gegensatz zu seinen vorangeschickten methodologischen Ausführungen, als er den Begriff „Volksseele" de facto eliminirt und auf dem sicheren Boden individualpsychologischen Verfahrens verbleibt. Er geht vom Einfachen zum Komplizirten, vom Begrifflichen zum erfahrbar Thatsächlichen. Wundt beginnt mit der Unterordnung der Sprache unter die Kategorie der Ausdrucksbewegungen, deren Verhältniß zu den Gefühlen und Affekten, selbstverständlich auf der Grundlage der Wundt eigenthümlichen allgemeinen Theorie des Vorstellungsverlaufs und der Gefühle, dargethan wird; bespricht alsdann die Geberdensprache in ihren verschiedenen Formen und Voraussetzungen; ferner die natürlichen Stimmlaute und die Lautmetaphern; den Lautwandel; die Bedingungen und Prozesse der Wortbildung; die Wortformen; die Satzfügung; den Bedeutungswandel in der Sprache; schließlich die Frage des sogenannten Ursprungs der Sprache.

Sprache ist eine Art von Ausdrucksbewegungen. Diese sind psychophysische Lebensäußerungen, Laute oder andere sinnlich wahrnehmbare Zeichen, die, durch Muskelwirkungen hervorgebracht, innere Zustände nach außen kundgeben. Wundt scheidet die Ausdrucksbewegungen in automatische Bewegungen, in Trieb- und in Willkürbewegungen. Er nimmt, in Verfolg seiner psychologischen Grundtheorie an, daß es Ausdrucksbewegungen ohne irgend begleitendes Bewußtsein, sodann einfache, unter der Wirkung eines einzigen stark gefühlsbetonten Motivs entstehende und schließlich

Digitized by Google

einen Wettstreit mehrerer gefühlsbetonter Motive voraussetzende Handlungen giebt. Die Entwicklung dieser verschiedenen Ausdrucksbewegungen in der Laufbahn der Gattung stellt sich Wundt so vor, daß das Ursprüngliche die einfachen Triebhandlungen sind und daß aus diesen eines Theils bei der allmählich sich einstellenden Vervielfältigung der Motive Willkür- oder Wahlhandlungen, anderen Theils durch die in Folge Wiederholung sich einstellende Mechanisirung der Vorgänge die Reflexe und automatischen Mitbewegungen hervorgehen. Die Ausdrucksbewegungen nehmen unter den Bethätigungen des psychophysischen Organismus keineswegs eine besondere Stelle ein, wie sie ihnen eine Zeit lang namentlich von Seiten der Naturforscher angewiesen wurde. Festzuhalten ist, daß sie weder rein körperliche noch rein seelische Lebensäußerungen, sondern beides zugleich sind. Der Grundsatz, daß jedem seelischen Vorgange ein körperlicher direkt zugeordnet ist, gilt in vollem Maße für die Ausdrucksbewegungen derart, daß wir diese als Symptome mehr oder minder klarer Bewußtseinsvorgänge zu deuten haben. Das Wesentlichste für das Verständniß der Bedingtheit und Eigenart der Ausdrucksbewegungen ist die Einsicht in die Eigenthümlichkeit der Gefühle und Affekte. Wundt hat hier im Gegensatz zu der meist geltenden Scheidung der Gefühle nach den Gegensätzen Lust und Unlust eine Eintheilung der Gefühle in drei Kategorien, Lust und Unlust, erregende und hemmende, spannende und lösende Gefühle, zur Grundlage gemacht. Seine Auseinandersetzungen, welche sich zugleich auf die Affekte und ihre physischen Begleiterscheinungen erstrecken, unterstützt Wundt durch charakteristische anschauliche Zeichnungen der mimischen Bewegungen.

Haben die Ausdrucksbewegungen die Besonderheit, als Mittheilung zu dienen, so sind sie Sprache, in ihrer primitiveren und allgemein-menschlichen Form *Geberdensprache*. Im Gegensatz zur Lautsprache hat die Geberdensprache eine unmittelbar verständliche Beziehung zwischen der Geberde und ihrer Bedeutung gewahrt. Die Mannigfaltigkeit der Entstehungsbedingungen und die verschiedene Länge der vermöge organischer Vererbung oder literarischer Ueberlieferung geschehenden Tradition erworbener Ausdrucksformen ergiebt auch Mannigfaltigkeit der Geberdensprache. Wundt behandelt sehr instruktiv die Geberdensprache der Taubstummen, der Naturvölker, die überlieferten Geberdezeichen der europäischen Kulturvölker und die Zeichen der Cisterciensermönche und bemüht sich mit Erfolg um einen Nachweis von Entwicklungs-

Digitized by Google

stadien gemäß dem Verhältniß der natürlichen und der „künstlichen", planmäßigen Bestandtheile der Geberdezeichen.

Als Grundformen der Geberden scheidet Wundt hinweisende und nachahmende oder — in erweiterter Bedeutung — darstellende, entsprechend dem Vorstellungsinhalt der sie verursachenden Affekte. Die darstellenden Geberden sind entweder nachbildende oder mitbezeichnende oder symbolische. Die symbolischen haben die meisten Voraussetzungen, sie beruhen nach Wundt auf einer durch Assoziationen vermittelten Verschiebung der Vorstellungen, die durch allmähliche Ausschaltung einzelner Assoziationsglieder in Folge von deren Verdunkelung im Bewußtsein eintritt. Der Uebergang symbolischer Geberden, welche mit Anschauungen bezw. Vorstellungen noch in bewußter, wenn auch mehr oder minder lockerer Verbindung stehen, in rein konventionelle Geberdensymbole bedeutet eine äußerste Lockerung der Verbindung von Vorstellungsinhalt und Geberde in Folge weiterer Verdunkelung der assoziirten Bindeglieder; er geschieht auch durch die Verbindung mehrerer Symbole und durch Annahme von Nachbildungen äußerer Geräusche oder von Bilderschriftzeichen als Symbole. (Schrift und Geberde haben sich nach Wundt im menschlichen Verkehr von Alters her neben und in Wechselwirkung mit einander entwickelt.)

Die primäre Ursache einer Geberde ist nicht das Bedürfniß der Mitteilung, die Geberde ist vielmehr ursprünglich die einfache Aeußerung eines Affekts. Insofern nun jeder Affekt stark gefühlsbetonte Vorstellungen enthält, ist die Geberde zugleich Vorstellungsäußerung. Als solche vermag nach Wundt die Ausdrucksbewegung einer Person in einer anderen die gleichen Affekte hervorzurufen, deren Ausdruck wiederum aus einer reflexartigen Mitbewegung zur Antwortbewegung fortschreitet. Wiederholt sich der Vorgang des Hin und Her, so erhalten die Vorstellungselemente, welche sich überdies mehren und wandeln, vor den Gefühlen das Uebergewicht, es ermäßigt sich dadurch die Intensität der Affekte, und die Geberde wird eines Theils vornehmlich Bezeichnung äußerer Dinge und Geschehnisse und einer intellektuellen Operation, wie anderen Theils gemeinsame und einem Jeden verständliche Aeußerungsweise einer Mehrheit von Menschen. Dieser Prozeß bedeutet zugleich den Uebergang der gewissermaßen mechanischen Reaktion in das Bewußtsein, die Vorstufe der Erkenntniß und des sogenannten willkürlichen Handelns.

Ich habe eben bei der Darstellung den Gedankengang Wundts

Digitized by Google

gemäß meiner Einsicht verschoben. Wundt hat sich hier die meines Erachtens haltlose Brücke zur Gemeinschafts- und Volksseele gezimmert. Er sagt nämlich: „Auf diese Weise ist schließlich der individuelle in einen gemeinsamen, unter der fortwirkenden Hin- und Herbewegung der Geberden sich fortan verändernden Affekt übergegangen. Indem dann noch durch die überwiegende Betonung der Vorstellungsinhalte die Gefühlselemente der Affekte und dadurch die Affekte selbst sich ermäßigen, wird allmählich der gemeinsam erlebte, mit der Geberdenäußerung hin- und herwogende Affekt zum gemeinsamen, im Wechselverkehr der Geberdenäußerung sich bethätigenden Denken." Hierbei begeht Wundt offenbar eine Erschleichung: der individuelle Affekt ist nicht in einen „gemeinsamen", sich aus spezifischen Bedingungen wandelnden Affekt übergegangen, sondern höchstens sind mehrere Individuen zu gleichartigem Affekt veranlaßt; und ferner, nicht zum gemeinsamen („im Wechselverkehr der Geberdenäußerung sich bethätigenden" ist übrigens dabei ganz sinnlos) Denken kann es kommen, sondern höchstens zum gleichen oder ähnlichen Denken mehrerer Individuen.

Geschieht die Geberde vorwiegend durch die muskulösen Tonapparate des Kehlkopfes und die respiratorischen Muskeln, so handelt es sich um Sprachlaute im Besonderen. Im Schreien und Rufen der Thiere, welches am deutlichsten als unmittelbarer Ausdruck psychischer Zustände erkennbar ist, hat man die Vorstufe der eigentlichen Sprachlaute. Die Lautbildung beim Kinde erfolgt nach Wundt in drei Stadien: zuerst bis zur sechsten Lebenswoche Schreilaute, um sich „Luft zu machen"; dann bis Ende des ersten bezw. sogar des zweiten Lebensjahres artikulirte sinnlose Laute aus demselben Grunde und um die Umgebung mit seinen Bedürfnissen vertraut zu machen; schließlich artikulirte Laute mit der Absicht einer Benennung bis zu dem Moment, wo das Kind in regelmäßig geordneten Sätzen spricht. In Bezug auf die verbreitete Behauptung von einer Worterfindung des Kindes betont Wundt, vornehmlich gestützt auf das Ergebniß der Beobachtungen von Preyer, daß nicht ein einziges Wort als von dem Kinde selbständig erfunden nachgewiesen werden konnte; die Sprachbildung der Kinder, deren Bestandtheile psychologiich nicht elementare Urtheile darstellen, sondern Assoziationen, untersteht faktisch dem Einflusse der redenden Umgebung und wird durch diesen früher angeregt, als sie spontan erfolgen würde. Wundt

Digitized by Google

anerkennt jedoch ausdrücklich: dies schließt nicht aus, daß das Kind irgend eine Sprache, irgend eine Art und Weise, seine Vorstellungen und Gefühle durch Laute kundzugeben, selbständig erzeugen und ausbilden würde, wenn nicht die ihm von außen mitgetheilte Sprache dem zuvorkäme; wäre es möglich, Kinder, ohne ein Wort vor ihnen auszusprechen, aufwachsen zu lassen, so würde vermuthlich neben der natürlichen Geberdensprache auch eine natürliche, wenngleich vielleicht sehr unvollkommene Lautsprache bei ihnen entstehen. Im Uebrigen wendet sich Wundt gegen die vielverbreitete Anschauung, die Entwicklung der kindlichen Sprache sei eine abgekürzte Wiederholung der Sprachentwicklung überhaupt; nach ihm ist die Entwicklung der kindlichen Stimmlaute eine annähernde Wiederholung der allgemeinen Entwicklung der Stimmlaute bis zu dem Zeitpunkte, wo die Sprache anfängt, also im Stadium der unartikulirten Schreilaute und allenfalls auch noch der artikulirten sinnlosen Gefühlslaute, darüber hinaus ist sie es nicht mehr; die Analogien, welche in der kindlichen Sprache mit der der Naturvölker bestehen, liegen auf dem Gebiete der Wort- und Satzfügung und lassen sich gleichermaßen aus den allgemeinen Eigenschaften eines unentwickelten Bewußtseins ableiten.

Die ursprüngliche Entstehung artikulirter Laute und die Anwendung dieser Laute zur Benennung von Gegenständen sind zwei nach ihren inneren und äußeren Bedingungen völlig auseinanderfallende Vorgänge. Die ursprünglichen artikulirten Laute sind reine Gefühlsäußerungen und als solche psychische Symptome ebenso wie die Wortbildungen; überdies sind sie, im Unterschiede von den Wortbildungen und im Gegensatz zu den Schreilauten, der Beschränkung unterworfen, daß sie nur mäßige Gemüthsbewegungen begleiten. — Die Thesen über Lautvertauschungen und Lautverstümmelungen in der Kindersprache stützen sich wesentlich auf die psychologischen Assoziationsprinzipien.

Unter einem Naturlaut hat man nach Wundt alle Stimmlaute der Thiere und des Menschen zu verstehen, die der Wortsprache vorausgehen oder als Ueberlebnisse eines vorsprachlichen Zustandes in sie hineinreichen. Das Kind, nachdem es sprechen gelernt hat, fährt fort, seine lebhafteren Gefühle in Naturlauten zu äußern; beim entwickelten Menschen, der auch die lebhafteren Gefühle allmählich in sprachlicher Form zum Ausdruck bringt, treten sie sehr zurück, wenngleich sie auch bei ihm nicht völlig verschwinden. Die in der Sprache stehen gebliebenen Reste der reinen

Digitized by Google

Naturlaute nennt Wundt primäre und ihren Ersatz durch sprachliche Formen sekundäre Interjektionen. Solche affektbetonte Wortformen sind auch der Vokativ und der Imperativ; Naturlaute finden sich ferner häufig als Grundbestandtheile von Wortbildungen.

Unter Lautnachahmungen in der Sprache, Schallnachahmungen und Lautbildern, kann man entweder Nachahmung des Lautes oder Nachahmung durch den Laut verstehen. In diesem sehr umstrittenen Gebiete der onomatopoetischen Wortbildungen ist Wundt besonders bemüht, gegenüber den bisherigen Theorien eine wissenschaftlich psychologische Auffassung zur Geltung zu bringen und die Beziehungen der onomatopoetischen Wortbildung zu den Geberden und deren psychologischen und physiologischen Voraussetzungen klarzulegen. Seine Zurückführung der Schallnachahmungen und Wortbilder auf Lautgeberden führt ihn auch zum Verständniß einer Gruppe von vielen Sprachen eigenthümlichen Erscheinungen, die darin bestehen, daß Organe und Thätigkeiten, die zur Bildung der Sprachlaute in Beziehung stehen, sehr häufig mit Wörtern benannt werden, bei deren Artikulation die gleichen Organe und Thätigkeiten mitwirken (die Namen für die Zunge, den Mund u. s. w. und die mit ihnen zusammenhängenden Thätigkeiten, z. B. essen, blasen).

Die Beziehung des Sprachlautes zu seiner Bedeutung, die sich dadurch dem Bewußtsein aufdrängt, daß der Gefühlston des Lautes dem an die bezeichnete Vorstellung gebundenen Gefühl verwandt ist, die „Lautmetapher", ist auch entweder natürlich oder künstlich. Natürliche Lautmetaphern sind nach Wundt solche Wortbildungen, die auf dem Wege der natürlichen Sprachentwicklung entstanden sind und zugleich eine durch den Gefühlston des Lautes vermittelte Beziehung zwischen diesem und seiner Bedeutung erkennen lassen; die natürliche Lautmetapher haftet dem einzelnen Worte selbst an. Eine Metapher ist hingegen künstlich, wenn der Dichter oder Redner die Schallfärbung oder den Rhythmus seiner Worte so wählt, daß sie den Gefühlston des Gedankeninhalts wiedergeben; sie kommt erst in größeren Wortverbänden und Satzfügungen zur Geltung, braucht jedoch nicht planmäßiger Absicht zu entspringen, sondern kann sich auch ungesucht darbieten. Wundt bezeichnet namentlich als natürliche Lautmetaphern 1. die Bezeichnungen von Vater und Mutter mit ihren meist den konsonantischen Bestandtheilen dieser Wörter anhaftenden, dem Gegensatz des starken und des schwachen Geschlechts entsprechenden Laut-

Digitized by Google

färbungen; 2. die Lautabstufungen bei Wörtern, die verschiedene räumliche Entfernungen entweder direkt ausdrücken, wie die Ortsadverbien, oder stillschweigend enthalten, wie die Demonstrativ- und Personalpronomina, indem hier in vielen Fällen der größeren Entfernung auch der stärkere Laut entspricht; 3) die Lautvariationen bei Wörtern, die verschiedene Modifikationen einer und derselben Thätigkeit bezeichnen, wobei die jedesmalige Lautfärbung die der Bedeutungsmodifikation entsprechende Gefühlsfärbung wiedergiebt. Auf den psychologischen Charakter der natürlichen Lautmetaphern und die ihnen zu Grunde liegende enge Affinität zwischen Laut und Bedeutung legt Wundt in Erkenntniß der großen Tragweite, welche den Lautmetaphern nächst den Lautgeberden für die Erfassung von Wesen und Ursprung der Sprache gebührt, mit Recht großes Gewicht.

Wo, wie bei den natürlichen Lautmetaphern, „Gefühlsassoziationen„ mit ins Spiel kommen, „da können bald wechselnde Gefühle an eine und dieselbe Vorstellung geknüpft, bald übereinstimmende in sehr verschiedener Weise ausgedrückt werden. Was die eine Sprache durch die Verstärkung eines konsonantischen Lautes, das deutet die andere durch eine Erhöhung des Vokaltones, eine dritte durch ein interjektionsartig wirkendes Prä- oder Suffix an u. s. w. Zu diesem Wechsel der psychischen Wirkungen kommen dann noch Verschiedenheiten der physischen Organisation der Lautwerkzeuge, die nothwendig selbst dann, wenn die psychischen Motive dieselben bleiben, den Lautausdruck verschieden gestalten können. Alle diese wechselnden Eigenschaften sind aber endlich in Folge der Vorgänge des Lautwandels in einem fortwährenden Flusse begriffen. Er verändert den Lautbestand der Wörter unablässig, und er kann dadurch die ursprüngliche Beziehung zu dem sinnlichen Eindruck völlig unkenntlich machen, oder aber auch umgekehrt Beziehungen hervorbringen, die dem ursprünglichen Sprachlaut fehlen."

Die Erscheinungen des Lautwandels lassen sich nach Wundt nicht allgemein und ausnahmslos gültigen Gesetzen unterordnen, wie anderweit vielfach behauptet wird. So hat, um dies hier gleich zu erwähnen, Mauthner in seinem nachher ausführlich zu besprechenden Werke für die mannigfaltigen Lautänderungen ein einziges, ursächliches Prinzip angenommen, das „Bedürfniß der Bequemlichkeit".

Zur Aufklärung der Mehrheit von Ursachen, welche die Lautänderungen bestimmen, geht Wundt des Näheren auf die zu diesem

Digitized by Google

Zwecke aufgestellten teleologischen Hypothesen, auf die physischen und psychischen Momente der Lautentwicklung und auf die Komplikation der Ursachen derselben ein. Er unterscheidet des Weiteren zwischen den individuellen und generellen Formen der Lautänderung, trennt, je nachdem der Uebergang ein allmählicher und stetiger oder ein plötzlicher und sprungweiser ist, Lautwandel und Lautwechsel und berücksichtigt den „Spielraum der Artikulationen" und die Störungen der Lautbildung, die Lauterschwerungen, Lautvermengungen und die Wortvermengungen, in ihrer Gegebenheit und ihrem psychologischen Charakter. Hieran schließt sich eine Theorie der Sprachmischungen und der Mischsprachen, die u. A. den Satz enthält, daß bei Rassenmischungen die höhere Rasse der niederen ihre Sprache leichter mittheilt als umgekehrt, und daß es eine Begleiterscheinung dieser überwiegenden Wirkung ist, daß die aufgenommene fremde Sprache relativ wenig verändert wird, während die Muttersprache derer, die sich das neue Idiom aneignen, durch Aufnahme fremder Bestandtheile entartet. Die Grundformen des generellen Lautwandels unterwirft Wundt drei Gesichtspunkten, einem logischen, einem psychophysischen und einem soziologischen. Der Schwerpunkt der Erklärungen liegt naturgemäß wiederum in dem Assoziationsprinzip.

Die Frage, warum ein Volk den Lautbestand eines Wortes im Laufe der Jahrhunderte schließlich bis zur Unkenntlichkeit verändern kann, also das Problem des regulären stetigen Lautwandels, läßt sich nach Wundt schon deshalb in allgemeingiltiger Weise nicht lösen, weil wir eben über die Gesammtheit all der Veränderungen, die durch innere Kultur und äußere Einflüsse in dem ganzen geistigen und körperlichen Wesen der redenden Gemeinschaft eingetreten sind, nicht zureichende Kenntniß besitzen. Die wesentlichsten allgemeinen Ursachen, die den physischen und psychischen Habitus und damit auch, vielleicht sogar am empfindlichsten, die Sprechweise bestimmen, sind der Einfluß der äußeren Naturumgebung, die Vermischung von Völkern und Rassen verschiedener Abstammung und der Einfluß der Kultur, d. h. alles desjenigen, was innerhalb einer Sprachgemeinschaft unabhängig von den beiden zuerst genannten Bedingungen Veränderungen der physischen und geistigen Formen des Lebens hervorbringt. Ein Ausdruck dieser höchst bedeutsamen Kultureinflüsse ist auf dem Gebiete der indogermanischen Lautgeschichte zu allermeist Grimms Gesetz der germanischen Lautverschiebung.

Digitized by Google

Einflußreich für die Erklärung des Lautwandels sind in hohem Grade die assoziativen Kontaktwirkungen der Laute. Wundt versteht unter Kontaktwirkungen alle diejenigen Aenderungen der Laute, die sich unmittelbar als Folgen der Einwirkung eines Lautes auf einen anderen, der sich in seiner Nähe, also in der Regel in unmittelbarer Wortverbindung mit ihm befindet, darstellen; indem die Kontaktwirkungen sowohl im Lautwandel selbst wie in dem ihn herbeiführenden äußeren Anlaß direkt der Beobachtung gegeben sind, unterscheiden sie sich von allen anderen Formen des Lautwechsels, bei denen die Bedingungen nicht oder zumindest nicht unmittelbar erkennbar sind. Wundt spricht in diesem Zusammenhange von regressiver und progressiver Lautinduktion; nennt nach dem Vorbilde physikalischer und physiologischer Termini denjenigen Laut, von dem eine verändernde Wirkung ausgeht, den „induzirenden", den, der die Veränderung erleidet, den „induzirten". Insofern der induzirende Laut den induzirten entweder sich ähnlich oder sich unähnlich macht, er also im ersten Falle eine qualitativ attrahirende, im zweiten eine abstoßende Wirkung ausübt, spricht man dort von Assimilation, hier von Dissimilation; in jedem der Fälle kann außerdem die zeitliche Richtung der Wirkung eine entgegengesetzte sein, indem ein Laut entweder auf einen ihm vorausgehenden oder auf einen ihm nachfolgenden induzirend einwirkt, im ersten Falle regressiv, im zweiten progressiv Wirkung ausübt. Demgemäß zerfallen die Erscheinungen der Lautinduktion in eine regressive und progressive Assimilation und in eine regressive und progressive Dissimilation. Die Deutung der Lautinduktion in Richtung auf die inneren physiologischen und psychologischen Ursachen darf nicht, wie geschehen, durch Setzung ästhetischer Motive (Wohllaut) oder eines „Bequemlichkeitstriebes" und ähnliche teleologische Betrachtungsweisen erfolgen, sondern hat sich auf die exakt festgestellten Merkmale des physischen und vornehmlich des psychischen Mechanismus zu stützen. Wundt bezeichnet als die physischen Ursachen die Uebungsvorgänge, und zwar soll die regressive Lautinduktion Folge der Mitübung bestimmter Artikulationsbewegungen mit anderen, mit denen sie oft verbunden waren, die progressive Folge jener unmittelbaren Uebung einer Bewegung sein, die eine Erleichterung ihrer Wiederholung herbeiführt; die psychischen Ursachen gehören zu jenen allgemeinen Assoziationsbedingungen, vermöge deren jeder psychische Vorgang nach zwei Richtungen hin in assoziativen Beziehungen stehen kann

Digitized by Google

und in der Regel auch wirklich steht, wenngleich die eine Richtung durch das Uebergewicht der anderen kompensirt zu werden pflegt.

Im Gegensatz zu den Kontaktwirkungen sind auch assoziative Fernewirkungen der Laute zu konstatiren, und zwar überall da, wo gewisse Lautelemente eines Wortes nicht durch andere, im selben oder in einem angrenzenden Wort vorkommende Laute beeinflußt werden, sondern wo sich irgend ein im Augenblicke nicht unmittelbar gegebenes Wort oder eine entsprechende Wortsippe als der Grund der Lautänderung herausstellt. Es handelt sich hier um Erscheinungen, für die der Ausdruck „Analogiebildungen" oder „Angleichungen" üblich ist. Man hat unter solchen Angleichungen (Assimilationen) durch fernewirkende Assoziation zu unterscheiden die Angleichung grammatischer Formen und die Angleichung nach logischen Beziehungen der Begriffe. Jede dieser beiden Arten läßt sich dann wieder in zwei Unterarten zerlegen: in die Angleichung verschiedener grammatischer Formen desselben Wortes und in die Angleichung übereinstimmender grammatischer Formen verschiedener Wörter einerseits, in die Angleichungen an Wörter von verwandter Bedeutung und in die Angleichungen an Wörter von gegensätzlicher Bedeutung andererseits. Wesentlich für das Verständniß des von Wundt in die bereits vorhandene Mannigfaltigkeit der diese Angleichungen erklärenden Theorien eingeführten Neuen ist die Erinnerung, daß nach seiner meines Erachtens sicher fundirten Assoziationslehre es eine Assoziation zwischen Vorstellungen überhaupt nicht giebt, sondern daß sie immer nur zwischen Vorstellungs*elementen* stattfindet, indem gleiche Elemente mit berührenden, berührende mit gleichen früherer Vorstellungen sich zu verbinden streben; die Elemente sind als Dispositionen unserer Seele zu betrachten, denen zugleich Dispositionen physischer Art in den Sinneszentren entsprechen, die in dem Moment der Verbindung mit anderen Elementen in vorstellbare psychische Inhalte übergehen.

Mit den assoziativen Fernewirkungen der Laute berühren sich sehr nahe diejenigen Erscheinungen, welche in Folge der Einführung eines nach Laut und Bedeutung fremden Wortes in eine Sprache eintreten, die Wortentlehnungen. Auch hier entstehen Assoziationen mit anderen, bereits geläufigen Wörtern von ähnlichem Klangcharakter, die theils als bloße Lautgebilde, theils auch durch ihren Begriffswerth auf das neu aufgenommene Wort herüberwirken. Während bei den assoziativen Fernewirkungen diejenigen Laute,

Digitized by Google

welche als die Träger der Grundbedeutung eines Wortes betrachtet werden können, beim Lautwechsel unverändert bleiben und nur die Beziehungselemente des Wortes der von anderen Wörtern ausgehenden assimilirenden Wirkung unterliegen, ist bei der Einführung eines der Sprache bisher fremden Wortes das ganze Wort, einschließlich seiner Grundelemente, in allen seinen Bestandtheilen gleichmäßig den verändernden Wirkungen der von außen einwirkenden Assoziationskräfte ausgesetzt. Außer grammatischen und begrifflichen Angleichungen, wie oben, haben wir hier noch eine weitere Klasse, in der Grundelemente auf Grundelemente assimilirend einwirken, und innerhalb derselben entweder eine Wortentlehnung mit reiner Lautassoziation oder eine Wortentlehnung mit Lautassoziation und zugleich Begriffsassoziation.

Der maßgebende Gesichtspunkt, unter dem Wundt die Vorgänge des Lautwandels betrachtet, ist der, daß dieselben nicht rein physisch bedingt und allerdings auch nicht ausschließlich durch die psychischen Assoziationsgesetze bestimmt sind, sondern daß die Sprache im Ganzen und in allen ihren Bestandtheilen eine psychophysische Funktion ist. Die Betonung der psychophysischen Bedingtheit besagt nicht zugleich die Behauptung eines Parallelismus der psychischen und der physischen Momente. So sind bei dem regulären Lautwandel die psychischen Momente die primären, obgleich der reguläre Lautwandel, von der Außenseite gesehen, zunächst als ein physischer Prozeß erscheint; hingegen haben wir bei den Kontaktwirkungen der Laute eine Durchdringung der psychischen und physischen Momente, eine unmittelbare und simultane Verbindung beider, während bei den assoziativen Fernewirkungen der Laute sowie bei den lautlichen und lautlich-begrifflichen Wortassimilationen die psychische Wirksamkeit in erster Reihe steht und die physische Einübung der Lautformen nur hinzutritt. Hier wie dort stellen sich indeß die verschiedenen Vorgänge des Lautwandels als ein einheitliches psychophysisches Geschehen dar, das nur je nach der Ordnung und Verknüpfung seiner einzelnen Bedingungen und je nachdem diese einer entfernteren Vergangenheit oder einer uns in ihren psychischen Motiven noch zugänglicheren Stufe der Sprachentwicklung angehören, verschiedene Formen annimmt.

Die psychophysische Bedingtheit der Sprachfunktionen wird von Wundt ganz besonders betont bei der Analyse der Wortbildung. Hier kommt sie am deutlichsten zum Ausdruck im Bereiche der Pathologie der Sprachstörungen; den Hypothesen über

Digitized by Google

die physischen Substrate der Wortbildung und den Lokalisationshypothesen, dem Schematismus der Sprachzentren, welche vornehmlich auf einer ungerechtfertigten Ausnutzung pathologischer Beobachtungen beruhen, tritt Wundt im Hinblick auf den Thatbestand der Amnesie und Paraphasie nachdrücklich entgegen, da hier die Unmöglichkeit der Zuordnung der Vorgänge zu umschriebenen Gehirn- und Nervenzentren unausweichlich offenbar sei. Da die zentralen Störungen der Sprache physisch bedingte, an sich selbst aber psychische Symptome sind, so fordern sie eine physiologische und eine psychologische Funktionsanalyse heraus. Die physiologische Betrachtungsweise gipfelt in dem bedeutsamen Prinzip der Funktionsübung: jede Funktion wird durch ihre Ausübung gesteigert, durch ihre Unterlassung vermindert und schließlich aufgehoben. Die bei Weitem ergiebigere psychologische Analyse führt auf die enge Assoziation zwischen den sensorischen und den motorischen Elementen der Sprachfunktion, die zur Folge hat, daß, wenn durch irgend eine zentrale Störung die Artikulationsbewegungen unmöglich werden, die Assoziationshilfe, die sie den akustischen Wortvorstellungen gewähren, versagt.

Die Sprachstörungen sind gewissermaßen die Experimente, welche die Natur angestellt hat, um der wissenschaftlichen Erfassung der komplizirten Wortbildungsphänomene Vorschub zu leisten. Die positive Untersuchung steht zunächst vor der Thatsache, daß das Wort ein sehr zusammengesetztes psychisches Gebilde ist, das zugleich durch diese seine komplexe Beschaffenheit in hohem Grade befähigt wird, nach den verschiedensten Richtungen Assoziationsbeziehungen zu vermitteln, sowie sich selbst durch die Verbindungen seiner Theile gegen zerstörende Einwirkungen zu erhalten. Um in die psychische Struktur der Wortvorstellungen und ihre aktuelle Entstehung trotzdem einen Einblick zu erhalten, bedient man sich mit Vortheil der tachistoskopischen Methode, indem man während minimaler Zeit planmäßig-experimentell vornehmlich optische Wortbilder (Schriftzeichen) perzipiren läßt; die Beobachtungen zeigen, daß es bei irgendwie zusammengesetzteren Sehobjekten niemals der äußere Eindruck allein ist, den wir apperzipiren, sondern daß dieser stets mit Erinnerungselementen zusammenwirkt, die sich mit ihm zu einer einheitlichen, in ihren direkten und reproduktiven Theilen gar nicht zu unterscheidenden Wortvorstellung verbinden. Die sich hier abspielenden Assimilationsvorgänge, die bei jeder einzelnen Wortvorstellung unabsehbar viele Komponenten umfassen, sind

Digitized by Google

Gleichheits- und Berührungsassoziationen zwischen den Elementen. Wenn die Bildung der Wortvorstellung in allen ihren wesentlichen Eigenschaften durch den Assimilationsprozeß eingeleitet ist, wird sie aber erst abgeschlossen durch einen sich daran anschließenden weiteren Vorgang, durch die Heraushebung der durch jene assoziativen Prozesse gebildeten Einzelvorstellung aus dem gesammten Vorstellungsverlauf, durch die „Apperzeption des Wortes". „Hat auf diese Weise die Apperzeption des Wortes die assoziativ vorbereitete Bildung der Worteinheit vollendet, so wirkt sie nun ihrerseits wieder auf die Assimilationsprozesse zurück, indem auch ihre Handlungen Dispositionen hinterlassen, welche die Wiedererneuerung einer bestimmten Worteinheit in künftigen Fällen unterstützen und diese zu bestimmten Gesammtrichtungen des Bewußtseins in Beziehung setzen. So greifen hier, wie überall im geistigen Leben, die einzelnen Vorgänge auf das Mannigfaltigste und in hin- und rückläufigen Bewegungen wechselseitig fördernd ineinander ein. Die höheren Stufen dieser Vorgänge, die apperzeptiven, sind aber durch die vorangehenden, die assoziativen, so vollständig vorbereitet, daß sie ganz und gar als „psychische Resultanten" derselben erscheinen."

Um die Stellung des Wortes in der Sprache zutreffend zu charakterisiren, unterscheidet Wundt wiederum wie beim Lautwandel zwischen Grundelementen und Beziehungselementen der Worteinheit: Grundelemente sind ihm diejenigen Lautbestandtheile, die für den innerhalb einer bestimmten Wortgruppe konstant bleibenden Begriff charakteristisch sind, während die Beziehungselemente solche Bestandtheile umfassen, durch die jener Begriff irgendwie modifizirt und dadurch zugleich zu anderen in die Rede eingehenden Worten in Beziehung gebracht wird. Jener Lautbestandtheil, in dem die Bedeutungsgemeinschaft der Glieder einer Wortsippe ihren Ausdruck findet, das nicht weiter Abzuleitende der Wortbildung, ist die „Wurzel". Auf Grund solcher „Wurzeln" ist man zur Unterscheidung von Sprachtypen gelangt. Die Vorstellung, daß jedes Wort eine seinen Grundbegriff ausdrückende Wurzel und weitere zu ihr hinzutretende formale Elemente enthalte, führte weiter zur Setzung auch von Wurzeln eben für diese formalen Elemente, somit zur Scheidung sogenannter Stoff- und Formwurzeln. Die psychologische Betrachtung der Sprache kann die Fiktion der Wurzeln als historischer Voraussetzungen der sprachlichen Entwicklung nicht gelten lassen, vornehmlich in Anbetracht der Beziehungen des Wortes zum Satze. Wort und Satz stehen nach Wundt ursprünglich

Digitized by Google

in dem Verhältniß zu einander, daß der Satz das Ursprüngliche ist und das Wort sich aus ihm herausgelöst hat. Erst mit der Scheidung der Satztheile erhält der Satz grammatische Selbständigkeit und eigenartige Form. Diesem Verhältniß des Wortes zum Satze — bezeichnet man den dem Satze entsprechenden Bewußtseinsinhalt als eine Gesammtvorstellung, so bildet demnach jedes Wort des Satzes eine Einzelvorstellung, der in jener eine bestimmte Stellung zukommt — entspricht auch durchaus die Stellung, die beide nach der unmittelbaren psychologischen Beobachtung in dem Verlauf unserer Vorstellungen einnehmen. Der Vorgang der Wortsonderung bezw. der Isolirung der Einzelvorstellungen aus der Gesammtvorstellung läßt sich auf eine Reihenfolge von vier Prozessen zurückführen: Assoziation von direkten Empfindungs- und von Erinnerungselementen, das ursprüngliche Vorstellungssubstrat des Gedankens; Bevorzugung gewisser Wahrnehmungsmotive vor anderen durch einen Apperzeptionsakt und Abschließung des Ganzen gegen andere Bewußtseinsinhalte, die Bildung der Gesammtvorstellung; darauf eine Reihe sekundärer Assoziationen übereinstimmender Bestandtheile verschiedener Gesammtvorstellungen, in Folge deren sich dieselben deutlicher von anderen abheben, mit denen sie wechselnder verbunden sind; endlich als letzter Apperzeptionsakt die willkürliche Isolirung dieser durch Gleichheitsassoziationen gehobenen Elemente zu selbständigen Einzelvorstellungen.

Im Anschluß hieran erörtert Wundt volksthümliche und gelehrte Neubildung von Worten und die Wortbildung durch Lautverdoppelung und insbesondere die Bedeutungsarten solcher Lautverdoppelung. Er unterscheidet Verdoppelungen zum Ausdruck sich wiederholender Vorgänge, bei Kollektiv- und Mehrheitsbegriffen, zur Steigerung von Eigenschaftsbegriffen und als Steigerungsform der Verbalbegriffe. Die psychologische Theorie der Verdoppelungserscheinungen erkennt in der Reduplikation der Laute zwei selbstständige Formen, die einerseits eine Zweiheit verbundener Vorstellungen und andererseits einen dauernden Vorgang zum Ausdruck bringen. Aus der dualen Verdoppelung ist die plurale, aus der durativen die perfektive hervorgegangen. Greifen die Verdoppelungserscheinungen hauptsächlich auf Nominalformen über, so herrscht eine gegenständliche Form des Denkens vor; bewegen sich dieselben vorwiegend innerhalb der Verbalbildungen, so tritt darin eine zuständliche Form des Denkens in die Erscheinung.

Neben der Wortwiederholung kommt die Wortzusammen-

Digitized by Google

setzung, die Wortverbindung aus ungleichen Bestandtheilen in Betracht. Jede Wortzusammensetzung entspringt aus Motiven, die der Zusammenhang der Rede mit sich führt. Aus der äußeren Berührung der Wörter im Satze kann jedoch eine engere Verbindung nur dann hervorgehen, wenn zugleich eine innere Affinität die Wörter zusammenführt. Demnach durchkreuzen sich bei der Bildung eines Kompositums ein analytischer (Aussonderung aus dem Ganzen eines Satzes) und ein synthetischer (festere Verbindung der Bestandtheile und Scheidung als neues Wortganzes von den übrigen Wörtern des Satzes) Vorgang. Es lassen sich Kompositionen durch assoziative Kontaktwirkung und solche durch assoziative Nahe- und Fernewirkung unterscheiden. Unter den bei der Wortkomposition stattfindenden psychischen Prozessen sind die wichtigsten die Laut- und die diese begleitenden Begriffsumwandlungen der Wortzusammensetzungen.

Während die Neuschöpfung von Wörtern unter dem Einflusse einer bereits ausgebildeten Sprache steht und ihre Motive in der Regel leicht nachweisbar sind, sind uns die Bedingungen der ursprünglichen Wortbildung, des ersten Anfangs des Wortes in den unserer Beobachtung gegebenen Sprachen, vollkommen dunkel. Nur die Lautwiederholungen machen eine Ausnahme, insofern sie vielfach schon dem Gebiet der ursprünglichen Wortbildung angehören; hier enthüllt sich uns wegen der seltenen Einfachheit der Form und der Bedingungen des Vorgangs das Geheimniß ursprünglicher Sprachbildung ausnahmsweise deutlich. Ist es auch unmöglich, über die inneren und äußeren geschichtlichen Bedingungen Rechenschaft zu geben, unter denen die ursprüngliche Wortbildung dereinst in den großen Sprachfamilien, die wir heute unterscheiden und in denen sich ein gemeinsamer Wortschatz nachweisen läßt, erfolgt ist, so giebt es doch noch Wortbildungen zu untersuchen, welche in Betreff der Ursprünglichkeit zwischen Neubildungen und Umwandlungen in der Mitte stehen, nämlich diejenigen, welche in die Periode der Entstehung einer solchen Sprache fallen, die selbst aus einer vorangegangenen die Grundlagen ihres Wortschatzes übernommen hat (z. B. die heutigen romanischen Sprachen). Indeß ergeben alle bezüglichen Untersuchungen, daß wohl in jeglicher Periode der Sprache die Wortbildung auf denselben Wegen erfolgt ist, auf denen wir sie heute noch sich vollziehen sehen. Dieser Wege sind zwei: die Neuschöpfung von Wörtern, welche durch die vom Vorhandenen erheblich abweichende Eigenart des Eindrucks

Digitized by Google

und zugleich durch Assoziationen mit bereits bestehenden Wortgebilden im Sinne der Angleichung an dieselben bestimmt ist, und die Verbindung vorhandener Wörter zu neuen, immer fester verschmelzender Worteinheiten.

Wundts Abhandlung über die Wortformen, welche das sechste Kapitel und den Eingang des zweiten Bandes ausmacht, ist naturgemäß sehr umfangreich und mannigfaltigsten Inhalts. Hier noch mehr wie bisher bin ich genöthigt, in der Berichterstattung lückenhaft zu sein und an der Oberfläche zu bleiben.

Wundt unterscheidet äußere und innere Wortform; er nennt innere Wortform die dem Worte durch seine Stellung im Satze verliehene begriffliche Bestimmtheit, äußere Form des Wortes alle die äußerlich erkennbaren Merkmale, die das Wort nur durch seine Stellung im Satze gewinnen kann, die aber gleichwohl ihm selber anhaften. Die entscheidende Bedeutung für die Wortform hat also die Funktion des Wortes im Satze. Wie bei der Geberdensprache unterscheidet Wundt drei Kategorien von Wortformen, die Träger von Gegenstands-, Eigenschafts- und von Zustandsbegriffen, und überdies eine vierte minder selbständige Kategorie der Beziehungsbegriffe, bzw. Substantivum, Adjektivum, Verbum und Partikel. Indeß ergiebt die Betrachtung der thatsächlichen sprachlichen Formen der Begriffe und ihrer Entwicklung, daß dieselben nicht von Anfang an und ein für alle Mal fest gegen einander abgegrenzt sind: so finden wir ein vielfaches Zusammenfließen von Substantivum und Adjektivum, so daß die Grammatik für beide den Gesammtnamen des Nomens geschaffen hat; auch die Grenzen von Nomen und Verbum sind nicht stabil; vollends die Partikeln bilden ein Gemenge von Wortformen, deren gemeinsames Merkmal lediglich ist, der bei Nomen und Verbum vorkommenden Abwandlungen zu entbehren.

Die Erörterung der Nominalbegriffe, d. h. von Substantivum und Adjektivum, betrifft im Besonderen: das psychologische Verhältniß von Substantiv und Adjektiv; die allgemeinen Artunterscheidungen der Nominalbegriffe, die Werthunterscheidungen (höhere und niedere Gegenstände, menschliche Wesen im Werthgegensatz zu allen anderen Gegenständen, belebte und unbelebte Wesen) und das grammatische Geschlecht; alsdann die Zahlwörter und Zahlsysteme; die Numerusbezeichnungen des Nomens, im einzelnen die mangelnden oder ausnahmsweisen Numerusunterscheidungen, Demonstrativpronomina, Zahl- und Kollektivwörter als Numerus-

Digitized by Google

bezeichnungen, Lautverdoppelung und Lautdehnung als Numerusbezeichnungen, Numerusunterscheidungen durch spezifische sinnmodifizirende Elemente, in der Regel Suffixe, von abstrakter Bedeutung; die Pronominalbildungen, im einzelnen die Entwicklung des persönlichen aus dem possessiven Pronomen, selbständige Formen des Personalpronomens und wiederum den Uebergang des persönlichen in das possessive Pronomen, ferner Demonstrativ- und Interrogativpronomen und das mit diesen in engster Beziehung stehende Indefinitum und Relativum.

Hervorragende Sorgfalt widmet Wundt den Kasusformen des Nomens und ihrer Entstehung. Die Kasusbildung ist unmittelbar abhängig von den Beziehungen, welche die einzelne Vorstellung zu dem Ganzen des Gedankens besitzt. Ebenso wie die Sonderung in Substantivum und Adjektivum und die Unterscheidung von Genus und Numerus ist auch die Kasusbestimmung geworden: aus einem Zustande ursprünglicher Indifferenz heraus sind die verschiedenen Beziehungen des Nomens zu anderen, begrifflich isolirbaren Bestandtheilen des Satzes, jede nach ihrem bestimmten Inhalt, entwickelt worden. Trotz der Mannigfaltigkeit der Kasusunterscheidungen, wie sie von den wechselnden Motiven der Anschauung und des Denkens bestimmt wird, fehlt es auch bei ihnen nicht an übereinstimmenden Zügen, welche auf allgemeingültige Gesetze des menschlichen Denkens schließen lassen. Wundt widerlegt die logische und lokalistische sowie die dualistische Kasustheorie und analysirt selbst unter Anerkennung des richtigen Kerns, der diesen Theorien innewohnt, die psychologischen Bedingungen der Kasusentwicklung und die Beziehungen zwischen Kasusbegriff und Wortform. Auf der Grundlage einer umfassenden Vergleichung der in den verschiedenen Sprachen gebrauchten Ausdrucksmittel für die den Kasusformen zu Grunde liegenden Beziehungsformen der Begriffe gelangt Wundt zur Aufstellung einer Entwicklungsreihe für die gesammten Erscheinungen der Kasusbildung: der erste Typus ist der einer noch mangelnden oder nur spurweise entwickelten Kasusbildung; der zweite entwickeltere Typus zeichnet sich durch exzessive, eine Fülle konkreter Beziehungen der Begriffe ausdrückende Kasusbildungen aus, welche in der Regel vorzugsweise dem Ausdruck äußerer, lokaler, temporaler oder sonst sinnlich anschaulicher Verhältnisse dienen; der dritte Typus wird durch die Sprachen gebildet, bei denen sich die Kasusbildung auf wenige einfache Grundverhältnisse der Begriffe beschränkt, während als

Digitized by Google

weitere Ausdrucksmittel der mannigfaltigsten Begriffsbeziehungen bestimmte, ausschließlich diesem Zwecke dienende Partikeln in der Form von Präpositionen hinzutreten. Es folgt eine Klassifikation der Kasusformen, die im wesentlichen zur Scheidung von vier Kasus der inneren Determination (Nominativ, Akkusativ, Genitiv, Dativ) und von zahlmäßig unbestimmbaren Kasus der äußeren Determination gelangt. Die ersteren sind in der Geschichte konstant; das stimmt mit der Thatsache überein, daß sich allgemein die primitiveren Formen der Sprache durch eine fest geregelte Stellung der Wörter im Satze auszeichnen. (Nächst den Subjekts- und Objektskasus findet der Kasus der attributiven Bestimmung, der Genitiv, eine eingehende Sonderbesprechung: der Genitiv als adnominaler Kasus, seine spezifischen Ausdrucksformen und seine allgemeine Bedeutungsentwicklung, welche den ursprünglich adnominalen Kasus zu gleichzeitiger adverbialer Geltung bringt.) Die Kasus der äußeren Determination unterscheiden sich von denen der inneren außer durch die unbeschränkte Anzahl ihrer Formen durch den regelmäßigen Hinzutritt eines die Art der Beziehung angebenden besonderen Ausdrucks; da nämlich die äußere Determination der Begriffe von einer Vielzahl sachlicher und formaler Momente und nicht bloß von der Funktion abhängt, die den Begriffen im Satze zukommt, so kann hier die Wortstellung allein zum Ausdruck der Beziehungsform nicht mehr genügen, und es bedarf der Inhalt derselben einer besonderen unterscheidenden Bezeichnung (Ablativ, Lokativ, Instrum.-Sozialis, Inessiv, Terminalis, Prosekutiv u. s. w.). Indem Laut- und Begriffsassoziationen verschiedener Kasus besonders auch zwischen den äußeren und inneren Kasusformen sich einstellen, entstehen naturgemäß zwiespältige Formen, die gleichzeitig eine innere und eine äußere Determination der Begriffe enthalten; das Assoziationsmotiv liegt hauptsächlich darin, daß es keine äußere Beziehungsform giebt, die nicht zugleich als eine innere vorgestellt werden kann.

Bei der Bildung der verbalen Abwandlungsformen vereinigen sich 1. die Verbindung mit Pronominalelementen, durch welche der im Verbum ruhende Zustandsbegriff auf bestimmte Subjekte, in manchen Sprachen auch und sogar vorzugsweise auf Objekte bezogen wird; 2. Verbindungen mit hinzugefügten Beziehungselementen, welche die Anzahl der Gegenstände ausdrücken, auf die sich der im Verbum ruhende Zustandsbegriff bezieht: die verbale Numerusbildung; 3. Verbindungen mit Beziehungselementen oder

Digitized by Google

Lautvariationen, durch welche der ursprüngliche Inhalt des Verbalbegriffs selbst modifizirt wird (Dauer des Vorgangs, Wiederholung der Handlung, Verlegung derselben in Vergangenheit oder Zukunft u. s. w.). Diese dritte Form der Abwandlungen nennt Wundt die Determination des Verbalbegriffs. Von diesen drei Abwandlungsformen beruht, wenn man auf sie die Sonderung in Grund- und Beziehungselemente anwendet, die erste, die Personenbezeichnung, auf der Verbindung mit weiteren selbständigen Grundelementen, die anderen wesentlich auf Verbindungen mit Beziehungselementen. Die Determination des Verbalbegriffs erschließt die mannigfaltigen Variationen des in dem ursprünglichen Verbalstamm fundirten Zustandsbegriffs, Variationen entweder durch die Eigenschaften des in Betracht kommenden Vorgangs oder den subjektiven Zustand des Redenden oder endlich durch das Wechselverhältniß dieser beiden Momente (Genera, Modi und Tempora der Grammatik), sie führt zu objektiven, subjektiven und relativen Zustandsbegriffen. Diese Zustandsbegriffe repräsentiren auch die Entwicklungsstufen, welche die Verbalformen durchgemacht haben, sie weisen den Uebergang, den die ursprünglich gegenständliche Form des Denkens zu der zuständlichen genommen hat, und alsdann die Differenzirung innerhalb der letzteren, in der zunächst die Form des Denkens den Zustand nur in seinem objektiven Verhalten erfaßt und am Ende ihn in seinem Verlaufe und in seiner Dauer nach seinem Verhältniß zum subjektiven Zeitbewußtsein bestimmt. Die Entwicklung schließt noch eine weitere für die Ausbildung des Denkens wichtige Veränderung ein: je mehr der Verbalbegriff in den objektiven Zustandsbestimmungen aufgeht, um so mehr enthält er eine Mannigfaltigkeit konkreter Inhalte, die eine Vereinigung verschiedener Zustände unter dem gleichen Begriff selten möglich macht, daher die enorme, der Reichhaltigkeit der äußeren Kasusformen entsprechende Zahl verschieden gearteter Verbalformen; schon bei den subjektiven, den Modusbestimmungen des Verbums, beschränkt sich die Mannigfaltigkeit wegen des gleichförmigeren Verhaltens der subjektiven Zustände selbst; mit dem Zurücktreten aller anderen Momente hinter der allgemeinen Beziehung zur Apperzeption, überwiegt der formale Charakter, der das nothwendige psychische Ergebniß der stets übereinstimmenden Gefühlselemente des Apperzeptionsprozesses ist, und dieser theilt sich auch den objektiven Ausdrucksformen der Zustandsbegriffe mit. So gestaltet sich der Uebergang von der Herrschaft der objektiven und subjektiven zu

Digitized by Google

derjenigen der Relationsformen zugleich zu einer abstrakteren Gestaltung der Beziehungselemente des Verbalbegriffs, die sich wegen der vielseitigen Verwendbarkeit der abstrakten Elemente außerdem als eine fortschreitende Vereinfachung der Wortformen darstellt.

Die Partikeln zerfallen für Wundt in zwei Klassen: die primären, die ursprünglich schon als unveränderliche Lautgebilde von bestimmter Bedeutung auftreten, und die sekundären, die aus anderen Wortformen, Nominal- oder Verbalbildungen, hervorgegangen sind. Der Einfluß des Satzganzen auf die Gliederung seiner Theile bestimmt nach Wundt die Bedeutung der Partikeln als der hauptsächlichsten Bindemittel der Worte und Satztheile vor Allem, und von diesem Einflusse hängen auch die Uebergänge der verschiedenen Partikelformen in einander ab.

Sehr bedeutend sind die Erörterungen Wundts über die Satzfügung. Die Lehre vom Satze ist bekanntlich eine der meistumstrittenen, und zwar nicht nur von Seiten der Sprachwissenschaft, sondern auch von Seiten der Logik und neuerdings der Psychologie. Wundts Stellung zu dem Problem ist bekannt und in den vorausgehenden Darlegungen überdies angedeutet. Seine Auffassung geht dahin, daß der Satz die Gliederung einer Gesammtvorstellung darstellt. Von diesem Gesichtspunkte kritisirt er die mannigfaltigen sonstigen Satzdefinitionen, im Besonderen jene „negative Syntax", in der die Syntax als eine „Lehre von den Wortklassen und Wortformen" den Satz als etwas Besonderes gar nicht gelten ließ, alsdann die an die subjektlosen Sätze oder „Impersonalien" anknüpfende gleichgerichtete Lehre, ferner die Definitionen der alten Grammatik, diejenigen im Sinne der negativen Syntax und nach den begleitenden Vorstellungen, schließlich die Termini „vollständige und unvollständige Sätze".

Wundts präzise, eingehend erläuterte Determination des Satzes lautet: Der Satz ist „der sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesammtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandtheile". Das Wort entsteht zwar stets aus dem Prozesse dieser Gliederung, kann indeß in Anbetracht der verschiedenen Ausbildung, welche die Wortsonderung in der Sprache zeigt, noch mehrere in logische Beziehungen gesetzte Bestandtheile in sich enthalten, so daß sich demnach der Prozeß von dem Ganzen des Satzes in dessen einzelne Wortbestandtheile hinein fortsetzt. Darum ist auch das Wort dann noch einmal ein dem Satze untergeordnetes gegliedertes Ganzes. Hieraus ergiebt

Digitized by Google

sich zugleich die Möglichkeit, daß in einzelnen Fällen Wort und Satz zusammenfallen.

Als Hauptarten der Sätze werden in Rücksicht auf die psychischen Grundfunktionen, die sich im Satze zu erkennen geben, bezeichnet nur Ausrufungs-, Aussage- und Fragesätze; die Aneinanderreihung drückt zugleich die genetische Folge aus. Die Wechselbeziehungen dieser drei Satzarten verdeutlicht folgendes Schema:

Ausrufungssätze		Aussagesätze	
Gefühlssätze	Wunschsätze	Nominale	Verbale

Fragesätze

Zweifelsfragen Thatsachenfragen

Der Abschnitt über die Bestandtheile des Satzes umfaßt Erörterungen über Subjekt und Prädikat im Aussagesatze, über dominirende Vorstellungen im Satze, den Gefühlssatz (Ausrufungssätze) als attributive Satzform, den Wunschsatz als prädikative Satzform, über attributive und prädikative Aussagesätze. Hier wird ebenso wie in dem folgenden Abschnitt über die Scheidung der Redetheile auf die logisch-psychologischen Beziehungen und naturgemäß vornehmlich auf die genetische Abhängigkeit sowie auf die Analogien zu den bei der Wortbildung gefundenen Resultaten das Schwergewicht gelegt. Dies zeigt sich ganz besonders bei der Analyse des Verhältnisses von Nomen und Verbum, Nomen und Attribut, Verbum und Adverbiale, der Stellung der Pronomina im Satze und der satzverbindenden Partikeln, welche in das wichtige Gebiet der Satzverbindungen, deren Gliederung und Form überhaupt einführt. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhange die Betrachtung der primitiven Sprachformen und der Sprache des Kindes: Wundt berücksichtigt hier den durch direkte Beobachtungen ermittelten Wortvorrath des Kindes und gelangt in Betreff der Möglichkeit einer Parallele zwischen individueller und genereller Entwicklung zu dem beachtenswerthen Ergebniß: „Der einzige Punkt, in welchem die Sprache des Kindes und die eines Naturvolkes, abgesehen von der in beiden Fällen natürlich vorhandenen Begriffs- und Wortarmuth, übereinstimmen, ist der, daß hier wie dort Begriffe und namentlich Begriffsbeziehungen, die für die Kultursprache wesentlich sind, nicht ausgedrückt, sondern als

Digitized by Google

unausgesprochene Vorstellungen oder noch häufiger in der Form bloßer Gefühle hinzugedacht werden. Präpositionen, Konjunktionen, Relativpromonima — das sind Bestandtheile, die in allen primitiven Sprachen nicht oder nur sehr spärlich entwickelt sind, ohne daß darum ihr Begriffsinhalt ganz zu fehlen braucht. Was aber die Sprachen der Naturvölker von der des Kindes stets unterscheidet, das ist ein Luxus in dem Ausdruck konkreter sinnlicher Verhältnisse und näherer Bestimmungen der Denkobjekte, der dem Kinde, das in die Formen der ihm überlieferten Kultursprache sprechen und denken lernt, ferne bleibt."

Außer der logischen Funktion und der äußeren Verbindung, welche die Wörter und Wortgruppen innerhalb des Satzes haben, ist noch der formale Charakter der Wörterverbindungen besonderer Betrachtung bedürftig. Wundt unterscheidet, rein formal, zwei Arten der Wortverbindung im Satze, die „offene" und die „geschlossene". Eine geschlossene Satzverbindung bilden unter allen Umständen Subjekt und Prädikat; hat der Satz weitere attributive (im weitesten Sinne) Bestandtheile, ohne daß eine bestimmte, durch den Inhalt der ursprünglichen Gesammtvorstellung gebotene Grenze existirt, so ist die Verbindung eine offene. Die inneren Bedingungen dieser beiden Verbindungsformen sind wesentlich von einander abweichend: ihrem allgemeinen psychologischen Charakter nach sind die geschlossenen Satzverbindungen „Apperzeptionsverbindungen" oder auch, mit Rücksicht auf ihre Struktur, „Wirkungen apperzeptiver Zerlegung einer Gesammtvorstellung", die offenen hingegen „Assoziationsverbindungen" oder „Wirkungen assoziativer Apposition zu einzelnen Produkten der apperzeptiven Zerlegung". Im Hinblick auf die Bedeutung des prädikativen Verhältnisses im Satze sind ferner solche Satzformen, die ausschließlich aus geschlossenen oder apperzeptiv gegliederten Verbindungen aufgebaut sind, als rein prädikative von den attributiven, in denen die offenen Verbindungen vorherrschen, zu scheiden; daneben besteht, und zwar unter den Sätzen einer in Perioden stilisirten Rede in der Mehrzahl, die gemischte prädikativ-attributive Gedankenform.

Für die Erklärung der typischen Formen der Wortstellung im Satze ist nach Wundt fast ausschließlich die geschichtliche Entwicklung wesentlich, zumal die psychologische Bedeutung dunkel ist und nur unsichere Vermuthungen über sie möglich sind. Dennoch meint Wundt, daß hier die Anwendung „des allgemeinen psychologischen Gesetzes der successiven Apperzeption der Theile eines Ganzen nach

Digitized by Google

Maßgabe ihres Eindruckes auf das Bewußtsein" am Platze ist, und gelangt zu dem allgemeinen Prinzip: „wo die Wortstellung frei, nicht durch eine überlieferte feste Norm oder durch andere Bedingungen gebunden ist, da folgen sich die Wörter nach dem Grade der Betonung der Begriffe"; die stärkst betonte Vorstellung, d. h. die den Hauptinhalt der Aussage ausmachende, steht im Satze voran. Die „Verschlingungen" der Satzglieder, die Umwandlung von Nebensätzen in nominale Attribute, die Wortstellung in Wunsch- und Fragesätzen finden im Anschluß hieran besondere Beleuchtung. Alsdann geht Wundt des näheren auf Charakter und Motive der Stabilisirung der Wortstellungen, namentlich auf den Einfluß der sprachlichen Denkformen, ein.

Ein eigener, dem fachmäßigen Psychologen mehr, dem Sprachforscher theilweise weniger vertrauter Abschnitt beschäftigt sich mit Rhythmus und Tonmodulation im Satze, einem Gegenstande, der seitens der experimentellen Psychologie, der wissenschaftlichen Aesthetik und neuerdings der theoretischen Wirthschaftskunde (Bücher, „Arbeit und Rhythmus") sowie selbstverständlich seitens der Philologie und Sprachwissenschaft ontologisch und historisch bearbeitet und ziemlich geklärt ist. Wundt betrachtet die Faktoren des rhythmisch-musikalischen Ausdrucks in der Sprache, die rhythmische Gliederung von Taktreihen an der Hand der Experimente, das „Gesetz der drei Stufen", in denen sich die für die Gliederung einer rhythmischen Form unwillkürlich sich einstellenden oder willkürlich gewählten Grade der Betonung sowie die Zeiten der Pausen bewegen, ferner „progressive und regressive Wirkungen" des Accents, Tonhöhe und Tondauer. Nächst den allgemeinen Bedingungen der Entstehung rhythmisch-musikalischer Form wird die rhythmische Gliederung des Satzes und die Tonmodulation im Satze (Verhältniß der Tonaccente zu den dynamischen Accenten, Tonmodulation im Aussage-, Frage- und Russatz) besonders besprochen.

Wenn wir den Begriff der äußeren Sprachform auf die für den psychologischen Charakter der Sprache maßgebenden Merkmale ihrer Struktur einschränken, so setzt sich derselbe aus allen den Faktoren zusammen, welche Wort- und Satzbildung in der Sprache darbieten. Hier sind zwei Fragen allgemeiner psychologischer Natur zu beantworten: erstens, welches sind die hauptsächlichsten typischen Unterschiede, die uns bei der Vergleichung der Sprachformen entgegentreten? zweitens, in welchen Korrelationen stehen solche typische Eigenschaften zu einander? In Verfolg der Annahme, daß typische

Digitized by Google

Eigenschaften in gegensätzlichen Formen vorzukommen pflegen, stellt Wundt von den wichtigsten typischen Unterschieden zwölf Gegensatzpaare auf: 1. isolirende und agglutinirende Sprachtypen, 2. Sprachen mit einseitiger Entwicklung der Nominalformen und andere mit ausgebildeten Verbalformen, 3. Sprachen mit reichen äußeren Wortformen, und solche, in denen die innere Wortform mit hinzutretenden besonderen Hilfswörtern die Bedeutung des einzelnen Wortes feststellt, 4. Sprachen mit primärer Entwicklung des Possessiv- und andere mit entsprechender des Personalpronomens, 5. Sprachen mit einfacher oder mit mehrfacher Abstufung der Pronominalbegriffe (Ortsabstufungen des Demonstrativum, Inklusion und Exklusion. Trial), 6. Präfixsprachen und Suffixsprachen, 7. Sprachen mit und ohne Werth- oder Genusunterscheidung der Substantiva, 8. Sprachen mit vorwiegendem Ausdruck der Aktionsarten und solche mit Ausbildung subjektiver und relativer Verbalbegriffe, 9. Sprachen mit attributiver und mit prädikativer Satzbildung, 10. Sprachen mit und ohne Relativpronomen und hypotaktische Konjunktionen, 11. Sprachen mit einfacher und mit zusammengesetzter Satzbildung, 12. Sprachen mit freier und mit fester Wortstellung. Die Korrelationen, die zwischen diesen typischen Eigenschaften stattfinden, sind bald von vollkommen eindeutiger, bald von verwickelterer Art, da sich oft erst unter dem Hinzutritt gewisser weiterer Bedingungen ein Zusammenhang zwischen bestimmten Ausdrucksformen herstellt.

Unter der inneren Sprachform versteht Wundt im Gegensatze zu Wilhelm von Humboldt, der diesen Terminus geschaffen hat, nur die Summe thatsächlicher psychologischer Eigenschaften und Beziehungen, die eine bestimmte äußere Form als ihre Wirkung hervorbringen; mit anderen Formen kann man innere Sprachform die psychischen Motive nennen, welche als ihre Wirkung äußere Sprachform hervorbringen. Der Begriff der inneren Sprachform verlangt nähere Bestimmung aus drei Gesichtspunkten: es kann sich bei ihm handeln 1. um den in den äußeren Sprachformen sich verrathenden Zusammenhang des sprachlichen Denkens, 2) um die Richtung dieses Denkens oder um die Vorstellungsgebiete, denen es vorzugsweise zugewandt ist, und 3. um den Inhalt des Denkens, um die spezifischen Eigenschaften der Vorstellungen und Begriffe, die in den äußeren Sprachformen ihren Ausdruck finden. Fragmentarisches und diskursives, synthetisches und analytisches Denken im ersten Falle, gegenständliches und zuständliches, objektives und

Digitized by Google

subjektives Denken im zweiten, konkretes und abstraktes, klassifizirendes und generalisirendes Denken im dritten Falle sind die besonderen Typen der inneren Sprachform.

Ebenso wie der Lautwandel eine selbständige Untersuchung erfahren hat, kommt schließlich auch der Bedeutungswandel gesondert zur Sprache. Es ist bekannt, daß die Bedeutung eines Wortes völlig wechseln kann, obgleich sich der Lautkörper desselben nur unwesentlich verändert hat, und ferner daß bei einem Lautkörper neben der ursprünglichen Bedeutung sich eine zweite, eine dritte Bedeutung und so fort erheben kann, indem sich bald die primäre mehrfach verzweigt, bald eine sekundär entstandene neue Zweige treibt. Nichtsdestoweniger können aber Laut- und Bedeutungswandel auch wechselseitig auf einander Einfluß üben oder einander parallel gehen. Ebenso wie der Lautwandel ist der Bedeutungswandel überall einer strengen Gesetzmäßigkeit unterworfen, deren Erkenntniß indeß in vielen Fällen durch die Konkurrenz mannigfacher Ursachen verschiedenen Ursprungs erschwert ist.

Als allgemeine Erklärungsweise für den Bedeutungswandel kommt zunächst natürlich die Aufdeckung der historischen Voraussetzungen in Betracht; alsdann eine logische Klassifizirung nach Ueberordnung, Unterordnung und Nebenordnung, Erweiterung und Verengerung der Bedeutungen; ferner die Werthbeurtheilung, welche mit der „Verschlechterung" und „Veredlung" der Bedeutungen operirt; schließlich die teleologische Betrachtungsweise, welche in jedem sprachlichen Phänomen vorerst Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit sieht. Die psychologische Interpretation des Bedeutungswandels basirt auf der Einsicht, daß die genannten Betrachtungsweisen im einzelnen und zusammengenommen unzulänglich sind; ihr kommt es darauf an, die Vorgänge selbst nachzuweisen, die zu bestimmten Bedeutungen geführt haben. Sie hat erstens zu erforschen, wie überhaupt bei fortschreitender Veränderung der Bedeutungen feste Wortbegriffe entstehen, also aus dem allgemeinen Verlauf des Bedeutungswandels auf die Gesetze der Begriffsentwicklung zurückzuschließen, zweitens im speziellen die psychischen Vorgänge aufzuzeigen, die den einzelnen Erscheinungen des Bedeutungswandels zu Grunde liegen.

Demgemäß erstrecken sich Wundts Darlegungen zuerst auf Bedeutungswandel und Begriffsentwicklung, im einzelnen auf Wort und Begriff, auf die Urbedeutungen der Wörter, auf das Charakteristische in der Benennung von Gegenständen (Hervor-

Digitized by Google

hebung eines dem Gegenstande zukommenden Merkmals), auf die Benennung von Eigenschaften und Zuständen und auf die Bildung abstrakter Begriffe, in deren Entwicklung die Entstehung der Eigenschaftsbegriffe das erste, die der Zustandsbegriffe das zweite Stadium bedeutet. Daran schließt sich das erheblich bedeutsamere Problem des *regulären* Bedeutungswandels, welcher alle jene Veränderungen der Wortbedeutung in sich schließt, die „durch die innerhalb einer Sprachgemeinschaft allgemeingiltig auftretenden allmählichen Veränderungen der Apperzeption erfolgen". Die einzelnen Apperzeptionsakte, die einen solchen aus der allmählichen Differenzirung und Spaltung eines Begriffs bestehenden regulären Bedeutungswandel zusammensetzen, sind nun stets an bestimmte Assoziationen gebunden; die Hauptrolle spielt nicht die successive, sondern die simultane Assoziation, und zwar die Assimilation, die zwischen Eindrucks- und Erinnerungselementen des gleichen Sinnesgebiets sich abspielt, und die Komplikation, die in einer Assoziation von Empfindungselementen verschiedener Sinnesgebiete besteht. Als Grundformen des regulären Bedeutungswandels bezeichnet demnach Wundt erstens „Bedeutungswandel durch assimilirende Apperzeption" und zweitens „Bedeutungswandel durch simultane Komplikationen". Zu den sich hier geltend machenden Nebenbedingungen gehören in erster Linie Gefühlswirkungen, welche durch die Richtung, die sie der Assoziation geben, den Bedeutungswandel bestimmen; sodann die „Verdichtung der Bedeutungen", ein Ergebniß oft wiederholter Wortassoziationen gleicher Richtung, welches sich darin äußert, daß ein Wort durch andere Wörter, die oft mit ihm assoziirt waren, in seiner Bedeutung verändert wird. Der *singuläre* Bedeutungswandel umfaßt alle diejenigen Erscheinungen des Wechsels der Wortbedeutungen, die aus individuellen, an spezielle Raum- und Zeitbedingungen gebundenen Motiven hervorgehen. Die bei ihm wirksamen Assoziationen unterscheiden sich von den bei dem regulären Bedeutungswandel betheiligten, daß sie nicht „aus den innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft allgemeingiltigen Bedingungen der Apperzeption, sondern aus individuell beschränkten" hervorgehen, und ferner daß sie in der Regel successive sind derart, daß der Assoziationsverlauf als ein sprunghafter Uebergang zwischen den assoziirten Vorstellungen erscheint. Die hierher gehörigen Erscheinungen lassen sich nach Wundt in drei Klassen sondern: erstens die Namengebung nach singulären Assoziationen, zugleich Wortschöpfung und Bedeutungs-

Digitized by Google

wandel, letzteres insofern, als sich das neue Wort durch irgend eine Laut- und Begriffsassoziation an bereits bekannte Wörter anlehnt; zweitens die singuläre Namenübertragung; drittens die sprachliche Metapher. Die beiden ersten Formen schließen sich in ihrer psychologischen Bildung an den assimilativen, die dritte und wichtigste an den komplikativen Bedeutungswandel an; diese entsteht aber nicht auf dem Wege stetiger und allgemeingiltiger Veränderungen der Apperzeption, sondern ist ein „willkürlicher" Akt, der den Charakter eines in dieser besonderen Beschaffenheit aller Wahrscheinlichkeit nach einmaligen Vorgangs an sich trägt.

Bilden die Assoziationen die Elemente des Bedeutungswandels, so ist die Apperzeption die fundamentale Funktion, welche die einheitliche Zusammenschließung der Elemente zum Erfolge hat. Im Sinne der psychologischen Interpretation lassen sich als Gesetze des Bedeutungswandels nur die allgemeinen Assoziationsgesetze selbst bezeichnen. Diese führen auf „die drei Elementarprozesse zurück, aus denen im Allgemeinen jeder konkrete Assoziationsvorgang zusammengesetzt ist: die Gleichheitsverbindung, die räumlich-zeitlicher Berührungsverbindung und die Verdrängung unvereinbare Elemente". Die mannigfaltigen Prozesse, die den Bedeutungswandel konstituiren, stimmen darin überein, daß sie stets die Beziehung zur zusammenhängenden Rede voraussetzen. „Hierin ist der Bedeutungswandel das Gegenbild nicht sowohl des Lautwandels als der Vorgänge der Wortbildung und Satzfügung. Wie die aus diesen entstehende äußere Sprachform durchweg auf die Gesetze der apperzeptiven Gliederung der Gesammtvorstellungen und der assoziativen Beziehungen der Gedankenelemente als die entsprechende „innere Sprachform" zurückführt, so ergiebt sich der Bedeutungswandel als eine Wirkung der nämlichen psychischen Kräfte."

Den Schluß der „Völkerpsychologie der Sprache" bildet das Kapitel über „den Ursprung der Sprache". Welche Stellung Wundt zu dem Problem des Ursprungs der Sprache einnimmt, ist eigentlich bereits in den vorausgehenden Darlegungen gegeben; die Lösung des Problems, soweit sie sich überhaupt geben läßt, ist in den Ergebnissen der Untersuchungen über die Zusammenhänge und Ursachen der thatsächlichen Erscheinungen der Sprache bereits enthalten.

Wundts Werk schließt mit folgenden Worten: Durch Tradition von der älteren auf die jüngere Generation vererbt sich die Sprache. „Diese Vererbung kann bald zwischen Individuen vor sich gehen,

Digitized by Google

die auch physisch mit einander verwandt sind, bald kann sie in Folge von Völkerverschiebungen und Sprachmischungen Glieder anderer Abstammung ergreifen. Darum können Völker, die nicht oder wenig blutsverwandt sind, verwandte Sprachen reden, und umgekehrt können zwischen blutsverwandten Völkern erhebliche sprachliche Trennungen eintreten. Denn die Sprache ist kein lebendes Wesen, das von einem anderen Wesen ähnlicher Art herstammt und selbst wieder Kinder zeugt, sondern sie ist lebendige Bethätigung des menschlichen Geistes, die sich, wie alle anderen geistigen Funktionen, mit den äußeren und inneren Bedingungen verändert, denen der Mensch unterworfen ist. Eben deshalb aber, weil sie nicht ein selbständiges Dasein außer dem Menschen führt, ist sie umso mehr ein treuer Abdruck des menschlichen Geistes selbst und trägt in jeder ihrer besonderen Formen die Spuren der Natur- und Kulturbedingungen an sich, denen der Mensch in seiner eigenen Lebensgeschichte und in der seiner Vorfahren unterworfen war."

Wundt will vornehmlich erklären, auseinandersetzen, was gewesen ist und was ist. Mauthner hingegen in seinem dreibändigen Werke „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" will vornehmlich werthen, die Sprache als Mittel und Symbol der Erkenntniß in Bezug auf faktische und mögliche Tragweite untersuchen und einer unbefangenen Würdigung der Bedeutung der Sprache im Leben des Individuums und der Gattung besonders aus erkenntnißtheoretischem Gesichtspunkte Bahn brechen. Wenngleich die drei Bände gemäß ihren Titeln „Sprache und Psychologie", „Zur Sprachwissenschaft", „Zur Grammatik und Logik" streng methodische wissenschaftliche Darlegungen zu enthalten scheinen, die innerhalb des Bereichs je einer der durch die herrschende Systematik anerkannten Disziplinen verbleiben, so ist dies doch nicht der Fall, und in allen dreien ist überwiegend die allgemeine Lebenserfahrung und das im Leben unmittelbar und praktisch Bedeutsame bei der Wahl, Begrenzung und Erledigung des Stoffes maßgebend gewesen. Darum fehlt der Darlegung und in nicht unerheblichem Umfange auch dem Gedankengebäude Mauthners Geschlossenheit und Strenge, wodurch indeß das Werk vorzüglich befähigt wird, in breitere Kreise zu dringen und dieselben zu einer sehr heilsamen Revision ihrer un-

Digitized by Google

eingestandenen Dogmatik anzuregen; Mauthner hat insofern einen Vorzug vor Wundt, dessen „Völkerpsychologie" sicherlich niemals den Bannkreis der Fachgelehrten überschreiten wird.

Es handelt sich aber für Mauthner keineswegs um Popularisirung anderweit errungener Erkenntnisse oder um Geistreicheleien über alles und noch einiges, sondern vielmehr um das ernste Unternehmen, neue Einsicht von fundamentaler Bedeutung zu schaffen und auch der systematischen Erörterung der Geschichte und des Lebens der Sprache bisher vernachlässigte oder nur mit unzureichenden Mitteln wahrgenommene Gesichtspunkte aufzunöthigen, bezw. durch Beibringung neuer Momente ersprießlich zu machen. Diese Gesichtspunkte muß der Leser freilich aus dem Werke erst herausschälen und, um sie in ihrer Besonderheit zu erkennen und in dem bisherigen wissenschaftlichen Betriebe längst heimische Betrachtungsweisen nicht als Neuheiten des neuen Autors zu begrüßen, mit der bisherigen geisteswissenschaftlichen Arbeit bereits Vertrautheit besitzen. Eine starke Dosis gesuchter Paradoxien und ungesuchter Widersprüche muß der Leser ferner in den Kauf nehmen, wenn er das Werk und im Besonderen sein Verdienst unmittelbar würdigen will.

Um den Erkenntnißwerth der Worte und die Tragweite der Sprache als Erkenntnißwerkzeug zu erfassen, hat man sich natürlich vor Allem darauf zu besinnen, daß die Sprache ein Abstraktum ist, daß die Einzelsprachen und Mundarten gleichfalls sehr wenig sicher determinirbare Einheiten sind und daß es eigentlich nur Individualsprachen giebt. Die Sprache eines Menschen ist niemals derjenigen eines anderen völlig gleich, die Sprache desselben Menschen ist eine andere in verschiedenen Lebensperioden; Aehnlichkeiten sind es, welche veranlassen, namentlich die Sprechweisen vieler Individuen, welche überdies durch gleiche Existenzbedingungen u. dgl. in Zusammenhang mit einander stehen, zu einer Volkssprache zu vereinheitlichen. Andererseits werden die Sprachbewegungen eines Individuums erst eigentlich zu Sprache durch ihre über das Individuum hinausgehende, eine Gemeinschaft begründende Eigenthümlichkeit. Die Worte einer Sprache nun haben allein für denjenigen einen Sinn, der ihren Vorstellungsinhalt schon besitzt. Alles Wissen und Denken, alle Erkenntniß steckt somit in der Sprache; der Ausdruck, die Sprache sei ein Werkzeug, dessen sich das Denken bediene, ist somit falsch, es sind vielmehr Sprache und Denken wesentlich identisch. „Ist die mensch-

Digitized by Google

liche Erkenntniß oder das Denken identisch mit der Sprache", schließt Mauthner, „ist die Sprache nichts anderes als das Gedächtniß der Menschheit, und ist endlich weder ein abstraktes Gedächtniß noch eine abstrakte Menschheit noch eine abstrakte Sprache in der Wirklichkeitswelt vorhanden, sondern überall nur menschliche Individuen mit Erinnerungsakten und Sprachbedingungen, so ist die Erkenntniß ebenso wie die menschliche Sprache eine soziale Erscheinung, wenn man will eine soziale Illusion, etwas zwischen den Menschen."

Diese Worte geben eine gewisse Begründung der wohl von jedem Menschen mindestens gelegentlich gemachten Beobachtung, daß er von seinem Nebenmenschen, von seinen nächsten Verwandten oder Lebensgenossen nicht verstanden werde. „Kein Mensch kennt den anderen. — — — Ein Hauptmittel des Nichtverstehens ist die Sprache. Wir wissen von einander bei den einfachsten Begriffen nicht, ob wir bei einem gleichen Worte die gleiche Vorstellung haben. — — — Durch die Sprache haben es sich die Menschen für immer unmöglich gemacht, einander kennen zu lernen." Solche für Mauthner charakteristischen Sätze sind natürlich Halbwahrheiten, Halbwahrheiten übrigens auch im Sinne Mauthners, der an späteren Stellen ungefähr das direkte Gegentheil ausspricht und sonst weder die mir vorliegenden drei dicken Bände zur Kritik der Sprache noch seine zahlreichen sonstigen Schriften herausgegeben hätte. Zudem sagt er selbst, um im Sinne der genannten Behauptungen seine Leser durch Beispiele zu überzeugen: wenn ich grün sage, meint der Hörer vielleicht blaugrün oder gelbgrün oder gar roth; leise Unterschiede sind zwischen dem C des einen Musikers und dem C des anderen; wenn ich Baum sage, so stelle ich mir ungefähr etwas wie eine zwanzigjährige Linde vor, der Hörer vielleicht eine Tanne oder eine mehrhundertjährige Eiche. Hierin liegt aber doch schon die Anerkennung, daß das Wort grün für jeden derselben Sprachgemeinschaft zugehörigen Menschen einer Farbenempfindung und nicht etwa einer Tast- oder Geruchsempfindung zugeordnet ist; daß das Wort C einem Ton und nicht einem Geräusch, daß es sogar einem Ton von nur innerhalb gewisser, ziemlich geringer und den sprechenden Personen bewußter Grenzen schwankender Beschaffenheit zugeordnet ist; daß schließlich das Wort Baum die eine Person und die andere an Bäume und nicht die eine an einen Baum, die andere an ein Thier oder ein Haus oder eine Wolke erinnert. Mit anderem Worte, die

Digitized by Google

Sprache vermittelt doch ein gegenseitiges Verständniß der Menschen, sie ermöglicht es sogar erst, daß die Menschen sich und ihre Umwelt in großem Stile und in einer Weise kennen lernen und mit ihnen praktisch abfinden, wie sie ein bloßes Schauen, ein rein individuelles Erleben nicht entfernt zu zeitigen vermöchte. Gewiß weckt *ein* Wort bei zwei Personen niemals *ganz* dieselben Bewußtseinsinhalte, wohl aber ähnliche; um die Aehnlichkeit der Bewußtseinsinhalte zu steigern, wo es wie bei der Erziehung, in der Praxis oder in der Wissenschaft darauf ankommt, bedient man sich eben weiterer Worte, welche die vermuthlich bestehenden falschen Nebenvorstellungen ausschließen oder beseitigen, wenn nicht etwa durch ein Bild oder ein anderes Mittel eine solche Korrektur schneller und nachhaltiger erzielt werden kann.

Mauthner hat sehr recht, die vulgäre Meinung, als wäre der Reichthum an Worten schon an und für sich schätzenswerth und gleichbedeutend mit einem hohen Grade individuell und allgemein bedeutsamen realen oder idealen Vermögens, zurückzuweisen. Die Lust am Sprechen ist bekanntlich gefährlich, weil sie zum Sprechen um des Sprechens willen und zu einer Werthschätzung eitler „Wortweisheit" verführt. Aber entsprechend seiner eben gekennzeichneten Auffassung übertreibt er auch hier, wenn er in besonderer Rücksicht auf die wissenschaftliche geistige Arbeit ausspricht: „Weil aber Denken und Sprechen ein und dasselbe ist, weil die geistige Thätigkeit der besten Denker in gar nichts anderem besteht, als in der verbesserten Definition der von ihnen gebrauchten abstrakten Worte, weil demnach die gewaltigste Leistung der gewaltigsten Denker oft (!) nur darin wirksam bleibt, daß sie einen alten Begriff (!) neu differenzirt haben, indem sie ihn um eine Nuance inhaltsreicher oder inhaltsärmer machten, weil sie nun den alten Begriff nur in Augenblicken ihrer besten Geistesschärfe mit der neuen Nuancirung anwenden, sonst aber nach der Gewohnheit der Zeitgenossen, daher können Mißverständnisse ihrer selbst hervorgehen, die man richtiger Unsicherheiten der Sprache nennen könnte." Die Identität von Sprechen und Denken und demgemäß von Wort und Begriff, welche der Vordersatz lehrt, wird ja von Mauthner selbst innerhalb desselben Satzgefüges wieder geleugnet: die Differenzirung eines Begriffes, welche der Denker leistet, ist unumgänglich einer Wandlung der Sprache zugeordnet, aber sie beruht doch (freilich kann es auch Differenzirungen der Sprache als das Primäre geben, so daß daraus neue Worte, aber nicht zugleich neue Begriffe entstehen)

Digitized by Google

auf einer, wenngleich meist vielfach vermittelten, neuen und vielseitigeren, genaueren Anschauung der Wirklichkeit; das Wort dient dem Begriff als Zeichen, und es bildet auch im gewöhnlichen Verkehr aus Gründen intellektueller Oekonomie seinen Ersatz derart, daß die Menge der für die Begriffsbildung erforderlich gewesenen Anschauungsbilder oder eine besonders charakteristische Anschauung nicht erst im Bewußtsein reproduzirt wird, obgleich sie ohne die ökonomische Rücksicht sehr wohl reproduzirt werden könnte; aber das Wort ist weder gleichbedeutend mit dem Begriff noch seine Abwandlung das alleinige Ziel und Ergebniß des Denkens noch schließlich gar Denken und Sprechen ein und dasselbe.

Die Ansichten Mauthners über das Wesen des Denkens und die psychophysische Existenzweise und Bedeutung der Sprache hier des näheren wiederzugeben, sehe ich mich nicht veranlaßt, weil sie aus seiner von Widersprüchen und Unklarheiten wimmelnden unsystematischen Darstellung nicht eindeutig zu erkennen sind, auch meines Erachtens keine nennenswerthe neue Einsicht bergen und aus der voraufgehenden Besprechung von Wundts Sprachtheorie für den Leser das, was er zur Vertiefung des Verständnisses der in Rede stehenden Dinge zu erfahren nöthig hat, sich ergiebt. Ebenso muß ich es mir versagen, auf den zweiten Theil des ersten Bandes „Psychologie der Sprache und Sprache der Psychologie" einzugehen. Mauthner beschuldigt mit Vorliebe summarisch — in Einzelheiten hätte er wohl Recht — die bisherige Forschung der höchsten Thorheit und Kurzsichtigkeit; er selbst leistet sich aber mindestens ebenso schlimme Fehler, die sich durch die eigenthümliche Diktion zwar häufig, aber doch nicht immer maskiren lassen. Um ein Beispiel zu geben, hebe ich Mauthners Besprechung der Beziehungen von Leib und Seele heraus. Er sagt auf einem und demselben Blatte (231): „Nach meiner Meinung sind alle solche noch so wissenschaftlichen Sätze Wortmachereien. Wenn der Spiritualismus sagt, es gebrauche der Geist den Körper als sein Instrument, so antwortet der Materialismus: es habe sich der Körper den Geist zum feinsten Instrumente ausgebildet. Nach meiner Meinung muß man den Gegensatz von Seele und Leib, von Geist und Körper in seinen Schlupfwinkeln aufsuchen, um auch in dieser Frage die Macht des Wortaberglaubens zu erkennen. In der Sprache nur giebt es diese zwei Worte, Geist und Körper, in der wirklichen Wirklichkeitswelt ist das eine vom anderen nicht zu trennen." Was das Absuchen der „Schlupfwinkel" anbetrifft, so

Digitized by Google

ist das keineswegs Herrn Mauthners bahnbrechende Offenbarung, wie man aus seinem Ausdruck vermuthen könnte, sondern längst Gemeingut aller modernen Psychologen, die sogar ein groß Theil der „Schlupfwinkel" schon aufgehoben haben. Doch das nur nebenbei. Also Mauthner sagt richtig, in der „wirklichen Wirklichkeitswelt" sind Geist und Körper nicht zu trennen, und wer sie trennt, treibt Wortaberglauben. Acht Zeilen weiter aber verkündet er munter als Ersatzweisheit: „Wir können alle Erscheinungen der Wirklichkeitswelt in drei Gruppen eintheilen: in die Erscheinungen des unbelebten Stoffes, in die Lebenserscheinungen und in die Erscheinungen des Denkens." Man muß in der einigermaßen wissenschaftlichen neueren Literatur lange suchen, um dergleichen Schematisirungen, denen man das naive Vergnügen am puren Zerlegen und den echten Wortaberglauben so deutlich anmerkt und die zugleich, sachgemäß betrachtet, so herzlich schlecht sind, wiederzufinden. — Wäre unser Kritiker der Sprache, dem nichts scheinbar so sehr am Herzen liegt, wie ihre vermeintliche Ueberschätzung zu beseitigen, in der That von der Werthlosigkeit der Sprache überzeugt, so hätte er nicht so viele Zirkel begangen, nicht hinter jedem pomphaften, aber gehaltlosen und über die Straßenweisheit kaum merklich erhabenen Lehrsatz einen zumeist geschmacklosen und hinkenden Vergleich angebracht, und vor Allem — er hätte nicht 657 Druckseiten gebraucht, um etwas zu sagen, wozu auf 57 Seiten reichlich Raum gewesen wäre.

Nachdem der Leser des zweiten Bandes „Zur Sprachwissenschaft" die zahlreichen Wiederholungen der ihm aus dem ersten Bande bekannt gewordenen Auseinandersetzungen zu übergehen sich entschlossen und so mit den 735 Seiten verhältnißmäßig schnell fertig zu werden Aussicht hat, wird er mit Freude hier das Vorhandensein auch soliderer Arbeit anerkennen.

Sprachwissenschaft neben Sprachgeschichte will Mauthner nicht gelten lassen, Sprachwissenschaft ist für ihn vielmehr nichts weiter als eben Sprachgeschichte. „Die Sprachwissenschaft will die sprachlichen Erscheinungen erklären, das heißt möglichst genau beschreiben. Erkläre einer aber einmal einen Gebrauch anders als durch die Geschichte des Gebrauchs. Diese Art von Erklärung ist die nothwendige Ergänzung jeder Beschreibung; wie bei jedem Stücke einer Naturaliensammlung hinzugefügt werden sollte, wo es herkommt." Meines Erachtens sind schon diese Sätze, welche die Beweisführung der Identität von Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte sein

Digitized by Google

sollen, ausreichend als Beweis — für das Gegentheil. Ueber die Begriffe „Beschreiben" und „Erklären" giebt es eine große Literatur, so daß ich mich an dieser Stelle nicht in Vermuthungen ergehen will, welche Deutung dieser bald als gleichbedeutend, bald als verschieden hingestellten Worte Mauthner eigentlich beliebt hat. Zu einer vollkommenen Kenntniß, d. h. zu einer wissenschaftlichen, gehören das Wissen von den gegebenen Merkmalen und das Wissen vom Gewordensein dieser Merkmale; weder giebt mir eine Beschreibung des Entstehungsvorgangs eines Apfels ohne Weiteres eine Anschauung oder eine Erklärung der Eigenschaften des Apfels, noch erkenne ich an den Eigenschaften den Entstehungsvorgang. Nicht im mindesten anders ist die Lage bei einem wesentlich geistigen Erzeugniß, z. B. einem Wort: das Wort hat, ontologisch betrachtet, seine lautlichen, in einer eigenartigen Weise kombinirten Bestandtheile und seine gegenwärtige Bedeutung, welche in mannigfacher Beziehung der Abhängigkeit von der Umwelt stehen; das Wort hat, genetisch betrachtet, eine Reihe zusammengehöriger Voraussetzungen, welche einen Theil der Geschichte des Menschengeschlechts, der bestimmten Gesellschaft und des Individuums bilden. Ontologische und genetische Betrachtungsweise in ihrer Vereinzelung sind durch die Enge unseres Bewußtseins nothwendig gewordene, indeß nur methodisch bedeutsame Abstraktionen; eine vollkommene wissenschaftliche Erkenntniß besteht in der Wiedervereinigung beider, sie ist eben — in Sachen der Sprache — nicht Sprachgeschichte allein, sondern der Inbegriff aller auf den Charakter der Worte irgend wie abzielenden Betrachtungsweisen. Sprachgeschichte dürfte man nur statt Sprachwissenschaft setzen, wenn eine Fälschung des Sprachgebrauchs gleichgiltig ist und die Hypothese vom beständigen Werden trotz der dann unvermeidlichen Vergewaltigung der unmittelbaren Erfahrung als maßgebend aufgestellt wird.

Unter den mannigfaltigen, in dem Kapitel „Was ist Sprachwissenschaft?" untergebrachten Aperçus hebe ich den dem Grundton des Werkes entsprechenden Vorschlag heraus, die Wissenschaften derart einzutheilen, daß einzige Geisteswissenschaft die Sprachwissenschaft ist. In der „Geist"eswissen„schaft" (so schreibt Mauthner) ist „Psychologie, Logik, Metaphysik, Moral, Aesthetik und — Graphologie nebst Theologie schon enthalten." Leider hat uns Mauthner nicht zugleich verrathen, wie in seinem System der Wissenschaften Staats- und Naturwissenschaften untergebracht sein sollen. Wenn schon die Sprachwissenschaft auch den Inhalt der Sprache mit zu

Digitized by Google

untersuchen hat, so müßte unser „Wissen" von der Besonderheit und dem Gewordensein staatlichen und gesellschaftlichen Lebens und unser „Wissen" von der Natur, das nicht zum Wenigsten auf der Möglichkeit einer Sprache ruht und sich in der Sprache erschöpft, gleichfalls Sprachwissenschaft getauft werden. Das Ergebniß wäre, daß wir anstatt des bisher gebräuchlichen Ausdrucks „System der Wissenschaften" nun „Sprachwissenschaft" zu *sagen* haben, während im Uebrigen alles beim Alten bliebe, da doch das Bedürfniß zu verstehen, warum nicht alle Worte gleich sind bezw. warum nicht bloß *ein* Wort und warum überhaupt ein Wort besteht, mit anderem Worte die Frage nach dem Inhalt, der Bedeutung der Sprache lebendig bleibt und die Erneuerung der alten Differenzirung der „Wissenschaften" mit Nothwendigkeit herbeiführt.

Mauthner betont mit Recht, daß die Entstehung der Sprache auf das Lebensinteresse, auf das Bedürfniß, ein Gedächtniß zu schaffen, zurückgeht, und er widerlegt, unter Hinweis auf die besonderen Bedürfnisse, die Berechtigung, alle nicht indogermanischen Sprachen zu verachten. Unter diesem Gesichtspunkte stehen seine wegen der Auseinandersetzung mit der bisherigen Sprachforschung und wegen mancher Interpretationen bestimmter sprachlicher Thatsachen beachtenswerthen Ausführungen „Zur Geschichte der Sprachwissenschaft". Im Rahmen derselben gelangt er trotz seiner mannigfaltigen Proteste gegen die Möglichkeit von „Gesetzen" für die Vorgänge der Sprachentwicklung und die Vornirtheit derjenigen, welche ungeachtet ihres Zugeständnisses, daß die Gesetze des physiologischen Lautwandels noch Raum geben für psychologische Einflüsse auf die Sprachwandlung, an jenen Gesetzen festhalten, zur Proklamirung des „Gesetzes der Bequemlichkeit". Für oder gegen die Bedeutsamkeit dieses „Gesetzes der Bequemlichkeit", das so trefflich geeignet ist, Mauthners Arbeitsweise und Arbeitsleistung kurz zu kennzeichnen, will ich nichts sagen, nachdem Wundts oben dargestellte Theorie der in Betracht kommenden Probleme dem Leser bekannt geworden ist.

Treffliche Bemerkungen über einzelne Erscheinungen des Sprachlebens finden sich in den Kapiteln über Sprachrichtigkeit, Zufall in der Sprache und Etymologie. Mauthners Kritik des Begriffs der Sprachwurzeln ist scharf, aber berechtigt und dem Stande unseres bezüglichen Wissens gemäß. In Sachen der Klassifikation der Sprachen kommt Mauthner zu dem Ergebniß, man könne in Anbetracht unseres wirklichen Wissens nur von einer Morphologie

Digitized by Google

zweier Sprachgruppen, der semitischen und der indoeuropäischen, reden. Er widerlegt die Eintheilung in ein- und mehrsilbige Sprachen und bekämpft den modernen Ersatz dieser älteren Eintheilung, die in isolirende, agglutinirende und flektirende Sprachen, da sie „in ihrem Hintergedanken unnachweisbar und wahrscheinlich falsch und selbst in der Definition ihres Eintheilungsgrundes", namentlich zwischen agglutinirenden und flektirenden Sprachen „ungenau und unhaltbar" sei. Das Eintheilungsprinzip des verschiedenen Werthes der Sprachen hält natürlich bei der Relativität des Werthbegriffs und der häufigen Versteckheit ihrer Befähigung erst recht nicht Einwänden Stand.

Von besonderem Interesse dürften Mauthners Bemerkungen über Leben und Tod einer Sprache sein. Leben und Tod einer Sprache sind relative Begriffe. Für die heutige Sprache sind Theile der gestrigen Sprache immer schon todt. „Und es muß mächtig in unsere Anschauungen von Staat und Gesellschaft, von Recht und Sitte eingreifen, wenn wir erkennen, daß alle Sprache des vergangenen Geschlechts für uns weit mehr todte Begriffe enthält als die gleichbleibende und in der Neuzeit durch die Schriftsprache besser konservirte Form ahnen läßt. Nicht nur Gesetz und Rechte, auch die Worte der Sprache erben sich wie eine ewige Krankheit fort. In unserer Sprache schleppen wir unzählige Leichen der Vergangenheit auf unserem Rücken mit uns herum. Nichts, nichts ist mehr lebendig, was in todten Begriffen niedergeschrieben worden ist, und wäre es auch nur vor wenigen Jahren geschehen. Die kritische Auflösung aller historischen Ordnung bedeutet freilich diese Ueberzeugung, einen Anarchismus, der auch nicht einen einzigen Begriff der überlieferten Sprache für lebendig hält, solange er sein Leben nicht bewiesen hat; es ist aber ein kritischer Anarchismus, der wiederum an keine Utopien glaubt, an die Begriffsembryonen der Zukunft ebenso wenig wie an die Begriffsleichen der Vergangenheit. Für das kleine Gebiet der Sprache allein jedoch lehrt diese erschreckende Ueberzeugung, daß nicht in den Sprachänderungen, die wir heute als Sprachfehler empfinden und die morgen Sprachgebrauch sein können, die Krankheit der Sprache steckt. Diese Sprachunrichtigkeiten sind Zeichen des Lebens; die Sprachrichtigkeit aber ist das Zeichen der Krankheit, der Vorbote des Todes. Niemand kann sagen, was tadellos richtiges Deutsch ist; wohl aber giebt es ein zweifellos richtiges ciceronianisches Latein."

Digitized by Google

Viel Anregung wird der nicht fachmännische Leser von den auf manch trefflicher Beobachtung und literarischen Kenntnissen beruhenden geistreichen Ausführungen über die Thier- und Menschensprache, die Metapher, über Schrift- und Schriftsprache erhalten. Auch die Kritik der Hypothesen über das Urvolk, die Rassen, über die Möglichkeit und den Umfang thatsächlicher Sprachenmischungen, über die methodische Untersuchung der Beziehungen zwischen historischem und aktuellem Volksleben einerseits und den Wandlungen der Sprechweise des Individuums und des Volkes andererseits dürfte vorzüglich geeignet sein, manche bei Fachleuten und erst recht in breiteren Kreisen sich findende eingewurzelte, aber unwahre Annahme zu beseitigen und durch richtigere Auffassung zu ersetzen. Neues habe ich hier nicht finden können, so daß sich eine genauere Besprechung erübrigt. Die den zweiten Band abschließende Abhandlung über Ursprung und Geschichte der Vernunft ist im Wesentlichen eine Auseinandersetzung mit Geigers Werk „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft", im Uebrigen ein erneuter Versuch, die Identität von Sprechen und Denken zum Bewußtsein zu bringen. Mauthner gefällt sich, wie das Jemand, dem die Skepsis und die Kritik Selbstzweck ist, sehr wohl ansteht, in der Verkündigung: „Der Ursprung der Vernunft, die Geschichte der Vernunft ist nicht zu ergründen." Was Mauthner über die Möglichkeit einer Geschichte als Wissenschaft zu sagen weiß, gehört nicht zu dem Besten, was über dieses im letzten Jahrzehnt so außerordentlich lebhaft behandelte Thema gesagt worden ist.

Der dritte Band bringt eine Reihe spezieller und methodischer Ausführungen der namentlich im ersten Bande ausgesprochenen Sätze und gliedert sich in einen vornehmlich Problemen der Grammatik und einen vornehmlich Problemen der Logik und Erkenntnißtheorie gewidmeten Theil.

Das Verhältniß von Grammatik und Logik, dem in der gelehrten Literatur der beiden zumeist als von einander unabhängig geltenden Disziplinen so viel Raum gewidmet ist, ergiebt sich, wenn man — wie Mauthner sehr richtig bemerkt — bedenkt, daß die überlieferte Logik wenig mehr als eine höchst scharfsinnige Auseinandersetzung des Aristoteles, des ordnungsliebenden Klassifikators mit seiner griechischen Sprache ist. Mit der reservatio mentalis, die sich aus der Differenz in unseren Ansichten über die Eigenbedeutung der Begriffe ergiebt, kann ich Mauthner durchaus

Digitized by Google

zustimmen, wenn er sagt: Die Sprache ist „nichts als das mangelhafte Mittel der Menschen, sich in ihrer Erinnerungswelt zurechtzufinden, das Gedächtniß, das heißt ihre eigene Erfahrung und die ihrer Ahnen auszunützen, mit aller Wahrscheinlichkeit, daß diese Erinnerungswelt der Wirklichkeitswelt ähnlich sein werde. Die Grammatik jeder Sprache ging von der Wirklichkeitswelt aus, schuf aber dann in der Erinnerungswelt selbständige Bequemlichkeiten, Omnibusse, Assoziationen, Gleise. Die Logik hatte nichts als die grammatikalische Sprache, um sich daran zu halten; aber die Logik ist doch nur ein Sammelname für die Bemühung, in der Erinnerungswelt den Lageplan der Wirklichkeitswelt nicht zu verlieren, oder vielmehr ihn zu finden. Grammatik und Logik sind also nur verschiedene Seiten der gleichen Menschensprache. Grammatikalisch heißt die Sprache, wenn sie zum Austausch der Erinnerungswerthe bequem, glatt, leicht ist; logisch heißt sie, wenn die Erinnerungswerthe den Wirklichkeitswerthen nicht zu fern sind."

Auf die Ansichten Mauthners über die Entstehungsgeschichte und Eigenart von Verbum, Substantivum, Adjektivum, Adverbien, Zahlwort und von den logischen Kategorien näher einzugehen, würde hier viel zu weit führen. Seine unmittelbar verständlichen, durch die beständigen Abwege zu mannigfaltigen anderen Problemen und die Lust an derben Vergleichen abwechselungsvollen Darlegungen haben auch hier den Vorzug, welchen ich schon einmal hervorgehoben habe, den Laien anzuregen, eine gründliche Revision seiner stillen Annahmen über Form und Inhalt der Sprache vorzunehmen, ihm Gedanken zu geben über ein Thema, das trotz seiner überaus hohen Wichtigkeit außer Acht gelassen wird. Auch dem Fachmann wird manche sehr angemessene Belehrung und Anregung zu Theil, wenngleich er recht häufig zu widersprechen Anlaß erhält. Ich möchte im Besonderen auf Mauthners treffliche Ausführungen über Raum und Zeit in der Sprache hinweisen. Sie enthalten den meines Wissens für die sprachwissenschaftliche Literatur neuen und in der psychologischen Literatur noch sehr bekämpften Satz, daß die Sprache keine Zeitbegriffe bilden kann und sich der Raumbegriffe als Ersatz der Zeitbestimmungen bedienen muß. Die Anregung, welche die psychologische Einsicht der Sprachforschung und natürlich auch umgekehrt die Sprachforschung der Psychologie zu bieten vermag, tritt vielleicht nirgends so deutlich hervor als im Bereich des so sehr verwickelten Raum- und Zeitproblems. — Die Eigenart der Einzelausführungen genauer zu kennzeichnen, erübrigt sich auch deshalb,

Digitized by Google

weil sie Ableitungen aus den bereits mitgetheilten Leitsätzen Mauthners oder Variationen derselben sind. Der Logik streitet Mauthner das Existenzrecht überdies ab, weil ihre drei obersten Grundsätze — der Grundsatz vom Widerspruch, von der Identität und vom ausgeschlossenen Dritten — eigentlich nur Formulirungen des ersten Grundsatzes sind, weil ferner dieser erste Grundsatz vom Widerspruch inhaltlich nichtssagend ist und nur in Worten eine reale Existenz hat. Die Werthlosigkeit aller Denkgesetze und mancher als werthvoll kursirenden, in technische Ausdrücke der induktiven Wissenschaften geprägten Einsicht giebt er sich Mühe nachzuweisen — vielfach mit Glück, indem er die Tragweite der puren Worte herauszustellen weiß.

„Was man aber das Denken nennt, das ist nur eitel Sprache." Dieser Satz Mauthners, in dem vielleicht am besten sein ganzes Lehrgebäude sich spiegelt, enthält, wie ich glaube gezeigt zu haben, nur eine halbe Wahrheit. Aber er bringt doch, heute und mit so glänzenden Mitteln verkündet, eine Anregung in unser ganzes Geistesleben, welche die Verkümmerung des geistigen Vermögens in dem Uebermaß des es belastenden Einzelwissens und bei der Neigung zu Verallgemeinerungen, welche so viel leere Worte an die Stelle echter Erkenntniß gesetzt haben, wirksam zu verhüten, vorzüglich geeignet ist. Vielleicht ist gerade die Uebertreibung, welche sich in Mauthners Lehre von der Beziehung zwischen Sprechen und Denken äußert, einzig geeignet, eine nachhaltige Anregung heut zu Tage auszuüben. Darum gebührt Mauthner der allgemeine Dank für sein überaus großes Bemühen, welches an sich verdienstlich bleibt und nach seinem Erfolge als bedeutsam für den Fortschritt der Kultur immerhin anerkannt werden muß.

Digitized by Google

Eisenbahn-Gedanken

von

?

Der Entwurf zu einem Erlaß des Verkehrsministers über Bahnhofeinrichtung und Reisendenbehandlung ist uns ohne Unterschrift durch einen glücklichen Zufall auf den Redaktionstisch geweht worden. Wir können nicht beurtheilen, ob er von einem amtirenden Geheimen Rath oder von einem Reisenden stammt, der in dieser Form Wünsche ausspricht. Aber diese Wünsche scheinen uns jedenfalls so berechtigt, daß wir sie gerne der Oeffentlichkeit unterbreiten. Der Erlaß lautet:

An sämmtliche Eisenbahndirektionen.

Der große Reiseverkehr dieses Sommers hat sich glatter wie sonst vollzogen. Dies erfreuliche Ereigniß ist in erster Linie zu verdanken der überall bethätigten Fürsorge der Direktionen, durch klare Anordnungen, durch Einrichtungen aller Art der Reisemenge die Wege genau vorzuzeichnen, durch Anschläge die Kenntniß der getroffenen Einrichtungen zu verallgemeinern und dadurch eine größere Ruhe und Sicherheit bei den Reisenden zu erreichen, welche ihrerseits wieder eine glattere Abwicklung des aufs Höchste gespannten Verkehrs ermöglichte.

Was an den einzelnen Stellen aus der Schaffungskraft und -freudigkeit der örtlichen Behörden entstanden ist, sich dort voll bewährt hat, soll als Allgemeingut dem Ganzen zu Statten kommen. Diese hier gemachte Zusammenstellung derjenigen Maßnahmen, welche auf alle Stationen zu übertragen sind, ist aber nicht im einschränkenden Sinne, daß darüber nicht hinausgegangen werden dürfe, aufzufassen, nein, sie soll nur als Anregung dienen, wieviel über dieses Mindestmaß hinaus noch geleistet werden kann, um unsere Betriebsverhältnisse, um den Verkehr der Reisenden auf den Bahnen zu erleichtern und zu vereinfachen.

Digitized by Google

1. Für die Regelung des Reiseverkehrs auf den Bahnhöfen ist als erster Grundsatz festzuhalten, daß für alle zurückzulegenden Wege stets die kürzest mögliche Entfernung maßgebend sein, daß der Verkehr sich immer in naturgemäßer Folge vollziehen muß und daß auf alle Fragen und geforderte Auskünfte ortsunkundiger Reisenden deutliche, bestimmte und übersichtliche Anschläge im Voraus bereits Antwort bezw. Hinweis ertheilen.

Schon die zu den Bahnhöfen hinführenden Wege müssen in Städten wie auf dem Lande gut bezeichnet sein. In der Stadt ist durch Anschläge auf den Hauptplätzen Richtung und Entfernung zum Bahnhofe anzugeben. „Zum Hauptbahnhof durch die Langstrasse 850 Meter“ oder einfach „Zum Bahnhofe 195 Meter ☞“ mit wegweisender Hand; auf dem Lande „Nächster Bahnhof in Dingsheim 4.325 Meter“.

In großen Städten geben die Straßenbahnen im eigenen Interesse allen Anregungen der Art gerne Folge. Es empfiehlt sich, auf deren Haupthalteplätzen Fahrtafeln aufzustellen bezw. anzuschlagen, welche die Abgangs- und die Ankunftszeiten sämmtlicher Züge im Ortspersonenverkehr enthalten.

2. Die Halteplätze für das öffentliche Fuhrwerk, die Gasthauswagen, die Straßenbahnen vor den Bahnhöfen sind durch große Schilder deutlich zu bezeichnen, Handweiser sind in genügender Menge anzubringen, um die Wege zu den Fahrgelegenheiten ohne Fragen finden zu lassen.

3. Den Ortsfahrtafeln ist die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Bezeichnung aller aus- und einlaufenden Züge des Personenverkehrs muß klar und deutlich mit großer Schrift geschehen. Es muß möglich sein, diese Schrift auch über die Köpfe der oft dicht gedrängt diese Tafeln umstehenden Menschenmenge hinweg lesen zu können. Diese Tafeln sind an allen Zugängen zum Bahnhofe anzubringen, ebenso *über* und neben den Stellen, an denen die Durchlochung der Fahrkarten erfolgt. — Bei Bahnhöfen mit Unterführungen, mehreren Bahnsteigen sind ferner die für jeden dieser Zugänge bezw. Bahnsteige allein in Betracht kommenden Züge nochmals besonders anzuführen. Es sind nicht nur *hin*weisende, sondern auch *fort*weisende Angaben zu machen, besonders dort, wo erfahrungsmäßig ein Irrlaufen der Reisenden öfter vorkommt. — Diese Sondertafeln sind auch auf den Bahnsteigen selber zu wiederholen. — Es kann in dieser Beziehung nicht genug geschehen, um die Reisenden zu belehren, zu beruhigen

Digitized by Google

und dadurch die dienstthuenden Beamten zu entlasten und Störungen in ihrem sonstigen Dienste zu vermeiden.

4. Auf den Bahnhöfen ist bei der Regelung des Verkehrs stets am „Rechtsgehen" festzuhalten. Es ist daher falsch, wenn Fahrkartenschalter links von der Eingangsthür zur Vorhalle liegen. Läßt sich ein derartiger grober, früher gemachter Fehler bei den baulichen Verhältnissen nicht mehr beseitigen, dann muß bei diesen Schaltern auch der Zutritt von „links" erfolgen, damit der Abgang in der fortlaufenden Verkehrsrichtung geschieht. Auf alle Fälle ist ein Sichkreuzen der zum Schalter Zuströmenden und der zum Bahnsteig Eilenden zu verhindern. Dieser Ausnahmsweg ist sehr deutlich durch hinweisende Schilder „☚ Zugang" bezw. „Abgang ☛" zu kennzeichnen.

5. Auf einzelnen Bahnhöfen sind, in einer jedem Durchgangsverkehr widersprechenden Weise, Schalter auf der Rückseite der Eingangswand der Vorhalle angelegt. — Sind die Auskunftsschilder für diese Fahrkartenausgaben dann gar an den rückwärtigen Schaltern direkt angebracht, so kann kein in die Halle Eintretender sich zurechtfinden. Er bleibt stehen, sieht sich um, stört und hemmt den sonstigen Verkehr, er muß schließlich fragen, andere Reisende oder Beamte aufhalten, stören! Es kann gar nicht genug betont werden, daß der Verkehr sich ordnungsmäßig derart abspielen muß, daß ein Jeder sich ohne Mithilfe Fremder zurechtfinden kann. — In diesem Falle bleibt nichts übrig, als die Auskunftsschilder frei in der Mitte der Halle aufzuhängen und zwar so niedrig, wie es der Verkehr nur erlaubt: „Fahrkarten für Salzstadt—Neuburg **gegenüber** rechts vom Eingang". Rechtwinklig am Schild angebrachte zurückweisende, ausgeschnittene große Hände müssen den Blick in die Wegerichtung lenken.

6. Rasche Erledigung der Gepäckabfertigung erfordert die peinlichste Sorgfalt, trägt wesentlich dazu bei, die Reisenden nicht von der Aufgabe desselben abzuhalten, und beugt der Ueberfüllung der Abtheile mit umfangreichem Handgepäck vor. — Das Letztere verlangsamt das Platznehmen und somit die schnelle Abfertigung der nur kurz haltenden Züge.

Vielfach wird über die Höhe der den Trägern für die Besorgung des Haupt- und des Handgepäcks zu zahlenden Gebühren geklagt. — Den Gepäckträgern sind Blockscheine auszuhändigen. Die einzelnen, für je 10 Pfennig bewertheten Scheine sind im Aufdrucke mit dem Namen des Bahnhofs, der Nummer des

Digitized by Google

Beamten und dem Tarif zu versehen. Die Gepäckträger haben dem Reisenden unaufgefordert die, dem ihnen zustehenden Geldbetrag entsprechende Anzahl Scheine auszuhändigen. — Den Beamten wird dadurch zu ihrem Recht verholfen, die sehr unliebsamen Erörterungen über zu hohe Forderungen werden vermieden und der Reisende erhält einen Ausweis über das von ihm zur Besorgung gegebene Gepäck.

Eine zweite Art Schein dient für die Hinterlegung anvertrauten Handgepäcks. Der Schein besteht aus zwei Theilen, einen erhält der Reisende als Ausweis, der andere dient als Begleitschein für die Handgepäckniederlage, in welcher der Packträger die Gegenstände abzugeben hat. — Will der Reisende das Handgepäck später an einen bestimmten Zug gebracht haben, so vermerkt er dies in einer besonderen Spalte des Begleitscheins. — Die Gebühren setzen sich zusammen aus der Hinterlegungsgebühr und der Tragegebühr. Der Tarif ist auf der Rückseite des dem Reisenden behändigten Scheines aufgedruckt. — Die Zahlung erfolgt bei Rückgabe des Gepäcks.

7. Die Anlage der Hochsteige, der großen getrennt liegenden, weit von dem Bahnhofsgebäude abgelegenen Bahnsteige auf den Bahnhöfen mit Ueberführungsanlagen zwingt dazu, auf jedem einzelnen Bahnsteige für die Reisebedürfnisse in gleicher Weise zu sorgen, wie es sonst auf den geschlossenen Bahnhöfen allein geschieht. Dies erfordert in erster Linie die Anlage von Bedürfnißanstalten, von Gelegenheiten zum Ausruhen, zum zeitweiligen Niederlegen des Handgepäcks. Schutzhallen gegen Wind und Wetter sind nothwendig, Kranken und Leidenden muß überall ein ihre Gesundheit nicht schädigender Aufenthalt geboten werden, Trinkwasser, Erfrischungsgelegenheit muß auf allen Bahnsteigen vorhanden sein. Der schnell durchfluthende Personenverkehr darf auch bei gleichzeitiger Abfertigung von Zügen auf beiden Seiten des Bahnsteiges nicht gehindert oder verlangsamt werden. Bei zweckmäßiger Gesammtanlage können diese Einbauten den Verkehr geradezu vortheilhaft beeinflussen bezw. regeln. — Die zweckmäßigste Ausgestaltung der Einzelbahnsteige muß umso mehr Gegenstand eifrigster Fürsorge sein, als die Zeit der ungezählte Millionen unnütz verschlingenden Pracht- und Riesenhallen entgiltig vorüber ist.

8. Ganz im Argen liegt die Ortsbezeichnung der Stationen selber. Es kommt vor, daß der Ortsname einzig und allein einmal auf der Längsseite des Bahnhofes angebracht ist, auf Kleinbahnen

Digitized by Google

sogar dann noch manchmal durch das freundliche Grün wildrankenden Weines verdeckt! — Der Fremde muß bei Zeiten schon auf die nächste Station aufmerksam gemacht werden. Die letzten den Bahnkörper überschreitenden Brücken sind daher mit dem Namen der folgenden Station zu versehen. Größte deutliche Schrift, schwarz auf weißem Untergrund „Nordheim 5 km“ muß auch von dem raschest fahrenden Zuge deutlich erkennbar sein. Ebenso müssen alle weiteren Brücken und Uebergänge auf den Ankunftseiten der Bahnhöfe, alle Betriebsgebäude, Schuppen die Namen der Stationen tragen, die Bezeichnungen grundsätzlich möglichst senkrecht zur Fahrtrichtung, nicht gleichlaufend mit derselben. — Bei kleinen Bahnanlagen sind die Besitzer von Gasthäusern, Geschäften, Niederlagen zu veranlassen, daß sie ihren Firmenschildern den Ortsnamen hinzufügen. — Auf den Bahnhöfen selber muß der Name so oft angebracht sein, daß er von jeder Stelle, an der ein Zug halten kann, deutlich zu lesen ist. Die Hauptschilder müssen Nachts entweder mit durchscheinendem Licht erhellt, oder durch besondere Lampen mit auffallendem Licht beleuchtet werden. Ferner hat jede Laterne auf dem Bahnhofe, bei eckiger Form derselben, auf jeder Seite den Namen der Station in klarer Bezeichnung zu tragen, derart, daß er Nachts beim Brennen der Laterne deutlich zu lesen ist.

9. Um die Reisenden selbständiger und sicherer zu machen, muß ferner in jedem Abtheil die genaue Sonderkarte sowie der Fahrplan der von den Wagen durchlaufenen Strecken angebracht sein; bei allen Kurswagen für die ganze Route, bei den übrigen Wagen genügt Karte und Fahrplan des Direktionsbezirks.

10. Auf den Ausgangsseiten der Bahnsteige sind die Pläne der Stadt anzubringen, ebenso Uebersichtspläne der Straßenbahnen, der Omnibuslinien. Die Verbindungen mit den übrigen Bahnhöfen des Ortes, mit den Hafenanlagen sind dabei besonders zu berücksichtigen. Ferner sind auszuhängen die Droschken- und Dienstmannstarife, die Hinweise auf städtische oder sonstige Verkehrsnachweise, Verzeichnisse der Post-, Telegraphen- und Polizeistationen, der Gasthöfe, diese sind nach der von ihnen selbst gewählten Einordnung in solche ersten, zweiten und dritten Ranges zu trennen. Die Arbeitsnachweise, Herbergen zur Heimath, sonstige gemeinnützige Anstalten, wie Asyle für Obdachlose, sind besonders hervorzuheben. Alles Reklamehafte ist hierbei durchaus zu vermeiden. Schankwirthschaften, Cafés, Vergnügungslokale sind nicht zu berücksichtigen.

Digitized by Google

11. Die im allgemeinen Interesse nothwendigen vielfachen Anschläge erfordern, um die Uebersichtlichkeit nicht zu verlieren, daß alle Reklameschilder, die nur irgend stören könnten, aus den Vorhallen, von den Bahnsteigen, deren Wartehallen sowie auch aus den Wartesälen unbedingt entfernt werden. — Automaten dürfen außerhalb des eigenen Dienstbetriebes nur für den Vertrieb unentbehrlicher Reisebedürfnisse aufgestellt werden. — Die Automaten sind aber andererseits für den eigenen Dienstbetrieb nach Möglichkeit heranzuziehen. Neben den Bahnsteigkarten sollten die Fahrkarten für Stadt- und Vorortsverkehr grundsätzlich nur durch Automaten verkauft werden.

12. Auf den größeren Stationen mit starkem Verkehr verhallt in den Wartesälen das Ausrufen der abgehenden Züge völlig unverstanden und nutzlos. — Ersatz ist durch elektrische Zeigervorrichtungen zu schaffen. Diese, über oder unter Normaluhren angebracht, müssen Zugart, Fahrtrichtung und Abfahrtzeit angeben. Die Minutenzahl, welche das Signal vor der auf ihm vermerkten Abgangszeit zu erscheinen hat, muß sich nach der Entfernung des Wartesaales von der Zughaltestelle richten. Das Erscheinen jedes Sichtzeichens ist durch einen Glockenschlag oder sonst hörbar anzukünden. Jedes Zeichen bleibt stehen, bis der Zug thatsächlich ausläuft.

13. Das Ausrufen von Telegrammen an Reisende, von telegraphisch vorausbestellten Fahrkarten hat gleichfalls zu unterbleiben. Die Aufmerksamkeit der Empfänger ist durch Aufschriften zu erwecken, welche auf Tafeln kurz den Gegenstand bezeichnen: „Telegramm an . . . . .“, „Fahrkarte nach . . . . . .“ Die Tafeln sind an Stäben befestigt etwas über Kopfhöhe zu tragen, beim langsamen Durchschreiten der Bahnsteige und Wartesäle sind die Stäbe langsam drehend zu bewegen. — Die Tafeln sind derart vorbereitet zu halten, daß nur der betreffende Name darauf vermerkt zu werden braucht.

14. Wo mit den größeren Bahnhöfen ein Postamt nicht unmittelbar verbunden ist, muß in den Wartesälen eigens ein Raum für Schreibzwecke zur Erledigung des Reiseschriftverkehrs eingerichtet sein.

15. Bedingen die Anschlüsse der Personenzüge des Nachts längere Wartezeiten, so ist für ausreichende Ruhegelegenheit, namentlich für Minderbemittelte, zu sorgen. In den Wartesälen III. und IV. Klasse sind weißbezogene Kopfpolster und Schlafdecken

Digitized by Google

gegen ein mäßiges Leihgeld zu verabfolgen (5 bzw. 10 Pf.). Einfache Waschgelegenheit, Becken mit Wasserhahn und gewöhnliche Seife muß kostenfrei zu jeder Tageszeit zur Verfügung stehen. — Für besonders eingerichtete Waschzimmer ist Entgelt, welches aber die Selbstkosten nicht übersteigen darf, zu entrichten. Badeeinrichtungen sind auf allen Hauptverkehrsknotenpunkten einzurichten. Den Reisenden III. und IV. Klasse ist gegen Bezahlung die Benutzung der für das Unterpersonal vorhandenen Badeeinrichtungen zu gestatten. — Die Reisenden sind durch breite Bekanntmachung dieser Säuberungsgelegenheiten auf eine reichliche Benutzung derselben hinzuleiten.

16. Die Bedürfnißanstalten befinden sich zum Theil noch in einem beschämenden Zustande. Bei den Gelegenheiten für Männer ist nur noch Oelspülung in Verbindung mit Torfmull anzuwenden. Die hölzernen Fußböden sind überall durch Zement oder Plattenbelag, die hölzernen Sitze sind durch Becken von Steingut oder Porzellan zu ersetzen. — Für letztere sind selbstthätig aufklappende Oberringe aus hartem Holz vorzusehen. Papier ist überall kostenfrei auszulegen. — Nur für besonders geforderte Reinigungen, bzw. für die Auflage eines besonderen Schutzringes darf eine Gebühr erhoben werden. — Kann eine Klosetanlage ausnahmsweise nicht zur Wasserspülung eingerichtet werden, so hat die ausgiebigste Verwendung von Torfmull stattzufinden. — Einfache Waschgelegenheit ist in allen Bedürfnißanstalten anzubringen.

17. Die Bahnhofswirthschaften lassen vielfach ihren eigentlichen Zweck nicht mehr erkennen, daß sie dem Reisenden Gelegenheit bieten sollen, schnell und billig sich erfrischen bzw. zu Mittag oder Abend speisen zu können. Die Wirthschaften gleichen vielfach eleganten und raffinirten Restaurants. Die Preise sind dementsprechend hoch. Der Zweck, den Reiseverkehr zu unterstützen, wird dabei völlig hintenangesetzt, das Reisen selber ganz unnöthig und ganz übermäßig vertheuert.

Auf den Hauptstationen sind von jetzt an nur noch die Wirthschaften I. und II. Klasse — Luxus-Wirthschaften — zu verpachten; die Wirthschaften für die III. und IV. Klasse — Volkswirthschaften — sind kostenfrei an die örtlichen Frauenvereine, Volksküchen, Vereine vom blauen Kreuz zu vergeben. — Der Eintritt in die Luxus-Wirthschaften ist nur Reisenden mit der Fahrkarte I. oder II. Klasse gestattet; die Fahrkarten aller Klassen berechtigen zum Eintritt in die Volks-Wirthschaften. In letzteren

Digitized by Google

sind besondere Räume für einzelreisende Frauen und Frauen mit Kindern einzurichten. In den Volks-Wirthschaften darf außer einem am Stationsorte selber gebrauten, als gesund anerkannten, billigen Biere kein alkoholisches Getränk verabfolgt werden. — Bei Krankheitsfällen kann ausnahmsweise stärkender Wein oder Schnaps aus der Luxus-Wirthschaft zum Verzehr in der Volks-Wirthschaft abgegeben werden. — Alle Backwaaren, darunter Brot im Ausschnitt, sind zu den Ortspreisen ohne Aufschlag zu verkaufen. — Besonderer Augenmerk ist auf den Vertrieb von bester Milch zu richten, hierzu sind in erster Linie die Milchgenossenschaften mit heranzuziehen. — Obst kann unter Mitwirkung der Direktionen, bei örtlichen Mißernten, leicht aus der Ferne herangezogen werden. — In mustergiltiger Weise gut und billig zu liefern, ist den Unternehmergesellschaften zur Pflicht zu machen. Eine kräftige, reichlich sättigende warme Mahlzeit muß für 50 Pfennig verabfolgt werden. Die Zahl der bereit zu haltenden Speisen ist aufs Nöthigste zu beschränken. — Wenn es vorgekommen ist, daß zur Zeit des größten Erntereichthums für ein Tellerchen Zwetschen im Werthe von etwa 3 Pfennigen 30 Pfennige auf dem Bahnsteige gefordert wurden, so ist das ein Hohn auf einen gesunden Wirthschaftsbetrieb.

Der Verkauf von Speisen und Getränken auf den Bahnsteigen findet nur durch die Volks-Wirthschaft statt.

Bei kleinen Bahnhöfen, auf welchen zwei getrennte Wirthschaftsbetriebe nicht nebeneinander bestehen können, bzw. wo sichere Garantie bietende Frauen- ꝛc. Vereine nicht vorhanden sind, sind die Bahnhofs-Wirthschaften unter den für die Volks-Wirthschaften maßgebenden Bedingungen an die Verzehrsvereine der Angestellten der Eisenbahn anzuschließen. — Auf kleinsten Bahnhöfen können sie an Wittwen oder Waisen verunglückter oder sonst verstorbener Beamten vergeben werden.

Die Vereine, welche den Betrieb der Volks-Wirthschaften führen, dürfen keinerlei wesentliche Ueberschüsse erzielen, nachdem sie einen Sicherheitsfonds bis zur Höhe der durchschnittlichen dreimonatlichen Baarumsätze angesammelt haben. — Die Ueberschüsse dürfen nur zu gemeinnützigen Ausgaben Verwendung finden. Den Direktionen liegt es ob, die Geschäftsführung und Buchführung der Vereine zu überwachen. Das Gleiche gilt von den an einzelne Personen übertragenen Wirthschaftsbetrieben.

Digitized by Google

Bei den Verpachtungen der Luxus-Wirthschaften hat die Fiskalität nicht mitzureden. Entscheiden darf nur die größtmöglichste Sicherheit für die Wahrung der Interessen der Reisenden und für die beste Verpflegung der Beamten, in erster Linie der auf dem Bahnhofe beschäftigten Unterbeamten, sofern deren Verpflegung nicht durch die Volks-Wirthschaften erfolgt.

18. Auf den Stationen in gemischten Sprachgebieten muß doppelsprachiges Personal in einer dem Verkehr mit den Reisenden durchaus genügenden Menge eingestellt sein. — In den Grenzstationen, den Bahnhöfen mit Zollabfertigungen, welche längeren Aufenthalt bedingen, muß das Personal die Sprache des angrenzenden Landes völlig beherrschen. Auf allen Hauptverkehrsstationen müssen Beamte verfügbar sein, welche in den hauptsächlichen europäischen Sprachen Dolmetscherdienste leisten können. In der Regel werden dies die Beamten der Auskunftsstellen sein. Allen diesen Beamten sind für ihre besondere dienstliche Inanspruchnahme und um im Allgemeinen das Sprachenstudium zu fördern, reichlich bemessene Sprachenzulagen zu gewähren.

Auf den Grenzbahnhöfen sind die Pächter der Luxus-Wirthschaften zu verpflichten, den Reisenden aller Klassen die Münzen der Grenzländer dauernd gegen den jeweiligen Tageskurs der nächsten großen inländischen Börse, den ihnen die Direktionen täglich telegraphisch zu übermitteln haben, bis zur Höhe von 20 Mark kostenfrei ein- und auszutauschen. — Für größere Summen ist ihnen zu gestatten, die börsenmäßigen Umwechselgebühren sich zu berechnen.

19. Die Einrichtung der Auskunftsstellen hat sich in erfreulicher Weise bewährt. Die Reisenden machen von ihnen umfangreichen Gebrauch und sind dankbar für das ihnen überall bewiesene liebenswürdige Entgegenkommen. — Die von einzelnen Direktionen ausgegebenen abgekürzten Kursbücher haben bei ihren billigen Preisen und bei ihrer absoluten Zuverlässigkeit vielen Anklang gefunden. — Es liegt die Nothwendigkeit vor, hierin noch weiter zu gehen. Für jeden Betriebsdirektionsort, für jede Station mit Auskunftsstelle, für jeden größeren Verkehrsort sind Zusammenstellungen der „Schnellsten Reiseverbindungen“ aufzustellen, in gleicher Weise wie solches unter No. 755 im Reichskursbuch für Berlin bereits geschehen ist. — Die Auswahl der in diese Zusammenstellungen aufzunehmenden Orte, bei welchen auch der Nah-

Digitized by Google

verkehr zu berücksichtigen bleibt, ist dem jeweilig erkannten Bedürfniß anzupassen. Diese „Schnellsten Verbindungen“ sind auf einen zusammenfaltbaren Bogen von unzerreißbarem Papier zu drucken und an allen Schaltern, bei allen Pförtnern, in den Bahnwirthschaften, bei den Zeitungsverkäufern zum Vertrieb auszulegen. — Sie sind für die Selbstkosten, die 5 Pfennig für das Stück nur selten überschreiten können, zu verkaufen.

Der Vertrieb des Reichskursbuches ist im allgemeinen Interesse auf allen Stationen nach Möglichkeit zu fördern.

20. Die Herren Direktions-Mitglieder werden ihre Betriebsrevisionen nicht nur auf das rein Eisenbahntechnische im engsten Sinne beschränken, sondern wie bisher, vielleicht in noch etwas ausgesprochenerer Weise, auch eingehend die Verkehrseinrichtungen unter dem Gesichtspunkte der Reisenden selber zu prüfen haben. Kleine Vergeßlichkeiten, wie das Fehlen der Glasschutzplatten über den Stationsfahrplänen, werden ihnen dann nicht entgehen. Werth ist darauf zu legen, daß die Herren Direktions-Mitglieder auch zeitweilig — und sei es auch nur für kürzeste Strecken — stets aber ohne vorherige Bekanntgabe, die Fahrten in Abtheilen III. und IV. Klasse zurücklegen. Die Herren sind dem gesammten Personal persönlich bekannt, das Wagenreinigungs- und das Zugpersonal lebt dann unter dem wesentlichen Eindrucke, daß sie unter der persönlichen Kontrole ihrer höchsten Vorgesetzten stehen. Diese Empfindung wird das Ehrgefühl der Untergebenen heben, ihren Diensteifer anspornen.

21. Benutzt Jemand ununterbrochen dieselbe Einrichtung, fährt Jemand dauernd auf derselben Strecke, steigt er immer wieder auf demselben Bahnhofe ein und aus, so gewöhnt sich auch beim regsten Eifer und bei lebendigem Thätigkeitsdrang das Auge an die unverändert bleibende Umgebung, das zur Gewohnheit Gewordene läßt schließlich den Gedanken nicht mehr aufkommen, daß dort irgend Jemand sich nicht glatt und sicher zurechtfinden könne. Es ist daher durchaus nothwendig, die eigenen Strecken durch hierzu herangezogene Prüfungsbeamte und Beamtinnen fremder Direktionen bereisen zu lassen. — Der unbefangene Blick ist kritischer, das Vertrautsein mit ganz anders gearteten örtlichen Verhältnissen zeitigt neue und fruchtbare Anregungen; die vorurtheilsfreien Beobachtungen der als „Reisende“ Verkehrenden gestatten eine schärfere Beurtheilung, ob eben der Personenverkehr in jeder Beziehung

Digitized by Google

tadellos ineinandergreift, oder wo und in welchen Richtungen er im Interesse der Reisenden noch weiter erleichtert, besser geleitet werden kann.

Um diesen Zweck voll zu erreichen, müssen die Betreffenden stets Gepäck mit Ueberfracht, sowie die größte zulässige Menge an Handgepäck mit sich führen, sie müssen ihre Fahrkarten selber lösen, das Gepäck persönlich aufgeben, das Handgepäck wechselweise selbst tragen bzw. Packträgern zur Besorgung übergeben. Sie dürfen niemals Trinkgelder verabfolgen, sondern nur die vorgeschriebenen Taxen bezahlen. Auf den Bahnhöfen haben sie von allen besonderen Einrichtungen für Schreibverkehr, Badegelegenheiten u. s. w. Gebrauch zu machen, die Erfrischungsräume sowohl in der Luxus- wie in der Volks-Wirthschaft zu besuchen, und zwar vorzugsweise in den frühesten Morgen- bzw. spätesten Abendstunden. — Die Fahrten haben sie in den verschiedenen Wagenklassen auszuführen, die Prüfungsreisen auf die Zeiten des stärksten Reiseverkehrs zu legen. Etwaige Anstände haben sie durch Eintragen in die Beschwerdebücher, wie jeder sonstige Reisende, zur Sprache zu bringen. — Die Beamteneigenschaft ist auch bei derartigen Gelegenheiten nicht herauszukehren.

Diese Prüfungsreisenden haben keinerlei Beaufsichtigung des Dienstes, der Persönlichkeiten vorzunehmen, sondern lediglich die vorhandenen Einrichtungen und Anlagen mit offenen Augen zu beobachten und zu prüfen. — Die Direktoren fordern die Entsendung der Prüfungsreisenden von einem der übrigen Direktoren persönlich an. Die beauftragten Beamten melden schriftlich bei dem Direktor den Antritt der Reise, nach deren Beendigung erstatten sie ihm sofort mündlichen Bericht, der spätere schriftliche Bericht wird von Direktion zu Direktion vorgelegt.

* * *

Bei einem Vergleich des thatsächlich an den verschiedenen Stellen bereits Bestehenden mit dem hier als erstrebenswerth Hingestellten wird sich ergeben, daß meist nur das Eine oder Andere an den einzelnen Orten hinzuzufügen oder abzuändern ist. Diese an sich unbedeutenden Aenderungen werden sich mit den Verfügungsmitteln unschwer durchführen lassen. Wieweit dies der Fall gewesen, wie aber außerdem die erstrebten Ziele noch zweck-

Digitized by Google

mäßiger erreicht werden können, darüber ist demnächst zu berichten. — Soweit nöthig, wird dann für die Bereitstellung in jeder Beziehung ausreichender Mittel von hier aus gesorgt werden.

Der Verkehrsminister.

Dies also der Inhalt der Verfügung. — Wir enthalten uns jeden Zusatzes, glauben aber, daß diese Veröffentlichung so manchen bisher verschwiegenen Wunsch, manche Klage laut werden lassen und somit beitragen wird zur allmählichen Linderung der unendlichen Leiden der im Zeitalter des Verkehrs rastlos durcheinander gehetzten armen reisenden Menschheit.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Die Aussichten der jungen Juristen.

Eine statistische Studie über die Anstellungs-, Beförderungs- und Gehaltsverhältnisse der preußischen Juristen.

Von Dr. jur. Hertel.

Für die materielle Beurtheilung einer Beamtenkarriere sind vor Allem maßgebend die Anstellungs-, die Beförderungs- und die Gehaltsverhältnisse.

In den Anstellungsverhältnissen weisen die einzelnen Oberlandesgerichtsbezirke derartige Verschiedenheiten auf, daß sich ein zutreffendes Bild nur gewinnen läßt, wenn man die einzelnen Bezirke gesondert betrachtet. Dies ist in der folgenden Tabelle für den Zeitraum vom 1. Oktober 1902 bis 1. Oktober 1903 geschehen. Die einzelnen Bezirke sind dem Alphabet nach angeordnet. Spalte 2 zeigt an, wie viel Assessoren in dem nebenstehend genannten Bezirk in dem erwähnten Zeitraum als Richter zur Anstellung gelangten, Spalte 3, in welchem Dienstalter — dasselbe rechnet von der Ernennung zum Assessor an — sich die einzelnen zur Zeit der Anstellung befanden. Die letzte Spalte giebt das Durchschnittsalter der Assessoren bei der Anstellung für den betreffenden Bezirk an. Die Tabelle ist also dahin zu lesen, daß z. B. im Kammergerichtsbezirk in der Zeit vom 1. Oktober 1902 bis dahin 1903 21 Assessoren als Richter zur Anstellung gelangten, daß sich hiervon einer bei der Anstellung im 4., zwei im 5., sieben im 6., drei im 7. Dienstjahre u. s. w. befanden, und daß sich das Anstellungsdienstalter für diesen Bezirk im letzten Jahre durchschnittlich auf 6 Jahr 7¾ Monate belief.*)

*) Bei den Berechnungen ist angenommen worden, daß der Tag der Herausgabe des die Ernennung veröffentlichenden Justizministerialblattes auch der Tag der Anstellung sei. Die kleinen Abweichungen, die sich hierdurch von der Wirklichkeit ergeben, heben sich zum Theil gegenseitig auf und sind zu unbedeutend, als daß das Gesammtbild dadurch beeinträchtigt werden könnte.

Digitized by Google

1. Bezirke	2.	3. Dienstalter bei der Anstellung												4. Durchschnitt	
		3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	Jahr	Monat
Kammergericht	21	—	1	2	7	3	5	—	2	—	—	—	1	6	$7^3/_4$
Breslau	31	3	21	2	3	2	—	—	—	—	—	—	—	3	11
Cassel	10	—	1	3	2	3	—	—	1	—	—	—	—	5	$8^1/_2$
Celle	10	—	—	3	2	2	2	1	—	—	—	—	—	5	$11^4/_5$
Cöln	35	—	—	3	6	5	11	6	1	1	2	—	—	7	3
Frankfurt a. M.	6	—	—	1	1	—	—	1	1	2	—	—	—	7	11
Hamm	33	—	4	11	9	6	1	—	—	1	1	—	—	5	$5^1/_3$
Kiel	9	2	1	2	2	—	1	—	1	—	—	—	—	5	$1^1/_3$
Königsberg	19	1	11	4	1	2	—	—	—	—	—	—	—	4	—
Marienwerder	12	1	6	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	$9^1/_2$
Naumburg	13	—	—	5	1	1	1	3	—	1	1	—	—	6	10
Posen	20	1	10	7	2	—	—	—	—	—	—	—	—	3	$11^1/_4$
Stettin	11	—	3	7	—	1	—	—	—	—	—	—	—	4	$5^1/_5$
In ganz Preußen	230	8	58	55	36	25	21	11	6	5	4	—	1	5	$4^1/_2$
Desgl. für 1. X. 01 bis 1. X. 02	184	15	28	35	49	22	8	17	6	2	2	—	—	5	5

Der Jüngste hatte bei seiner Anstellung ein Dienstalter von 2 Jahren 3 Monaten (Bezirk Breslau), der Aelteste ein solches von etwas über 13 Jahren (Kammergericht). Den Anstellungsverhältnissen nach rangiren die Oberlandesgerichtsbezirke folgendermaßen: An erster Stelle steht Marienwerder mit einem Durchschnittsalter von 3 Jahren $9^1/_2$ Monaten; dann folgen Breslau (3, 11), Posen (3, $11^1/_4$), Königsberg (4), Stettin (4, $5^1/_5$), Kiel (5, $1^1/_3$), Hamm (5, $5^1/_3$), Cassel (5, $8^1/_2$), Celle (5, $11^4/_5$), Kammergericht (6, $7^3/_4$), Naumburg (6, 10), Köln (7, 3), Frankfurt (7, 11). Die Verhältnisse sind also im Osten der Monarchie bedeutend günstiger als im Westen. In Cöln und Frankfurt ist das Anstellungsdienstalter noch einmal so hoch wie in Marienwerder, Breslau und Posen. Daß diese Verschiedenheit keine vorübergehende, auf Zufälligkeiten beruhende Erscheinung ist, dafür spricht der Umstand, daß gerade in den am Anfang und Ende der Reihe stehenden Bezirken (Breslau und Cöln) verhältnißmäßig viel Assessoren zur Anstellung gelangt sind. Es besteht auch eine gewisse Vermuthung dafür, daß die großen Verschiedenheiten in den Anstellungsverhältnissen noch etliche Jahre hindurch mit einigen Modifikationen anhalten werden. Es ergiebt sich dies, wenn man betrachtet, in welchem prozentualen Verhältnisse die Zahl der Referendare in den einzelnen Oberlandesgerichtsbezirken zu der Zahl der Richterstellen daselbst steht. Denn dieses Verhältniß ist, da die Assessoren gewöhnlich in dem Bezirk bleiben, in dem sie als Referendare thätig waren und dort auch sich anstellen lassen, für die Beurtheilung der weiteren Entwicklung der Anstellungsverhältnisse in den einzelnen Bezirken von erheblicher Bedeutung. Die folgende Tabelle giebt hierüber Aufschluß. In derselben sind die Oberlandesgerichtsbezirke in der Reihenfolge aufgeführt, in der sie den gegenwärtigen Anstellungsverhältnissen nach rangiren. Die einzelnen Spalten enthalten die Zahl der

Digitized by Google

Richterstellen des Bezirks im Jahre 1903 und die der am 1. August der Jahre 1900 bis 1903 daselbst beschäftigten Referendare; die vorletzte Spalte giebt das prozentuale Verhältniß zwischen der Zahl der Referendare und der Richterstellen am 1. August d. J. an und die letzte Spalte, um wie viel Prozent die Zahl der Referendare in dem betreffenden Bezirk von 1900 — 1903, also während der drei letzten Jahre gewachsen ist.

1. Bezirke	2. Zahl der Richterstellen 1903	3. Anzahl der Referendare am 1. August				4.	5.
		1900	1901	1902	1903		
Marienwerder	187	133	156	171	180	96 %	35 %
Breslau	570	531	562	616	662	116 %	25 %
Posen	247	203	212	206	209	84½ %	3 %
Königsberg	271	241	254	266	305	112 %	27 %
Stettin	178	219	225	263	289	140 %	32 %
Kiel	159	147	146	159	174	110 %	15 %
Hamm	417	471	524	586	647	155 %	37 %
Cassel	135	165	176	192	206	154 %	27 %
Celle	309	379	448	506	546	176 %	44 %
Kammergericht	658	849	890	890	920	140 %	9 %
Naumburg	340	406	435	483	548	161 %	35 %
Cöln	478	645	694	736	782	163 %	21 %
Frankfurt	188	208	237	234	242	130 %	17 %

Die Höhe des Prozentsatzes der Referendare in den einzelnen Bezirken entspricht zwar nicht durchweg den jetzigen Anstellungsverhältnissen, immerhin ist bis zu einem gewissen Grade eine solche Korrespektivität vorhanden, welche das Fortbestehen der jetzigen Verschiedenheit hinsichtlich des Anstellungsdienstalters verbürgt. Hervorgehoben zu werden verdient noch, daß in acht Bezirken während der letzten drei Jahre die Zahl der Referendare um ein Viertel und mehr gestiegen ist, darunter in vier Bezirken gar um mehr als ein Drittel. Das durchschnittliche Anstellungsdienstalter für die ganze Monarchie ist im letzten Jahre dasselbe geblieben wie im Vorjahre (5 Jahre $4^1/_2$ bezw. 5 Monate).

Die Zahl der alljährlich als Staatsanwälte zur Anstellung gelangenden Assessoren ist zu gering, als daß eine Sonderbetrachtung für die einzelnen Bezirke zu irgend welchen Schlüssen berechtigte. In der folgenden Tabelle, deren Anordnung der für Richter aufgestellten entspricht, sind daher nur die Anstellungsziffern für die ganze Monarchie wiedergegeben.

	Zahl der Angestellten	Dienstalter bei der Anstellung							Durchschnitt	
		3	4	5	6	7	8	9	Jahr	Monat
Vom 1. X. 1901 bis 1. X. 1902	41	1	8	8	15	7	2	—	5	1
Vom 1. X. 1902 bis 1. X. 1903	32	—	—	11	12	6	2	1	5	6

Digitized by Google

Die jüngsten wurden im letzten Jahre mit 4 Jahr 4 Monaten angestellt, der älteste mit gerade 8 Jahren. Die Schwankungen im Anstellungsdienstalter sind hier nicht so bedeutend wie bei den Richtern. Daß der Durchschnitt sich um 5 Monate verschlechtert hat, dürfte wohl damit zusammenhängen, daß in diesem Jahre weniger Anstellungen erfolgt sind als im Vorjahre.

Die Aussichten der Juristen auf Beförderung ergeben sich aus dem Verhältniß der Richterstellen erster Instanzen zu den höheren Richterämtern. Da die Zahl der Stellen für Richter und Staatsanwälte 4470 beträgt, während die höheren Stellen bis hinauf zum Oberlandesgerichtspräsidenten und Oberstaatsanwalt sich auf 832 belaufen, so kommt immer auf fünf bis sechs gewöhnliche Richterstellen eine höhere. Im Einzelnen lagen die Verhältnisse im letzten Jahre (1. X. 1902 bis 1. X. 1903) wie folgt:

Zu Landgerichtsdirektoren wurden 29 Personen ernannt; dieselben hatten ein richterliches Dienstalter von $17\frac{1}{2}$ Jahren bis zu 21 Jahren 11 Monaten. Im Durchschnitt betrug das Dienstalter bei der Beförderung 19 Jahre $7\frac{1}{2}$ Monate.

Es fanden 28 Beförderungen zu Oberlandesgerichtsräthen statt. Das Dienstalter schwankte hier von 14 bis 20 Jahren, der Durchschnitt stellte sich auf 17 Jahre 10 Monate.

Zu Ersten Staatsanwälten wurden 6 Staatsanwälte befördert, die alle ziemlich gleichmäßig ein Dienstalter von etwas über 19 Jahren hatten.

Die Zahl der neuernannten Landgerichtspräsidenten belief sich auf 12. Die Beförderten hatten in ihren früheren Stellungen als Direktoren, Oberlandesgerichtsräthe und Erste Staatsanwälte ein Rangalter von 8 Jahren 4 Monaten bis 11 Jahre. (Durchschnitt: 9 Jahre 3 Monate.)

Ernennungen zu Senatspräsidenten fanden nur fünf statt. Das durchschnittliche Rangalter betrug hier gleichfalls 9 Jahre 3 Monate.

Es starben im letzten Jahre insgesammt 60 Justizbeamte, darunter 47 Richter und Staatsanwälte, 4 Direktoren, 3 Präsidenten, 3 Oberlandesgerichtsräthe, 2 Senatspräsidenten und 1 Erster Staatsanwalt. Die Zahl der Pensionirungen belief sich auf 56. Unter den Pensionirten befanden sich 43 Richter und Staatsanwälte, je 3 Präsidenten und Oberlandesgerichtsräthe, 2 Direktoren, 4 Erste Staatsanwälte und 1 Senatspräsident. Aus sonstigen Gründen schieden 31 Beamte aus dem Justizdienste aus. Die Gesammtheit der drei Kategorien beträgt demnach 147. Da, wie die obigen Tabellen zeigen, im letzten Jahre 262 Assessoren als Richter oder Staatsanwälte zur Anstellung gelangten, so entfallen ca. 115 Anstellungen, das sind mehr als zwei Fünftel von der Gesammtzahl derselben, auf die im letzten Jahre neugeschaffenen Stellen, deren Zahl sich auf 110 beläuft.

Digitized by Google

Diese Ziffern zeigen, in wie hohem Maße die Anstellungsverhältnisse der Juristen von der alljährlichen Stellenvermehrung abhängig sind.

Die Gehaltsverhältnisse der Richter und Staatsanwälte weisen, was den Zeitpunkt für die Erreichung der einzelnen Gehaltsklassen anlangt, ein stetes Schwanken auf. Diese Beamten erreichen nämlich die höheren Gehaltsstufen nicht, wie das sonst allgemein üblich ist, nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren, sondern sie sind der Anziennität nach in sieben gleich große Gehaltsklassen eingetheilt. Ein Aufrücken in eine höhere Gehaltsklasse ist nun davon abhängig, daß in dieser durch Ausscheiden in Folge von Tod, Pensionirung oder aus sonstigen Gründen oder durch Beförderungen Plätze frei werden. Sodann profitiren die Richter auch von der alljährlichen Stellenvermehrung, insofern, als dadurch jede Klasse um den entsprechenden Theil sich erweitert. Die folgende Tabelle giebt an, mit wie viel Dienstjahren die Richter und Staatsanwälte während der letzten Jahre die einzelnen Gehaltsstufen erreichten. Zu Grunde gelegt ist der Status vom 1. August der betreffenden Jahre.

Gehaltsstufen	1897		1898		1899		1900		1901		1902		1903	
	J.	M.	J.	M.	J.	M.	J.	M.	J.	M.	J.	M.	J.	M.
II. 3600 Mark . . .	8	3	8	3½	7	1½	7	4	7	2	7	4	7	4
III. 4200 „ . . .	10	7½	10	10½	9	8	10	1	10	1	10	7	10	6½
IV. 4800 „ . . .	12	10	13	1	12	3	12	9	13	—	13	4	13	4
V. 5400 „ . . .	15	7	15	9	14	5½	14	11	15	4	15	10	16	3
VI. 6000 „ . . .	19	3	19	3½	17	6	18	1	18	5½	18	10	19	3
VII. 6600 „ . . .	27	9½	26	8	22	10½	23	½	23	10	24	6	24	9½

Danach hat sich, nachdem im Jahre 1899 in Folge der damals stattfindenden zahlreichen Pensionirungen eine erhebliche Besserung eingetreten war, von da an der Zeitpunkt für die Erreichung der einzelnen Gehaltsklassen von Jahr zu Jahr weiter hinausgeschoben, und wir werden, wenn es so weiter geht, in Kürze bei dem Tiefstand von 1897 angelangt sein, wo das Höchstgehalt erst mit 27¾ Dienstjahren erreicht wurde. Es sei noch darauf hingewiesen, daß namentlich der Zeitraum, der zwischen der VI. und VII. Gehaltsstufe liegt, so groß ist. Er beträgt fast 5 Jahr 7 Monate. Das langsame Aufrücken in die höchste Gehaltsklasse erklärt sich daraus, daß die Angehörigen der beiden letzten Klassen fast sämmtlich über das Alter hinaus sind, in welchem gewöhnlich Beförderungen stattfinden. Sie sind daher bei ihrem Vorrücken fast ausschließlich auf den Tod oder die Pensionirung von Vordermännern angewiesen.

Das Ergebniß der bisherigen Darlegungen ist demnach folgendes: Geht man davon aus, daß das Abiturientenexamen durchschnittlich mit 20 Jahren abgelegt wird und daß, wenn alles glatt abläuft, bis zur Assessorprüfung 8 Jahre vergehen, so gelangen zur Zeit die Juristen im 34. Lebensjahr zur Anstellung und erst mit fast 53 Jahren in den Genuß des Höchstgehaltes. Berücksichtigt man aber, daß in vielen Oberlandes-

Digitized by Google

gerichtsbezirken ca. 40 Prozent der Kandidaten das erste Mal bei der Referendarprüfung durchfallen und daß auch ein erheblicher Prozentsatz das Assessorexamen erst beim zweiten Male besteht, so erhöhen sich für einen großen Theil der Juristen die erwähnten Altersstufen um 1 bis 2 Jahre.

Ist nun für die Zukunft eine Besserung der Verhältnisse, namentlich in Bezug auf die Anstellung zu erhoffen? Eine solche Hoffnung wäre nur begründet, wenn die Produktion an jungen juristischen Kräften hinter dem Bedarfe zurückbliebe. Gerade das Gegentheil ist aber der Fall. Die nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht darüber, in welchem Maße die einzelnen Kategorien von Juristen in den letzten zehn Jahren angewachsen sind, und zwar zeigt die letzte Spalte an, um wieviel Prozent sich die einzelne Kategorie in diesem Zeitraum vermehrt hat.

	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903	
Oberlandesgerichtsräthe	259	260	265	266	271	276	276	279	282	290	12 %
Landgerichtsdirektoren	214	221	228	230	231	234	242	251	260	269	25 %
Richter u. Staatsanwälte . . .	3872	3918	3996	4052	4092	4143	4235	4304	4379	4470	15½ %
Rechtsanwälte und Notare . . .	3707	—	—	—	—	—	4125	4210	4337	4497	21 %
Gerichtsassessoren .	1752	1756	1791	1853	1898	1754	1756	1820	1979	2065	18 %
Referendare . . .	3233	3315	3506	3767	4045	4314	4602	4954	5319	5718	76½ %

Zieht man gar bloß die drei letzten Jahre in Betracht, so ist in diesem Zeitraum die Zahl der Richter und Staatsanwälte um 5½ Prozent, die der Rechtsanwälte um 9, die der Assessoren um 17½ und die der Referendare um rund 25 Prozent gestiegen. Von einem Zurückbleiben der Produktion hinter dem Bedarfe kann also keine Rede sein. Was insbesondere die Produktion im letzten Jahre anlangt, so wurden in der Zeit vom 1. August 1902 bis dahin 1903 686 Referendare zu Assessoren ernannt, während nur 600 aus der Reihe der Assessoren durch Anstellung (262), Uebergang zur Rechtsanwaltschaft (228) oder in andere Verwaltungen ausschieden, so daß ein Ueberschuß von 86 verblieb. Auch die Zahl der Studirenden der Rechtswissenschaft ist noch stetig im Zunehmen begriffen. Nach einer uns vorliegenden Zusammenstellung betrug ihre Zahl im Sommersemester 1901 an den deutschen Universitäten ca. 10 290, 1902 stieg sie auf 10 926 und in diesem Sommer auf ca. 11 450.

Trotzdem die Zahl der älteren Assessoren nicht ganz so groß ist wie früher, so sind doch die älteren Jahrgänge noch recht zahlreich vertreten. Von den am 1. August d. J. vorhandenen 2065 Assessoren befanden sich 305 im 1. Dienstjahre, 552 im zweiten, 405 im dritten, 317 im vierten, 212 im fünften, 116 im sechsten, 66 im siebenten, 35 im achten, 30 im neunten, 11 im zehnten, 6 im elften, 8 im zwölften und je einer im 13.

Digitized by Google

und 16. Dienstjahre. Daß die Zahl der im ersten Dienstjahr befindlichen Assessoren kleiner ist als die des zweiten Jahrganges, erklärt sich zum großen Theil aus der Vorpatentirung, welche den Assessoren, die erst als Referendare ihrer militärischen Dienstpflicht genügt haben, zu Theil wird.

Wenn diese Darstellung sich auch nur mit den Aussichten der richterlichen oder staatsanwaltschaftlichen Laufbahn beschäftigt, so sind ihre Ergebnisse doch auch für die übrigen Kategorien von Juristen von Bedeutung. Auch diese werden durch den übermäßigen Zudrang zum juristischen Studium berührt. Der Uebergang von Juristen in die verschiedenen Verwaltungszweige hängt nicht von dem freien Belieben des Einzelnen ab, sondern davon, ob die betreffende Verwaltung zur Uebernahme bereit ist. Da der Bedarf an Gerichtsassessoren in den verschiedenen Verwaltungen ein engbegrenzter ist, so wird der Uebertritt um so schwieriger, je größer der Andrang ist. Was schließlich die zweitgrößte Gruppe von Juristen, die Rechtsanwälte, anlangt, so findet, je ungünstiger sich die Anstellungsverhältnisse der Richter und Staatsanwälte gestalten, ein um so stärkeres Abströmen von jungen Kräften zur Rechtsanwaltschaft statt. Dadurch verringert sich aber auch hier für den Einzelnen bald die Möglichkeit, in Kürze zu einem hinreichenden Einkommen zu gelangen.

Geschichte.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter herausgegeben von **Ulrich v. Stosch**, Hauptmann a. D. Mit dem Bildniß Albrecht v. Stoschs. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1904. 275 S.

Kriegsbriefe aus den Jahren 1870—1871 von **Hans v. Kretschman** weiland General der Infanterie. Herausgegeben von **Lilly Braun** geb. v. Kretschman. Mit einem Bildniß. Brosch. 7 Mk., geb. 9 Mk. Berlin, Georg Reimer, 1903.

Zwei Werke aus derselben Sphäre und doch von Grund aus verschieden. Die Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals v. Stosch bewegen sich allenthalben in der Welt der hohen Politik und Strategie, und was über das Werden und Wachsen des Autors mitgetheilt wird, hat sein Interesse wesentlich dadurch, daß er selber eine so hervorragende Persönlichkeit war und eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Es ist ein Parallelwerk zu den Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen Blumenthal. Der Geschichtsfreund, der Aufklärung suchen will über den tieferen Zusammenhang der großen Politik und über die Charaktere der führenden Männer, findet hier reichliche Nahrung; Stoschs Urtheile sind höchst beachtenswerth und vielfach geeignet, überlieferte Vorurtheile zu korrigiren. Im Besonderen möchte ich hervorheben, wie hoch Stosch die Leistungen

Digitized by Google

Kaiser Friedrichs als Heerführer stellt. Ich habe von jeher die Auffassung vertreten, daß von den drei hohen Herren an der Spitze der Armeen in den Jahren 1864 bis 1870 sich am tüchtigsten der Kronprinz gezeigt habe, während die öffentliche Meinung in dem Prinzen Friedrich Karl den hervorragenden General zu erkennen glaubte. Durch das Urtheil und die Mittheilungen von Stosch wird diese Auffassung jetzt in vollem Umfange bestätigt. Es ist im höchsten Grade zu bedauern, daß die jetzt der Oeffentlichkeit übergebenen Denkwürdigkeiten nur bis zum Schluß des Jahres 1871 reichen. Der Herausgeber, ein Sohn des Admirals, theilt mit, daß er sich nicht getraue, den folgenden Theil drucken zu lassen, weil die Ereignisse noch der Gegenwart zu nahe seien und zu viele Personen sich verletzt fühlen würden. Stosch war der Vertraute des Kronprinzen, hatte auch das Vertrauen Kaiser Wilhelms und stand vielfach in Gegensatz zum Fürsten Bismarck, ein Gegensatz, der gewiß lange nicht so tief ging, wie der stets wache Argwohn des Reichskanzlers annahm, der aber doch vorhanden war, so daß die Besorgniß, Enthüllungen darüber möchten Aergerniß erregen, nicht unbegründet sein dürfte. Ich denke aber, es wäre Zeit, daß die öffentliche Meinung in Deutschland sich gewöhnte, sich über solche Dinge nicht so leicht zu ärgern. Schließlich leidet darunter die Wahrhaftigkeit. Mit den Enthüllungen über die inneren Friktionen der Freiheitskriege ist man, nachdem mehr als dreißig Jahre darüber hingegangen waren, bei Weitem nicht so peinlich gewesen: man lese nur einmal nach, was bereits in Pertz' Stein und Droysens York gedruckt ist.

Diese Betrachtung leitet uns über zu dem zweiten Werke, den Kriegsbriefen des Generals v. Kretschman, der im Jahre 1866 Hauptmann in einem Infanterie-Regiment, im Jahre 1870 Major im Generalstabe des Brandenburgischen Armeekorps unter den General Konstantin v. Alvensleben war. Von der hohen Politik und den höchsten führenden Persönlichkeiten ist gemäß dieser Stellung des Schreibenden kaum die Rede; ihr ganzer Werth und, um es gleich hinzuzufügen, ihr ganzer Zauber beruht vielmehr auf dem Reflex der Ereignisse und jenes Offizier-Milieus in der Seele einer überaus sympathischen Persönlichkeit. Tagtäglich schrieb dieser an einer so interessanten Stelle postirte Offizier seiner innig geliebten Gattin und schüttete ihr sein Herz aus über Alles und Jedes, was ihm gerade begegnet und durch Kopf und Gemüth gegangen war. Was für ein prächtiges Bild dieser preußische Major, der zwischen zwei Schlachten einen gothischen Dom bewundert, den er in einer französischen Stadt, durch die er durchmarschiert ist, Muße gehabt hat zu besuchen und sich die Zeit nimmt, seiner Frau ausführlich nach Stil und Wirkungen zu schildern! Enthusiasmus und Unzufriedenheit, Heldenthaten und Skandalosa, ganz wie es die Wirklichkeit des Krieges mit sich bringt, wechseln mit einander ab. Die Gräßlichkeiten des Völkermordes erscheinen auf dem Hintergrund eines Gemüths, das erfüllt ist von der innigsten Liebe zu Frau und Kind und trauter Häuslichkeit. Sofort ist nun aber die Kritik gekommen und

Digitized by Google

hat verlangt, daß die Skandalosa oder die gar zu harten Urtheile über Persönlichkeiten vor der Veröffentlichung hätten ausgemerzt werden sollen. Der Verdacht liegt auch nahe genug, daß es nicht bloß die reine Liebe zur historischen Wahrheit gewesen ist, die die unverkürzte oder fast unverkürzte Herausgabe dieser Briefe eingegeben hat, sondern eine gewisse Vorstellung, daß gerade derartige Stücke den Reiz und damit den Absatz des Buches sehr zu steigern geeignet sind. Denn die Herausgeberin, die Tochter eines preußischen Generals mit adeligem Namen, das zärtlich geliebte Lillychen, dem der Vater in jedem Brief einen Kuß mitschickt, ist heute die Gattin des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Heinrich Braun, soviel man hört, eines ursprünglich österreichischen Juden. Pietät gegen die preußische Armee und preußische Armeetradition kann man hier also kaum erwarten, eher das Gegentheil, und die sozialdemokratische Presse hat sich denn auch schon einige recht dicke Rosinen aus dem Kuchen herausgeholt. Trotz alledem — die Motive kann ich schließlich nicht wissen und sie gehen mich auch nichts an — kann ich die unverkürzte Herausgabe nicht bedauern, denn erst mit ihr haben wir das Zeugniß des wirklichen Lebens, wie es der Geschichts- und Literaturfreund will und braucht. Wer jede Aeußerung des Augenblicks in einer ärgerlichen Stimmung an intimster Stelle für ein unanfechtbares historisches Zeugniß hält, für den sind freilich solche Briefe irreleitend, und ein kundiger Herausgeber hätte vielleicht an einigen Stellen, wo notorisch ungerechte Urtheile ausgesprochen werden, gleich eine richtigstellende Anmerkung hinzugefügt. Aber man darf das Publikum doch auch nicht gar zu tief einschätzen und muß damit rechnen, daß schließlich die Leute, auf deren Urtheil es ankommt, auch fähig sind Kritik zu üben. Unter diesem Gesichtspunkt also sehe ich in der, wenn man will Indiskretion der Frau Lilly Braun geb. v. Kretschman kein Unglück, sondern begrüße diese Briefsammlung, da sie nun einmal da ist, und so wie sie da ist, als eins der schönsten Zeugnisse für unsere große Zeit und eines der reizvollsten Literaturprodukte, das uns neuerdings beschеert worden ist. Ich stelle sie auf eine Stufe mit den längst berühmten Feldzugsbriefen des Landwehrleutnants, Geheimraths und späteren Unterstaatssekretärs im Justizministerium Rindfleisch, an die ich bei dieser Gelegenheit auch gern wieder erinnere.

Delbrück.

Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildniß in Kupferätzung. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1903.

In den Augen des großen Publikums gehören Curtius und Mommsen wie die beiden Dioskuren zusammen; die „Römische Geschichte" des Einen, die „Griechische Geschichte" des Anderen gelten als zwei Werke, welche sich friedlich ergänzen. In Wahrheit wiesen die beiden berühmten Ge-

Digitized by Google

lehrten grundverschiedene Charaktere auf, und ihre Weltanschauungen zeigten in entscheidenden Punkten einen scharfen Gegensatz, besonders in Politik und Religion. Nachdem uns nunmehr nach Curtius auch Mommsen durch den Tod entrissen worden ist, erweckt das hier besprochene schöne Buch, ein vortreffliches Spiegelbild des Curtiusschen Wesens, doppeltes Interesse. Allen Lesern dieser Zeitschrift, welche Curtius kennen und lieben, speziell den ehemaligen Universitätshörern „des letzten Olympioniken", seien die von dem Sohne des Verewigten herausgegebenen Briefe zur Lektüre warm empfohlen; wenn man sie liest, vergegenwärtigt man sich zu seinem edelsten Genusse noch einmal den Mann, welcher ein deutscher Gelehrter und doch ein Aristokrat des Geschmacks war. Den Gegenstand dieser Besprechung jedoch soll nicht der Archäologe und Historiker Curtius bilden, sondern die Stellung des Genannten zur Politik, nachdem sein sonstiges geistig-sittliches Wesen schon im 86. Bande der „Pr. Jahrbücher" (1896) von Charlotte Broicher vortrefflich geschildert worden ist.

Im Gegensatze zu Mommsen hat Curtius, was sein Urtheil über öffentliche Verhältnisse anbetraf, zu allen Zeiten das positiv Gegebene als Grundlage seiner Anschauungen festgehalten. Die Thätigkeit am Hofe als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm mag den konservativen Zug in ihm gekräftigt haben, indessen lag ihm die Abneigung gegen die Demokratie im Blut. Noch wenige Tage vor der Februarrevolution in Paris erschienen dem Dreiunddreißigjährigen die preußischen Zustände als im Allgemeinen recht befriedigend. Die Einberufung des Vereinigten Landtages hielt er für eine „großherzige Fürstenthat". Den Gedanken der Begründung eines verfassungsmäßigen Preußen begrüßte er mit Begeisterung: „Seien wir aber bei der Verzögerung nicht ungerecht gegen den, der sich wohl zu besinnen hat, ehe er seine ererbte Macht dazu gebraucht, mit einem Schritte die Bahn, auf der das Vaterland groß geworden ist, zu verlassen . . . Wer bebt da nicht vor den entscheidenden Schritten, so sehr er auch von deren Nothwendigkeit überzeugt ist! . . ."

Wie wir Derartiges noch öfter bei ihm beobachten werden, zeigt der in vieler Beziehung unpraktisch angelegte Curtius insofern einen sehr gesunden politischen Blick, als er den Zusammenhang zwischen der bestehenden absolutistischen Verfassung Preußens und der bisherigen physischen Machtentwicklung der Monarchie nicht verkennt. Die Liberalen von der Richtung Mommsens zeigten sich um das Jahr 1848 herum hinsichtlich der berührten schwierigen Probleme nicht so einsichtig. Beachtenswerth ist auch die Zurückhaltung, welche Curtius nach dem ihm völlig überraschend gekommenen Ausbruche der Revolution den demokratischerseits anhebenden nationalen Einigungsbestrebungen gegenüber zeigte, obwohl er so deutschpatriotisch empfand wie nur irgend ein Schwarzrothgoldner. Nach den Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung schrieb er: „Ich glaube noch nicht an die neu sich gebärenden Verfassungen. Es erscheint mir als ein frommer Wahn, daß durch die Frankfurter Maitage auf einmal ein großes, einiges

Digitized by Google

Deutschland zusammengesprochen werden sollte. Wir werden zusammengeschmolzen werden im Kriegstiegel."

Diese Ansichten gingen nicht etwa ausschließlich auf den Einfluß des Prinzen von Preußen zurück, dessen Wesen von dem Curtiusschen viel zu weit abwich, als daß eine vollständige Uebereinstimmung hätte bestehen sollen. Wie vielmehr einzelne Stellen der Briefe verrathen, war dem jungen Alterthumsforscher König Friedrich Wilhelm IV. trotz seiner unmöglich zu übersehenden Schwächen sympathischer als der Prinz von Preußen. Curtius bildete sich seine politischen Ueberzeugungen ganz selbständig und es wurde dem Lübecker Patriziersohne von Seiten der stolzen Edelleute des Hofes nicht immer leicht gemacht, konservativ zu empfinden: „Ich bin vielleicht nicht ganz unnütz hier", schrieb er im Sommer des Jahres 1848 an die Eltern. „Ich fühle doch die Pulsschläge der Gegenwart lebendiger in mir als die meisten der Umgebung, und wenn ich Abends beim Thee die Zeitungen vorlese, so benutze ich jede Gelegenheit, die Stimme der Zeit hörbar zu machen. Doch liegt etwas merkwürdig Unbewegliches in Fürstennaturen; sie brechen, aber sie biegen sich nicht leicht. Die Prinzessin bedarf nicht der Aufklärung, nur der Beruhigung und Beschwichtigung, denn es stürmt oft zum Entsetzen in ihrem großartig leidenschaftlichen Gemüth. König und Königin sind milde und gut; die Glorie des Märtyrerthums schwebt unsichtbar um ihre Häupter."

Die immer deutlicher hervortretende Zielosigkeit der revolutionären Bewegung führte der Curtius angeborenen antidemokratischen Tendenz beständig neue Nahrung zu. Er fing an, das Zeitalter, in welchem er lebte, auf das Pessimistischste zu beurtheilen: „Die unheimlichen, friedlosen dummen Massen machen die Geschichte, nichts Erhebendes geschieht, wir haben keinen Staat, keine Kirche, keine Kunst, keine Litteratur, es ist eine elende Wirthschaft, und die Primaner und Studenten des zwanzigsten und der folgenden Jahrhunderte werden sich mit Ekel von unserer Epoche fortwenden."

Daß ein Mann wie Curtius für die Hegemonie Preußens in Deutschland war, versteht sich von selber, der Aufmerksamkeit würdig aber erscheint die geistvolle, aus dem Einflusse des nüchternen Prinzen von Preußen nicht herzuleitende Art und Weise, auf welche der junge Gelehrte seine Stellungnahme erklärt. Nach der Entlassung von Radowitz' schreibt er seinem Zöglinge, dem Prinzen Friedrich Wilhelm: „Entweder sinkt Preußen durch Schwäche und Unentschlossenheit von der halb erstiegenen Stufe einer Großmacht herunter zu einem fremden Einflüssen untergeordneten Staate, oder es muß zu seiner Ehre und zur Rettung des protestantischen und verfassungsmäßig geordneten Deutschland den Kampf wagen, um seinen historischen Beruf zu erfüllen und der Kern eines neuen Deutschland zu werden. Oesterreich wird gutwillig nichts Ordentliches hergeben, denn es gilt seinen Einfluß in Deutschland, und eine solche Macht wird ein Staat wie Oesterreich nie freiwillig aus den Händen geben. Also die Entscheidung muß

Digitized by Google

kommen, und bei dem Gedanken kann sich Niemand beruhigen: Preußen kann ja bleiben, wie und was es ist. Es sinkt oder steigt; tertium non datur."

Daß die Ueberzeugung von Preußens nationaler Mission für Curtius zu einem unerschütterlichen Glaubenssatze wurde, erleichterte ihm, die Jahre der Reaktion zu ertragen. Im Uebrigen empfand er den Jammer der Zeiten nicht so tief wie viele Andere, weil er, der im Gegensatz zu Mommsen nie auch nur nach der bescheidensten öffentlichen Bethätigung gestrebt hat, im Grunde eine unpolitische Natur war, und der Stand der öffentlichen Angelegenheiten ihn nur ganz im Allgemeinen interessirte. So hoffte er denn unter den obwaltenden unglücklichen Staatsverhältnissen gottergeben auf die Zukunft, indem er sich einstweilen an den Lebenskreisen der Wissenschaft, der Familie und der Kirche genügen ließ. In der geschilderten Stimmung dichtete er Weihnachten 1854 die Strophen:

Harte Zeiten kommen wohl,
Doch sie gehen auch vorüber.
Nur dem Armen, der nicht glaubt,
Wird es immer kälter, trüber.

Wem das Kind geboren ist,
Gottes Kind in Stall und Krippe,
Der hat alle Tage nur
Lob und Preis auf seiner Lippe.

Und ihm leuchtet durch die Nacht
Jener Stern am Himmelsbogen,
Dem die Fürsten und die Hirten
Gottgeleitet nachgezogen.

Unsre Fahrt geht unverrückt,
Heute heller, morgen trüber,
Harte Zeiten kommen wohl,
Doch sie gehen auch vorüber.

Und zuletzt, das wissen wir,
Nimmt uns der in seine Hände,
Der uns heut' geboren ist,
Welcher Anfang ist und Ende."

Das Ministerium Manteuffel vermochte die milde, inoffensive Art von Frömmigkeit, welche sich in jenen Versen aussprach, ebensowenig zu würdigen wie die wissenschaftliche Befähigung von Curtius; auch seine Konnexion mit dem Prinzen von Preußen schadete ihm bei den Kreuzzeitungsmännern; obgleich schon zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt, konnte er als Universitätsprofessor von Herrn v. Raumer kein seinen bescheidenen Ansprüchen genügendes Einkommen erlangen und folgte einer ehrenvollen Berufung nach Göttingen. Hier erlebte er den

Digitized by Google

Umschwung, welchen die Thronbesteigung Wilhelms I. in Preußen hervorrief. So große Freude ihm die neue Aera auch bereitete, er erkannte bei gelegentlichen Besuchen in Berlin doch sofort, daß Wilhelm die Dinge zu beherrschen nicht im Stande war. Man mag in dem Ausbruche des Verfassungskonfliktes eine unvermeidliche historische Nothwendigkeit erblicken, fest steht, wenn es auch durch die Geschichtschreibung nicht immer anerkannt wird, daß die persönliche Eigenart des Königs den Ausgleich mit einer Reformen verlangenden Volksvertretung sehr erschwerte. Diesen Eindruck empfing auch Curtius, als er im Januar 1862 in Berlin weilte: „Der König sagt, daß ihm nach den rothen Republikanern keine Leute so verhaßt seien wie die Kreuzzeitungsleute, aber dennoch macht er durch seine Angst vor Konzessionen den Ministern das Regieren fast unmöglich." Die helle, durch Hausgenossenschaft erworbene Einsicht aber, welche Curtius in Bezug auf die persönlichen Unvollkommenheiten Wilhelms I. besaß, verblendete ihn nicht wie die meisten anderen Konstitutionellen, wenn es die Beurtheilung des Machtverhältnisses zwischen Krone und Abgeordnetenhaus galt. Im Herbst 1862 schrieb er seinem Bruder: „Du scheinst mir die Verhältnisse in sehr rosigem Licht zu sehen, indem Du annimmst, daß das Ministerium Bismarck bald beseitigt sein würde. Ich kann daran nicht glauben. Zu gewaltige Mächte stehen einem loyalen Konstitutionalismus entgegen. Da kann nur eine allmähliche und gelinde Ausgleichung stattfinden, oder es giebt furchtbare Kämpfe. Die Kammer hat das Hohenzollernsche Königthum an seiner empfindlichsten Stelle, in seiner kriegsherrlichen Eigenschaft, zu beugen versucht. Das konnte nicht gelingen. Darüber konnte Niemand, der die faktischen Verhältnisse einigermaßen kannte, im Zweifel sein. Die Kammer .... war vollkommen im Rechte, aber dieser rücksichtslose Formalismus verleidet dem König seinen ehrlich gemeinten Anlauf zu verfassungstreuer Haltung, bringt den Gegensatz von Heer und Volk zur gefährlichsten Spannung. Denn daß eine Rücknahme der neuen Organisation unmöglich sei, konnte Niemand verkennen. Sich die zweijährige Dienstzeit von Wortführern der Kammer oktroyiren zu lassen, dazu läßt sich ein preußischer König nun einmal nicht bereit finden, und so lange die Person des Königs der Hauptfaktor im Staatsleben ist, muß man diese, wie sie ist, mit in die Rechnung hineinziehen, die Forcen benutzen, die Schwächen schonen."

Im Uebrigen machte Curtius an sich selber die sehr treffende Beobachtung, daß ihm die Lage der preußischen Monarchie in Göttingen viel gefährlicher vorkam als in Berlin: „Man sieht, wie die Minister und Geheimräthe sich ihres Lebens freuen und andererseits auch die Abgeordneten, welche am nächsten Tage den Untergang des Staates in Aussicht stellen." In allem Diesen zeigte Curtius viel politischen Verstand. Zwar von den Einzelheiten des politischen Lebens verstand er garnichts und mehr als das, auch von vielen Hauptsachen des öffentlichen Lebens fehlte ihm die klare Anschauung, da er nichts weniger als eine realistische

Digitized by Google

Natur war. So spricht er mit einem förmlichen Abscheu davon, daß Grote in seiner Griechischen Geschichte die ketzerische Behauptung aufgestellt hatte, Kleon habe im alten Athen die berechtigten Interessen der Gewerbtreibenden vertreten. Die Geschichtsauffassung jenes „Bankiers" war ihm überhaupt ein Gräuel. Indessen bewährte sich bei Curtius die Erfahrung, daß kluge Leute, wenn sie einerseits Bescheidenheit und andererseits eine gesund geregelte Einbildungskraft besitzen, sehr häufig in instinktiver Weise auch in solchen Dingen das Richtige treffen, von welchen sie eigentlich nichts gelernt haben. Nach dem schleswig-holsteinischen Krieg schrieb Curtius (im August 64 und Januar 65) an seinen Bruder: „Göttingen ist todtenstill. Die halbe Stadt ist krank, die andere in der Genesung, d. h. in Wochen. Denn hier ist Alles so aufs Semester eingeschult, daß die Frauen, um die Kollegien ihrer Männer nicht zu stören, in den Ferien Kindbett halten ..... Es ist ein ganz anderes Leben in Berlin. Man fühlt, daß dort der ganze Schwerpunkt deutscher Geschichte liegt, welche nach langer Stagnation wieder vorwärts geht. Hier wird gehandelt, hier werden große Ziele verfolgt, während überall sonst nur raisonnirt und protestirt wird. Alle, auch die Exminister, auch die Mitglieder der Opposition, erkennen den ungeheuren Fortschritt an, daß Preußen wieder Macht hat und Machtbewußtsein. Es wird sich zeigen, wie nun der innere Kampf verläuft. Die Opposition wird nicht fortfahren, das zu verlangen, was rein unmöglich ist, oder sie wird sich selbst und die Verfassung ruiniren. So dunkel noch der Ausgang dieser Verwickelungen ist, so glaubt doch Alles an die Zukunft Preußens, und dies Gefühl geht wie ein Lebenshauch durch das Land und erfrischt Jeden, der in diese Athmosphäre tritt. Die Freiheiten können zeitweilig verkümmert werden, eine dauernde Einbuße auf diesem Gebiete ist nicht zu besorgen; aber die Gelegenheiten, Macht zu gewinnen, gehen oft rasch und unwiederbringlich vorüber. In wie seltenen Momenten der Geschichte ist Beides gleichzeitig in Blüthe gewesen, innere Freiheit und Macht nach Außen! Unter Perikles waren alle Volksrechte faktisch suspendirt, und im freien England herrscht der Geldbeutel. Freuen wir uns, daß wenigstens das Eine jetzt gewonnen ist, und die deutsche Geschichte aus träger Stagnation, aus einer unerträglichen Misère kleinstaatlicher Eifersüchtelei in neue Bahnen gelenkt ist. Es wäre Verblendung einer einseitigen Stimmungspolitik, die eminenten Verdienste dieses Ministeriums in Abrede zu stellen. Es wird mit einer Energie gearbeit, es werden bestimmte Ziele mit einer Geschicklichkeit und Zähigkeit verfolgt, welche die höchste Anerkennung verlangen. Es wird immer, wenn auch nicht im nationalvereinlichen Sinne, deutsche Politik getrieben. Ich habe mit den verschiedensten Oppositionsleuten gesprochen, sie müssen der Wahrheit die Ehre geben, die Erfolge anerkennen."

Curtius, der 1868 als ordentlicher Professor nach Berlin zurückkehrte, betrachtete den Geist, welchen er in der Hauptstadt des Norddeutschen

Digitized by Google

Bundes wahrnahm, mit sehr günstigen Augen. Er glaubte, daß Berlin in sozialer Beziehung sehr weit vorwärts gekommen sei, und daß sich ein zwangloser Verkehr der verschiedenen Stände anbahne, indem die krassen Vorurtheile des Hofadels und des Militärs im Wegfalle begriffen seien. Das war viel zu optimistisch geurtheilt, aber alle Ehre macht es dem Scharfblicke des ästhetisirenden Alterthumsforschers, daß er schon vor dem Beginn der eigentlichen Gründerzeit die Erstarkung des plutokratischen Elementes an der Spree bemerkte: „Die jetzige Gefahr ist nur, daß die Macht des Geldes alle anderen Mächte überwindet." Besonders fürchtete er von den neuen Strömungen, welche sich im deutschen Leben geltend machten, für die Religion, welche ihm das werthvollste Besitzthum der Menschheit war. Seine religiöse Ader isolirte ihn einigermaßen in der Berliner Gesellschaft. So schrieb er im Jahre 1872 an seinen Bruder: „Unter den neu aufgetretenen Persönlichkeiten ist Odo Russel eine der interessantesten, ein Kosmopolit von seltenster Virtuosität. Neulich hatte Brandis Helmholtz, Mommsen, Grimm, Lazarus, Lasker und mich mit ihm vereinigt. Es war ein ächtes Symposion, wo alle Fragen der Politik und Bildung verhandelt wurden. Ich horchte und lernte mit begierigem Ohr, fühlte mich aber doch einsam. Die beiden Juden waren mir entschieden am meisten sympathisch, weil sie viel mehr als alle Anderen religiöse Bildung als einen wesentlichen Faktor des Volkswohls und der Menschenbildung anerkannten." Curtius' feiner Sinn für Religiöses bewirkte, daß er nach einem kurzen Aufenthalt, den er 1872 in München nahm, die Aussichtslosigkeit der altkatholischen Bewegung weit früher erkannte als die große Mehrzahl seiner Standesgenossen.

Den Höhepunkt seines Lebens, die von ihm herbeigeführten, so ruhmreich verlaufenden Ausgrabungen in Olympia, überschritt er mit der ruhigen, würdevollen Bescheidenheit, welche ihn immer geziert hatte: „Schon jetzt kann man sagen, daß seit der Auffindung von Herculanum keine ähnliche Epoche der Denkmälerkunde dagewesen ist, und hier handelt es sich um eine andere Kunstwelt als die vom Vesuv begrabene. Der Kaiser ließ mich schon am zweiten Weihnachtsfeiertag rufen, um ihm von Allem Bericht zu erstatten, und zeigte die freudigste Theilnahme, wie sie mir auch von allen Seiten entgegenströmt. So geht es in der Welt! Das Glück wird immer als das größte Verdienst anerkannt; nach dem, was man durch stille, entsagungsvolle Arbeit zu Stande bringt, fragen Wenige." Nach der Rückkehr von einer Olympiareise fügte er hinzu: „Wahrhaft überraschend war mir der warme, festliche Empfang, der dem Heimkehrenden zu Theil wurde. Alle Räthe unseres Ministeriums nahmen daran Theil. In Bezug auf Olympia hat der Artikel von Newton einen Umschwung hervorgebracht; so sind die Deutschen!"

Hoffen wir, daß von ihm auch die richtige politische Divination gezeigt worden ist, wenn er im Jahre 1845 schrieb: „Ich wollte, daß Deutschland sich nach Außen bethätigte; während des Friedens in Kolonisation.

Digitized by Google

Dann würde dies armselige, krankhafte Aufzehren eigener Kraft in religiösen und politischen Theorien ein Ende nehmen. Mit germanischer Kraft den Orient wieder erwecken, das ist mein Lieblingsgedanke."

Weit über alle weltlichen Interessen freilich ging ihm die in Jugend und Alter unablässig erstrebte Versenkung in denjenigen, dessen der Orient wie der Occident ist. Wenige Monate vor dem Tode schrieb der 81jährige Gelehrte an seinen Sohn: „Die Nächte und Tage sind seit einiger Zeit besser, ruhiger, schmerzloser, aber ich fühle mich so unsicher in meinem Lebensbesitze. Wichtige Organe sind so wesentlich geschwächt, daß ich mich gar nicht zu einem kräftigen Wunsche ermannen kann, noch lange hier zu verweilen. Ich habe keine andere Sehnsucht, kein anderes Gebet, als in Frieden einzukehren zu dem ewigen Leben durch Gottes Barmherzigkeit. Von Kindheit an bin ich auf das ewige Ziel hingewiesen; ich habe keine Entschuldigung. Und doch kommen mir noch so viele Gedanken, die mir nicht leicht sind. Wie verhält sich die Fülle der Gedankenwelt, in der wir unser Leben zugebracht haben, zu der Stille der Ewigkeit, dem Anschauen Gottes? Es ist doch das geistige Leben mit allen Keimen, die in ihm enthalten sind, ein so auf Produktivität angelegtes, daß die Menge von Interessen, Gesichtspunkten, Studienkreisen, in denen wir uns bewegen, nicht etwas sein kann, was gegen Gottes Willen und mit den höchsten Interessen des Menschengeistes im Widerspruch ist." So rang auch dieser Fromme und Gerechte vom hoffnungsfrohen Anfang bis zum bitteren Ende mit dem Zweifel, da es seinem Ahnungsvermögen niemals gelingen wollte, auch nur im Geringsten den das Jenseits verhüllenden Schleier zu heben. Nach allen Anfechtungen jedoch kehrte Curtius stets zu dem Glauben zurück, in welchem er von geliebten Eltern erzogen worden war, und der ihn befähigte, den Schmerz und die Noth des Todtenbettes mit Standhaftigkeit zu ertragen. Kaum vierzehn Tage vor seiner Auflösung verfaßte er noch die Verse:

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd' am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis' im Traum,
Daß es in die Nacht verklang —

Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht,
Und die lauten sing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

E. Daniels.

Digitized by Google

Staatswissenschaften.

Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre. Darstellung und Kritik von Franz Oppenheimer. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 148 S. 3 Mk.

Nicht aus Interesse an dem Thema, dem Gegenstand der Untersuchung, sondern ausschließlich aus Interesse an den Verfasser habe ich diese Schrift gelesen. Niemand kann bestreiten, daß Karl Marx eine historische Persönlichkeit war; er hat eine so bedeutende Wirkung ausgeübt, daß nothwendig ein bedeutender Mann dahinter stehen muß. Aber solche Wirkungen beruhen auf der Vereinigung mehrerer Eigenschaften und keineswegs bloß auf derjenigen, von der der unmittelbare Erfolg ausgeht, mit anderen Worten: die Wirkung, die Marx als Theoretiker ausgeübt hat, beweist noch keineswegs, daß die Theorie selber eine That von großer Geisteskraft war, eine That, die nothwendig nicht bloß politisch, sondern auch wissenschaftlich hoch eingeschätzt werden muß. Es ist, vielleicht mit Recht, schon gesagt worden, daß Marx in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt keinen Platz habe. Seine Bedeutung beruht auf der Combination eines wissenschaftlichen oder auch bloß scheinwissenschaftlichen Zuges mit einer außerordentlich großen literarisch-demagogischen Kraft, der Ausstattung einer großen sozialen Bewegung mit brauchbaren, wenn auch wissenschaftlich werthlosen oder soweit sie Werth haben, nicht von ihm stammenden Argumenten, Formeln und Schlagworten.

Ist dem so, so hat auch der akademische Kampf um dem Inhalt der Marxschen Lehren kein wissenschaftliches Interesse. Alle diese großen Worte von der kapitalistischen Akkumulation, vom Mehrwerth, von der industriellen Reserve-Armee u. s. w. sind nichts als Sophismen, so gut wie das eherne Lohngesetz oder was sonst einmal als unerschütterlicher Grundstein einer sozialistischen Wirthschaftstheorie galt. Wer das einmal durchschaut hat, für den hat die Widerlegung des einen oder anderen Punktes geringes Interesse, und ich hätte daher auch die vorliegende Schrift ohne Weiteres bei Seite gelegt, wenn mir nicht der Verfasser durch seine treffliche Schrift zur Widerlegung der Malthusschen Irrlehre so vortheilhaft bekannt gewesen (vergl. Preuß. Jahrb. Bd. 103 Jan. Heft 1901) und ich deshalb auch hier etwas Originelles und Gesundes erwartet hätte.

In der That wird nun auch die Akkumulationstheorie von Marx d. h. populär ausgedrückt, die Theorie, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden, logisch und empirisch widerlegt. Das ist weiter keine besondere Leistung. Der logische Nonsens der Marxschen Lehre liegt für Jeden, dessen Denken nicht vorher durch Marxsche Pädagogik verbildet worden ist, auf der Hand. Daß aber ein Marxianer selber hier wieder ein Stück der geheiligten Lehre preisgiebt, ist immerhin anerkennenswerth, und bei der großen Verbreitung, die diese Ideen auch bei bürgerlichen Nationalökonomen noch immer haben, ein Verdienst.

Digitized by Google

Mehr aber kann ich dem Verfasser nicht zugestehen. Ganz bis an's Ende geht auch seine Kritik nicht. Auf eine Polemik darüber einzugehen, scheint mir aber nicht der Mühe werth; statt dessen möchte ich eine Bemerkung des Bedauerns hinzufügen, wie sehr doch ein Mann von so viel ursprünglichem gesunden Sinn, Studium und Logik durch falsche Schulung in die Wüste geführt werden kann. Ich kann an das erinnern, was ich an dieser Stelle vor einigen Monaten über Werner Sombart geschrieben habe. Auch er ein Mann von unzweifelhaft hoher Begabung und breiter Belesenheit, der dennoch keine gute Frucht zeitigt, weil es ihm an wissenschaftlicher Methode fehlt. Befangen in der Marxschen Pseudo-Dialektik versäumen die Herren die Grundlage der exakten Forschung, die Feststellung der wirklichen Thatsachen. Sie sprechen fortwährend von der historischen Entwicklung, kennen aber die Historie selber nicht und modeln sich die historischen Thatsachen leichthin so zurecht, daß sie in ihre Theorien passen.

Von Sombart glaube ich das jüngst genügend nachgewiesen zu haben. Auch die Oppenheimersche Schrift bietet dafür ein klassisches Beispiel. Hier lesen wir S. 136: „Jeder Staat der uns bekannten Weltgeschichte ist entstanden durch politische Unterwerfung von Ackerbauern durch Hirten." Dazu als Beleg „Ratzel, Völkerkunde I, S. 26". Nun kommt es bei Ratzel wohl zuweilen vor, daß er etwas einseitige Beobachtungen verallgemeinert und übertreibt, aber dieser Satz schien mir denn doch gar zu hahnebüchen, um Ratzel damit ohne Weiteres zu belasten. Ich habe also das Zitat nachgeschlagen und da ergab sich denn sofort, daß Oppenheimer eine richtige und bekannte Beobachtung, daß nämlich der geschilderte Vorgang sich des Oefteren abgespielt, ohne Weiteres generalisirt und damit seiner eigenen historischen Bildung ein sehr übles Zeugniß ausgestellt hat. So rächt sich die Sucht dieser staatswissenschaftlichen Schule, den ungeheuren Reichthum der Weltgeschichte, die Wechselwirkung unzähliger Elemente auf einige wenige Grundkräfte zurückführen und alles historische Geschehen durch einige Formeln erschöpfen zu wollen. Der Eine operirt mit der Reservearmee, der andere mit der Grundrente, der dritte mit dem Großgrundbesitz. Allen aber muß man zurufen „graue Theorie!" Lernt erst die Geschichte wirklich kennen, ehe ihr sie beurtheilt oder gar Bücher über historische Entwicklung schreibt! Delbrück.

Literatur.

Wird die moderne Zeit Tragödien schaffen? Entgegnung.

Der Inhalt der in der letzten Nummer dieser Jahrbücher meiner Arbeit vom September 1901 gewidmeten Besprechung hat mich zu ernstem Nachdenken veranlaßt; er hat mich veranlaßt, mir eine Frage vorzulegen

Digitized by Google

über einen Gegenstand, der bisher für mich als Frage noch nicht aufgetaucht war.

Es ist eine Besprechung voller Geist, Lebendigkeit und enthusiastischem Empfinden; wie sollte die nicht anziehend zu lesen sein? Aber darin liegt es nicht. Sie beschäftigt sich mit meiner Arbeit (sogar mit freundlichen Worten für das von mir Gebrachte); wie sollte sie da nicht gerade mein Interesse erregen? Aber darin liegt es doch auch nicht.

In den Einleitungsworten wird gesagt, alles, was man gegen meine Behauptung einzuwenden habe, sei „in charakteristisch-protestantischer Denkart" begründet; ein Unterschied von der Weite und Tiefe einer Weltanschauung wird zwischen dem protestantischen und katholischen Denken gefunden, und die ganzen folgenden Ausführungen — Ergüsse sollte ich eher sagen — dienen nur dazu, dieser charakteristisch-protestantischen Denkart Ausdruck zu geben. — Ich muß gestehen, für mich hat es, trotz aller hochbedeutsamen Unterschiede zwischen katholisch und protestantisch, deren ich mir sehr wohl bewußt bin, eine besondere katholische und eine besondere protestantische „Weltanschauung" nie gegeben. Ich habe daher auch bei der Arbeit, in der ich allerdings ein gutes Theil meiner Weltanschauung niederlegte, gar nicht für nöthig gehalten, kundzugeben, daß ich Katholikin bin, wenn ich auch gewiß gegen den Wunsch des Herrn Herausgebers, daß diese Mittheilung gemacht werde, nichts einzuwenden hatte. Zwischen dem, was in der vorliegenden Besprechung und dem, was in meiner Arbeit ausgeführt ist, aber liegt in der That die Kluft, die Weltanschauung von Weltanschauung trennt; — eine Kluft, über welche hinaus trotzdem die Verfasserinnen, so scheint mir, in gegenseitiger Achtung und Hochschätzung sich die Hand entgegenstrecken können. Von meinen Ausführungen habe ich nun bereits gesagt und wiederhole es, daß, so vollständig sie in allen Stücken mit katholischer Ueberzeugung vereinbar sind, so sehr ich von Herzen Katholikin bin, sie doch nicht im Geringsten den Anspruch erheben, so etwas wie „die katholische Weltanschauung" ganz oder auch nur theilweise zu enthalten. Nunmehr muß ich fragen: Ist denn das, was die vorliegende Besprechung enthält, „die protestantische Weltanschauung"? Ist es so, daß wirklich die protestantische Denkart sich von der katholischen dadurch unterscheidet, daß die katholische in festem, freudigem Bekenntniß „Gott" sagt, die protestantische ausdrücklich vermeidet dies zu thun? Und in dem spezielleren Verhältnisse zur Kunst, daß die protestantische für nothwendig erachtet, daß die Künstler wieder „Heiden werden", die katholische aber hofft und vertraut, daß sie Christen bleiben? Dadurch, daß mir von protestantischer Seite diese Auffassung als protestantische Denkart bezeichnet wird, muß ich selbstverständlich sofort mich überzeugen lassen, daß sie eine protestantische ist: und wenn ich bisher diese Richtung innerhalb des Protestantismus nicht in ihrer vollen Tragweite verstanden hätte, so mag zu meiner Entschuldigung gereichen, daß ich, trotz lebhaften Interesses und trotz des ernstesten Bestrebens klar und richtig zu sehen, doch am Ende, als Katho-

Digitized by Google

likin, nicht leicht über die ganze Fülle der hier im Werden begriffenen Erscheinungen vollkommen unterrichtet sein kann. Soll sie aber als die protestantische mir vorgestellt werden, so kann ich das unmöglich acceptiren. Die zahlreichen Stimmen, die in entgegengesetztem Sinne sich äußern (siehe u. A. noch Beschlüsse der letzten Generalsynode), solche, die ein unumwundenes Gottesbekenntniß ablegen, und auch solche, die von der Kunst erhoffen, daß sie christliche Bahnen wandle, sind innerhalb des Protestantismus auch da; ich muß ihr Selbstzeugniß so gut annehmen, wie das in dieser Besprechung abgegebene.

Mir scheint daher, wir werden nicht als Vertreterinnen „der protestantischen" und „der katholischen Weltanschauung", sondern nur einfach als Gertrud Prellwitz und Bernarda von Nell über unsere Ansichten verhandeln können. Ich fürchte aber keinen Augenblick, daß die Verhandlung deshalb uninteressant werde!

Ueber einzelne Dichterwerke — ich selbst wüßte stärkere Argumente gegen meine These, als „Penthesilea", aber auch dieses bin ich zu widerlegen bereit! — müssen wir ein andermal eingehend uns aussprechen. In der kurzen Notiz, zu der wohl heute bloß Raum und Zeit vorhanden ist, möchte ich vornehmlich auf einen Punkt aufmerksam machen: Wenn die Künstler wieder „Heiden" werden, so kommen sie damit doch durchaus nicht in die gleiche Lage, in der die Künstler der heidnischen Zeit sich befanden. Sie sind gegen diese erheblich im Nachtheil. Denn ihr Heidenthum ist kein naives. Wenn sie erst durch den innern Kampf mit dem Christenthum hindurch müssen — und seitdem das Christenthum in der Welt vorhanden ist, giebt es wohl kaum ohne das Vorausgehen solchen Kampfes eine Rückkehr zum Heidenthum — kommen sie nicht mehr in der ersten ungebrochenen Geistesfrische dort an. Und ob sie wohl mit der Herzensreinheit dort ankommen, die Vorbedingung ist, um „Gott zu schauen?" mit der Herzensreinheit, die Aeschylus und Sophokles besaßen —? Und gäbe es wirklich einmal einen Glücklichen, der trotzdem all dies Köstlichste zu eigen behielte, und nähme der alle Kraft zusammen und spendete aus den Tiefen seines Wesens heraus, was nur immer er vermag, so wird dennoch nicht er es sein, der — ein Prophete, wie die Dichter Griechenlands — der Welt das Höchste, bisher noch nicht besessene schenkt! Er wird Größeres niemals ihr schenken können, als im Christenthum ihr bereits gegeben ist.

Ganz gewiß: Nur einen Weg giebt es für Alle — auch für jene Unzähligen, die nicht Künstlernaturen sind — zur Aneignung dessen, was uns das Welträthsel löst: Es ist der Weg eigensten innersten Denkens und Erlebens. Aber Aneignung, auch die selbstthätigste, ist dennoch nicht schöpferische Thätigkeit. Das Christenthum ist auch denen angeboten, deren Natur schöpferische Thätigkeit versagt ist. Und Gnade zugleich ist die Aneignung der Lösung immer und bei Allen. Aber „Gnade" ist nicht gleichbedeutend mit „Inspiration".

Digitized by Google

Noch ein Wort über Goethe, — jenen Glücklichen, der trotzdem all' das Köstlichste zu eigen hatte. Gerade darin, daß er nach seinem Versuch, Heide zu werden — ein Versuch, der allerdings, wie ich ausgeführt habe, weder vollkommen gelang, noch überhaupt von ihm mit voller Konsequenz durchgeführt wurde —, dennoch heiter-frischesten Geistes und reinen Schauens blieb, gerade darin habe ich seine Ausnahmestellung erkannt und gezeichnet. In jeder Weise möchte ich der Annahme vorbeugen, als ob ich Goethes Auffassung für weniger fromm hielte als die — meinige. Oder daß ich die Gesinnung derjenigen, die aus ganzer Seele in seine Worte einstimmen können, für weniger fromm ansähe! Goethes Gesinnung ist fromm. Sie ist es beinahe so sehr wie die des Aeschylus und des Sophokles. Ganz ebenso fromm ist sie allerdings doch nicht, weil nicht das gleiche Maß ethischer Kraft in ihr steckt. — Nun habe ich soeben die in der That nicht unbeträchtliche Thorheit eingestanden, Verse, — ja, es ist einmal nicht anders, eigene Verse neben diejenigen gestellt zu haben, die zu den berühmtesten unseres größten Dichters zählen .... 's ist solch' ein eigen Ding: Verse sind, eh' man sich's versieht, auch einmal da, und eh' man's recht überlegt hat, sind sie dann auch niedergeschrieben! Erröthen muß man hinterher wohl ein Wenig, wenn sie so sehr an die unrechte Stelle gerathen; — aber — gar so schwer trägt man schließlich doch nicht daran! Die Gesinnung aber, die in jenen Versen ausgesprochen ist, möchte ich auf keinen Fall verleugnen. Auf das Zutreffendste ist sie in der Besprechung gekennzeichnet: „Sie ist nicht frommer als die Goethesche, nicht muthiger, aber sie ist kindlicher". Gerade das ist's! Eben dadurch, daß sie kindlicher ist, ist sie christlicher. Denn Jesus Christus hat uns gelehrt, sogar „Vater" zu sagen, wie Kinder thun und nur Kinder es dürfen. Ist es ein „Unglück", daß wir diese Seine Lehre bewahren? daß sie sogar in einem Religionsbuch steht? (Math. 6, 9.) Ist es ein „entsetzliches Unglück", daß wir durch Ihn und in Ihm, durch Seine Lehre, Sein Leben, Sein Sterben — durch Sein eigenes Selbst — die Lösung des Welträthsels als inneres Eigenthum besitzen? — Die Lösung, deren unermeßlichen Inhalt die Menschheit auch auf der denkbar höchsten, auch auf der in noch so ferner Zukunft vielleicht je einmal zu erreichenden Stufe ihrer Entwickelung nie ganz wird in sich aufnehmen können, und die dennoch, selbst dem unerwachsenen Kinde verständlich, in den drei Wörtchen ausgedrückt ist: „Gott ist gut". Ist es ein Unglück, daß auch dieses Wort in einem Religionsbuch niedergeschrieben sich findet? (Luk. 18, 19.) Sollten wir nicht doch schließlich beide darin einig sein, daß in dieser Ueberzeugung, die der eine große, aus Jesu ganzem Sein und Wirken hervorströmende Eindruck ist, das unbedingt größte — fast dürfte ich wohl sagen, das einzig wirkliche Glück besteht, das jemals der Menschheit zu Theil geworden ist?

„Heroischen Optimismus" habe ich in meiner Arbeit das Christenthum genannt. Darin eben besteht dieser Optimismus, daß wir, wie

Digitized by Google

schmerzlich, wie qualvoll, wie beängstigend sich unser Dasein gestalten möge, wie Beängstigendes wir um uns schauen — dennoch! — im Herzen das Bewußtsein tragen: Gott ist gut.

Und sollten wir, weil wir zu diesem Bewußtsein nur mitgewirkt, nicht es allein aus uns gewirkt haben, sollten wir deshalb es uns wieder aus dem Herzen reißen? Und dann in verzweifelnder Angst auf's Neue nach einer Lösung suchen? Sollten wir das — damit wir als Künstler einzig aus eigener Kraft heraus schaffend, oder doch göttliche Einwirkung nur als Inspiration, nicht als Gnade acceptirend, wieder, gleich den Dichtern Griechenlands, Propheten unseres Volkes seien? Sollten wir das — damit wir vielleicht auch rezeptiv die Kunst in noch tieferem Erschauern empfinden, wenn sie allein uns Offenbarung ist?

Wahrhaftig, nein! wir werden das nicht thun.

Bernarda von Nell.

Carl Hauptmann: Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung. Georg D. W. Callwey. München 1902.

Carl Hauptmann: Des Königs Harfe. Dramatische Dichtung. Ebenda 1903.

Es ist eine heilige Zeit, in der wir leben. Frühling und Tod gehen durch die Welt. Es liegt etwas Ergreifendes darin, daß jeder Frühling immer zugleich das Sterben bedeutet für alles, was in der großen Umwandlung nicht mehr neu werden, in dem großen Steigen und Regen der Säfte und Kräfte sich nicht verjüngen kann. Es muß sich zersetzen. Ein starker Verwesungshauch geht durch unsere Zeit und schuf sich auch seine Kunst: die Kunst der décadence. Daneben sprießt's vom jungen Werden. Carl Hauptmanns Kunst ist ganz frühlingssicheres Werden: rein, zart und gesund. Herb naturalistisch fing sie an. Feste, derbe Menschen aus den unteren Schichten des Volkes zeichnete er, Menschen wie die Waldbäume, kernig und unbewußt, aus gesundem Grunde kräftig lebend. Er ließ sie in den derb treuherzigen Naturlauten des schlesischen Dialektes reden und gab ihnen all die kleinen charakteristischen, der Wirklichkeit treu abgelauschten Züge, wie sie der Naturalismus in seiner Menschenzeichnung liebt. Aber ob er auch die naturalistischen Mittel schätzt und mit Meisterschaft braucht, vom eigentlichen Naturalismus unterscheidet ihn von vornherein seine ureigenste Art. Ihm ist das Dasein kein kalter Kausalzusammenhang, dessen interessanten Mechanismus es aufzuzeigen gilt, sondern ein lebendiges Geheimnis, das, unserem Begreifen entrückt, unsichtbar sichtbar uns umwebt; uns durchwebt: er glaubt an das Wunder der Persönlichkeit, die, aus der Quelle des Daseins stammend, aus ewigem Grunde flammend, „alle Werte immer wieder jung glüht". Andächtige Bewunderung, ehrfurchtsvolle Liebe zu dem Weltwunder ist seine Grundstimmung, die all seine Dichtungen,

Digitized by Google

auch die in naturalistischem Milieu, mehr und immer mehr — denn es ist eine starke Entwicklung in Carl Hauptmann — mit einer heimlichen heiligen Poesie durchduftet und ihn schließlich über die naturalistische Dichtung zu größeren Aufgaben emporführte. In den beiden letzten Dichtungen, der „Bergschmiede" und „Des Königs Harfe", lieblichen Gebilden voll Poesie und Tiefsinn, ist das zufällige Charakteristische an den Menschen und Verhältnissen ausgelöscht worden, damit das allgemein Menschliche um so lauter aus ihnen rede. Denn es gilt nun, tiefe Lebensgeheimisse darzustellen; das Lebensgeheimniß.

Das Lebensgeheimniß, wie wir Kinder dieser Zeit es empfinden, wie wir Frühlingsmenschen, wir Werdenden es in rührender, heiliger Schönheit erschauen.

Das Erdendasein in seiner Gebundenheit, in seiner Dumpfheit, seiner Sehnsucht, seinem Aufwärtsringen, immer von innen wundersam beleuchtet von der zeitlosen Mächte Leben, welches hineinscheint, hineinwirkt, und es schon umwandeln wird, es schon hinein-schaffen wird in seine urewige Idee. Das Weltenwerden.

Einer Wunderharfe Klang wird in dem zweiten Stück erwähnt. Mit Lieb' und Tod ist er im Bunde, den Mächten, welche in alle Weltgeheimnisse jenseit unseres Begreifens deuten; von Kampf und Noth und Tod singt er. Die ewige Bestimmung der Welt wirkt sich ja aus durch Kampf und Noth und Tod. Aus Urgründen klingt es herauf, das Lied vom Weltenschicksal, vom Werden der Welt, die durch Kampf und Leiden und den Wechsel der Formen sich immer erhöht, erhöht, und schon noch einmal dem, was ahnungsvolle Sehnsuchtsmenschen, Träumer, Idealisten glauben, sich entgegen entwickeln wird. Es heilt das Lied Noth und Tod und röthet die Wangen. Denn wer das Ziel ahnen lernte, lächelt der Leiden des Wanderweges. Und sollte nicht Lebensfreude und Gesundheit gewinnen, wer erschaut, daß eine Harmoniekraft tief innen all dies Werdende führt und aus Disharmonie und Leiden selige Harmonie, Vollkommenheit, schafft und schafft und schafft?

In der „Bergschmiede" kämpft sich das Lebensgeheimniß in einem wilden Thatmenschen aus; in „Des Königs Harfe", in einem Ersehner und Schauenden und Dichter, der es den Andern ins Herz schreiben wird.

Es sind keine Riesen-Gemälde al fresco. Kleine, feine Malereien sind es in zarten Farben; auf schmalem Raum nur das Nothwendigste zeigend, das aber reich, blühend, lebensvoll realistisch, mit gebildetem Auge differenzirt geschaut, aber mit großer Vereinfachung dargestellt und ahnungsvoll sich vertiefend. Wundervolle Verse, die frei sind von jedem epigonenhaften Klang. Wo die Stimmung sich erhöht, von edelstem Schwung, wo sie weich wird, von süßem Wohllaut. Immer in dem verhüllend volksthümlichen Ton, der ans Herz greift und von jener eigenartigen Naivität in der Auffassung und Ausdrucksweise, die überhaupt charakteristisch für

Digitized by Google

Carl Hauptmann ist und beweist, wie unmittelbar er schaut. Der Ausdruck immer anschaulich und farbig. Das Ganze erinnert an die zarten Farben des Opal mit ihrem wundersamen Leuchten von innen her.

Auf halber Höhe des Riesengebirgskammes wohnt in einsamer Baude der Bergschmied, ein finsterer Mann, von dem das Volk sagt, er sei mit dem Teufel im Bunde; ein Mensch voll Leidenschaft und trotzigen Willens, und voll Sehnsucht. Er liest viel in der Bibel, aber ihn dünkt das Buch felsenhart; nur wieder ein Trotziger, meint er, könne es verstehen. Erschütternd ist sein Gebet:

„Wenn doch das Leben Wind!
Die Erde Staub und Stein! Der Mensch aus Koth!
Wie überwind' ich solche Lebensnoth!
Daß nur die Seele einmal klarer würde!
Daß sie nur einmal je befreit vom Zwange!
Daß sie nicht auf der stein'gen Muttererde
Nur zäher Sucht erlieg', uraltem Hange!
Ja, Gott und Herr! Es quält sich mancher wund!
Und Feuer giebt's, die brennen ohne Licht!
So stille doch die gier'ge Lebensquelle!
Warum drängt's gleich zum Guten wie zum Bösen?
Hast du die Macht, uns wirklich zu erlösen,
Nun, Gott und Herr! so mache uns gesund!"

Die dumpfe Erdegebundenheit quält ihn, das „Gieren", das er nicht will, das ihn unfrei macht, und das er nicht los wird, und das Drängen nach Erlösung, nach einem reinen, lichten Leben, von dem er selbst noch nicht weiß, wie es sein wird.

Er steht um Mitternacht auf Bergeshöh' und gräbt nach Schätzen Der Sturm heult um die Felsen und saust über die Kammwiesen, und das Pfeifen und Tosen der Elemente verwandelt sich ihm in einen Chor. Das Erdgeheimniß umschauert ihn in lebendigen Stimmen. Aus Urgestein und Kammwiesenkräutern hört er es hallen:

„Nacht . . . Nacht . . .
In Nacht sanken wir.
Urgestein sind wir geworden.
Götter mähen die Seelen wie Gras,
Leben, Leben ist morden."

Und es klagt nach Erlösung:

„Ach! Aus der Nacht klagen wir,
Sehnen uns gierig nach Morgenlicht,
Sonne wärmte uns längst,
Und die Quellen rinnen. —
Aber wir Felsen sind starr —
Erlösung! Erlösung!"

Digitized by Google

Dazwischen klingen heller, lieblicher der Pflanzen Stimmen:

„Wir schliefen . . .
Wir schliefen . . .
Die zitternden Strahlen riefen —
Nun tasten wir in's Licht.
Erde sind wir gewesen,
Erde und starrer Stein . . .
Zum Licht sind wir genesen,
Tasten in Lüfte hinein.
Was in Tiefen verborgen
Schlummerte ohne Traum,
Tragen wir auf zum Morgen.
Ewig aus stummen Grunde
Ringen Seelen namenlos.
Was noch Stein gewesen,
Ringt sich los.
Ringt in Himmels Licht,
Hebt ein Seelenangesicht
Rein und bloß."

Sie auch, die lieblichen Pflanzen, waren Urgestein, aber das Licht rief sie wach zum Leben und Schaffen. So klingt die Verheißung des Werdens tröstend aus ihrem Lied. Aber der Schmied hört nur das Klagen, und auch in ihm wallt's wieder auf.

„Ich möchte aus den Schicksalsüberschwängen,
Aus all den tausend irren, wirren Gängen
Einmal zur Klarheit, zu mir selber kommen.
Hier — hab' ich manche Mitternacht gesessen
Und meines Erdenwahnes Spur gemessen,
Wie jener in der Wüste einst gerungen . . .
Wer? — nun? wer ist mir zugesprungen?
Immer von neuem war die Gier entfacht . . .
Aus allen Tiefen quollen Finsternisse . . ."

Da kommt Jemand und springt ihm zu: Eines frischen Wanderers anziehende Gestalt gesellt sich zu ihm; kennt ihn und liebt ihn und mahnt zur Wahrhaftigkeit gegen sich selbst: zur Beichte. Dann werde er schon Schätze graben; dann wolle er ihn von allen Schrecken befreien, zum Knecht ihn machen der Gerechtigkeit, ihm sein menschlich niedriges Hinkriechen erhöhen — und erzählt ihm von ewigem Grunde in seinem Grunde, gleich dem Wunderbronnen in der Bibel, den ein Engel selig bewege, „und, wenn sich jene stummen Wasser regen, so quillt lebendige Güte in die Glieder". Auch in uns liege solch ein Wunderquell begraben, uns jetzt nur unbewußt, jene selige Tiefe, daraus das ganze wunderliche Drängen und Streben hervorgequollen, in das es auch wieder einsinke.

Digitized by Google

„Was muß das für ein Wunderbronnen sein,
Daraus die Blumen und die Lerchen kommen,
D'raus immer wieder Licht und Sterne glommen,
Daraus die Seelen und die Melodien
In Frühlingsjubel neu und neu aufblühen —"

und jener seligen Tiefe können wir inne werden, wenn wir um uns schauen lernen, und wenn wir in uns erleben lernen.

„Dem Schauenden ist's Wunder auferbaut
In Sternennächten — in der eigenen Stunde.
Was aus den grenzenlosen Tiefen schaut,
Das quillt ein Schauen Dir aus eignem Grunde."

Und hier ist auch die Erlösung, nach welcher der in zähe Sucht und wilde Gier Gebannte so heiß verlangt: er solle nur den Sinn aufthun und erlauschen, wie der Waldchoräle hohe Wogen aus Millionen Wipfeln in einheitsvollem Gesange daherrauschen, wie es überall aus dem Erdenschoß in weite Himmel aufdrängt, aus dem engen Loose nach weiter Einigkeit strebt — die Einzelheit gilt es zu überwinden! Es gilt, sich selbst verlierend, in der lebendigen Einheit zu erwachen! So streift man ab der Seele Bettlerkleid, die Enge und Blindheit des Willens zerbricht! Schauender Allwille wird in uns selig wirken — das ist Erlösung!

So giebt die lichte Stimme Offenbarung. Aber mitten hinein stöhnt immer wieder das Klagen vom Todesräthsel, und der Mensch vermag den Lichtestrost noch nicht zu fassen. Eins hat es gewirkt: Klarer bewußt ist ihm der Grund seines Leidens geworden.

„Was ist der Seele Ungeberdigkeit?
Was ist der Quell, daraus sie giert und trachtet?
Daß sie ein einzeln Ding in flücht'ger Zeit."

Wild auf klagt nun die Qual des Gebundenen.

„Gewiß, gewiß, mich quälte wilde Gier.
Hinaus aus meinem einsam engen Haus!
Hinaus zu dir! Zu dir! Hinaus! hinaus!
Ich war von Leidenschaften ganz berauscht . . .
Und ihre Kinderseele that ich rauben
In letzter, sinnbethörter Leidenschaft!
Daß sie mir einmal nur das Glück vermähle!
Daß sie mir einmal nur Erlösung schafft."

In der Liebe hat er es zu finden gemeint. Heilig bedeutungsvoll erscheint in der Dichtung die Liebe als Pforte zu dem dunkeln Wundergrunde. Der Mensch sündigt um sie, sie ist ihm selbst noch halb Sünde, aber doch giebt sie ihm als Erleben Gottgeheimnisse zu ahnen, welche er sonst noch nicht zu fassen vermag. — Der Schmied hatte sich mit wilder That, Brand und Mord, aus dem Thal die zarte, liebliche Kathrina, die bei dem Großvater ein still glückliches, sehnsuchtsvolles Leben führte,

Digitized by Google

geraubt. — Aber das heiße Verlangen seiner Seele bleibt ungestillt. Was er ersehnt, liegt ja jenseits des Liebeserlebens.

Die lichte Stimme der Offenbarung aber wehrt er heftig ab. „Ach still, nur still, bis ich die Steine habe . . .

„Und stelle endlich eitles Schwärmen ein!
Es schützt mich nicht vor Altern, Wunden, Kälte —
Vor Qualen, Freveln, all den erdnen Leiden —
Und läßt mich doch nur einsam und allein!"

Nach Steinen fragt er! Die Stimme der ersehnten Erlösung ist da. Er aber versteht sie nicht und hält sich an die Sinnenwirklichkeit und ihren ärmlichen Gewinnst. Der Mensch in seiner Erdegebundenheit! Was er noch nicht erlebend, leidend selbst errungen — kommt es als Offenbarung, als Stimme aus der Höhe zu ihm, versteht er es nicht, vernimmt es nicht. Er muß geh'n und ringen, erdegebannt, sündigen, leiden, erleben und wird es schon erreichen, wird schon die selige Tiefe finden lernen — einst — Darüber klingt hell der lichten Stimme verwehendes Abschiedswort:

„Du Erd' zu Erde! wirst die Schätze haben!
Im Gram geläutert und befreit vom Schein,
Gräbst Du Dich wahrhaft in die Gründe ein.
Nur grabe, Meister! Hast noch lang zu graben."

Dasselbe Erdgeheimniß, das ringende Hinan, ganz ins Weibliche übersetzt, leidend, fragend, voll weicher Sehnsucht, voll tiefer Wunder und Poesie, umwebt die Gestalt der jungen Kathrina. Ein träumerisches Frauenbild, frisch und rein, hatte sie einst, Kühe hütend auf den stillen Kammwiesen, lockende Sage geträumt von etwas Wunderbarem, das noch kommen müßte — sie meinte, die Liebe werde es bringen. Aber die Hirtenjungen erschienen ihr zu ärmlich; er sollte mächtig sein, ein Herr, kein Knecht! Dann ist der mächtige Schmied gekommen. Aber die Liebe brachte das Verheißene nicht. „Ach, unergründliches Leben und Leid hat mir mein Tag gebracht!

„Einst legt' ich mir heimlich
Ein bräutliches Kleid
In meine Truh' . . .
Legte auch Goldschühlein
Und einen gold'nen Kamm dazu.
Hier liegt noch das
Köstliche, bunte Kleid . . .
Wie damals im Kasten!
— — Ja, Leben ist Wunder,
Leben ist Leid . . ."

Ein Anderer hätte es sein müssen, einer von den Jungen, Brüderlichen — ach Menschlichen, nicht der Harte, der sie wie in Zauber und

Digitized by Google

Bann hält. Und sie ist frei. Der Meister hat ihr gesagt, sie solle es nur aussprechen, wenn sie je einen Anderen liebte. „Es wird mein Tod sein, doch du sagst es frei!" Und es ist auch ein junger Geselle da, der sie herzlich liebt, und der es wagen will, sie von dem Dämon zu befreien. Aber als der Meister, tief erschöpft von seinem nächtlichen Erlebniß heimkehrend, bemerkt, was die Beiden wollen und sie fragt, ob sie ihm etwas zu vertrauen haben und es ihr verspricht, — sie gewinnt es nicht über's Herz. Und als der Meister zum Dolch greift und den jungen Gesellen aufruft, es mit ihm auszukämpfen und ihm dann ins weiche, weiße Gesicht blickt, wirft er die Waffe höhnisch hin: „Verfluchter Maulaff!? Du wirst's niemals wagen, mit mir, mit mir . . ." und giebt ruhig seiner tiefen Erschöpfung nach. Er ist ihrer ganz sicher:

„Dem, der aus allen ird'nen Tiefen lebt,
Wird sie als trotz'ge Sklavin dennoch folgen!
Wenn noch so wild ihr Gram. Wird ihre Freiheit
Hinwerfen, wie ein eitel thöricht Gut!
— — Hahaha! Hast du denn je begriffen,
Was Liebe will? Aus welchem dunkeln Grunde
Die Menschenseele nach der Liebe schreit
Auf unserm starren, steinigen Erdenrunde?!"

Und wahrlich! als Horant nun heranschleicht, den in tiefen Schlaf Gesunkenen zu tödten, fällt Kathrina ihm in den Arm und heißt ihn davongehen. „Nur gehe, gehe, Horant, wirst ein Böser! . . . Ich muß den Schlaf bewachen . . ."

Das Verheißene wird nicht kommen. Aber sie ist nun still und in sich gewiß geworden. — Wenn es gilt, in mütterlicher Sorgfalt das Hilfsbedürftige zu hegen und zu pflegen, wird sich die Frauennatur mit dem Lebensgeheimniß immer am besten zurechtfinden.

Zeigt diese Dichtung das Menschendasein ganz als ein suchendes, ringendes — die Schwesterdichtung: „des Königs Harfe" weiß von einem Finden. Nicht in Begriffen, nicht als Gedanke, sondern als Erleben. Denken wird man die Lösung überhaupt nicht: „Wer es nicht dachte, hat es erlebt."

Ehe der Vorhang aufgeht, hören wir von frischer junger Männerstimme im Volkston gesungen, seltsam Stimmung gebend, das „Harfenlied". Eine Gestalt gleitet darin an uns vorüber: ein König wunderbar, der unbekannt durch die Lande zog und auf goldener Harfe, die eine Räthselmutter ihm gab (und seines Lebens Kerze barg sie im Harfenschrein), ein wunderbares Lied spielte, das aus unbegreiflichen Tiefen quoll, und das die Sorgen auslöschte, die Wangen röthete.

Dann zeigt das Vorspiel die Geburt eines Königssohnes. Schon als König kommt er auf die Welt: der Vater starb im Lenz. Wie das Mutterherz, unendlicher, zärtlicher Sorge voll, der Zukunft entgegenzittert, kommen drei graue Schicksalsschwestern, Räthselmütter, die klagen! Die Mutter

Digitized by Google

träumt von buntem Spiel an Frühlingsbächen. „Ja, spielen wird er", antwortet die erste und redet sogleich seltsam von ernstem Sollen und Müssen und reicht ihr die Kerze, das Symbol von seines Lebens Flamme.

„Dem Sonnenstrom nach, du wirst's ihm nicht wehren.
Dem Sonnenstrom nach; du kannst sie nicht kehren —
Das sei seines Lebens strahlendes Licht,
Das sei seiner Flamme heilige Pflicht!"

Die Mutter träumt von That und Ruhm. Ein erschütterndes Klagen antwortet ihr, ein Klagen von der Flüchtigkeit, vom wesenlosen Verwehen alles dessen, was dies Erdeleben aus Staub so buntfarbig macht. Aber aus Tiefen rausche wie Harfenakkord ein Wunder hinein: der zeitlosen Mächte Leben, des gequälten Ersehners Ohr tröstend. Kein Thatmensch wird dieser König sein. Auf die Tiefen wird er lauschen lernen nach langer Qual, auf goldene Harfenklänge von Weltgeheimnissen, und wird sie in alle Seelen hinein, in Augen, in Ohr und Blut schreiben. „Wem es gegeben, Glück und Gut, wem es gegeben, ob windverweht, dauernder doch wie Felsen steht."

Die dritte Mutter aber bringt Fluch und Todesathem und will vor der entsetzten Königin das Kerzlein löschen.

„Fluch, daß du lebest,
Eh' du ein Klang
Wurdest, in jenem
Vollen Gesang,
Der mit der Lüfte
Geheimem Beben
Bindet das Leben,
Löset das Leben,
Der über dunkler
Abgründe Reich
Lichtsaiten spann."

Die Ahnung dämmert auf von einer großen werdenden Welt; alles Lebendige soll mit theilnehmen am Allschauen und Allschaffen. Die Räthselfrau flucht dem Lebendigen, das noch ungelöst und ungeformt, eingeengt ins Dumpfe, noch nicht schauend und schaffend ward. Was hätten sie für ein Recht zu leben, diese Menschen, die noch nicht ein Klang geworden sind in Gottes Schöpferharmonie? — Aber die erste Räthselmutter schützt das Kindlein und birgt das Kerzlein im Harfenschrein. Mag er leben! Wie die Flamme aus der Asche immer wieder ihr Leben lebt, das gar so wundersame. „Und wenn er alle Tiefen hier gesehen" — sie schwinden, es verhallt ungehört, was denn sein wird, wenn er alle Tiefen hier gesehn. — Jedenfalls: zum Schauen, die Tiefe zu schauen, ist er da; nicht zu That und Ruhm, wie die Mutter von ihrem Königskinde wähnte.

Und nun entrollt uns das eigentliche Drama dieses Königs Leben. Wie er erst fröhlich harmlos in Schönheit spielt und wähnt, in dumpfer,

Digitized by Google

kinderhafter Seligkeit, alles Dasein sei nur solch ein goldener Traum; wie dann ein furchtbares Schicksal ihn aufrüttelt, daß er der Wirklichkeit in das grausige Antlitz starren muß; wie er dann ein gequälter Ersehner und dann ein in Ueberwinderklarheit seliger Schauender wird.

Und diese Königsgestalt gewann zum Hintergrunde ein buntfarbiges Bild des Menschendaseins überhaupt, das der Dichter in rührenden Lebenssymbolen voll hoher Poesie zu uns reden läßt.

Der erste Akt führt uns in das lieblich naturgebundene, urgesunde, in sich dauerhaft gegründete Dasein des Landmannes, das wir in vier Generationen vor uns schauen. Wir sehen es wirken und träumen, in reiner Thätigkeit schaffen, heimlich lieben, den tiefen Räthseln nachsinnen und zu den Forderungen der rauhen Zeit thatkräftig Stellung nehmen. Der Städter erscheint und trägt den Ruf von des Volkes Sehnsucht nach Freiheit in das stille Glück, um Theilnahme am Aufruhr werbend. Aber die Bauern holen aus ihrer Naturgebundenheit klares, unbeirrtes Werthmaß der Dinge und ihre Antwort ist, daß sie sogleich rüsten, dem gefährdeten König zu Hilfe zu eilen.

Der zweite Akt zeigt uns im blühenden Garten den noch ahnungslosen jungen König in seinem gedankenlosen Spiel bei Liebe und Schönheit. Das ernsteste, das er kennen lernt, ist ein tödtlicher Kampf in der Thierwelt, den er mit höchster Theilnahme verfolgt. Von den viel ernsteren Kämpfen, die das Menschendasein birgt, auch ihm noch birgt, weiß er noch nichts. Bis an die Thore seines Schlosses die harten Aexte und Hämmer seines aufrührerischen Volkes schlagen.

Der dritte Akt zeigt den wogenden Aufruhr: das Volk in seinem wilden, ziellosen, planlosen Verlangen nach Freiheit, so gerecht in seiner Unzufriedenheit und Sehnsucht, so dumpf, so unfähig, sich selbst zu helfen, so blind wüthend. Und in ihre Gewalt gegeben der junge König, der als Bettler entfliehen wollte und, nachdem sie ihm die Lumpen abgerissen, in seinen Prunkkleidern mit der goldnen Harfe vor ihnen steht; und *sehen* lernen muß: „O Zerrbild eines Volks . . . Schlagt mich an's Kreuz, ihr Henker! . . . Ihr gierigen Augen! . . .“ Und während die Einen drohen, und die Andern, spottend halb und halb mit Wehmuth, von ihm verlangen, daß er einen Königstraum erzählen oder die Harfe schlagen solle, klagen ihm wieder Andere bitter ihres Lebens Noth, sodaß er es nun erschauen muß, das grausige Räthsel des Menschendaseins voll Unvollkommenheit, Kampf und Noth — dann kommt unerwartet das Landvolk und befreit ihn.

Im vierten Akt ist der König wieder Herr. Aber die Freude starb im Palast. Denn der königliche Jüngling, der einmal aus dem eisigen Abgrunde der Menschennoth und des Menschenhasses eisige Krallen sich emporstrecken sah, kann sich nicht wieder erholen. Ein Grauengespenst erscheint ihm die Menschheit, und doch empfindet er das Mißtrauen, den Haß, die ihn innerlich erstarrt haben, wie etwas ihm ganz Fremdes,

Digitized by Google

Unzugehöriges, wie eine schwere Krankheit, die er überwinden müßte. Sein Wesen war nur Liebe; jene leichte, frohe, gedankenlose Menschenliebe ist für immer dahin, und eine andere, tiefere fand er noch nicht, und findet den Weg nicht dazu. Er soll die Aufrührer zum Tode verurtheilen, aber wie kann er das! Wer war denn Schuld? Was fühlte denn sein Volk von ihm?

„Sie fühlten nur den harten, unbarmherzigen,
„Den Willen fühlten sie. Sie dachten darum:
„Der Wille nur? — nun gut, so woll'n wir auch —
„Der jenes und ich dieses! —"

Und er läßt sie frei. Aber ob in den Harten, Trotzigen da der Funke Demuth aufglüht, — ob über das Volk, als die Aufrührer in Freiheit schreiten, fast ein Zittern kommt der Ehrfurcht vor diesem König, in ihm wird das Gefühl, wie haltlos und unsicher, wie fremd er in sich selbst ward, nur um so schmerzlicher:

„Ein weites Wasser rings! Ein schmaler Steg!
Ihr Herren, reicht die Hand, daß *ich* mich finde!
Ich sehe Wirbel nur! Daß *ich* nicht falle!
Reicht mir die Hand, ihr Brüder! gebt *mir* Freiheit!"

Der fünfte Akt führt uns an einsamen Meeresstand und läßt in wundervollen Versen einer Fischerfamilie einförmig bewegtes inneres Leben vor uns laut werden: jetzt mächtig geschwellt durch eine große Hoffnung, „einen Traum", wie die Alten sorgenvoll sagen. Die Jungen haben ein neues Fahrzeug gebaut, mit dem wollen sie die Meerfahrt wagen, um den jungen König zu suchen — der vor Jahren, so erzählt die Sage, aus seinen Schlössern in die Fremde gezogen, um Frieden mit sich selbst und den Menschen in tiefen Einsamkeiten zu erringen. Die goldene Harfe ließ er zurück; die liegt still im hochgewölbten Raum. Aber alle warten heimlich des alten Königswunders, daß die Harfe töne. Noch niemals hat die Harfe getönt. Ungeweihten Händen bleibt sie stumm. Auch unter des Königs Händen war sie noch nie erklungen. Jetzt aber ist vor dem sehnsüchtigen Auge des Volkes die Gestalt des Königs als eines Solchen aufgestiegen, der noch wiederkehren muß und das Wunder vollbringen. Denn nur ein „Königswesen also träumend, wird der Seele Leben, die im Toten schläft, erwecken." Sie haben jetzt seine thatlose Art verstehen, sich nach ihr sehnen gelernt. Seit er fort ist, ist die Harfe *Glückes* stumm im Volke. „Der Klang gebricht, nur arme Nothdurft herrscht und nichts von Glück."

„Drum alles jetzt nach jenem Spender hungert,
Der uns den Tisch nicht deckt, der ihn auch kränzt!"

Aber viel Boten sind ausgesandt, den König zu suchen, und kein einziger je ist heimgekommen, Auskunft zu bringen, und nun will es der junge Fischer mit seinem Weibe wieder wagen — „nun kommt die Ein-

Digitized by Google

samkeit," klagen die Alten. Aber während der junge Fischer noch vor sich hin singt:

„Ewige Sehnsucht
Ist meines Lebens Gut.
Salzhauch das Segel bauscht,
Gischt sprüht die Wasserfluth —"

erscheint auf den Klippen ein Einsiedler, der mit scheuem Entzücken erlauscht, daß er hier zu Menschen kommt. Er hat solange keines Menschen Stimme mehr gehört, nur der Wellen und der Stürme Laute —

„Die wie ein urgeborenes Schlaflied tönen
In alle Leidensgründe, alle Wünsche,
Daß sie verstummten, daß in große Ruhe
Die Seele einsank und sich selbst vergaß. —

Mit Entzücken nimmt er nun Menschen wahr, fühlt Hunger nach ihren Lauten, Hunger nach den Augen, die von ferne grüßen:

„. . . O Gott, wie lieb ich euch!
Wie sanft klingt eurer Stimme winz'ger Laut!
Wie leuchtet euer Auge! — Gütiger Himmel,
Ich fühle eure Hand — so weich! so weich!

Er entdeckt sich den Menschen neu. Nur die große Natur redete ihm mit Unendlichkeitslauten. Auch den Menschen entdeckt er sich als ein Stück Natur — aber wie wundersam, wie rührend, wie heilig!

„O mein Gott, sprich mir doch! Nur schon der Laut
Der weichen Menschenstimme macht mich beben."

Mit Staunen sehen die Fischer den Seltsamen — „ein Hoheitsvoller, und noch gar ein junger," — der, von Erschütterung übermannt, ins Weite blickt, „als wenn er seiner Heimath Zinnen sähe und wiederkehrte, ein verlorener Sohn." Und wie der junge Fischer, der den König suchen will, den hoheitsvollen Fremden anschaut, da kommt ihm ein erschütterndes, seliges Ahnen, und wie Jener aufjubelt: „ . . . O laß mich einmal voll das höchste Glück empfinden!" „„Welches Glück"", fragt der Alte —

„Das Glück des Andern!
O, laß mich's fühlen, daß ich unter Menschen —
Nur selber Erdenthum und Sehnsucht bin
Und daß mir rings ein heller Widerhall
Aus vieler Seelen Brudergrund begegnet" —

da beginnt in den Lüften ein wundersames Klingen, das räthselhaft zunimmt und zunimmt. Von den Höhen klingt's hernieder, als wenn es weit aus allen Landen käme: die Harfe tönt! „Die Harfe klingt hernieder, als wenn es eines Gottes Tröstung wäre, die jubelnd käme." Und indem nun die Fischer auf den Gottverklärten schauen, wird es ihnen zur seligen Gewißheit: „Es ist der König!"

Digitized by Google

Und er? Der in Wogen und Stürmen, tief versunken im grenzenlosen Gottes-Machtkreis lebte und sich das Menschendasein neu als ein seliges Wunder entdeckte — was wird er nun thun? — Das Stück ist aus, das sagt nichts mehr davon. — Aber wir wissen es schon: Im Glück des Andern wird er glücklich sein. Zwar ein Thatmensch wird er nun wohl nicht mehr werden, er hat nie im Leben etwas gethan! — Seines Lebens Kerze ruht ja im Harfenschrein: ein Dichter muß er sein. Der mit Leiden ein Schauender ward, mit seiner Harfe Wunderlied wird er es nun „in die Seelen schreiben", das heilige Schauen von des Lebens Tiefen, „das Noth und Tod heilt" und „die Wangen röthet".

Ist er doch, „nachdem er alle Tiefen hier gesehen", „ein Klang geworden" in Gottes Schöpfer-Harmonie!

Carl Hauptmann hat zwei Dramen geschrieben: „Waldleute" und „Ephraims Breite". Die „Bergschmiede" und „Des Königs Harfe" sind keine Dramen. Aber wundervolle Bühnenspiele sind sie, Bühnenbilder von des Lebens Räthselspiel. Und nur in der Bühnendarstellung wird sich die darin wohnende tiefe Poesie ganz entfalten.

Ich weiß es wohl, wo diese Stücke hingehören: in stillem, heiligem Thale, ein edler Bau, halb Tempel, halb Festspielhaus, und eine Menschheit, die in ihre Tiefe lauschen lernte und sie sich vom Dichter deuten lassen will, zum Feste wallend — Wenn einst unsere Religion und unsere Kunst sich wieder zusammengefunden haben werden, dann wird die Zeit für solche tiefen, tiefen poesievollen Spiele, die von allen Lebensgeheimnissen klingen, gekommen sein.

Bis dahin wünschte ich, die Direktion des „Kleinen" und „Neuen Theaters" versuchte es einmal. Carl Hauptmann ist poesievoller als der Dichter des „Nachtasyl" und ebenso gesund und wahrhaftig. Er ist so poesievoll wie Hoffmannsthal; seine Psychologie ist differenzirter als jedes Dekadenten; aber seine Kunst ist ganz reines, quellenhaft junges, frühlingssicheres Werden!

Gertrud Prellwitz.

Philosophie.

Wilhelm Wundt: Naturwissenschaft und Psychologie. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1903.

Unter den Vertretern der empirischen Psychologie ist Wilhelm Wundt gegenwärtig der angesehenste und bekannteste. Er schaut auf eine reiche und erfolgreiche Thätigkeit zurück als Forscher, als Lehrer und als wissenschaftlicher Schriftsteller. Zwar nicht alle Mitarbeiter auf diesem Gebiet sind seine Anhänger, nicht wenige sogar seine Gegner; aber will man von der Richtung, welche gegenwärtig die philosophischen Lehrstühle beherrscht.

Digitized by Google

die typischste Persönlichkeit nennen, so wird man seinen Namen angeben müssen. Wundt ist der verdienstvolle Altmeister der psychologischen Forschung.

Einem so hervorragenden Manne gegenüber hat die zeitgenössische Kritik einen schweren Stand; sie geräth sehr leicht auf den Standpunkt entweder blinder Zustimmung oder radikaler Negation, und eine solche Kritik hat nur geringe Bedeutung. Wirklichen Werth hat sie nur dann, wenn sie das Bleibende von dem Temporären zu sondern weiß, wenn sie jenem zu gedeihlicher Fortentwicklung verhilft, dieses aber sobald als möglich abzustreifen wirksam ist. Erweist es sich aber als nöthig, eine geschichtliche Erscheinung als Ganzes zu bekämpfen, so sollten wir es von dem Genius der deutschen Kritik, von Gotthold Ephraim Lessing gelernt haben, daß man den Gegner da packen soll, wo er am stärksten ist; und wenn von Hegel nichts bleibend ist, so ist es doch die fundamentale Einsicht, daß keine in die Erscheinung getretene Wirklichkeit bloß negativ ist, sondern daß ihr doch noch immer auch ein positiver, bildungsfähiger Kern inne wohnt. Je einflußreicher nun eine Leistung oder eine Thätigkeit ist, desto strenger und wesenhafter muß auch die Kritik sein; sie hat ihren Maßstab an dem Gegenstande, auf den sie gerichtet ist. Ein Forscher aber von der Bedeutung Wundts darf das Recht für sich in Anspruch nehmen, daß eine jede seiner Arbeiten der schärfsten sachlichen Prüfung unterzogen werde; ja, er müßte es als eine Herabsetzung betrachten, wollte man, nur um des Ansehens seiner Person willen, ein milderes Verfahren einschlagen.

Unter diesem Gesichtspunkt soll daher die Sonderausgabe der Schlußbetrachtungen zur fünften Auflage der physiologischen Psychologie „Naturwissenschaft und Psychologie" beurtheilt werden, und besonders soll dabei in Betracht gezogen werden, was von der gerade durch Wundt vertretenen Ansicht zu halten ist, daß die Psychologie die Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften sei. Es handelt sich bei der Beantwortung dieser Frage um nichts Geringeres als darum, ob die leitende Stellung, welche die empirische Psychologie gegenwärtig im wissenschaftlichen Betriebe für sich in Anspruch genommen hat, berechtigt oder nur vorübergehend usurpirt und dann von Grund auf zu bekämpfen ist. Diese Erörterung soll also hier einmal sozusagen induktiv, an der Hand der vorliegenden Schrift Wundts vorgenommen werden und zwar nach dem Grundsatz: amicus Plato, magis amica veritas.

Es wird hierbei vorweg bemerkt, daß die Bedeutung der Forschung Wundts, soweit sie sich streng auf das Gebiet der physiologischen Psychologie beschränkt, als zugestanden vorausgesetzt wird, was auch für Einwände im Einzelnen gegen seine Ergebnisse gemacht werden. Sollte es sich also auch herausstellen, daß die daraus abgeleitete Konstitution der Wissenschaft überhaupt sich als hinfällig erweist, so würde damit nur gesagt sein, daß diese weitere Darlegung zwar des strengen Charakters echter Philosophie entbehrt, daß aber damit der bewunderungswürdige Scharfsinn in der Ermittlung des empirischen

Digitized by Google

Thatsachenmaterials nicht die mindeste Herabsetzung erleidet. Daß man Bücher über philosophische Disziplinen schreibt, beweist an und für sich noch nicht, daß man auch in Wahrheit Philosoph ist; denn dazu gehört, daß man das Wesen und die Methode dieser Wissenschaft wirklich erfaßt hat. Man kann sehr wohl ein bedeutender Empiriker sein und kann sich dennoch, sobald man sich auf philosophisches Gebiet begiebt, gründlich verirren. Daß es umgekehrt auch dem Philosophen so ergehen kann, wenn er seine Grenzen überschreitet, dürfte noch allgemeiner zugestanden sein. Für beide Forschungsarten gilt eben der strenge Grundsatz, wie ihn Kant formulirt hat: „es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen in einander laufen läßt."

Wundt giebt an, daß sich ihm bei der Neuauflage seiner Grundzüge der physiologischen Psychologie das Bedürfniß nach einer zusammenfassenden Erörterung der Prinzipien herausgestellt hätte, die sich bei der Untersuchung des Einzelnen als die leitenden Gesichtspunkte für die Beurtheilung der psychischen Zusammenhänge ergeben hatten; und so seien die beiden Haupttheile dieser Schlußbetrachtungen entstanden, von denen sich der eine mit den naturwissenschaftlichen Vorbegriffen, der andere mit den Prinzipien der Psychologie beschäftigt. — Schon diese Ankündigung mag zwar von derjenigen Forschungsrichtung, welche die empirische Psychologie für die Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften ausgiebt, als unbeanstandet, ja als natürlich hingenommen werden, aber vom Standpunkte des philosophischen Denkens aus muß sie sofort das stärkste Bedenken erregen. Denn was sind Prinzipien, die sich bei der Untersuchung des Einzelnen (!) ergeben und zwar ergeben für die Beurtheilung der psychischen Zusammenhänge? Es hört hierbei geradezu alles Verständniß auf über das, was ein Prinzip ist, oder die Sache ist so unklar ausgedrückt, daß man schon hier wegen der philosophischen Natur der weiteren Ausführungen in die höchste Besorgniß gerathen muß. Es mag sein, daß über die Ableitung der Prinzipien keine volle Einigkeit herrscht, aber darüber, was ein Prinzip ist, besteht nur unter denjenigen Ungewißheit, die sich für Philosophen ausgeben, ohne es zu sein. Wer nicht weiß, daß „Prinzipien" die obersten aus der Bedingung der reinen Denkfunktion abgeleiteten Grundsätze sind, wie die „Axiome" ebensolche aus der reinen Anschauungsfunktion sich ergebende Grundsätze sind, der sollte diese Termini lieber überhaupt nicht gebrauchen, weil er sonst nur die größte Verwirrung anstiftet. Jedenfalls sind Prinzipien, die sich bei „der Untersuchung des Einzelnen" ergeben, etwas so Unerhörtes, daß sie aller vorangehenden Logik ins Gesicht schlagen.

Aber, wenn ich Wundt richtig verstehe, meint er auch etwas Anderes, als es nach diesen vorangeschickten kurzen Worten den Anschein hat. Zwar ist man bei diesem Forscher, wie namentlich in seinem System der Philosophie, nie ganz sicher, welche Ansicht er denn letzthin vertritt, aber in dem vorliegenden Fall scheint er doch folgendermaßen zu argumentiren:

Digitized by Google

1. es hat sich an der Hand der naturwissenschaftlichen Untersuchung ein gewisses logisches Verfahren herausgebildet; 2. diese Grundlagen müssen wir für sich nehmen und auf die psychologische Einzeluntersuchung anwenden, dann werden wir so die Prinzipien für die Beurtheilung der psychischen Zusammenhänge finden. Daß dies in der That die Annahme Wundts sei, dazu muß man kommen, sobald man sieht, daß die beiden Hauptabschnitte der vorliegenden Abhandlung die Titel führen: I. naturwissenschaftliche Vorbegriffe der Psychologie; II. Prinzipien der Psychologie. Also hier sollen Prinzipien — oberste, nicht weiter ableitbare Grundsätze — aufgestellt werden, welche trotzdem „Vorbegriffe" haben, und noch dazu Vorbegriffe in einer der Psychologie nebengeordneten, wenn nicht gar der psychischen Gesamterfahrung eingeordneten Wissenschaft, nämlich der Naturwissenschaft. Das wäre nur verständlich, wenn damit gesagt sein sollte, daß die Prinzipien der Psychologie nur relative, auf ein spezifisches Gebiet angewandte Prinzipien der allgemeinen Naturwissenschaft sein sollen: aber diese Annahme wird doch wieder dadurch unmöglich gemacht, daß die Psychologie neben der Naturwissenschaft überhaupt ein eigenes Forschungsgebiet hat. Was Wundt eigentlich will, wird vielleicht durchsichtiger, wenn ich hier eine Stelle aus seinem Grundriß der Psychologie (3. Aufl. S. 22) anführe, wo es heißt: „Da die Psychologie nicht spezifische Erfahrungsinhalte, sondern die allgemeine Erfahrung in ihrer unmittelbaren Beschaffenheit zu ihrem Gegenstande hat, so kann sie sich auch keiner anderen Methoden bedienen als solcher, wie sie von den Erfahrungswissenschaften überhaupt zur Feststellung von Thatsachen sowie zur Analyse und kausalen Verknüpfung derselben angewandt werden. Insbesondere kann der Umstand, daß die Naturwissenschaft von dem Subjekt abstrahirt, während die Psychologie dies nicht thut, zwar Modifikationen in der Anwendungsweise, nicht aber solche in der wesentlichen Beschaffenheit der von beiden angewandten Methoden begründen." Hieraus scheint so viel hervorzugehen, daß die Psychologie eine den naturwissenschaftlichen Erfahrungsdisziplinen koordinirte empirische Wissenschaft ist und als solche dieselben Untersuchungsmethoden hat, wie sie in jenen angewandt werden und ihr als der jüngeren Schwester zum Vorbild dienen können. Das ließe sich in der That hören, wenn hier nicht heimlich eine logische Verschiebung einträte, deren sich der empirische Psychologe gar nicht bewußt wird. Indem hier nämlich die Psychologie zu den „Erfahrungswissenschaften überhaupt" gerechnet wird, muß der Logiker annehmen, daß diesem ganzen Inbegriff von Erfahrungsdisziplinen ihrem Umfange nach ein und dieselbe gemeinsame Erfahrung zu Grunde liege, so daß alle einzelnen Erfahrungswissenschaften nun spezifische, jenem einheitlichen Erfahrungsganzen untergeordnete, sich selbst aber nebengeordnete Arten seien. Ist dies bei Wundt der Fall? Keineswegs. Denn nach ihm hat es die Naturwissenschaft mit der mittelbaren, die Psychologie mit der unmittelbaren Erfahrung zu thun. Welches aber ist die Erfahrung überhaupt, aus der sich die unmittelbare und mittelbare Erfahrung

Digitized by Google

erst differenzirt? Davon erfahren wir bei Wundt nichts; und dies ist bei dem Empiriker verständlich, denn diese zu Grunde liegende Erfahrungsidentität ist eben nicht mehr sinnlich und der Empirie zugänglich, weil alle Einheit nicht durch die sinnliche Wahrnehmung, sondern nur durch das Denken ergriffen werden kann. Wundt spricht daher sehr bezeichnend nicht von der „Erfahrung überhaupt", sondern von den „Erfahrungswissenschaften überhaupt" und er theilt diese ein, ohne den übergeordneten Erfahrungsbegriff festgestellt zu haben. Wir hören auf keine Weise, welches denn diese allgemeine Erfahrung sei, die ihrem Wesen nach doch mittelbar und unmittelbar zugleich sein müßte. Diese logische Unterlassungssünde rächt sich aber bald in den weiteren Ausführungen. Wundt will uns glauben machen, daß das Gebiet der unmittelbaren Erfahrung nach derselben, nur etwas modifizirten Methode der mittelbaren Erfahrungsuntersuchung durchforscht werden müsse. Wieso? Entweder ist mittelbar und unmittelbar kein Grund wissenschaftlicher Differenzirung, und dann ist die Psychologie nur eine besondere Disziplin der Naturwissenschaft, oder aber er ist es, und dann muß die Psychologie auch eine von der Naturwissenschaft gesonderte Methode haben. Bei Wundt aber wird alles vermengt: die Psychologie ist einerseits eine der Naturwissenschaft selbständig zur Seite stehende Wissensart und sie hat doch andererseits keine eigene Methode, nur eine etwas modifizirte. Wir werden eben wieder daran erinnert, daß wir es mit einem Empiriker und Psychologen, aber nicht mit einem Logiker und Philosophen zu thun haben. Denn der Letztere müßte sich sagen: giebt es, wie es die Thatsachen darthun, eine mittelbare und eine unmittelbare Erfahrung, so muß es auch eine Erfahrung überhaupt geben, in der jene beiden Gegensätze noch in ihrer höheren Einheit begriffen sind; will man daher Erfahrungswissenschaft begründen, so muß man zunächst die Konstitution jener allgemeinen Erfahrungseinheit ermitteln, um diejenigen Erkenntnisse festzustellen, welche nothwendig und allgemeingiltig allen aus jener Einheit heraustretenden Differenzirungen zu Grunde liegen; daraus folgt dann ferner, daß die Methoden dieser differenzierten Erfahrungsarten nicht gegenseitig von einander, also nicht die der Psychologie aus derjenigen der mittelbaren Erfahrungswissenschaft' oder der Naturwissenschaft hergeleitet werden könne, sondern vielmehr aus der Methode der ihnen gemeinsam übergeordneten Erfahrungswissenschaft überhaupt oder der Erkenntnißtheorie. Indem aber Wundt und mit ihm die heutige empirische Psychologie insgesamt die naturwissenschaftliche Methode schlechthin zum Vorbilde nimmt, tritt eben der Zustand ein, den Kant „nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften" nennt.

Wie weit diese Verwirrung geht, mag folgendes Beispiel deutlich machen. In seinem „Grundriß" sagt Wundt: „Da die Psychologie die beiden fundamentalen Bedingungen, die dem theoretischen Erkennen wie dem praktischen Handeln zu Grunde liegen, die subjektiven und die objektiven gleichmäßig berücksichtigt und in ihrem Wechselverhältniß zu bestimmen

Digitized by Google

sucht, so ist sie unter allen empirischen Disziplinen diejenige, deren Ergebnisse zunächst der Untersuchung der allgemeinen Probleme der Erkenntnißtheorie wie der Ethik, der beiden grundlegenden Gebiete der Philosophie, zu Statten kommen. Wie die Psychologie gegenüber der Naturwissenschaft die ergänzende, gegenüber der Geisteswissenschaft die grundlegende, so ist sie daher gegenüber der Philosophie die vorbereitende empirische Wissenschaft." Es ist hiermit also auf das Bündigste ausgesprochen, daß die empirische Psychologie die grundlegende Voraussetzung der erkenntnißtheoretischen Logik (denn das ist die Erkenntnißtheorie), ja die Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaften überhaupt ist. Sieht man sich aber diese angebliche, dogmatisch zur. Grundwissenschaft bestimmte Psychologie nach der vorliegenden Abhandlung genauer an, so glaubt man seinen Augen kaum zu trauen, wenn den Prinzipien dieser sogenannten Fundamentalwissenschaft selbst wieder erst eine Stütze in dem Abschnitt „naturwissenschaftliche Vorbegriffe der Psychologie" gegeben ist, dessen erster Untertheil lautet: logische Grundlagen der Naturwissenschaft. Es spielt sich also vor unseren Blicken folgendes interessante Vexirspiel ab: 1. die Psychologie ist die Grundwissenschaft der erkenntnißtheoretischen Logik; 2. die Psychologie als die unmittelbare Erfahrungswissenschaft übernimmt, obwohl sie selbst Grundwissenschaft ist, Vorbegriffe von der mittelbaren Erfahrungswissenschaft oder Naturwissenschaft; 3. diese mittelbare Erfahrungswissenschaft hat aber selbst logische Grundlagen zu ihrer Voraussetzung. Und so kommt denn das Kunststück zu Stande, daß die logischen Prinzipien Produkt und Grundlage der psychologischen Erkenntnis zugleich sind, oder anders ausgedrückt: die Psychologie ist die Grundwissenschaft und sie ist nicht die Grundwissenschaft.

Noch schlimmer ist es, wenn wir die Ausführungen selbst prüfen. Da steht denn am Anfang der Abhandlung der kühne Satz: „alle Wissenschaft besteht schließlich in der logischen Verknüpfung gegebener Erfahrungsinhalte." Dieser Satz wird als allgemein zugestanden angenommen, denn, fährt Wundt fort: „So verschieden auch die Wege sein mögen, die man zu diesem Zweck einschlägt, und so weit die Anschauungen darüber auseinandergehen, ob und inwiefern ein solches Unternehmen Voraussetzungen fordert, die selbst außerhalb der Erfahrung liegen, über jene allgemeine Definition der wissenschaftlichen Aufgabe selbst herrscht kaum ein Zwiespalt der Meinungen". Dem gegenüber muß denn doch behauptet werden, daß mit dieser Definition alle echte Philosophie im Zwiespalt ist. Wo in aller Welt hat denn die Wissenschaft jemals Erfahrungsinhalte verknüpft? Was sie verknüpft und allein logisch verknüpfen kann, sind Vorstellungen, Begriffe und Gedanken, — aber Erfahrungsinhalte, Komplexe der sinnlichen Wahrnehmung, wie können die anders verknüpft werden, als wiederum nur vermittelst sinnlicher Prozesse? Als Kepler die Gesetze der planetarischen Bewegung zur Erkenntniß brachte, hat er da Erfahrungsinhalte verknüpft? Nein, er hat Erfahrungsinhalte auf Begriffe gebracht

Digitized by Google

und aus der nothwendigen Beziehung dieser Begriffe die allgemeine Regel bestimmt! Aber vielleicht meint das Wundt, wenn er sagt: „logisch verknüpfen“. Gut! aber dann hätte er eben nicht von Erfahrungsinhalten sprechen sollen, die als solche nicht Gegenstand der logischen Verknüpfung sind. Und selbst, wenn er damit Erfahrungsbegriffe meint, so ist auch dabei zu bemerken, daß diese im Unterschied von den reinen Begriffen zwar an der Hand der Erfahrung entwickelte Begriffe sind, aber trotzdem keine Erfahrungsinhalte mehr, sondern Denkgebilde darstellen. Und wo bleiben nun gar diejenigen Wissenschaften, die beispielsweise von dem reinen Begriff der Freiheit ausgehen, wie die Wissenschaft von den Prinzipien des Staates, des Rechts, der Religion! Ist Freiheit etwa ein Erfahrungsinhalt? Nein! vielmehr das gerade Gegentheil davon. Denn Freiheit bedeutet eben im wissenschaftlichen Verstande den reinen, allgemeinen, allein durch sich selbst bestimmten Willen, wie er unabhängig von allen besonderen Erfahrungsinhalten das Wesen des Ichs ausmacht; und gerade mit ihm haben es jene Prinzipienwissenschaften zu thun. Ob es daher der „empirischen“ Forschung genügt, zu sagen: „alle Wissenschaft besteht schließlich in der logischen Verknüpfung gegebener Erfahrungsinhalte“, will ich nicht weiter untersuchen, aber das behaupte ich, daß jene Definition für die von der Philosophie an die Wissenschaft zu stellende Forderung durchaus unzureichend ist.

Und nun heißt es weiter: „die allgemeine Forderung, einen gegebenen Inhalt nach Gründen und Folgen zu ordnen, bezeichnen wir als das Prinzip des Erkenntnißgrundes. In diesem Sinne aufgefaßt, ist das Prinzip des Erkenntnißgrundes offenbar nur ein anderer Ausdruck für die oben gegebene allgemeine Definition der Wissenschaft, wonach diese in der logischen Verknüpfung der Erfahrungsinhalte bestehen soll.“ Wie? Ist eine Forderung ein Prinzip? Ist Postulat und Prinzip für Wundt dasselbe? Und nun, wenn es so ist! — Prinzip, Grundsatz des Erkenntnißgrundes: was heißt das? Unter einem Prinzip versteht man doch sonst einen Grundsatz, der die Gründe anderer Erkenntnisse in sich befaßt, selbst aber von keiner höheren Erkenntniß mehr abgeleitet werden kann. Lasse ich das gelten, so weiß ich überhaupt nicht mehr, was das bedeuten soll Grundsatz des Erkenntnißgrundes! Oder soll etwa das Postulat: einen (!) gegebenen Inhalt nach Gründen und Folgen zu ordnen (!), den Erkenntnißgrund aller wissenschaftlichen Forschung als Grundsatz ausdrücken? Was aber ist dieser Erkenntnißgrund? Doch nicht gar der Grund, daß ich einen gegebenen Inhalt nach Gründen und Folgen ordnen soll! Ich kann nur offen bekennen, daß diese Sprache der Empirie alle bisherige Schulung des philosophischen Denkens völlig aufhebt.

Wie aber steht es mit der Psychologie selber als Wissenschaft? Auch dies soll an einem fundamentalen Punkte beleuchtet werden. In der vorliegenden Abhandlung heißt es Seite 96: „Ist die Aufgabe der Naturwissenschaft unzweideutig dahin zu bestimmen, daß sie den gesammten In-

Digitized by Google

halt der Erfahrung umfaßt, aber unter Abstraktion von allen den Elementen, die dem wahrnehmenden Subjekt als solchem angehören, so ergiebt sich nun daraus ohne Weiteres auch die Aufgabe der Psychologie als diejenige, die eben jene Bestandtheile, die für die naturwissenschaftliche Abstraktion hinwegfallen und nothwendig hinwegfallen müssen, zu ihrem eigensten Gegenstande hat. Die Psychologie hat es demnach nicht mit einer anderen Welt oder mit einem anderen Substrat zu thun als die Naturwissenschaft, sondern ihren Inhalt bildet wiederum die ganze, ungetheilte Welt der Erfahrung. Aber es ist die Erfahrung als die von dem wahrnehmenden Subjekt selbst erlebte, in ihrer ganzen Unmittelbarkeit." Wenn wir nun von der Inkorrektheit absehen, daß die Naturwissenschaft den ganzen Inhalt der Erfahrung umfassen soll, statt daß es heißen müßte: die Gesetzmäßigkeit dieses Inhaltes, so kann doch die aufgestellte Erklärung im Wesentlichen als zutreffend erachtet werden. Dann aber ist die Psychologie keine Wissenschaft. Denn eben die Unmittelbarkeit bildet den ausgesprochenen Gegensatz zur Wissenschaftlichkeit. Alle Wissenschaft ist mittelbare Erkenntniß. Das eben ist die oft verkannte Thatsache, daß sich Erfahrung und Wissenschaft verhalten wie unmittelbare und mittelbare Gewißheit. Was aber die unmittelbare Gewißheit zur mittelbaren erhebt, das ist das Denken, und darum ist die Wissenschaft vom Denken und nicht von der Empirie aus zu bestimmen. Erst durch das mittelbare Denken wird alle Erfahrung, die äußere wie innere, ihrer Subjektivität enthoben und objektiv gestaltet. Denken ist ja nichts Anderes, als die unmittelbare, subjektive Erfahrung zu einem durch Gründe vermittelten Erkennen zu erheben und so objektiv zu machen.

Es ist der grobe, aber unausrottbare Irrthum der Empiriker, daß sie meinen, die Naturwissenschaft habe es von Anfang an mit der mittelbaren Erfahrung zu thun, während die Psychologie auf das Gebiet der unmittelbaren Erfahrung verwiesen sei. Dem gegenüber muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß alle Erfahrung als solche unmittelbar ist, gleichgültig, ob sie die äußere Beziehung der inhaltlichen Erfahrungsbestimmungen auf einander selbst oder die innere auf das Ich darstellt; insofern ist alle Erfahrung als unmittelbare zunächst psychologisch d. h. bloß subjektive Bewußtseinsthatsache und sie unterscheidet sich nur nach ihrer zwiefachen Beziehungsart als nach außen und nach innen gerichtete. Aus dieser subjektiven Gewißheit befreit sich aber das wissenschaftliche Erkennen durch das vermittelnde Denken, und zwar wird die Naturwissenschaft als die der äußeren Erfahrung des Subjektes enthobene objektive Naturerkenntniß und die Geisteswissenschaft als die der inneren Erfahrung entrückte allgemeine Vernunfterkenntniß. Jene legt sich dar in den Prinzipien und Gesetzen des objektiven Daseinszusammenhanges, diese in den Prinzipien und Gesetzen der in Staat, Recht, Religion u. s. w. objektiv gewordenen Vernunft des freien Ichs. Daraus folgt, daß nicht die Naturwissenschaft und die Psychologie als Erfahrungs-

Digitized by Google

wissenschaften koordinirt sind, denn alle Wissenschaft ist Begriffs- und nicht Erfahrungswissenschaft, sondern die Natur- und die Geisteswissenschaften machen den Bereich des Wissenschaftsgebietes aus, jene als die Erkenntniß des äußeren Daseinszusammenhanges, diese als die Erkenniß des inneren. Die Psychologie aber steht als das Gebiet des unmittelbaren oder erfahrungsmäßigen Wissens sowohl der Naturwissenschaft als der Geisteswissenschaft gemeinsam als Nochnicht-Wissenschaft oder Unwissenschaft gegenüber. Erhebt sich das psychologische Wissen zur Wissenschaft, so muß es entweder in die Natur- oder aber in die Geisteswissenschaft einmünden; eine selbständige Wissenschaft aber vermag das Bereich der unmittelbaren Erfahrung nicht zu erzeugen. Die Psychologie ist Anfang und Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Erkenntniß, aber nicht ihr Grund. Daß die Empiriker dies verwechseln, ist die Ursache aller Verwirrung, in welche die wissenschaftliche Forschung gegenwärtig gerathen ist.

Daraus ergiebt sich denn auch, was davon zu halten ist, wenn die Empirie den Versuch macht, die Psychologie als die Grundwissenschaft aller Geisteswissenschaft hinzustellen. Die empirische Psychologie ist nicht nur nicht Grundwissenschaft, sondern als solche überhaupt keine Wissenschaft: sie ist und bleibt ein unmittelbares, subjektives Erfahrungswissen. Kant wußte also sehr wohl, was er sagte, wenn er die Behauptung aussprach, daß die empirische Seelenlehre jederzeit von dem Range einer eigentlichen so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben müsse. Denn „eigentliche Wissenschaft kann nur diejenige genannt werden, deren Gewißheit, apodiktisch ist; Erkenntniß, die bloß empirische Gewißheit enthalten kann, ist ein nur uneigentlich sogenanntes Wissen". Und die Psychologie enthält nur empirische, d. h. subjektive Gewißheit.

Es ist ein bedenkliches Zeichen für das geistige Leben der Gegenwart, daß die empirische Psychologie gegenwärtig eine so dominirende Rolle zu spielen vermag und alles ernsthafte philosophische Denken fast erstickt hat. Und nicht bloß die Philosophie leidet darunter, sondern nicht minder die Pädagogik, die Rechts-, Staats- und Gesellschaftslehre, wie auch die Religionsphilosophie ist der vernichtenden Herrschaft jener angeblichen Fundamentalwissenschaft verfallen. An die Stelle der Erkenntniß des Wesens der Gegenstände ist das unmittelbare und oberflächliche empirische Wissen getreten, und wo wir auch hinsehen, gewahren wir nur ein unsicheres Umhertasten und prinzipienloses Experimentiren, wie es sich am deutlichsten im höheren Unterrichtswesen zeigt. Was aber daran schuld ist, das ist nicht an sich die gründlichere Behandlung der psychologischen Analyse und die Vermehrung der Einsicht in das psychologische Thatsachengebiet, denn, sofern sich diese Bestrebungen innerhalb ihrer Grenzen halten, sind sie wohl als ein Fortschritt des empirischen Wissens zu begrüßen; vielmehr das ist das Verderbliche, daß sich dieser Empirismus als solcher als Wissenschaft aufspielt, ja die Behauptung wagt, Wissenschaft sei nur Empirie. Nicht also die Psychologie an sich, sondern diese Doktrin der Psychologie, der

Digitized by Google

Psychologismus, ist es, der den Geist echt wissenschaftlichen Denkens immer mehr einschnürt und alles Erkennen letzthin auf Gewohnheit und Wahrscheinlichkeit zurückführt. Und wenn wir diese Doktrin in Wundts „Naturwissenschaft und Psychologie" nachhaltig vertreten finden, so haben wir geglaubt, ihr um der Sache und der Wahrheit willen einmal unumwunden entgegentreten zu müssen. Auch das kann uns nicht hindern, die Verdienste Wundts, sofern er sich innerhalb seines Spezialgebietes als Physiologe und psychologischer Analytiker hält, rückhaltlos anzuerkennen; aber, wo er darüber hinausgeht, können wir überall nur Mißgriffe gewahren. Wir schätzen den Physiologen und Psychologen Wundt, aber wir bekämpfen an ihm den unphilosophischen Psychologismus.

Charlottenburg. Ferdinand Jakob Schmidt.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Neues Theater: Salome, Trauerspiel in 4 Akten von Oskar Wilde.

Schiller-Theater: San Marcos Tochter, Trauerspiel in 5 Akten von Arthur Fitger.

Kleines Theater: Die Raben, Schauspiel in vier Akten von Henry Becque.

Ich habe niemals die große Zersetzungskraft, die durch unsere Zeit geht, so stark und imponirend, so einheitlich als Schönheit auf mich wirken gefühlt als in der Darstellung des „Neuen Theaters" von Wildes „Salome".

Die Künstler unserer Zeit, soweit sie das Perverse lieben, berauschen sich am Salome-Motiv. Aber hier haben wir die einzig folgerichtige Auffassung dieses Motivs, wie unsere Zeit, wie die Decadence in ihr, sie auffassen muß: daß sich nämlich die junge Prinzessin das Haupt des Gottbegeisterten, dessen fremde Art sie reizt, bringen läßt, nicht aus Rache, nicht aus beleidigter Liebe, die sich in Haß verwandelt hat — nein — um seinen Mund zu küssen! Das ist echte Decadence, die nicht überboten werden kann! Aber sie wirkt imponirend, weil sie ganz einheitlich und in sich nothwendig ist, wie eine von innen herauswirkende Naturkraft. Grauenhaft war es, und schließlich doch befreiend, wie alles was in sich echt ist; wie alles was Schönheit ist.

Wie dieses Stück hier gespielt wurde, war es Schönheit. Unheimliche Schönheit war in dieser Salome der Frau Eysoldt, und zugleich etwas Rührendes in diesem zarten Geschöpf voll Verderbniß; denn immer war's, als ob durch diesen Trotz, diese Wildheit hindurch, diese bösen Launen, dies Liebesverlangen, das sie ganz auflöst, hindurch, im Grunde etwas ganz anderes, viel, viel Tieferes in ihr klagte; eine große, große Sehnsucht nach etwas Anderem, Unentdecktem: das krampfhaft gewordene, krank gewordene, zur Verderbniß gewordene Verlangen des Menschenherzens nach dem urinnersten Weltmysterium, das das Geheimniß der Liebe und das Geheimniß des Todes, mit denen sie frevelnd spielt und vor denen sie erschauert, erst ahnen läßt: dem Leben.

Zwar das Buch bringt kaum etwas davon. Was im Buche steht, reicht längst nicht an das heran, was auf der Bühne vor uns lebendig wurde. So vieles wirkt im Buche als Pose, manchmal als alberne Pose,

Digitized by Google

was, beseelt von diesen Künstlern, zu seltsam edlem Pathos wurde. Das Stück, wie dies Theater es brachte, war Schönheit, war ein großes Kunstwerk. Einige ekelerregende Züge hatte man weggelassen, und das zeigte von großem Takt. Denn das Ekelerregende, so sehr die Decadence es liebt und kaum zu meiden vermag, ist künstlerisch nicht berechtigt. Weil es unwahr ist. In der Natur liegt es nirgend. Auch Verwesung ist dem reinen Auge eine Lebensverwandlung. Zum Ekelerregenden, wie die Decadence es zeichnet, werden die Dinge erst durch ein unwahres, unreines Auge gemacht. Durch ein unkünstlerisches, nämlich nicht harmonieschauendes, sondern frech harmonie-störendes Auge. Was dabei unseren Widerwillen so stark herausfordert, ist eben die in sich unwahre Auffassung, welche als unzarte Verletzung der innersten Lebensharmonie wirkt. — So wie das Theater dies Stück brachte, war es Decadence, die nicht überboten werden kann. Aber es war innerlich wahrhaftig und so ward es große, reine Kunst. Man sah im Zuschauerraum viel erschrockene Augen junger Menschen, die nicht wußten, wie sich gegen das unheimliche Gift zu wehren; denn die Decadence ist immer ein gefährliches Gift, auch wo sie in Schönheit auftritt. Aber wer eine große gesunde Reaktionskraft besaß, auf den wirkte es schließlich doch erhebend: „Eine Welt, in der auch Verwesung zu Schönheit wird, muß innerlich Leben sein! Eine Zeit, deren Todeshauch solche Kunstwerke zeugt, trägt schon den Frühling in sich!“ Und riesengroß stieg ein furchtbar heiliges Antlitz auf: Frühling-Tod! der Geist unserer Zeit!

* * *

Nur das Schöne ist künstlerisch berechtigt. Weil das Häßliche unwahr ist. Denn in der Wirklichkeit giebt es nichts Häßliches. Häßlich scheint dem beengten Blick, was die Zusammenhänge zu tiefliegend oder zu weit ausgedehnt hat, als daß er sie erschauen könnte. Was uns noch nicht sinnvoll geworden ist, nennen wir sinnlos; was uns in seiner Schönheit noch nicht erkennbar geworden, nennen wir häßlich. Das Wesen der Kunst aber besteht darin, die tief innen webende Harmoniekraft am Werk zu zeigen; ihre heilige Allgegenwart in den Erscheinungen aufzuweisen. Auch wo der blöde Blick nur Sinnloses und Häßliches sieht, aus der Ewigkeitsschau heraus zu deuten: „Siehe da, auch hier ist Gottheit! Schönheit auch hier!“

Aber das muß nicht jene Epigonenschönheit sein, welche die Dinge mit schimmernder Harmonie umkleidet, die nicht aus ihnen selbst quillt! Die gefällige Bilder und wohllautende Worte bringt und in das innere Leben des Stoffes doch nicht eindringt! Der schöne Schein muß das Hindurchstrahlen des tief in den Dingen wirkenden inneren Sinnes sein, kein schimmerndes Mäntelchen, das von außen umgehängt wird. Diese Art von Schönheit ist künstlerisch noch viel weniger berechtigt. Weil ihr die erste Bedingung der Kunst fehlt: die innere Wahrhaftigkeit.

Digitized by Google

Große Leiden mit schönem Schein umkleidet; starke Bühnenwirkungen, überreiche Handlung — ohne Vertiefung; wirksame Motive gehäuft, und nicht erschöpft, schimmernde Bilder und wohllautende Worte ohne innere Wahrhaftigkeit — Epigonenschönheit — das ist das Hauptgepräge des Fitgerschen Trauerspiels „San Marco's Tochter", welches im Schillertheater auf alle diejenigen, deren ungeübter Blick für Alles dankbar ist, wenn es nur schön ist, eine erfreuende Wirkung ausübte.

Ein tüchtiges naturalistisches Schauspiel, das mit lauter Unerquicklichkeiten arbeitet, halte ich indessen für eine bessere Erziehung zum Schauen wahrer Kunst. Wieviel verdanken wir unserer naturalistischen Epoche! Wie nöthig war doch diese aufräumende, mühsam ackernde Vorfrühlingsarbeit! Wie gründlich hat sie ihre Aufgabe geleistet! Das zeigte auch das treffliche Stück, mit welchem das „Kleine Theater" Unter den Linden „Gorkys Nachtasyl" ablöste: „Die Raben" von Henry Becque. Es brachte eine Fülle von lebendigen, wirksamen Zügen, der Wirklichkeit fein abgelauscht, in den Menschen sowohl wie in den Zuständen. Daneben freilich auch manches, was schon halb als Karrikatur wirkte, namentlich in der Zeichnung der räuberischen „Raben" selbst. Doch ward das in gewissem Sinne durch die satyrische Haltung des Stückes gerechtfertigt. Aber die Stimmung des Ganzen war nicht rein, die Wirkung, namentlich zum Schluß, nicht einheitlich. Da sollen wir über die satyrische Wendung lachen. Aber der Gedanke, daß sich dies zarte, edle Mädchen in die Gewalt des rohen Bösewichts verkauft hat, ist doch zu peinlich, als daß wir zu diesem Lachen kämen. Der Schade, den die glückliche Wendung herbeiführt, müßte harmloser sein. Uns müßte das Mädchen nicht so lieb geworden sein. Wir müßten nicht so theilnahmvoll mit ihr fühlen. Hier bleibt ja nur Grauen. Hatte der Dichter nicht genug Herz für seine Menschen? Seltsam! Es gelingt ihm, zu machen, daß *unser* Herz bei ihnen ist. Ihn aber scheint als echtem Naturalisten der kalte Kausalzusammenhang des Ganzen mehr zu interessiren als das innere Erleben seiner Menschen. Und so verfehlt er, wie es dem Naturalisten so leicht geschieht, das Wesentlichste: die Reinheit, die Einheitlichkeit der Wirkung.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Zur industriellen Konzentration.

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie." Die letzten Monate haben dieses Wort wieder einmal bewährt.

Im letzten Oktoberheft der „Preußischen Jahrbücher" hat Dr. L. Glier einen außerordentlich interessanten und durch das beigebrachte Material werthvollen Aufsatz über die Unternehmerverbände in der amerikanischen Eisenindustrie veröffentlicht. Dieser Aufsatz greift zurück auf meine genau ein Jahr früher in den „Jahrbüchern" veröffentlichten Ausführungen „Trust oder Kartell?", die mit absichtlicher Schärfe die Mängel der bisherigen deutschen Kartellpolitik darlegten. Den mancherlei Angriffen, welche jene Ausführungen erfahren haben, schließt sich Glier zu Beginn seines Aufsatzes an. Mir scheint indessen, daß seine Polemik sich ein wenig zu sehr an das bloße Wort klammert, das noch dazu mißverständlich gelesen ist. Angegriffen war von mir die „heutige", d. i. die bisherige Kartellpolitik, wie sie in Deutschland eigenthümlich war und zum Theil noch ist. Die neueste Entwicklung auf diesem Gebiet werden wir noch betrachten. Diese Art von Kartellen, so führte ich aus, sei in Amerika größten Theils verschwunden. („Preuß. Jahrb." Bd. 110, S. 17 „daß die Kartelle, die wir in Deutschland haben, in den Vereinigten Staaten eine längst überwundene Sache sind.") Für die Richtigkeit dieser Behauptung nun bilden die Materialien Gliers eine einzige Kette von Beweisen. Nach Glier hat der Stahltrust die Kartellbildung in Amerika „auf eine ganz andere, viel bessere Basis gerückt, als dies früher der Fall war." Welcher Art diese Basis ist, sehen wir aus Gliers Beispielen: Im Schienenverband giebt der Stahltrust „den Ton an", im Grobblechverband steht die Korporation „obenan", im Trägerverband ist die Stahlkorporation „weit in der Uebermacht", im Flußstabeisenverband „liegt das Schwergewicht" bei der Korporation (mit zwei Untergesellschaften) und einer anderen Firma. „Kein einziger amerikanischer Verband", so heißt es wörtlich weiter bei Glier, „hat mehr als ein Dutzend Mitglieder, gewöhnlich nur ein halbes Dutzend. Dabei sitzt in jedem amerikanischen Verbande ein Concern, der manchmal die Hälfte der Produktion beherrscht, — und nach Umständen sogar noch mehr, — dessen Wort respektirt werden muß und dessen Wort respektirt

Digitized by Google

wird. Und dieser maßgebende Concern ist in jedem Verbande ein und derselbe, die Korporation (der Stahltrust)." Wer wollte da noch leugnen, daß die Kartelle, die wir in Deutschland noch haben, in Amerika überwundene Sache sind? Es ist auch höchst bemerkenswerth, daß Glier, nach anfänglicher Polemik gegen mich, zu ganz denselben Folgerungen kommt, wie der Aufsatz „Trust oder Kartell?" Dort hieß es, daß man Mittel und Wege ersinnen müsse, „Organisationen zu schaffen, die den Trusts ähnlich sind, die eine einheitliche Produktionsleitung großen Stiles ermöglichen", und Glier fordert als gebieterische Nothwendigkeit, „gleichartige und vor Allem sich ergänzende Interessen zusammenzuwerfen", wobei es nicht mehr genügt, „nur die Verkaufsabtheilungen zu konsolidiren", sondern „auch die technischen Leitungen zusammenzulegen". Und Gliers Ausführungen klingen aus: „Wir müssen uns, ob wir wollen oder nicht, auch mit diesem „Trust"gedanken befreunden."

Nach diesen kurzen theoretischen Reminiszenzen zum grünen Baum des Lebens. Wir armen Wissenschaftler kommen ja immer am besten weg, wenn wir uns darauf beschränken, die Hand am Pulse der Zeit zu haben und lediglich die thatsächlichen Vorgänge der Gegenwart richtig zu registriren, was auch noch nicht einmal immer ganz leicht ist.

Die Vorgänge der letzten Monate innerhalb der deutschen Industrie lassen darauf schließen, daß der Wunsch im Wachsen ist, die verschiedenen industriellen Produktionsstätten einer Branche, wenn nicht unter einen technischen Leiter, so doch unter den Einfluß eines produktionstechnischen Gedankens zu bringen. Unter diesem Zeichen präsentirt sich, was über die Verhandlungen bekannt geworden ist, die die Schaffung eines allgemeinen deutschen Stahlwerkverbandes bezwecken. Der Gedanke des Stahlwerkverbandes wird getragen in erster Linie von einigen Großindustriellen des Rheinlandes, die Leiter der bestgerüsteten Etablissements sind und gleichzeitig nichts weniger als enthusiastische Anhänger der bisher in Deutschland geübten Kartellpolitik genannt werden können. Der anfängliche Leiter der Verhandlungen, die die Gründung des Verbandes zum Gegenstand hatten, war der Geheime Kommerzienrath Lueg-Düsseldorf. Nachdem dieser zurückgetreten, wie es hieß aus Gesundheitsrücksichten, werden die Verhandlungen unter dem Vorsitz des Geheimen Kommerzienraths Kirdorf weitergeführt, des Leiters des Aachener Hütten-Aktienvereins Rothe Erde und Bruders des Kirdorf-Gelsenkirchen, der Leiter des Kohlensyndikats ist. An den Berathungen haben sich bisher nach Zeitungsnachrichten gegen dreißig Stahlwerke aus Rheinland, Westfalen, Lothringen und dem Saargebiet betheiligt, die sich über die allgemeine Grundlage des Verbandes bereits geeinigt haben. Um zunächst das Aeußerliche zu erwähnen, so soll der Verband die Form einer Aktiengesellschaft annehmen. Was die innere Struktur anlangt, so sind wie bei jedem Syndikat so auch hier zwei wichtige Punkte umstritten, einmal die Art der Festsetzung der Betheiligungsziffer für die einzelnen Werke und zweitens die

Digitized by Google

Frage der Produktionsregelung durch das Syndikat. In beiden Punkten zeigt schon das neue Statut des Kohlensyndikats eine beträchtlich straffere Zentralisirung. Danach ist zunächst die Festsetzung der Betheiligung in die Hände des Syndikats gelegt, welches dieselbe nach der Marktlage regeln soll, statt daß wie bisher sich jedes Syndikatsmitglied eine höhere Betheiligungsziffer durch Neuanlagen erzwingen könnte. Ferner wurde neu festgesetzt, daß das Syndikat im Falle scharfer Konkurrenz von außen die den Wettbewerb erschwerenden Bedingungen des Vertrages zeitweilig außer Kraft setzen darf. Schließlich ist die Bestimmung sehr wichtig, daß das Kohlensyndikat selbst Kohlenfelder erwerben darf.

Wesentlich zentralisirter nun ist der neue Stahlwerkverband geplant, und zwar derart, daß seine Grundlage eine ganz andere genannt werden muß, als sie bisher bei unseren deutschen Kartellen üblich war. Der Stahlwerkverband soll nicht nur den Absatz regeln, sondern auch eine möglichst zweckmäßige Vertheilung und Vereinfachung der Herstellung anstreben. Zu diesem Zweck ist die Produktion je nach Art der Fabrikate in eine Anzahl Gruppen getheilt. Das Statut des Stahlwerkverbandes gestattet nun den Mitgliedern, einen Austausch von Gruppenbetheiligungsziffern untereinander vorzunehmen, so daß ein Stahlwerksbesitzer seine Betheiligung in einer Gruppe ganz oder theilweise auf einen anderen überträgt und dafür dessen Betheiligung in einer anderen Gruppe erhält, die jener in der Höhe entspricht. Dabei ist noch die Einschränkung gemacht, daß Niemand die Betheiligung in einer Gruppe eintauschen darf, in der er vorher überhaupt noch nicht betheiligt war. Der Zweck dieser Bestimmungen geht ausgesprochenermaßen dahin, jedes Werk zur Bearbeitung und Erzeugung bestimmter Qualitäten und Besonderheiten zu erziehen und die jetzt bestehende Zersplitterung der Produktion zu verringern, wenn möglich zu beseitigen. Der Statutenentwurf geht aber noch weiter, indem er die Mitglieder des Stahlwerkverbandes verpflichtet, die Fabrikate seiner Betheiligung in allen denjenigen Profilen, Qualitäten und Ausführungen zu liefern, die der Verband ihnen vorschreibt. Immer noch nicht genug damit. Es wird weiter bestimmt, daß das Syndikat gegebenen Falles verpflichtet ist, den Mitgliedern für die durch derartige Anordnungen des Verbandes aus der Neubeschaffung von Walzen oder Neueinrichtungen entstehenden Kosten eine Entschädigung zu gewähren, sei es durch Baarzahlung oder, was sehr bedeutsam ist, durch Abnahme einer entsprechenden Menge der betreffenden Sorten.

Die Grundgedanken, welche diesem Plane des Stahlwerkverbandes innewohnen, stellen eine — ich scheue das Wort nicht — geniale Lösung der Frage „Trust oder Kartell?“ dar, indem sie in die äußere Form des heute noch in den Köpfen der großen Menge unserer Industriellen lebenden alten Kartells den Geist des Trusts gießen, und doch dabei gleichzeitig eine Reihe von Mängeln, die wir ja auch beim Trust erkannt haben, vermeiden wie die Ueberkapitalisirung u. dergl. Es würde eine Vereinfachung der

Digitized by Google

Produktion, eine Arbeitstheilung eintreten, die nicht nur die Produktion selbst außerordentlich vervollkommnen, sondern vor Allem auch durch gewaltige Betriebsersparnisse die Konkurrenzfähigkeit der einzelnen Stahlwerke wie des Verbandes erhöhen würde.

Wie sehr der Stahlwerkverband als organische Einheit gedacht ist, geht schließlich aus den Bestimmungen über die Ausrüstung des Verbandes für den Fall scharfen Wettbewerbes hervor. Hatte es schon das Kohlensyndikat in seinem neuen Statut für nöthig gehalten, für diesen Fall seine Position zu stärken, so ist das beim Stahlwerkverband in noch weit höherem Maße vorgesehen. Es wird nämlich bestimmt, daß der Stahlwerkverband die Verpflichtung haben soll, mit allen Mitteln dahin zu wirken, einen der Summe der Betheiligungsziffern entsprechenden Absatz sich zu sichern und zu erhalten und nach Möglichkeit weiter auszudehnen. Zu einer Einschränkung der Produktion soll nur geschritten werden, wenn ein gangbarer Weg zur Erhaltung des vollen Absatzes nicht mehr vorhanden ist und die Rücklagen des Verbandes keinen genügenden Rückhalt für die Durchführung des Wettbewerbes, bei dem namentlich an das Ausland gedacht ist, mehr bieten.

Was nun die Stellung des geplanten Stahlwerkverbandes innerhalb der deutschen Montan- und Eisenindustrie betrifft, so dürfte dieselbe eine ähnliche werden, immer das Zustandekommen vorausgesetzt, wie sie der Stahltrust innerhalb der amerikanischen Montan- und Eisenindustrie erlangt hat. In den früheren Ausführungen der „Preußischen Jahrbücher" von dieser Seite war darauf hingewiesen worden, daß für die Fertigindustrie in den heutigen deutschen Kartellen im Allgemeinen wenig Raum sei. Dies würde mit dem Stahlwerkverband in der Eisenindustrie anders werden. Wenn Glier es als Wirkung des Stahltrustes hinstellt, daß in Amerika die Bedeutung der Verbände für Rohmaterial und Halbfabrikate gesunken, die der Verbände für Fertigfabrikate dagegen gestiegen sei, so dürfte Aehnliches in Deutschland zu erwarten sein. Im Stahlwerkverband würde die ganze deutsche Stahl erzeugende und Stahl verarbeitende Industrie ihren Platz finden. Es würde in den Kreis seines Ideenganges die gesammte Stahlindustrie vom Hüttenwerk bis zum Schienenproduzenten und Federstahlfabrikanten gezogen werden können. Wohlgemerkt muß natürlich angenommen werden, daß zunächst die feinen Fabrikate an den Verhandlungen des Verbandes nicht theilnehmen; gilt es doch zunächst einmal einen festen Stamm zu schaffen, an den dann das Uebrige angegliedert werden kann. Gelingt es aber, diesen Stamm zu bilden, so wird er vielleicht, ja wahrscheinlich den Kernpunkt und Kristallisationspunkt für die ganze Montan- und Eisenindustrie bilden, so daß eine Führung dieser Industrie ganz nach einheitlichen Gesichtspunkten nicht ausgeschlossen scheint. Verlautet doch heute schon, daß Geheimrath Kirdorf mit dem Gedanken umgeht, den Stahlwerkverband und das Kohlensyndikat in irgend-

Digitized by Google

einer Form einander näher zu bringen. Man kann nur hoffen, daß solch eine Annäherung eine organische, lebendige sein werde.

Verkörpert der Stahlwerkverband in charakteristischster Weise das Streben nach Konzentration innerhalb der deutschen Industrie, so sind doch noch Beispiele genug vorhanden, welche erkennen lassen, daß dieses Streben kein vereinzeltes ist. Es ist bekannt, daß die Bildung der beiden großen Interessengemeinschaften der elektrischen Industrie, Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft Union und Siemens-Schuckert, noch garnicht lange zurückliegt. Eine Stelle des dieser Tage erschienenen Jahresberichtes der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft nimmt in folgenden charakteristischen Ausführungen auf die Organisationsfragen der Industrie Bezug: „Welche Mittel zu ergreifen sein werden, um unsere Industrie zu konsolidiren, haben wir wiederholt ausgesprochen. Ein engeres Zusammenschließen der großen Firmen wird sich kaum vermeiden lassen, wenn die Verkaufspreise wieder auf ein die Fabrikation lohnendes Niveau gebracht werden sollen. Die bisher zumeist bekannten und betretenen Wege industrieller Konsolidirung, Bildung von Kartellen, Syndikaten und Verkaufsvereinigungen, sind für die Elektrotechniker aus zwei Gründen schwerer gangbar: einmal, weil die Fabrikation in zahllose Gattungen von Erzeugnissen verschiedenster Konstruktion und Bewerthung sich spaltet, sodann, weil nicht Zwischenprodukte, sondern für den Einzelkonsum bestimmte Endprodukte hergestellt werden, und nicht der weiterverarbeitende Fabrikant, sondern der Verbraucher selbst in der Hauptsache die Kundschaft der Elektrizitäts-Industrie bildet. Das kaufende Publikum aber wünscht nicht, auf die Auswahl konkurrirender Produkte zu verzichten, und entschließt sich ungern, von einer monopolisirenden Organisation seinen Bedarf zu beziehen. Die Elektrizitäts-Unternehmungen sind daher darauf angewiesen, organisatorische Ersparniß durch gruppenweise Zusammenfassung anzustreben und die bisher dutzendfach geleistete Projektirungsarbeit, Propaganda und Verkaufsthätigkeit auf eine drei- oder vierfache zu beschränken. Daß daneben allgemeine Verständigungen über Auswahl der Typen, Auslandsgeschäfte, allgemein geschäftliches Vorgehen und mannigfache Einzelgebiete durch Zusammenschlüsse dieser Art erleichtert werden, liegt auf der Hand. Auch sind Syndizirungen solcher Produkte keineswegs ausgeschlossen, bei denen die individuelle Nuancirung wenig bedeutet, und bei denen geringe Korrekturen der Verkaufspreise über Gewinn und Verlust bei der Fabrikation entscheiden. Dies zeigt das Zustandekommen der Verkaufsstelle Vereinigter Glühlampenfabriken. Im gemeinsamen Interesse wünscht und hofft die Direktion der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, daß die zentralisirende Bewegung in der Elektrotechnik andauert und unterstützt vom guten Einvernehmen der leitenden Persönlichkeiten, die Erfolge zeitigt, deren Voraussetzung sie bildet."

Ist dieses Bild auch speziell auf die elektrische Industrie zugeschnitten, so gilt die Grundidee desselben doch für eine große Zahl von Industrien.

Digitized by Google

Ein weiteres Beispiel aus jüngster Zeit ist die Bewegung in der Zementindustrie, die schon seit Monaten und Jahren nach Gesundung durch Konsolidirung ringt. Dieser Tage nun fand eine Diskussion zahlreicher Interessenten über die Frage der Trustbildung statt, in deren Verlauf nach ausdrücklich gestellter Anfrage sich Niemand gegen die Trustbildung erklärte. Dazu muß bemerkt werden, daß die wiederholten Versuche, auf dem Wege der Kartellbildung zur Gesundung zu gelangen, gescheitert sind. Es wurde darauf beschlossen, den Versuch zu machen, zunächst die einzelnen Gruppen zu Trusts zusammenzufassen und diese alsdann zu vereinigen.

Schließlich aber sei im folgerichtigen Zusammenhang mit allem Vorhergesagten auf das wirthschaftliche Ereigniß des letzten Monats hingewiesen, auf die Gründung der Interessentengemeinschaft Dresdner Bank-Schaaffhausenscher Bankverein. Die Bedeutung dieses Ereignisses liegt nicht vorwiegend in der Summirung der Kapitalien beider Institute, liegt nicht in den 284 Millionen der „Mammuthbank", wie ein witziger Börsenjournalist die Interessengemeinschaft getauft hat, sie liegt vielmehr in den inneren Gründen, welche zu dem Zusammenschluß gedrängt haben. Und diese Gründe sind in erster Linie das Bedürfniß der rheinisch-westfälischen Industrie nach einem kräftigen Rückhalt bei den bevorstehenden großen Transaktionen, die eine Aeußerung der fortschreitenden industriellen Konzentrationsbewegung sein werden. Daß bei diesen Transaktionen die Bankwelt, speziell die nunmehr geschaffene Vereinigung Dresdner-Schaaffhausen, eine bedeutende Rolle spielen werden, steht außer Zweifel. Merkwürdigerweise giebt es in Deutschland Leute, welche daraus den Schluß ziehen, daß die Bankwelt, die „haute banque", die Industrie immer mehr in ihre Tasche bekommt. Wenn etwas geeignet ist, diese Meinung zu widerlegen, so ist es diese neue Bankgemeinschaft. Sie beweist, daß die Banken in gleichem Sinne, wie Friedrich der Große das Wort von sich und dem Staat anwandte, sagen können: Die Banken sind die ersten Diener von Handel und Industrie. Denn diese Bankgemeinschaft, die ihren Gründern darum nicht mindere Ehre macht, ist die natürliche Folge einer industriellen Bewegung, die vor noch nicht langer Zeit eingesetzt hat und die wir kurz bezeichnen als Konzentrationsbewegung innerhalb der deutschen Industrie.

Grau ist alle Theorie. Wir können tifteln, in- und deduziren, der Weg wird uns doch stets gewiesen durch die Praktiker, die Leute der That.

Hjalmar Schacht.

Digitized by Google

Das Wahl-Ergebniß.

Das Ergebniß der Landtags-Wahlen bietet uns kaum Veranlassung, dem, was wir bereits vorher in den letzten Heften über den Wahlkampf geäußert haben, etwas hinzuzufügen. Es ist zweifellos, daß die Spannung, in der die Verhältnisse sich bei uns befinden, ganz wesentlich gemildert worden wäre, wenn die liberalen Parteien sich hätten entschließen können, nach Ort und Umständen in einer Anzahl von Wahlkreisen mit den Sozialdemokraten zu paktiren. Sie hätten, wenn das rechtzeitig, schon vor den Urwahlen geschehen wäre, den Konservativen wenigstens zwanzig bis dreißig Sitze, die sie jetzt inne haben, entrissen. Die Mehrheits-Verhältnisse wären dadurch freilich nicht verändert, aber der prinzipielle Gedanke, daß eine Partei von drei Millionen Wählern nicht dauernd eine bloße Negation, eine tote Last im Staatsleben bleiben darf, wäre dadurch mächtig gefördert worden. Die revisionistische Richtung innerhalb der Partei selber wäre gestärkt, jeder Versuch, vom Landtag aus eine neue Periode der Scharfmacherei in Szene zu setzen, im Keime erstickt worden. Der Zug nach links, der im Lande unzweifelhaft vorhanden ist, ist nunmehr im Wahlergebniß nicht nur nicht zum Ausdruck gebracht, sondern im Gegentheil der Schein erweckt worden, als ob die besitzenden Stände in ihrer großen Mehrheit eine reaktionäre Politik wollten. Das ungeheure Uebergewicht der reaktionären Ideen im Landtag, die sich ja bis tief in die nationalliberale Partei hinein geltend machen, wird in den nächsten fünf Jahren jede verständige ausgleichende soziale Aktion der Regierung erschweren. Die Aufgabe, im Reichstag mit einer Fraktion von einundachtzig Sozialdemokraten auszukommen, deren Hauptbeschwerden sich auf Dinge erstrecken, die zur Kompetenz des Landtages gehören, wäre sehr erleichtert worden, wenn die Sozialdemokratie auch im Landtag eine Vertretung besäße; nunmehr muß die Regierung immer wenn sie ein Mittel zur Hebung einer berechtigten Beschwerde gefunden hat, erst mit dem Landtag darüber kämpfen, wo die Vertreter des Besitzes als Inhaber der legalen Macht mit der äußersten Zähigkeit Widerstand leisten werden. Für die Regierung selber wäre es daher sicherlich bequemer gewesen, wenn die Linke sich jetzt im Abgeordnetenhause gestärkt und auch einige Sozi hineingekommen wären. Noch viel mehr aber hätte eine solche Zusammensetzung im Interesse der Liberalen gelegen.

Trotzdem ist es unmöglich gewesen, auch nur in einem einzigen Wahlkreis das Zusammenwirken der Liberalen mit den Sozi herbeizuführen; nicht nur haben die Liberalen auf jeden Gewinn vermöge eines solchen Bündnisses verzichtet, sondern sogar eine Provinzialhauptstadt wie Breslau mit drei Sitzen lieber einer ultramontan-konservativen Koalition überlassen, als mit den Sozi ein Abkommen zu treffen und ihnen ein Mandat zu überlassen.

So verkehrt diese Politik unter dem Gesichtspunkt der Taktik ist, und

Digitized by Google

so wenig sie unserem Volke deshalb das Zeugniß der politischen Reife ausstellt, so wenig darf doch auch das Gewicht und die Berechtigung des Gegengrundes, durch den sich die Wähler haben bestimmen lassen, verkannt werden — wohlgemerkt die Wähler; unter den Führern, namentlich unter den Führern in den einzelnen Wahlkreisen wären wohl nicht wenige gewesen, die ganz gern auf Grund der kühlen und nüchternen politischen Berechnung, wie sie die praktische Politik verlangt, eine Kombination mit den Sozi acceptirt hätten; aber sie hätten die Wähler nicht hinter sich gehabt; die Wähler, die doch zuletzt die Entscheidung geben, hätten sich ihnen versagt. Der Wähler ist eben kein Taktiker; der Wähler vermag zwischen Aufgaben des Landtages und Reichstages nicht zu unterscheiden und der deutsche Wähler im Besonderen ist wohl der unpolitischste Wähler aller Völker der Welt, denn er ist Gefühlspolitiker. Wie wir uns einst für die Griechen und Polen begeistert haben und jüngst, im direkten Widerspruch zu unseren eigenen Interessen, für die Buren, so verwirft auch heute die große Mehrzahl der nationalliberalen wie der freisinnigen Wähler jedes Paktiren mit den Sozialdemokraten, nicht aus politischen Gründen, sondern weil ihnen die Gesellschaft, rund heraus gesagt, zu unverschämt und zu unanständig erscheint. Der Dresdener Parteitag hat die sozialdemokratische Partei zu fürchterlich prostituirt, und wenn Herr Bebel auf der einen Seite durch sein ungeheures Geschimpfe den Revisionismus etwas zurückgescheucht und zurückgedrückt hat, so hat er eben dadurch auch die letzte Möglichkeit, einen Genossen in den preußischen Landtag zu bringen, abgeschnitten. Der innere Widerspruch, in dem diese Partei sich bewegt, kommt dadurch insofern recht drastisch zu Tage, daß eben derselbe Herr Bebel doch wieder für die Kompromiß-Politik zum Zweck der Erwerbung von Landtagsmandaten eingetreten ist. Aber für diesmal hat er seinen Zweck erreicht: an der wirklichen Erlangung eines Mandats wird ihm wenig gelegen haben; die Hauptsache war ihm die Agitation und die Verschärfung des Gegensatzes zu den bürgerlichen Parteien, die auch thatsächlich eingetreten ist, und die schließlich der Sozialdemokratie zu Gute kommen wird, denn je reaktionärer Landtag und Regierung, desto mehr Wähler werden im Lauf der nächsten fünf Jahre ihre Zuflucht in den Armen der Sozialdemokratie suchen.

Als Wähler und Wahlmann des Kreises Charlottenburg-Teltow-Beeskow-Storkow habe ich in diesen Wochen vielfach Gelegenheit gehabt, das Arbeiten der prinzipiellen Gegensätze in den Gemüthern und Thatsachen zu beobachten. In einem Riesen-Vergnügungssaale der Arbeiterstadt Rixdorf drängten sich die 2606 Wahlmänner; auf der Bühne, allenthalben sichtbar thronte der Wahlkommissar Landrath v. Stubenrauch mit den Beisitzern, durch Ruhe und Nachgiebigkeit oder auch durch Zeigen von Schutzmännern und Vermittelung des führenden „Genossen“ immer wieder die Ordnung, die durch Tumult gestört wurde, wieder herstellend: eine wahrhaft heroische Leistung, denn der Wahlakt dauerte von Morgens 10 ununterbrochen die Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen 7 Uhr. Der Grund

Digitized by Google

dieser langen Dauer war aber nicht bloß die ungeheure Zahl der Wahlmänner in dem riesenhaft gewachsenen Kreise, sondern auch die absichtliche Obstruktion der Sozialdemokraten. Man wußte von den Wahlmännern, zu welcher Partei sie gehörten nach der bloßen Art ihres Auftretens. Da der Aufruf nach der Nummer geht, so wußte jeder Wahlmann, wann er an der Reihe sei. Die Mitglieder der „Ordnungsparteien" standen an der Bühnentreppe bereit, waren sofort am Wahltisch und nannten ihre Kandidaten. Die „Genossen" saßen hinten im Saal im Gedränge, kamen langsam nach vorn, behielten den Hut auf dem Kopf, den Zigarrenstummel im Munde und nahmen eine möglichst flegelhafte Haltung an. „Und mit solchen Lümmeln soll man zusammengehen?" hörte ich immer wieder bei solchem Anblick aus Gruppen von liberalen Wahlmännern, wo die Möglichkeit, die Mandate auf diesem Wege den beiden Konservativen zu entreißen, allenthalben erwogen war und wurde. „Richtige Fortsetzung des Dresdener Parteitages", hörte man an anderer Stelle, „hier hat man's vor Augen, daß dort das Proletenthum über die Akademiker in der Partei gesiegt hat". „Aber brutalisiren lassen wir uns nicht; dann mögen die Konservativen siegen, es sind wenigstens gebildete Menschen."

So widerwärtig die Szenen auch manchmal waren, wer den tieferen Zusammenhang erfaßt, wird sich doch von solchen Eindrücken bald freimachen. In anderen Ländern sind die Wahlszenen noch viel wüster; ganz abgesehen von Ungarn, wo es häufig zum Todtschlagen kommt, waren auch in England, namentlich in der älteren Zeit, Gewaltthätigkeiten bei den Wahlversammlungen an der Tagesordnung, und vor allem auch die Kandidaten selber trugen oft genug schwere Körperverletzungen davon. Leidenschaftliches Parteitreiben ist mit der Ordnung und Korrektheit einer Schulstube oder eines Gerichtssaales schwer ganz zu vereinigen, und ganz verkehrt wäre es, etwa den deutschen Arbeiterstand als solchen mit den Pöbeleien der sozialdemokratischen Wahlmänner zu belasten. Was zu Tage kam, war schließlich der Trotz, der sich gegen Unterdrückung auflehnt und die Gelegenheit dazu wahrnimmt, wo er sie findet. „Einem Wahlmann hat der Herr Landrath nichts zu sagen": dem Hochgefühl dieses Bewußtseins wollte jeder Genosse Ausdruck geben und dazu den bürgerlichen Wahlmännern die Widersinnigkeiten der bestehenden Dreiklassenwahl möglichst deutlich und nachhaltend demonstriren. Ist eine solche Stimmung erst in der Wählerschaft vorhanden, so werden natürlich auch gern die bekanntesten Flegel, die sich mit Lust dazu vordrängen, als Wahlmänner deputirt. Man darf deshalb nicht etwa dem deutschen Volkscharakter oder dem deutschen Arbeiterstande als solchem das wüste Wesen zur Last legen. Wie in den oberen, so giebt es auch in den unteren Ständen sehr verschiedene Menschen und Charaktere; die politischen Zustände und Ideen aber bringen entweder diese oder jene an die Oberfläche und an die Führung. Mit einer anderen Politik nehmen scheinbar die Völker oder einzelne Klassen, Schichten, Parteien in den

Digitized by Google

Völkern einen andern Charakter an. Könnten wir die Scharfmacherei aus unserm Staatsleben los werden, so würde auch bald genug der unverschämte provozirende Trotz in der Menge verschwinden. Eine der vielen kleinen Zwischenszenen, die man in der Rixdorfer Wahlversammlung erlebte, dürfte das wieder nicht so übel illustriren. Ein sehr vornehm aussehender älterer Herr, offenbar ein General, war in ein disputirendes Gespräch mit einigen Sozialdemokraten über die angebliche schlechte Behandlung der Soldaten gekommen; der Eine war selbst Soldat gewesen, der Andere berief sich auf die Briefe seines Sohnes, der gerade dient: aber was vorgebracht wurde, war im Grunde nicht viel und wurde auch nicht eigentlich leidenschaftlich vorgetragen. Man hatte den Eindruck, sie sprechen nicht aus eigener Empfindung, sondern sprechen nur nach, was ihnen eingeblasen worden ist, und der alte Offizier, der seine eigenen Erfahrungen zum Besten gab, behielt die Oberhand. Plötzlich aber nahm das Gespräch eine andere Wendung, als ein jüngerer Mann sich einmischte, er wolle einmal ein anderes Beispiel anführen, wie der Arbeiter bei uns behandelt würde, und nun die Beschwerden über das Verfahren von Polizei und Gerichten gegen Streikende vorbrachte; namentlich ein Urtheil, das jüngst in Breslau gesprochen worden ist, wo die Strafkammer einem Arbeiter, dem sonst eine vorzügliche Führung bezeugt war, wegen eines unbedachtsamen, drohenden Wortes „wir werden Dir das noch anstreichen" nicht weniger als drei Monate Gefängniß (das Schöffengericht hatte ihm nur drei Wochen gegeben, der Staatsanwalt nur sechs Wochen beantragt), zudiktirt hat. So unlogisch und zusammenhanglos dieses „Beispiel" auch war, dennoch hatte der Disputant damit gewonnen: man fühlte: das kam aus dem Herzen; keiner der Umstehenden wagte darauf etwas zu erwidern. Hat man je gehört, daß gegen Unternehmer, wenn sie sich gegenseitig bedrohen, so hohe Strafen ausgesprochen werden, obgleich doch notorisch gerade in den Unternehmer-Verbänden der allerstärkste Terrorismus geübt wird?

Es ist das natürliche Gesetz des politischen Kampfes, daß die einmal vorhandenen Gegensätze sich fortwährend wechselseitig steigern. Weil der bestehende Staat gegen den aufstrebenden industriellen Arbeiterstand, der sich seiner Tüchtigkeit, seiner Leistungen und auch seiner Macht bewußt ist, nicht volle Gerechtigkeit übt, sondern im wirthschaftlichen Interessenkampf ganz vorwiegend für die Unternehmer Partei nimmt, so widersetzen sich die Unterdrückten und tragen einen Trotz zur Schau, der oft genug bis zur Rüpelei geht und zu Gewaltthätigkeiten führen würde, wenn da nicht bereits die aufmerksame und strenge Obrigkeit vorbeugte. Aber die Hüter der Ordnung, Polizei, Staatsanwaltschaft, Richter, indem sie dies provozirend-brutale Wesen täglich vor Augen haben und selber gereizt werden, packen nunmehr mit einer Schonungslosigkeit zu, die drüben nur abermals die Kampfeswuth steigert und Märtyrer schafft. So geht durch unser Volk heute dieser soziale Zwiespalt, der uns nicht nur im Innern

Digitized by Google

tausend Widerwärtigkeiten bringt, sondern auch die Macht und Bedeutung des Deutschen Reiches unter den anderen Völkern niederdrückt und ihre Entwicklung hemmt. Wie sollen wir aus diesem Zwiespalt herauskommen? Aus derselben gereizten Stimmung heraus, aus der die Behörden mit ihrer übertriebenen Strenge für die vermeintlich bedrohte soziale Ordnung eintreten, haben jetzt die liberalen Wähler verschmäht, mit den Sozi zu paktiren und lieber eine Landtags-Majorität entstehen sehen, die ganz und gar nicht weder mit der Stimmung im Lande, noch mit seinen Interessen im Einklang ist. Gerade im Wahlkreis Charlottenburg war eine größere Anzahl von Professoren bereit, an die Spitze zu treten, um durch Zusammenfassung der gesammten Linken den Konservativen die Mandate zu nehmen, und man hatte die Majorität der Wahlmänner. Aber Herr Bebel hat gedroht, mit den Liberalen Fraktur reden zu wollen. Die Antwort war: nun gerade nicht. Den Erfolg haben zunächst auf beiden Seiten die Extreme: hier die kirchlich-polizeiliche Reaktion, dort der intransigente Radikalismus.

Eine verständige Real-Politik muß dennoch nach wie vor an dem Programm festhalten, die Sozialdemokratie langsam auf den Boden einer Verständigung hinüberzuziehen und dazu entgegenzukommen.

Das Erste und Nothwendigste, was der neue Landtag hierfür thun müßte, wäre die Reform des Dreiklassenwahlsystems. Die nationalliberale Partei hat sich in feierlicher Weise dafür engagirt: wird sie ihr Versprechen wahrmachen? Die Macht dazu hat sie, denn auch das Zentrum würde für eine solche Reform eintreten, und selbst unter den Konservativen würden sich Viele, wenn die Reform zunächst gemäßigt gehalten wird, nicht ganz versagen.

22. 11. 03. Delbrück.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Altendorf, Prof. Karl. — Aesthetischer Kommentar zur Odyssee. M. 1,50. Giessen, Emil Roth.
Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Herausgegeben von Dr. Heinrich Braun. 18. Band. 3. u. 4. Heft. Abonnementspreis für den Band von 6 Heften M. 16,—. Einzelne Hefte M. 3,—. Berlin, Carl Heymann.
Bardt, C. — Theodor Mommsen. 60 Pf. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Barret Browning, Elizabeth. — Sonette nach dem Portugiesischen. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Gothein. Brosch. M. 5,—, geb. M. 7,50. Leipzig, Eugen Diederichs.
Bartels, Adolf. — Martin Luther. M. 4,—. München, Georg D. W. Callwey.
Bauer, Ludwig. — Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.
Benda, Margarete. — Die drei Rosen. Ein Zaubermärchen. 50 Pf. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
Berlepsch, Dr. Freiherr von, Staatsminister. — Warum betreiben wir die soziale Reform? Leipzig, Duncker & Humblot.
Bernhard, Dr. Ludwig. — Die Akkordarbeit in Deutschland. M. 5,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Bielenstein, D. Dr. A. — Ein glückliches Leben. Selbstbiographie. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,50. Riga, Jonck & Poliewsky.
Bielschowsky, Dr. Albert. — Goethe. Sein Leben und seine Werke. Band II, brosch. M. 7,—, geb. M. 8,—. München, C. H. Beck.
Björnson, Björnstjerne. — Ein Fallissement. Schauspiel in vier Aufzügen. Geh. M. 2,—, geb. M. 3. München, Albert Langen.
Bodman, Emanuel, von. — Die Krone. Schauspiel. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.
Bonomelli, Jeremias. — Das neue Jahrhundert. Deutsch von Valentin Holzer. 60 Pf. München, G. Schuh & Cie.
Bracco, Roberto. — Wirklichkeit und Schein. Novellen. Deutsch von Otto Eisenschitz. (Internationale Novellen-Bibliothek Bd. 6. Italienische Autoren.) Brosch. M. 1,50, geb. M. 1,75. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
Brandes, Georg. — Gestalten und Gedanken. Essays. Geh. M. 10,—, geb. M. 11,50. München, Albert Langen.
Braun, Lauids. — Der König aller Sünder. Roman. M. 4,50. Stuttgart, Axel Juncker.
Budde, Hermann. — Die französischen Eisenbahnen im deutschen Kriegsbetriebe 1870/71. M. 10,—, geb. M. 12,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Bütow, Otto. — Die Weltordnung. Bd. III. Die Antwort auf die soziale Frage. M. 4,—. Braunschweig, E. u. O. Bütow.
Bunin, Iwan. — Erzählungen. Deutsch von Georg Polonskij. (Internationale Novellen-Bibliothek. Bd. 5. Russische Autoren.) M. 1,50. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
Bunsenlana. — Eine Sammlung von humoristischen Geschichten aus dem Leben von Robert Bunsen. 80 Pf. Heidelberg, Carl Winter.
Dacqué, Dr. E. — Wie man in Jena naturwissenschaftlich beweist. 60 Pf. Stuttgart, Max Kielmann.
Dähnhardt, Dr. Oskar. — Tertianer Julius. Uebungsstoffe zur Repetition der lateinischen Casuslehre. 80 Pf. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. No. 127, geh. 80 Pf., geb. M. 1,40; No. 129, geh. M. 3,50, geb. M. 4,30. Berlin, B. Behr.
Deutscher Universitäts-Kalender. Winter-Semester 1903/4. M. 2,25. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang III. Heft 1 und 2. M. 1,— das Heft. München, Prag, G. D. W. Callwey.
Eck, Miriam. — Der klingende Berg. Novelle. M. 2,—. Stuttgart, Axel Juncker.
Ehrhardt, Karl. — Die geographische Verbreitung der für die Industrie wichtigen Kautschuk- und Guttaperchapflanzen. M. 1,20. (Zugleich 9. Heft der „Angewandten Geographie".) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Eyth, Max. — Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Bd. I. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—. Heidelberg, Carl Winter.
Frantz, Dr. Th. — Der grosse Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum zur Zeit des Hohenstaufen Friedrich II. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Frey, Adolf. — Arnold Böcklin, nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. M. 4,50. Stuttgart, J. G. Cotta.
Friedmann, Dr. Alfred. — Geschichte und Struktur der Notstandsverordnungen. (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Dr. Ulrich Stutz. Heft 5.) M. 6,20. Stuttgart, Ferdinand Enke.
Funke, Dr. Alfred. — Die Besiedlung des östlichen Südamerika unter besonderer Berücksichtigung des Deutschtums. M. 1. (Zugleich 10. Heft der „Angewandten Geographie".) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
German, Wilh. — Jesus von Nazaret. In der Form des historischen Romans. M. 2. Schwäb. Hall, Wilhelm German.
Glauben und Wissen, Volksthümliche Blätter zur Vertheidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. Heft 11. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert; Stuttgart, Max Kielmann.
Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Band 13. M. 1,20. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.
Graul, Dr. Richard. — Die Pflanze in ihrer dekorativen Verwertung. Aus Anlass der Ausstellung im Kunstgewerbemuseum zu Leipzig herausgegeben. 71 Seiten Grossquart mit 81 Abbildungen. M. 6,—. Leipzig, J. J. Weber.
Hamsun, Knut. — Munken Vendt. Aus dem Norwegischen übersetzt von G. J. Klett. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.
Harnack, Adolf. — Reden und Aufsätze. 2 Bände. Preis brosch. M. 10,—, geb. M. 12,—. Giessen, J. Ricker (Alfred Töpelmann).

Digitized by Google

Hebbels Ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Zweiter Band. Inhalt: Judith. — Genoveva. — Maria Magdalene. Dritter Band. Inhalt: Herodes und Mariamne. — Michel Angelo. — Agnes Bernauer. — Gyges und sein Ring. In Leinwand geb. je M. 1,—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Hefte zum Christlichen Orient. No. 4. Die Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim sowie einige Berichte aus dem Leben christgläubiger Muhammedaner. Mit 14 Abbildungen. Dritte Aufl. — No. 5. Die Maljowantzi. (Eine russische Sekte.) Von St. Mit 6 Illustrationen im Text. 20 Pf. das Heft. Berlin, Deutsche Orient-Mission E. V.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Jahrgang 1. Heft 1. München und Kempten, Jos. Kösel.

Höffding, H. — Philosophische Probleme. M. 2,40. Leipzig, R. Rusland.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 27. Jahrg. 4. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot.

Jander, Dr. E. — 500 Jahre Hohenzollernregiment. Eine Reihe vaterländischer Gedichte. Preis 90 Pf. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Kähler, Professor D. — Der gegenwärtige Stand der Theologie. Vortrag gehalten auf der Eisenacher Konferenz am 10. Juni 1903. 75 Pf. Berlin, Reich Christi-Verlag.

Kalkschmidt, Eugen. — Ludwig Richter an Georg Wigand. Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1836—1858. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Leipzig, Georg Wigand.

Kögel, Gottfried (Regierungsrath). — Rudolf Kögel. Dritter Band. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Kraael, Dr. R. — Briefwechsel zwischen Heinrich Prinz von Preussen und Katharina II. von Russland. (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Bd. VIII.) Geh. M. 6,—, geb. M. 8,—. Berlin, Alexander Duncker.

Krieger, Dr. Bogdan. — Die ersten hundert Jahre russisch-chinesischer Politik. M. 2,—. Berlin, Carl Heymann.

Kuhlenbeck, Ludwig. — Im Hochland der Gedankenwelt. Grundzüge einer heroisch-ästhetischen Weltanschauung. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunst-Ausstellungen 1903. München, F. Bruckmann A.-G.

Kunz, Major a. D. — Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Heft 16. Die Kämpfe bei Elsasshausen. M. 5,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Langen, Martin. — Von Falkenburg-Cohn. Lustspiel. München, Albert Langen.

Lehmann, Arthur R. H. — Krankheit, Begabung, Verbrechen, ihre Ursachen und ihre Beziehungen zu einander. M. 6,—. Berlin, J. Gnadenfeld & Co.

Lepsius, Johannes. — Das Kreuz Christi. 2. Aufl. 50 Pf. Berlin, Reich Christi-Verlag.

—,— Adolf Harnacks Wesen des Christentums. 2. Aufl. M. 1,50. Berlin, Reich Christi-Verlag.

Lilienfein, Heinrich. — Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens. M. 3,60. Heidelberg, Carl Winter.

—,— Die Heilandsbraut. Ein Drama in drei Aufzügen. M. 1,60. Heidelberg, Carl Winter.

Lissauer, Hugo (Vorsitzender des Bundes der Handel- und Gewerbetreibenden). — Die Ausdehnung der Invaliden- und Altersversicherung auf die gesammten Unselbständigen und Selbständigen der gewerblichen, kommerziellen und landwirthschaftlichen Betriebe. 80 Pf. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.

Lucka, Emil. — Gaia. Das Leben der Erde. Eine Dichtung. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

—,— Sternennächte. Dichtung. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Maeterlinck, Maurice. — Joyzelle. Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Autorisirte Ausgabe. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

Marcks, Erich. — Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert. Festrede zur Hundertjahrfeier ihrer Wiederbegründung durch Karl Friedrich gehalten in der Stadthalle am 7. August 1903. 80 Pf. Heidelberg, Carl Winter.

Meinhardt, Adalbert. — Mädchen und Frauen. M. 3,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Meyer, Conrad Ferdinand. — In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Preis M. 4,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

Neurath, Dr. Wilhelm. — Gemeinverständliche national-ökonomische Vorträge: Geschichtliche und letzte eigne Forschungen. Herausgegeben von Prof. Dr. E. O. v. Lippmann. M. 3,60. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.

Otto, Berthold. — Archiv für Altersmundarten und Sprechsprache. Vierteljahresschrift. Jahrespreis M. 6,—. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

—,— Beiträge zur Psychologie des Unterrichts. Anregungen und Anleitungen zu einem Unterricht ohne Zwang und Strafen. Brosch. M. 8,—, geb. M. 9,—. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

—,— Ein innerer Feind. Vom Kampf gegen die Tuberkulose. 3 Bändchen der „Hauslehrerschriften". 85 Seiten. 60 Pf. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

—,— Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. 94 Seiten, 1 Stahlstich. 2 Kunstbeil., in Ganzleinen eleg. geb., 3.—5. Aufl., M. 1,40. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Petritsch, Dr. Leo. — Zur Lehre von der Ueberwälzung der Steuern mit besonderer Beziehung auf den Börsenverkehr. M. 2,—. Graz, Leuschner & Lubensky.

v. d. Pfordten, Otto. — Das offene Fenster. Roman. Geh. M. 4,—, eleg. geb. M. 5,—. Heidelberg, Carl Winter.

—,— Die Osterlinge. Historisches Drama in fünf Aufzügen. M. 2,—. Heidelberg, Carl Winter.

Prestion, J. C. — Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. (Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der Leo-Gesellschaft.) M. 1,50. Wien, Mayer & Co.

Przybyszewski, Stanislaw. — Schnee. Drama in 4 Akten. M. 2,—. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Romundt, Dr. Heinr. — Kirchen und Kirche nach Kants philosophischer Religionslehre. M. 4,—. Gotha, E. F. Thienemann.

Salzer, Dr. Anselm. — Illustrirte Geschichte der Deutschen Litteratur. In 20 Lieferungen à M. 1,—. Lieferung 7. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

Schallmayer, Dr. Wilhelm. — Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie. („Natur und Staat".) Bd. III.) Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—. Jena, Gustav Fischer.

Schubert, Dr. Hans von. — Grundzüge der Kirchengeschichte. Ein Ueberblick. 304 S. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr.

Schwarz, Marine-Oberbaurath. — Meereskunde in gemeinverständlichen Vorträgen. Band I, Heft 2. Das Linienschiff. M. 1,75. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Seidel, Heinrich. — Gedichte. Gesammt-Ausgabe M. 3,—. Stuttgart, J. G. Cotta.

Smidt, Dr. H. — Ein Jahrhundert römischen Lebens. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,50. Leipzig, Dyksche Buchhandlung.

Spitteler, Carl. — Olympischer Frühling. Epos III. Die hohe Zeit. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

Strecker, Karl. — Letzte Stunden. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Schuster & Loeffler.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen 6./8. Heft: Die Publizistik zur Zeit Philipps des Schönen und Bonifaz VIII. M. 16,—. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Terenda, Gottfried. — Die Weisse Frau. Drama in drei Akten. M. 2,—. Leipzig, R. Maeder.

Thiess, Dr. Karl. — Meereskunde in gemeinverständlichen Vorträgen und Aufsätzen. Band I. Heft 1: Organisation und Verbandsbildung in der Handelsschifffahrt. M. 1,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Trojan, Johannes. — Neue Scherzgedichte. M. 2,50. Stuttgart, J. G. Cotta.

Van der Borght. — Volkswirthschaftspolitik. (Sammlung Göschen No. 177.) Geb. 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.

Vierordt, Heinrich. — Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Heidelberg, Carl Winter.

Volz, Dr. Gustav Berthold. — Die Erinnerungen der Prinzessin Wilhelmine von Oranien an den Hof Friedrichs des Grossen (1757–1761). Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Bd. VII.) Geh. M. 3,—, geb. M. 5,—. Berlin, Alexander Duncker.

Wilm, Bernhard. — Der Weg zum Ewig-Lebendigen. Brosch. M. 3,—, geb. M. 5,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

Zeyer, J. — Geschichten und Legenden. (Internationale Novellen-Bibliothek. Bd. 7. Tschechische Autoren.) Brosch. M. 1,50, eleg. geb. M. 1,75. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW. Lindenstr. 3.

Digitized by Google

Dezember 1903. Einhundertundvierzehnter Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

D. Karl Müller, Professor der Theologie a. d. Univ. Tübingen:
Calvin und die Anfänge der französischen Hugenottenkirche 371

Dr. Emil Daniels, Berlin:
Napoleon I. im Kampfe mit Frau von Staël 390

Friedrich Michael Schiele, Lic. theol. in Marburg:
Aus dem Thomasischen Collegio 426

Dr. Chr. D. Pflaum, Tivoli bei Rom:
Entstehung und Leben der Sprache 455

?: Eisenbahn-Gedanken 504

Notizen und Besprechungen.

Dr. jur. Hertel, Breslau: Die Aussichten der jungen Juristen. (S. 516.)

Geschichte. Delbrück: Ulrich von Stosch, Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch. — Kriegsbriefe aus den Jahren 1870—71 von Hans von Kretschman. (S. 522.) — E. Daniels, Berlin: Friedrich Curtius, Ernst Curtius. (S. 524.)

Staatswissenschaften. Delbrück: Franz Oppenheimer, Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre. (S. 532.)

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1903.

Digitized by Google

m 24. Novem

Literatur. Bernarda von Nell: Wird die moderne Zeit Tragödien schaffen? Entgegnung. (S. 533.) — Gertrud Prellwitz: Carl Hauptmann, Die Bergschmiede. Des Königs Harfe. (S. 537.)

Philosophie. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Charlottenburg: Wundt, Naturwissenschaft und Psychologie. (S. 548.)

Theater-Korrespondenz. Von Gertrud Prellwitz.

Neues Theater: Oskar Wilde, Salome. (S. 558.)
Schiller-Theater: Arthur Fitger, San Marcos Tochter. (S. 559.)
Kleines Theater: Henry Becque, Die Raben. (S. 560.)

Politische Korrespondenz.

Dr. Hjalmar Schacht, Berlin: Zur industriellen Konzentration. (S. 561.)
Delbrück: Das Wahlergebniß. (S. 567.)

Kaiserl. und Königl. Hof-Pianofabrik

Julius Blüthner

Flügel und Pianos.

Filiale:
BERLIN W.,
Potsdamerstrasse 27 b.

Mit Beilagen von: E. Pierson's Verlag in Dresden, Rich. Bong, Kunstverlag in Berlin, Eugen Diederichs Verlag, Leipzig, B. G. Teubner, Verlagsbuchh., Leipzig, Ernst Hofmann & Co., Verlagsbuchh., Berlin, und Georg Reimer, Verlagsbuchh., Berlin.

NEU. SOEBEN ERSCHIENEN.

KLASSIKER DER KUNST

IN GESAMTAUSGABEN

I.

RAFFAEL

DES MEISTERS GEMÄLDE
IN 202 ABBILDUNGEN
Vornehm geb. 5 Mark

II.

REMBRANDT

DES MEISTERS GEMÄLDE
IN 405 ABBILDUNGEN
Vornehm geb. 8 Mark

Jed. Band m. biogr. Einleitg., chronolog. u. alph. Register.

In der Kunst ist die Beschreibung nichts, die Anschauung alles; dazu gehört der Besitz der Werke unserer grossen Meister, der jetzt durch diese billigen Gesamtausgaben jedermann ermöglicht ist. Wie heute keine deutsche Hausbibliothek ohne die Klassiker der Literatur, ohne Goethe, Schiller, Lessing, denkbar ist, so sollen künftig die Klassiker der Kunst, Raffael, Rembrandt, Dürer u. a., in den neuen Gesamtausgaben ihrer Werke in jeder gebildeten Familie zur Hand sein.

DEUTSCHE
VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART

Kayserzinn

Vornehmstes Tischgeräth.
Gediegenster Zimmerschmuck.

Goldene Medaille: Paris 1900.
Düsseldorf 1902. Turin 1902.

Kataloge gratis und franko.

E. Kayser,

Königliche Ho[illegible]rt.

Köln a. Rhein.
Berlin W., Le[illegible]st
Frankfurt a[illegible]Ro[illegible]
Paris, 32 Av[illegible]de l'Opéra

Kayserzinn wird mit feinem weissen Sand und Sodawasser gescheuert.

Jeder Gegenstand ist mit dem eingetragenen Waarenzeichen „Kayserzinn" versehen.

Digitized by Google

Hervorragende Neuheiten für Weihnachten!

Rudolf Baumbach, Trug-Gold. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert.

Neue grosse illustrierte Ausgabe

mit vielen Vollbildern und zahlreichen Text-Abbildungen nach Zeichnungen von **Philipp Grot Johann.**

Lexikon-Format. Prächtiger Original-Leinenband mit Goldschnitt.
(Entworfen von Prof. M. Honegger.)

Preis: 12 Mark.

Carl Busse, Federspiel. Eine Sammlung ausgewählter Erzählungen.

Preis: Geheftet 5 Mark. — Hübsch gebunden in Leinen 6 Mark.

August Woerz, Billardbuch.

Praktische Anleitung zur Erlernung des Karambole-Spieles.
Mit 151 sehr korrekt gezeichneten Abbildungen.
Hübsch gebunden in Leinen. Preis: 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie von der
Verlagsbuchhandlung Albert Goldschmidt in Berlin W.
Kurfürstenstrasse 125.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Geschichte der Kriegskunst

im Rahmen der politischen Geschichte.

Von

Hans Delbrück.

I. Theil: **Das Alterthum**

34 Bogen gr. 8° . . . eleg. broschirt Mk. 10.—
gebunden halbfranz „ 12.—

II. Theil: **Die Germanen**

31 Bogen gr. 8° . . . leg.e broschirt Mk. 9.—
gebunden halbfranz „ 11.—

Digitized by Google

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Soeben erschien:

Bausteine zur Bismarck-Pyramide

Neue Briefe und Konversationen
des Fürsten Otto von Bismarck
von

Heinrich von Poschinger.

Gross 8°. 16 Bogen geh. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Der bekannte Herausgeber hat einen neuen tiefen Griff in seine fast unerschöpfliche Bismarck-Mappe getan und er veröffentlicht als Ergebnis eine große Zahl

bisher unbekannter Briefe und Gespräche

des ersten Reichskanzlers unter Einstreuung interessanter Aufsätze und Feuilletons.

Was der Herausgeber bescheiden „Bausteine" nennt, ist in der Tat ein überreiches Quellenmaterial, das geschickt aneinander gereiht, auch durch die Eigenartigkeit der Form, den Leser nicht aus der Spannung kommen läßt und allen Verehrern des Begründers des Reichs als eine willkommene Gabe erscheinen wird.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Lessings Leben und Werke

von Adolf Wilhelm Ernst. 34 Bogen in feinster Ausstattung mit Lessings Bild.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Das Buch wendet sich an weitere Kreise; es ist die erste wirklich gemeinverständlich abgefasste und doch befriedigende Biographie Lessings.

Clara Viebig: Wen die Götter lieben. Illustriert von René Reinicke.

Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50

Fedor von Zobeltitz: Trude Alberti. Illustriert von M. Barascuds.

Preis geh. M. 3.—, in Leinenband M. 4.—

Carl Bleibtreu: Königgrätz.

Illustriert von Chr. Speyer.

In farbigem Umschlag geh. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Digitized by Google

Weihnachts-Neuigkeiten

aus dem Verlage von Albert Langen in München-Prj.

Björnstjerne Björnson, Auf Gottes Wegen Roman

Einzige vom Dichter autorisierte Ausgabe — Zweite Auflage
Geheftet 3 Mark, in Leinen gebunden mit Goldschnitt 4 Mark

Hannoverscher Courier: Björnstjerne Björnsons berühmter grosser Roman erscheint hier in glänzender Uebersetzung und in vornehmster Ausstattung zu billigem Preise. Namentlich in der Schilderung von Frauencharakteren ist Björnson in „Auf Gottes Wegen" auf der höchsten Höhe seines Könnens. „Auf Gottes Wegen" ist ein Volksbuch, das erzieherisch wirkt mit den Mitteln der reinsten Kunst und ohne alle tendenziösen Moralpredigten.

Georg Brandes, Gestalten und Gedanken Essays

Inhalt: Kritische Abhandlungen — Betrachtungen — Porträts — Politik — Reise-Eindrücke — Plaudereien
Geheftet 10 Mark, in Halbfranz gebunden 11,50 Mark

Was seinem neuen Werke noch einen besonderen, beinahe aktuellen Reiz giebt, ist der Umstand, dass er darin meist von Dingen handelt, die uns noch in frischem Gedächtnis sind. Die literarischen Erfolge der letzten Jahre sind es, an die er seinen Massstab legt. Genannt seien hier aus der reichen Fülle der Aufsätze nur die über Friedrich Nietzsche, Heinrich Heine, Napoleon, D'Annunzio, Julius Lange, Arthur Schnitzler, Frank Wedekind, Georg Reicke, Jakob Wassermann, Ludwig Jacobowski, Gabriele Reuter, Heyses Maria von Magdala u. s. w.

Daniel De Foe, Glück und Unglück der berühmten Moll Flanders

Eine Geschichte, aufgezeichnet nach ihren eigenhändig geschriebenen Memoiren
Geheftet 4 Mark, in Ganzpergament gebunden 5 Mark

Es war seither nur in der Literaturgeschichte bekannt, dass De Foe, der Autor des nach der Bibel meist gelesenen Buches, des „Robinson Crusoe", auch noch eine grosse Zahl anderer Erzählungen geschrieben hat. Der vorliegende Roman, der der erste ist, der nach dem weltbekannten „Robinson" dem deutschen Publikum geboten wird, ist auch eine Robinsonade. Aber — welch' ein Unterschied — es ist eine Robinsonade der Grossstadt. Man könnte dieses Buch sogar eigentlich den ersten Grossstadtroman überhaupt nennen.

Auguste Hauschner, Kunst Roman

Geheftet 4 Mark, in Leinen gebunden 5 Mark

Auguste Hauschners Name ist in kurzer Frist in den weitesten Kreisen bekannt geworden als der einer Dichterin, der es wie wenigen gegeben ist, die Rätsel namentlich der modernen Frauenpsyche zu ergründen und zu erklären. Der neue Roman „Kunst", Auguste Hauschner's erste grosse Arbeit, wird daher dem lebhaftesten Interesse begegnen, namentlich bei den deutschen Frauen. Es ist die Geschichte einer jungen Malerin, Marianne Bruckner, die uns zuerst in das Treiben der jungen Pariser Künstlerkreise und nachher in die Berliner Kunstwelt einführt.

Heinrich Mann, Die Jagd nach Liebe Roman

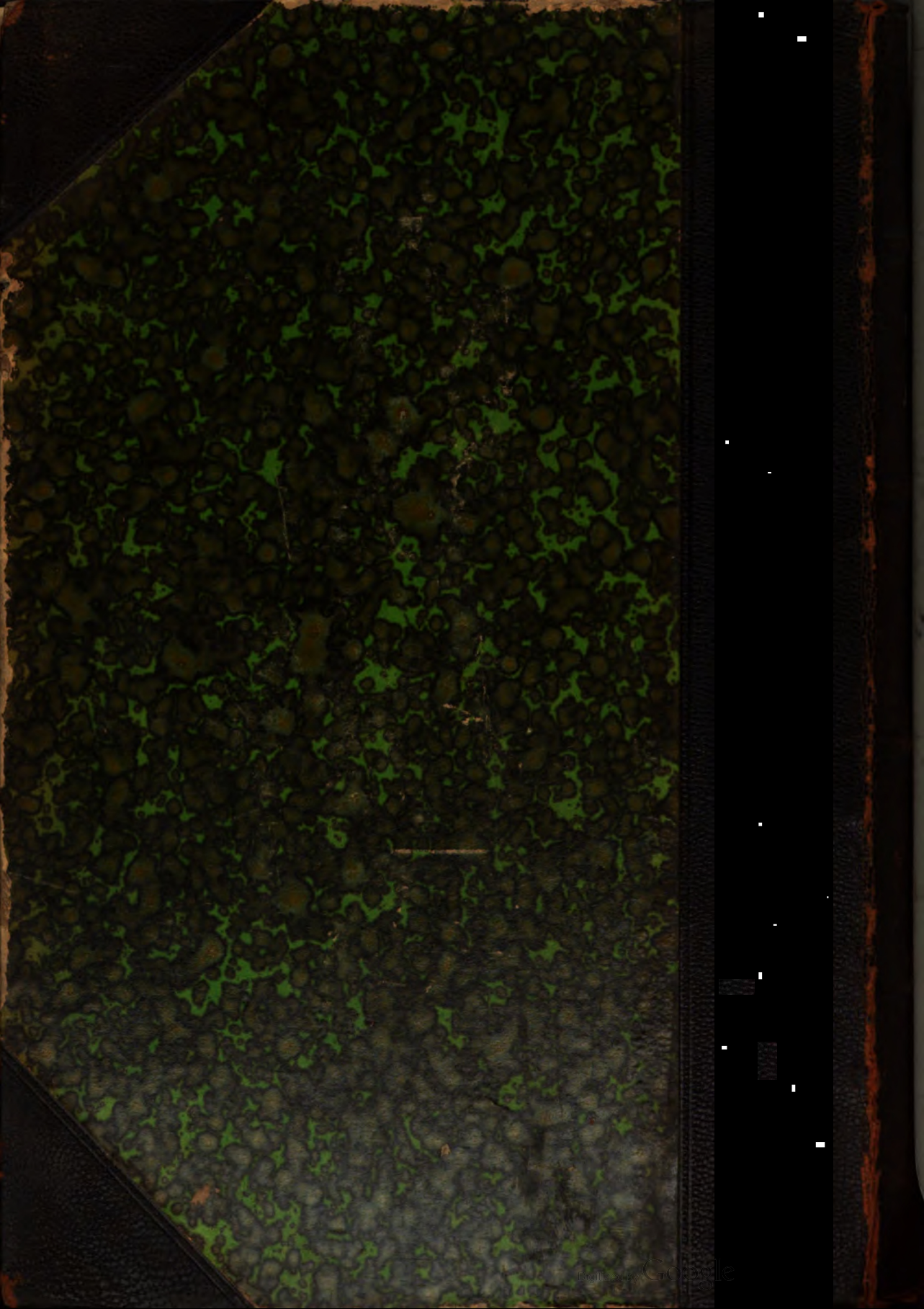
Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine
Geheftet 5 Mark, in Leinen gebunden 6 Mark

„Die Jagd nach Liebe" ist ein Münchner Roman und der junge Liebhaber des Buches ist der Sohn eines jener Helden der Bauspekulation, der zu einer Münchner Spezialität geworden ist. Es drängen sich in diesem Roman hinreissende Szenen. Die vielen im höchsten Masse zeitgemässen Charaktere sind stark und knapp hingestellt, die Frauen unter ihnen haben alle den sinnlichen Zauber, den ihnen die Grundstimmung der „Jagd nach Liebe" gibt. Im Gegensatz zu den „Göttinnen", dem vorigen Werk von Heinrich Mann, das bis in die Bacchanale hinein eine gewisse ästhetisierende Kühle bewahrte, strotzt die „Jagd nach Liebe" von unmittelbarem Leben.

Druck: Buchdruckerei der Aktiengesellschaft „Nationalzeitung", Berlin SW.

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND IN
OCT 4 1906

Digitized by Google